32101 064064288

Digitized by Google

0982
.119

ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeines deutsches

Conversations-Lexicon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter,

in 10 Bänden.

Herausgegeben

von

einem Vereine Gelehrter.

Zweiter Abdruck

der ersten Original-Auflage.

Zweiter Band.

Begl — Civ.

Leipzig,

Gebrüder Reichenbach.

1839.

Printed in Germany

Digitized by Google

(RECAP)
0982
.119
V.2

Digitized by Google

Beglaubigung, s. v. a. Bekräftigung, Bestätigung, lat. approbatio; franz. und engl. attestation. Bei Beglaubigung von Urkunden ist zu unterscheiden, ob es Urschriften oder Abschriften sind. Urschriften (Originale, authentische Exemplare) werden bekräftigt a) durch Namensunterschrift, b) durch Beisetzung der Unterschriften von Zeugen, c) durch amtliche Zeugnisse über das wiederholte Anerkenntniß der Unterschrift vor Gericht, d) durch Beidruckung eines Siegels, e) durch Contrasignirung, f) durch Ausfertigung in doppelten, neben einander geschriebenen und durch besondere Ausschnitte getrennten Exemplaren, von denen das eine zurückbehalten wird. Das wieder vorgezeigte Exemplar muß dann in den Ausschnitt passen. Man nennt sie Kerbzeddel, Zertern, und findet sie am häufigsten in den Barbareskenstaaten, wo dann der Schiffer, dessen Papiere in Ordnung befunden worden, zur Legitimation einen solchen Kerbzeddel erhält. Abschriften (Copien, Transsumente) beglaubigt man durch amtliche Zeugnisse darüber, daß sie dem vorgezeigten Originale gleichlauten. 3.

Beglaubigungsschreiben (Accreditiv), franz. lettre de créance; engl. credilive, 1) die eigenhändige glaubhafte Schrift, welche derjenige, der einen Beauftragten sendet, diesem zur Beglaubigung seiner Person und seines Auftrages mitgibt; 2) besonders wird solches den Gesandten von dem Staate, von dem sie gesendet werden, mitgegeben. Erst von dem Augenblicke der feierlichen Überreichung des B.'s an wird der Überbringer als Gesandter, d. h. als Repräsentant seines Staates anerkannt und genießt die ihm als solchem zukommenden Vorrechte. Bis dahin war er blos als Privatperson zu betrachten. 3.

Begleitung, s. Accompagnement.

Begnadigungsrecht, lat. aggratiandi jus, das der obersten Staatsbehörde zukommende Recht, die bereits zuerkannte Strafe zu erlassen. Dieses Recht gründet sich auf die Voraussetzung, daß der oberste Gesetzgeber auch die authentische Auslegung zu geben, und ob die Strenge des Gesetzes auf den vorliegenden Fall anwendbar ist, zu beurtheilen im Stande sei; daher die Willkühr ausgeschlossen bleiben soll. Dieß ist auch der Grund, warum in England, wo das Parliament die Gesetze gibt, der König kein eigentliches B. ausübt, sondern blos die Execution verschieben kann. 10.

Begräbniß, Beerdigung, lat. sepultura; franz. sépulture; engl. burying, im Allgemeinen Bestattung der Todten, besonders das Begraben menschlicher Leichname in die Erde. Das Verfahren bei dem Begräbnisse ist nach Zeit und Volk höchst verschieden, sowohl hinsichtlich der Gebräuche vor und während der Bestattung, als auch hinsichtlich der Bestattung selbst. Die alten Völker wichen hierin mehr oder minder von einander ab. Bei einigen finden wir schon früh neben dem Begraben in die Erde die Sitte, ihre Todten zu verbrennen. Eigenthümlich sind die Gebräuche der alten Ägypter. War Jemand gestorben, so balsamirten erst gewisse dazu bestimmte Ärzte den Leichnam ein (wozu bei Vornehmen eine Zeit von 50 Tagen nöthig war), hierauf wurde ein Todtengericht gehalten; wenn sich kein Ankläger fand oder die Anklage sich als falsch erwies, hielten die Leidtragenden eine Rede, und nun erst wurde der Leichnam in das Be-

495672

Digitized by Google

gräbniß gebracht. Fand ſich die Anklage gegründet, ſo wurde dem Todten die feierliche Beerdigung verſagt; beſonders ſcheint dieß der Fall geweſen zu ſein, wenn der Todte viele Schulden hinterließ. In dieſem Falle wurde der Leichnam in dem Hauſe der Hinterlaſſenen aufgeſtellt. Die Begräbnißſtätten der Ägypter waren unterirdiſche Felſengewölbe, die in verſchiedene Gemächer getheilt waren. Die merkwürdigſten dieſer Begräbniſſe, von denen Überbleibſel auf unſere Zeit gekommen ſind, ſind die der Könige von Theben. Auch die Obelisken und Pyramiden ſcheinen Begräbniſſe der Könige zu ſein, wenigſtens deuten die Inſchriften darauf hin. — Bei den Juden wurden die Todten ſchon in den früheſten Zeiten entweder förmlich begraben, oder in Höhlen beigeſetzt. Vom Verbrennen derſelben finden ſich wenig Spuren und geſchah es, ſo waren beſondere Gründe dazu vorhanden. Die Gewohnheit, die Leichname einzubalſamiren, findet ſich auch bei ihnen, doch war dieß nur eine Beſtreichung mit wohlriechenden Salben, wodurch die Leichname nicht wie bei den Ägyptern zu Mumien wurden. Die Todten wurden ſogleich nach ihrem Verſcheiden abgewaſchen, hierauf in Tücher und Decken eingehüllt und ſo auf Bahren in das B. gebracht. Später entſtanden noch eine Menge Ceremonien, die zu beſchreiben zu weitläufig iſt. Die Begräbniſſe befanden ſich ſtets in einiger Entfernung von den Orten, und waren gewöhnlich weiß angeſtrichen. — Die Griechen begruben ihre Todten in der früheſten Zeit ebenfalls, ſpäter kam jedoch das Verbrennen derſelben allgemein auf, obgleich der Gebrauch, ſie zu beerdigen, nicht ganz aufhörte. In Sparta z. B. wurden die Todten alle beerdigt. Die Begräbnißplätze der Griechen waren in der früheſten Zeit in den Häuſern, ſpäter wurden beſondere Plätze dazu genommen, auch häufig die Leichname an öffentlichen Wegen beigeſetzt. Nach und nach fing man an, die Gräber mit Bildſäulen zu zieren, dann führte man kleine Gebäude über dem Grabe auf und zuletzt bot man Alles auf, um die Grabmäler ſo prächtig zu bauen als möglich (Grabmahl des Königs Mauſolus); oft wurden auch Tempel über dem Grabe eines verdienten Todten aufgeführt. Als nun das Verbrennen der Todten auf Scheiterhaufen Sitte wurde, ſammelte man die Aſche in Urnen und ſetzte dieſe im Grabmahle bei. Die Todten wurden ebenfalls ſogleich nach ihrem Verſcheiden gewaſchen, geſalbt, in ein gewöhnlich weißes Gewand gehüllt und dann ausgeſtellt. Kurz vor der Beſtattung wurde dem Todten ein Stück Geld (obolus) als Fährgeld für den Charon in den Mund geſteckt. Das Leichenbegängniß ſelbſt geſchah am Tage, nur junge Leute wurden in den Frühſtunden beſtattet. Zuerſt kam der Leichnam, von Verwandten oder Freigelaſſenen auf den Schultern getragen, hierauf folgten die Anverwandten und Freunde, bei verſtorbenen Feldherren die Soldaten mit umgekehrten Lanzen, bei Magiſtratsperſonen die Träger ihrer Inſignien. Wenn man am Scheiterhaufen, der mit Spezereien bedeckt und mit Cypreſſen umgeben wurde, angelangt war, ſo wurde der Leichnam hinaufgelegt und nun der Scheiterhaufen von dem nächſten Anverwandten mit abgewandtem Geſichte angebrannt. Jetzt folgten verſchiedene Thieropfer (früher Menſchen), Fechterſpiele und andere Ceremonien. Die Todten ſcheinen nicht länger als 8 Tage im Hauſe aufgehalten worden zu ſein, auch endete mit dieſer Zeit die tiefe Trauer. Die Beiſetzung der Urnen geſchah den neunten Tag. — Die Römer beerdigten anfangs ihre Todten und zwar in der Stadt, was aber ſpäter durch die 12 Tafelgeſetze verboten wurde, mit Ausnahme der veſtaliſchen Jungfrauen und verdienter Männer. Doch finden ſich ſchon unter Numa Spuren der Verbrennung und während der Republik war dieſe allgemein; die Begräbniſſe waren theils öffentliche, theils Familienbegräbniſſe und befanden ſich größtentheils außerhalb der Stadt. Die Gebräuche vor der Beſtattung waren faſt dieſelben wie bei den Griechen. Der Leiche folgten die Freigelaſſenen, welche die Büſten der Vorfahren, Siegeszei-

Digitized by Google

chen ꝛc. trugen, dann die Verwandten und Freunde. War der Verstorbene ein angesehener Mann gewesen, so wurde vor der Bestattung auf dem Markte die Leiche abgesetzt und von dem nächsten Verwandten eine Lobrede (parentatio) gehalten. Die Asche des verbrannten Todten wurde gesammelt, in Urnen aufbewahrt und feierlich im Grabmahle beigesetzt. Wurde ein Todter begraben, so legte man ihn in einen Sarg und setzte diesen rückwärts in das Grab. Übrigens fand man auf jedem Grabe ein Monument, auf welchem gewöhnlich S. T. T. L., d. i. sit tibi terra levis, „sanft ruhe die Erde auf dir", eingegraben war; auf den Grabsteinen standen die Worte placide quiescas oder moliter ossa cubent, „ruhe sanft" oder unser ehemals gebräuchliches „Gute Nacht". Die vornehmen Römer, welche die Sitten des feinern Griechenlands nachahmten, bauten sich gewöhnlich prächtige Grabmähler von verschiedener Gestalt. Solche sind die des Scipio, des Septimius Severus, des Augustus u. A. Die Grabstätten waren heilig und ihre Verletzung wurde hart bestraft. Missethäter, die im Gefängnisse verstorben waren, wurden nackend auf die Straßen geworfen; ferner wurde diesen und besonders den Verräthern des Vaterlandes wie bei den Griechen ein feierliches Begräbniß versagt. Die Sitte, die Todten zu verbrennen, erhielt sich bei den Römern, bis endlich durch die Verbreitung des Christenthums das Begraben allmählig allgemeiner wurde. Während der Verfolgungen verbargen die Christen ihre Todten, wo sie konnten, am häufigsten in Katakomben (unterirdischen Gängen). Als später die öffentliche Ausübung des Christenthums und der Bau von Kirchen erlaubt wurde, wählte man für letztere gern einen Ort, wo ein Heiliger oder Märtyrer begraben lag, oder setzte wenigstens die Asche eines solchen unter dem Altare der neuerbauten Kirche bei. Die Frömmigkeit der ersten Christen hielt es für ein besonderes Glück, in der Nähe eines Heiligen eine Ruhestätte zu erhalten. So kam nach und nach das Begraben in Kirchen auf. Konstantin der Große war der Erste, welcher sich in den Eingang der von ihm erbauten Apostelkirche zu Konstantinopel begraben ließ. Von da an wurden Priester und andere ausgezeichnete Personen in die Kirchen begraben. Zwar wurde es mehrmahls verboten, allein seit der Aufhebung dieses Verbots durch Leo den Weisen hat sich diese Sitte bis in neuere Zeiten erhalten. Jetzt aber ist es durch ausdrückliche Verbote fast überall abgekommen und mit Recht; denn dieser Gebrauch war der Gesundheit nur zu nachtheilig. — Die übrigen Völker Europas, germanischen und andern Stammes, die in frühern Zeiten ihre Verstorbenen gewöhnlich zu verbrennen pflegten, nahmen mit dem Christenthume auch die Sitte an, die Todten zu beerdigen. Übrigens wurde es bei den Christen Gebrauch, öffentliche Begräbnisse anzulegen, welche den Namen Gottes oder Todtenäcker und, weil sie häufig um die Kirchen herumlagen, den Namen Kirchhöfe erhielten und seit dem VI. Jahrh. durch Priester eingeweiht wurden. Die christlichen Gebräuche bei Bestattungen sind je nach Verschiedenheit der Secten und der Länder verschieden, haben jedoch im Allgemeinen Ähnlichkeit, nur muß bemerkt werden, daß außer den Leichenbegängnissen mit Procession der lutherischen Confession auch sogenannte stille Beerdigungen eigenthümlich sind. Übrigens ist nach christlichem Kirchenrechte manchen Todten ein sogenanntes ehrliches Begräbniß versagt, wie in katholischen Ländern den Ketzern, Excommunicirten, ungetauften Kindern, Geistlichen und Mönchen, die ihr Gelübde gebrochen haben, Verächtern des Abendmahls ꝛc.; die Protestanten hatten ähnliche Bestimmungen, sind jedoch jetzt auch von Beobachtung der Gesetze, die den sogenannten unehrlichen Leuten, als Abdeckern, Gerichtsfrohnen, Hirten ꝛc. ein ehrliches Begräbniß versagten, wenn auch nur stillschweigend, abgegangen. Nur ähnliche Bestimmungen über Selbstmörder, Juden und andere Nichtchristen sind jetzt noch gültig. — Zuletzt noch eine kurze Darstellung von den bei Begräbnissen gewöhn-

Digitized by Google

lichen Sitten und Gebräuchen einiger andern neuern Völker. Wenn in Persien ein Kranker verstorben ist, wird derselbe von einem besonders dazu angestellten Todtenwäscher dreimal, einmal mit gewöhnlichem reinen Wasser, dann mit Kampherwasser und zuletzt mit Brunnenwasser abgewaschen, in ein weißes Tuch gewickelt und in den Sarg gelegt. Die Beerdigung geschieht dann unter religiösen Ceremonien, die ein Mollah verrichtet. Das Grab wird mit einem Steine oder einer braunen Marmorplatte belegt, in welche ein Spruch aus dem Koran eingegraben wird. In den ersten Tagen der Trauerzeit, welche 40 Tage dauert, gehen die Leidtragenden schwarz. — Die Chinesen bestatten ihre Todten, die in weißbeschlagenen Särgen liegen, mit großem Gepränge. Ein großer Priesterzug begleitet den Sarg, welcher von reichgekleideten Personen getragen wird. Die Anverwandten folgen in zerlumpten Kleidern der Leiche. Zu bemerken ist, daß die Leichenbegängnisse für einen Todten (z. B. Großvater) jährlich fortgesetzt werden. Die Trauerzeit dauert 1, 2 und 3 Jahr. — Bei den Japanesen verbrennen die Vornehmen ihre Todten, die Armen begraben sie. Bonzen und Priester begleiten den Leichnam, welcher in einem schönen Norimon mit kreuzweis auf der Brust gefalteten Händen aufrecht dasitzt. Die Anverwandten folgen dem Zuge; das jüngste Kind trägt die Fackel, mit welcher dann der Oberpriester den Scheiterhaufen anzündet. Sonst opferten sich die jungen Diener des Hauses bei dem Tode des Herrn oft den Flammen. Ferner ist es Sitte, daß die Familien jährlich an den Gräbern ihrer Verstorbenen feierliche Umgänge halten. — Auch die Leichenbegängnisse der Siamesen sind sehr ceremoniös. Sie verbrennen ihre Todten oder braten sie vielmehr nur, legen dann die Leichname in einen Sarg und begraben sie in die Nähe von Tempeln. Eine bestimmte Trauerzeit haben sie nicht. — In Hindostan werden die Todten theils verbrannt und ihre Asche in die Luft gestreut, theils in das Wasser gestürzt und zwar oft noch halb lebend. Der sonst daselbst häufige Gebrauch, daß sich die Weiber zugleich mit ihren todten Männern verbrennen ließen, hat nur mit Mühe durch die Europäer einigermaßen unterdrückt werden können. — Die Türken begraben ihre Todten ebenfalls. Zu bemerken ist, daß sie besondere Mühe auf Anlage und Ausschmückung ihrer Kirchhöfe wenden. — Possirlich sind die Gebräuche der Hottentotten. Diese wickeln ihren Todten in ein Schaffell und schleppen ihn nicht zur Thür der Hütte, sondern durch ein dieser gegenüber zu diesem Zwecke gemachtes Loch hindurch, werfen ihn in die erste beste Höhle oder in ein Loch und bedecken ihn mit Steinen und Bäumen, damit ihn die wilden Thiere nicht wegschleppen können; hierauf kehren sie zurück, brechen ihre Hütten ab und ziehen weiter. — Die Ureinwohner Amerikas machten sogleich in der Hütte, wo einer der Ihrigen verstorben war, ein Grab, setzten den vorher mit rother Farbe bemalten Todten hinein, und begruben ihn nach 10tägigen Trauerceremonien. Bei den Nordamerikanern, die überhaupt viel Zuneigung zu ihren Todten verriethen, herrschte noch überdieß der sonderbare Gebrauch, daß mehrere Stämme zusammentraten und bei einem allgemeinen Todtenfeste die Leichname der während einer gewissen Zeit Verstorbenen verbrannten. Die Knochen nahmen die Angehörigen mit zu ihrem Dorfe, wo sie dann unter Ceremonien in eine große Grube versenkt wurden. — Die Begräbnißfeierlichkeiten anderer minder wichtiger Völker übergehen wir. — 1.

Begriff, lat. conceptus, notio; franz. conception, perception, engl. notion, idea, conception; ital. idea, concetto, nozione, ist eine Vorstellung des Verstandes, in welcher mehrere zusammengehörige Vorstellungen zur Einheit verbunden sind. Während sich die Vorstellung nur auf ein Einzelding bezieht, dessen einzelne Merkmale zusammengefaßt dem Bewußtsein zur Anschauung vorgehalten werden, erhalten wir einen B., wenn der Verstand die

Digitized by Google

Merkmale (notae) der einzelnen Vorstellungen aufsucht, mit einander vergleicht und das in ihnen gemeinschaftliche Mannichfaltige unter eine Gesammtvorstellung bringt. So haben wir eine Vorstellung von einer Eiche, wenn wir die Eigenschaften und Beschaffenheiten derselben als eines bestimmten Gegenstandes zum anschaulichen Gedankenbilde vereinigen und dasselbe dem Gemüthe zur Anschauung sowohl als auch zur Unterscheidung von jedem Andern vorhalten. Wir haben aber einen B. von einem Baume, wenn wir aus den verschiedenen Vorstellungen von denjenigen Gewächsen, die zu dieser Pflanzengattung gehören, alle Merkmale (Wurzel, Stamm, Äste, Blätter, holzartige Bestandtheile ꝛc.) absondern und in der Einheit des Bewußtseins wieder zu einer Vorstellung verknüpfen. Wie demnach in jeder Vorstellung von einem Gegenstande ein B. von etwas mehreren Dingen Gemeinsamem enthalten ist, so umfaßt jeder B. wieder mannichfache gleichartige Vorstellungen unter sich, und nur in übergetragener Sprachweise redet man von dem Begriffe eines einzelnen Gegenstandes, den man sich vorstellt. Werden die Merkmale und Eigenschaften eines Dinges und demnach dieses selbst in möglich höchster Vollkommenheit gedacht, so erhebt sich der B. zur Idee (s. d. Art.). Man theilt die Begriffe ein nach ihrer Größe (Quantität), Beschaffenheit (Qualität), ihrem Verhältnisse unter einander (Relation) und zum menschlichen Denkvermögen (Modolität). Die Größe des B. besteht theils im Inhalte, theils im Umfange desselben. Mehrere Vorstellungen sind entweder in dem Begriffe als Merkmale (z. B. drei gerade Linien, welche einen Raum einschließen = Dreieck), oder unter demselben enthalten (gleichseitige, ungleichseitige, rechtwinkliche Dreiecke ꝛc.). Der Inhalt und Umfang der Begriffe stehen in entgegengesetztem Verhältnisse. Denn je mehr Merkmale im Begriffe sind, desto größer ist sein Inhalt und desto kleiner sein Umfang. (Drei „gerade und gleich lange" Linien, die einen Raum einschließen, bilden nur „gleichseitige" Dreiecke.) Können mehrere Merkmale im Begriffe unterschieden werden, so ist er zusammengesetzt und erklärbar; findet dieß nicht statt und fällt der B. mit dem Merkmale zusammen, so ist er einfach und kann nur beschrieben werden (z. B. schwarz, blau ꝛc.). Je mehr aber Vorstellungen der B. unter sich befaßt, desto kleiner ist sein Inhalt und desto größer sein Umfang. (Linien, welche einen Raum einschließen = jede geometrische eckige Figur, Dreieck, Viereck ꝛc.) Die Beschaffenheit eines B. beruht auf dem Grade, in welchem man sich desselben bewußt ist, und in sofern wird ein B. theils klar oder dunkel, theils deutlich oder undeutlich genannt. Klar ist der B. von einem Gegenstande, wenn dieser von jedem andern unterschieden werden kann, deutlich, wenn in dem Begriffe selbst die einzelnen Merkmale genau aus einander gehalten werden. Hinsichtlich des Verhältnisses unter einander sind die Begriffe nach ihrem Inhalte theils einerlei (identisch), oder ähnlich (verwandt), oder verschieden, je nachdem in ihnen dieselben, oder verwandte oder unterschiedene Merkmale anzutreffen sind; theils einstimmige oder widerstreitende, wenn sie sich in einem Gegenstande vereinigt denken lassen oder einander aufheben; theils wesentliche, welche vereinigt dem Gegenstande als solchem nothwendig beizulegen sind, oder zufällige, die an ihm nur zufällig angetroffen werden. So sind Körper, lebendes Princip, Instinct wesentliche Begriffe eines Thieres, zufällige: Schlauheit, Behendigkeit, Faulheit ꝛc. (Hierauf beruht der Unterschied zwischen Eigenschaften und Beschaffenheiten; s. Attribut). Die wesentlichen Begriffe sind wiederum ursprüngliche, wenn sie mit dem Dinge selbst, dem sie beigelegt werden, gegeben sind, ohne welche das Wesen desselben nicht gedacht werden kann (Körperlichkeit, thierisches Leben = Thier), oder abgeleitete, wiefern sie aus jenen nothwendig hervorgehen (sinnlicher Trieb). Werden die Begriffe nach ihrem Umfange verglichen, so sind sie der Ordnung gemäß entweder höhere und weitere, oder niedere

und engere (Geschöpf: Mensch, Thier), oder beigeordnete, welche neben einander unter einem höhern Begriffe (Wurzel, Stamm, Blatt, Blume ꝛc. unter dem Begriffe: Pflanze) oder mit gleichem Gehalte und Range zusammengestellt werden (Raum und Zeit). Nach dem Verhältnisse endlich der Begriffe zu dem Denkvermögen sind sie entweder mögliche, oder wirkliche oder nothwendige. Möglich ist der B., wenn in ihm keine widersprechenden Merkmale enthalten sind, wirklich, wiefern er gedacht und anerkannt wird, nothwendig, sobald er vermöge eines nöthigenden Grundes nach Inhalt und Form gerade als solcher dem Denkenden erscheint. — Jeder B. beruht auf einem Urtheile, nach welchem die zu ihm gehörigen Merkmale aufgefunden und verbunden werden, und der Verstand zeigt sich bei Auffindung und Vergleichung der einzelnen Begriffe immer als Beurtheilungskraft und zwar bald als Witz, wenn er das Ähnliche unter den verschiedensten bemerkt, bald als Scharfsinn, wenn er den Unterschied unter den ähnlichsten auffaßt, bald als Tiefsinn, wenn er sie in systematischen Zusammenhang bringt und darin überschaut. Anders ist aber die Thätigkeit des Verstandes als Erkenntnißvermögen, sobald er einen B. einem gegebenen Gegenstande entnimmt, oder auf ihn überträgt, und diesen als einen bestimmten erkennt und in die Grenzen des B. einschließt. Hiernach redet man von sinnlichen Begriffen, die vermittelst der Anschauung durch die Sinne erzeugt und geregelt werden, von empirischen, sofern die Erfahrung ihre Quelle ist, und von reinen Verstandesgriffen, die nur durch die Anschauung des inneren Sinnes entstehen und sich darstellen lassen, s. Kategorie. 2.

Begrüßung, s. Gruß.

Beguinen, Beghinen, Begginen, auch **Begutten** hießen seit dem XI. Jahrh. (denn die älteste Urkunde, die ihrer erwähnt, ist ein Schenkungsbrief für die B. zu Vilvoorden in Brabant vom J. 1065) fromme, in eine geschlossene Gesellschaft vereinigte Jungfrauen und Wittwen, welche zwar Ähnlichkeit mit den Nonnen, aber weder ihre Gelübde noch ihre Regel hatten, durch Handarbeiten sich ihren Unterhalt verdienten, und die Schenkungen, die ihnen bisweilen zuflossen, zu wohlthätigen Zwecken verwendeten. Sie sorgten für den Unterricht der Jugend, pflegten Kranke, zu deren Aufnahme jedes Beguinenhaus noch ein besonderes Krankenhaus hatte, und nahmen sich überhaupt aller Verlassenen an. Daß ihr Name weder von der heil. Bagga, der Tochter des fränkischen Majordomus, Pipin, (denn erst im XVII. Jahrh. wurde mit Bewilligung des Erzbischofs von Mecheln die Verehrung derselben als Schutzpatronin in den Niederlanden eingeführt,) noch von dem Priester Lambert le Begue (der Stotternde), welcher 1180 ein Beguinenhaus zu Lüttich errichtete, sondern vielmehr von dem altdeutschen beggen, gothisch bidgan, d. h. eifrig bitten, beten, abzuleiten ist, haben neuere Forschungen klar erwiesen. (S. **De Beghardis et Beguinabus Commentarius, Lips. 1790.**) Im XII. Jahrh. breiteten sie sich in Deutschland, in den Niederlanden und in Frankreich (vorzüglich von Ludwig IX. in Schutz genommen) sehr weit aus, und die Kreuzzüge, welche einen so bedeutenden Theil der männlichen Bevölkerung Europas wegnahmen, gaben verlassenen Frauen immer häufiger Veranlassung, sich in die Beguinenhäuser zu flüchten. Seit dem XIII. Jahrh. hatten sie vielerlei Verfolgungen zu erdulden, die ihnen hauptsächlich von den, durch dieselben sich beeinträchtigt glaubenden Bettelmönchen bereitet wurden. Um diese Zeit traten sie mit dem dritten Orden der Dominikaner und Franziskaner (Tertiariis) in Gemeinschaft. Doch reizten manche Abweichungen von ihrer ursprünglichen Lebensweise im XIV. Jahrh. selbst die Päpste, sich gegen sie zu erklären. Man behauptet, daß ihnen auch der vertraute Umgang mit den männlichen B., welche in der Geschichte unter dem Namen Beghar den vorkommen, zum Vorwurfe

gemacht worden wäre. Dieſes waren nämlich Männergeſellſchaften, welche ſich ungefähr ſeit dem Anfange des XIII. Jahrh. nach dem Muſter der weiblichen B. gebildet hatten, wobei zu bemerken iſt, daß dieſer letztre Name von den männlichen ſowohl als den weiblichen Mitgliedern, Begharden aber nur von männlichen gebraucht wird. Indeß wurden die Begharden weder ſo zahlreich, noch ſo beliebt, und verloren namentlich in Frankreich ſchon gegen das Ende des XIII. Jahrh. faſt alle Achtung. Und als die Fraticellen oder die Congregationen des dritten Ordens der Franziskaner ſich gegen den päpſtlichen Stuhl empörten, wurde Vieles, was eigentlich dieſen zur Laſt fiel, auf Rechnung der B. und Begharden geſetzt. Zwar verſchaffte ihnen im XIV. Jahrh. Ludwig der Baier in Deutſchland einige Ruhe; dieſe wurde jedoch durch die in den Jahren 1367 und 1369 vom Kaiſer Karl IV. und Papſt Urban V. gegen ſie erlaſſenen Befehle wieder zerſtört. Gregor IX. und Bonifaz IX. waren ihnen günſtig. Dennoch gingen die Begharden noch im XIV. Jahrh. unter und nur die weiblichen B. erhielten ſich am Rheine, in Sachſen und in den Niederlanden. Vorzüglich breiteten ſie ſich in Sachſen aufs Neue aus und nannten ſich Seelenweiber und ihre Wohnungen Seelenhäuſer. Dieſe letztern wurden während der Reformation meiſtens in Hoſpitäler verwandelt. In den Niederlanden dagegen dauerten ſie noch im XVIII. Jahrh. fort. 60.

Behaim (Martin), entſproſſen aus dem altadeligen böhmiſchen Geſchlechte von Schwarzbach, ward um 1430 zu Nürnberg geboren, widmete ſich der Kaufmannſchaft und trieb dabei Mathematik und Schiffahrtskunde, in welcher der berühmte Regiomontanus ſein Lehrer geweſen ſein ſoll. Er machte mehrere bedeutende Reiſen durch Öſtreich, Italien, die Niederlande und kam um 1480 nach Portugal, wo ſeine Kenntniſſe bald Anerkennung fanden und ihm der Auftrag ward, mit dem Admiral Jacob de Cano eine Entdeckungsreiſe nach Afrika zu machen. Er unterſuchte auf dieſer Reiſe die Küſte von Afrika bis an den Fluß Zaire und die Inſeln an der Küſte und ward dafür nach ſeiner Zurückkunft zum Ritter des Chriſtusordens geſchlagen, ließ ſich darauf auf der azoriſchen Inſel Fayal häuslich nieder und beſuchte gegen 1490 nochmals ſeine Vaterſtadt Nürnberg, wo er auf Erſuchen des Raths einen Erdglobus nach den Hülfsmitteln der damaligen Zeit entwarf, der mit der Feder gezeichnet und illuminirt ſich noch in Nürnberg befindet und am beſten in v. Murr's diplomat. Geſchichte — M. Behaim's 3. Aufl. 1802. gr. 8. dargeſtellt iſt, das deutlichſte Zeugniß des damaligen Zuſtandes der Erdkunde. Nach Portugal zurückgekehrt genoß er der Gunſt des Königs Johann II. im höchſten Grade, und ſtarb zu Liſſabon den 29. Juli 1506., nachdem er auf einer Geſandtſchaftsreiſe nach Flandern erſt in engliſche, dann in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen war. Sein Sohn Martin ließ ihm 1519 in Nürnberg in der Katharinenkirche ein Todtenſchild aufhängen. Sein Hauptverdienſt iſt die Anwendung des Aſtrolabiums für die Schiffahrt, die Angaben aber, daß er zuerſt die Azoren und die magellaniſche Meerenge entdeckt habe, ſind ohne beglaubigten Beweis. 16.

Behörden, lat. judex legitimus; fr. juge compétent; engl. proper authority, 1) das Perſonal derjenigen Abtheilung unter den Staatsdienern, wohin eine Sache zur Verhandlung gehört. Der Ausdruck unterſcheidet ſich von dem Worte „Beamteter" dadurch, daß letzteres ſich auf die Perſon und deren Function, erſterer aber auf die Sache bezieht. Es gibt daher, wie bei den Beamteten, ſowohl Juſtiz- als Verwaltungs-Behörden, wohin ſonach Rechts- oder Verwaltungs-Angelegenheiten gehören. 2) Da, wo im Staate die Geſchäfts-Abtheilungen einander untergeordnet ſind, wird es dann auch höhere und niedere Behörden geben. Sofern 3) endlich eine Sache zur Beurtheilung für das Staats-Oberhaupt gehört, nennt man letzteres die höchſte Behörde. 3.

Behr (Wilhelm Joseph), königl. baierscher Hofrath, geb. 1775 zu Sulzheim, widmete sich der akademischen Laufbahn und ward 1799 Professor des Staatsrechts zu Würzburg, als welcher er durch Lehre und Schriften ein Hauptbeförderer des constitutionellen Lebens in Deutschland geworden ist, und war 1819—1821 Abgeordneter der Universität Würzburg bei der Ständeversammlung in München. Schon damals erregten seine freisinnigen Äußerungen einigen Verdacht bei der Regierung, und als die Stadt Würzburg ihn zum ersten Bürgermeister wählte, ward ihm die Annahme dieser Würde von der Regierung zwar gestattet, er aber von seiner Professur vorläufig entlassen, worüber er sich empfindlich ausgesprochen hat. In seinem neuen Berufe war er sehr thätig und umsichtig und erlangte durch seine Zeitschrift: „Unterhaltung des Bürgermeisters mit seinen Mitbürgern," was er wünschte, die Liebe und das Zutrauen der Würzburger im höchsten Grade. Allgemeines Aufsehen aber erregte es, als die Wahl B.'s zum Abgeordneten der Stadt Würzburg beim letzten baierschen Landtage von der Regierung verworfen wurde, die Würzburger beharrten auf ihrer Wahl und B. selbst ließ sich mündlich und schriftlich darüber aus; aber man mußte endlich nachgeben; um die Gnade des Königs wieder zu erhalten, entließen die Würzburger B. seines Amtes und dieser ward endlich selbst verhaftet und befindet sich bis jetzt noch in Verhaft und Untersuchung. 16.

Beichte ist der kirchliche Gebrauch der Christen, vor dem Genusse des heil. Abendmahls seine Sünden zu bekennen und von dem Geistlichen die Zusicherung der Vergebung derselben zu empfangen. — Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten mußten diejenigen, welche wegen grober Vergehungen aus der Kirche gestoßen worden, oder zur Zeit einer Verfolgung vom Christenthume abgefallen waren, öffentlich vor der Gemeinde ihre Sünden bekennen, die Versammlung um Verzeihung bitten und sich den, von dem Bischofe zu bestimmenden Strafen oder Büßungen unterwerfen, ehe sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden konnten. Dieß gab zu Ende des III. Jahrh. Anlaß zur Einführung der Beichte. Seit dem V. Jahrh. wurde die Ohrenbeichte, oder ein geheimes Bekenntniß aller begangenen Sünden, zur Vermehrung der Macht des Klerus benutzt, der dadurch von den geheimsten Verhältnissen Kunde, und mithin einen überallhin wirkenden Einfluß bekam. Doch erhob sie erst Innocenz III. zu einem Kirchengesetze (s. d. Art. Absolution), wobei zugleich den Geistlichen streng verboten wurde, etwas von dem ihnen in der Beichte Vertrauten zu offenbaren (sigillum confessionis). Noch jetzt fordert die katholische Kirche ein ins Einzelne gehende Bekenntniß aller Sünden, während die protestantische nur ein allgemeines verlangt, ohne jedoch ihren Gliedern das Beichten einzelner Vergehungen zu verbieten, wenn der Beichtende dadurch sein schuldbewußtes Herz zu erleichtern wünscht und Trost und Rath zu erhalten hofft, der ihm bei längerer Verheimlichung seiner Schuld gänzlich fehlen würde. Man hat die Privatbeichte und die allgemeine zu unterscheiden. Jene findet statt, wenn jede Person einzeln beichtet und Absolution empfängt, (früherhin bisweilen fälschlich Ohrenbeichte genannt, wie aus Obigem erhellt); bei dieser, der allgemeinen, hält der Geistliche einen auf das heil. Abendmahl vorbereitenden Vortrag und spricht am Ende desselben die Beichte selbst im Namen der Beichtenden. 60.

Beil (Johann David), ein geachteter Schauspieler der sogenannten „alten Schule." Er wurde 1754 zu Chemnitz in Sachsen von unbemittelten Eltern geboren. Obwohl seine Erziehung nichts weniger als ausgezeichnet war, so erwachte doch schon früh die Liebe zur Kunst in ihm. Ein würdiger Mann aus dem Kriegsstande, der seine trefflichen Anlagen bemerkte und ihn seiner edlen Gestalt wegen schon früher lieb gewonnen hatte, ließ ihn in Leipzig die Rechte studiren. B.'s Vorliebe indessen für Plattner's Vorträge drohte dieses Studium merklich in den Hintergrund zu

drängen, als plötzlich ein Zufall seinem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Beil gerieth in eine Gesellschaft reicher Landsleute, wo hoch gespielt wurde, er gewann — spielte weiter und verlor Alles, was er hatte. Halb aus Noth halb aus Neigung entschloß er sich jetzt zum Theater zu gehen. Seyler schlug ihm das nachgesuchte Engagement ab. Er ging nach Naumburg zu einer unbedeutenden Gesellschaft, wo er aufgenommen wurde, und mit Bedienten-Rollen seine theatralische Laufbahn begann. Bald aber offenbarte sich sein herrliches Talent und er spielte jetzt Alles, was vorkam, mit ungetheiltem Beifall. Die Truppe ging nach Erfurt, wo B. die Bekanntschaft des damaligen Statthalters Karl von Dalberg machte, durch dessen Empfehlung er Mitglied des Gothaer Hoftheaters wurde. Im J. 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und B. ging jetzt nach Manheim, wo Dalberg das neue unter Seyler's Direction bestehende Schauspiel unter seinen besondern Schutz nahm. Hier glänzte B. neben Iffland, Schröder u. A. Gegen das Ende seines Lebens ergriff ihn wieder die Spielwuth und verbitterte seine letzten Tage. Er starb 1808. B. hat mehrere gute Theaterstücke geschrieben; klassisch in seiner Art ist sein Lustspiel „Armuth und Hoffahrt" voll bittern Spottes auf den Adel, dem der Adel fehlt. 4.

Beilbrief oder **Bielbrief**. 1) Der schriftliche Vertrag mit dem Schiffs-Zimmer-Meister über den Bau eines Schiffs und dessen Kosten; 2) das Instrument über aufgenommene Gelder zum Bau oder zur Ausbesserung eines Schiffs. 38.

Beilegen, in der Schiffersprache, fr. tenir en vent; engl. lay by the lee, die aufgespannten Segel so gegen einander setzen, daß durch Gegenwirkung des einen Segels die Wirkung des andern aufgehalten wird, und das Schiff auf der Stelle bleibt. Dieß wird z. B. angewendet, um andere Schiffe zu erwarten; gefährliche Stellen zu beobachten; bei Sturm, wo man nicht ankern kann; von Wachtschiffen, die sich auf gewissen Punkten halten müssen und dergleichen. Gefährlich ist dieß jedoch wegen der dadurch verwirkten Abhängigkeit von Strömung und Wellen. 38.

Beiram (Fest) ist der türkische Name der beiden den Muhammedanern vorgeschriebenen großen jährlichen Feste, von denen das eine am 10. Tage des Monats Sul Hidscha (des Monats der feierlichen Wallfahrten nach Mekka) gefeiert wird und das große B. (B. bujuk) heist, das andere 60 Tage früher am 1. Schewâl, der auf den Ramadan (den Fastenmonat) folgt, beginnt, drei Tage dauert und das kleine B. (B. kutschuk) genannt wird. An beiden pflegt man sich Geschenke zu geben, das kleine B. wird aber in der Türkei mit größerem Pompe gefeiert, weil an ihm die Türken nach überstandnen Fasten sich dem ungezähmtesten Genusse hingeben. Der Ähnlichkeit halber hat man dieses Fest häufig das türkische Osterfest genannt. 9.

Beireis (Gottfried Christoph), geb. 1730 zu Mühlhausen in Thüringen, studirte seit 1750 zu Jena Jurisprudenz, nebenbei aber aus Neigung Mathematik, Physik, Chemie und Medicin, ging dann auf Reisen, wo er durch seine chemischen Kenntnisse, vorzüglich durch den Verkauf einer von ihm erfundenen rothen Farbe viel Geld erwarb, so daß er bei seiner Rückkehr 1756 ein bedeutendes Vermögen hatte. In demselben Jahre ging er nach Helmstedt, studirte von Neuem Medicin und erhielt durch glückliche Curen solchen Ruf, daß er 1759 sogleich zum ordentlichen Professor der Physik und 1762 der Medicin ernannt wurde. 1767 ward er Hofrath, 1768 ordentlicher Professor der Chirurgie und 1802 herzoglicher Leibarzt. Er starb den 17. Sept. 1809. Er las über alle Theile der Medicin, der angewandten Mathematik, über Musik, Ästhetik, Malerei, Numismatik (oft 13 Wissenschaften in einem Semester) mit großem Beifalle, wobei seine 17 verschiedenen Sammlungen von Natur- und Kunstschätzen aus den seltensten und kostbarsten Stücken bestehend und seine ansehnliche

Bibliothek großen Nutzen gewährten; aber er war ein großer Sonderling in Sitte und Kleidung. Nie verheirathet suchte er stets ein geheimnißvolles Wesen über sich zu verbreiten, prahlte sehr mit seinem Reichthume, indem er beständig große Pracht zur Schau trug, nannte seine Kunstschätze unbezahlbar, wie er einen 6400 Karat schweren Diamant zu besitzen vorgab, den man später für einen madagaskarischen Kiesel erkannte, und gab sich für einen Goldmacher aus. Doch war er ein glücklicher uneigennütziger Arzt, von gläubig strengem Wandel, ein angenehmer Gesellschafter, gegen Jedermann äußerst gefällig, und so fleißig, daß er selbst bei Tische zu lesen pflegte. Seine chemischen Entdeckungen sind größtentheils unbekannt geblieben, da er sie nicht mitgetheilt hat, seine mathematischen und physischen Instrumente erhielt die Universität Helmstedt, aber alles sein übriges Besitzthum ist zerstreut worden. Seine Biographie steht im 8. Bande der Zeitgenossen. 16.

Beisitzer (Assessoren). Es gehört zur Gesetzmäßigkeit gewisser vor einer Staatsbehörde vorzunehmenden Verhandlungen, daß nicht Einer allein sie vornehme, sondern daß mehrere, wenigstens zur Beaufsichtigung der Legalität, zugezogen werden. Diese, welche die Leitung der Sache nicht auf sich haben, sondern nur der Beaufsichtigung und des Beistandes halber zugegen sind, nennt man Beisitzer. Zu Untersuchungs-Sachen wird nach deutschen Landes-Verfassungen ein Richter und die Zuziehung von wenigstens zwei Beisitzern (Gerichts-Schöppen) zu den Vernehmungen der Angeschuldigten sowohl als der Zeugen-Verhören erfordert. Auch bei Corporationen, z. B. Nachbarschaften, Zünften, Collegien und ähnlichen nennt man die dem Vorsteher beigegebenen Gehülfen Beisitzer. So nennen bei Nachbarschaften die Gassenmeister, bei Zünften die Oberältesten ihre Gehülfen Beisitzer. Endlich nennt man bei Zünften den zu ihren Hauptversammlungen abgeordneten obrigkeitlichen Deputirten den „Beisitzer." — 31.

Beitöne. Saiten- und Blasinstrumente haben außer ihren einfachen Grundtönen noch andere, die durch andere Schwingungsarten als jene hervorgebracht werden. Man hört, z. B. wenn man auf dem Pianoforte eine Saite anschlägt, noch leise einen höhern Ton, die Quinte oder Octave, nachtönen; auf den Bogeninstrumenten, wo sich dieß ebenfalls zeigt, werden diese Töne, die man Flageolet-Töne nennt, oft mit Erfolg angewendet. Die B. der Blasinstrumente sind die wichtigsten. Sie erscheinen dann, wenn der Spieler das Instrument schärfer anbläst, zugleich aber, um den Ton angenehm zu machen, den Luftstrahl dünn und scharf hineinströmen läßt. Man sieht leicht ein, daß bei dem sonst geringen Umfange der Blasinstrumente die B. wesentlich sind (s. Blasinstrumente). — B. in der Harmonie nennt man alle Töne eines Accords, außer dem Grundtone. 36.

Beiwerk in der bildenden Kunst nennt man die Nebensachen, die zur Ausfüllung oder Erklärung des Hauptgegenstandes beigefügt werden. Der Künstler muß sich hierbei besonders davor hüten, daß durch zu genaue Ausführung dieser Nebensachen der Eindruck des Hauptgegenstandes nicht vermindert, und durch zu reiche Anordnung der Raum nicht überfüllt werde. 29.

Beiwort, s. Adjectivum und Epitheton.

Beizen, lat. **macerare**; fr. **macérer**; engl. **to macerate**, bedeutet die chemische Arbeit gewisser Handwerker und Künstler, durch welche sie auf der Oberfläche oder im Innern gewisser fester Körper eine bestimmte Veränderung hervorbringen. Indem man nämlich den Körper mit einem besondern Beizmittel überschüttet oder bestreicht, wird jene Veränderung unbeschadet des Zusammenhanges der Theile bewirkt; das Beizmittel dringt mehr oder weniger tief in den benetzten Körper, färbt entweder die Oberfläche desselben einfarbig wie bei der

Braunbeizung des Holzes durch Scheidewasser, oder verschiedenfarbig wie bei Ätzung der damascirten Klingen, oder es macht die Oberfläche des Körpers zur Aufnahme eines andern Überzugs geschickter (dann nennt man es Vorbereitungsbeize, wie bei der Überzinnung des Eisens), oder es macht die Consistenz des Körpers mürbe und verhindert die Fäulniß, wie beim Pökeln des Thierfleisches durch einfachen und gewürzten Essig, oder es dient zur Vorbereitung und Voreinweichung der Stoffe in Drucker- und Kürschnerwerkstätten, oder es zersetzt die Bestandtheile und erhöhet dadurch die Annehmlichkeit, z. B. beim B. des Tabaks u. s. w. Nach der feinen oder gröbern Beschaffenheit des zu beizenden Körpers richtet sich die gelindere oder schärfere Eigenschaft des Beizmittels. 47.

Bekenner, s. Confessoren.

Bekker, Balthasar, geb. den 20. März 1634 zu Metselawier in Friesland, nach zurückgelegten Studien in Gröningen und Franecker, Prediger in Osterlittens, darauf in gleichem Amte und als Dr. theol. in Franecker, sodann im Dorfe Loenen in Holland, bald darauf in Weesp und zuletzt (seit 1679) in Amsterdam. Durch die Cartesianische Philosophie, die er auch in einer lateinischen Schrift vertheidigte, zu aufgeklärtern Begriffen über die Religion und Theologie gelangt, suchte er in Schulen und durch Privatumgang mit jungen Predigern dem Überhandnehmen des Aberglaubens entgegen zu wirken, erregte aber durch den errungenen Beifall Neid und Haß und fiel, nachdem er das Buch: **De vaste Spyse der Volmaakten** (starke Speise der Vollkommnen) 1670 herausgegeben, in den Verdacht socinianischer Ketzerei. Die Verfolgungswuth mehrte sich, als er 1683 gegen die astrologische Furcht vor Kometen schrieb (vgl. Bayle) und: **De betooverde Weereld** (die bezauberte Welt, Amsterd. 1691 u. 1694. 4.) herausgab, in welchem Buche er durch exegetische und philosophische Gründe den Glauben an Teufelsbeschwörungen, Hexenbündnisse und Zaubereien aller Art über den Haufen warf. Sein Hauptgegner Gisbert Voet erregte einen gewaltigen Lärm, man hielt Synoden, forderte unbedingten Widerruf, suspendirte B. auf zwei Monate und entsetzte ihn endlich seines Amtes (1692). Langwierige, theils gelehrte, theils populäre Streitigkeiten waren die Folge, die auch noch nach seinem Tode (1698) eine geraume Zeit fortdauerten. „Die bezauberte Welt" aber, deren zwei erste Bände (1691) binnen zwei Monaten in 4000 Exemplaren verkauft waren, erlebte viele Auflagen, erschien in französischer (le monde enchanté, Amst. 1694. 4 Bde. 12.), deutscher (1693, u. v. Schwager Lpzg. 1781. 3 Bde. 8.), italienischer und spanischer Übersetzung und wird noch jetzt als wichtiger Beitrag über die Dämonenlehre geschätzt. 2.

Bel, Dr. Andreas, Erfinder jener berühmten Unterrichtsmethode, welche den Namen der Bel-Lancastrischen führt. In Egmore bei Madras in Ostindien, wo er Prediger und seiner Leitung die Schule von Soldatenkindern anvertraut war, bemerkte sein pädagogischer Sinn und Geist bald die Gebrechen dieser Anstalt und die Untüchtigkeit und Fehlgriffe eines Lehrers leiteten ihn auf den Gedanken, die Schüler selbst zum Unterrichten zu bilden und anzuwenden. Die Versuche gelangen und seit 1795 wurden sie durch ihn hier allgemein. Im J. 1797 machte er in England selbst, wohin er 1796 als Pfarrer zurückgekehrt war, sein System durch eine Schrift bekannt, die erst gebührende Achtung fand, nachdem 1798 Joseph Lancaster durch ähnliche Versuche Aufsehn erregt hatte. Mit dem Letztern, dem Quäker, wollten die Diener der bischöflichen Kirche nicht in Verbindung treten und übertrugen daher B., Pfarrer zu Swanage in Dorsetshire, die Einrichtung und Weiterverbreitung dieser Lehranstalten. Im Großen geschah ihre Anwendung von B. in einigen Armenschulen zu London (1807), von wo aus sie an andere Orte und bald auch in Schottland und Irland Nachahmung fand. Besonders begünstigte sie der seit 1811 gestiftete Nationalverein zur Be-

förderung der Erziehung der Armen nach den Grundsätzen der herrschenden Kirche, der 1813 zu Balwins-gardens in London eine Centralschule errichtete, die 600 Knaben und 400 Mädchen umfaßte, ihr ein Seminar zur Bildung der Lehrer und Lehrerinnen an die Seite stellte und B. zum Aufseher ernannte. Dieser, mit dem Rectorate am Sherburnhospitale und einer Pfründe belohnt, sah mit immer steigendem Beifalle seine auf Weiterverbreitung der erfundenen Lehrart berechneten Schriften und sich selbst auf einer durch Frankreich für gleichen Zweck unternommenen Reise (1817) hoch geehrt; denn bis dahin wurden bereits 200000 Kinder in 1030 Schulen nach seiner Anweisung unterrichtet. (Vgl. d. Art. Lancaster.) 27.

Bela, Name von vier Königen Ungarns. B. I., Sohn des Herzogs Ladislaus, eines Verwandten des Königs Stephan I., wurde noch bei Lebzeiten des Letztern von dessen zum Nachfolger bestimmten Vetter Peter zur Flucht gezwungen und begab sich nach kurzem Aufenthalte in Böhmen zu Casimir von Polen, dessen Schwester er zur Gemahlin erhielt; auch bekam er das Herzogthum Pommern. Als sein Bruder Andreas (I.) später König von Ungarn geworden war, begab er sich an dessen Hof und erhielt ein Dritttheil des Landes und den herzoglichen Titel. Da er aber seine Aussichten zur Nachfolge durch Ernennung seines Neffen Salomo zum Thronerben getäuscht sah, floh er zu seinem Schwager Boleslaus nach Polen und erklärte von diesem unterstützt seinem Bruder den Krieg. In einer entscheidenden Schlacht behielt er den Sieg (1061) und wurde nun, zumal da sein Bruder durch einen Sturz vom Pferde auf der Flucht sein Leben eingebüßt hatte, von den ungarischen Ständen als König anerkannt. Während seiner kurzen Regierung traf er manche löbliche Einrichtungen, wohin besonders die Ausrottung des Heidenthums und Feststellung des Landfriedens gehört. Er wurde schon 1063 beim Einsturze des Hauses, wo er eben zu Gericht saß, erschlagen. — B. II., der Blinde, des vorigen Enkel, wurde in seiner Jugend auf Befehl des Königs Colomann, seines Onkels, geblendet, aber noch bei Lebzeiten Stephan's II. von den Magnaten, welche Colomann's Sohn Boris als unehelich gezeugt haßten, zur Thronfolge bestimmt. Auch behauptete er sich gegen seinen Nebenbuhler und führte siegreiche Kriege gegen Rußland und den polnischen König Boleslaw. Dalmatien brachte er an Ungarn zurück und erlangte die Herrschaft über einen Theil Bosniens. Er starb 1141. — B. III., Nachfolger seines Bruders Stephan III. und Geysa's II. jüngerer Sohn, gelangte 1173 nicht ohne Widerspruch der ungarischen Geistlichkeit zur Regierung, die seinem jüngeren Bruder zugedacht war. Nur durch Gefangensetzung der Königin Agnes und seines Bruders Arpad konnte er sich die Herrschaft sichern. Durch Herstellung des Landfriedens, so wie durch gute polizeiliche Verordnungen und strenge Bestrafung der Verbrecher hat er sich große Verdienste um Ungarn erworben. Auch fingen unter ihm die Ungarn an sich an ein geregeltes Leben in Städten zu gewöhnen. Er starb 1196. — B. IV., König von Ungarn, bestieg im J. 1235 den Thron seiner Väter. Er fand das Reich durch die schnell auf einander folgenden und schwachen Regierungen und durch die von innen und außen angeregten Kriege zerrüttet, auch war das königliche Ansehn bei dem herrschsüchtigen und entarteten Adel tief gesunken. B. begann mit eiserner Strenge die Wiederherstellung der königlichen Macht. Die Reichsbarone, erbittert über die wachsende Kraft des Königs, riefen bald den Herzog Friedrich II. von Östreich, ihm die Krone anbietend, gegen denselben zu Hülfe, allein B. schlug ihn zurück und dictirte ihm vor den Thoren Wiens den Frieden. Kaum war B. zurückgekehrt, als im J. 1240 die Schaaren der Mogolen unter ihrem Führer Batu-Chan an den Grenzen Ungarns standen. Die kräftigsten Maßregeln B.'s scheiterten an dem Trotze der Magnaten. Nachdem die Mogolen sich des Vereczkeer Passes (12. März 1241) bemächtigt

hatten, überschwemmten sie von Tartaren und Uzen untermischt, 450000 M. und 40000 Zimmerleute voraus den Weg bahnend, das Land und standen schon, ihren Weg mit Brand bezeichnend, den 15. März einen halben Tagemarsch von Pesth. Der König hatte kaum ein Heer von 100000 M. aufbringen können, welches sich überdieß in ziemlicher Entmuthigung befand. So kam es auf dem Felde Moky in der Borsorder Gespannschaft auf dem rechten Ufer des Sajo zur entscheidenden Schlacht. Die Verwirrung im ungarischen Heere wurde bald allgemein. Die größten Anstrengungen waren gegen die ungeheure Masse der Feinde vergeblich. Der König stritt nur noch mit wenig Getreuen zur Erhaltung der Ehre und entkam, nachdem er mehrmals mit Batu-Chan ins Handgemenge gerathen war, auf das Bergschloß Túrócz. Das Land wurde eine Beute der Mogolen. B. begab sich nach Preßburg, wo er, statt Hülfe vom Herzoge Friedrich zu erhalten, noch seiner letzten Kleinodien beraubt wurde. Ausgeplündert und verarmt kehrte der unglückliche König in sein Land zurück und sammelte am rechten Donauufer die noch übrige Ritterschaft unter sein Panier, mußte aber, da seine Gesandten von dem deutschen Kaiser und dem Papste ohne Hülfe zurückkehrten, zu Anfange des J. 1242 bis über die Trawe in das Agramer Gebiet flüchten, da die Mogolen bis Dalmatien und Östreich vorgedrungen waren, bis sie nach dem Tode des Groß-Chan Oktahi zu Krakow über die Wolga zurückgingen. Rastlos bemüthe sich nun B. mehrere Jahre hindurch die Ordnung in seinen verheerten Landen wieder herzustellen. 1245 unternahm er einen Kriegszug gegen den Herzog Friedrich von Östreich, brachte dessen Heere bei Neustadt am rechten Ufer der Leitha eine vollständige Niederlage bei, wobei Friedrich erschlagen wurde (15. Juni 1246). Da dieser keine männliche Erben hinterlassen hatte, unternahm B. einen neuen Kriegszug, um seinem Sohne Stephan Östreich und Mähren zu erobern und erschien Alles auf seinem Wege verheerend 1253 vor Wien; nur der Preßburger Friede, nach dem Nieder- und Obersteiermark der ungarischen Krone anheimgefallen war, konnten ihn zum Rückzuge bewegen. Dieser Ländererwerb gab jedoch Veranlassung zu einem neuen Kriege Ottokar von Böhmen mit Margaretha, Schwester des Herzogs Friedrich, in diesem Jahre vermählt, fiel in Ungarn ein und erzwang durch den am Margarethentage 1260 errungenen Sieg die Abtretung Steiermarks. Befehdungen zwischen Vater und Sohn (1267), indem sich dieser durch den Verlust Steiermarks beschränkt glaubte, führten zu dessen Unterwerfung. Ungestört setzte nun B. die innere Befestigung seines Reiches fort, das er machtlos und zerrüttet übernommen, aber erweitert und im Innern beruhigt seinem Sohne Stephan V. hinterließ. B. starb nach einer 35jährigen Regierung in einem Alter von 65 Jahren. (S. Feßler „Geschichte der Ungarn und seiner Landsassen" Leipz. 2 Thle.) 22. 25.

Belagerung, s. Krieg.

Belehnung, s. Lehn.

Beleidigung, lat. injuria; fr. outrage; engl. offense, 1) überhaupt alles Unrecht, welches dem Andern angethan wird. Das preuß. allgem. Land-Recht sagt in der Einleitung §. 93.: „wer den Andern in der Ausübung seines Rechts hindert, beleidigt denselben ꝛc." 2) Besonders die Ehrenkränkung oder Injurie, als Anmaßung, welche des Andern Persönlichkeit antastet. Nicht jede Verletzung der Person ist Injurie, sondern nur die aus Anmaßung und Übermuth. 3) In sofern das Ansehn und die Achtung bei den Mitmenschen auf das Innigste mit der Persönlichkeit verbunden sind, rechnet man im engsten Sinne die absichtliche Verletzung der Ehre und des guten Namens vom Andern zu den Injurien. 4) Mißbräuchlich rechnen Manche noch das zur Beleidigung, was den Andern verdrießt. Sobald jedoch keine Anmaßung und kein Hohn gegen die Person des Andern dabei vorleuchtet, so ist kein

Rechts-Grund vorhanden, vermöge dessen Jemand vom Andern verlangen könnte, er dürfe nur das thun, was ihm angenehm ist. — Zu bemerken ist die Eintheilung in Real- und Verbalinjurien. Unter den ersten versteht man die mit Thätlichkeiten verbundenen Beschimpfungen eines Andern; unter den letzten ehrekränkende Reden, Schimpfwörter ꝛc. — Beleidigung der Majestät (das Verbrechen der beleidigten Majestät, crimen laesae majestatis, crimen perduellionis) — der Hochverrath oder die Landesverrätherei — das Unternehmen eines Unterthanen, welches auf eine gewaltsame Umwälzung der Staats-Verfassung oder gegen das Leben und die Freiheit seines Oberhauptes abzielt. (Preuß. Land-Recht T. II. Tit. 20. §§. 92. und 118.) In Zeiten, wo Parteienhaß sich gegenseitig bekämpft, findet man jedoch den Begriff dieses Verbrechens von den Staatsmännern nicht allemal so ganz genau genommen, sondern beliebig ausgedehnt. 10.

Belemnit, lat. **belemnita**; franz. **belemnite**, eine fast überall sich findende Muschelversteinerung, die sich theils als Feuerstein zeigt, theils Kalkspath enthält, und aus zwei Kegeln, einem innern und äußern, besteht. Beide treffen an ihrer Öffnung zusammen. Der innere Kegel heist Alveole und zwischen ihm und dem äußeren findet sich Kalk. Man findet die Belemniten theils offen, theils in Kreidelagern und zwischen Kalksteinen, und hat verschiedene Meinungen darüber aufgestellt, was sie eigentlich seien; allein keine ist genügend. Daß sie Stacheln oder Zähne von Fischen und Seeigeln ꝛc. sein sollen, ist falsch. — Es gibt viele Arten der B., von denen belemnita panillosus die gewöhnlichste ist, doch ist man darüber noch nicht im Klaren, ob alle Arten, die man dahin rechnet, wirklich dazu gehören, da die Formation derselben vielfach ist. 8.

Beleuchtung, s. Licht.

Belgien, bis 1830 ein Theil des vereinigten Königreichs der Niederlande, bildet seit dieser Zeit einen von diesem gänzlich abgesonderten Staat, ist unter die unabhängigen Königreiche Europa's aufgenommen worden und enthält nach den jetzt angenommenen Bestimmungen ungefähr 500 □ M. mit 4100000 größtentheils katholischen Einwohnern. Hierbei ist jedoch Luxemburg nicht gerechnet, obgleich die Belgier die Hälfte davon verlangen. Sonach grenzt also B. nach seiner jetzigen Ausdehnung nördlich an Holland, östlich an Preußen, südlich an Frankreich und westlich an Frankreich und die Nordsee. Gebirge gibt es fast gar nicht, in den Provinzen Hennegau, Namur und Lüttich findet man Anhöhen, die aber den Namen Gebirge nicht verdienen; so sind auch die im östlichen Theile des Landes gelegenen Anhöhen unbedeutend. Westlich ist das Land niedriger als das Meer und wird nur durch Dämme und Sandhügel (Dünen) vor diesem geschützt. Hauptflüsse sind die Maas, welche die Sambre und die Durthe aufnimmt, und die Schelde, welche ebenfalls durch mehrere andere kleine Flüsse verstärkt wird. Übrigens gibt es sehr viele Kanäle, die für die innere Verbindung des Landes und den Handel von sehr großer Wichtigkeit sind. Der Boden ist fast in allen Provinzen fruchtbar und höchst ergiebig, daher der Productenreichthum bedeutend; besonders zu bemerken sind: Rindvieh, Schafe, Pferde, Wildpret, Schweine, gut und vieles Geflügel, Bienen, Fische, Austern; in den meisten Provinzen viel Getreide, Weizen, Hanf, Flachs, Krapp, Hopfen, Tabak, Obst, viele und vorzügliche Erzeugnisse der Gärtnerei, Wein, und nicht unbedeutende Waldungen; ferner findet man Eisen, Kupfer, Kalk, Marmor, Schwefel, Mineralwasser, Torf ꝛc. Industrie und Handel vormals bedeutend, waren durch die Unruhen und Hemmungen während der Revolution ihrem Ruine nahe, doch fängt die erstere jetzt wieder an sich zu heben und es steht zu erwarten, daß sie, wenn der jetzige immer noch ungewisse Zustand der Dinge einer bestimmten Ordnung Platz gemacht hat, bald ihre vorige

Höhe wieder erreichen werde. Der Fabrikfleiß erſtreckt ſich beſonders auf Leinwand, Spitzen, Tuch, baumwollene und wollene Zeuge, Leder, Seide, Metall, Leder, Papier u. a. m. Wie es um den Handel B.'s künftig ſtehen wird, kann man zwar nicht feſt beſtimmen, doch läßt ſich mit ziemlicher Beſtimmtheit vorausſehen, daß er, wenn nicht neue Abzugscanäle ausfindig gemacht werden, ſich nie zu einer Wichtigkeit erheben wird, da die Trennung von Holland, und ſomit von den Colonien, demſelben einen zu großen Nachtheil zugefügt hat. Man ſpricht daher jetzt davon, daß ein für B. allerdings höchſt wünſchenswerther Handelsvertrag mit Frankreich im Werke ſei. — Die Sprache der Belgier iſt theils die franzöſiſche, theils die walloniſche, ein Gemiſch von franzöſiſch, deutſch und holländiſch. Die Kriegsmacht beträgt jetzt nach der neuen Organiſation gegen 100000 M. Die Verfaſſung iſt eine durch Volksrepräſentation eingeſchränkte Monarchie, an deren Spitze der König Leopold I. (vormals Prinz von Sachſen-Coburg) ſteht. — Die einzelnen Provinzen ſind 1) Oſtflandern, eine ſtark bevölkerte und gut angebaute Provinz, berühmt durch ihre vorzügliche Leinwandarbeiten. Hauptſtadt iſt Gent an der Schelde auf 26 kleinen Inſeln gelegen, mit 66000 Einw. und ehemals bedeutendem Handel. Außerdem bemerken wir noch Oudenaarde, Ronſe (Renaix), Grammont, Lokeren und St. Nicolas, beide mit bedeutenden Fabriken. 2) Weſtflandern, fruchtbar an Getreide und Vieh und induſtriereich. Die Hauptſtadt Brügge mit 35000 Einw. liegt drei Stunden vom Meere, treibt Handel und hat viele Fabriken. Die feſte Stadt Oſtende am Meere mit einem geräumigen Hafen treibt bedeutenden Handel. Nieuport, Poperingen, Ypern, Courtray und Rouſſelaer. 3) Südbrabant, ebenfalls eine fruchtbare und induſtriereiche Provinz, mit der Hauptſtadt des ganzen Königreichs Brüſſel, einer ſchönen großen Stadt mit 75000 Einw. und vielen Merkwürdigkeiten. Der Handel wird durch einen in die Schelde führenden Canal ſehr befördert. Löwen, Univerſitätsſtadt mit 26000 Einw. Belle Alliance (ſ. d. Art.), berühmt durch die am 18. Juni 1815 hier vorgefallene Schlacht; Tirlemont. 4) Antwerpen, eine nur zum Theil fruchtbare, übrigens mit Seen und Moor bedeckte Provinz mit der Hauptſtadt gleiches Namens (ſ. d. Art.) — Mecheln; Turnhout. 5) Lüttich, reich an Mineralien und Schafen, hat beſonders auch wichtige Tuchfabriken: die Hauptſtadt gleiches Namens an der Maas mit 54000 Einw. treibt ſtarken Handel und hat viele Fabriken. — Huy; — Spaa mit berühmten Mineralquellen. 6) Namur, holzreich, mit felſigem und nur zum Theil fruchtbarem Boden, liefert viel Eiſen. Die Hauptſtadt gleiches Namens an der Maas iſt feſt, ſo wie auch Philippeville und Marienburg. 7) Hennegau, eine an Eiſen, Steinkohlen und Flachs ergiebige und mit Waldungen bedeckte Provinz. Die feſte Hauptſtadt iſt Mons (Bergen) an der Trouille mit 21000 Einw. — Ath mit 8300 Einw.; Jemappe, bekannt durch die Schlacht 1792; Charleroi; Tournay. 8) Limburg, ebenfalls ziemlich fruchtbar, mit der jetzt noch von den Holländern beſetzten Hauptſtadt und Feſtung Maſtricht an der Maas (20000 Einw.). Tongern; Haſſelt; Venloo, Feſtung an der Maas. — Der Name Belgier, die ſich auch in Britannien ausgebreitet hatten, und in den jetzigen Sommerſetſhire, Wiltſhire und Hamptſhire wohnten, findet ſich ſchon bei Cäſar, der ſie als deutſchen Urſprungs und als ein mächtiges aus 15 Stämmen beſtehendes Volk beſchreibt und einen heftigen Kampf gegen ſie zu beſtehen hatte, in welchem er einen ihrer Hauptſtämme, die Nervier, faſt ganz vernichtete. Später verlor ſich der Name; denn die im Mittelalter und noch ſpäter ſo blühenden Provinzen des heutigen B.'s bildeten nie einen beſondern unabhängigen Staat. Einzelne hatten allerdings eigene Grafen, allein bald finden wir Frankreich oder die mächtigen Herzöge von Burgund im Beſitze derſelben. Später kamen dieſe reichen und bevölkerten Gegenden an das Haus

Habsburg in Deutschland und Spanien. Allein sie blieben diesem nicht, der Besitz wechselte, bis sie endlich in neuster Zeit, nachdem sie eine Zeit lang im Besitze Frankreichs gewesen waren, seit welcher Zeit der Name B. wieder eingeführt ward, ein integrirender Theil Hollands wurden (1815). Allein im J. 1830 geschah die gewaltsame Trennung B.'s und Hollands (s. d. Art. Aufstände). Nach dem Rückzuge der Holländer aus Brüssel wurde von der provisorischen Regierung, an deren Spitze de Potter stand, erklärt (4. Octbr. 1830), daß B. einen unabhängigen Staat bilden solle. Die verschiedenen Parteien fingen nun an sich zu bekämpfen, die eine wünschte Vereinigung mit Frankreich, die andere Republik (de Potter) und die dritte den Prinz von Oranien zum Regenten. Die provisorische Regierung war daher nicht im Stande, die Ruhe herzustellen. Der Prinz von Oranien, welcher sich an die Spitze der Bewegung stellen wollte, mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Im November des gedachten Jahres trat der Nationalcongreß zusammen, decretirte die Unabhängigkeit B.'s und die Ausschließung des Hauses Nassau vom Throne (24. Nov.). Die Londoner Conferenz, welche vor Allem Ruhe wünschte, brachte einen Waffenstillestand zwischen B. und Holland zu Wege, und da es in dem Interesse der europäischen Mächte lag, daß B. eben so wenig ein Theil Frankreichs als Republik würde, die Abneigung des Volkes gegen Nassau zu groß war, so knüpfte man Unterhandlungen wegen Wahl eines Königs an. Während dieser Zeit wurde der Baron Surlet de Chokier zum Regenten erwählt, um die Bemühungen der republikanischen Partei kräftiger unterdrücken zu können. Lange konnte man keinen Candidaten finden; die am 3. Febr. 1831 erfolgte Wahl des Herzogs von Nemours wurde nicht angenommen, und die in Frage stehende des Herzogs von Leuchtenberg von den Mächten zurückgewiesen. Endlich wurde nach langen Unterhandlungen am 4. Juni 1831 der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg zum Könige erwählt. Dieser nahm es an, und beschwor am 21. Juli 1831 zu Brüssel die belgische Constitution. Die Gefahr, die B. schon am 2. Aug. durch einen siegreichen Angriff der Holländer drohte, wurde durch das Einrücken der Franzosen beseitigt. Nun begannen die Verhandlungen bei der Londoner Conferenz wegen Feststellung der Grenzen, Staatsschuld und Scheldeschiffahrt. Lange wurde die Beendigung derselben durch anhaltende Weigerungen des Königs von Holland verhindert, sind jetzt jedoch ziemlich zu Ende gediehen. Die Scheldeschiffahrt ist den Belgiern ebenfalls freigegeben, auch sind die gegenseitigen Verhältnisse wegen der Staatsschuld regulirt. Die Abtretung Luxemburgs ist durch den deutschen Bund entschieden verweigert worden. 15.

Belgrad, Griechisch-Weissenburg (Darol-Dschihad), lat. Alba graeca; franz. u. engl. Belgrade (40° 3′ B. und 39° 7′ 30″ L.), feste Hauptstadt des zur Türkei gehörigen Königreichs Serbien, am Zusammenflusse der Sau in die Donau, besteht aus der Citadelle, der eigentlichen Stadt, der Wasserstadt und der Raizenstadt. Die Zahl der Einwohner übersteigt nicht 30000, welche, außer der Besatzung und Kaufleuten, die Türken sind, größtentheils aus Serbiern bestehen. Wenn die Stadt gegründet sei, ist unbestimmt; bekannt ist, daß ein serbischer König im J. 1342 ein Castell hier anlegte. Oft wurde sie von den Türken hart bedrängt, so z. B. 1456, wo sie aber durch den tapfern Johann Hunyades gerettet wurde. Erst 1521 kam sie in die Hände der Türken und blieb es bis 1717, wo sie durch den Prinz Eugen unter östreichische Herrschaft gebracht wurde. Doch schon 1739 wurde sie den Türken wieder überlassen. Noch einmal wurde sie durch Laudon im J. 1789 erobert, aber 1791 wieder zurückgegeben. — B. hat wenig Merkwürdigkeiten, denn obgleich sie unter der kurzen östreichischen Herrschaft zu blühen anfing und eine europäische Gestalt angenommen hatte, so fiel sie doch unter türkischer Botmäßigkeit in ihre alte, fast allen türkischen Städten

eigene Gestalt zurück. Erst in der neusten Zeit, seitdem Serbien als erblicher, doch den Türken zinsbarer Staat anerkannt worden ist, fängt die Cultur wieder zu blühen an. Der Handel B.'s ist bedeutend, da es an der Straße von Wien nach Konstantinopel liegt; eben so ist der Verkehr mit dem gerade gegenüber liegenden Semlin äußerst lebhaft. Jetzt ist B. die Residenz des Fürsten Milosch. 15.

Béliard, Augustin Daniel, Graf, Pair von Frankreich, Major-General der Armee, geb. 1773 zu Fontenay le Comte in der Vendée, begann seine kriegerische Laufbahn sehr früh und hatte während der Revolutionsstürme Gelegenheit genug, sich auszuzeichnen. Seine Kenntnisse, wie seine Tapferkeit, die er bei Jemappes und Neerwinden glänzend bewies, blieben nicht unbelohnt. Er wurde zum Generaladjutanten erhoben und machte als solcher, obgleich er nach Dumouriez Verrath seiner Stelle kurze Zeit entsetzt war, 1796 unter Napoleon die Feldzüge in Italien mit so viel Auszeichnung mit, daß er nach der Schlacht bei Arcole zum Brigadegeneral avancirte. So wie er in Ägypten durch Umsicht und Tapferkeit seinen alten Ruhm behauptete (auch nahm er besonderes Interesse an den wissenschaftlichen Untersuchungen), eben so nahm er rühmlichen Antheil an den folgenden Kriegen des Kaisers in Deutschland und Spanien. Divisionsgeneral war er bereits in Ägypten geworden und 1801 führte er den Oberbefehl über die in Belgien stehende Division. In Spanien erwarb er sich durch die Unterdrückung des Aufruhrs in Madrid große Verdienste, eben so in dem Feldzuge in Rußland und dem darauf folgenden in Deutschland. Nach dem Sturze des Kaisers wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair und Major-General der franz. Armee erhoben; da er aber nach der Rückkehr Napoleon's zu diesem übertrat, so wurde er einige Zeit verhaftet, erhielt aber 1816 seine Würden zurück. — Gleich ruhmvoll wie die kriegerische Laufbahn ist die diplomatische B.'s. Schon Napoleon hatte ihn während des italienischen Feldzugs zu verschiedenen Unterhandlungen in Neapel gebraucht und zwar zu seiner Zufriedenheit. Von größter Wichtigkeit aber war die Sendung an den preuß. Hof, die ihm Louis Philipp nach seiner Erhebung auf den Thron auftrug; denn sie hatte die Anerkennung des Königs von Preußen zum Zwecke. B. vollzog diesen Auftrag in kurzer Zeit und ward bald darauf als Gesandter nach Brüssel geschickt. Bei dieser wegen der Verwickelung der Verhältnisse höchst schwierigen Sendung erschienen die praktischen Talente B.'s im glänzendsten Lichte. Unermüdlich, mit eben so viel Klugheit als Offenheit wirkte er zur Befestigung des jungen Staates, schützte Antwerpen vor der gedrohten Zerstörung und zeigte besonders in den Decembertagen 1830 eine außerordentliche Thätigkeit. Seine großen Verdienste um die Belgier sind unbezweifelt, auch sind sie von diesen anerkannt worden; ein Denkmal soll sie der Nachwelt verewigen. — In der Ausübung seines Berufs starb B. am 27. Jan. 1832 zu Brüssel. 22.

Belial ist in der Kabbala (s. d. Art.) der Fürst der bösen Dämonen, der gegen das Lichtreich kämpfend anstrebt, die Menschen verführt und alles Unheil auf Erden anrichtet. Im A. T. bedeutet das Wort בְּלִיַּעַל Nichtswürdigkeit, Bosheit, Verderben und einen verworfenen Menschen. Der Apostel Paulus stellt (2 Cor. 6, 15.) den *Βελίαλ* oder *Βελιαρ* Christo gegenüber, um das Ideal, nach dem der Christ ringen müsse, durch den Gegensatz recht scharf hervorzuheben. Denn schon im apostolischen Zeitalter mochte man den Satan, der in den Herzen der Menschen Unglauben und Gottlosigkeit hervorbringt, mit jenem Götzennamen belegen. 27.

Belidor, Bernhard Forest de, ein berühmter franz. Ingenieur und Mathematiker, geb. 1697 in Catalonien, verlor frühzeitig seine Eltern und fand an seinem Taufpathen, einem Artillerieofficiere, und nach dessen Tode an einem Ingenieurofficiere wohlwollende Pfleger und Lehrer. Die Belagerung von Bouchain

und Quesnoy war für ihn eine sehr lehrreiche Schule. B. wurde sehr bald wegen seiner großen mathematischen Kenntnisse durch die Empfehlung Cassini's und de la Hiré's, denen er bei Verlängerung des paris. Meridians half, als Lehrer bei der neu errichteten Artillerieschule zu la Fire angestellt. 1742 und 1743 diente B. als Generaladjutant bei den franz. Truppen und wohnte dem Feldzuge in Baiern und Böhmen gegen Östreich bei, wurde aber bei Linz gefangen genommen. Nach seiner Befreiung ward er Oberstlieutenant und Ritter des Ludwigsordens, machte 1744 die Feldzüge in Italien und Flandern unter dem Prinzen Conti mit und ward 1745 in den Niederlanden bei der Eroberung von Charleroi wegen seiner Verdienste zum Obersten erhoben. Der Kriegsminister Belleisle ernannte ihn 1758 zum Director des Arsenals und bald darauf zum Brigadegeneral und Gouverneur des Mineurcorps; doch starb er vom Schlage getroffen den 8. Sept. 1761 in Paris. Obgleich seine sämmtlichen handschriftlichen Sammlungen über Minenkrieg, Festungs- und Wasserbau, Artillerie und mathematische Wissenschaften sogleich nach seinem Tode von der franz. Regierung unterdrückt und mit Beschlag belegt wurden, so ist doch später Manches davon in Druck erschienen. Sein berühmtes Werk „Architecture hydraulique etc." (4 Bde. Paris 1737 — 53.) wird in der Geschichte der Wissenschaften immer eine glänzende Stelle behaupten. Nicht weniger wichtig ist sein „Le Bombardier français" (Paris 1731. 4.). 33.

Belisar, ein berühmter oströmischer Feldherr, welcher die Regierung Justinian's durch Kriegsthaten verherrlichte, die an die glänzendste Periode der Republik erinnern. Von niedriger Geburt (sein Vater war ein thracischer Landmann) schwang er sich durch Vermählung mit Antonina, Freundin der Gemahlin Justinian's, Theodora, zur Feldherrnwürde empor und rechtfertigte seine Erhebung zuerst durch einen Sieg, den er 529 über den Perserkönig Kabades erfocht, ja 532 verdankte ihm Justinian in dem furchtbaren zu Nika und Konstantinopel ausgebrochenen Aufstande, in welchem des Kaisers Anastasius Neffe, Hypatius, zum Kaiser erwählt wurde, die Erhaltung seines Thrones. Hierauf unternahm er einen Zug gegen die Vandalen in Afrika, schlug sie gänzlich und brachte ihren König als Gefangenen mit zurück (534). Justinian gestattete ihm zur Belohnung einen feierlichen Triumph und ertheilte ihm 535 das Consulat. In demselben Jahre gerieth er mit den Ostgothen in Sicilien in Streitigkeiten, weil sie ihm das Vorgebirge Lilybäum nicht abtreten wollten. In kurzer Zeit eroberte er ganz Sicilien und bald darauf Neapel, auch Rom wurde 536 von ihm besetzt und Rimini durch Johann (den Blutdürstigen) erobert. Der neu erwählte gothische König Vitiges zog nun mit einer großen Macht vor Rom, mußte aber, da Ravenna bedroht war und ein Aufstand gegen ihn auszubrechen drohte, die Belagerung, die über ein Jahr gedauert hatte, 538 aufheben. Nun rückte er vor Rimini, wurde aber von B., welcher sich mit neu angekommenen Truppen unter Narses vereinigt hatte, zurückgeschlagen. Jedoch gelang es ihm, die Zänkereien zwischen Narses und Belisar benutzend, Mailand in seine Gewalt zu bekommen. Narses wurde zurückgerufen und B. rückte vor Ravenna; Vitiges unterhandelte wegen der Übergabe unter der Bedingung, daß B. König der Gothen werden sollte. B. nahm dieß scheinbar an und bekam 539 Ravenna in seine Gewalt. Jetzt rief ihn Justinian zurück und schickte ihn gegen Persien, wo er einen vortheilhaften Frieden erkämpfte (541 — 43). Unterdessen hatten die Gothen unter ihrem Könige Totila in Italien abermals bedeutende Fortschritte gemacht. B., welcher wegen gerechten Verfahrens gegen seine ausschweifende Frau kurze Zeit in Ungnade gewesen war, wurde daher 544 mit wenig Truppen nach Italien geschickt. Zu schwach, mußte er Rom in Feindes Händen lassen, bis ihm 547 mit frischen Hülfsvölkern die Wiedereroberung desselben gelang. Ohne gehörige Unterstützung konnte er nichts Entscheidendes unternehmen, auch wurde er nach Konstantinopel zurückgerufen,

um abermals gegen die Perser zu ziehen. Er zwang diese zum Frieden, und 559 rettete er seinem Kaiser abermals den Thron, indem er die andrängenden Bulgaren von Konstantinopel zurückschlug. In Verdacht, Mitwisser einer Verschwörung gegen den Kaiser zu sein, wurde er 564 eingekerkert, aber nach 7 Monaten als unschuldig entlassen. Er starb den 13. März 565 in vollem Besitze seiner Würden. Daß er auf Justinian's Befehl geblendet worden sein soll, gehört unter die Fabeln. Bekanntlich hat Marmontel diese Erzählung zu einem Romane benutzt. In neuerer Zeit erschien von Schenk ein Trauerspiel unter dem Namen Belisar. 22.

Belladonna, Tollkraut, Wolfskirsche, Waldnachtschatten, franz. belladone; engl. deadly nightshade, dwale. Der Linné'sche Name dieser ausdauernden Pflanze ist atropa belladonna, aus der Familie der nachtschattenartigen Gewächse (solanceae) und der pentandria monogynia L. Sie ist in heißen und gemäßigten Klimaten einheimisch; hat einen krautartigen, ästigen, 3—4 Fuß hohen und zweitheiligen Stengel; ihre Wurzel ist dick, lang, ästig, außen gelb oder rothbraun, innen weißlich, von unangenehmem, narkotischem Geruche und von widerlichem, etwas zusammenziehendem Geschmacke; ihre Blätter sind groß, eirund, ganz und von einem schmutzigen Grün. Die Pflanze enthält, nach Brande, ein eigenthümliches Alkaloid, nämlich das Atropin, in dem die Hauptwirkung liegt. Sie ist in allen ihren Theilen ein narkotisches Gift, doch äußert sie bei Thieren keine so schädlichen Wirkungen, als bei den Menschen, auf welche schon ihre Ausdünstung betäubend wirkt und das Reiben der Hand mit den abgeschnittenen Zweigen oder Blättern Entzündung hervorbringt. Der Genuß der Beeren dieser Giftpflanze hat schon oft die gefährlichsten Zufälle, ja sogar den Tod zur Folge gehabt. Nach zuverlässigen Beobachtungen können Ziegen und Schafe das Kraut davon ohne Nachtheil genießen, ja sollen es sogar gern fressen; dasselbe hat man auch bei Hunden und Kaninchen beobachtet. — Den Namen Belladonna, welchen sie auch bei andern Nationen führt, soll sie wegen ihres schönen Ansehns, besonders wenn sie Früchte trägt, von den frühern italienischen Botanikern erhalten haben; Andere hingegen wollen ihn von bellonaria herleiten, welches nach Apulejus ein Beiname des solanum somniferum sein soll. Tongus beschreibt diese Pflanze unter dem Namen Saukraut und sagt von ihr, daß sie häufig wider hitzige Seuchen und andere Krankheiten der Schweine mit ausgezeichnetem Nutzen gebraucht worden sei, und daher vom gemeinen Manne Saukraut genannt werde. Als Arzneimittel bei den Menschen bedienten sich schon die Alten der Wurzel und Blättter der B. und wandten dieselben äußerlich als auflösendes, zertheilendes und schmerzstillendes Mittel an. Galen und nach ihm Willugby, Graham u. A. rühmten sie vorzüglich gegen den Krebs, und die Wallachen in Siebenbürgen reiben sich bei Hüftweh mit dem frisch ausgepreßten Safte der Wurzel die Glieder ein. C. Gesner soll zuerst von ihr innerlich Gebrauch gemacht und den ausgepreßten Saft der Beeren mit Zucker zum Syrup gemacht, als schmerzstillendes Mittel gegen Bauch- und Blutflüsse angewandt haben. In neuerer Zeit ist ihre Wurzel mit vielem Erfolge gegen den Keuchhusten angewandt worden; Stoll hat sie auch gegen die Epilepsie gerühmt und Bergius mit Vortheil das Pulver der Belladonnablätter, in der Gabe von 1—4 Gran, bei dem Veitstanze gegeben, außer den vielen anderen äußeren Übeln, wie z. B. Krebs, gegen welche man sie hier und da mit Nutzen gebraucht hat. Da der Gebrauch der B. die Pupille constant erweitert und unbeweglich macht, so hat die Chirurgie diese Wirkung bei manchen Operationen am Augapfel, besonders bei der des grauen Staares, mit Vortheil benutzt. Von Hahnemann und vielen andern deutschen Ärzten, z. B. Berndt, Meglin, Behr u. A. wird sie auch als Präservativmittel gegen den Scharlach ge-

rühmt. — Es gibt noch eine andere B., welches eine Art der Amaryllis ist und von Linné amaryllis belladonna genannt wird. Diese hat eine vielblumige Scheide, glockenförmige an dem Nagel umgebogene Blumenkronen und niederwärts gebogene Befruchtungswerkzeuge. Diese Art ist in Westindien einheimisch, wo sie besonders in Barbados, Surinam und den karaibischen Inseln in Waldungen und Gehölzen wild wächst, und daselbst unter dem Namen rothe Lilie bekannt ist. Sie läßt sich leicht durch ihre jungen Zwiebeln fortpflanzen und wird wegen ihrer außerordentlichen Schönheit bei uns ebenfalls unter dem Namen Belladonna oder schöne Frau in Gärten gezogen. 21.

Bellarmin, Franz Romulus Robert, der berühmteste Vertheidiger der päpstlichen Hoheit und der angesehenste Bekämpfer der Gegner der katholischen Kirche, war im J. 1542 zu Monte Pulciano im Florentinischen geboren, widmete sich mit Eifer den Wissenschaften und trat 1560 in den Orden der Jesuiten, studirte in Rom die Philosophie, begab sich bald darauf nach Florenz, um die Jugend zu unterrichten und dann nach Mondovi, wo er die Beredtsamkeit nach den griechischen Rednern lehrte (1564 — 67). Jetzt schon zeichnete er sich vortheilhaft durch seine Predigten aus und gewann immer mehr Beifall, als er 1567 und 68 in Pavia und 1569 in Löwen Theologie studirte, wohin er auf Befehl seines Ordensgenerals gegangen war, um der in den Niederlanden immer mehr um sich greifenden Reformation entgegenzuarbeiten. Im J. 1576 nach Rom zurückberufen, lehrte er hier Polemik, wurde von den Cardinälen und selbst vom Papste oft zu Rathe gezogen, bis ihn Sixtus V. im J. 1589 mit seinem Legaten nach Frankreich sandte, um das päpstliche Ansehen dort nicht sinken zu lassen. Von da zurückgekehrt, wurde er von Gregor XIV. den Gelehrten beigesellt, welche die Vulgata verbessern sollten. Zum Provinzial des Ordens in Neapel ernannt, mußte er sich dorthin begeben, wurde jedoch 1597 von Clemens VIII. zurückberufen und zwei Jahre hernach zum Cardinal ernannt. B. lebte gleichwohl sehr eingezogen und erregte den Unwillen des Papstes durch seinen Eifer für die Sache der Jesuiten, weßhalb ihn Clemens durch die Erhebung zum Erzbischofe von Capua von Rom entfernte. In dieser Stellung verbesserte er die Kirchenzucht, gab aber später, nachdem er zweimal Gelegenheit gehabt hatte, Papst zu werden, was er standhaft ablehnte, sein Erzbisthum auf, um nach Paul's V. Wunsche in Rom bleiben zu können (seit 1605). Vier Wochen jedes Jahres brachte er im Noviziathause der Jesuiten zu Rom zu und starb in demselben am 17. Sept. 1621, nachdem er bis an seinen Tod mit kirchlichen und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt gewesen war. Seine zahlreichen Schriften, theils exegetischen, theils ascetischen Inhalts, vorzüglich aber der Erhebung der geistlichen Macht über die weltliche gewidmet, erschienen ziemlich vollständig gesammelt zu Köln 1619 in 7 Bänden in Folio. Die Beschreibungen seines Lebens von Fuligatti, Rom 1624, von Frizon, Nancy 1708 und Bartoli, Rom 1677, sind blos parteiische Lobschriften, die ohne Du Pin Nouv. Biblioth. des auteurs ecclésiastiques und Niceron's Nachrichten von berühmten Gelehrten, herausgegeben von Rambach, nicht gut zu brauchen sind. 60.

Belle-Alliance, ein Meierhof in der Nähe von Brüssel bei dem Dorfe Waterloo, hat durch die hier am 18. Juni 1815 zwischen den Franzosen und den verbündeten Engländern und Preußen gelieferte Schlacht weltgeschichtliche Merkwürdigkeit erhalten. Hier wurden die alten siegreichen Schaaren des mächtigen Kaisers Napoleon vernichtet, und Glück und Thron desselben zertrümmert. Noch Tags vorher, den 17. Juni bei Ligny siegreich, hatte Napoleon den Marschall Grouchy mit ungefähr 40000 Mann zur Verfolgung der Preußen entsendet, und rückte nun mit den ihm noch übrigen Truppen, ungefähr 75000 M., gegen Wellington, der sich aus seiner Stellung bei Quatre-Bras auf die Anhö-

hen bei dem Walde von Soignes zurückzog und, nachdem ihm Blücher seine Hülfe versprochen hatte, die Schlacht in seiner Stellung von Mont St. Jean anzunehmen beschloß. Napoleon, dessen Absicht war, durch einen entscheidenden Massenangriff auf das Centrum der Engländer, diese von den Hauptchausséen auf Nebenwege und in den Wald von Soignes zu drängen, hoffte zuversichtlich auf das Eintreffen Grouchy's, oder glaubte wenigstens, daß dieser das Herannahen der Preußen verhindern würde; deßhalb ließ er seine rechte Flanke fast ungedeckt und begann nun seinen Plan auf das Centrum der Engländer auszuführen. Diese widerstanden, obgleich mit bedeutendem Verluste, allen Angriffen; hätten aber einem neuen, den Napoleon ungefähr um 4 Uhr Nachmittags vorbereitete, wohl kaum widerstehen können, wenn nicht die ganze Richtung des Kampfes durch die Ankunft der preuß. Hülfstruppen verändert worden wäre. Napoleon, der plötzlich in seiner rechten Flanke, wo er Grouchy erwartete, von preußischem Kanonendonner begrüßt wurde, schickte das 6. Corps gegen Blücher und machte schnell einen forcirten Angriff auf die Engländer. Die Reiterei ist aber zu hitzig, vergeblich schickt der Kaiser Verstärkung; er muß mit seinen Garden das Treffen herstellen; jetzt naht die Entscheidung, da erscheinen die Preußen auf dem äußersten linken Flügel und drängen Alles nach B. zurück. Vergebens sucht sie Napoleon mit seinen Garden aufzuhalten; die engl. Reiterei bricht ein und die Auflösung der Franzosen beginnt, mit ihr unordentliche Flucht. Die Schlacht ist für den Kaiser verloren. Kaum kann er selbst sich retten. Die Preußen, welche die Verfolgung übernahmen, drängten den rastlos fliehenden Feind mit dem größten Ungestüme und machten ungeheure Beute. Der Verlust der siegreichen Verbündeten betrug ungefähr 22000 Mann, der der Franzosen etwas mehr, auch hatten sie den größten Theil ihrer Artillerie und fast alles Gepäck verloren. 29.

Belleisle (Karl Ludwig August Fouquet von), Herzog, Pair und Marschall von Frankreich, des heil. römischen Reichs Fürst, Ritter des goldnen Vließes und des heiligen Geistordens, geb. 1684 zu Ville Franche, gest. zu Paris 1761. Dieser große Feldherr und Staatsmann hat durch seine Unternehmungen und Unterhandlungen, welche er mit großer Vorsicht ausführte und die das Glück vorzüglich begünstigte, bleibenden Ruhm erlangt. Vorzüglich ist seine Retraite aus Prag, sein Feldzug in der Provence und in Italien von 1746 — 1747, und das, was er zur Schwächung der östreichischen Macht und zur Wahl eines Kaisers aus dem baierschen Hause beitrug, zu bemerken. Bis an sein Ende blieb er Kriegsminister und seine Meinung gab größtentheils den Ausschlag im Cabinette. In Deutschland leitete er mit großer Geschicklichkeit und mit vielem Glücke den baierschen Krieg. Sein Bruder, Ludwig Karl Armand Fouquet von B., war Ritter, begleitete ihn in dem Kriege in Deutschland und befehligte 1744 die sogenannte Huldigungsarmee, welche die vordern östreichischen Lande für Karl VII. besetzen sollte. 41.

Bellerŏphon, auch Hipponoos genannt, Enkel des Äoliden Sisyphos, ein Sohn des Glaukos, Königs von Korinth, und der Eurymede, mußte wegen unvorsätzlich begangenen Todtschlags an seinem Verwandten oder Bruder Belleros, die Mythe sagt nicht warum, Korinth verlassen und zu Prŏtos, König von Argos, flüchten, von dessen Gemahlin Antēa B., da er in ihre durch seine Schönheit erregten sträflichen Wünsche nicht einging, bei seinem Beschützer verläumdet wurde. Prŏtos, der diese falschen Beschuldigungen glaubte, die Gastfreundschaft aber durch Tödtung nicht verletzen wollte, schickte ihn zu seinem Schwiegervater Jobates, König von Lycien, mit einer Tafel, worauf dem B. Verderben bringende Zeichen eingegraben waren. Erst am 10. Tage fragte Jobates nach des Angekommenen Namen und Auftrag. Auch er scheute sich, selbst Hand an ihn zu legen und trug ihm die Bezwingung der Chimära (s. d. Art.) und andere

lebensgefährliche Abenteuer auf. Da aber B. sowohl jenes Ungeheuer glücklich besiegte, als auch diese bestand, entging er den gegen ihn gefaßten mörderischen Absichten und Jobates, der in ihm nun einen Helden göttlichen Stammes erblickte, theilte sein Reich mit ihm und gab ihm sogar seine Tochter Kassandra (Philonoe oder Antikleia) zur Gemahlin, mit der B. den Isandros, Hippolochos und die Laodamia zeugte. Antēa aber, die ihre Anschläge vernichtet sah, tödtete sich aus Verzweiflung durch Gift. 25.

Belli (Valerio de), geb. 1468 zu Vicenza, ein ausgezeichneter Steinschneider, bildete sich in seiner Vaterstadt zum Künstler aus und begab sich dann nach Rom, wo seine Arbeiten außerordentlichen Beifall fanden. Da er keine Fertigkeit im Zeichnen hatte, so schnitt er gewöhnlich nach alten Mustern; so ahmte er z. B. auch römische und griechische Münzen mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit nach. Durch seine Arbeiten in Bergkrystall wurde er dem Papste Clemens VII. bekannt, für den er, so wie für Paul III., viele Arbeiten lieferte. Unter seine vorzüglichsten Leistungen rechnet man ein Kästchen, in dessen Wände die Leidensgeschichte Jesu eingegraben ist, ferner ein Kreuz, 2 Leuchter und mehrere Arbeiten in der Kirche St. Lorenzo zu Florenz. Er starb 1546 zu Vicenza. 22.

Belling (Wilhelm Sebastian von), ein verdienter preuß. General, geb. 1719 zu Altena in der Grafschaft Mark, erhielt seine Ausbildung auf der Cadettenschule zu Berlin, trat 1737 in Dienste und machte die schlesischen Kriege mit vieler Auszeichnung mit, so daß er 1749 Major wurde. 1758 erhielt er als Oberstlieutenant das Commando eines Corps von sogenannten schwarzen Husaren und zeichnete sich in den Feldzügen des 7jährigen Krieges durch viele glänzende Waffenthaten vortheilhaft aus. Schon 1759 war er Oberst geworden. 1759—61 operirte er mit nur ungefähr 5000 Mann ohne alle andere Unterstützung gegen die schwedische Armee in Pommern so glücklich, daß Friedrich, als vom Frieden die Rede war, antwortete: er wisse nichts von einem Kriege mit den Schweden und entsinne sich nur, daß sein Oberst B. eine lange Fehde mit ihnen gehabt habe. 1762 wurde B. Oberstlieutenant und 1776 Generallieutenant. Im baierschen Erbfolgekriege erwarb er sich ebenfalls großen Ruhm und erhielt den schwarzen Adlerorden nebst einer jährlichen Pension von 1000 Thlrn. Von Charakter war B. äußerst brav, angenehm im Umgange, liebreich gegen seine Soldaten, und deßhalb, obgleich er im Dienste äußerst streng war, von diesen über Alles geliebt. Er starb den 28. Nov. 1779 zu Stolpe. 22.

Bellini, zwei Brüder, die sich als Künstler im XV. Jahrh. hervorgethan haben. Der berühmteste von ihnen ist der jüngere Bruder Giovanni, geb. 1424. Dieser, ein Schüler des Gentile da Fabriano, ist als Stifter der venezianischen Schule anzusehen. Seine Arbeiten verrathen einen weit bessern Geschmack, als man in denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen antrifft, Licht und Schatten ist richtiger, so wie die Zeichnung correct und seine Figuren athmen Leben. Unter seinen Schülern wurden Tizian und Giorgione die berühmtesten. Er starb zu Venedig im J. 1514. — Die Gallerien zu Dresden, Wien und Venedig besitzen mehrere seiner besten Werke. — Minder berühmt ist sein Bruder Gentile, obgleich er viele Werke geliefert hat. Er erhielt vom Sultan Muhammed II. einen Ruf nach Konstantinopel, wo er gut aufgenommen wurde und für den Sultan mehrere Arbeiten lieferte. Siehe darüber Fiorillo Geschichte der Malerei, Th. 2. — Er starb zu Venedig in seinem 80. Jahre. 22.

Bellona, Schwester, nach Andern Tochter, oder auch Gemahlin oder Mutter des Mars, wurde besonders bei den Römern als Göttin des Kriegs verehrt, und hatte einen eignen von Appius Claudius erbauten Tempel. Bei den Griechen führt sie den Namen Enyo. Von der Minerva, mit der sie früher fast gleich abgebildet wurde, unterscheidet sie sich durch eine blutige Geißel in der

einen, und einen von Blut gerötheten Spieß oder auch eine brennende Fackel in der andern Hand. So saß sie entweder auf dem Kriegswagen des Mars, oder mischte sich mit fliegenden blutträufelnden Haaren in das Gewühl der Schlacht. Auch in Kappadocien und Paphlagonien fand man viele ihr gewidmete Tempel. 36.

Bellovaci war nach Cäsar (de bello gallico 2, 4.) der größte und tapferste Stamm der alten Belgier, der 100000 Mann ins Feld stellen konnte. Sie wohnten zwischen der Seine, Oise, Somme und dem Meere und ihr Name hat sich in dem heutigen Beauvais erhalten. 37.

Belloy (Pierre Laurent Buyrette de), geb. 1727 zu St. Flour in Auvergne, ein ausgezeichneter franz. Bühnendichter, der zuerst Helden und Begebenheiten Frankreichs auf die Bühne brachte. Seine Neigung zur Poesie war so groß, daß er sich von Paris, wo er von seinem Onkel, einem Parliamentsadvocaten erzogen wurde, nur deßhalb entfernte, weil ihn dieser von seiner Neigung mit Gewalt zurückhalten wollte. Er begab sich nach Petersburg und machte viel Aufsehen, ging aber 1758 nach Frankreich zurück, mußte es jedoch seines Oheims wegen abermals verlassen, bis ihm endlich nach dessen Tode der Aufenthalt daselbst gesichert war. Seine „Zelmire" und „le siège de Calais" sind seine besten Stücke, besonders wurde letzteres mit so entschiedenem Beifalle aufgenommen, daß er vom Könige eine Medaille und von der Stadt Calais das Bürgerrecht erhielt. Auch wurde er 1771 Mitglied der Académie française. Er starb 1775. 22.

Bell-Rock, auch Inch-Cap genannt, ein Felsen in der Nähe der Mündung des Tay an der Küste von Schottland, welcher für die Schiffe höchst Gefahr bringend ist. Deßhalb fühlte man die Nothwendigkeit eines Leuchtthurms, dessen höchst schwieriger Bau 4 Jahre währte und 1811 vollendet wurde. Nun erblickt man bei Nacht von diesem Thurme eine rothe und weiße Flamme, welche abwechselnd mittelst Reflectoren erscheint. Wenn die Luft zu dicht ist, als daß der Thurm gesehen werden könnte, hört der Schiffer eine Glocke vom Thurme tönen, die ihn auf die Gefahr aufmerksam macht. 15.

Belon (Pierre) oder Bellonius, einer der berühmtesten Gelehrten des XVI. Jahrh., ward gegen 1518 geboren, widmete sich der Medicin und den Naturwissenschaften und machte mit reichlichen Unterstützungen eine Reise nach der Türkei, Kleinasien und Ägypten (1547 — 1550), wo er eine große Menge scharfsinniger Beobachtungen sammelte, zuerst über die Pyramiden, Mumien, das Einbalsamiren der Leichen ꝛc. genaue Nachrichten gab und die Naturgeschichte bedeutend bereicherte. Er wurde 1564 ermordet. Wie sein classischer Styl in seinen Werken ihn auszeichnet, so sind diese, welche sich theils auf Alterthümer, theils auf Naturgeschichte beziehen, auch dem Inhalte nach sehr schätzenswerth und zugleich äußerst selten. Man schreibt ihm das Verdienst der Erfindung der vergleichenden Anatomie zu und als Naturforscher brach er mit Konrad Geßner zugleich eine neue Bahn. 16.

Belt heißen 2 von den 3 Meerengen, welche zwischen Schweden und den dänischen Inseln die Ost- und Nordsee verbinden, und zwar der große B. zwischen den Inseln Seeland und Fünen an der schmalsten Stelle 2 Meilen breit, und der kleine B. zwischen Fünen und Jütland, der bis 1200 Fuß sich verengt. 15.

Belur, s. Himalehgebirge.

Belus, s. Baal.

Beludschistan, ein Land, welches früher zu Ostpersien gerechnet wurde und erst seit 1810 genauer bekannt geworden ist. Es liegt 70° 36′ — 90° Ö. L. und 24° 50′ — 30° 40′ N. B. und grenzt südlich an das indische Meer, östlich an Hindostan, nördlich an Afghanistan und westlich an Iran. Der Flächeninhalt beträgt mit Einschluß von Sinda ungefähr 9500 □M. und die Zahl der Bewohner 3 Mill. Das Land ist größtentheils gebirgig. Der Hauptgebirgs-

stock sind die Brahuischen oder Brahuikegebirge (eine Fortsetzung des Hindu-Kusch), die in verschiedenen Richtungen in dem Lande hinlaufen und eine Höhe von 8000 Fuß erreichen. Flüsse gibt es wenige und diese haben größtentheils nur während der Regenzeit Wasser; nur die Provinz Sinda wird durch den Sind oder Indus durchströmt, der sich hier in das indische Meer ergießt. Das Land ist im Allgemeinen fruchtbar und reich an Getreide, Indigo, Baumwolle und andern Erzeugnissen, auch finden sich Pferde, Esel, Büffel, Kameele, Ziegen, Schafe, Wildpret, Hühner, Tauben und andere europäische Vögel. In den Sandwüsten, unter denen die von Bunpur und Beludschistan (63 Meilen lang und 42 Meil. breit) die beträchtlichsten und nur mit Gefahr zu durchreisen sind, finden sich alle Arten wilder Thiere, als: Tiger, Bären, Wölfe, Tigerkatzen ꝛc. Das Klima ist im Allgemeinen angenehm, in den Wüsten aber unausstehlich heiß. — Die Bewohner Beludschistans zerfallen in 2 Hauptvölker, in die Beludschen und Brahus. Erstere theilen sich wieder in 3 Hauptstämme, die Nharrus, die Rind und die Mughsi, welche zusammen nach Pottinger 48 Stämme ausmachen. Sie sind von bräunlicher Farbe und angenehmem Körperbau, tapfer im Gefecht und räuberisch und führen in Zelten ein Nomadenleben. Sie sprechen eine der persischen ähnliche Sprache. Die Brahus, ein stilles friedliebendes Volk, auch durch Körper- und Gesichtsbildung von den Beludschen verschieden, zerfallen in 74 Stämme und sind Nomaden. Ihre Sprache ist die von Pendschab in Hindostan. — Die herrschende Religion beider Völker ist die muhammedanische von der Secte der Sunniten. — Außer diesen beiden Hauptvölkern finden sich noch Perser und Hindus, welche lediglich Handel und Gewerbe treiben. Das Land zerfällt in 6 Provinzen: (Sinda eingerechnet) 1) Jhalawan und Sarawan. 2) Mukran oder Makran und Lus. 3) Kutsch Kundawa. 4) Kohistan. 5) Die Wüste Beludschistan und 6) Sinda. Die 5 ersten Provinzen stehen unter einem Chan, welcher seinen Sitz in der ziemlich bedeutenden Stadt Kelat in der Provinz Jhalawan hat. Doch ist sein Ansehn durch die ihm untergeordneten Stammanführer sehr beschränkt und oft in Gefahr. Seine Kriegsmacht beläuft sich höchstens auf 100000 Mann. Die Provinz Sinda, ein ziemlich großes und stark bevölkertes Land mit der festen Hauptstadt Hyderabad, ist von dem Chan von B. unabhängig und wird von den Umirs, einem Geschlechte aus dem Stamme der Talpuri-Beludschen, regiert. 3 Oberhäupter dieses Geschlechts, von denen das älteste Hakim genannt wird, besitzen den Thron gemeinschaftlich. 15.

Belvedēre (ital.) und **Bellevue** (franz.), schöne Aussicht, ist der Name vieler Lustschlösser in Italien, Deutschland und Frankreich. Am bekanntesten sind **Belvedēre** bei Weimar, bei Wien, bei Neapel ꝛc. und das Schloß **Bellevue** bei Paris, das von der Frau von Pompadour 1748 erbaut wurde (doch jetzt in Ruinen liegt) und die schönste Aussicht über Paris gewährt. B. heißen auch die fast auf allen Häusern Roms befindlichen Schauthürmchen, vorzüglich aber der des Vatikan mit einer herrlichen Aussicht und dem **Museo Pio-Clementino**, in welchem der berühmte Apollo von B. sich findet. 9.

Belzoni (Giambattista), geboren zu Padua, erhielt seine Erziehung zu Rom in einem Kloster, begab sich 1803 nach England, trat dort als Schauspieler auf, beschäftigte sich außerdem mit Erlernung der englischen Sprache und vervollkommnete sich in der Wasserbaukunst, die ein Lieblingsstudium von ihm war. 1812 unternahm er mit seiner Frau eine Reise nach Spanien, Portugal, Malta und Ägypten, wo er 1815 ankam. Bis 1819 lebte er daselbst als Tänzer, von da an aber unternahm er, vom Pascha begünstigt, Entdeckungsreisen in Ägypten und den angrenzenden Ländern, und zwar nicht ohne Erfolg, denn wir verdanken ihm viele wichtige Entdeckungen, neue Ansichten und Notizen. So

fand er den Zugang zu der Pyramide in Ghiseh, den die Franzosen vergeblich gesucht hatten, und öffnete mehrere Gräber in Theben, von denen man das eine für das Grab des Psammuthis hält. Die Büste des Jupiter Ammon und einen alabasternen Sarkophag schaffte er 1816 mit vieler Mühe von Theben nach Alexandrien, und 1817 öffnete er den Tempel des Ipsambul. Auch fand er die wirklichen Ruinen von Berenice und bewies durch seine Untersuchungen, daß Cailliaud andere Ruinen dafür gehalten habe. Jetzt wollte er eine Reise nach Timbuctu unternehmen, starb aber unterwegs zu Gata den 3. Decbr. 1823. — In Padua befinden sich 2 Statuen aus Theben, ein Geschenk B.'s, und das britische Museum besitzt die Büste des Jupiter Ammon nebst dem alabasternen Sarkophage. Noch bemerken wir sein interessantes Werk: „Narrative of the operation and recent discoveries with the pyramids, temples, tombs and excavations in Egypt and Nubia, and of a journey to the coast of the Red Sea, in search of the ancient Berenice and another to the oasis of Jupiter Ammon," welches nebst einem Bande mit 44 illuminirten Kupfern 1821 zu London erschienen ist. 22.

Bem (Joseph), General der polnischen Armee, aus einer altadeligen Familie entsprossen, ein thätiger Theilnehmer an dem letzten unglücklichen Aufstande gegen die Russen, wurde 1795 zu Tarnow geboren, wo sein Vater als Rechtsgelehrter lebte. Seine erste Bildung erhielt er zu Krakau, trat aber 1809 aus Neigung zum Kriegsdienste in das Cadettencorps zu Warschau ein, besuchte die dortige vom französischen General Pelletier errichtete Artillerieschule, und ging nach Beendigung seiner Studien zur reitenden Artillerie. 1812 diente er als Lieutenant anfänglich unter Davoust, und dann unter Macdonald, mit dem er sich nach Danzig zurückzog und während der 13monatlichen Belagerung dieser Stadt bei ihm ausharrte. Hierauf mußte er trotz der Capitulation mit General Rapp, die aber die Russen brachen, nach Polen zurückkehren. Erst 1815 trat er wieder in die neu organisirte polnische Armee ein; da er aber ein äußerst frei denkender Mann war und die Russen als Unterjocher seines Vaterlandes nicht besonders liebte, so nahm er seinen Abschied, trat jedoch, vielfach veranlaßt, bald wieder ein. Allein der Großfürst Konstantin, dem er gefährlich schien, fand bald einen Vorwand, ihn unschädlich zu machen. B. weigerte sich nämlich, die Lehrstunden in der Artillerieschule, welche er 1 Jahr lang gehalten, und wofür er zum ersten Capitain ernannt worden war, länger fortzusetzen; deßhalb wurde er entlassen und dreimal vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn zu hartem Gefängnisse verurtheilte. Doch Konstantin wollte seinen Tod. Das Kriegsgericht, welchem der General Kurnatowski präsidirte, sprach ihn frei, wurde aber aufgelöst; ein zweites, unter dem Vorsitze des General Blumner, konnte ihn doch nur zu zweimonatlichem Gefängnisse verurtheilen. Dieß wurde ihm aber so schwer gemacht, daß er durch Kälte und verpestete Luft dem Tode nahe kam. Kaum hatte er sich erholt, so wurde er des Nachts aus seinem Kerker gerissen, nach Kock gebracht und dem dort garnisonirenden Officiere zur schärfsten Haft übergeben. Doch die Stunde der Erlösung schlug. Alexander's Tod, der Alles in schwankende Unruhe versetzte, bestimmte ihn, seinen Abschied zu fordern, den er auch erhielt. Bis 1830 hielt er sich bei seinem Onkel zu Lemberg auf; als aber sein Volk sich erhob, eilte er in die Reihen der Kämpfer. Er erhielt eine Anstellung als Major und das Commando einer Batterie der reitenden Artillerie. In dem Treffen bei Iganie bekämpfte er mit nur 16 Stücken die über zweimal stärkere feindliche Artillerie, so daß die Polen über den viel zahlreichern Feind den Sieg errangen. Gleich darauf wurde er zum Oberstlieutenant ernannt, und zum Obersten nach dem Treffen bei Ostrozka, wo er mit seiner Batterie das Feuer der feindlichen über 70 Stücke haltenden Artillerie aushielt und dadurch den

Polen die Behauptung des Schlachtfeldes möglich machte. Bald darauf erhielt er das Commando der gesammten Artillerie. Als sich die polnische Armee nach Warschau zurückzog, stellte er, zum General ernannt, mit seiner gewohnten Umsicht und Thätigkeit die Artillerie so auf, daß, wenn die andern Truppengattungen das ihrige gethan und Krukowiecki nicht zum Verräther geworden wäre, die Russen Warschau nicht bekommen hätten. So aber waren seine Anstrengungen am 6. und 7. Septbr. vergebens. An letzterem Tage hatte er die Brücke von Praga mit 40 Kanonen besetzt, allein die Convention war vom Oberbefehlshaber Malachowski abgeschlossen, und B. mußte sich nach Modlin zurückziehen. Er begab sich nun nach Preußen und dann nach Frankreich, hielt sich aber während des Durchzugs des Rests des Rybinskischen Corps in Altenburg und Leipzig auf. 1832 kehrte er nach Frankreich zurück, und von da reiste er 1833 nach Ägypten, wo er in der Armee des Vicekönigs eine seiner Verdienste würdige Anstellung erhalten hat. — Zuletzt bemerken mir noch einige Werke B.'s. Das erste, eine Abhandlung über die Congreviſchen Raketen, erschien 1819 in französischer Sprache und ist in der deutschen Übersetzung von Schuh 1820 zu Weimar herausgekommen. Von seinem zweiten Werke, über die Dampfmaschinen, ist nur der erste Theil, und der zweite zur Hälfte in polnischer Sprache erschienen (1830). Die Revolution hinderte die Fortsetzung. 22.

Bembo, Pietro, ein durch geistliche Würde wie durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneter Italiener, geb. 1470 zu Venedig, wo sein Vater, der Senator Bernardo Bembo, in ihm den Grund zu der wissenschaftlichen und statistischen Bildung legte, die er sich in Florenz, Venedig und Messina, wo ihn (1492) Konstantin Laskaris im Griechischen unterrichtete, Padua und Ferrara erwarb. Ein Jahr lang (1502) fesselte ihn der glanzvolle Hof von Ferrara, der Sammelplatz gelehrter und fein gebildeter Männer, dann begab er sich (1503) nach seiner Vaterstadt, besorgte in der Aldinischen Officin eine kritische Ausgabe der Dichtungen Dante's und Petrarcha's und hielt sich seit 1506 einige Jahre bei dem Herzoge von Urbino, einem der größten Beförderer der Kunst und Wissenschaft, auf. Im J. 1512 erschien er mit dem Cardinal Giulio de Medici in Rom und erregte durch seine Kenntnisse und die geschmackvolle Anwendung derselben so viel Aufmerksamkeit, daß ihn der eben gewählte Papst Leo X. zum Geheimschreiber ernannte (1513). Der Vergnügungssucht desselben und der Neigung, durch den Ruhm des Umganges mit geistreichen Männern und durch Sammlung von Kunstdenkmalen zu prunken, entsprach er vollkommen. Obgleich er dem geistlichen Stande angehörte, überließ er sich ganz der weltlichen Sinnenlust, die auch in Liebesabenteuern Nahrung fand, vermählte sich mit Morosina († 1535) und ward Vater dreier Kinder: Lucilio († 1531), Torquato, später Canonicus in Padua und Erbe seines reichen Vermögens, und Helena. Wegen entstandener Mißhelligkeiten verließ er 1521 Rom und lebte von mehreren höchst einträglichen Pfründen in Padua bis 1529, in welchem Jahre er nach Venedig als Staatshistoriker und Aufseher der Marcusbibliothek berufen ward. Paul III. zierte ihn 1539 mit dem Cardinalshute und machte ihn 1541 zum Bischofe von Gubbino und dann auch von Bergamo. Nachdem unter solchen günstigen Verhältnissen ein so langer Genuß der irdischen Freuden in ihm Überdruß und Gleichgültigkeit erregt hatte, widmete er sich in Rom allein der Lectüre der biblischen und kirchlichen Schriftsteller, und starb daselbst den 18. Jan. 1547. Er liegt in der Kirche St. Maria alla Minerva begraben. — Man hat von B. gerühmt, daß er ein neues Augusteisches Zeitalter herbeigeführt und in seinen Schriften mit der Eleganz und Correctheit des Cicero und Virgil, so wie mit der Zierlichkeit und Reinheit des Styles von Petrarcha und Boccaccio glücklich gewetteifert habe. Indeß war er vielmehr nur ein begeisterter Nachahmer der Alten, die er mit Vie-

len der Zeitgenossen vergötterte, dabei aber in Religionssachen den Indifferentisten spielte oder in vertraulichen Zirkeln durch witzige Religionsspötterei und frivole Gespräche zu glänzen suchte, womit es sich aber sehr gut vertrug, wenn er der Hierarchie seine Dienste nicht entzog. Seine zahlreichen lateinischen und italienischen Schriften, wie Briefe, Gedichte, philosophische Gespräche, die Geschichte Venedigs von 1487—1513 in 12 Büchern sind zusammen erschienen in Venedig 1729 in 4 Foliobänden. Außerdem gab er heraus: Hyginus de sideribus, und von ihm empfing Aldus zu „Petronii Priapeia (1517)" die Handschrift. Übrigens stand er mit einer großen Anzahl gelehrter Männer und Frauen, namentlich von 1503—1516 mit Lucrezia Borgia, Gemahlin von Alfonso d'Este in Ferrara, im lebhaften Briefwechsel. 2.

Bemmel, der Name einer Künstlerfamilie, welche im XVII. und XVIII. Jahrh. in Deutschland blühte. Wir erwähnen hier nur die vorzüglichsten. *Wilhelm* v. B., geb. 1630 zu Utrecht, ein Schüler Saftleven's, bildete sich bei diesem Meister und später auf seinen Reisen in Italien, Deutschland und England zu einem ausgezeichneten Landschaftsmaler aus. Seine Darstellungen sind naturgetreu und sehr schön colorirt. 6 Jahre lang hielt er sich am Hofe des Churfürsten von Hessen-Cassel auf, begab sich dann nach Nürnberg und zuletzt nach Wöhrd, wo er 1706 starb. — Sein Sohn, Johann Georg, geb. 1669 zu Nürnberg, mahlte Thier- und Schlachtstücke, auch Landschaften, welche sehr geschätzt werden. Er starb 1723. — Dessen Bruder, Peter v. B., 1685 geboren, malte gute Winter- und Gewitterstücke. — Georg Christoph Gottlieb, Urenkel Wilhelms v. B., geb. 1738, Schüler seines Vaters, Johann Noah, und Preislers, lieferte besonders ausgezeichnete Feldschlachten und Köpfe alter Personen. — Karl Sebastian, geb. 1743 zu Bamberg, malte vorzüglich in Wasserfarben und erlangte darin eine ausgezeichnete Geschicklichkeit. Seine Landschaften zeichnen sich durch treffliche Anordnung, angenehme Ausführung und einen besonders schönen Baumschlag vor andern aus. Er starb 1796 zu Nürnberg. 22.

Ben (Sohn), aramäisch Bar, arab. auch Ibn oder Ebn, gehört zu den Vorsetzwörtern bei den Eigennamen in den semitischen Sprachen, welche die Verwandtschaft anzeigen (vgl. Abu), und bezeichnet die absteigende Linie in jedem Grade; denn obwohl der darauf folgende Name häufig der des Vaters oder der Mutter der angeführten Person ist, so kann derselbe oft auch eben so gut der eines ältern Ahnen sein und die Zusammensetzungen mit B. ꝛc. entsprechen daher genau den griech. und lat. Geschlechtswörtern auf — *ίδης* und — ida. So nennen sich die arabischen Stämme mit dem Namen ihres Stammvaters oder Stammbegründers und dem vorgesetzten Beni (Söhne), z. B. Beni Tai, Beni Koreisch ꝛc. und wie in der Bibel bei Genealogien unter dem Ausdrucke Sohn des ꝛc. sehr oft an einen früheren Vorfahren gedacht werden muß, so entspricht die Benennung Kinder Israel's, Söhne Levi's ꝛc. ganz dem arabischen Gebrauche. Häufig dient aber diese Bezeichnung auch zu bildlichen Begriffen, wobei das auf Ben folgende Wort irgend einen Begriff vorzüglich einer Eigenschaft enthält, welche dem Manne beigelegt wird, wie B. Selâm (Sohn des Friedens), B. Kosba (Sohn der Lüge) ꝛc. — Die weibliche Bezeichnung dafür ist hebr. Bath, arab. Bint, aramäisch Barth (Tochter). — Im Schottischen bedeutet B. Berg und dieses Wort wird den Namen der Berge gewöhnlich vorgesetzt. 9.

Benares (ind. Wanaraschi), eine der größten Städte der hindostan. Provinz Allahabad (100° 35′ L. 25° 30′ N. B.) am Ganges, Sitz mehrerer Oberbehörden, ist ohne Mauern mit ganz engen schmutzigen Straßen, 28000 theils massiven theils aus Lehm gebauten 4—6 Stock hohen Häusern und über 600000 Einw. B. ist der Sitz der hinduschen Gelehrsamkeit, hat eine Universität mit

300 Lehrern und 5000 Studenten und gehört zu den heiligsten Städten, weßhalb jährlich über 100000 Pilger sich hier einfinden. Es finden sich hier über 800 Moscheen und Pagoden, unter denen die Moschee des Aurenggeb, die heilige Pagode und der Tempel der Mohadewah sich auszeichnen, viele Fabriken aller Art und ein ausgebreiteter Handel, weßwegen eine große Menge Kaufleute, Banjanen und Armenier hier wohnen. Aber zugleich auch ist hier der Sitz der größten Üppigkeit und Alles ist vereinigt, um die Sinnlichkeit in jeder Art zu befriedigen. 37.

Benda, Name mehrerer Tonkünstler, Söhne eines Leinewebers in dem böhmischen Dorfe Altbenatka. Die berühmtesten derselben sind 1) Franz B., geb. 1709, einer der besten Violinspieler seiner Zeit, bildete sich, nachdem er einige Zeit in Prag und Dresden Chorsänger gewesen war, bei einer herumziehenden Musikantengesellschaft nach einem bei dieser befindlichen blinden Juden, Löbel, der die Violine mit großer Fertigkeit spielte. Später genoß er den Unterricht Konyczeck's zu Prag und den Franciscello's zu Wien. 1729 wurde er zu Warschau als Kapellmeister bei der Kapelle des Staroſten Szaniawsky und bald darauf in der königl. polnischen Kapelle angestellt. Durch Quanz kam er 1732 in die Kapelle Friedrich's II. von Preußen, bildete sich hier unter Graun und Quanz noch mehr aus und wurde endlich 1771 an des Erstern Stelle Concertmeister. Er starb den 7. März 1786 zu Potsdam. — Als Künstler behauptet er für seine Zeit eine der ersten Stellen; besonders ausgezeichnet aber war er im Vortrage des Adagio. Seine Compositionen sind minder bedeutend. — 2) Georg B., des vorigen jüngerer Bruder, als angenehmer Componist noch jetzt geschätzt, 1721 geboren, trat 1742 als Violinist in Friedrich's II. Kapelle und wurde 1748 in Gotha an Stölzel's Stelle Kapellmeister. 1760 unternahm er von dem musikliebenden Herzoge Friedrich III. unterstützt eine Reise nach Italien, welche nebst dem Umgange mit Schweitzer und Hasse, die er in Venedig traf, einen sehr günstigen Einfluß auf ihn hatte. Sein Streben bekam eine ganz neue Richtung. Früher hatte er sich nur mit kirchlichen Compositionen beschäftigt; nach seiner Rückkehr aus Italien bearbeitete er einige Opern, und als 1772 die Seiler'sche Schauspielergesellschaft in Gotha auftrat, so wurde der Entschluß, besonders durch den Umgang mit Schweitzer, Musikdirektor dieser Gesellschaft, in ihm befestigt, sein ganzes Talent auf theatralische Compositionen zu verwenden. Seine „Ariadne" erschien 1774; durch sie wurde er Erfinder des Melodrama und in ganz Europa berühmt. Hierauf erschien die „Medea", welche eben so beifällig aufgenommen wurde, und nach dieser noch mehrere andere Opern und Operetten, z. B. der Dorfjahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzhauer, das Findelkind, Orpheus u. a. — 1778 nahm B. seine Entlassung, theils aus einem ihm eignen wunderlichen Eigensinne, wie er überhaupt ein großer Sonderling war, theils aus Eifersucht gegen den mit ihm rivalisirenden Schweitzer. Bald nachher wurde er nach Paris gerufen, wo er seine Ariadne mit getheiltem Beifalle aufführte. Nach seiner Rückkehr wohnte er anfangs zu Georgenthal bei Gotha, dann zu Ronneburg und zuletzt in Köstritz, wo er 1795 starb. — Unstreitig gehört B. unter die ersten Componisten seiner Zeit; eigenthümlich sind ihm neue überraschende Harmonien und angenehme Melodien. Im Adagio, Cantabile und Recitativ ist er Meister. 22.

Bender (moldauisch Tigino, Teckine), 46° 50′ 32″ B. u. 47° 16′ L., eine ansehnliche Festung am Dniester in der russ. Provinz Bessarabien. Die Stadt hat 7 Thore, 12 Moscheen, 2 christliche Kirchen, ungefähr 500 Häus. und 10000 Einw., welche ein Gemisch von Armeniern, Moldauern, Russen und Juden ausmachen und sich als Fischer, Gerber und durch einigen Ackerbau kümmerlich nähren. Doch gibt es einige nicht unbedeutende Salpeter- und Papierfabriken, auch der Handel ist nicht unwichtig. — Die Stadt nebst der festen Citadelle, frü-

sie in türkischen Händen, wurde in neuerer Zeit von den Russen zweimal erobert und wieder zurückgegeben (1771 u. 1809), endlich blieb es zum dritten Male eingenommen durch den Frieden zu Bucharest (1812) den Russen. — Das in der Nähe Benders liegende Dorf Warniza am Dniester ist geschichtlich merkwürdig; denn hier hielt sich Karl XII., König von Schweden, nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa, 4 Jahre lang auf. 15.

Benedict der Heilige, geboren wahrscheinlich 480 zu Nursia (jetzt Norcia) in Umbrien, wurde von seiner Familie, von welcher nichts Gewisses bekannt ist, ob sie gleich verschiedene Schriftsteller mit den vornehmsten Geschlechtern jener Zeit in Verbindung setzen, nach Rom geschickt, um dort die Wissenschaften zu erlernen. Da er aber hier an den ärgerlichen Leben der meisten Gelehrten großen Anstoß nahm, so begab er sich in eine Einöde in der Gegend von Sublacum (jetzt Subiaco) und widmete sich drei Jahre lang der Gottseligkeit. Schon in dieser Lebensperiode soll er Wunder verrichtet haben. Nur Romanus, ein Mönch aus einem nahen Kloster, kannte seinen Aufenthalt und theilte sein Brod mit ihm. Als er späterhin durch einen Priester und einige Hirten entdeckt worden war, wurde er von Vielen aus den umliegenden Gegenden besucht, welche ihm Speise zubrachten und dafür seinen Unterricht empfingen. Die Sage läßt ihn in dieser Zeit kräftig gegen mancherlei große Versuchungen zum Bösen kämpfen und dadurch den Ruf der Heiligkeit erlangen. Die Mönche des Klosters Vicovaro wählten ihn zu ihrem Abte. Die Entdeckung jedoch, daß er seiner Strenge wegen vergiftet werden sollte, veranlaßte ihn, sich wieder in seine Einöde zurückzuziehen, wo er von 520 bis 527 zwölf Klöster errichtete, in deren jedem 12 Mönche unter einem Abte wohnten, die er der strengsten Klosterzucht unterwarf. Während dieser Zeit schickten ihm auch die Großen Roms ihre Söhne zur Erziehung zu. Von einem neidischen Presbyter Florentius (nicht Florentinus) heftig verfolgt, wendete sich B. um das J. 528 aus der Gegend von Sublacum weg und zog mit einigen Mönchen nach Casinus in Campanien, zerstörte auf dem Berge, an dessen Abhange diese Stadt erbaut war, dem Monte Casino, einen Apollotempel, bekehrte die dort lebenden Heiden und errichtete ein Kloster, welches im J. 589 durch die Longobarden, und nachdem es hundert Jahre später wieder aufgebaut worden war, im J. 884 abermals von den Arabern verwüstet, auch im Laufe der folgenden Zeiten immer von Neuem in Trümmer gelegt, zuletzt aber größer und schöner wiederhergestellt wurde und heute noch in seinem vollen Glanze dasteht. Im J. 529 vollendete er die berühmte Regel, welche er für seine Mönche aufsetzte, und starb, nachdem er 14 Jahre Abt seines Klosters zu Monte Casino gewesen war, daselbst den 21. März 543. Im J. 653 wurden seine Gebeine in das Kloster Fleury oder St. Benoit sur Loire gebracht. Die katholische Kirche verehrt ihn als einen Heiligen und sein Todestag wird alljährlich von derselben gefeiert. Wenn auch die Menge der B. angedichteten Wunder und Prophezeihungen der Fabel angehören, so bleibt er dessenungeachtet ein merkwürdiger Mann, dessen Verdienste um das Mönchswesen und die Stiftung des berühmtesten aller Mönchsorden unbestreitbar sind. 60.

Benedict. Diesen Namen führen vierzehn, und wenn die Beiden, welche sich B. XIII. nannten, wirklich für zwei gelten sollten, funfzehn Päpste, die in verschiedenen Zeiten regierten und von welchen 1) B. I. von 572 bis 577 auf dem päpstlichen Stuhle saß, gerade als die Longobarden Italien durch ihren verwüstenden Einfall in die fürchterlichste Hungersnoth stürzten. Vor Gram darüber starb er. 2) B. II., ein geborner Römer, wurde im J. 683 erwählt, aber erst 684 bestätigt. Der Kaiser Konstantin II. ertheilte daher den Befehl, daß künftig jeder neuerwählte römische Bischof sogleich, ohne erst die Bestätigung des Hofes abzuwarten, geweiht werden sollte, und die Kirche sprach, weil allgemein

geglaubt ward, daß diesen Beschluß B. selbst ausgewirkt hätte, Letztern dafür heilig. Auch schickte ihm der Kaiser Haarlocken seiner beiden Söhne zu, um nach orientalischer Sitte anzudeuten, daß diese ihn für ihren geistlichen Vater ansahen. B. regierte nur 10 Monate, starb 685. 3) B. III., wurde im J. 855 zum Papste erwählt. Der abendländische Kaiser Lothar, der sich das Recht, die röm. Bischöfe zu bestätigen, anmaßen wollte, stellte in der Person eines abgesetzten Geistlichen, Namens Anastasius, einen Gegenpapst auf, dessen Frechheit und Grausamkeit gegen B. die Römer so empörte, daß Letzterer endlich die Oberhand behielt und Anastasius vertrieben wurde. Um diese Zeit erhielt der päpstliche Stuhl und der Klerus von dem Könige von England Ethelwolf, der als Pilger nach Rom kam, reiche und merkwürdige Spenden. B. starb 858. 4) B. IV., ein Römer, wurde im J. 900 zum Papste ernannt. Ungeachtet mehrere Lobredner seine persönlichen Tugenden rühmen, weiß doch die Geschichte wenig von ihm. Er starb 903. 5) B. V. Während der Verwirrung, in welcher das Papstthum nach des italischen Königs Berengar's II. Vertreibung und Otto's I. (welcher deutscher König war, aber seine Rechte auf Italien und das Kaiserthum damals geltend zu machen wußte) Krönung schwebte, hatten die Römer dem Letztern zwar versprochen, an dem Papste Leo VII. festzuhalten, wählten aber gleichwohl einen Kleriker unter dem Namen B. V. zum Papste. Otto zwang sie jedoch wieder zur Unterwürfigkeit. B. erschien bittend um Gnade auf einer Synode im J. 964, wurde seines päpstlichen Schmuckes entkleidet und nach Hamburg geschickt. Daselbst starb er 965. 6) B. VI., welcher eigentlich der Fünfte heißen sollte, weil der vorige nicht auf den päpstlichen Stuhl gelangte, scheint mit Bewilligung Otto's I. oder des Großen gewählt worden zu sein. Da dieser aber im J. 973 starb und sein junger Sohn und Nachfolger die über ein halbes Jahrhundert an die ungebundenste Freiheit gewöhnten Römer nicht zu zügeln vermochte, so erklärten sich diese gegen den Papst und wählten noch bei seinen Lebzeiten einen andern. B. wurde von einem der übermüthigen Großen Roms, Namens Crescentius, dessen Mutter von Einigen Theodora, von Andern Marozia genannt wird, ins Gefängniß gesetzt und darin erdrosselt. Andere Nachrichten sagen, man habe ihn Hungers sterben lassen. 7) B. VII., ein Vetter Alberich's, eines ehemaligen Fürsten von Rom und bis zu seiner Wahl Bischof von Sutri, gelangte im J. 975 auf den päpstlichen Thron. Von seiner neunjährigen Regierung berichtet die Geschichte weiter nichts, als daß er um das J. 981 oder 983 eine Synode hielt, auf welcher Beschlüsse wider die Simonie gefaßt wurden. Er starb im J. 984. 8) B. VIII., Sohn des Grafen Gregorius von Tuscoli, Bischof von Porto, wurde bald nach seiner Erwählung im J. 1012 von einem Gegenpapste, Gregorius, vertrieben, fand aber in Deutschland an König Heinrich II. einen Verfechter seiner Rechte. Dieser setzte ihn 1014 wieder in seine Würde ein und wurde dafür von B. zum Kaiser gekrönt. Merkwürdig ist, daß, als im J. 1016 die Araber von Sardinien her in das toskanische Gebiet eindrangen, der Papst selbst sich an die Spitze eines Heeres stellte und die Feinde völlig schlug. Der Fürst der Araber entkam nur mit wenigen Leuten und schickte dem Papste bald darauf einen Sack Kastanien zu, ihm andeutend, mit eben so vielen Soldaten werde er wiederkommen. Der Papst aber gab dem Boten einen Sack voll Hirse und ließ dem Fürsten zurücksagen, mit eben so viel gerüsteten Streitern werde er ihn erwarten. Die durch die Griechen in Unteritalien verursachten Unruhen und der Wunsch des Kaisers Heinrich, das Bisthum Bamberg durch B. eingeweiht zu sehen, veranlaßte diesen, eine zweite Reise nach Deutschland zu unternehmen. Heinrich kam auch bald darauf wieder nach Italien und demüthigte die Griechen. Im J. 1024 starben Beide, Heinrich und B. Letzterer soll sehr abergläubisch gewesen sein, was sich aus seiner Zeit leicht

erklären läßt. 9) B. IX. Unter diesem Namen bestieg im J. 1033 ein gewisser Theophylaktes, der nichts für sich hatte, als daß er ein Vetter der beiden ihm zunächst vorhergehenden Päpste war, den römischen Stuhl. Dazu verhalfen dem zehnjährigen Knaben ungeheure Summen, mit welchen er die Römer bestach. Dieß melden Zeitgenossen, von welchen nur ein Einziger sein Alter auf zwölf Jahre setzt. Die unnatürlichen Ausschweifungen dieses Papstes haben Spätere veranlaßt, ihm ein Alter wenigstens von achtzehn Jahren zu geben. Das große Ärgerniß aber, welches sein abscheuliches Leben gab, machte, daß er im J. 1044 aus Rom vertrieben und der Bischof von Sabina, Johannes, unter dem Namen Sylvester III., zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Doch gelang es B. nach drei Monaten mit Hülfe des Kaisers Konrad II. die Regierung wieder an sich zu reißen; verkaufte aber seine Würde an den Archipresbyter Johannes Gratianus, der sich Gregor VI. nannte. Heinrich III. aber, Konrad's II. Sohn und Nachfolger, machte der Verwirrung ein Ende und setzte alle Drei im J. 1046 ab. Ein Zeitgenosse des Kaisers, der Bischof Benzo, nennt sie „tres diaboli" und Platina in seinen Lebensbeschreibungen der röm. Bischöfe: „tria terrima monstra." 10) B. X., Bischof von Veletri, den Cardinälen wegen seiner Unwissenheit und der Bestechungen halber, die ihm im J. 1058 zur päpstlichen Würde verholfen hatten, verhaßt, wurde von Hildebrand, nachmals Gregorius VII. auf einer Kirchenversammlung verdammt, entsagte und starb bald darauf. Ein deutscher Geschichtschreiber Lambert, von Aschaffenburg, erzählt jedoch, daß auf die Beschwerden edler Römer am kaiserlichen Hofe ein andrer Papst gewählt und B. aus dem Klerus gestoßen worden sei. 11) B. XI. hieß Nicolo Boccassini, war Cardinalbischof von Ostia und wurde den 22. Octbr. 1303 zum Papste erwählt. Er war aus geringem Stande zu Trevigi geboren, zeichnete sich aber durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit aus. Die Händel, in welche sein Vorgänger, Bonifacius VIII., mit dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen, verwickelt war, legte er gütlich bei, hob das über Frankreich ausgesprochene Interdict wieder auf, sprach aber über Nogaret, dessen sich der König bedient hatte, Bonifaz zu kränken und zu mißhandeln, den Bann aus und verlegte seinen Aufenthalt von dem durch Parteiungen zerrütteten Rom nach Perugia. Er starb 1304 an Gift. 12) B. XII., vorher Jacob Fournier, Cardinal, gebürtig aus Saverdun in der Grafschaft Foix, der Sohn eines Bäckers oder Müllers, stieg durch seinen Reichthum an gelehrten, vorzüglich theologischen Kenntnissen und seine übrigen guten Eigenschaften zu den höchsten Würden empor, bis er am 20. Decbr. 1334 sogar Papst wurde. Für seine große Bescheidenheit zeugte, daß er gleich nach der Wahl zu den Cardinälen sagte: „Ihr habt einen Esel gewählt!" Redlich in allen seinen Handlungen stellte er viele Mißbräuche ab, duldete keine Simonie und arbeitete daran, den päpstlichen Sitz von Avignon wieder nach Italien und zwar nach Bologna zu verlegen. Durch den König von Frankreich und die Unruhen in Bologna daran verhindert, erbauete er in Avignon einen prachtvollen Palast. Zur Aussöhnung mit dem Kaiser Ludwig IV. that er im J. 1335 die ersten Schritte, aber auch hier trat die franz. Partei hindernd dazwischen, bis endlich Ludwig die Unterhandlungen abbrach. Sieben Jahre lang verwaltete er sein Amt mit Ehren, verbesserte die Kirchenzucht, so wie den Benedictiner- und Augustinerorden und starb 1342. 13) B. XIII. a) Der Erste, der diesen Namen annahm, war der Cardinal Peter de Luna, in Avignon den 28. Septbr. 1394 zum Papste erwählt. Er hatte vorher oft versichert, daß er, wenn er Papst werden sollte, die Einigkeit der damals durch eine große Spaltung (Schisma) erschütterten Kirche auf alle mögliche Weise herstellen würde. Dieß hatte seine Wahl befördert. Er hielt aber nicht Wort und dadurch fand sich der König von Frankreich Karl VI. bewogen, ihm die Abdankung anra-

then zu lassen. B. nahm darauf eben so wenig Rücksicht, als auf die Appellation der Universität zu Paris an einen künftigen, einzigen, wahren, orthodoxen und allgemeinen Papst. Er wurde daher auf einer Kirchenversammlung zu Paris im J. 1398 für abgesetzt erklärt, in Avignon belagert, und versprach endlich seiner Würde zu entsagen und auf einem Concilium zu erscheinen, welches über ihn und seinen Gegenpapst Bonifazius IX. richten sollte. Da ein solches jedoch so bald nicht zu Stande kam, entfloh B. 1403 verkleidet, brachte die Cardinäle auf seine Seite und erlangte durch den Herzog von Orleans, daß er auf einer nun gehaltenen Kirchenversammlung wieder anerkannt wurde. Bis zum J. 1408 hatte er mit drei Gegenpäpsten zu kämpfen und entging seiner Verhaftung, welche Karl VI. befohlen hatte, durch die Flucht nach Spanien. Die Anerkennung, die er hier fand, hielt ihn aufrecht, bis er den König Ferdinand selbst durch seinen Hochmuth und Trotz gegen sich stimmte, und endlich auf dem Concilium zu Kostnitz den 26. Jul. 1417 als ein Störer des Kirchenfriedens und Förderer der Spaltung abgesetzt wurde. Seine häufig geschleuderten Bannstrahlen blieben ohne Wirkung. Er starb den 29. Novbr. 1424, 90 Jahre alt. Da ihn die röm. Kirche nie als rechtmäßigen Papst anerkannt hat, so führt 14) den Namen B. XIII. b) auch der Erzbischof von Benevent, Ursini, aus herzoglichem Geschlechte, welcher 1724 wider seinen Willen zum Papste erwählt wurde, denn er fühlte es selbst, daß ihm Geist und Kraft dazu fehlte. Bald verwickelte er sich in Streitigkeiten mit den Jesuiten, mit dem Kaiser Karl VI., mit dem Könige von Portugal, dem Kanton Lucern ꝛc., ohne je seine Würde mit Nachdruck behaupten zu können. Mochte er auch ein gutmüthiger, gegen sich strenger und gelehrter Mann sein, so konnte doch alles dieses den Mangel an Klugheit und Energie nicht ersetzen. Unter den Heiligen, deren Zahl er stark vermehrte, ist Johannes Nepomuk (heilig gesprochen 1729) der berühmteste. B. starb 1730 im 81. Lebensjahre. 15) B. XIV., Prosper Laurentius Lambertini, geb. den 31. März 1675, stammte aus einem edeln bolognesischen Geschlechte, war Erzbischof von Bologna und Cardinal, erhielt 1740 die päpstliche Würde, und zeichnete sich durch seinen edeln Charakter, wie durch seine Gelehrsamkeit vor den meisten seiner Vorgänger so vortheilhaft aus, beurtheilte seine Zeit so richtig, traf in kirchlichen, wie in weltlichen Angelegenheiten so zweckmäßige und wohlthätige Veranstaltungen, daß über seine Verdienste nur eine Stimme ist. Und wenn er auch die Protestanten für Unglückliche ansahe, die sich durch Betrug des Teufels aus dem Hause ihrer so frommen Mutter entfernt hätten, so kann man dieß dem in den Grundsätzen seiner Kirche auferzogenen Manne desto eher verzeihen, da er nie gewaltsame oder unerlaubte Mittel, wie sie so oft versucht worden sind, anwendete, die in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen, die sich von derselben getrennt hatten. — Er suchte gelehrte Bildung und gute Sitten unter dem Klerus zu befördern und demselben dadurch die Achtung der Welt zu sichern, verminderte die große Anzahl der kirchlichen Festtage; gestand dem Könige von Sardinien das Recht zu, geistliche Pfründen zu vergeben, so wie er ihm die päpstlichen Lehen in seinem Reiche überließ und nur die Bedingung stellte, daß er jährlich einen goldenen Kelch an die päpstliche Kammer abgeben sollte; glich unangenehme Verhältnisse, in welche er mit dem Könige von Portugal, Johann V., hätte kommen können, theils durch die Erlaubniß aus, die er diesem ertheilte, Bisthümer und andere geistliche Stellen zu besetzen, theils durch die Art, wie er ihn durch Beilegung des Titels Rex fidelissimus ehrte (welches aber nicht durch: „allergetreuester, sondern durch rechtgläubigster König übersetzt werden muß) und überließ auf gleiche Weise auch dem Könige von Spanien die Besetzung kirchlicher Ämter. Die zwischen Östreich und Venedig über das Patriarchat zu Aquileja entstandenen Mißhelligkeiten schlichtete er, indem er das geistliche Gebiet in zwei Erzbisthümer theilte,

davon das eine östreichisch, das andere venetianisch war, und wenn auch die damit unzufriedene Republik ihn auf alle Art dafür zu kränken suchte, so kann doch die Weisheit, mit der er den Ausgang der Sache herbeiführte, nicht verkannt werden. Nicht minder verrieth er Einsicht und Nachgiebigkeit in seinen Verhältnissen zu dem Könige von Preußen, Friedrich II. Schon vor der Eroberung Schlesiens durch diesen Letztern hegte der Papst, dem das Wohl seiner Kirche am Herzen liegen mußte, Besorgnisse, es möchte die katholische Religion in diesem Lande unterdrückt werden; er schrieb also an alle katholische Fürsten, daß sie sich den Fortschritten des Königs widersetzen möchten, willigte aber durch eine Erklärung Friedrich's beruhigt endlich auch in die Errichtung eines schlesischen Generalvicariats. Am merkwürdigsten in seinem Leben ist indeß seine Abneigung gegen die Jesuiten. Er wagte den ersten Schritt zur Aufhebung derselben und wenn es auch unentschieden bleibt, ob sein Haß gegen sie mehr eine Folge seiner Vorliebe zu den Dominicanern oder seiner Überzeugung von ihrer Schädlichkeit war, so kann man es ihm doch wohl nicht absprechen, daß er ihren Geist richtig aufgefaßt hatte und ihre Bestrebungen zu würdigen mußte. Er starb im J. 1758 in einem Alter von 83 Jahren. 60.

Benedictbeurn, ehemalige Benedictinerabtei im Isarkreise des Königreichs Baiern, zum Bisthume Augsburg gehörig, in einer Ebene gelegen. Die Abtei wurde wahrscheinlich um das Jahr 740 gestiftet. Als Begründer nennt die Geschichte die Brüder Waldram, Eliland und Landfried. 1804 wurde die Abtei bei der damaligen Aufhebung der Klöster in Baiern ebenfalls verkauft und kam in den Besitz des Herrn von Utzschneider, welcher eine Kunstglashütte daselbst anlegte, aus welcher das berühmte optische und mechanische Institut, welches er nebst Reichenbach und Liebherr 1804 in München angelegt hatte, mit dem nöthigen Glase versorgt wird. Auch findet sich hier eine bedeutende Tabaksfabrik, an deren Stelle früher eine Kartoffelzuckerfabrik sich befand. Bemerkenswerth ist die jetzt zur Pfarrei gehörige ehemalige Stiftskirche. In der Nähe von B. finden sich Marmorbrüche und das äußerst heilkräftige Bad Heilbrunn, welches bequem und geschmackvoll eingerichtet ist. 22.

Benedictiner Mönche, die der Regel des heiligen Benedictus (s. d. Art.) folgten, und welche sich schon im VI. Jahrh. in Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutschland sehr weit ausbreiteten, wozu zwei der berühmtesten Schüler Benedict's, Placidus und Maurus (s. d. Art.), nicht wenig beitrugen. Diese Regel Benedict's ist, wenn sie gleich den orientalischen Mönchsregeln und den Institutionen Cassian's (s. d. Art.) nachgebildet sein mag, doch in jedem Betrachte weit vollständiger und vernünftiger als diese. Sie war blos für Cönobiten bestimmt (s. d. Art. Anachoreten), enthält in 73 Abschnitten Vorschriften für das sittliche Leben der Mönche und sehr weise Disciplinargesetze, macht ihnen beständige Clausur, Entsagung alles persönlichen Eigenthums, unverzüglichen Gehorsam gegen die Obern und fortwährende Beschäftigung zur Pflicht. Handarbeiten und das Lesen der heiligen Schrift sollen in regelmäßig eingetheilten Stunden mit einander abwechseln, denn „dann erst, sagt Benedict, sind sie wahre Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben". Auch dem Jugendunterrichte sollen sich die B. pflichtmäßig widmen. Zur Kleidung waren ihnen zwei Kutten, die eine für den Winter, die andere für den Sommer, zwei Röcke zum Wechseln und ein an beiden Seiten offnes Schulterkleid oder Skapulier vorgeschrieben. Die Wahl des Stoffes und der Farbe überließ Benedict den Äbten, die dabei auf Klima und andere Ortsverhältnisse Rücksicht nehmen sollten. Fleisch zu essen erlaubte er nur den Kranken und Schwachen, woher später ein Streit entstand, ob das Geflügel ausgenommen sei oder nicht. Unter jedem Abte standen Decani oder Aufseher über zehn 10 Mönche, um die Klo-

sterzucht desto besser aufrecht halten zu können. Es ist unläugbar, daß diese Regel eine bedeutende Verbesserung des Mönchswesens im Abendlande bewirkte und da dasselbe zugleich dadurch immer weiter fortgepflanzt wurde, so ist Benedict mit Recht als der Patriarch der abendländischen Mönche zu betrachten. Der Ruf einer größern Heiligkeit, zu welchem die B. bald gelangten, machte, daß sie nach und nach den Geistlichen gleich gestellt wurden. Die Pflicht, für den Jugendunterricht zu sorgen, rief eine Menge Klosterschulen ins Leben, so wie die Vorschrift des Lesens die Anlegung von Bibliotheken veranlaßte und die Mönche zum Abschreiben wichtiger Manuscripte leitete, in welchen die literarischen Schätze des classischen Alterthums auf die Nachwelt gebracht wurden. Als im VIII. Jahrh. Bonifazius, der Apostel der Deutschen (s. d. Art.) auftrat, machten sich die B. vom Main bis an die Donau durch Landescultur, Weckung des Gewerbfleißes, Eifer für die Wissenschaften, vor Allem aber durch die edelsten Beispiele einer ausgezeichneten Sittenreinheit im höchsten Grade verdient. Unter Karl dem Großen wurde die Benedictinerregel jeder andern bei weitem vorgezogen, und das dadurch angeregte wissenschaftliche Leben brachte bis tief in das XI. Jahrh. herab die reichsten Früchte. Zwar waren schon früher bedeutende Vernachlässigungen der Regel sichtbar geworden; dennoch blieben die Benedictinerklöster und die von denselben besorgten Kathedralschulen die einzigen Bildungsstätten für die höhere Geistlichkeit, Fürsten und Adel, so wie überhaupt für Jeden, der nach einer wissenschaftlichen Ausbildung strebte, in welchem Fache es auch sein mochte. Dennoch wurde das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform immer fühlbarer und eine solche ging von dem Kloster Clugny in Burgund (gestiftet im J. 910) aus. Die Äbte Berno, welcher die Klosterzucht verbesserte, und Odo, welcher die Congregation von Clugny stiftete, halfen den Hauptgebrechen ab und die Nachfolger des Letztern sicherten den Bestand der Congregation auf lange Zeit. Diese Reform fand zwar in Deutschland anfangs Widerspruch, wurde jedoch endlich auch hier durchgesetzt und so gab es im XII. Jahrh. in Frankreich, Deutschland, Italien, England, Spanien und Polen an 2000 verbesserte Benedictinerklöster. Auf Italien hatte indeß Clugny den wenigsten Einfluß, und daher kam es, daß daselbst schon im XI. Jahrh. mehrere neue Mönchsgesellschaften entstanden, die zwar die Regel Benedict's annahmen, aber in Verfassung, Lebensart und Kleidern sich zu sehr von den eigenthümlichen Benedictinern entfernten und deßhalb als eigne Orden betrachtet werden müssen. (Hierher sind zu rechnen die Camaldulenser, Karthäuser, Cisterzienser, Bernhardiner, Trappisten und viele andere, die an ihren Orten beschrieben werden sollen.) Die alten B. nahmen damals sämmtlich die schwarze Kleidung an und kommen daher seit dem XII. Jahrh. unter dem Namen der schwarzen Mönche vor. Zugleich aber ließen sie von der alten Strenge ab, überließen die Handarbeiten meistens den Laienbrüdern, führten eine größere Pracht ein, schufen eine Menge Großwürden und fingen an sehr üppig zu leben. Doch erwarben sie sich in Deutschland, Frankreich und England selbst in dieser Ausartung noch Verdienste um die Wissenschaften und namentlich als fleißige Chronikenschreiber um die Geschichte. Und obgleich die meisten Klosterschulen vorzüglich eine gelehrte Bildung ihrer Zöglinge bezweckten, so betrieben doch auch einige deutsche Klöster, namentlich in Schwaben, wo sich im XII. Jahrh. der Abt Otto von Ottobeuren auszeichnete, den Volksunterricht mit glücklichem Erfolge. — Papst Clemens V. verordnete auf der Kirchenversammlung zu Vienne 1311, daß die schwarzen Mönche sich alles weltlichen Prunkes und ritterlichen Schmuckes enthalten, ihre klösterlichen Übungen wohl beobachten sollten ꝛc., und Benedict XII gab ihnen 1336 eine ganz neue Constitution, die unter dem Namen Benedictina bekannt ist. Nach dieser ist der Orden in 36 Provinzen getheilt, deren jede alle

3 Jahre ein Provinzialkapitel halten soll, dessen Zweck ist, den Zustand der Klöster einer genauen Prüfung zu unterwerfen und nöthige Verbesserungen zu bewirken. Außerdem enthält sie die zweckmäßigsten Vorschriften für die Verwaltung, so wie überhaupt für alle Angelegenheiten des Ordens. In England, Frankreich und Deutschland zeigte man zwar weniger Eifer für das Bessere. Indeß wurde der Orden vom J. 1416 an, wo das Concilium zu Constanz eine Reform veranstaltete, mehrere Male verbessert, und wenn auch meistens nur im Einzelnen und nicht in der Gesammtheit, doch immer mit Glück. Neuentstandene Congregationen suchten den alten guten Geist immer wieder zu erwecken und wenn sie sich auch in der Observanz gewöhnlich sehr lau zeigten, so kann ihnen doch der Ruhm großer Wissenschaftlichkeit nicht abgesprochen werden. Durch die Reformation erlitt indeß der Orden großen Abbruch. Gleichwohl hat er sich in katholischen Ländern bis auf die neusten Zeiten herab erhalten und auch fast überall seinen alten Ruhm behauptet. 60.

Benedictinerinnen. Die Sage läßt schon die Schwester Benedict's des Heiligen von Nursia ein Nonnenkloster stiften, dem sie die Regel ihres Bruders gegeben habe. Wahrscheinlich aber entstanden die B. weit später und hatten entweder ganz andre, oder nur mit der Benedictinischen gemischte Regeln. Im fränkischen Reiche wurden die Nonnenklöster erst um die Mitte des VIII. Jahrh. auf die Regel Benedict's verwiesen. Im Mittelalter gingen viele derselben in freiadlige Frauenstifter über. Strenger hielten sich die verbesserten B. in Frankreich an die gedachte Regel, vornehmlich nachdem sie 1622 von Gregor XV. zur Beobachtung derselben verpflichtet worden waren. Jetzt bestehen nur noch sehr wenig Klöster derselben. 60.

Benedictio heißt in der kathol. Kirche im Allgemeinen der Segen, den der Priester ertheilt; dann die Weihung irgend eines Gegenstandes durch Weihwasser. **Benedictio beatica** od. **Viaticum** wird der der kranken Büßenden ertheilte Segen genannt, u. **Benedictio sacerdotalis** vorzugsweise die Einsegnung oder Trauung Verlobter. Der Papst selbst ertheilt in jedem Jahre dreimal die feierliche Benediction, nämlich am grünen Donnerstage, am ersten Ostertage und am Himmelfahrtsfeste. 60.

Bengalen, s. Indien.

Bengel, Johann Albert, geb. den 24. Juni 1687 in Winnenden im Würtembergischen, gebildet auf dem Gymnasium zu Stuttgart und der Universität zu Tübingen, wo er 1704 Magister und 1708 Repentent ward, dann 1713 Klosterpräceptor und Prediger in Denkendorf und zuletzt seit 1741 herzogl. Rath und Propst in Herbrechtingen und (1751) Doctor der Theologie, ist durch Kritik und Erklärung des N. T. unter den protestant. Theologen zu einem berühmten Namen, durch spitzfindige Deutung der Apokalypse aber zu großem Ansehn bei seinen Zeitgenossen gelangt. Als eifriger Verehrer Spener's und Franke's und bei seiner hohen Achtung für die Göttlichkeit der heil. Schrift gab er seinen Studien die praktische Richtung, in welcher er sich im geistlichen Berufe anerkannte Verdienste erwarb. Um die Lesarten des griechischen Textes des göttlichen Wortes sicher zu stellen, besorgte er eine kritische Ausgabe des N. Test. (1734 zu Stuttgart. 4. Ejusd. Apparatus criticus ad N. T. cur. Ph. D. Burk. Tub. 1763. 4.), die bei aller orthodoxen Befangenheit in der Anlage und der mangelhaften Ausführung auch jetzt noch geschätzt wird, und lieferte eine Erklärung des N. T. im: Gnomon Novi Testamenti, Tub. 1742., welches eben so wie seine Übersetzung des N. T. (erschien erst 1753 zu Stuttg.) den Werth nicht behauptet hat, den man ihm noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts beilegte. Auf eine scharfsinnige und originelle Weise suchte er aus der Offenbarung Johannis das Jahr des Weltendes chronologisch zu entziffern, das er in den Sommer 1836 versetzte. Außer der im „Gnomon" enthaltenen Interpretation der Stellen aus der Apo-

kalypse verfaßte er hierüber noch folgende Schriften: Erklärte Offenbarung Johannis, Stuttg. 1740. 1748. und 1773. Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis. Ebend. 1748. und 1788. Ordo temporum a principio per periodos oeconomiae div. historicas atque propheticas ad finem usque deductus. Stuttg. 1741. 1753. und 1770. Cyclus s. de anno magno solis, lunae, stellarum consideratio. Ulmae 1745. Deutsch übersetzt Lpz. 1773. Weltalter, darin die schriftmäßige Zeitenlinie bewiesen ist. Eßling 1746. Heilbrunn 1753. Wegen dieser Ansichten, nach denen dem Ende der Welt ein tausendjähriges Reich des Satans, darauf eine gleich lange Regierung der Gerechten und Heiligen und dann erst die allgemeine Auferstehung der Todten erfolgen soll, ward B. zu den Chiliasten (s. d. Art.), wiewohl im edlern Sinne, gerechnet. Er starb den 2. Nov. 1752. 2.

Benguēla, ein den Portugiesen gehöriger Landstrich an der Westküste Afrikas (9° 10′ — 13° 20′ S. B.), wird in Osten von hohen Gebirgen begrenzt, von der Coanza durchströmt, ist sehr reich an edeln Metallen und wird von einem Könige regiert, der an Portugal Tribut zahlt. Die Portugiesen besitzen hier die Stadt St. Felibe de Benguēla (31° 4′ L. 12° 58′ S. B.), halten aber das Land andern europäischen Nationen unzugänglich. 37.

Benin, 1) ein Theil der Westküste Afrikas (20° 30′ — 25° 40′ L. 4° 20′ — 8 N. B.) von einer Menge Kanäle durchschnitten, deren Ausdünstung höchst ungesund ist, weßwegen auch wenig Europäer dorthin kommen. 2) Ein mächtiges Negerreich auf dieser Küste, von einem Könige beherrscht, der fast göttlich verehrt wird. Die Einwohner verehren ein gutes und ein böses Wesen und bringen ihnen Menschenopfer, leben in Vielweiberei und die Weiber besorgen alle Arbeit. Von hier wurden die meisten Sklaven geholt. 3) Die Hauptstadt dieses Reichs in einer Ebene, sehr bevölkert und mit lebhaftem Handel. 37.

Benjamin von Tudela, ein jüdischer Rabbi aus Tudela in Spanien, machte seit dem J. 1160 eine vieljährige Reise über Konstantinopel nach Mittelasien bis nach China, um den Zustand seiner Glaubensbrüder kennen zu lernen und kehrte über Ägypten nach Spanien zurück, wo er 1173 starb. Seine vielfach besprochene hebräisch geschriebene Reisebeschreibung enthält manche wichtige Bemerkung über den Zustand der durchreisten Länder in der damaligen Zeit, aber auch viele Mährchen. Sie ist mehrmals herausgegeben worden, z. B. von A. Montanus, Antwerpen 1575 und L'Empereur, Leyden 1638. 8. und übersetzt ins Deutsche, Frankf. a. M. 1711. 8., ins Französ. am besten von Baratier, Amsterdam 1734, mit gelehrten Anmerkungen. 16.

Benjowsky (Moritz August Graf von) ein durch seine merkwürdigen Abenteuer bekannt gewordener ungarischer und polnischer Magnat, geb. 1741 zu Verbowa in der Neutraer Gespannschaft Ungarns, diente den Östreichern im Anfange des 7jährigen Krieges, begab sich aber 1758 zu seinem Onkel nach Litthauen, machte mehrere Reisen und trat endlich 1767 zur Krakauer Conföderation. Hier zeichnete er sich als General der Cavallerie und Generalquartiermeister durch Muth und Entschlossenheit aus, wurde aber den 20. Mai 1769 von den Russen gefangen genommen und nach Kamtschatka abgeführt. Hier machte er sich bei dem Gouverneur Nilao durch seine glänzenden Eigenschaften bald so beliebt, daß ihm dieser sogar seine Tochter Aphanasia zur Frau gab, obgleich B. bereits verheirathet war. Doch dieser zu unruhig und thatendurstig zettelte eine Verschwörung zur Flucht an; sie wurde entdeckt, aber gewarnt durch die treue Aphanasia gelang es ihm, durch einen gewaltsamen Streich am 11. Mai 1771 mit 96 Gefährten zu entkommen. Er segelte nach der Beringsinsel, landete auf der Insel Formosa, und begab sich endlich von Makao, wo er Schiff und Ladung verkaufte, nach Frankreich (1772). Hier bekam er das Commando

eines Infanterieregiments, allein dieß ſagte ſeinem Geiſte nicht zu. Er fing nun mit dem Miniſterium wegen einer Niederlaſſung auf der Inſel Formoſa an zu unterhandeln; dieß beſtimmte jedoch Madagaskar dazu. B. ſegelte ab und landete am 14. Juni 1774. Da ihn der Gouverneur von Isle de France, an den er gewieſen war, nicht unterſtützte, ſo ſuchte er ſich die verſchiedenen Völkerſchaften auf Madagaskar zu Freunden zu machen, was ihm auch ſo gut gelang, daß ihn mehrere Völker ſogar zu ihrem Könige ernannten. Der Gouverneur von Isle de France, neidiſch, ſchwärzte ihn in Paris an, und B. fand für gerathen, ſeine Sache in Paris ſelbſt zu führen (1776). Allein er konnte nichts ausrichten und begab ſich daher 1777 nach Öſtreich, wo er Dienſte nahm, und 1778 die Preußen bei Habelſchwerdt ſchlug. Doch ſchon 5 Jahre darauf begab er ſich nach London, um von der dortigen Regierung Unterſtützung zu einer Expedition nach Madagaskar zu erhalten, aber vergebens; zuletzt jedoch gelang es ihm durch Hülfe einiger Privatleute. 1785 kam er wieder in Madagaskar an; da er aber die Franzoſen feindſelig zu behandeln anfing, ſo wurde er in einem Gefechte mit einer vom Gouverneur von Isle de France abgeſchickten Abtheilung Soldaten am 23. Mai 1786 erſchoſſen. — B. hat ſeine Abenteuer in einem erſt 1790 zu London erſchienenen Werke in engliſcher Sprache ſelbſt beſchrieben. Deutſche Überſetzungen haben wir von Forſter und Ebeling (1791). Die völlige Wahrheit aller dieſer in genanntem Werke erzählten Merkwürdigkeiten und Schickſale iſt mit Recht bezweifelt worden. 22.

Benno der Heilige, ſtammte aus dem Geſchlechte der Grafen von Bultenburg, Weltenberg oder Waldenberg, deren Beſitzungen bei Goslar lagen und wurde 1010 zu Hildesheim geboren. In der Schule ſeines nahen Anverwandten, des Biſchofs von Hildesheim, Bernward's des Heiligen, war der Propſt Wiger vom Kloſter St. Michael, ein eben ſo vortrefflicher Mann als Bernward, ſein vorzüglichſter Lehrer. Durch den Tod des Biſchofs ſo wie durch den nicht lange darnach erfolgten ſeines Vaters in den tiefſten Seelenſchmerz verſenkt, gab er dem einſamen Leben den Vorzug vor dem in der Welt und wurde im J. 1032 (nach Andern ſchon 1028) Benedictiner-Mönch in dem genannten Michaelskloſter, erlangte im J. 1040 die Prieſterweihe und bald darauf die biſchöfliche Würde zu Hildesheim (nach des Biſchof Adelbert's Tode), die er jedoch in Kurzem an einem gewiſſen Sigebert freiwillig abtrat. Kaiſer Heinrich III. ernannte ihn zum Domherrn an der neuerrichteten Stiftskirche zu Goslar, wo er mit dem damaligen Propſte Anno in der innigſten Freundſchaft lebte. Als im J. 1066 das Bisthum zu Meißen erledigt war, empfahl ihn Anno, der zu dieſer Zeit als Erzbiſchof von Köln unter Heinrich IV. die Reichsverwaltung führte, dieſem Letztern und ſo wurde B. zum Biſchofe von Meißen erwählt. Gewiſſenhaft in ſeinem Amte hielt er die Prieſter zu einem ſittlichen Leben an, verbeſſerte den Kirchengeſang und war eben im Begriff, ſich durch die Verbreitung des Chriſtenthums unter den Slaven an den Grenzen ſeines Bisthums noch größere Verdienſte zu erwerben, als der Krieg zwiſchen Heinrich IV. und den Sachſen ausbrach. B. trat auf die Seite der Gegner dieſes unglücklichen Kaiſers, gerieth, als dieſer 1075 in Sachſen einfiel, in Gefangenſchaft, erlangte zwar ſchon im folgenden Jahre ſeine Freiheit wieder, ward aber ſeiner Anhänglichkeit an Gregorius VII. halber 1078 abermals Heinrich's Gefangener und blieb es bis 1081. Endlich im J. 1085 nach Gregor's Tode trat er auf Heinrich's Seite, erhielt Verzeihung und auch ſein Bisthum wieder, von welchem er kurz zuvor entſetzt worden war, und widmete ſich nun der Heidenbekehrung, die er bis an ſeinen Tod den 16. Juni 1106 eifrig betrieb. Adrian VI. ſprach ihn 1524 heilig. Von ſeinen Gebeinen, welche jetzt in München aufbewahrt werden, erzählte man ſeit 1270 mancherlei Wunder. 60.

Benſerade (Iſaak de), ein witziger allgemein beliebter Dichter am Hofe

Ludwig XIV., geb. 1612 zu Lions in der Normandie, wußte sich durch mehrere Theaterstücke, und besonders durch unübertrefflich scherzhafte und galante Gedichte aus der Gattung der Madrigale und Sonnette bei Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. selbst so beliebt zu machen, daß er mit Pensionen überhäuft wurde. Eine große Fertigkeit besaß er vorzüglich darin, den Damen auf eine feine Art die ausgesuchtesten Schmeicheleien zu sagen. Er wurde 1674 Mitglied der Akademie und starb 1691 zu Paris. — Seine Oeuvres diverses erschienen zu Paris 1697. 2 Bde. 12. — 22.

Bentivoglio (Cornelio), Cardinal, stammte aus einer alten, früher zu Bologna einflußreich gewesenen Familie ab, und wurde 1668 zu Ferrara geboren. Die Neigung seines Vaters Hippolyt zu den Wissenschaften, besonders Jurisprudenz, Theologie und Philosophie, schien auf ihn übergegangen zu sein, und Papst Clemens XI., auf ihn aufmerksam geworden, zog ihn in seine Umgebung. 1712 wurde er von diesem mit dem Titel eines Erzbischofs von Carthago als Nuntius nach Paris geschickt, und nach seiner Rückkehr 1719 mit dem Cardinalshute beschenkt. Abwechselnd fungirte er nun als legatus a latere in der Romagna und als spanischer Minister. Er starb 1732 zu Rom. — Als Dichter hat sich B. durch mehrere gute Sonnette und besonders durch die Übersetzung der Thebaide des Statius bekannt gemacht. 22.

Bentley, Richard, geb. den 27. Jan. 1662 zu Oulton, einem Dorfe bei Wakefield. Weniger seinem Vater, Thomas B., einem Hufschmidt, als vielmehr seinem mütterlichen Großvater, dem Major Rich. Willis, und seiner Mutter, die ihm die grammatischen Regeln des Donat beibrachte, verdankte er den ersten Unterricht, der dann in der Schule zu Wakefield fortgesetzt ward. Im 15. Lebensjahre kam er in das St. Johannis-Collegium zu Cambridge (1676) und ward 7 Jahre darauf, nachdem er vorher das Baccalaureat erlangt hatte, Oberlehrer (school-master) zu Spalding in Lincolnshire, gab aber diese Stelle nach einigen Monaten wieder auf, als ihn der Dr. Stillingfleet, nachheriger Bischof v. Worcester, zum Führer seines Sohnes in Oxfort erwählte. Hier fand sein durch emsiges Studiren der alten Classiker schon gebildeter Geist in der besonders an Handschriften reichen Bibliothek Bodley's die erwünschteste Nahrung, die noch mehr erhöht wurde, als er sein väterliches Erbtheil zum Ankauf einer eigenen Büchersammlung verwenden konnte. Das obengenannte Collegium ernannte ihn 1684 zum Magister der Künste, und dieselbe Eigenschaft brachte ihn 1689 auch mit dem Wadham-Collegium in Oxford in Verbindung. Wie rühmlich er sich auch durch seine Epist. ad Jo. Millium (1691) als Philolog im In- und Auslande bekannt gemacht, blieb er doch den theologischen Wissenschaften treu, übernahm 1692 die Anstellung als Hauscaplan bei der Kirche des Bischofs Stillingfleet und ward, auf Empfehlung des Letztern und des Bischofs Kloyd, erster Redner in Boyle's Institut, welches gegen die religiösen Freidenker gerichtet war. In dieser Stellung schrieb er: A Confutation of Atheism, or eight Sermons etc. Lond. 1694. 4. In diesem Jahre (1694) erhielt er das Amt eines Bibliothekars an der königl. St. James-Bibliothek, welches ihn wieder dem Studium der Classiker, vornehmlich der griechischen Dichter, des Philostratus, Hesychius und Manilius zuführte, aber auch in einen fünfjährigen Kampf über die Unächtheit der Briefe des Phalāris verwickelte, den die Zurückverlangung einer Handschrift derselben von Charles Boyle veranlaßte und daselbst das profane Publikum bewegte. Nachdem er diesen hitzigen Streit aufgegeben und im Auslande seinen Triumph schon gefeiert hatte, ward er im J. 1700 zum Vorsteher des Dreieinigkeits-Collegium (Master of Trinity-College) in Cambridge erhoben, mit dem ansehnlichen Gehalte von 1000 Pfd. Sterling, und darauf Archidiaconus von Ely. Ungeachtet der Verwaltung eines so ar-

heitsvollen Amtes, der Unterstützung, die er vielen in- und ausländischen Gelehrten (Davies, Hemsterhuis, Küster u. A.) gewährte, eines neuen Zwistes mit Clericus über Menander's und Philemon's Fragmente (1709 flg.), endlich eines Processes, den 20 Jahre hindurch die Senioren und Fellows des Collegiums über seine Verwaltung auf ehrenrührige Art führten, überlieferte er dennoch das ruhmwürdigste Denkmal seiner Kritik und Auslegungskunst in der Herausgabe des Horaz (1711), der an 7—800 Stellen verändert eben so großes Erstaunen als feindseligen Widerspruch (besonders von Johnson und Cunningham) erregte. Eingedenk aber der Verpflichtung gegen Boyle's Institut trat B. (unter dem Namen: **Philoleutherus Lips.**) bald darauf (1713) gegen Collins auf, der alle Religion eine geistliche Schelmerei nannte, und als er kaum den Kampfplatz verlassen hatte, sah er sich durch die Übertragung der ersten theologischen Professur in Cambridge, mit einer Zulage von 1000 Pfd. Sterling, wiederum geehrt (1716), nachdem er seit dem J. 1696 schon den Grad eines Doctors der Theologie erhalten hatte. Aber die Freude ward ihm bitter getrübt. Im folgenden Jahre versetzten ihn junge Doctoren, an ihrer Spitze Middleton, die er bei der Promotion (1717) übertheuert haben sollte, in Anklagezustand, er verlor den Proceß (1718), ward aller akademischen Würden verlustig erklärt, und erst 5 Jahre darauf mit denselben aufs Neue bekleidet. Indessen rastete sein Geist nicht, der nach neuen kritischen Untersuchungen dürstete; er ließ von John Walker und Thomas Bentley, seinem Neffen, im Auslande griechische und lateinische Handschriften des Neuen Testaments vergleichen, um die ursprüngliche lateinische Übersetzung des Hieronymus und nach ihr den griechischen Text des N. T. wieder herzustellen. Nach erfolgter Ankündigung dieses Vorhabens (1720) brachte Middleton ein ganzes Heer gelehrter Feinde in Bewegung, die dasselbe als höchst gefährlich für die Integrität der heil. Schrift verdächtigten. Das Werk unterblieb. Da wendete sich B. in entgegengesetzter Richtung zum Terenz, den er nebst Phädrus und P. Syrus mit der berühmten Abhandlung über die lateinischen Metra 1726 herausgab, zugleich mit seinem ehemaligen Freunde, Franz Have, sich entzweiend, der zwei Jahre vorher nicht ohne B.'s Hülfe denselben Schriftsteller bearbeitet hatte. Seitdem zog sich B. immer mehr von der Welt der öffentlichen Literatoren zurück; nur auf Veranlassung der englischen Königin Caroline gab er 1732 Milton's verlorenes Paradies mit kritischen Veränderungen heraus, wobei die Eilfertigkeit vielen gerechten Tadel fand, und überließ die Veröffentlichung seiner Bearbeitung des Manilius seinem Neffen Richard Bentley (1739). Mit ungeschwächten Körper- und Geisteskräften hatte B. das 81. Lebensjahr angetreten, als ihn eine Brustentzündung während der Abwesenheit seines Arztes Wallis befiel; er rieth zu einem schnellen Aderlasse, aber man billigte auch seine letzte Conjectur nicht, wiewohl sie Wallis nach dessen Tode bestätigte. B. starb den 14. Juli 1742 und ward in der Kapelle von Trinity-College begraben, in der ein Grabstein seinem Andenken gesetzt ist. Er hat das Schicksal vieler großer Männer getheilt, von seinen Zeitgenossen verkannt und angefeindet zu werden, so daß ein halbes Jahrhundert vergehen mußte, bevor man die vielfachen und hohen Verdienste desselben um die Kritik und Metrik schätzen und benutzen lernte, ohne die mannichfachen Mißgriffe, die er sich bei rascher Willkühr erlaubt, zu übersehen. (Vgl. F. A. Wolf, Richard Bentley, im 1. Bd. der literar. Analekten. Berlin 1817.) 2.

Benzel-Sternau (Karl Christian, Graf von), einer unserer angenehmsten und geistreichsten Dichter, wurde 1750 zu Mainz geboren und fungirte später mit Auszeichnung in hohen Staatsämtern (Großherzogthum Frankfurt), zog sich aber aus Grundsätzen, denen die äußern Verhältnisse nicht entsprachen, in die Einsamkeit zurück und lebte ungestört seiner Neigung zu den Musen. Nur

1825 und 1828 folgte er einem Rufe als Abgeordneter in die baiersche Deputirtenkammer, wo er durch tiefe staatswirthschaftliche Kenntnisse und rücksichtslose, aber edle Freimüthigkeit unter den ersten Vertretern des Volks glänzte. 1827 trat er aus voller Überzeugung, die sein heller, forschender Geist aus dem Studium der Geschichte geschöpft hatte, von der katholischen zur protestantischen Kirche über, und legte die Gründe, die ihn dazu bewogen, in einigen Schreiben an den Dr. Kirchner und Dr. Friedrich zu Frankfurt öffentlich dar. In seinem „Volksfreunde", den er 1831 bei Gelegenheit des abermaligen Zusammentritts der baierschen Kammern herausgab, der aber leider jetzt nicht mehr erscheint, besprach er offen und mit erschöpfender Genauigkeit die Interessen Baierns, die Pflichten der Kammer und die wichtigsten Punkte und Mängel der Verfassung. Dasselbe that er in seinen 1831 zu Stuttgart erschienenen „Baiernbriefen". Der gewöhnliche Aufenthalt B.'s war auf seinem Landsitze Emerichshofen bei Aschaffenburg oder am Zürichersee. Hier starb er 83 Jahre alt im Herbste des Jahres 1833. Als Dichter, und zwar im humoristischen Fache, glänzt B. unter den Ersten deutscher Nation. Viele seiner poetischen Schöpfungen verdienen denen Jean Paul's an die Seite gesetzt zu werden und gehören durch treffenden Witz, glänzende Phantasie, Reichthum an Menschen- und Weltkenntniß und mannichfaltige lehrreiche Beziehungen zu dem Besten, was wir in dieser Gattung besitzen. „Das goldne Kalb" (von 1802 — 4) eine Biographie in 4 Bänden begründete zuerst seinen Ruhm, den er in den folgenden Dichtungen behauptete. Wir nennen noch als ausgezeichnet den „steinernen Gast" (1808), „Jason" eine musterhaft geführte Zeitschrift (1808 — 10) und das „Hoftheater zu Batavia" eine Sammlung von trefflichen Sprüchwörterspielen. Minder großartig, doch auch immer der Berücksichtigung werth sind: „die Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archive" und die „Gespräche im Labyrinth". 22.

Benzenberg (Johann Friedrich), ein ausgezeichneter Physiker und Meteorolog, geb. in Scheller bei Elberfeld d. 15. Mai 1777, war der Sohn eines Landpredigers und studirte in Marburg Theologie, dann in Göttingen Mathematik und Physik. Später stellte er auf dem Michaelisthurme in Hamburg mit fallenden Bleikugeln Versuche an, um daraus über das Gesetz des Falles, über den Zustand der Luft und die Umdrehung der Erde Folgerungen zu ziehen. Bei seinem spätern Aufenthalte in Paris hörte er vorzüglich Fourcroy, einen sehr berühmten neuen Chemiker, und Hauy und stellte bei seiner Rückkehr in einem Kohlenschachte der Grafschaft Mark wiederholte Versuche über die Umdrehung der Erde an. 1805 ernannte ihn der Kurfürst von Baiern zum Professor der Astronomie und Physik an dem Lyceum zu Düsseldorf; auch die Leitung der allgemeinen Landesvermessung, die seit 1801 zum Behufe eines neuen Katasters unternommen worden war, wurde ihm übertragen. Er entwarf eine Landmesserordnung, gründete zugleich eine Schule für Landmesser, für die er sein Lehrbuch der Geometrie (3 Bde. Düsseldorf 1810. 2. Aufl. 1818) schrieb. Veranlaßt durch die Regierungsveränderungen im Bergischen entschloß sich B. 1810 zu einer Reise in die Schweiz, wo er sich vorzüglich mit barometrischen Höhenmessungen beschäftigte und wieder nach Paris zurückgekehrt, schrieb er seine erste politische Schrift „Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers" (2. Aufl. Dortmund 1815). Bei der Versammlung der 3 Oberpräsidenten der westlichen preuß. Provinzen in Godesberg, die sich hauptsächlich auf die Katasterarbeit bezog, sammelte B. die Materialien zu seinem Werke „Über das Kataster" (2 Bde. Bonn 1818.). Später schrieb er „Über Handel und Gewerbe, Steuern und Zölle" (Elberfeld 1819) und „Über Provinzialverfassung mit besonderer Rücksicht auf die 4 Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark" (2 Bde. Hanover 1819

—1822) u. a. m. B. lebt gegenwärtig ohne Anstellung auf einer Besitzung in der Nähe von Crefeld. 33.

Benzoë, lat. gummi benzoës, asa dulcis, benzoinum; franz. benjoin; engl. benzoin; ital. belzuino, Benzoë, Benzoëharz, süßer, wohlriechender Asand, ein verhärteter harziger Saft, der, nach gemachten Einschnitten, aus dem styrax benzoin, einem Baume Ostindiens aus der Familie der ebenholzbaumartigen Pflanzen, herausfließt. Er wird aus Ostindien in großen Massen zu uns gebracht, die aus weißen und hellbraunen Stückchen, mit gelblichen Flecken untermischt, zusammengesetzt sind und zwischen den Händen sehr leicht zerbrechen. Die weißeste, durchsichtigste und von Unreinigkeiten freieste Sorte wird am meisten geschätzt. Dieses Harz hat sehr wenig Geschmack (blos etwas süßlich), doch einen gewürzhaften und angenehmen Geruch, vorzüglich wenn es erhitzt wird. In eigends dazu bestimmten Gefäßen der Einwirkung des Feuers ausgesetzt erhält man als Sublimat die Benzoësäure, ehedem Benzoëblumen genannt, die übrigens einen Bestandtheil fast aller aromatischen Pflanzen ausmacht. Nach Bucholz enthält die B. Harz, Benzoësäure, eine dem Perubalsam ähnliche Substanz und einen eigenthümlichen gewürzhaften Bestandtheil. In der Medicin hat sich dieselbe bei chronischen Lungenkatarrhen bisweilen zur Beförderung des Auswurfs durch Atonie zurückgehaltener schleimiger Materien wirksam erwiesen. Am meisten aber bedient man sich ihrer blos zu Räucherungen. Auch gibt sie, wenn man sie aus ihren Auflösungen in Alkohol und Äther durch Wasser niederschlägt, dann ein unter dem Namen Jungfrauenmilch (lac virginis) bekanntes, und in der Damenwelt sehr beliebtes Schönheitsmittel ab, das die Haut schwach reizt, sie glätter und gespannter macht. 21.

Beobachtung, lat. observatio; franz. und engl. observation, ist die Anstellung der Betrachtung eines Körpers blos in dem Zustande, in welchem er sich von selbst und ohne unser Zuthun befindet; daher sind Beobachtungen Erfahrungen, welche wir vermittelst unserer Sinne an den Körpern angestellt haben. Das Heer der Erscheinungen bietet sich jedem Auge dar, und wer nicht allzustumpfsinnig die Abwechselung derselben an sich vorübergehen läßt, der muß auch diese Phänomene wahrnehmen; es sind aber nur erst dann Beobachtungen, wenn auf jedes Einzelne in der Erscheinung gemerkt, mit Überlegung auf den Gang derselben geachtet und aus dem Gewirre mannichfaltiger Ereignisse das, was mit einander in Verbindung steht oder zu stehen scheint, richtig geordnet aufgefaßt wird. Der Beobachter der Naturphänomene stellt sich die Frage auf, ob unter zwei auf einander folgenden Erscheinungen die eine als Ursache der andern anzusehen sei. Zur Entscheidung dieser Frage dient ihm in den meisten Fällen die Erfahrung, und jener vermuthete Zusammenhang seiner Aufmerksamkeit zur Leitung; er achtet darauf, ob jene zwei Erscheinungen immer so verbunden vorkommen und erst, wenn er dieses durch wiederholte Beobachtungen bestätigt findet, hält er sich berechtigt, in der einen die Ursache der andern anzuerkennen. Selbst bloße B. kann uns zu der Kenntniß der nächsten Ursache einer Erscheinung führen, aber diese Kenntniß wird noch sicherer bestätigt, wenn es uns gelingt, eben diese Erscheinung durch einen Versuch oder ein Experiment hervorzubringen. 36.

Béranger (Pierre Jean de), der Tyrtäus des liberalen Frankreichs, ward den 19. Aug. 1780 zu Paris von armen Eltern geboren. In seiner Jugend machte er in einem wahrscheinlich seiner Mutter angehörenden Wirthshause den Kellner. Die Lectüre der Bibel und einer Übersetzung Homer's, des ganzen hier befindlichen Büchervorraths, wirkte entscheidend auf sein poetisches Gemüth. Als Lehrling in einer Buchdruckerei lernte er die Regeln seiner Muttersprache und ihres Versbaues kennen, und darauf beschränken sich auch seine gelehrten Studien:

ausgebreitete Beleſenheit und eigentliche Schulbildung beſitzt er nicht, aber gerade deßwegen größere Originalität und tiefere Menſchenkenntniß; ſeine Philoſophie hat er ſich ſelbſt aus den Vorkommenheiten des Lebens gezogen und er beugt ſein ſtolzes Haupt vor keinem politiſchen, moraliſchen oder literariſchen Vorurtheile. Eine ſchlecht bezahlte Anſtellung bei dem Secretariate der Univerſität gab ihm hinlängliche Muſe, ſein poetiſches Talent geltend zu machen; beſonders waren es zwei im J. 1813 bekannt gewordene Lieder: „le sénateur“ und „le roi d'Yvetot“, welche ſeinen Namen in ganz Frankreich verbreiteten und ihn zum Lieblinge des Volks erhoben. Das letztere dieſer Lieder enthält einen kecken aber witzigen Angriff auf Napoleon; der Kaiſer mußte, ſtatt zu zürnen, mitlachen, und trug ſogar während der hundert Tage dem Dichter eine Cenſorſtelle an, welche dieſer aber, als mit ſeinem Freiſinne unverträglich, unbedingt ablehnte. Die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte (Paris 1815) fand den allgemeinſten Beifall. Die jeſuitiſchen Umtriebe nach der Reſtauration gaben reichlichen Stoff zur Satyre; B., welcher ihn nicht unbenutzt ließ, verlor ſeine Stelle und eine vermehrte Auflage ſeiner Gedichte (Paris 1821. 2 Voll. 12.) ſollte confiscirt werden; aber ſie war ſchon bis auf vier Exemplare verkauft. Von der Regierung vor Gericht gefordert wurde er zwar von der Anklage des Majeſtätsverbrechens freigeſprochen, aber wegen „Verletzung der öffentlichen und religiöſen Moral“ zu 3monatlichem Gefängniſſe und einer Geldbuße von 500 Franken verurtheilt. Auf eine ähnliche, durch mehrere anzügliche Lieder, wie „le sacre de Charles,“ „le simple“ und „l'ange gardien,“ hervorgerufene Anklage erfolgte eine neue Verurtheilung zu 9monatlicher Haft und 10000 Fr. Geldſtrafe, doch der Ertrag ſeiner Gedichte und die allenthalben veranſtalteten Subſcriptionen retteten ihn nicht nur aus dieſer Verlegenheit, ſondern verſchafften ihm auch eine ausreichende Leibrente und ſicherten ſeine Unabhängigkeit. B. hat ſich in allen Gattungen des Liedes verſucht, das luſtige gelingt ihm eben ſo gut als das ernſte, in dem politiſchen liegt oft weit mehr Witz und Satyre, als man auf den erſten Anblick gewahrt; alle aber zeichnen ſich durch Originalität, Fülle der Gedanken und Reichthum der Bilder aus, viele (wie z. B. „le vieux drapeau“, „les enfans de la France“, „le cinq Mai“, „Poniatowsky“, „le dieu de bonnes gens“, „le bon dieu“ etc.) werden ſtets im Munde des Volks bleiben. Ihr Einfluß auf Frankreich iſt unberechenbar und ihnen gebührt kein geringer Antheil an der Julirevolution. Eine vollſtändige Sammlung von B.'s Liedern nebſt der Geſchichte ſeiner Proceſſe erſchien 1831 zu Paris (deutſch von Metromanus, Stuttg. 1831 — 32. 2 Bde. 8.); ſeine früher gedichteten Idyllen, welche von Werth ſein ſollen, blieben, weil die Cenſur die Dedication an Lucian Buonaparte, ſeinen frühern Gönner, nicht erlaubte, bis jetzt noch ungedruckt. 67.

Berberei, ſ. v. a. Barbareskenſtaaten (ſ. d. Art.).

Berbice, eine Colonie im britiſchen Guayana in Südamerika, zwiſchen 320° — 321° 10′ Ö. L. und 4° — 6° 30′ N. B., grenzt ſüdl. an das franzöſ. Guayana, öſtl. an Surinam, von dieſem durch den Fluß Corantin geſchieden, nördl. an das Meer und weſtl. wird es durch den Abarry von Demerary getrennt. Zuerſt ließ ſich hier der Holländer van Peer nieder (1626); dann entſtand die ſogenannte Geſellſchaft von Berbice, welche 1732 allen Holländern freien Handel geſtattete. Seit 1814 aber iſt die Colonie in den Händen der Engländer, durch welche ſie ſich bedeutend gehoben hat. — Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 130 □M. Das Land iſt eben, das Innere waldig und noch unbekannt, und nur die Ufer der Flüſſe, unter welchen der mitten hindurch ſtrömende ſchiffbare Berbice der bedeutendſte iſt, ſind angebaut. Die Zahl der Bewohner beträgt 56000 Menſchen, von denen nur ungefähr $\frac{1}{8}$ Weiße und freie Farbige ſind, die übrigen ſind Sklaven. Das Klima, obgleich drückend heiß, iſt dennoch

jetzt durch Trockenlegung der Savannen ziemlich gesund geworden; eben dadurch hat man fruchtbares Land und Weideplätze für das Vieh erhalten. Hauptausführartikel sind Baumwolle, Zucker, Rum und Cacao, außerdem finden sich alle Südamerika eigenthümliche Früchte. Hauptstadt und Sitz eines Untergouverneurs ist Neu-Amsterdam. Hoop, eine Herrnhuthercolonie, am Coventin gelegen, und Fort Nassau am Berbice, welches aber jetzt verlassen ist. 15.

Berchtesgaden (2018′ über der Meeresfläche), ein Marktflecken im südwestl. Theile Salzburgs im Isarkreise des Königreichs Baiern mit ungefähr 3000 Einw., bekannt durch seine äußerst ertragreichen und künstlich angelegten Salzwerke, die schon 1122 erwähnt werden. Die Soole wird nämlich aus den ½ Stunde von B. gelegenen Salzbergen so gewonnen, daß man süßes Wasser in die Sinkwerke (so nennt man die im Salztone ausgehauenen Räume) hineinleitet und die salzigen Theile einsaugen läßt. Hierauf wird die Soole dnrch Röhrentouren in Behälter geleitet, aus denen ein Theil zu Frauenreit und Schöllenberg versotten wird. Die übrige Soole wird durch eine neue Soolenleitung nach Reichenhall und Rosenheim geführt. 1618 wurde nämlich durch Reiffenstuhl eine Soolenleitung von Reichenhall nach dem 8 Stunden entfernten Traunstein angelegt, weil hier eine holzreiche Gegend ist und um die außerordentlich reichhaltigen Quellen Reichenhalls alle zu benutzen, im J. 1809 durch den Ritter von Reichenbach eine 14 Stunden lange Soolenleitung nach Rosenheim ausgeführt, und zuletzt durch eben denselben im J. 1817 B. durch eine äußerst kunstvolle Soolenleitung mit Reichenhall in Verbindung gesetzt. Diese weitläufigen Salzwerke liefern zusammen jährlich über 400000 baier. Ctr. Salz. — Ein Haupterwerbszweig der Bewohner B., welcher bis ins XIII. Jahrh. hinaufreicht, ist die Verfertigung von Kunstwaaren in Holz, Knochen und Elfenbein, die durch ganz Europa verführt und selbst nach Amerika geschickt werden. Man hat jetzt in B. Niederlagen dieser Waaren. 22.

Berchtold (Leopold, Graf von), Ritter des St. Stephanordens und k. k. Kämmerer, geb. 1758 in Mähren, wo seine Familiengüter liegen, verdient unter denen, die sich um die leidende Menschheit durch Rath und That verdient gemacht haben, eine der ersten Stellen. Es war die ganze Aufgabe seines Lebens, Unglücklichen zu helfen; unermüdlich suchte er alle Quellen des Elends auf und nach Mitteln, sie zu verstopfen. Dieß war der Zweck seiner 13jährigen Reisen in Europa, Asien und Afrika. In seinen zahreichen Schriften, die er stets in der Sprache des Landes, wo er sich gerade aufhielt, herausgab und meist unentgeltlich austheilte, gab er Regeln zur Erhaltung der Gesundheit, zeigte Mittel und Wege, die Lage der Armen zu verbessern, warnte vor den im gemeinen Leben vorkommenden Gefahren und ließ überhaupt nichts unerwähnt, was für den Menschenfreund von Wichtigkeit ist. So schrieb er über die Wiederbelebung der Scheintodten, über die Mittel gegen die Pest ꝛc. In Prag und Brünn stiftete er Rettungsanstalten, in Mähren eine Humanitätsgesellschaft und 1805 unterstützte er die von der Theurung heimgesuchten Bewohner des Riesengebirges. — Dieser edle Menschenfreund wurde ein Opfer seiner Menschenliebe. Er wurde nämlich auf seinem Schlosse Buchlowitz, das er zu einem östreichischen Lazareth umgewandelt hatte, vom Nervenfieber ergriffen, dem er auch unterliegen mußte, den 26. Juli 1809. 22.

Beredtsamkeit, s. Redekunst.

Berengar, Herzog von Friaul und Verona, ein Sohn des Grafen Eberhard von Friaul und der Gisela, Tochter Ludwig's des Frommen, ward geboren ums J. 860. Die italienischen Fürsten, worunter B. der angesehenste und mächtigste war, hatten schon bei Lebzeiten Kaiser Karl's des Dicken den Beschluß gefaßt und vom Papste Stephan V. bestätigen lassen: daß, wenn dieser Kaiser

ohne männliche Erben stürbe, Italien einem italienischen Fürsten anheimfallen solle. Nach der erfolgten Absetzung des Kaisers (887) setzte sich B. nun in den Besitz von Italien und ließ sich mit Zustimmung des Landes und des Papstes zu Pavia (889) zum Könige krönen, huldigte aber zu Trient dem Könige Arnulph von Deutschland. Zugleich hatte aber der ihm verwandte Guido, Herzog von Spoleto, vergeblich seine Ansprüche auf Frankreich geltend gemacht, kehrte nach Italien zurück, rüstete sich und besiegte B. in einer Feldschlacht bei Piazenza (890); auch bald darauf bei Brixen. Während Guido (891) vom Papste Formosus zum römischen Kaiser und König von Italien gekrönt wurde, wandte sich B. an den König Arnulph, der aber, nachdem er Bergamo, Mailand und andere Städte erobert hatte, sich gegen Raul, König von Burgund, wenden mußte (894). Obgleich Guido in diesem Jahre starb, so mußte doch B. der Partei Lambert's, Guido's Sohne, von Neuem weichen, worauf dieser vom Papste zum Könige von Italien gekrönt wurde. B. suchte wieder Hülfe bei Arnulph. Dieser erschien, eroberte Italien, ließ sich aber (896) selbst zum Könige krönen und verfolgte B., der sich nach dem Abzuge Arnulph's nach Deutschland mit Lambert verglich. Kaum hatte sich B. nach Lambert's Tode (899) in den Alleinbesitz Italiens gesetzt und war aus einem hartnäckigen Kampfe mit den Magyaren siegreich hervorgegangen, als Lambert's Partei, an deren Spitze B.'s Schwiegersohn, Markgraf Adalbert von Ivrea, stand, die Krone Italiens dem Könige Ludwig von Arelat anbot. Zwar schloß B. (900) diesen mit einer großen Heeresmacht ein, daß er um freien Abzug bat und versprach, nie wieder nach Italien zurückzukehren; doch schon im folgenden Jahre wurde B. von ihm, auf Einladung der toskanischen Grafen, durch eine große Heeresmacht aus Italien verdrängt und dieser ließ sich zu Rom zum Kaiser und Könige von Italien krönen. B. stand mit den Einwohnern von Verona in heimlichem Einverständnisse, drang unerwartet aus Deutschland mit geringer Macht gegen Ludwig vor, bemächtigte sich seiner, ließ den Meineidigen die Augen ausstechen (905) und sich die Kaiserkrone aufsetzen. Er kämpfte hierauf tapfer gegen die in Italien eingebrochenen Ungarn, konnte sie aber auf dem Rückzuge am Brento nicht überwältigen und sie verwüsteten wiederholt Italien. Um 915 stand er dem Papste Johann X. gegen die Saracenen bei. Jetzt erwachte, vielleicht durch B.'s Willkühr geweckt, seine Gegenpartei in Italien wieder. B. ließ mehrere Großen gefangen setzen und betrug sich edel gegen sie; sie riefen aber König Rudolph II. von Oberburgund nach Italien, von dem B. (921) bei Piazenza geschlagen wurde, wozu das Mißvergnügen der Italiener über B. viel beitrug, nachdem er wiederholt die daselbst verhaßten Ungarn zur Hülfe gerufen hatte. Ein gewisser Flambert, der durch Geschenke und Wohlthaten B.'s begünstigter Freund war, drang mit einigen Bewaffneten in die Kirche ein, wohin B. der Messe halber sich begeben hatte, und ermordete diesen 924. 25.

Berengar von Tours, geb. in dieser Stadt ungefähr um das J. 1000, bildete sich zu Chartres in der Schule des berühmten Fulbert zum philosophischen Denker, ging aber nach des Letztern Tode in seine Vaterstadt zurück, wo er Canonicus an der Kirche zu St. Martin und Scholasticus an der Domschule wurde. Gegen das J. 1040 als Archidiaconus an die bischöfliche Kirche nach Angers berufen, behielt er seine Ämter zu Tours bei. Ausgebreitete Kenntnisse, große Lehrgaben und dialektische Fertigkeiten machten, daß er um die Mitte des XI. Jahrh. in großem Ansehen stand. Als ein philosophisch gebildeter Kopf mußte er an der Brodverwandlungslehre im heil. Abendmahle (s. d. Art.) großen Anstoß nehmen, und er bestritt sie mit vielem Scharfsinne. Sein gelehrter, aber untreuer Freund, Lanfranc, Prior des Klosters Bec, welcher befürchtete, durch seinen vertraulichen Umgang mit B. selbst in den Geruch der Ketzerei zu

kommen, reiste nach Rom, rechtfertigte sich, trug aber auch dazu bei, daß B. auf einer Synode, welche der Papst Leo IX. im April 1050 hielt, als Ketzer verdammt und excommunicirt wurde. Als dieser Papst im Sept. desselben Jahres eine andere Synode zu Vercelli hielt, auf welcher B. selbst erscheinen sollte, bat dieser den König von Frankreich, Heinrich I., als Abt der Martinskirche in Tours, um Schutz zu dieser Reise, wurde aber auf Befehl desselben verhaftet und seiner Einkünfte beraubt. Man verdammte ihn also zu Vercelli nochmals. Dennoch erscheint er bald nachher wieder in seinem Schulamte ungestört thätig. Im J. 1054 wurde zu Tours selbst eine Synode gehalten, wo ihn der Cardinal Hildebrand in Schutz nahm, so daß er Muth bekam, im J. 1059 freiwillig nach Rom zu gehen und seine Sache auf der von Nicolaus II. veranstalteten Kirchenversammlung zu führen. Hier aber erwarteten ihn Mißhandlungen und Androhung des Todes und so wurde er gezwungen, seine Ansichten zu verwünschen und zu schwören, an die Brodverwandlung zu glauben. Hierauf erhielt er Absolution und durfte in seine Heimath zurückgehen. Hier bereuete er den aus Todesfurcht geschwornen Eid, schalt laut auf den Papst und die römische Kirche und verbreitete seine Lehre desto eifriger. Der Papst Alexander II. (1061 — 1073) ermahnte ihn blos in einem sanften Schreiben, die Kirche nicht zu beunruhigen. In einem eben so milden Schreiben des Bischofs Eusebius Brunn von Angers wurde B. aufgefordert, sich bei dem einfachen Sinne der Einsetzungsworte Christi zu beruhigen, ohne die Aussprüche der sich einander oft selbst widersprechenden Kirchenväter einzumischen. Gleichwohl fuhr B. fort, seine Ansichten hartnäckig zu verfechten, und zeigte sich überall als einsichtsvollen Exegeten und freimüthigen Theologen, dem es schwer wurde, offenbaren Irrthümern zu huldigen und seine Vernunft unter die Satzungen abergläubischer Priester gefangen zu geben. Gregor VII. berief ihn endlich im J. 1078 nach Rom, wo er unter dem Schutze dieses Papstes ein Jahr lang blieb und am 1. Nov. des gedachten Jahres ein einfaches Glaubensbekenntniß ablegte, Brod und Wein sei nach der Einsegnung der wahre Leib und das wahre Blut Christi. Jedoch kam der Papst selbst in Gefahr, den Feinden B.'s verdächtig zu werden und nöthigte ihn daher, auf der in Rom 1079 gehaltenen Kirchenversammlung auf den Knieen liegend zu bekennen, daß Brod und Wein im heil. Abendmahle durch ein Geheimniß des heil. Gebets und durch die Worte unsers Erlösers auf eine *substantielle* Art in das wahre Fleisch und Blut unsers Herrn Jesu Christi *verwandelt* werden ꝛc. Auch dessenungeachtet trug er nach seiner Rückkunft in sein Vaterland seine alte Meinung wieder ungescheut vor und fuhr fort, die kirchliche zu bestreiten. Er starb 1088 auf der Insel des heil. Cosmas, welche gleichsam eine Vorstadt von Tours ausmacht, im Rufe großer Heiligkeit. Die Canonici von St. Martin in Tours hielten ihm zu Ehren noch im XVIII. Jahrh. auf Cosmas jährlich am Osterdienstage eine Todtenfeier. 60.

Bérenger (spr. Berangsche), Mitglied der franz. Deputirtenkammer, war anfangs zu Grenoble im Civildienste angestellt, und erregte zuerst 1815 als Abgeordneter des Dromedepartements durch seine Rede gegen die Erblichkeit der Pairie Aufmerksamkeit; auch war er unter denen, die am Tage des Einzugs Ludwig's XVIII. die bekannte Protestation einreichten. Später zog er sich zurück und beschäftigte sich anhaltend mit der Jurisprudenz, bis er im J. 1827 als Deputirter von Valence abermals in die Kammer eintrat. Fortwährend drang er auf Abfassung eines Gesetzes über Verantwortlichkeit der Minister, doch vergeblich, auch war er unter den Commissarien, welche das Ministerium Karl's X. anklagten. Indeß erwarb er sich in diesen Verhandlungen, so wie in seinem Berichte über das Wahlgesetz, nicht die allgemeine Zufriedenheit. Nach Auflösung der Kammer wurde er wieder erwählt und stand nun in der Mitte zwischen Périer

und der Opposition, später näherte er sich mehr den Ministern. — Wir besitzen von B. eine Übersetzung von Justinian's Novellen, und ein sehr geschätztes Werk über die Criminalgerechtigkeitspflege in Frankreich, welches unter dem Titel: „De la justice criminelle en France, d'après les lois permanentes, les lois d'exceptions et les doctrines des tribuneaux" 1818 zu Paris herauskam. 22.

Berenhorst (Georg Heinrich von), natürlicher Sohn des Fürsten Leopold I. von Dessau, geb. in dem dessauischen Städtchen Sandersleben am Harze, wurde in seinem 15. Jahre im preuß. Regimente von Anhalt Lieutenant, 1757 Brigademajor bei dem Prinzen Heinrich von Preußen, und 1760 Adjutant Friedrich's II. Das Jahr darauf verließ er den Militairdienst und begab sich an den dessauischen Hof, von wo aus er in den Jahren 1765 — 68 mit dem Prinzen Hans Görge eine Reise nach Italien, England und Frankreich unternahm. 1777 erhielt er mehrere bedeutende Hofämter zu Dessau und wurde 1785 Oberhofmeister des Erbprinzen Friedrich, aber 1790 auf Ersuchen seiner Ämter entlassen und lebte von nun an den Studien und seiner Familie bis an seinen Tod, welcher den 30. Oct. 1814 erfolgte. — Alles, was B. in wissenschaftlicher Hinsicht war, hatte er durch sich selbst, denn seine Erziehung war mangelhaft genug. Durch anhaltenden Fleiß erwarb er sich ausgebreitete Kenntnisse, besonders in der Geschichte, Geographie und Staatskunst. Seine Bildung wurde durch einen langen Aufenthalt in Frankreich und den Umgang mit Voltaire, Bayle und andern Gelehrten vollendet. Unter seinen hinterlassenen Schriften erregten die „Betrachtungen über die Kriegskunst" (1798) durch Neuheit der Ideen und tiefe Auffassung allgemeines, noch jetzt dauerndes Interesse. Auch finden sich in Archenholz's Minerva einige wichtige Aufsätze von ihm. 22.

Berenice. 1) Gemahlin des ägyptischen Königs Ptolemäus Lagi, früher mit Philippus, einem Macedonier, vermählt. Ihr Sohn Ptolemäus (Philadelphus) erhielt durch sie die Regierung, die eigentlich dem Ptolemäus Keraunus, Sohn der von Lagi verstoßenen Euridice, gebührt hätte. 2) Die Gemahlin des Ptolemäus Evergetes, Königs von Ägypten, Tochter des Magas, Königs von Cyrene. Als ihr Gemahl dem Könige von Syrien, welcher früher die Verheirathung der B. auf Anstiften ihrer Mutter Apame hatte hintertreiben wollen, den Krieg erklärte, so that sie ein Gelübde, den Göttern, wenn ihr Gemahl glücklich zurückkehrte, ihre Haare zu weihen. Es geschah und sie weihte ihr Haar der Venus Arsinoe Zephyritis. Bald aber war es verschwunden und der Astronom Konon aus Samos versicherte, es sei unter die Sterne versetzt. Nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie auf Befehl ihres Sohnes in das Gefängniß gebracht, wo sie sich vergiftete. — Das Sternbild B.'s Haupthaar befindet sich am nördlichen Himmel zwischen dem Löwen, der Jungfrau, den Jagdhunden, Arktur und dem großen Bär von 176 Gr. — 203 der geraden Aufsteigung und vom 16 Gr. — 33 nördl. Abweichung. Man bemerkt darin besonders 7 Sterne der vierten Größe. 3) Die Tochter des Ptolemäus Nathurus und kurze Zeit Beherrscherin Ägyptens. 4) Die Tochter des Ptolemäus Aulētes, ebenfalls Königin von Ägypten. 5) Die Gemahlin des Herodes (Bruder des Agrippa). 6) Die Gemahlin Mithridates d. Gr., Königs von Pontus. 22.

Berennen, s. Festung.

Beresina, Fluß im russ. Gouvernement Minsk, berühmt durch den schrecklichen Verlust, welchen die flüchtige französ. Armee am 26. und 27. Nov. 1812 bei dem Übergange über denselben erlitt. — Napoleon, in Gefahr, von seinem Rückzuge nach der Weichsel von dem ihn auf allen Seiten bedrohenden Feinde abgeschnitten zu werden, mußte alles Mögliche aufbieten, um wenigstens die B. eher zu erreichen, als der in Eilmärschen heranrückende Feind. Doch schon am 20. Nov. traf der Admiral Tschitschakow an der B. ein und nahm eine Stellung.

Die Gefahr stieg aufs Höchste, als die polnische Division unter Dombrowski, welche sich an der Brücke bei Borissow verschanzt hatte, von Langeron und Lambert zurückgeschlagen wurde. Da erschien Oudinot auf seinem Rückzuge vor Wittgenstein an der B. und warf sich auf Tschitschakow. Dieser mußte weichen, brach aber die Brücke ab. Doch gelang es Oudinot, in der Nacht zum 26. Sembin gegenüber 2 andere Brücken zu schlagen. Die Hügel am linken Ufer und die Moräste des rechten Ufers begünstigten den Übergang, welcher nun unter dem fürchterlichsten Wetter begann. Einige Corps waren bereits am andern Ufer, als die eine Brücke, die für Wagen und Pferde bestimmt war, brach; jetzt drängte sich Alles auf die andere für das Fußvolk bestimmte. Die Unordnung war unbeschreiblich. Alle Zucht und Bande waren gelöst. Der Freund stieß den Freund, der Bruder den Bruder hinab in die Wogen; in der Verzweiflung stürzten sich viele in den Fluß, um vielleicht auf Eisschollen den Übergang zu gewinnen. Tausende fanden ihr Grab. Da, um den Schrecken zu vermehren, donnerten die Kanonen des Wittgenstein'schen Corps, welches der Marschall Victor nicht mehr aufhalten konnte, in den dichten Haufen der Unglücklichen. Massen sanken im Kartätschenfeuer. Endlich gewann Victor den Übergang; die Zurückgebliebenen kamen in den Flammen der brennenden Brücke um, oder stürzten sich verzweifelnd in die Fluthen. Ein großer Theil fiel den Russen in die Hände. Viele, die ihr Leben gerettet hatten, wurden auf der Flucht noch von den Feinden eingeholt und theils gefangen, theils niedergemacht. 29.

Berettini, unter dem Namen Pietro da Cortona bekannt, ein Maler von großen Verdiensten, geb. 1596 zu Cortona, Schüler des Bildhauers Comodi und zuletzt des Baccio Ciarpi. Sein erstes großes Werk war die Ausschmückung der Kirche der heil. Bibbiana zu Rom, die ihm zur Hälfte vom Papste Urban VIII. aufgetragen worden war. Ein Gemälde, die Geburt Christi, in der Salvatorkirche zu Lauro und die meisterhaft ausgeführte Verzierung der Kuppel des Palastes alle quatro Fontane vollendeten seinen Ruhm. Unter seinen nach dieser Zeit ausgeführten Werken stehen die Gemälde, die er in die Gallerie des Buonarotti lieferte, die Kuppel und das Gewölbe der Kirche Padri dell' Oratorio oben an. Er starb 1669 zu Rom und wurde in der Kirche des heil. Lucas beigesetzt. — Unbedingt gehört B. unter die ausgezeichnetsten Maler der italienischen Schule. Seine Gemälde athmen Leben und Feuer, die Composition ist großartig, die Ausführung correct und leicht, und die Schattirung richtig und schön. Auch als Baumeister hat er sich bekannt gemacht. 22.

Berg, lat. mons; franz. mont; engl. mount, heißt jede beträchtliche Erhöhung auf der Oberfläche der Erde, die im Allgemeinen eine kegelförmige Gestalt besitzt. Durch die Formen des Gipfels werden gewöhnlich die Namen der Berge bestimmt, als: Tafelberge, deren Obertheil glatt; Spitzberge, wo er spitzig; Hutberge, wo er abgestumpft; Kraterberge, wo er mit einer Vertiefung versehen ist. Die Seitenwände werden nach Verhältniß ihrer Neigungswinkel, stetigen oder wechselnden Böschung, Lehnen, Abhänge, Abfälle oder Wände genannt und sind theils in geraden Linien, theils gewölbt oder abgestuft. Ein fortziehender Obertheil heißt Rücken, der bei einer Zuschärfung Gebirgsrücken, bei kreisformiger Vertiefung zwischen zwei Erhöhungen Sattelrücken, und bei fortlaufender Vorragung über die andern Kamm genannt wird. Drängen sich Berge zusammen, so bilden sie einen hohen Landrücken, ein Centralgebirge (plateau). An einigen Stellen empor- oder hervorragende Zacken heißen Firsten, Hörner, Klippen, Zweige, Äste, Vorgebirge ꝛc. Auf ebenem Lande finden sich selten einzeln stehende Berge. Diese sind meist auf Inseln als vulkanische Pics, wie z. B. der Pico di Teneriffa, der Ätna u. a. Zusammenhängende Bergmassen nennt man Gebirge. Befinden sich darunter Berge von

bedeutender Höhe, so heißt es ein Hochgebirge. Mehrere in einer langen Reihe fortlaufende Gebirge heißen Gebirgsketten, mehrere zusammenliegende Berggruppen. Die zwischen den Bergen fortlaufenden Vertiefungen werden Thäler und Schluchten genannt. Hinsichtlich ihrer Länge unterscheidet man Hauptgebirge, die eine Ausdehnung von 40—50 und mehr Meilen haben, Gebirge mittler Größe von etwa 20—30 und kleine von etwa 10 Meilen oder darunter, und eben so hinsichtlich der Höhe Haupt- oder Hochgebirge von mehr als 6000, mittlere von mehr als 3000 und niedere von ungefähr 600 Fuß Höhe; noch niedrigere werden blos Hügel und Anhöhen genannt. Gebirge, die bei ihrem Ansteigen in die Höhe einen Winkel unter 45 Grad bilden, heißen sanfte, hingegen diejenigen, die diesen Winkel übersteigen, steile Gebirge. Diese Gebirgsketten laufen meist durch unglaublich lange Strecken von den Hauptgebirgen aus, oft bis weit in das Meer, wo sie durch einzelne Felsen und Inseln ihre Richtung bezeichnen, und es ist wohl anzunehmen, daß sich ihr Zusammenhang über die ganze Oberfläche unseres Erdbodens erstreckt. Nach Buffon laufen die Bergketten von Norden nach Süden, Andere nennen diese Richtungen Bergmeridiane, hingegen Pallas und die neuern Geographen nehmen bei den Richtungen der Bergketten kein regelmäßiges Gesetz an. — Zu den hauptsächlichsten Gebirgsketten gehören 1) in Asien das Uralgebirge, das die Grenzscheidung zwischen Europa und Asien bildet und in seiner Fortsetzung Weaholur- oder Paiassowoi-, Pawdinskoigebirge heißt; der Kaukasus, der Ararat, der Taurus und Antitaurus, der Altai, der Mustag, das Himalehgebirge; 2) in Europa die Pyrenäen, die Sevennen oder Gebirge von Auvergne mit den Nebenzweigen Vogesen, Jura und Ardennen, die Alpen; die Apenninen; das Hämusgebirge mit dem Balkane, das Wolgonskoigebirge, die Karpathen, die Sudeten, das Riesengebirge, der Böhmerwald, das Erzgebirge, Fichtelgebirge, der Thüringerwald, die Rhön, der Spessart, das Vogelsgebirge, der Schwarzwald und die rauhe Alp; 3) in Afrika der Atlas, das Mondsgebirge oder die abyssinischen Alpen; 4) in Amerika, das seiner ganzen Länge nach von Gebirgen durchzogen wird, die Cordillieras mit vielen Nebenzweigen, die Apallachen oder das Alleghanigebirge; 5) in Neuholland die sogenannten blauen Berge. Einzelne Berge zeigen sich uns als Feuer speiend, das aus ihren trichterförmigen Schlünden herausbricht und Steine und geschmolzene Massen auswirft (s. Vulkane). Man hat viel Zeit und Mühe darauf verwandt, die Höhen der bedeutendsten Berge kennen zu lernen, welches vermittelst des Nivellirens, der trigonometrischen Messungen, vorzüglich aber der Kürze und Leichtigkeit des Verfahrens wegen durch Barometerbeobachtungen geschehen kann, und man hat auch bis jetzt eine ziemliche Menge Höhenpunkte auf unserer Erde bestimmt. Lange hat man den Pic von Teneriffa (11206 paris. Fuß) für den höchsten Berg der ganzen Erde gehalten, hingegen finden sich schon in unsern Alpen weit höhere Berge. Selbst der Montblanc 14800 Fuß nahm vor einigen Jahren noch den ersten Platz unter den Bergen Europas ein, wird aber von dem Mont Rosa 15200 Fuß noch übertroffen. Die höchste Spitze des Chimborasso ist, so viel man weiß, bis jetzt noch nicht ganz erstiegen worden; man schätzt sie auf 20148 paris. Fuß, seine höchste beobachtete Spitze ist 18330 Fuß. Der höchste Berg in Asien ist der 24156 Fuß hohe Dhawalaghiri (der weiße Berg) des Himalehgebirgs; der Mont Cervin ist 13860 Fuß, der Mont de beau temps in Amerika ist 14004 Fuß, der Eliasberg ebendaselbst 16974 Fuß, der Cayambeoccu in Südamerika 18168, der Ophir auf Sumatra 12160, der Paß Panamo de Guanacas 14280, der Ätna 10484, der St. Gotthardt 9900, der Brocken 3633, der Finsteraahorn 13205, der Großglockner 11982 Fuß hoch ꝛc. — So zahlreich indessen auch die Gebirge auf unserer Erde sind und so ansehnlich ihre Höhe an sich betrachtet ist, so sind sie doch im Vergleiche mit der ganzen Erde unbedeutend und können der sphäroidischen

Gestalt derselben keinen Eintrag thun. Die Höhe des höchsten Berges beträgt noch nicht $\frac{1}{1000}$ des Halbmessers der Erde, die im Durchschnitte auf 3270800 Toisen angenommen werden kann. Das Klima der Länder, deren Oberfläche mit hohen Gebirgen bedeckt ist, bietet im Sommer in den verschiedenen Höhen auch verschiedene Erscheinungen innerhalb eines sehr beschränkten Raumes dar. In der Schweiz und Savoyen genießt man in den Thälern unterhalb der Berge den entzückendsten Anblick, denn in ihnen wechseln fette Wiesen mit wallenden Getreidefeldern und reizenden Blumengefilden, Wein mit Obst und Nußbäumen. Steigt man an den Bergen weiter hinauf, so erblickt man blos Viehtriften mit aromatischen Alpenpflanzen bedeckt und an den Abhängen Nadelholz; noch weiter hinauf nimmt mit der Rauheit der Atmosphäre die Rauheit des Bodens zu, bis endlich alle Vegetation und alles organische Leben aufhört und die Grenzlinie anfängt, wo dann die Kälte in dem Grade zunimmt, daß die Berge mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind und diese Grenze heißt bekanntlich die Schneelinie, die nach der Lage des Landes ungemein verschieden ist; denn an den beiden Polen, wo das Meer aus Eisfeldern und über einander geschobenen Eisschichten besteht, trifft sie mit dem Meere selbst zusammen; hingegen erhebt sie sich unter dem Äquator bis zu einer Höhe von 2400—2500 Toisen und bildet, indem sie sich wie ein Gürtel um die Erde legt, ein im Ganzen sehr excentrisches Ellipsoid. Je höher man also auf einem Berge steigt, je kälter ist es in der Regel, weil die Luft als Trägerin der Wärme immer dünner wird. Daher kommt es auch, daß viele Menschen beim Ersteigen hoher Berge eine gewisse Unbehaglichkeit und Ängstlichkeit empfinden, die, je höher sie steigen, bis zu völliger Kraftlosigkeit übergeht. Die innere Beschaffenheit der Gebirge ist nur in so weit bekannt, als was wir durch den Bergbau und den Bergmann wissen und man rechnet zu ihrer innern Struktur folgende Hauptverschiedenheiten. Zur ersten Classe gehören die Urgebirge; auf und neben diesen lagern die Thongebirge, an diese lehnen sich die Kalksteingebirge und alle werden von den Flötzgebirgen eingeschlossen. Häufig findet man im Granit des Urgebirges die schönsten Krystalle, bisweilen sind sie auch aus Serpentinstein, Gneuß, Porphyr, Trapp, Hornblende ꝛc. gebildet. Die einfachen Thongebirge dagegen sind die Lagerstätte der Metalle und der Erzarten. In den Kalkgebirgen zeigen sich meist Versteinerungen von Conchylien und die Flötzgebirge liefern Kupfer, Alaun und Vitriolschiefer, Galmei, Bergöl, Steinkohlen, Salzquellen und mineralische Gesundbrunnen; ihre Schichten zeigen nicht selten Versteinerungen von allerlei Producten des Thier- und Pflanzenreichs, zumal von solchen, die im Meere leben. 40.

Bergamottöl, lat. oleum bergamotae; ital. essenza di bergamotta, ein weißgelbliches, feines, so stark und anhaltend wohlriechendes Öl, daß es selbst bei bloß äußerem Gebrauche desselben dem Harne einen Veilchengeruch mittheilt. Es wird von der Frucht eines vorzüglich auf Barbados heimischen Bergamottenbaumes, einer Spielart zwischen Citronen und Orangen, gewonnen; hat einen würzigbittern Wohlgeschmack, wird oft mit Mandelöl verfälscht, läßt dann aber, wenn man es auf weißes Papier tropft und über Glühkohlen verdunstet, einen durchsichtigen Fettfleck zurück. Man gebraucht es häufig zu äußerlichen Arzneimitteln und besonders auch zu Parfümerien. 47.

Bergasse, Nicolas, geb. 1750 zu Lyon, hatte sich als Advocat in seiner Vaterstadt schon einen bedeutenden Namen erworben, als er vor dem Parliamente zu Paris die Vertheidigung der Gemahlin des Banquiers Kornmann gegen den talent- und geistvollen Beaumarchais übernahm und den Proceß, welcher in ganz Frankreich Aufsehen erregte, durch seine ruhige und edle Haltung gewann. Von seinen Mitbürgern 1789 zum Deputirten gewählt, entsprach er keineswegs ihren Erwartungen; er nahm auch bald seine Entlassung, denn als eifriger Vertheidi-

ger der alten Monarchie, des Adels und der Geistlichkeit konnte er die Ansichten der Nationalversammlung nicht theilen. Später (1793) ward er wegen seiner „Protestation contre les assignats-monnaie“ (Par. 1789. 8.) zu Tarbes, wohin er sich geflüchtet hatte, festgenommen und nur der Sturz der Schreckensherrschaft am 9. Thermidor rettete ihm das Leben. Seine Verdienste fanden nach der Restauration weder Belohnung noch Anerkennung, nur der Kaiser von Rußland besuchte während seiner Anwesenheit in Paris (1815) den unermüdlichen Vertheidiger des Throns und des Altars. Trotz dem blieb er seiner Überzeugung getreu und trat noch im J. 1821 in seiner Schrift: „De la propriété“, als Vertheidiger der Emigrirten und gegen die Confiscation ihrer Güter auf. Seine ausgezeichneten Kenntnisse im Staatsrechte und in der Geschichte sind meistens in gut ausgearbeiteten Gelegenheitsschriften, die zum Theil jetzt schwer zu bekommen sind, niedergelegt. Außer den schon angeführten sind noch folgende zu nennen: „Théorie du monde et des êtres animés, suivant les principes de Mesmer“, Par. 1784. fol. (deutsch Freiburg 1790. 8.), worin er sich als einen Vertheidiger des thierischen Magnetismus zeigt; „Reflexions sur le projet de constitution“ 1790; „Fragments sur l'influence de la volonté et sur l'intelligence“ (Par. 1807. 8.); „Reflexions sur l'acte additionel du sénat“ 1814 (deutsch Wien 1815. 8.). B. starb im J. 1830 kurz vor der Julirevolution. 67.

Bergbau, franz. exploitation des mines; engl. worning of mines, umfaßt alle Arbeiten und Verrichtungen, die zur Gewinnung nutzbarer Fossilien und bisweilen auch von Mineralwassern erforderlich sind. Nutzbar aber sind die Fossilien entweder ohne fernere Bearbeitung, wie die unterirdischen Brennmaterialien, oder nach blos mechanischer Vorbereitung, wie die Farbenerden, oder erst nach Siede- und Schmelzprocessen, wie die Metalle und Salze. Weil nun aber die bergmännischen Arbeiten nach der Verschiedenheit der Fossilien und deren Lagerstätten verschieden sind, so theilt man auch den B. ein theils in Gold-, Silber-, Kupferbergbau, theils in Gang-, Flötz-, Stockwerksbergbau ꝛc. Die Lehre, wie die nutzbaren Fossilien aufgesucht, an den Tag gebracht, mechanisch geschieden und die dabei vorkommenden Hindernisse geschickt überwunden werden können, heißt die Bergbaukunst. Diese ist aber gleichsam ein Auszug aus der Bergwerkskunde, d. i. der Inbegriff aller wissenschaftlichen Grundsätze, welche der Bergmann kennen und anwenden muß, oder der Inbegriff der gesammten Bergwerkswissenschaften. A) Das System dieser Bergwerkswissenschaften oder die Bergwerkskunde zerfällt nach Werner in folgende Doctrinen. I. Der mineralogische Theil umfaßt: 1) Oryktognosie; 2) Geognosie; 3) mineralogische Geographie und 4) Orykturgie oder ökonomische Mineralogie. II. Der chemische Theil, der außer den nöthigen Grundlehren der allgemeinen Chemie noch 1) Metallurgie, 2) Halurgie und 3) Probirkunst begreift. III. Der mathematische Theil verbreitet sich über die Anwendung der Mathematik auf den B. und lehrt: 1) Markscheidekunst; 2) Bergmaschinenlehre; 3) Wasserbaukunst; 4) Zeichnenkunst. IV. Bergtechnik oder der technische Theil zerfällt in die Bergbaukunde und in die Hüttenkunde: a) die Bergbaukunde lehrt: 1) die Aufsuchung der Fossilien auf ihren Lagerstätten; 2) die Einleitungsarbeiten zu der Gewinnung der Fossilien; 3) die Hauerarbeiten; 4) den Grubenbau und Betrieb; 5) den Grubenausbau; 6) die Wetterhaltung; 7) die Wasserwirthschaft; 8) den Bergmaschinenbau; 9) die Förderungskunst; 10) die Wasserhaltung; 11) die Aufbereitung; 12) den Erztransport; b) die Hüttenkunde lehrt: 1) die Übernahme der Erze; 2) die Aufbewahrung der Erze; 3) das Probiren der Erze; 4) die Classification und Beschickung der Erze; 5) die richtige Wahl der Zuschläge; 6) die Vorarbeiten vor dem Zugutemachen der Erze,

als Röſten, Verwittern und dgl.; 7) die Hüttenbaukunſt, welche wiederum zerfällt in a) die Kunſt, Hüttengebäude zu errichten, b) die Hüttenöfen-Baukunſt; c) die Hüttenmaſchinen-Baukunſt; 8) Kenntniß der Hüttengefäße; 9) hüttenmänniſche Hauptarbeiten, als Schmelzen, Amalgamiren, Deſtilliren, Sublimiren, Sieden und dgl.; 10) Scheidung der Hüttenproducte, als Goldſcheidung, Abtreiben ꝛc.; 11) hüttenmänniſche Verfeinerungsarbeiten, als Silberbrennen, Eiſenfriſchen ꝛc.; 12) die Benutzung der Hüttenabfälle. V. Bergwerksökonomie oder der ökonomiſche Theil der Bergwerkskunde beſchäftigt ſich mit 1) der Grubenwirthſchaftslehre; der Revierwirthſchaftslehre; 3) der Hüttenwirthſchaftslehre; 4) der Berg-Commerzwiſſenſchaft; 5) der Berg-Cameralwiſſenſchaft (Leitung, Adminiſtration, Beaufſichtigung beim Bergbaue); 6) der Bergcomptoiriſtik oder dem bergmänniſchen Rechnungsweſen; 7) dem Vertriebe der Hüttenwaaren. VI. Bergjurisprudenz oder der rechtswiſſenſchaftliche Theil lehrt die Bergwerks- und Hüttenrechte und zwar: 1) die Berggeſetzgebung; 2) das poſitive Bergrecht: a) Bergſtaatsrecht, b) Bergprivatrecht; 3) die Bergpolizei. VII. Der hiſtoriſche Theil umfaßt: 1) die Berg- und Hüttengeſchichte; 2) die Berg- und Hüttengeographie; 3) Berg- und Hüttenſtatiſtik. Der nicht unbeträchtliche Aufwand an Holz und Kohlen beim Berg- und Hüttenweſen macht außerdem für den Bergbeamten noch forſtmänniſche Kenntniſſe höchſt nöthig. B. Die Bergbaukunſt zerfällt nach Werner in den gemeinen und in den mechaniſchen Theil. I. Der gemeine Theil enthält: 1) geognoſtiſche Vorkenntniſſe; 2) vorläufige Kenntniſſe vom Grubenbaue; 3) bergmänniſche Orientirung und bergmänniſches Augenmaß; 4) mineralogiſch-bergmänniſche Beobachtung und Beurtheilung einer Gegend; 5) vorläufige Verſuchsarbeiten des Bergmanns; 6) Hauerarbeiten; 7) Veranſtaltung und Betrieb der Grubengebäude; 8) Grubenausbau oder Verwahrung der Grubenräume und ihre Sicherſtellung gegen Einſturz. II. Der mechaniſche Theil der Bergbaukunſt umfaßt: 1) die Wetterlehre oder die Kenntniß von den Eigenſchaften der Grubenluft; 2) das Waſſerweſen; 3) allgemeine Begriffe des Maſchinenweſens; 4) Kenntniß, wie das in den Gruben Gewonnene zu Tage gefördert werde; 5) Waſſerhaltungslehre oder Kenntniß derjenigen Mittel, durch welche man das andringende Waſſer abhalten und das bereits eingedrungene fortzuſchaffen ſucht; 6) Aufbereitungslehre. — Der B. iſt ein wichtiges Beförderungmittel der Bevölkerung, der Induſtrie, der Cultur und verſchafft dem Staate bedeutende Vertheidigungsmittel. Deßhalb haben auch faſt alle Staaten (Nordamerika etwa ausgenommen) dieſen wichtigen Nationalerwerbszweig ſo viel als möglich zu begründen und zu vervollkommnen geſucht, haben den Bergknappen mancherlei Befreiungen zugeſtanden, und Inſtitute und Akademien errichtet, in denen die zum Bergbaue gehörigen Wiſſenſchafteu gelehrt werden. Vorzüglich ward die ſächſ. Bergakademie zu Freiberg unter dem berühmten Werner von Fremden faſt aller Nationen beſucht und iſt auch jetzt noch eine der ausgezeichnetſten Bildungsanſtalten für Bergbeamte. — Was die Statiſtik des Bergbaues anlangt, ſo ſind in der nöthigen Kürze folgende Staaten mit ihren hauptſächlichen Bergwerkserzeugniſſen zu erwähnen: 1) das ehemalige ſpaniſche Amerika, jetzt die unabhängigen amerikaniſchen Staaten, behaupten in Hinſicht auf den Werth ihrer Erzeugniſſe den erſten Rang; vorzüglich liefern Chili, Mexiko, Peru, Buenos-Ayres ſehr viel Gold und Silber. Dagegen iſt der europäiſch-ſpaniſche B. ſehr vernachläſſigt worden, obwohl er ehemals an Eiſen, Blei, Kupfer, Schwefel, Vitriol und Alaun nicht geringe Ausbeute gab. 2) Braſilien erzeugt außer ſeinen ergiebigen Eiſenbergwerken jährlich etwa über 30000 Mark Gold. 3) England gewinnt faſt die Hälfte der europäiſchen Eiſenproduction, eben ſo viel an Kupfer, viel Zinn, Blei und Steinkohlen. 4) Frank-

reich liefert vorzüglich viel Eisen, Messing, Salz, Steinkohlen und etwas Silber und Kupfer. 5) Schweden mit Norwegen producirt allein jährlich an 2 Millionen Centner Eisen, viel Kupfer, Alaun, Salpeter, Vitriol, Kobalt, etwas Gold, Silber und Blei. 6) Rußland hat hauptsächlich in Asien am Ural und Altai und in Polen ausgebreitete Berkwerke, die sehr viel Stabeisen, rohes Eisen, Platina, Gold, Kupfer, Blei, Eisenerz, Zink und Steinkohlen geben. 7) Östreich besitzt Kärnthen, Krain, Steiermark mit ihren unerschöpflichen Eisenniederlagen, die Steinsalzlager in Salzburg, zu Wieliczka, Bochnia und in der Bukowina; Ungarn und Siebenbürgen mit ihrem Goldreichthume; außerdem producirt es Kupfer, Blei, Vitriol, Queckſilber, Kobalt und Steinkohlen. 8) Preußen hat vorzüglichen Steinkohlenbergbau und ein treffliches Eisenhüttengewerbe in Schlesien und in Brandenburg, in der Provinz Sachsen wichtige Salinen, in Westphalen Eisen und Steinkohlen, und producirt außerdem überhaupt erheblich Silber, Kupfer, Blei, Zink, Alaun, Vitriol und Salpeter. 9) Sachsen ist durch sein Erzgebirge reich an Silber, Kobalt, Blei, Zinn, Eisen, Vitriol und Steinkohlen. 10) Hanover gewinnt Silber, Blei, Glätte, eisen, Kupfer, Zink, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen und Salz. In allen diesen Staaten, nur mit wenigen Ausnahmen in England und Rußland, besteht das Bergregal, denn ohne die Regalität dürfte der B., zu vielen Störungen ausgesetzt, nicht mit Nutzen betrieben werden können. 45.

Bergdarstellungskunde, Bergzeichnung ist die Fertigkeit und Geschicklichkeit, durch mehr oder weniger schwarze Tinten die schiefe Abdachung oder den Böschungswinkel eines Berges vom steilsten bis zum flachsten im Grundrisse darzustellen. Früher zeichnete man Berge wie Hügel von der Seite angesehen und Gebirgsketten an einander gereihet; hierdurch wurden die dahinterliegenden Theile bedeckt und ein unnatürliches Verhältniß hervorgebracht. Mit schwarzer Tusche nach verschiedenen Tönen, die Abdachung des Berges in Graden, unter der Annahme, je steiler, desto dunkler auszudrücken, gibt ein der Natur sehr ähnliches Bild, aber mit dem Nachtheile, daß daraus die Richtung des Berges von der Kuppe bis zum Fuße nicht ersehen werden kann; jedoch ist diesem Übel durch Striche (Schraffire) mit der Feder oder dem Stifte abgeholfen. Lange Zeit zeichnete man Berge durch mehr oder weniger zusammenhängende, gleichförmige, kammartige Strichlagen, nach einem bloßen Gefühle, die flachen Abdachungen durch weitläufige feine, die steilen durch dicht an einander gerückte starke Striche. Erst im J. 1799 gelang es dem Lehrer bei der königl. sächs. Ritterakademie und nachmaligen Major J. G. Lehmann mit seiner neuen Zeichnungstheorie der schiefen Flächen die B. gewissen Gesetzen zu unterwerfen. Folgendes ist das Wesentlichste seines Systems. Man denkt sich die zu zeichnende Gegend mit einer Horizontalfläche durchschnitten, auf welcher die Bergmassen stehen und zeichnet die sich in der Höhe befindenden Gegenstände, als ob sie sich unmittelbar senkrecht auf dieser Horizontalfläche befänden. Diese Fläche nennt man auch die horizontale Sohle des Berges. Ferner da es nicht allein die gegenseitigen Höhen der Berge, die völlige Form und Steile derselben, sondern auch zugleich den Näherungswinkel der Abhänge und das Niveau verschiedener Punkte auszudrücken sucht, wird die Sonne vertikal über den zu zeichnenden Bergmassen angenommen, so daß die Horizontalebene völlige Beleuchtung, die schief liegende Fläche weniger und die steiler anlaufenden immer weniger und weniger Erleuchtung erhalten; es müssen daher bei Zeichnung eines Abhanges eines Berges die Böschungen schwärzer, d. h. mit um so stärkern und enger zusammengesetzten Strichen angegeben werden, je steiler der Berg ist, da hingegen bei einem sanft anlaufenden Abhange die Schraffirstriche um so schwächer und um so weiter von einander entfernt gelegt werden müssen, je flächer der Bergabhang ist. Da sich gewöhnliche Berge selten über 45 Grad

böſchen, wird eine ſtärkere Böſchung ganz ſchwarz gehalten, die Horizontalflächen hingegen ganz weiß, alle dazwiſchen fallende Böſchungswinkel müſſen daher eine mittlere Schwärze erhalten. Dieß geſchieht dadurch, daß man den Raum von der linken Seite eines Schraffirſtriches bis zur linken Seite des nächſten in 45 Theile getheilt annimmt und dem Schraffirſtriche ſo viel Theile gibt, als die Böſchung in Graden ausdrückt. Da dieſe ſo hoch getriebene Genauigkeit in der Ausführung zu vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt, ſo unterſcheidet man nur die Böſchungswinkel von 5 zu 5 Grad, wodurch dieſer Zwiſchenraum nur in 9 Theile eingetheilt werden darf, indem ſich die Verhältniſſe 5 : 40; 10 : 35; 15 : 30 ſtets durch 5 aufheben laſſen, und dadurch die Schraffirſtriche und Zwiſchenräume ihre verhältnißmäßige Stärke erhalten. Bei einem Böſchungswinkel von 5 Graden nämlich iſt 1 Theil ſchwarz, 8 Theile weiß, d. i. das Verhältniß des Schwarzen zum Weißen wie 1 : 8; bei 10° 2 : 7; 15° 3 : 6; 20° 4 : 5; 25° 5 : 4; 30° 6 : 3; 35° 7 : 2; 40° 8 : 1 und 45° 9 : 0. Sollte eine ſolche von 5 zu 5 Graden gezeichnete Scala in der Ausführung immer noch zu vielen Schwierigkeiten unterworfen ſein, ſo kann man obige 9 verſchiedene Stärken der Striche bis auf 5 herabſetzen. Nach dem Verhältniſſe des Schwarzen zum Weißen bei 5° 1 : 4; 15° 2 : 3; 25° 3 : 2; 35° 4 : 1; 45° 5 : 0. Man muß auch die Scala nach dem Maßſtabe verhältnißmäßig einrichten, d. h. das Verhältniß der Striche zum Maßſtabe richtig treffen. Will man nun die Richtung und Wendung eines Hanges richtig erſt durch Vorzeichnen mit Bleiſtifte angeben, ſo denke man ſich von dem Fuße des Berges an in willkührlichen Höhen mehrere über einander gelegte Horizontalflächen, welche den Berg durchſchneiden und wodurch dann äußere Grenzen (Horizontalen) an der Böſchung des Berges ſichtbar werden. Setzt man alsdann auf jene Durchſchnittslinien der Böſchung mit der Horizontalebene die Schraffirſtriche ſtets rechtwinklig, ſo erhält man dadurch die Richtung derſelben. Bei dem Zeichnen eines Berges macht man mit Auftragung der Horizontalen den Anfang, wodurch zugleich der Fuß des Berges und die Kuppe bemerkt werden. Alsdann ziehet man die Schraffirſtriche perpendikulär durch ſelbe, um dadurch die Richtung des Ganges anzugeben. Meiſtentheils müſſen die letztern in Bogen laufen, weil ſie nicht allein auf der Horizontale, von welcher ſie auslaufen, ſondern auch auf derjenigen, nach welcher ſie hinlaufen, rechtwinklig ſtehen müſſen. Nachdem man die Grenzlinien der verſchiedenen Schluchten und Kämme angegeben hat, ziehet man zuerſt die Perpendikularen, welche auf den Bergrücken herablaufen; die übrigen ziehet man in die Zwiſchenräume. Da es nun theils ſelten möglich iſt, die Schraffirſtriche von oben herab in einem Zuge zu führen, ohne abzuſetzen, theils aber auch dieſes Verfahren in den Fällen, wo es möglich wäre, ſehr ſchlecht ausſieht und ſchwer auszuführen iſt, ſo ſetzt man die Striche aus mehreren Lagen zuſammen, die durch die Horizontalen beſtimmt ſind; ſollten aber dieſe Horizontalen noch zu weit von einander entfernt ſein, ſo theilt man dieſe Entfernung durch willkührlich dazwiſchen gezogene Horizontallinien, welche man dort enden läßt, wo man glaubt, daß man mit einem Striche auskommt. Bei der Auszeichnung der Schraffirſtriche mit der Feder iſt Folgendes zu merken: 1) muß man jede Lage Striche von der linken nach der rechten Hand zeichnen; 2) je ſchneller die Neigungslinie des Hanges ſich wendet, z. B. bei Kuppen und Rücken, um ſo kürzer muß man auch die Striche machen; 3) das Sichtbarwerden des Abſetzens der Lagen von einander muß auf das Sorgfältigſte zu vermeiden geſucht werden; 4) die Striche müſſen weder zitternd noch unrein erſcheinen. Eine Bezeichnung der geneigten Flächen durch Symbole haben ferner noch vorgeſchlagen: Humbert in ſeiner Anweiſung zur Situationszeichnung (Halle 1801); Schneider in ſeinem Revueplane vor dem halleſchen Thore zu Berlin (1804); Schienert in ſeiner Situationszeichnung für Soldaten (Berlin 1805); Lynker in ſeiner

Anleitung zur Situationszeichnung (1e Aufl. 1811, 2e 1819); Prof. und Dr. Wild im hanöv. Magazin, Decbr. 1819; Freiherr von Müffling, Chef des preuß. Generalstabs, in seiner Instruction für die topographischen Arbeiten des königl. preuß. Generalstaabes (Berlin den 15. Jan. 1821) u. A. 33.

Bergen, das berühmte Kloster bei Magdeburg, wurde im J. 965 vom Kaiser Otto I. gestiftet, dem heil. Johannes dem Täufer geweiht und mit den Mönchen des Moritzklosters zu Magdeburg bevölkert. Diese Benedictiner verpflanzten auch ihre für vornehme zum geistlichen Stande bestimmte Jünglinge angelegte Schule hierher, welche aber im XIV. Jahrh. gänzlich einging, so wie das Kloster selbst durch schlechte Verwaltung seiner Äbte herabgekommen war. Seit 1450 hob es sich zwar wieder, ward aber 1525 von den Bauern gänzlich geplündert und 1546 von den Magdeburgern niedergerissen. 1565 trat der Abt Ulner zur protestantischen Kirche über, wählte junge protestantische Theologen zu seinen Conventualen, baute das Kloster wieder auf, legte eine ansehnliche Bibliothek an, in deren Saale 1577 die bekannte Concordienformel verfaßt wurde, und begründete eine Freischule für magdeburger Stadtkinder, welche nach und nach immer mehr aufblühte, und trotz der Zerstörung des Klosters (1630) von 1664 an sich zu einer berühmten Erziehungsanstalt für Söhne der höhern Stände erweiterte, so daß selbst ein neuaufgeführtes Schulgebäude (um 1750) die Zöglinge nicht mehr fassen konnte. Auch ein Schullehrerseminar ward um diese Zeit damit verbunden. Unter abwechselnd stärkerm und schwächerm Besuche dieser Schule kam das unglückliche Jahr 1806 heran. Bei der Belagerung Magdeburgs ward das Kloster bedeutend verwüstet und, da sich nachher wenig Zöglinge mehr einfanden, die Schule von der westphälischen Regierung aufgehoben (1810) und die Einkünfte der Universität, dem Pädagogium und Waisenhause in Halle zugewiesen. 1813 und 1814 endlich ward das Kloster durch die Franzosen niedergerissen, von der preußischen Regierung aber hierauf die Stiftung an der Universität Halle bestätigt, und die auf 15 vermehrten Freistellen an der Klosterschule an die Gelehrtenschulen zu Magdeburg, Halberstadt, Salzwedel und Stendal vertheilt. 37.

Bergen, fr. sauver; engl. save, gestrandete, oder (bei großer Haverei) geworfene Güter auffangen und in Sicherheit bringen. Auf den mehrsten Seeplätzen ist der Lohn dafür (Bergelohn) festgesetzt. In frühern Zeiten übten, an der Nord- und Ostsee, die Besitzer der am Gestade liegenden Grundstücke das sogenannte Strand-Recht aus, d. h. die geretteten Güter wurden von ihnen als verlassene in Anspruch genommen und behalten. 38.

Berger (Daniel), ein braver Kupferstecher zu Berlin. Er war Chodowiecki's Zeitgenosse und hat Mehreres in der Manier des Letztern gestochen, so daß man seine Nachstiche oft für Originale hielt und hin und wider noch hält. Außer einigen anatomischen Tafeln, welche er radirte, finden sich keine Arbeiten im größern Format von ihm vor, die besten seiner Blätter sind in kleinen Taschenbüchern zerstreut. Er starb 1812 in hohem Alter. 18.

Berger (Ludwig), Componist und Clavierspieler, geboren zu Berlin den 18. April 1777, Schüler des Kapellmeisters Gürrlich und seit 1804 Clementi's, welcher sein außerordentliches Talent sowohl für Spiel als Composition durch die Äußerung anerkannte, daß er der vorzüglichste Musiker Berlins sei. Mit diesem unternahm er 1805 eine Reise nach Petersburg, wo er durch sein schönes Spiel so viel Beifall erhielt, daß er hier zu bleiben beschloß, und seitdem neben Steibelt und Field glänzte. 1812 begab er sich nach Stockholm, und von da nach London zu Clementi, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde. Von 1814 an hält er sich wieder in Berlin auf, und beschäftigt sich theils mit Componiren, theils mit Unterricht. Mendelssohn Bartholdy und Taubert sind seine Schüler. Leider

hindert ihn die Schwäche eines Armes, selbst nach größerer Vervollkommnung im Spiele zu streben. Die wenigen Werke, die er herausgegeben hat, z. B. Sonaten, Studien u. a. gehören zu den besten der Zeit, sind aber dem Publikum weniger bekannt; überdieß hat B. die Eigenthümlichkeit, daß er selten den Werth seiner Arbeiten, trotz der Behauptungen aller Kenner, selbst anerkennen will, weßhalb er auch viele Manuscripte dem Drucke vorenthält. 22.

Bergerac, eine Stadt an den reizenden Ufern der Dordogne mit 1606 Häus. und 8670 Einw. Aus dieser Gegend kommt der liebliche französische Wein, den man unter dem Namen Bergerac und in Frankreich auch unter dem Namen petit Champagne kennt, und der unter den Garonneweinen einen vorzüglichen Rang einnimmt. Es gibt eine weiße und eine rothe Sorte davon. Außer dem hauptsächlichen Weinhandel ist auch der Handel mit Gewehren, Papier, Salpeter, Branntwein, Kupferwaaren und Kupferplatten sehr lebhaft daselbst. 45.

Berg-Gericht, auch **Bergamt**, fr. tribunal des minos, engl. court of mines. Die zu den beim Bergbau vorkommenden Verhandlungen benöthigten Administrativen sowohl, als Justiz-, Polizei- und Lehns-Behörden nennt man nach dem Gegenstande, mit welchem sie sich befassen, bald Berg-Ämter, bald Berg-Gerichte, das Personal-Berg Beamte. 31.

Berghem (Nicolaus), geb. zu Harlem 1624, gest. daselbst 1683, einer der fruchtbarsten und besten Maler der niederländischen Schule. Seine Thierstücke werden allenthalben bewundert, und nur Paul Potter übertraf ihn hin und und wieder. Sein Vater Peter von Haarlem war ein unbedeutender Maler und sah bald, daß sein Unterricht für das große Talent seines Sohnes nicht hinreichend sei. Er ließ ihn daher von andern geschickten Meistern, besonders von van Goyen und Wenix unterrichten. Einst soll er von seinem Vater, der ihn eines Versehens wegen habe züchtigen wollen, verfolgt zu van Goyen geflohen, von diesem aber unter dem Zurufe an seine Schüler: „Berg hem!“ (verbergt ihn!) in Schutz genommen worden sein, und von der Zeit an, sagt man, habe er den Namen B. geführt. Wie der große Deutsche, Albrecht Dürer, lebte auch B. in einer unglücklichen Ehe, die ihn sein Leben verbitterte und es verkürzte. Seine selbst radirten Blätter sind von hohem Kunstwerthe und wenig öffentliche oder Privatsammlungen dürfte es geben, welche nicht einige derselben aufzuweisen hätten. Sie sind in einer leichten hellen Manier gearbeitet und wie in seinen Gemählden bewundert man auch in ihnen den herrlichen Baumschlag und die schöne Abstufung der Lufttöne. Seine menschlichen Figuren sind richtiger gezeichnet, als das gewöhnlich bei Landschaftsmalern der Fall ist, nur fehlt ihnen der lebendige Ausdruck, welchen Potter den seinigen zu geben wußte. 4.

Bergisches Buch, s. Concordienformel.

Bergmann (Torbern), ein ausgezeichneter schwedischer Naturforscher und Chemiker, geb. den 9. März 1735 zu Catharinaberg in Finland, studirte auf der Schule zu Skara und auf der Universität zu Upsala. Mathematik und Physik waren seine Hauptstudien. 1758 wurde er Magister und begann Vorlesungen über Physik, die zahlreich besucht wurden. 1761 erhielt er die Adjunctur der Mathematik und 1767 die Professur der Chemie. Letztere blieb sein Hauptstudium und begründete seinen wohlverdienten Ruhm im In- und Auslande. Er starb leider zu früh schon am 9. Juli 1784. — In den hinterlassenen Werken B.'s ist ein reicher Schatz seiner Erfahrungen und Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde, besonders der Chemie niedergelegt. Außer seinen Untersuchungen über die Elektricität (in den philosophical transactions) und der meisterhaften Bearbeitung der physikalischen Geographie verdienen besondere Erwähnung seine Einleitung zu Vorlesungen über die Chemie und die Sciagraphie des Mineralreichs in den „opusculis physicis et chemicis“ 3 Bde. Ihm gebührt der

Ruhm einer genauen chemischen Zersetzung der Mineralwasser, so wie sorgfältiger Angaben zu ihrer künstlichen Bereitung. Das Schwefelzinn entdeckte er zuerst und die Alaunbereitung wurde durch ihn verbessert. Außerdem untersuchte er mit glücklichem Erfolge die Eigenthümlichkeiten mehrerer Halbmetalle, und brachte in die Lehre von den chemischen Verwandtschaften Licht und Zusammenhang. Seine großen Verdienste wurden vom In- und Auslande anerkannt. Er wurde Mitglied vieler Akademien, und das dankbare Vaterland ließ ihm zu Ehren noch in der letzten Zeit seines Lebens eine goldne Medaille prägen. Einen Ruf nach Berlin (1776) hatte er aus Liebe zum Vaterlande abgeschlagen. 22.

Bergprofile sind Zeichnungen, die den senkrechten Durchschnitt eines Berges angeben, woraus sich die Höhe, Breite und Abdachung desselben beurtheilen läßt. 33.

Bergrecht, fr. droit des mines; engl. law for the mines, der Inbegriff der in jedem Lande wegen des Bergbaues und der dabei Angestellten geltenden Gesetze, in eigentlichen Rechts- sowohl, als in Hoheits-, Polizei- und Lehns-Sachen. 31.

Bergregale. Es gibt Gegenstände, deren Bearbeitung für den Einzelnen besonderen Schwierigkeiten unterworfen ist, theils wegen Unzulänglichkeit der Kräfte und der einzelnen Besitzungen, theils auch wegen der zum Vortheil des Ganzen erforderlichen besondern Beaufsichtigung. Der Staat nimmt sich ihrer an und entschädigt die Besitzer der Grundstücke, auf welchen sie genommen werden. Zu dergleichen Gegenständen gehört nach den Verfassungen der mehrsten mittel-europäischen Staaten der Bergbau, welcher der jedesmaligen Landeshoheit, als sogenanntes Regale, unterworfen ist. Zum Bergregale gehören in der Regel a) alle Fossilien, woraus Metalle und Halbmetalle gewonnen werden können; b) Edelsteine; c) alle Salzarten, in Quellen sowohl als Gruben; d) n manchen Ländern auch noch die Inflammabilien, als Schwefel, Erdpech, Stein- und Braunkohle. (Preuß. Landrecht T. II. Tit. XVI. §. 69. folg.) In Sachsen, Preußen und mehrerern anderen Ländern, wo der Bergbau stark getrieben wird, ist es gewöhnlich, einzelne Theile an Gesellschaften (welche Gewerkschaften und deren Antheile Kuxe genannt werden) zu verleihen, unter der Bedingung, 10 Procent vom Netto-Betrage des aus der Grube geschafften rohen Materials an den Staat abzugeben, welcher dann die Scheidung und Reinigung der Metalle von den Schlacken durch seine eigenen Gewerken besorgen läßt, und zu den Kosten ebenfalls 10 Procent beiträgt. 31.

Bergstraße (Strada montana), schon den Römern bekannt und zu ihren Zehntfeldern (agri decumates) gehörig, ist eine sehr fruchtbare Strecke Landes, das sich von dem Dorfe Bessungen bei Darmstadt bis Heidelberg hinzieht. Gegen Osten ist sie von dem Odenwalde, gegen Süden von dem weiten herrlichen Rheinthale begrenzt. Eine große Anzahl alter Burgen und Ruinen geben ihr ein romantisches Ansehen. Das Klima ist wahrhaft lieblich zu nennen; Wein, und zwar trefflicher auf dem Kirchberge und auf der Starkenburg, die feinsten Obstsorten, Mandel-, Kastanien- und Nußbäume, so wie auch die zartesten Gemüse, gedeihen vorzüglich; auch Tabak von guter Qualität wird in bedeutender Menge gezogen. Die Hauptorte dieses Landstriches sind die alten Städtchen Bensheim mit einem katholischen Schullehrerseminar, und Zwingenberg am Fuße des Melibokus, das Pfarrdorf Auerbach mit einer Mineralquelle und Badeanstalt, die ehemalige Festung Heppenheim und das Städtchen Weinheim. Im dreißigjährigen und Orleans'schen Kriege mußten die Bewohner dieser Gegend unendlich viel leiden. Die ganze B. war früher, wie alles gute Land, Eigenthum der Geistlichkeit, daher sie auch die Pfaffenstraße genannt wurde. 66.

Bergwerke, lat. metallifodinae; fr. mines, minières; engl. mines, heißen alle diejenigen Räume an oder in der Erdoberfläche, wo Metalle und an-

der nutzbare Fossilien gewonnen werden. Diese liegen aber höchst selten zu Tage, sondern meist tief im Schoße der Erde, in der sie entweder große Lager oder Flötze, oder, was gewöhnlicher ist, die Ausfüllung von Spalten, Klüften und Erdrissen bilden, welche in verschiedenen Richtungen und Neigungen doch größtentheils senkrecht die Masse der Gebirge durchschneiden und Gänge bilden. Die Breite dieser Gänge oder Adern (ihre Mächtigkeit) ist sehr verschieden und beträgt nach einem mittlern Durchschnitte 1 bis 4 Fuß; denn manchmal sind sie nur ein paar Zoll, manchmal mehrere Ellen breit, und gehen bald in die Höhe, bald in die Tiefe. Sie ist auch keinesweges regelmäßig und ändert sich oft in einer Strecke von einigen Lachtern von 6 Zoll bis auf 2 Fuß ab. Aus der Beschaffenheit und Lage eines Gebirges kann ein Bergkundiger mit vieler Gewißheit schließen, ob es erzhaltig sei oder nicht. Vermuthet er das Erste, so wird die oben liegende Erde bis auf das Gestein weggeschafft, welches er zu durchbrechen sucht, um den Gang zu finden. Hierzu bedient er sich des Feuers, des Pulvers oder des Schlegels, und diese Arbeit nennt man schürfen. Ist es ihm nun auf diese Weise gelungen, einen Gang zu entblößen, so geht er gerade in die Tiefe (Teufe) fort und überfährt den Gang, um seine Tiefe und Mächtigkeit, das Streichen und Fallen desselben zu erforschen. Diese Arbeit nennt man das Sinken und Absinken. Nun fängt er an ins Feld zu rücken, d. h. den Gang in seinen Streichen zu verfolgen und das Gestein wegzuräumen, wodurch die Grube entsteht. Sobald diese bis zu einer gewissen Tiefe durchgesunken ist, so wird der Göpel angelegt, um die Berge und Erze in Kübeln, von welchen immer einer leer in die Tiefe geht, während der andere gefüllt herauf kommt, zu Tage zu fördern. Der Göpel wird theils vom Wasser, theils von Pferden in Bewegung gesetzt. Von der Dammerde an bis auf die Grube werden dann immer mehrere meist senkrechte und viereckige Löcher in den Berg hineingearbeitet, wodurch die Bergleute in die Gruben steigen und das Erz und Gestein herausschaffen können. Diese Öffnungen heißen Schächte. Am Fuße der Gebirge in fast horizontaler Richtung sind andere eingearbeitete unterirdische Gänge, welche man Stollen nennt, und welche dazu dienen, theils die Erze auf Schubkarren herauszufahren, theils das Wasser abzuführen, theils aber auch die unreinen Dünste (böse Wetter) aus der Grube zu entfernen, welches letztere durch den natürlichen oder künstlichen Wetterzug mittelst Wetterschächten, Wetterstellen, Durchschlägen, Windladen, Wetterthüren ꝛc. geschieht. Die Stollen laufen oft in vielfachen Windungen mit geringem Ansteigen labyrinthisch viele tausend Ellen unter der Erde fort, und werden eben sowohl als die Schächte, wenn sie nicht durch festes Gestein gehen, ausgezimmert oder ausgemauert. Um die zusitzenden Grubenwässer zu wältigen, welche durch alle Klüfte, Spalten und Ritzen in die Grube dringen und diese anseifen, sind in den Bergwerken von der Tiefe desselben bis zur Sohle des Stollens Kunstsätze angebracht. Diese Pumpwerke werden durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt und heben das Wasser bis zur Sohle des Stollens empor. In Ungarn und im westlichen Deutschland benutzt man dazu die sogenannte Wassersäulenmaschine, welche 1749 vom Oberkunstmeister Höll erfunden und in den Schwemnitzer Bergwerken zuerst eingerichtet worden ist. Ein Schacht, der entweder zum Aus- oder Einfahren (Fahrschacht) oder zur Ausschaffung des Erzes und Gesteins (Förderschacht) dient, hat gewöhnlich eine saigere Richtung, erhält er aber, wie in manchen Bergwerken, eine geneigte Richtung, so nennt man ihn einen tonnlägigen Schacht, der gewöhnlich in den Erzgang abgeteuft wird, so daß das geförderte Erz gleich die Kosten des Bergbaues hergibt. Wendet man beim Abbaue der Gänge zur Ausbeutung derselben den aufgelegten Straßenbau an, so wird ein Gerüst 3 oder 4 Fuß unter die Sohle des Querdurchschlages hinabgelassen, auf welchem so viele Häuer angelegt wer-

den, als neben einander arbeiten können. Es wird nämlich auf der Sohle der Strecke ein kleines Abteufen angefangen und dann nach der Richtung der Sohle das Erz ausgehauen. Sind diese Häuer etwas vorwärts, so wird das Abteufen um einige Fuß tiefer angebracht und noch mehrere Häuer, d. h. eine Küre angelegt; diese hauen die zweite Straße aus, während erstere über ihnen fortarbeiten. Ist dieser Bau längere Zeit hindurch betrieben, so entsteht endlich eine Art von Treppe, auf der eine große Menge Häuer auf einmal arbeiten können, ohne einander zu hindern. Bei dieser Art des Grubenbaues muß das Dach unterstützt werden, und wenn das Ganggestein oder die tauben Berge nicht ausgefördert, sondern in der Grube zurückgelassen werden, so wird für diese Zwecke hinter den Häuern, so wie sie vorwärts rücken, eine starke Kastenzimmerung angelegt und nachdem das taube Ganggestein, besonders wo nicht Erze der edlen Metalle gewonnen werden, gleich auf der Stelle von den Erzen oder Pochgängen ausgekuttet worden ist, stürzt jede Küre die tauben Berge hinter sich auf ihre eigenen Kasten, wozu dieselben mit Ladholze überlegt werden müssen und versetzt auf diese Weise die Zeche. Beim Förstenstraßenbau findet ziemlich das entgegengesetzte Verfahren statt, man bricht die stufenweisen Aushauungen von der Sohle des Bodens nach oben aus. Hier fällt alsdann das taube Gestein von der Decke zu den Füßen der Häuer ab und kann ungehindert liegen bleiben. Dieser Bau gewinnt mit der Zeit das Ansehen einer umgekehrten Treppe. Örter- oder Ortbau (Stollenbau) sind solche Grubenbaue, wo man von einem Stollen auf kurze Strecken nach bauwürdigen Punkten treibt, um diese zu gewinnen. Um Erze zu gewinnen oder die Zugluft zu vermehren, bricht man auch zuweilen das zwischen zwei neben einander liegenden Gruben befindliche Gestein durch; dieß nennt man einen Querbau oder Querschlag. Beim Abbaue der Lagen oder Flötzen wendet man theils den Pfeilerbau, theils den Strebenbau an. Bei ersterem richtet man die Lagerstätte mit einem Stollen oder Schachte aus, treibt nach dem Streichen der Strecken, welche man mit andern, die nach den Fallen getrieben worden sind, verbindet, und so das Feld in lauter Pfeiler abtheilt, welche man wegnimmt und dann die Strecken zu Bruche gehen läßt. Letzterer erscheint als ein weiter in das Flötz getriebener Raum, in welchem die Erze abgebauet werden. Beim Abbaue der Stöcke, Stockwerke oder Stückgebirge wendet man den Stockwerksbau, den Steinbruchsbau und den Bruchbau an. Erstere sind in die Erzmasse ausgehauene Räume, die von Pfeilern unterstützt etagenweise durch feste Sohlen von einander getrennt sind. Der Steinbruchsbau wird nach Art eines Steinbruchs bearbeitet und ist der wohlfeilste von allen. Der Bruchbau dient dazu, um die durch die ältern schlechtern Baue zu Bruche gegangenen Theile eines Stockwerkbaues wieder zu gewinnen. Das ganze Bergbauwesen und dessen Leitung steht unter der Controle folgender Beamten, nämlich einem Grubendirector, welcher die allgemeine Kenntniß sämmtlicher Geschäfte besitzen muß; Grubensteigern, welche die Bergbauoperationen leiten; dem Schichtmeister und Buchhalter, welche die Rechnungen besorgen; dem Maschinenmeister; dem Productenrendanten nebst seinen Gehülfen, welche die zu Tage geförderten Erze in Empfang nehmen; dem Oberkunststeiger; dem Grubenzimmermann; dem Vorschmidt; dem Materialienverwalter und dem Seiler. 26.

Bericht, lat. relatio; fr. rapport; engl. report, 1) jede Benachrichtigung, die man dem Andern mittheilt; 2) die Benachrichtigung oder Meldung, die man aus Pflicht gibt; sei es nun als Beauftragter dem Principale, oder als Beamter dem Vorgesetzten; 3) nennt man die Anfragen, welche der Unterbeamte an den Obern stellt, um sich Verhaltungs-Regel zu erbitten, B.; 4) wenn Jemand bei einer obern Behörde etwas zu erlangen sucht, wovon er weiß, daß dieselbe auf das unmittelbar angebrachte Gesuch erst dem Unterbeamten Auf-

tag geben werde, die Sache zu untersuchen und über das Befinden B. zu erstatten, so kann man auch dem Unter-Beamten das Gesuch übergeben, mit Bitte, solches dem Obern zu übersenden und die Bewandniß der Sache anzuzeigen, was dann ebenfalls mittelst Berichts erfolgt. Die Antworten der obersten Behörde auf Berichte nennt man Rescripte; von Zwischen-Behörden Verordnungen. 3.

Bering, dänischer Schiffscapitän, geboren zu Horsens in Jütland, wurde wegen seiner gründlichen nautischen Kenntnisse von Peter dem Großen zur Marine nach Kronstadt berufen, und nachdem er sich zur See gegen die Schweden besonders hervorgethan hatte, zum Commandeur einer Expedition in das Meer von Kamtschatka bestimmt. Er segelte 1728 an der asiatischen Küste hin, bis über 67° N. B.; somit war also erwiesen, daß Asien und Amerika nicht zusammenhänge und die Angaben eines kühnen Kosaken Deschnew, welcher schon 1648 auf einem kleinen Kahne durch diese Meerenge gesegelt war, aber für Fabeln gehalten worden waren, bestätigten sich. 1741 unternahm er eine zweite Reise, um zu untersuchen, ob die Kamtschatka gegenüberliegende Küste festes Land oder nur eine Insel sei; er landete gegen 69° N. B., wurde aber nach Fortsetzung seiner Reise auf eine öde Insel verschlagen und fand dort seinen Tod (8. Decbr. 1741). Diese Insel wurde nach ihm benannt, und die Meerenge zwischen der Westküste von Amerika und der Ostküste Asiens, die er 1728 durchschifft hatte, erhielt den Namen Beringsstraße, von den Engländern Cooksstraße. Später nämlich untersuchte Cook die Küsten an dieser Meerenge und fand sie flach und ohne Holz, weiter in das Land hinein aber mit Gebirgen bedeckt. An der schmalsten Stelle beträgt die Breite der Straße 20 Stunden. Die Durchfahrt selbst gelang Cook nicht. 22.

Beringsstraße, s. Bering.

Berkeley (Georg), der berühmte britische Philosoph, ward zu Kilcrin in Irland 1684 geboren, studirte von 1700 an zu Dublin Mathematik und Philosophie und zeichnete sich durch Gutmüthigkeit wie durch lebendige Einbildungskraft und großen Scharfsinn besonders aus, welchen er schon 1703 durch die Schrift: Arithmetica absque Algebra aut Euclide demonstrata, noch mehr aber durch seine „Theorie des Sehens" 1709 beurkundete, in welcher er zuerst die Eindrücke des Gesichts von denen anderer Sinne unterschied, aber zugleich schon die Spuren seines mystischen Idealismus zeigte, den er in den Schriften: Treatise on the principles of human knowledge. Lond. 1710. 8. und Three Dialogues between Hylas and Philonous. Lond. 1713. 8. weiter entwickelte. Diese philosophische Ansicht, durch welche er seinen Ruhm begründete, sollte sowohl dem Atheismus als dem Skepticismus steuern, und indem er die Annahme einer wirklichen Körperwelt für den Grund beider Geistesrichtungen hielt, da nämlich bei jener zwischen unsern Vorstellungen und ihren Objecten ein Gegensatz eintrete, so daß die Untersuchung der Natur nur zum Atheismus, das Nachdenken über das Verhältniß der Vorstellungen zu den Dingen selbst zum Skepticismus führe, stellte er den Satz auf, daß alles Wirkliche nur Schein und Vorstellung sei, die Vorstellungen aber von Körpern, welche sich uns unwillkührlich aufdringen, von Gott in uns erregt werden, wobei jedoch dem Menschen die sittliche Freiheit bleibe. Diese mit Scharfsinn durchgeführte Hypothese scheint er indeß später selbst wieder aufgegeben zu haben, sie fand auch sehr wenig Beifall, verschaffte ihm aber die Freundschaft von Steale und Swift, welcher Letztere ihn dem Grafen von Peterborough empfahl, dessen Kaplan und Secretair er 1713 auf einer Reise in Italien wurde. Nachdem er hierauf von 1717—1721 die Söhne des Bischofs Asher auf einer Reise durch Südeuropa begleitet hatte, ward er einige Zeit Kaplan des Herzogs von Grafton, Vicekönigs von Irland,

schrieb mehrere philosophische Schriften, unter denen sein Alciphron or Minute Philosopher (1732) und sein Analyst viel Aufsehen erregten, und entwarf den Plan zur Bildung eines Collegiums und Seminars von Lehrern für die Wilden in Nordamerika, den er aber, nachdem er mehrere Jahre in Rhode-Island zugebracht und bedeutendes Vermögen zugesetzt hatte, wieder aufgeben mußte, weil die Regierung ihren Beistand versagte und die Subscriptionen die Kosten nicht deckten. Hierauf ward er Dechant zu Derry und 1733 Bischof zu Cloyne in Irland, legte aber die Stelle 1752 nieder, um die Studien seines Sohnes zu Oxford zu leiten und starb daselbst im Jan. 1754. Seine gesammelten Werke sind erschienen: London 1784. 2 Bde. 4. mit seiner Lebensbeschreibung v. Arbuthnot. 16.

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eisernen Hand, einer von den letzten, die am Schlusse des Mittelalters an das alte glänzende Ritterthum erinnern; denn mit ihm, Hutten und Sickingen sank es dahin. Die Wiege seiner Kindheit war das Stammschloß Jaxthausen an der Jaxt in Würtemberg; seine Erziehung, die Kuno von Berlichingen leitete, aber ächt ritterlich, ohne daß die Bildung des Geistes dabei vernachlässigt wurde. Kaum fühlte er seine Kraft, so ergriff er das Schwerdt und tummelte sich in den Fehden verschiedener Fürsten Parthei nehmend herum. Er diente den Brandenburgern und später dem Baierfürsten Ludwig gegen die Pfalz. In letzterem Kriege büßte er bei der Belagerung von Landshut seine Hand ein, die er durch eine künstlich verfertigte eiserne versetzte. Nach Beilegung dieses Kampfes gerieth er mit verschiedenen seiner Nachbarn in Fehden, die er mit Ruhm und Glück beendete, wurde aber 1522 als Bundesgenosse des vom schwäbischen Bunde vertriebenen Ulrichs zu Würtemberg gefangen genommen und mußte 2000 Goldgulden für seine Freilassung bezahlen. 1525 gerieth er als Anführer der rebellischen Bauern abermals in Gefangenschaft, und dießmal konnte er nur nach dem Versprechen einer fortwährenden Unthätigkeit seine Freiheit wieder erhalten. So starb er den 23. Juli 1562 auf Jaxthausen. — Er hat sein vielfach bewegtes Leben selbst sehr interessant beschrieben; und Göthe hat durch seine dramatische Behandlung dieses Stoffes den Namen des tapfern und biedern Helden verherrlicht. — 22.

Berlin, 31° 3′ 29″ L. 52° 31′ 12″ B., die Hauptstadt der preußischen Monarchie, die erste Residenzstadt des Königs und der Sitz der Centralbehörden, schön, groß und regelmäßig an beiden Ufern der Spree, und $\frac{1}{2}\frac{2}{7}\frac{3}{4}$ Fuß über den Spiegel der Ostsee gelegen. Sie zerfällt der alten Eintheilung nach in B., den Grundbestandtheil des Ganzen, Köln, den Friedrichswerder, die Dorotheen- oder Neustadt, die Friedrichsstadt, die neue Friedrich Wilhelmsstadt und in die frühern Vorstädte, Luisenstadt, Königs-, Spandauer- und Stralauer-Vorstadt; in polizeilicher Hinsicht aber wird sie seit dem 7. Juli 1830 in 36 Polizeivereine eingetheilt, von denen 6 außerhalb des Stadtgebietes liegen. Die Stadt wird von einer hohen Mauer umschlossen und hat einen Umfang von ungefähr 20000 Schritten oder 2 deutschen Meilen und einen Flächeninhalt von 973743 □Ruthen. Man tritt durch 15 Eingangspforten, unter denen das Brandenburger Thor die schönste ist, in die Stadt ein, die über 250 größere und kleinere Straßen oder Gassen und 23 mehr oder minder bedeutende öffentliche Plätze umfaßt. Unter den erstern verdienen die Straße unter den Linden, die Leipzigerstraße, die Friedrichsstraße wegen ihrer Schönheit, Länge und Regelmäßigkeit, und die Königsstraße wegen ihrer Lebhaftigkeit der besondern Auszeichnung, und von den letzteren der Gensdarmenmarkt, der Dönhoffsplatz und der Wilhelmsplatz vorzüglich erwähnt zu werden. An öffentlichen Gebäuden zählt die Hauptstadt 34 Kirchen und Bethäuser; das königliche Schloß, das Schloß Monbijou, das Palais des Königs die Paläste der Prinzen Wilhelm, Karl,

Albrecht, August und Friedrich, das Opernhaus, das Schauspielhaus, das Museum, die Universität, die Akademie ꝛc. Unter den militairischen Gebäuden zeichnen sich besonders aus: das Invalidenhaus, das Cadettenhaus, das Zeughaus, die neue Artillerie- und Ingenieurschule, viele große Kasernen und mehrere Exerzierhäuser. Unter den zur Civil-Administration oder zum öffentlichen Verkehr gehörenden Häusern nennen wir: die verschiedenen Hotels der Ministerien, die Bank, die Seehandlung, das Lotteriegebäude, die Börse ꝛc. Im Ganzen hatte die Hauptstadt im J. 1834 gegen 7000 numerirte Wohnhäuser, welche, die Garnison und Fremden mit eingeschlossen, von mehr als 260000 Menschen bewohnt waren. Für die Ausbildung des Geistes sorgen die Universität, 5 Gymnasien, verschiedene Seminarien, 1 Gewerbeschule und über 80 Volksschulen; auch gehören zu den hiesigen Lehranstalten die Kriegsschule, das Cadettenhaus, die Artillerie- und Ingenieurschule, die Divisionsschule, die Garnisonschule, das königl. medicinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut, die königl. chirurgische Militair-Akademie, die Thierarzneischule, die Bauakademie, die Baugewerksschule, das Gewerbe-Institut, ein Bergwerkseleven-Institut (in Hinsicht des Unterrichts mit der Universität verbunden), eine Taubstummenanstalt, eine Blindenanstalt, Reit-, Fecht- und Schwimmschule ꝛc. Zu den Hülfsanstalten der Wissenschaften gehören die Akademien der Wissenschaften und Künste und viele gelehrte Gesellschaften und Vereine, auch 60 Buchhandlungen, die große königl. Bibliothek, zahlreiche andere Bibliotheken der Schulen und Anstalten, 36 Leihbibliotheken, viele Kunst- und Musikhandlungen. Zur Pflege der Kranken und Armen besteht die Charité und 18 andere Heilanstalten und Hospitäler, die Armen-Commission ꝛc. Unter den gewerblichen Merkwürdigkeiten verdienen die königl. Eisengießerei, Porzellanfabrik, verschiedene Werkstätte zu Maschinen, mehrere Kattundruckereien und Färbereien, Baumwollspinnereien, Bronçefabriken, Gold- und Silber-Manufacturen, die Werkstätte der mathematischen, optischen und physikalischen Instrumente, die Fabriken der Blaseinstrumente, die Holzbronçe-, Lakir-, Papier maché-, Lederwaaren-, Lampen-, Ofen-, Parfümerie-, Seiden-, Spielwaaren-, Steingut, Spiegel-, Tapeten-, Teppich-, Wachs-, Wagen- und Wollenfabriken, so wie mehrere Zuckersiedereien der Erwähnung. Zum Vergnügen der Bewohner besteht das königl. Schauspiel und Ballet und eine große Anzahl öffentlicher Vergnügungsörter, von denen wir nur das Colosseum, Tivoli und Elysium nennen. Zu den beliebtesten und besuchtesten näheren Umgebungen gehören der in neuester Zeit wieder erweiterte und verschönerte Thiergarten, Charlottenburg, Stralau, Treptow, Schönhausen ꝛc., zu den weiteren Potsdam und die Pfaueninsel. Die neuste und vollständigste Beschreibung von B. ist betitelt: Conversationshandbuch für B. und Potsdam, herausgegeben von einem Vereine der Freunde der Ortskunde, Berlin 1834. — Das eigentliche B. ward ums J. 1163 unter Albrecht dem Bär erbaut und zuerst von Niederländern bevölkert; über 100 Jahre später ward Köln gegründet und beide zur Hanse gehörenden Städte übten große Rechte aus, die sie 1448 nach einem Aufstande ziemlich verloren. Seit 1495 ward B. Residenz der Churfürsten von Brandenburg und begann sich zu heben; der dreißigjährige Krieg brachte es aber wieder herab, bis unter dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm seine Blüthe begann. Die Straßen wurden gepflastert und Abends erleuchtet, das Schloß gebaut, die Lindenallee gepflanzt und die Stadt befestigt, 1651 ward der Friedrichswerder als neue Stadt gebaut, 1674 die Dorotheenstadt, 1681 Neukölln angelegt und der Anfang zu den berlinischen Vorstädten gemacht, 1688 von nachmaligem Könige Friedrich I. die Friedrichsstadt gegründet und 1709 Alles zu einer Stadt unter dem Namen B. verbunden. König Friedrich II. ließ sich die Verschönerung und Erweiterung der

Stadt vorzüglich angelegen sein, und unter Friedrich Wilhelm III. ist erst neulich die Friedrich Wilhelmsstadt gegründet worden. 41.

Berliner Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Berlin rechnet nach Thalern zu 30 Silbergroschen à 12 Pfennige und nach Thalern zu 24 gute oder Courantgroschen à 12 Pfennige und 14 solche Thaler = 1 Mark kölnisch fein Silber. Die Landesmünzen sind: 1) In Gold. Friedrichsd'or, auch in doppelten und halben, wovon 35 auf die Mark gehen und 260 Gran fein Gold enthalten. Schlechte oder Mittel-Friedrichsd'or, die in der Umschrift Fridericus Borussorum Rex lauter U, statt daß die guten von denselben Jahren (1755, 56 u. 57) lauter V haben. Sie gelten nur $3\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{4}$ Thlr. 2) In Silber. 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$ Thalerstücke. Gegenwärtig werden nur 1 und $\frac{1}{6}$ Thalerstücke geprägt. Silbergroschen (zu 30 auf den Thlr.) und halbe sind zu 16 Thlr. auf die Mark köln. ausgeprägt. 3) In Kupfer. 4, 3, 2 und 1 Pfennigstücke. II. Längen- und Flächenmaße. Der preußische Fuß, ehemals rheinländ. Fuß = 139,13 par. Lin. = 12 Zoll à 12 Linien. 1 Ruthe = 12 F.; 1 Klafter oder Faden = 6 Fuß; 1 Meile = 2000 Ruthen und $14\frac{4}{7}$ solche Meilen = 15 geogr. Meilen. 1 Elle = $25\frac{1}{2}$ Zoll dieses Fußmaßes = 195,65 par. Linien. 1 Morgen = 180 □Ruthen; 1 Hufe = $66\frac{2}{3}$ Morgen. 1 Klafter Brennholz 6 F. hoch, 6 F. lang und 3 F breit, folglich 108 Kbkf. 1 Haufen oder Faden = $4\frac{1}{2}$ Klafter. III. Getreidemaß. 1 Schffl. = 3072 Kbkzoll = 16 Mtzn. 1 Wispel = 24 Schffl. 1 Last = 72 Schffl.; bei Gerste und Hafer nur 48 Schffl. 1 Tonne Kohlen, Kalk, Asche ꝛc. = 4 Schffl. und Salz = 405 Pfd. 1 Tonne Leinsaat $37\frac{1}{2}$ Mtzn. IV. Flüssigkeitsmaß. 1 Quart = 2 Ößel = 64 Kbkzoll. 1 Tonne Bier = 100 Quart. 1 Faß Kornbranntwein = 200 Quart. 1 Orhoft Wein = 180 Quart. 1 Fuder = 4 Orhoft. 1 Ohm = $\frac{2}{3}$. 1 Eimer = $\frac{1}{3}$ und 1 Anker = $\frac{1}{6}$ Orhoft. V. Gewichte. 1) Handelsgewicht. 1 Pfd. = 16 Unzen = 32 Loth à 4 Quentch. und ist der 66. Theil ein preuß. Kubikfußes destillirten Wassers im luftleeren Raume bis 15 Grad Réaumur. 1 Centner = 110 Pfd. = 5 schwere = 10 leichte Stein. 1 Last = 4000 Pfd. 2) Gold- und Silbergewicht. 1 Mark = $\frac{1}{2}$ Pfd. = 288 Gran nach der alten Eintheilung = 8 Unzen = 16 Loth = 64 Quentch. = 256 Deniers oder Richtpfennige. 1 Mark Gold = 24 Karat à 12 Gran. 1 Mark Silber = 16 Loth à 18 Gran. 3) Edelstein- und Perlengewicht. 1 Karat = 4 Gran, und diese Gran bis in $\frac{1}{64}$ getheilt. 4) Medicinalgewicht. 1 Pfd. = $\frac{3}{4}$ Pfd. Handelsgewicht = 12 Unzen = 96 Drachmen = 288 Scrupel = 5760 Gran. 40.

Berlinerblau (bleu de Berlin), eine sehr schöne reine dunkelblaue Farbe, wenn sie ächt ist, ohne Geschmack und Geruch und unauflöslich in Wasser, Weingeist und Äther, mit einem matten Bruche, zersetzbar durch Auflösungen ätzender Alkalien. Sie wurde 1704 von dem Farbenfabrikanten Diesbach in Dippel's Laboratorium in Berlin durch Zufall entdeckt, indem derselbe einer mit Alaun und Eisenvitriol bereiteten Cochenille-Abkochung in der Absicht, Cochenillelack zu bereiten, Kali hinzusetzte, über welches Dippel thierisches Öl abgezogen hatte, und dadurch den bekannten blauen Niederschlag erhielt. Bis 1724 war die Bereitung des B. in allen andern Ländern ein Geheimniß. Später wurde es in Paris besser als in Berlin selbst bereitet, und seit das berühmte Pariserblau erfunden ist, hat das berühmte B. bei den Kunstmalern fast allen Credit verloren. Denn abgesehen davon, daß es sich an Schönheit mit dem Kaiserblau nicht messen kann, so hält es sich besonders in der Ölmalerei nicht zum besten, indem es mit der Zeit ins Rostige schillert, besonders wenn es nicht ganz rein bereitet war; auch ist es fast unmöglich, durch B. und Gelb eine reine grüne Tinte zu mischen. 11.

Bermudas, eine aus 350 kleinen Inseln bestehende den Engländern gehörige Inselgruppe (314—315° L. u. 31°—33° N. B.) im atlantischen Oceane längs der Küste von Nordamerika, ostwärts von Carolina. Der Raum, den diese Eilande einnehmen, beträgt ungefähr 5—6 □M. Sie wurden 1522 von dem Spanier Bermudas entdeckt, und 1612 durch Sommers, einen Engländer, in Besitz genommen, weßhalb sie auch unter dem Namen Sommersinseln vorkommen. Der Boden dieser Inseln, von denen nur die größeren bewohnt sind, ist fruchtbar, das Klima mild und gesund. Die Bewohner sind theils Europäer, theils Farbige und Negersclaven. St. Georg, Hauptstadt der Insel gleiches Namens, ist Sitz des Gouverneurs, die größte dieser Inseln ist Bermuda mit dem Hafen Hamilton. 15.

Bern (lat. Berna; franz. Berne; engl. Bern), Kanton und Stadt in der Schweiz. I. Kanton. Der Kanton Bern, im westl. Theile der Schweiz gelegen, ist unter den 22 Kantonen der größte und gränzt südl. an Wallis, östl. an Uri, Unterwalden, Luzern, Aargau, Solothurn und Basel, nördl. an Frankreich und westl. an Waadt, Freiburg, Neufchatel und Frankreich. Der Flächeninhalt beträgt 173 □M.; die Einwohnerzahl 357000, von denen ungefähr 48000 Katholiken, die übrigen aber größtentheils Reformirte sind. — B. ist ein Gebirgsland und hier erheben sich die höchsten Berge der ganzen Schweiz. Drei Hauptgebirgszüge durchziehen den Kanton, nördlich der Jura, dessen höchster Gipfel der Chasseral die Höhe von 4936 Fuß erreicht, westl. eine Kette des Jorat, und südl. ein hohes rauhes Alpenland, die berner Alpen genannt. Der nördliche und nordöstliche, so wie der westliche Theil des Landes ist eine schöne mit Bergen und fruchtbaren Thälern abwechselnde Gegend, fähig zum Anbau und ergiebig an Obst, Wein, Getreide, Hanf und Flachs. Herrliche Viehweiden, die grünenden Matten, begünstigen die Viehzucht. Dieß ist nicht der Fall im Süden, wo himmelhohe Eisberge einen grellen Gegensatz zu jenen lieblichen Thälern bilden. Aber der Bewunderer der Natur besucht gern diese wilden Schluchten und die von ewigem Eise starrenden Höhen, wo die Natur romantisch-großartige Schönheiten entfaltet. Bis in die Wolken erheben sich die Gipfel der Berge, unter denen die Jungfrau (12872 F.), der Finsteraarhorn (13234 F.), der Mönch (12666 F.), das Schreckhorn (12560 F.), die Vinscherhörner (12500 F.), der Eiger (12268 F.), das Breithorn (11691 F.), die Altels (11432 F.), die Blümlisalp (11393 F.), das Wetterhorn (10466 F.) und viele andere von niederer Höhe hervorragen. Zahlreiche Quellen entspringen diesen Bergriesen, welche durch ihre Schnee- und Eismassen oft Tod und Verwüstung in die Thäler bringen. — Auf ihnen sind die Quellen des Hauptflusses des Kantons, der Aar (am Fuße des Finsteraarhorns), welche den Brienzer und Thunersee bildet, und außer der Saane noch viele andere Waldbäche aufnimmt. Außer ihr ist die Emme bedeutend, welche aus den Gewässern des östl. Theils des Landes verstärkt wird und später in die Aar fällt. Auf dem Jura entspringt die Schuß. Die andern Flüsse sind unbedeutend. Unter den Seen sind der 5 Stunden lange und 1 Stunde breite Thunersee, der 3 Stunden lange und 1 Stunde breite Brienzersee und der (3 Stunden lange und ¾ Stunden breite) Bielersee die bedeutendsten. Der Neufchatelersee gehört nur zum Theil hierher. Nach den neusten Nachrichten geht man jetzt damit um, die Wasserfläche des Thuner-, Bieler- und Neufchatelersees zu vermindern. — Daß das Klima höchst verschieden ist, geht aus dem oben Gesagten hervor. In den Thälern warm und mild, auf den Höhen rauh, im Ganzen aber gesund. Übrigens bietet das Land seinen Bewohnern genug nützliche Producte dar; außer einigen vorhin genannten liefern die Gebirge Mineralien verschiedener Gattung, besonders Marmor, Gyps, Steinkohlen, Kalk und einige Kupfer-, Blei-

und Eisenerze. Bei weitem der größte Reichthum des Landes aber ist das schöne und zahlreiche Zuchtvieh, besonders Schafe, Ziegen, Schweine und vor Allem das Rindvieh. Deßhalb ist auch die Viehwirthschaft in dem größten Flore und der Hauptnahrungszweig der Bewohner. Die Vorzüglichkeit der Butter und des Schweizerkäses ist anerkannt. In den Städten werden verschiedene Gewerbe von Bedeutung getrieben; die Gerbereien, Uhr-, Pulver-, Spitzen-, Baumwollenwaaren-, Tuch- und Leinwandfabriken sind wichtig und liefern einträgliche Ausfuhrartikel. An der Spitze der Regierung steht ein aus 299 Mitgliedern bestehender großer Rath mit gesetzgebender, und ein aus 27 Personen des großen bestehender kleiner Rath mit ausübender Gewalt. Das Land ist in 6 Distrikte und 27 Ämter eingetheilt. Die Geistlichkeit bildet 6 Capitel, jedes mit einem Decane. Die Kriegsverfassung ist lobenswerth. Das Bundescontingent beträgt 5824 Mann und der Geldbeitrag 104080 schweiz. Franken. Außer der Hauptstadt Bern (s. diese unter II.) sind folgende Ortschaften erwähnenswerth: Hofwyl, bekannt durch Fellenberg's Musterwirthschaft, Nidau, Erlach, Büren an der Aar mit bedeutender Schiffahrt, das reiche durch seine Viehzucht berühmte Emmenthal mit dem schönen Dorfe Langnau, das Sinnen- und Haslithal mit wichtiger Alpenwirthschaft, Saanen durch seinen Käse bekannt, Thun an der Aar mit einer Militairschule (3000 F.), Grindelwald, in dessen Nähe merkwürdige Gletscher sind, Lauterbrunnen, Bruntrut, Biellaufen, durch einen Sieg bemerkenswerth, den hier die Berner am 21. Juli 1339 über die mit Östreich verbundenen Grafen von Nidau erfochten u. a. m. — II. Die Stadt Bern, Hauptstadt des Kantons (46° 57′ 14″ N. B. und 25° 7′ 6″ Ö. L.) auf einer von der Aar gebildeten 1709 F. hohen Anhöhe ist eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt mit 1100 Häus. und 17600 Einw. Unter den vielen und schönen öffentlichen Gebäuden steht der im gothischen Geschmacke (1421 — 1502) erbaute Münster mit einem prächtigen Portale oben an. Ferner finden wir noch bemerkenswerth die Heiligegeistkirche, die Münze, das Waisenhaus, das Bibliothekgebäude mit einer Bibliothek von 30000 Bänden, einem Museum und einem Antikensaale mit Gypsabgüssen, das Zeughaus, das Krankenhaus, die Insel genannt, das Stift u. a. m. An der Akademie sind Professoren für alle Zweige der Wissenschaften angestellt, und der Sinn für letztere wird durch mehrere gelehrte Gesellschaften, z. B. die geschichtforschende Gesellschaft stets lebendig erhalten. Für die Erziehung ist durch ein Gymnasium, Turn- und andere Anstalten hinlänglich gesorgt. Die Bewohner Berns sind muntere thätige Leute und treiben einträgliche Gewerbe; 2 Messen unterstützen den lebhaften Verkehr und den Umsatz ihrer Fabrikwaaren. Der gesellschaftliche Ton Berns ist heiter und ungezwungen, die Umgebungen reizend; daher kommt es, daß hier stets ein großer Zusammenfluß von Fremden ist. — Ob in frühester Zeit das heutige Bernerland von Helvetiern oder einem andern Völkerstamme bewohnt worden sei, ist unausgemittelt. Später kam es wenigstens zum Theil unter Herrschaft der Römer und im III. Jahrh. n. Chr. wurde es von den Alemannen besetzt. 2 Jahrhunderte später nahmen es die Burgunder, aber nur um es bald darauf den Hunnen wieder zu überlassen. Die zurückgebliebenen Burgunder vermischten sich mit andern eingewanderten nordischen Stämmen, ob Gothen oder Sachsen ist ungewiß, und blieben im Besitze des Landes, bis sie im VIII. Jahrh. von den Franken unterjocht wurden. Später kam es zu dem im IX. Jahrh. entstandenen Königreiche Burgund, und nach 1032 abermals zum deutschen Reiche. Die Kaiser setzten nun burgundische Grafen als Statthalter in das Land, in welchem sich im Laufe der Zeit eine Menge edler Herren in Länderbesitz und Ansehen gesetzt hatten. Die Unterdrückung oder wenigstens Beschränkung ihrer Macht ließ sich besonders Berchtold V. von Zähringen zu Ende des XII. Jahrh. angelegen sein. Er besiegte den re-

bellischen Adel und außer der Befestigung seines Schlosses Burgdorf begann er nun auf einer Halbinsel an der Aar eine Stadt zu gründen, die den Namen Bern (angeblich von einem auf diesem Platze bei der Gründung getödteten Bären) erhielt. Die Stadt blühte durch die ihr von ihrem Erbauer verliehenen Privilegien und den Schutz Friedrich's II. kräftig empor. Durch den Freiheitssinn ihrer Bürger wurde sie bald mächtig und war, da sie sich überdieß mehrere Male in den Schutz Savoyens begab, im Stande, die Angriffe des mächtigen ihr aufsässigen Adels zurückzuschlagen. (1330 Sieg bei Laupen über den verbündeten Adel.) Durch den im J. 1353 mit Uri, Schwyz und Unterwalden geschlossenen ewigen Bund, dem auch Zürich und Luzern beitraten, erhielt B. großen Einfluß auf das gesammte Helvetien. Von nun an gehört die Geschichte Berns in die Geschichte der Eidgenossenschaft. Nur so viel bemerken wir, daß es stets rühmlichen Antheil an den Kämpfen der Schweizer nahm und durch Behauptung seiner Unabhängigkeit nach außen die alte Kraft beurkundete. Doch die franzöſ. Revolution erschütterte auch B. 1798 mußte es franzöſ. Besatzung nehmen und wurde der Sitz der verschiedenen helvetischen Regierungsformen. 1813 aber erhielt es durch die Verbündeten seine alte Verfassung mit einigen Abänderungen zurück. Nach den Bestimmungen der eidgenössischen Verfassung ist B. abwechselnd mit Zürich und Luzern Vorort, (1817 und 18 zum ersten Male). In den neuesten schweizerischen Unruhen hat sich die Regierung zu B. entschieden auf die Seite des Volks geneigt und eifrige Vorschläge zu einer auf liberalern Grundsätzen beruhenden Umänderung der eidgenössischen Verfassung gethan, ob mit Erfolg, wird die Zeit lehren. 15.

Berner Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Bern rechnet nach Schweizerfranken zu 10 Batzen, à 10 Rappen oder zu 20 Sols à 12 Deniers, oder nach Gulden zu 15 Batzen. $34\frac{3}{10}$ schw. Fr. gehen auf 1 Mark fein Silber. Geprägte Münzen sind: 1) In Gold: Stücke zu 32 und 16 Fr., ferner 3fache, 2fache, 1fache und halbe Ducaten. 1 Ducat. = $7\frac{1}{2}$ Fr. oder 75 Batzen. 2) In Silber: ganze, halbe und viertel neue Thaler zu 4, 2 und 1 Fr. Ganze, halbe und viertel Fr. zu 10, 5, $2\frac{1}{2}$ Batzen; die halben heißen florins bons. Ganze und halbe Batzen, so wie ganze und halbe Kreuzer. Fingirte Münzen sind: Der Thaler von 3 Livres oder 30 Batzen; Kronen von 25 Batzen; Gulden zu 15 Batzen oder 60 Kreuzer; Pfunde zu $7\frac{1}{2}$ Batzen, Schillinge, Deniers und Heller. II. Längen- und Flächenmaß. Der Fuß hält 130 pariser Linien = 12 Zoll. Der Steinbrecherfuß = 13 Zoll = $140\frac{5}{8}$ paris. Linien. Die Ruthe hat 10, die Klafter 8 und der Schritt $2\frac{1}{2}$ Fuß. Die Elle hält $240\frac{1}{2}$ paris. Linien. 1 Juchart Holz = 45000; 1 Acker Feld = 40000; 1 Acker Wiesen = 35000; 1 kleiner Acker = 32000 und der kleinste Acker = 31250 □F. III. Getreidemaß. 1 Mutt zu 12 Mäß à 4 Junni, à 2 Achterli, à 2 Sechzehnerli. 1 Mäß = $706\frac{17}{150}$ paris. Kubikz. IV. Flüssigkeitsmaß. 1 Landfaß = $1\frac{1}{2}$ gemeines Faß = 6 Saum = 24 Eimer od. Brenter = 600 Maß oder Pinten. 1 Pinte = $84\frac{1}{4}$ paris. Kubikz. V. Gewicht. 1) Handelsgewicht. 1 Centn. = 100 Pfd. à 16 Unzen oder 32 Loth, à 4 Quentch., à 4 Pfennige. 2) Gold- und Silbergewicht. 1 Mark = 16 Lth. = 64 Quentch. = 256 Pfennige; 1 Mark fein Gold = 24 Karat à 32 Theile, fein Silber = 12 Deniers à 24 Grän oder 16 Lth., à 18 Grän. 3) Medicinalgewicht. 1 Pfd. = 12 Unzen = 96 Drachmen = 288 Scrupel = 5760 Grän. 40.

Bernadotte (Johann Baptist Julius), König von Schweden und Norwegen (Skandinavien) unter dem Namen Karl XIV. Johann, der Sohn eines Rechtsgelehrten, ward geboren zu Pau in Bearn im südl. Frankreich am 26. Januar 1764. Wie seine Geistesbildung bewiesen hat, muß er eine sehr

sorgfältige Erziehung erhalten haben. Noch ehe er seine Studien vollendet hatte, bewog ihn seine vorherrschende Neigung zu den Waffen (1780) als gemeiner Soldat in Kriegsdienste zu treten und focht unter Rochambeau in Amerika. Beim Ausbruche der französ. Revolution 1789 zeichnete er sich als Sergeant durch Thätigkeit und Muth rühmlichst aus. Von nun an sah er sich schnell von Stufe zu Stufe befördert. 1792 zog er bereits als Oberster die Aufmerksamkeit Custine's auf sich und 1793 befehligte er unter Kleber bei verschiedenen Unternehmungen eine Halbbrigade mit so vielem Glücke, daß dieser ihn bald zum Divisionsgeneral ernennen ließ. Als solcher kämpfte er 1794 tapfer bei dem Maas- und Sambreheere und nahm Theil an der denkwürdigen Schlacht bei Fleurus (26. Juni). Der Übergang der Franzosen unter Jourdan über den Rhein bei Neuwied (Sept. 1795), so wie der darauf folgende (im Sommer 1796), die Eroberung von Altorf, die Einnahme von Neumark und das Gefecht bei Würzburg, wo er Jourdan's Rückzug deckte, begründeten seinen Feldherrnruf nur noch mehr. Hierauf ward er (1797) mit Verstärkung zur italienischen Armee unter Buonaparte geschickt und von diesem zu verschiedenen wichtigen Unternehmungen ausersehen; B. hatte Antheil an dem glänzenden Übergange über den Tagliamento, ward, nachdem er Palma Nova, Lamina, Caporetto u. a. Plätze genommen hatte, von dem Oberfeldherrn mit der Belagerung der Festung Gradisca beauftragt, die er, vom Generale Serrurier unterstützt, eroberte (19. März) und wo er in den Vorgefechten seinen Untergebenen das Beispiel der Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit gab. Den 24. bemächtigte er sich Triests und trug durch Verhaftungen in Venedig zum Sturze der Partei, die das rechtmäßige Königthum herzustellen bemüht war, viel bei. Er weigerte sich dem ersten Versuche der bewaffneten Macht, unter Buonaparte sich in das Regierungssystem zu mischen, beizutreten. Hierauf ging er nach Paris mit dem Auftrage, dem Directorium die bei Peschiera nach der Schlacht bei Rivoli eroberten Fahnen zu überbringen. Das gerechte Lob, das der Obergeneral B. ertheilt hatte, so wie dessen persönliche Eigenschaften und patriotischen Gesinnungen ließen Großes von ihm hoffen. Damals war Marseille im Zustande der Anarchie. B. erhielt den Auftrag, die Ruhe in dieser Stadt wieder herzustellen. Bald darauf kehrte er an die Spitze seiner Division nach Italien zurück und weigerte sich, nach dem Frieden von Campo Formio (17. u. 18. Oct.) Buonaparten zur Armee von England zu folgen. Eigentlich nun zum Befehlshaber der italienischen Armee bestimmt, wurde er aber zum Gesandten am wiener Hofe ernannt (18. Jan. 1798). Der plötzliche Einfall in die Schweiz und die Proclamirung der römischen Republik durch Berthier bestimmten den wiener Hof zum Schweigen, was die Zurückgezogenheit B.'s zur Folge hatte. B. der Lauheit beschuldigt, pflanzte nach erhaltenem Befehle aus Paris augenblicklich die dreifarbige Fahne über dem Gesandtschaftshôtel auf. Der hierauf entstandene Tumult (13. April) veranlaßte ihn, Wien zu verlassen und er erwartete in Rastadt die ferneren Instructionen; worauf er nach Paris ging. Durch diesen Vorfall und die Gleichgültigkeit, womit man ihn in Paris behandelte, gekränkt, schlug er jede Civil- und Militairanstellung aus, und vermählte sich (16. Aug.) mit der Tochter des Kaufmann Clary in Marseille, Eugenie Bernhardine Desirée, geb. den 8. Nov. 1781, Schwester der Gemahlin Joseph's Buonaparte (s. d. Art.). Im Feldzuge 1799 gegen den Erzherzog Karl von Östreich wurde er (unter Jourdan) zum Obergeneral der Observationsarmee am Rheine ernannt. Die Sicherung der Grenzen, der gesicherte Handel Manheims, die Beschützung der heidelberger Universität, die Einschränkung der Requisitionen zur Erleichterung des Landes, die Einschließung von Philippsburg, die Vertreibung der östreichischen Agenten und Ausgewanderten sind die Handlungen, welche seinen Oberbefehl auszeichneten. Aber

des Vordringen des Erzherzogs Karl, die Revolution vom 30. Prairial (19. Juni), der Verlust der italieniſchen Feſtungen, der durch Verſchwendung erzeugte Geldmangel und eine der Auflöſung entgegengehende Regierung veranlaßten ſeine Anſtellung als Kriegsminiſter. Seine Feſtigkeit und Geſchäftsführung täuſchten die von ihm gehegte Hoffnung nicht und werden ſtets merkwürdig bleiben. Er ſuchte den Patriotismus der Generale aufzuregen, um den der Heere zu entflammen, empfahl ihnen Disciplin und Einigkeit im Handeln und lud aufs Dringendſte den General Moreau ein, das Betragen der Commandanten zu unterſuchen, welche die ihnen anvertrauten feſten Plätze in Italien übergeben hatten. Die Officiere, welche ihrer Anſprüche halber in Paris waren, ſtellte er an die Spitze der Hülfsbataillone. Eiferſucht und Ränke aber brachten es nach 3 Monaten dahin, daß er ſeine Entlaſſung, ſo wie Reformgehalt forderte und ſich aufs Land zurückzog. An der Staatsumwälzung vom 18. Brumaire, in deſſen Folge Napoleon die Zügel der Regierung ergriff, nahm er nicht nur keinen Theil, ſondern ſprach auch laut dagegen. Dennoch wurde er zum Staatsrath und Obergeneral der Weſtarmee ernannt, ſchlug in verſchiedenen Treffen die aufrühreriſchen Royaliſten und verhinderte den 16. Mai 1800 die Landung der Engländer bei Quiberon. In Folge ſeines üblen Geſundheitszuſtandes ging aber ſein Commando auf den General Laborde über (1801). Dieß gab zu mehrern Gerüchten Anlaß, z. B. daß er beim erſten Conſul in Ungnade gefallen ſei, weil eine gewiſſe Kälte zwiſchen Beiden herrſchte, die zur Zeit der Unternehmung auf St. Domingo (21. Nov. 1801), die B. für ſich gewünſcht hatte, aber General Leclerc erhielt, in eine Art von Feindſeligkeit überging und von Joſeph Buonaparte nur oberflächlich beigelegt werden konnte. Nach dem Frieden von Amiens (2. März 1802) wurde B. durch den Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England (18. Mai 1803) gehindert, als Botſchafter nach Nordamerika zu gehen, ward jedoch nach Erhebung Napoleon's zum Kaiſer (18. Mai 1804) am 19. Mai zum Reichsmarſchall ernannt und erhielt den Befehl über die Armee von Hanover. Auch ward er Chef der 8. Cohorte der Ehrenlegion, deren Einführung er im Staatsrathe ſich hartnäckig widerſetzt hatte, und, wiewohl abweſend, zum Präſidenten mehrerer hohen Collegien erwählt. Nachdem er 1805 mit Ordenszeichen deutſcher Fürſten geſchmückt worden war, brach er im Sept. mit dem größten Theile ſeiner Truppen in Hanover auf, um zur Armee Napoleon's in dem Feldzuge gegen Öſtreich zu ſtoßen, und trug nicht nur durch Umgehung der Öſtreicher (nachdem er ſchon den 21. in München angekommen war) zur Niederlage und Aufreibung derſelben bei Ulm (22. Oct.) viel bei, ſondern auch durch ſeine Tapferkeit zum Gewinne der Schlacht bei Auſterlitz (2. Decbr.). Am 5. Juni 1806 wurde er von Napoleon für ſo viele Verdienſte zum Fürſten von Ponte Corvo ernannt. Im Kriege gegen Preußen (1806) befehligte er das 1. Corps des franz. Heeres und von Baireuth her durch das ſächſ. Voigtland vorgedrungen ſchlug er die Vorhut der Preußen (9. und 10. Oct.) bei Schleiz und Saalfeld, operirte in der Schlacht bei Jena (14. Oct.) von Dornburg her im Rücken des Feindes, drang gegen Halle vor, ſchlug daſelbſt (17. Oct.) die preuß. Reſerven unter Herzog Eugen von Würtemberg, verfolgte mit Murat und Soult den General Blücher bis vor Lübeck (5. Nov.) und befahl nach vollſtändigem Siege und Wegnahme der Stadt ſeinen Kriegern gefühlvoll und menſchlich zu ſein. Eben ſo theilnehmend benahm er ſich gegen die auf der Trave gefangenen Schweden (1500 Mann), ein Umſtand, der für den Fürſten die wichtigſten Folgen hatte. Unmittelbar nach der Capitulation von Ratkau (7. Nov.) brach er nach Polen und Altpreußen auf, lieferte am 25. Jan. 1807 den Ruſſen das blutige Treffen bei Mohrungen und rettete dadurch das Hauptquartier des Kaiſers und die Diviſion des Marſchalls Ney; ſiegte

den 26. Febr. bei Braunberg, wurde aber in dem mörderiſchen Gefechte bei Spangen mit den Ruſſen (5. Juni) gefährlich verwundet, wodurch ſein Siegeslauf in dieſem Feldzuge beendet wurde. Im J. 1808 bis zum Frühling 1809 befehligte er die in Norddeutſchland zurückgebliebene Armee und ſeine Gerechtigkeit und Mäßigung ließen daſelbſt einen tiefen Eindruck zurück. Der Feldzug gegen Öſtreich führte ihn auf die Bahn des Ruhmes zurück und er half Napoleon mit dem ihm untergebenen 9. Armeecorps, faſt aus lauter Sachſen beſtehend, den Sieg bei Wagram erkämpfen (5. u. 6. Juli). Der Fürſt beleidigt nahm aber und erhielt ſogleich ſeinen Abſchied und kehrte nach Paris zurück. Das Miniſterium daſelbſt übertrug ihm indeß die Vertreibung der Engländer von der Inſel Walcheren und durch ſeine Thätigkeit und Hin- und Hermärſche täuſchte er den Feind und zwang ihn die Inſel zu verlaſſen (30. Sept.). Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris erhielt er vom Könige von Sachſen das Großkreuz des St. Heinrichsordens. Seitdem lebte der Fürſt theils in Paris theils auf dem Lande zurückgezogen nur ſeiner Familie. Da geſchah es, daß die ſchwediſchen Geſandten ihm in den erſten Tagen des Sept. 1810 die Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen des ſchwediſchen Reichs überbrachten, nachdem König Karl XIII. ihn als ſolchen am 18. Aug. 1810 den Ständen ſeines Reichs vorgeſchlagen und dieſe ihn den 21. Aug. faſt einſtimmig unter der Bedingung: daß er zur evangeliſch-lutheriſchen Kirche übertrete (der Prinz war in der evangeliſch-reformirten Religion erzogen) und eine Verſicherungsacte ausſtelle, erwählt hatten. Auf dieſe Wahl hat Napoleon keinen Einfluß geübt, denn dieſer wünſchte vielmehr, daß der König von Dänemark gewählt werde, erklärte jedoch den ſchwediſchen von B. an ihn gewieſenen Abgeordneten: er werde ſich einer freien Wahl des Reichstags in Nichts widerſetzen. Nachdem Karl XIII. am 24. Sept. den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinenordens und zugleich zum Reichsgeneraliſſimus ernannt hatte (24. Sept.), ward die Annahme der Wahl zu Örebro der Reichsverſammlung bekannt gemacht (26. Sept.). Am 2. Oct. 1810 verſprach der Kaiſer dem ſich verabſchiedenden Prinzen noch verſchiedene Bewilligungen zu Gunſten Schwedens, ohne daß jedoch das Band der Freundſchaft enger wurde. Der Kronprinz langte am 18. Oct. auf dem königl. däniſchen Schloſſe Friedrichsborg an und trat den folgenden Tag zu Helſingör bei verſchloſſenen Thüren unter Anweſenheit mehrerer ſchwediſchen Großen zur evangeliſch-lutheriſchen Kirche über. Den 20. Oct. fand zu Helſingborg die erſte Zuſammenkunft des Kronprinzen mit Karl XIII. ſtatt, der ihn durch eine Acte vom 5. Nov. 1810 adoptirte; er nahm die Namen Karl Johann an, leiſtete hierauf den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Sein Sohn Oskar wurde zum Herzoge von Südermannland erhoben. Am 7. Jan. 1811 kam auch ſeine Gemahlin nach Stockholm, kehrte jedoch bald wieder nach Paris zurück, wo ſie lange unter dem Namen einer Gräfin von Gothland lebte. Als ihm Karl XIII. wegen Krankheit (17. März 1811) die Regierung übertrug, der er mit einiger Beſchränkung bis zum 7. Jan. 1812 vorſtand, erwarb er ſich die größten Verdienſte um Schweden in Hinſicht des Ackerbaues (er errichtete eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft mit einem Fond von 200000 Thlr.), des Handels (aus ſeinen liberalen Anſichten floß das merkwürdige Decret vom 29. Juli) und des Kriegsweſens. Als aber Napoleon die dem Kronprinzen gethanen Verſprechungen nicht hielt, ihn mit eben ſo wenig Schonung als die übrigen Fürſten behandelte, ja unvermuthet Pommern beſetzte, ohne den Beweggründen dieſes Anfalles einer Erklärung zu würdigen, näherte ſich Karl XIV. dem ruſſiſchen Cabinette, was den Vertrag von Åbo (Ende Aug. 1812) zur Folge hatte. Die Politik Schwedens erforderte jedoch noch Behutſamkeit, da das Hauptquartier Napoleon's damals ſich zwiſchen Moskau und

Smolensk befand; indeß erhielt der französische Geschäftsträger in Stockholm, Hr. von Cadre, von der schwedischen Regierung seine Pässe zugeschickt und reiste am 27. Dec. ab. Nun betrieb Karl XIV. die Kriegsrüstungen mit der ihn so sehr auszeichnenden Thätigkeit, und nachdem er in dem Hauptquartiere Alexander's und Friedrich Wilhelm's zu Trachenberg (9 — 12. Juli 1813) eingetroffen war, erfolgte eine förmliche Kriegserklärung Schwedens gegen Frankreich. Während man sich im Monat Mai in Sachsen schlug, war der größte Theil der schwedischen Armee bei Stralsund und Rostock gelandet und der Kronprinz führte den Oberbefehl über die „vereinigte Armee von Norddeutschland". Diese bestand aus dem preuß. Corps unter Bülow (s. d. Art.), aus dem russischen von Winzingerode, Woronzoff und Czernitscheff, aus dem englischen unter Walmoden und dem schwedischen unter dem Feldmarschalle Stedingk. Mitte August eröffnete er den Feldzug, nachdem auch sein Schreiben an Napoleon (s. Actenstücke für die Deutschen, Heft 4. pag. 22 — 28, Dresden 1814) vom 23. März, das die aufrichtigsten Gesinnungen des Prinzen für das Wohl der Welt an den Tag legte, ohne Wirkung geblieben war. Am 17. Aug. ließ er in der Gegend von Baruth, während sein Hauptquartier in Charlottenburg war, die franzós. Vorposten angreifen, erfocht dann bei Großbeeren (23. Aug.) über den Marschall Oudinot den vollständigsten Sieg und rettete dadurch Berlin. Nach dem glücklichen Treffen bei Schmerwitz (27. Aug.) und nach der Wegnahme der Städte Jüterbogk und Luckau (28. Aug.) hatte der Feind das verschanzte Lager vor Wittenberg aufgehoben, um wieder auf Berlin zu operiren (5. Sept.). In der Schlacht bei Dennewitz erlitt aber Marschall Ney, der gekommen war, um die Fehler Oudinot's zu verbessern, einen fünffach größern Verlust durch den Kronprinzen und durch die trefflichen Dispositionen des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Die Einwohner Berlins ließen ihm hierauf durch eine Deputation ihre Dankbarkeit ausdrücken und der östreichische Kaiser das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens zustellen. Nachdem er am 4. Oct. bei Roßlau die Elbe überschritten hatte, trug sein Erscheinen bei Leipzig (17. Oct.) viel zum Siege (18. Oct.) der Alliirten über Napoleon bei. Hierauf drang er nach Meklenburg vor und zu Anfange des Sept. waren sämmtliche Provinzen des ehemaligen Churfürstenthums Hessen-Cassel, die hanöverschen Lande, das Herzogthum Braunschweig und das preußische Westphalen durch die Nordarmee erobert. Er zog den 6. Dec. in Lübeck ein, bewirkte die Trennung der Dänen von den Franzosen, schloß nach dem Treffen bei Seestädt (16. Dec.) mit jenen einen Waffenstillestand zu Rendsburg (15. Dec.), dem nach dem Wiederausbruche kurzer Feindseligkeit der Friede zwischen Schweden und Dänemark am 15. Jan. 1814 zu Kiel folgte, worin letzteres Norwegen an Schweden abtrat. Nachdem er die Blokade Hamburgs, worein sich Marschall Davoust geworfen, angeordnet hatte, führte er den größten Theil seines Heeres dem Rheine zu, schien jedoch durch seine langsamen Märsche auf Paris den Franzosen nicht verläugnen zu können, was ihm von der antifranzósischen Partei lebhaft vorgeworfen wurde. Zwar kam er im April nach Paris, trat jedoch, nachdem er den König von Frankreich in Compiegne begrüßt hatte, bald wieder seine Rückreise nach Schweden an, zwang hierauf die Dänen nach kurzem Feldzuge zur Abtretung von Norwegen (14. Aug.), ermahnte die neuen Unterthanen zum Gehorsam und that Alles, um sich die Liebe der Völker zu erwerben. 1816 soll eine Verschwörung entdeckt worden sein, welche die Absicht gehabt habe, ihn zu vergiften, die gesetzliche Untersuchung (14. März 1817) bewies aber bald den Ungrund derselben. Die Schweden bewiesen damals aufs Unzweideutigste ihre Gesinnung gegen den Kronprinzen. Auf eine Adresse der Bürger zu Stockholm antwortete er unter Andern: „Ich kam in Eure Mitte und brachte als Titel und Bürgschaft meinen Degen und meine Handlungen mit.

Hätte ich eine Reihe Voreltern seit der Zeit Karl Martel's bringen können, ich hätte es blos um Euretwillen gewünscht. Was mich anlangt, ich bin stolz auf die Dienste, die ich Euch geleistet, und auf den Ruhm, der mich erhob. Diese Ansprüche haben sich vermehrt durch die Adoption des Königs und durch die einmüthige Wahl eines freien Volks. Hierauf gründe ich meine Rechte und so lange Ehre und Gerechtigkeit nicht von der Erde verbannt sind, werden diese Rechte gesetzlicher und heiliger sein, als wenn ich ein Abkömmling Odin's wäre." Nach dem Tode Karl's XIII. (5. Febr. 1818) bestieg der Kronprinz ruhig den Thron, legte (den 7. Febr.) von Neuem den im Gesetze vorgeschriebenen Eid ab, empfing die Landesabgeordneten und ließ sich zu Stockholm (11. Mai) zum Könige von Schweden und in Christiania (7. Sept.) zum Könige von Norwegen krönen. Er blieb auch als König seinen Verheißungen treu; genaue Vollziehung bestehender Gesetze, Achtung für die Rechte seiner Unterthanen, Unterstützung öffentlicher Anstalten aus seinem Privatvermögen, die Sorge für die Armen und Bedürftigen haben ihm, außer seinen glänzenden Kriegsthaten, dauernde Ansprüche auf wahren Ruhm erworben. Durch Handelsverträge, namentlich mit den vereinigten Staaten von Nordamerika (bereits seit d. 5. Sept. 1816) suchte er den Handel Schwedens zu begünstigen; zu Stockholm wurde insbesondere ein Comité für Handel und Gewerbe niedergesetzt; vorzüglich war seine Thätigkeit auf die Flotte, die Armee und die Verbesserung des Zustandes der Finanzen gerichtet (blos über die Art und Weise, wie er Schwedens auswärtige Schulden regulirte, ist man unzufrieden). Gemeinheitstheilungen und Anlegung neuer Verbindungen wurden unter seiner Regierung veranstaltet, große Bauerhöfe getheilt, für bequemere und wärmere Wohnungen der Landleute und für Urbarmachung von Neubrüchen gesorgt. Für wissenschaftliche Cultur trug er weise Fürsorge; Freiheit der Presse ward gestattet, jeder Mißbrauch derselben dagegen verhütet. In jeder Hinsicht zeigte er sich als klugen, höchst umsichtigen, die innern und äußern Verhältnisse seiner Staaten genau gegen einander abwägenden Regenten und es gelang ihm, jede etwaige Regung der Unzufriedenheit und Unruhe im Keime zu ersticken. Mit gleicher Umsicht und Sorgfalt handelte er als Familienvater; er ließ seinem Sohne (geb. d. 4. Juli 1799), dem nunmehrigen Thronfolger, Prinzen Oskar, eine zweckmäßige Erziehung geben und dieser hatte seit dem 4. Juli 1817, wo er für mündig erklärt wurde, Sitz im Staatsrathe. Ein Decret der Stände befähigt ihn, im Falle einer Krankheit des Königs, seines Vaters, das Reich zu regieren. Er ist seit dem 19. Juni 1823 mit der Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, Josephine (geb. 1807), vermählt. 1823 kam die Königin von Paris, wo sie eine Reihe von Jahren gelebt, nach Schweden und ward, ohne daß ihr Übertritt zu der evang.-luther. Kirche statt haben durfte, am 21. Aug. 1829 als Königin von Schweden gekrönt. 25.

Bernard (Pierre Joseph), geb. zu Grenoble 1708, machte sich als Schreiber bei einem Notare zu Paris durch einige leichte Poesien in den höhern Zirkeln beliebt. Der Marquis von Pezny nahm ihn 1734 mit nach Italien, wo er den Schlachten von Parma und Guastalla beiwohnte. Hier ward er dem Marschalle von Loigny bekannt, welcher ihn zu seinem Secretair machte. Nach dem Tode seines Gönners ernannte ihn Ludwig XV. zum Schatzmeister der Dragoner und zum Bibliothekar im Schlosse Choisi-le-Roi. Sein unmäßiges Leben zog ihm einen Schlagfluß zu, welcher eine unheilbare Geistesschwäche zur Folge hatte. Er starb in diesem Zustande zu Paris im J. 1776. Voltaire hat ihn „le gentil" genannt, welcher Beiname ihm geblieben ist. Seine Gedichte, welche zu ihrer Zeit großen Beifall fanden, sind jetzt fast alle vergessen. Bleibenden Werth hat nur seine Oper: „Castor et Pollux" 1737 (mit Musik von

Ramnau), welche jetzt noch in der franzöſ. Literatur als das beſte Erzeugniß dieſer Art gilt. Außer mancherlei kleineren Gedichten haben wir noch von ihm das Ballet: „Les surprises de l'amour“ (1757) und das erzählende Gedicht: „Phrosine et Melidore“ (1762). Das geprieſenſte ſeiner Werke: „L'art d'aimer“, iſt ein mattes, ſüßliches Produkt ohne alles tiefere Gefühl. Oeuvres complètes de Bernard, Paris 1803. 2 Voll. 8. 67.

Bernardin de St. Pierre, ſ. St. Pierre.

Bernauer (Agnes), Tochter des Baders Caspar Bernauer zu Augsburg, war ſo ungemein ſchön und tugendhaft, daß man ſie in der Stadt nur den Engel nannte. („Agnes, vulgo Angelam appellabant, Bernaueria venustissima filia“ ſagt Gaſſer in ſeinen „Annal. bav.“ zum J. 1428.) In dieſem Jahre erſchien ſie nämlich bei den zu Ehren des Herzogs Albrecht, Sohn des Herzogs Ernſt's von Baiern, in Augsburg veranſtalteten Feierlichkeiten und feſſelte den 28jährigen bisher unverheirathet gebliebenen Albrecht. Zu fromm und ſtolz ſeine Buhlerin zu ſein, ließ ſie ihn unerhört, bis er ihr verſprach, ſich mit ihr zu vermählen. Die nun heimlich Vermählten begaben ſich auf das Schloß Vohburg, um in dieſer Zurückgezogenheit bis zum Regierungsantritte Albrecht's ihrem Glücke zu leben. Als aber Herzog Ernſt durch eine ſtandesmäßige Vermählung ſeines Sohnes dieſe Ehe zu trennen ſuchte und Albrecht eines unritterlichen Lebens beſchuldigt am Clemenstage 1434 vom ritterlichen Feſte zu Regensburg ſich ausgeſchloſſen ſah, ließ er fortan ſeine Gemahlin als Herzogin von Baiern öffentlich ehren; Agnes erhielt Diener und Dienerinnen gleich einer Fürſtin und die Burg Straubing zum Wohnſitze. Sie aber im Vorgefühle eines finſtern Geſchickes lebte auch hier in möglichſter Zurückgezogenheit ihrem Gemahle und der Kirche, und ſtiftete ſich bei den Brüdern vom Karmel Betgewölbe und Grabſtätte. Nach dem Tode Herzog Wilhelm's, Albrecht's väterlichen Oheims, der ihn ſehr geliebt hatte, zähmte Herzog Ernſt ſeinen Zorn nicht länger. In Albrecht's Abweſenheit ward deſſen Gemahlin verhaftet. Die ſchöne Frau trat ſtolz vor ihre Richter und wies deren Fragen ab: „ſie ſei ihres Herrn fürſtliches Weib“. Ernſt befahl ſchleunige Hinrichtung. Der Zauberei beſchuldigt wurde ſie gebunden von Henkersknechten zur Donaubrücke geſchleppt und vor allem Volke in den Strom geworfen. Nachdem ſie ſchwimmend wieder ans Ufer gelangt war, wurde ſie von einem Henker mit einer Stange, bis ſie todt war, unter die Wellen gedrückt (Mittwochs des 12. Weinmonats 1435). Ihr Leichnam wurde auf dem Peterskirchhofe zu Straubing beerdigt. Nach einem verwüſtenden Kriege des äußerſt betrübten, aber dann auch ergrimmten Albrecht gegen den Vater, befahl dieſer, ſei es, entweder die verlorne Liebe des Sohnes wieder zu erlangen, oder aus aufrichtiger Reue über den Mord der unſchuldigen Agnes, über ihrem Grabe eine Kapelle zu bauen und der dadurch ziemlich verſöhnte Albrecht ſtiftete noch in ihrem Todesjahre eine tägliche Meſſe bei den Karmelitermönchen zu Straubing; ja noch nach 12 Jahren erneuerte er die Stiftung, ließ auch die Gebeine der „ehrſamen Frau“ in die von ihr einſt erſehnte Ruheſtätte bringen und mit einem marmornen Grabſteine decken. Lange ſang das Volk von Albrecht's und Agnes unglücklicher Liebe. (S. dieß Lied in J. G. Büſching's wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geſchichte des Mittelalters. 2. Jahrg. S. 409.) Dieſer geſchichtliche Stoff hat Anerkennung ſowohl in der proſaiſchen von J. F. Lipowski, als poetiſchen Literatur gefunden; außer Babo u. A. hat ihn Jul. Körner zu einem 5actigen Trauerſpiele in Jamben, Leipzig 1821, bearbeitet. 25.

Bernburg, Anhalt-Bernburg, eines der drei anhaltiſchen Herzogthümer, zum deutſchen Staatenbunde gehörig, hat einen Flächenraum von ungefähr 15 □M. und 42000 Einw. Man theilt das Land gewöhnlich in das Ober- und

Unterherzogthum ein. Jenes, westlich im Unterharze gelegen und fast ganz von Preußen umgrenzt, ist gebürgig und waldig, doch zum Getreidebaue geeignet und liefert außer Obst, Flachs und Holz auch Silber, Eisen, Blei, Thon, Schiefer, Gyps, Steinkohlen, Sandsteine, Vitriol ꝛc. Wildpret und Geflügel ist häufig, Rindvieh und Schafzucht wird mit Vortheil betrieben, auch findet man Essig-, Tuch- und Töpferwaarenfabriken. Der Hauptfluß dieses Theils ist die Selke. Hauptorte sind: Ballenstedt (s. d. Art.), Harzgerode (2100 Einw.) mit einem alten Schlosse, einem Forstinstitute und einer Silber-, Kupfer- und Eisenvitriolhütte in der Nähe. Bei dem Mägdesprunge ist ein bedeutendes Eisenwerk. Alexisbad, ein durch seine schöne Umgebungen bekannter Badeort. Hoym und Gernrode mit dem reizenden Stufenberge. Das Unterherzogthum, östlich gelegen, ungleich größer als jenes, ist ein völlig ebenes, zum Theil sandiges mit Nadelholz bedecktes Land. Es ist in die drei Ämter Bernburg, Mühlingen und Coswig abgetheilt, von denen das zweite mitten in preuß. Besitzungen liegt. Die Elbe, Saale, Wipper und Bode und andere kleine Flüßchen bewässern das Land, welches viel Obst und besonders Getreide hervorbringt; auch die Viehzucht ist bedeutend. — Hauptstadt des ganzen Herzogthums ist Bernburg an der Saale, welche die Stadt in die Alt- und Neustadt und in die Bergstadt theilt, mit 727 Häus. und 5400 Einw. Die Alt- und Neustadt, welche früher in der Verwaltung getrennt waren, stehen durch eine 1799 über die Saale erbaute Brücke mit der Bergstadt in Verbindung. Das Schloß, alten Ursprungs, liegt auf einem hohen von der Saale bespülten Felsen und war bis 1765 die herzogliche Residenz. Von dem in der Mitte des Schloßhofes stehenden Thurme, Eulenspiegel genannt, hat man eine sehr schöne Aussicht, eben so von dem platten Dache des im Schloßgarten erbauten Orangeriegebäudes. — Der Hauptnahrungszweig der Bewohner Bernburgs ist der Ackerbau. — Außer B. sind noch zu erwähnen Coswig an der Elbe, mit guten Bierbrauereien, Plötzkau und Mühlingen. Das Nöthige über die Geschichte und das Münzwesen des Herzogthums Anhalt-Bernburg ist unter dem Art. Anhalt nachzulesen. 15.

Berners, Juliane, auch Barnes genannt, war eine Tochter des unter König Richard II. von England enthaupteten Sir James Berners. Sie starb um das J. 1460 als Priorin des Klosters Sopewell bei St. Albans. Ausgezeichnet schön, besaß sie auch einen hohen, gebildeten Geist und ist als die erste Schriftstellerin Englands merkwürdig. Ihre Neigung zur Falkenbeize, Jagd, Fischerei und Wappenkunde machte, daß sie diese Gegenstände in einem Werke und zwar die Jagd in Versen abhandelte. Es erschien zuerst in Fol. mit Holzschnitten und hatte den Titel: „The bokys of Haukyng and Huntyng and also of Cootarmuris, 1486.“ Es sollen aber in England nur zwei vollständige Exemplare davon vorhanden sein. Im J. 1810 erschien in London unter dem Titel: „The book of St. Albans by Jul. Barnes etc. etc.“ eine neue Ausgabe, aber nur 150 Exemplare stark, wovon das Einzelne bereits 12 Guineen kostet. 58.

Bernhard der Heilige, wurde 1091 zu Fontaines in Burgund geboren. Sein Vater, Tesselin, ein Adeliger und Kriegsheld, mußte die Erziehung seiner sechs Söhne und einer Tochter seiner Gattin, Aleth, überlassen, welche sie bald nach ihrer Geburt dem Kloster weihete. B. erhielt seine gelehrte Bildung zu Chatillon an der Seine und begab sich im J. 1113 mit 30 von ihm dazu überredeten Gefährten in das im J. 1098 gestiftete erste Cisterzienserkloster. Für die Frauen der Verehelichten wurde zu Juilly ein Kloster gebaut. Da das kleine Citeaux eine so starke Vermehrung nicht fassen konnte, so reiste der Abt Stephan in Gesellschaft des Bischofs von Chalons in dem Kirchensprengel herum, um einen zur Gründung eines neuen Klosters schicklichen Platz aufzusuchen. So entstand in demselben Jahre das Kloster La Ferre, im J. 1114 Pontigny und 1115

das dritte zu Clairvaux im Bisthume Langres. B. wurde der erste Abt desselben und führte von nun an fortwährend den Namen B. von Clairvaux. Bis zum J. 1119 wurden noch acht solcher Klöster gegründet. Um denselben eine gleichförmige Verfassung zu geben, entwarf Stephan die erste Grundregel für den Orden von Citeaux und nannte sie die Urkunde der Liebe. In dieser war die Beobachtung der Regel des heil. Benedict vorgeschrieben, und das Verhältniß der Äbte zu den Klöstern, so wie dieser zu jenen auf das Deutlichste vorgezeichnet. Sie wurde zuerst bestätigt von dem Papste Calixtus II. im J. 1119, dann von Eugenius III. im J. 1152, und noch nachmals von mehrern der folgenden Päpste. Funfzig Jahre nach seiner Stiftung zählte der Orden fünfhundert Abteien und hundert Jahre später mehr als achtzehnhundert. B. hatte allein sechszig derselben gestiftet. Die Mönche von Citeaux standen lange wegen ihrer äußerst strengen Lebensart in großem Ansehen. B. selbst hatte sich bei einem ohnehin schwächlichen Körper die härteste Selbstverläugnung und die strengsten Büßungen zur Pflicht gemacht. Dadurch gelangte er bald zu dem Rufe der Heiligkeit. Aber auch in den Wissenschaften war B. kein Fremdling und vorzüglich blühten dieselben in Clairvaux. Im J. 1127 wohnte er der Kirchenversammlung zu Troyes bei und bewirkte es mit, daß die Tempelherren eine dem Geiste seines Ordens entsprechende Regel erhielten; setzte es auf dem Concilium zu Estampes im J. 1131 durch, daß der Papst Innocenz II. von ganz Frankreich anerkannt wurde; veranlaßte in demselben Jahre zu Rheims scharfe Verordnungen zur Verbesserung der Sitten des Klerus, unterstützte zu Pisa und Mailand seinen Freund Innocenz gegen Anaklet II., nach dessen Tode er den zweiten Gegner desselben, Victor III., zu freiwilliger Verzichtung auf die päpstliche Würde zwang, und zog sich endlich ruhmgekrönt und verehrt von dem Schauplatze der Welt, wo er auf eine so edle Art thätig gewesen war, in sein Kloster zurück, um in demselben, welches er sein geliebtes Jerusalem nannte, wieder als Mönch unter Mönchen zu leben. Jetzt aber brach sein Streit mit Abailard aus. Dieser, stolz auf seinen philosophischen Geist, konnte an dem mystischen Theologen B. um so weniger einen Freund gewinnen, je herabsetzender seine Urtheile über diesen waren. Im J. 1139 wurde B. noch dazu von dem Abte Wilhelm von St. Thierry bei Rheims aufgefordert, die Irrlehren Abailard's zu bekämpfen. Abailard that den Vorschlag, die Sache auf einer Versammlung zu Sens 1140 durch eine Disputation auszumachen. B. aber vielleicht im Gefühle, daß er an dialektischer Fertigkeit Abailard nachstehe, wich der Disputation dadurch aus, daß er Abailard's Irrthümer in einem nicht ganz treuen Auszuge aus dessen Schriften vortrug, und da Abailard die Versammlung unwillig verließ, die Verdammung desselben durchsetzte. Auch in Rom wurde Abailard verurtheilt. Diese Ungerechtigkeit B.'s fand übrigens die verdiente Mißbilligung. Doch wurden beide Gegner durch den Abt Peter von Clugny endlich mit einander ausgesöhnt. Im J. 1145 hatte B. die Freude, daß einer seiner Schüler unter dem Namen Eugen III. Papst wurde. Doch traf ihn auch ein großes Leiden, indem der völlig mißlungene Kreuzzug, zu welchem er 1146 ermuntert hatte, ihm einen Kummer verursachte, der nur mit seinem Leben aufhörte. Ein gelehrter Kirchengeschichtsforscher schildert B. folgendermaßen: „Mehr geistreich als gelehrt, schnell im Überblicke, unerschütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen, rechtfertigte er die Bewunderung seiner Zeitgenossen durch die Heiligkeit seines Lebens und durch eine Reihe unvergeßlicher Verdienste." — B.'s Schriften erschienen zu Basel 1552. 2 Thle. Fol. Eine reichhaltigere Ausgabe besorgte Mabillon, Paris 1696, nachgedruckt Venedig 1726. 60.

Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar, protestantischer Feldherr im 30jährigen Kriege, geb. den 6. Aug. 1604 in Weimar als der jüngste Sohn des

Herzogs Johann von Weimar († 1605), stand bis 1615 unter churfürstl. sächs. Vormundschaft und lebte, nach einem kurzen Aufenthalte auf der Jenaischen Universität (1619), zwei Jahre lang am Hofe des Herzogs Johann Casimir zu Coburg. Gleich als sollten die Manen des Urgroßvaters, des sächs. Churfürsten Johann Friedrich, dem der Spruch des deutschen Kaisers die Länder geraubt hatte, versöhnt werden, erwachte Bernhard's Heldengeist und hieß Östreich und die Ligue über ein Vierteljahrhundert vor seinem Namen zittern. Schon im J. 1621 schloß er sich als Rittmeister dem von seinen Brüdern Johann Ernst († 1626), Friedrich († 1622) und Wilhelm († 1662) geworbenen Heerzuge an, den Grafen Ernst von Mansfeld in der Pfalz und darauf den Markgrafen Georg Friedrich von Baden zu unterstützen, und erkämpfte in der Schlacht bei Wimpfen (1622) die ersten Lorbeern. Nach der Auflösung des Heeres und kurzer Rast rief der Herzog Christian von Braunschweig ihn und seinen Bruder Wilhelm nach Niedersachsen (1623), wo aber dieser bei Stadtloo in Gefangenschaft gerieth und jener darauf ein Jahr lang holländische Dienste nahm. Die jährlichen Einkünfte zu berichtigen, kehrte er nach Weimar zurück (1624), befand sich aber noch in demselben Jahre als Oberster mit seinem Bruder Johann Ernst im dänischen Heere, beschirmte Westphalen und eilte dem Grafen von Mansfeld zu Hülfe. Diese Drei drangen durch die Mark und Schlesien bis Ungarn vor (1626). Indessen hatte sich Wilhelm von Weimar mit dem Kaiser versöhnt und die Regierung übernommen, B. aber das Unglück der Dänen getheilt, der nun bis Fühnen von Wallenstein zurückgedrängt die kaiserliche Acht fürchten mußte. Da gab er den Bitten der Seinen nach, verließ das dänische Heer und erlangte urkundlich die Gunst des Kaisers (1628). Theils ein neuer Vergleich mit seinen Brüdern über ihre jährlichen Einkünfte (1629), theils aber hauptsächlich eine Reise durch Holland, Frankreich und England beschäftigte nun den zu glorreichern Unternehmungen herangereiften Mann. Mit dem Erscheinen Gustav Adolph's auf deutschem Boden begann für ihn eine neue Lebensperiode. Seit der Mitte des J. 1631 ward er der tapfre Kampfgenosse dieses Königs, der seine Verwegenheit in einem Reitergefechte bei Werben zwar tadelnd bemerkte, aber bald darauf ihn zum Generalmajor ernannte und dem Churfürsten Wilhelm von Hessen-Cassel gegen Fugger zu Hülfe sendete. Diesen hatte bereits der Sieg bei Leipzig (7. Septbr. 1631) zum Weichen genöthigt, worauf sich B. mit Gustav in Thüringen wieder vereinigte und seitdem ihn treu begleitete. Bald zeichnete er sich durch die muthige Erstürmung des Marienbergs bei Würzburg (im Octbr.), die Eroberung mehrerer fester Örter am Rheine, wie des Mäusethurmes und des Schlosses Ehrenfels bei Mainz und die listige Überrumpelung Manheims (im Dec. 1631) aus. Denselben Ruhm behauptete er auch beim Beginne des folgenden Jahres am Rheine und in Baiern, wo er auf kurze Zeit ein getrenntes Corps befehligte, den Succurs in das Lager Gustav's bei Nürnberg verstärkte und bei der Bestürmung von Wallenstein's fester Stellung (im Aug. 1632), so wie beim gleich blutigen Rückzuge der Schweden sich bis zur Tollkühnheit tapfer bewies. Von hier aus folgte er Gustav Adolph — eine kurze Zeit abgerechnet, die er noch zur Beschützung Frankens bedurfte — nach Sachsen zur denkwürdigen Schlacht bei Lützen (den 6. Novbr. 1632), in der er den linken Flügel des schwedischen Heeres commandirte, nach dem Falle des Königs den verwaisten Soldaten in seiner Person ein kraftvolles Oberhaupt gab, und mit Horn und Kniephausen auch die herbeigeeilten Pappenheimer in die Flucht schlug. Bei Weißenfels musterte er das Heer, noch 18000 M., und nahm dann vom Schlachtfelde und darauf von Leipzig Besitz. Eine kurze Erholung gönnte sich B. in Weimar, erschien zu Anfange des J. 1633 wieder beim Heere, dessen Abtheilung er dem Grafen Horn bei Donauwerth zuführte, nachdem er unterwegs sich Bambergs bemächtigt, Hochstädt erstürmt

und ein baierisches Heer unter Johann von Warth geschlagen, bald nachher auch Eichstädt eingenommen und Ingolstadt bedroht hatte. Aber im schwedischen Lager bei Donauwerth war der Geist der Empörung lebendig geworden und mit drohendem Ungestüme forderten Officiere und Gemeine die rückständige Besoldung. Da erzwang B. das schon von Gustav Adolph zugesicherte Herzogthum Franken als schwedisches Lehen (im Juni und Juli), und nicht minder durch Geldvorschüsse als durch sein Ansehn und seine Thätigkeit stillte er den Aufruhr einer erzürnten Soldateska. Mit neuem Vertrauen folgten ihm nun die Streiter, mit denen er Altringer in Unthätigkeit hielt, dessen Entfernung nach Breisach benutzend dann Regensburg durch Capitulation einnahm (im Novbr. 1633) und Johann von Warth bis an die Mündung des Isarstromes vor sich her trieb. Von den baierschen Winterquartieren aus pflog er die Unterhandlungen mit Wallenstein, unternahm schon zu seinen Gunsten eine Diversion nach Eger und erfuhr noch zeitig genug dessen Ermordung (den 15. Febr. 1634), um dem ihm gelegten Fallstricke zu entgehen. Um Nördlingen zu entsetzen wagte er gegen Horn's Bedenklichkeiten hierauf eine Schlacht mit dem östreich. Heere (den 27. Aug. 1634), erlitt aber eine völlige Niederlage. In Frankfurt sammelte er die schwachen Trümmer des schwed. Heeres, die Oxenstierna wieder organisirte und ihm das alleinige Obercommando übertrug. B. hatte aber nicht nur in jener Schlacht nichts gerettet, als was er bei sich trug, sondern sah auch sein Herzogthum Franken bald nachher zur Beute der Sieger werden. Von diesen ward er in die Pfalz, dann in die Wetterau und Bergstraße zurückzuweichen gezwungen, und außer der Entsetzung des Heidelberger Schlosses vermochte er in diesem Jahre nichts zu unternehmen. Unterstützt von franz. Hülfstruppen suchte er im folgenden Jahre (1635) den Rhein mit abwechselndem Glücke zu behaupten, aber vom Heilbronner Bunde der deutschen Fürsten (seit dem April 1633), die ihm noch im März 1635 den Oberbefehl übertrugen, durch den Prager Frieden (im Mai) verlassen, bei der Ohnmacht der Schweden und müde der Obsicht Oxenstierna's, wendete er sich an Frankreich und schloß im eigenen Namen mit Richelieu (im Octbr. 1635) zu St. Germain en Laye einen Vertrag ab, worin ihm ein jährlicher Gehalt von 1½ Mill. und 4 Mill. Livres zur Unterhaltung einer Arme, die er unter franz. Hoheit commandiren sollte, zugesichert und als Belohnung der zu erobernde Elsaß insgeheim garantirt ward. Indessen waren B.'s neue Unternehmungen, die er mit dem Cardinal la Valette theilte, nicht vom Glücke gekrönt; die franz. Hülfsgelder blieben aus, wiewohl er zweimal (im März 1636 und Jan. 1637) sich deßhalb nach Paris begab, und nur die Eroberungen von Elsaßzabern (Juli 1636), Blamont, Rambervillers (Octbr.), Joinvilles, der Sieg bei Besançon (Juni 1637) und sein tapferer Rückzug vom Rheine bei Wittenweiher bis in das Hochstift Basel bildeten einzelne Glanzpunkte seiner Thätigkeit, vor der auch in diesen beiden Jahren die Kaiserlichen unter Gallas, Savelli und Johann von Warth zweimal aus Frankreich bis an den Rhein zurückweichen mußten. In der letzten Epoche seines ruhmreichen Leben stehend, frei der Fesseln von einem mitbefehligenden franz. Generale und an der Spitze eines nun selbstgeschaffenen Heeres brach B. im Jan. 1638 aus den Winterquartieren im Hochstifte Basel nach dem Rheine auf; Seckingen, Lauffenburg und Waldshut wurden genommen und Rheinfelden belagert. Savelli entsetzte zwar die Stadt, aber am dritten Tage darauf (den 21. Febr.) überfällt B. das kaiserl. Heer und erringt einen schönen Sieg. Die Generale Savelli, Johann von Warth, Enkeford und Sperreuter nebst 3000 M. werden Gefangene. Rheinfelden, Röteln, Neuenburg und Freiburg müssen sich bald nachher (im März und April) ergeben und B. beginnt die Belagerung der unbezwinglichen Feste Breisach. Der gewinnsüchtige Commandant derselben hatte die Vorräthe zum Theil in Geld verwandelt.

Dieſe zu ergänzen nähert ſich der kaiſerl. General von Götz, wird aber bei Wittenweiher von B. und Turenne aufs Haupt geſchlagen (den 30. Juli), darauf der Herzog von Lothringen, den am 4. Octbr. bei Thann ein gleiches Schickſal trifft, und zum dritten Male den 15. Octbr. von Götz, der nach mißlungenem Angriffe an Breiſachs Rettung verzweifelt, da der Herzog von Longueville mit 9000 M. die Belagerer verſtärkt und das Commando an von Golz abgibt, dem das Glück eben ſo wenig günſtig iſt. Nach einer 4monatlichen Belagerung ergab ſich die Feſtung am 7. Decbr. 1638. Für ſich ſelbſt allein betrat B. Breiſach, die Hauptfeſte des Elſaſſes, und ließ ſich als alleinigen Herrn huldigen und bald nachher eine Münze mit Breiſachs und Weimars Wappen ſchlagen. Da fing Richelieu ihn an als Frankreichs gefährlichen Feind zu betrachten und ſuchte ihn wenigſtens im franz. Intereſſe zu erhalten; doch B. entging jeder Schlinge. Eine Einladung nach Paris und das Anerbieten, eine Nichte Richelieu's, die Ducheſſe d'Aiguillon, zu heirathen, lehnte er ab; ungewiß aber iſt es, ob er eine Vermählung mit der verwittweten Amalia von Heſſen beabſichtigte, um durch ſie noch zu einem Fürſtenthume und einer Armee und ſonach zu einer Macht zwiſchen dem deutſchen Kaiſer und ſeinen Feinden zu gelangen. Dafür lähmte ihn nun Frankreichs Argwohn, die Subſidiengelder blieben aus und die Eroberungen mußten durch getreue Beſatzungen gegen einen neuen Feind gedeckt werden. Landskron, Pontarlier und das Schloß Joux hatte er noch eingenommen und ſchon mit Banner, der die öſtreichiſchen Länder bedrohte, Unterhandlungen abgeſchloſſen, über den Rhein durch Baiern nach demſelben Ziele vorzudringen, als zu Neuburg den 8. Juli 1639 der Tod ſeine Entwürfe vernichtete. Er ſtarb an einer peſtartigen Krankheit, ſeinen eignen Äußerungen und dem allgemeinen Gerüchte nach aber durch Vergiftung mittelſt einer Pomeranze oder in Fleiſchbrühe. Sein Leichnam ward nach Breiſach und erſt den 15. Sept. 1655 nach Weimar gebracht. 2.

Bernhard (der große), ein 10380 Fuß hoher Berg in der großen Gebirgskette, welche den Schweizerkanton Wallis von Piemont trennt, merkwürdig durch den Übergang Hannibal's (216 v. Chr.) und Napoleon's (15. Mai 1800), ſo wie durch das in einer Höhe von 7540 F. erbaute Hospitium für Reiſende. Bernhard von Menthon, ein ſavoyiſcher Edelmann iſt der Gründer des letztern (962), ſo wie eines zweiten auf einer andern Bergſpitze, die nun beide den Namen des edelmüthigen Stifters erhielten. Chorherren des Auguſtinerordens ſind jetzt noch in der Ausübung ihrer menſchenfreundlichen Pflichten unermüdlich; unzählige Reiſende, die die Straße nach Italien über dieſe mit Schnee und Eis bedeckten unwirthbaren Höhen führt, verdanken ihnen Erquickung, oft Rettung ihres Lebens. Große Hunde beſonderer Race unterſtützen ſie durch ihre außerordentliche Gelehrigkeit und Spürkraft bei dem Aufſuchen Verunglückter. Einer dieſer Hunde, Barry genannt, verdient durch ſeinen an menſchlichen Verſtand grenzenden Inſtinkt Erwähnung. Er rettete über 70 Menſchen das Leben, und wurde nach ſeinem Tode ausgeſtopft und im Muſeum zu Bern aufgeſtellt. Leichname, an denen die Rettungsverſuche vergeblich waren, werden in die Todtenkammer gebracht und zu den übrigen aufgeſtellt. Die Gebeine der nur langſam verweſenden legt man auf den Kirchhof. — Napoleon beſchenkte die Geiſtlichen bei ſeinem Übergange mit bedeutenden Summen, und ließ ſpäter ſeinen bei Marengo gefallenen General Deſſaix in der Kirche des Hospitium beiſetzen und ihm ein Denkmal aus Marmor errichten. Die Bildſäule des Helden, ebenfalls aus Marmor, ziert die Treppe des Kloſters. 15.

Bernhardiner nannten ſich aus Ehrerbietung gegen den heil. Bernhard die Ciſterzienſer (ſ. d. Art.). 60.

Berni (Franceſko; auch Bernia oder Berna geſchrieben), einer der vorzüglichſten komiſchen Dichter Italiens, geb. zu Ende des XV. Jahrh. zu Campo vecchio

in Toskana, adeliger aber armer Abkunft, ging im 19. Jahre nach Rom, wo er von seinem Verwandten dem Cardinal Bibbiena vergebens auf Unterstützung hoffte und nur endlich durch eine Anstellung bei der päpstlichen Canzlei sein Leben kümmerlich fristen konnte. Sein lebhafter, nicht ungebildeter Geist warf sich auf die Poesie und zwar auf die witzig-satyrische Gattung, in welcher er bald der Liebling aller Verehrer derselben wurde. Er dichtete bis an seinen Tod, welcher 1536, man sagte durch Gift, erfolgte. — Mit Recht zählen die Italiener B. zu den Classikern des XVI. Jahrh. und wenn er zu wenig Ernst besaß, um ein wahrer Satyriker zu werden, so ist er doch anziehend durch seine komischen Wendungen und spaßhaften Einfälle, die er in eine leichte blühende Sprache einzukleiden verstand. Man schätzte letztere so sehr, daß man ihre Eigenthümlichkeit noch jetzt durch den Ausdruck stilo Berneseo bezeichnet. — Besonders geschätzt wird seine Umschreibung des verliebten Roland des Grafen Bojardo, in welcher er mit vieler Laune einen Theil seiner eignen Lebensgeschichte erzählt. Dieß Werk kam Venedig 1541 und in einer Handausgabe ebendas. 1760 heraus. Auch erschien eine Sammlung seiner prosaischen komischen Abhandlungen unter dem Titel: „Accademia di Francesco Berni", Ferrara 1658. 22.

Bernier, François, ein franz. Arzt und Philosoph, hat sich vorzüglich durch seine Reise Ruhm erworben, die er vom Jahre 1654—1685 durch Syrien und Ägypten nach Hindostan machte. Als einem sehr gebildeten und geistreichen Manne gab ihm der 12jährige Aufenthalt an dem Hofe des Großmoguls manche Gelegenheit zu genauen Beobachtungen, die er in einem anziehenden Style beschrieben hat. Seine einzeln erschienenen Abhandlungen darüber erschienen zusammen unter dem Titel: „Voyages de Fr. Bernier contenant la description des états du grand Mogul etc." Amsterdam 1699 und öfter, 4 Bde., die auch deutsch in den „Asiatischen und afrikanischen Merkwürdigkeiten", Nürnberg 1676. 4. und in der „Berliner Sammlung der besten und neusten Reisebeschreibungen", Bd. 14. u. 15. im Auszuge enthalten sind. Er starb zu Paris 1688. 16.

Bernini (Giovanni Lorenzo), geb. zu Neapel im J. 1598, gest. den 28. Nov. 1680 zu Rom, war ausgezeichnet als Maler, Bildhauer und Architekt, und ward von seinen Zeitgenossen mit Michael Angelo verglichen. Schon in einem Alter von 8 Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um seinen glücklichen Anlagen eine angemessene Ausbildung zu verschaffen, brachte ihn sein Vater nach Rom. Der Papst und fast alle Cardinäle ließen ihre Büsten von B. verfertigen, und noch nicht 18 Jahre alt vollendete er seine berühmte Gruppe: „Apoll und Daphne," von der er später, ein 80jähriger Greis, gestand: „Er habe seit der Zeit nichts Besseres gemacht," und wohl zeigt sich hier sein Styl am reinsten. Der Glanzpunkt seines Lebens bildete sich unter der Regierung des Papstes Urban VIII. Er verschönerte die Basilika, wofür er eine monatliche Pension von 300 Thalern bezog, eben so entwarf er den Plan zu dem Baldachin über der Kanzel des heiligen Petrus, erbaute den Palast Barberini, den Glockenthurm zu St. Peter und mehrere andere Paläste. Als Urban VIII. starb, vollendete er dessen herrliches Grabmal, so wie das Grabmahl der Gräfin Mathilde. Eine Einladung Mazarin's nach Paris mit einem Gehalte von 12000 Thlrn. schlug er aus (1644). Nach Urban's Tode versuchten B.'s Feinde ihn aus der Gunst des neuen Papstes Innocenz X. zu verdrängen, aber B. entwarf das Modell zur großen Fontäne, und der Papst überhäufte ihn mit Wohlwollen. Unter Innocenz's Nachfolger, Alexander VII., setzte er seinem Verdienste die Krone auf durch Erbauung einer herrlichen Colonnade, welche den Petersplatz einschließt. Hier zeigte er sich wahrhaft als ein Geistesverwandter Michael Angelo's. 1665 reisete er endlich auf dringendes Bitten Louis XIV. nach Paris, wo er den Plan zur Herstellung

des Louvre entwarf und reich beschenkt nach Rom zurückkehrte. Hier vollendete er noch Alexander's VII. Grabmahl und starb endlich fortwährend mit großen Entwürfen beschäftigt im 82. Lebensjahre. Er hinterließ seinen Kindern über eine Million Thaler, und der Kunst treffliche Schüler. 4.

Bernis (François Joachim, Comte de Lyon, Cardinal de), aus einer edlen, aber armen Familie Frankreichs, geb. den 22. Mai 1715 zu St. Marcel de l'Ardeche, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde durch seine Liebenswürdigkeit und angenehmes Dichtertalent Günstling der Frau von Pompadour, und durch diese Ludwig's XIV. selbst. 1751 wurde er als Gesandter nach Venedig geschickt, und benahm sich in diesem wichtigen Posten so wie als Unterhändler im lit de justice so klug und gewandt, daß er 1757 an Rouillé's Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Aber der schlechte Fortgang des 7jährigen Kriegs mit Preußen und die Laune der Pompadour, der er nicht genug schmeichelte, bewirkte schon das Jahr darauf seinen Sturz, nachdem er kurz zuvor den Cardinalshut erhalten hatte. Erst 1764 wurde er aus seinem Verbannungsorte, der Abtei St. Medard, zurückgerufen und mit dem Erzbisthume Albi beschenkt. 1769 ging er als Bevollmächtigter Ludwig's nach Rom, wo er die Wahl Clemens XIV. bewirkte, und zur Aufhebung des Jesuiterordens wesentlich beitrug. Von dieser Zeit an blieb er unausgesetzt zu Rom und starb daselbst den 2. Nov. 1794. — Als Dichter zeichnet sich B. durch Leichtigkeit und Anmuth aus, besonders sind seine Episteln Muster eines schönen und angenehmen Styls. In seinen Gedichten wirft man ihm nicht mit Unrecht Überladung und schwülstige Bilder vor. Nach seinem Tode fand sich ein Gedicht über die Religion im Manuscripte vor, welches trotz vieler schöner Stellen dennoch zu wenig poetisches Feuer hat. — Die beste Ausgabe seiner Werke erschien 1797 unter dem Titel: „Oeuvres complètes de Bernis. Paris chez Didot." — 22.

Bernoulli, Name einer Reihe von gelehrten Mathematikern und Physikern aus einer protestantischen Familie, welche Antwerpen zur Zeit der Verfolgung unter Alba verließ und sich nach Basel wendete. — 1) Jacob B., geb. den 27. Dec. 1654 zu Basel, studirte in seiner Vaterstadt nach dem Willen seines Vaters Theologie, folgte aber seiner Neigung zur Mathematik und blieb ihr treu, obgleich er die theol. Prüfungen bestanden hatte. 1687 wurde er Professor der Mathematik; 1700 war er Rector der Universität und starb d. 16. Aug. 1705. — Seine großen Verdienste wurden durch seine Ernennung zum Mitgliede der französischen Akademie (1699) anerkannt. Ihm zuerst gelang die Auflösung und Berechnung des Newton'schen Calculs, so wie ihm auch die Auffindung zweier allgemeiner Formeln für die Katoptrik und Dioptrik gebührt. — Seine Werke erschienen (1744) zu Genf unter dem Titel: „Jacobi Bernoulli Basiliensis opera." — 2) Johann B., des vorigen Bruder, geb. den 27. Juli 1667, ein nicht minder großer Mathematiker als Jacob, und von 1705 Nachfolger in dessen Professur, bearbeitete mit dem glänzendsten Erfolge mehrere theils von seinem Bruder, theils von ihm zuerst gemachten Entdeckungen im Gebiete der Mathematik; besonders hat er um die Differentialrechnung dadurch große Verdienste, daß er eine Methode (calculus generalis) erfand, um von den unendlich kleinen Größen auf die endlichen zu kommen; auch fand er den Exponential-Calcul zuerst auf (1692). Er wurde Mitglied mehrerer Akademien und starb den 1. Jan. 1748. — Viele seiner Abhandlungen finden sich in Leibnitzens actis erudit. und in dem journal des savans so wie in den mémoires de l'académie des sciences. Unter den übrigen Mathematikern dieses Namens ist besonders Daniel B. auszuzeichnen, des vorigen Sohn, welcher ebenfalls die Professur seines Vaters in Basel bekleidete und unter die größten Mathematiker und Physiker seiner Zeit gehört. 22.

Bernstein, Agtstein, gelber Ambra, lat. succinum, electrum, chryse-

lectrum; fr. ambre jaune; engl. amber, ist ein verhärteter Pflanzensaft oder Baumharz, das sich aber durch Schwefelsäurezusatz von andern Pflanzenharzen unterscheidet. Es ist weiß- oder citronen- oder röthlich-gelb, oft auch braunschwarz, weich, jedoch spröde, leicht zerspringbar, mehr oder weniger durchscheinend, schmelzbar, mit Alkohol leicht auflösbar, verbindet sich mit Öl und kommt in größern oder kleinern Stücken und in Körnern vor. Die großen Stücke (Sortimentstücke) dreht man zu allerlei Geräthschaften und Schmuck; das Bernsteinharz aus den Tonnensteinen gebraucht man zum grünen Siegellack, zu Goldlack, Papiermachen und Einbalsamiren der Leichen, die Firnißsteine zu Bernsteinfirnissen nnd Siegellack. Außerdem kommen noch folgende schlechte Sorten von Bernstein im Handel vor: die kleinen unreinen Sandsteine, der ebenfalls unreine und blätterige Schlick, und der Abhäusel, das ist der Abfall bei den Dreharbeiten oder die Drechselspäne, woraus im Großen das Bernsteinsalz destillirt wird. — Der B. war den alten Völkern schon in den ältesten Zeiten bekannt, denn Homer kennt das ἤλεκτρον, electrum, schon zu Kunstwerken verarbeitet. Wahrscheinlich kam er durch die Phönicier zu den Griechen. Die Phönicier holten ihn zu Schiffe von der preußischen Küste, und später eröffneten die Römer einen Landweg, wahrscheinlich durch Schlesien, nach dem Bernsteinlande. Die Berichte des Diodor, Tacitus, Plinius lassen keinen Zweifel zu, daß man den B. von Preußen aus erhielt. Die Griechen verarbeiteten ihn zum Schmucke, und im trojanischen Kriege trugen die griechischen Frauen Hals- und Armbänder von electrum, und die asiatischen Völker bedienten sich desselben zum Räuchern. Jetzt wird der B. am häufigsten und schönsten durch Fischen mit Netzen und nöthigenfalls auch mit der Taucherglocke an der preußischen Ostküste (Danzig), und auf dem Lande an der polnischen Grenze bei Ortelsburg, Willenberg und Johannisburg durch bergmännisches Graben gewonnen. Man trifft ihn auch in einem Sandmergel in den Karpathen, in Gallicischem Sandsteine, in Sicilien und Ober-Italien, in Thüringen, in Frankreich bei Soissons, im Hennegau. Schreger behauptet, daß zur Zeit der Bernsteinbildung ein warmes Klima in Preußen gewesen sein müsse, weil sichere Beispiele südlicher Bildungen im dortigen B., namentlich der Scorpion, die Ameise mit dem auffallend dicken Kopfe, das rhomboidale Blatt und die Nuß dafür sprechen. Der preußische Staat hat jetzt den Bernsteinhandel für 24000 Thlr. verpachtet, und die bedeutendsten Versendungen werden von dem einen Pächter, Hrn. Douglas, nach England und die Türkei gemacht. Der hellgelbe und weißliche B. ist jetzt der seltenste und theuerste; gar nicht große Stücke davon werden für 200 bis 250 Ducaten verkauft. 47.

Bernstorf, eine edle, ursprünglich aus Baiern stammende Familie, welche in Mecklenburg, Braunschweig und Hanover Güter besitzt, und durch einige ihrer Mitglieder, ausgezeichnete Staatsmänner, berühmt geworden ist. — Wir nennen 1) Johann Hartwig Ernst, Graf von B., geb. den 13. Mai 1712 zu Hanover, erhielt seine erste Bildung durch seinen Onkel, den Freiherrn Andreas Gottlieb von B. und seinen Hauslehrer Keyßler, der auch später seine Studien zu Tübingen leitete. 20 Jahre alt kam er an den Hof des Königs Christian VI. von Dänemark, der ihm verschiedene diplomatische Sendungen auftrug. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich, wo er von 1744—50 als Gesandter fungirte, stieg er, mit Orden belohnt, bald bis zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher bewirkte er die Neutralität Dänemarks während des 7jährigen Krieges, und wußte durch Vorsicht und Entschlossenheit Rußland bei friedlichen Gesinnungen zu erhalten, wofür ihn der König den 14. Dec. 1767 in den Grafenstand erhob; auch hatte er bereits 1761 die Vereinigung Plön's mit Dänemark zu Stande gebracht. Eben so groß waren seine

Verdienste um den Handel, die Fabriken und Gewerbe. Die Armen erfreuten sich seiner wohlwollenden Fürsorge, und nicht minder war er für die Bildung der Dänen und Verbreitung eines wissenschaftlichen Lebens besorgt. Unter seine schönsten Thaten gehört unstreitig die Befreiung seiner leibeigenen Bauern von ihren Frohndiensten und Lasten, das erste Beispiel in Dänemark. Leider wurde er durch die Kabalen des ehrgeizigen Struensee gestürzt, und enthielt seine Entlassung am 13. Septbr. 1770 in einem eigenhändigen Schreiben des Königs. Er zog sich zurück und lebte nun abwechselnd auf seinen Gütern und zu Hamburg, wo er den 18. Febr. 1772 starb, als er eben im Begriffe war, der ihm gewordenen ehrenvollen Zurückberufung zu folgen. — 2) Noch berühmter ist sein Neffe Andreas Peter, Graf von B., in den Annalen Dänemarks geworden. Er wurde den 28. Aug. 1735 zu Gartow im Lüneburgischen geboren und zeigte frühzeitig außerordentliche Wißbegierde und Anlagen für Mathematik und alte Sprachen. Zu Leipzig und Göttingen vollendete er seine Studien und arbeitete hierauf, nach einer Reise in Frankreich, England, der Schweiz und Italien, unter der Aufsicht seines Onkels im auswärtigen Departement. Hier entwickelte sich schnell in verschiedenen ihm aufgetragenen Geschäften sein außerordentliches Talent. Er stieg von Stufe zu Stufe und 1773 war er nach kurzer Unthätigkeit während der Struenseeischen Händel bereits Staatsminister. Seine seltene Unterhandlungsgabe bewies er in dem Seekriege von 1776, und besonders durch den Abschluß der sogenannten bewaffneten Neutralität mit Rußland, Preußen und Schweden. Allein die Königin Juliana war ihm nicht günstig; deßhalb trat er 1780 aus, wurde aber schon 1784 durch den Kronprinzen Friedrich in seine Würde wieder eingesetzt. Ein warmer Freund der gesetzlichen Freiheit und voll Liebe für sein Vaterland wies er mit eben so großer Bestimmtheit als diplomatischer Feinheit die Einladung der Alliirten zum Bündnisse gegen Frankreich zurück, nahm die Preßfreiheit in Schutz und vollendete das von seinem Onkel begonnene Werk der Befreiung des Bauernstandes von der Leibeigenschaft. Der Handel und Gewerbfleiß blühte, durch treffliche Einrichtungen und Aufmunterung begünstigt, Wissenschaften und Künste gediehen unter seinem kräftigen Schutze. So setzte sich der edle B. in den Herzen seines Volks ein unvergängliches Denkmal. Er starb am 21. Juni 1797. Seinem Leichenzuge folgte eine trauernde Menge aus allen Ständen, unter ihnen der dankbare Kronprinz. — Sein Sohn Christian, Graf von B., geb. 1769 zu Kopenhagen, talentvoll und kenntnißreich, war anfangs ebenfalls in dänischen Staatsdiensten, zeichnete sich als Gesandter an mehreren auswärtigen Höfen vortheilhaft aus und wurde 1797 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Nach mehrjähriger rühmlicher Verwaltung seines Amtes wurde er später als Gesandter an den Wiener Hof, 1814 zum Congresse, und dann an den preußischen Hof gesendet, wo er sich als ausgezeichneter Diplomat bewährte, 1818 von dem Könige von Preußen aufgefordert in dessen Dienste trat und das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Seine Wirksamkeit auf diesem wichtigen Posten wurde durch mehrere Landes- und auswärtige Orden belohnt. Den meisten Congressen, auf welchen die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands und Europas verhandelt wurden, als denen zu Aachen, Wien, Troppau, Laibach und Verona, wohnte B. als bevollmächtigter Minister Preußens bei, und zeigte sich überall als einen erfahrnen Staatsmann. 22.

Berosus, ein halbmythischer Schriftsteller um 270 v. Chr., von dem noch Bruchstücke einer babylonischen Geschichte voller Mythen übrig sind, die im Alterthume in großem Ansehen stand und vorzüglich von den Kirchenvätern wegen mancher Übereinstimmung mit den jüdischen Religionsbüchern oft benutzt wurde. Sie sind gesammelt in Fabricii bibl. graec. Vol. XIV. p. 175—211. und

Scaliger de emendatione temporum am Ende. Höchstwahrscheinlich ist B. nur das Pseudonymum eines Griechen, der den gefeierten Namen eines alten chaldäischen Belusprieſters zur Erhöhung seines Werkes anwendete, und dadurch sich das Ansehen geben konnte, aus dem Archive des Belustempels geschöpft zu haben. Die außerdem unter dem Namen des B. vorhandenen 5 Bücher Alterthümer sind eine Erdichtung des Annius v. Viterbo. 16.

Berquin (Arnauld), ein vortrefflicher französischer Jugendschriftsteller, wurde 1749 zu Bordeaux geboren und erhielt daselbst seine erste Ausbildung, die er von 1772 an zu Paris vollendete. Belletristik war sein Lieblingsfach. Die von ihm 1774 erschienenen Idyllen, eine Nachahmung der Geßnerschen, fanden Beifall, weniger der Pygmalion, aber desto größern seine 1776 herausgegebenen Romanzen. Sein Ruhm stieg durch seine von 1782 an folgende Jugendschrift: „ami des enfans," eine Nachahmung des Weisse'schen Kinderfreunds, welche unbestritten das beste der damaligen pädagogischen Werke Frankreichs ist. Denselben Zweck haben auch die folgenden: „ami des adolescens;" „introduction familière à la connaissance de la nature;" le petit grandison" u. a. m. Auch lieferte B. einige kleine Schauspiele und kleinere Gedichte. — Er starb von Allen geschätzt am 21. Dec. 1791. Unter den öftern Ausgaben seiner Werke erwähnen wir nur die von Renouard, welche 1803 in 20 Bänden zu Paris erschien. — 22.

Berry (Karl Ferdinand von Artois, Herzog von), zweiter Sohn des Grafen von Artois (Karl X.) und der Maria Theresia von Savoyen, der Fünfte, welcher aus der Familie Bourbon dem fanatischen Freiheitsschwindel zum Opfer fiel. Er wurde den 24 Jan. 1778 zu Versailles geboren und zugleich mit seinem ältern Bruder, dem Herzoge von Angoulême, vom Herzoge von Serrent erzogen. Die Gräuel der Revolution vertrieben ihn aus dem Erbe seiner Väter. Er begab sich 1791 mit seinem Vater nach Turin und 1792 zu der Emigrantenarmee am Rhein, wo er sich durch Tapferkeit und Geistesgegenwart auszeichnete, aber zugleich einen so tiefen Haß gegen die liberale Partei einsaugte, daß er später durch sein etwas rauhes und strenges Betragen gegen dieselbe, trotz seiner übrigen achtungswürdigen Eigenschaften, die Liebe eines großen Theils des Volks verscherzte. Von 1801 bis 1814 lebte er in England, theils zu London, theils bei seinem Onkel, Ludwig XVIII., zu Hartwell, bis endlich seiner Familie der Thron zurückgegeben wurde. Er kehrte nach Frankreich zurück und gab sich alle Mühe, um die Liebe des Volks zu gewinnen, konnte aber nach der Rückkehr Napoleon's von Elba den Auftrag, Paris zu behaupten, wegen Untreue seiner Truppen nicht vollziehen. Später, nach Befestigung der Herrschaft seines Onkels, Ludwig XVIII., hielt er sich von allen öffentlichen Geschäften entfernt, da er mit dem milden Verfahren desselben höchst unzufrieden war. 1816 vermählte er sich mit Karoline Ferdinande Louise, Prinzessin von Sicilien (s. d. Art.), mit welcher er in einer höchst zufriedenen Ehe lebte; da geschah plötzlich die That, welche ganz Frankreich mit Bestürzung und die Bourbons mit Schrecken erfüllte. Ein finstrer Fanatiker, der Sattlergeselle Louis Pierre Louvel, hatte schon Jahre lang den blutigen Gedanken gefaßt, die Hoffnungen der Bourbon'schen Familie durch Ermordung des Herzogs von B. zu zerstören. Nie fand er eine passende Gelegenheit dazu. Endlich am 13. Febr. 1820 Abends gegen 11 Uhr gelingt es ihm, den unglücklichen Herzog, der seine Gemahlin aus der Oper in den Wagen geleitet und in das Haus zurückkehren will, mit einem Dolche niederzustoßen. Man führte den tödtlich verwundeten Herzog in den Salon der Loge des Königs, wo er seine Besinnung wieder erhielt und seine trauernde Gemahlin zu trösten versuchte, indem er sie an das Pfand erinnerte, was sie unter ihrem Herzen trüge; ménagez-vous pour l'enfant, que vous portez dans

votre sein.“ Hierauf empfahl er seiner Gemahlin seine beiden Töchter, die er vor seiner Vermählung in England erzeugt hatte, beichtete und nahm die Sacramente. Den folgenden Morgen früh um 6 Uhr erfolgte sein Ende. — Der Mörder Louvel war sogleich ergriffen und noch denselben Abend vom Minister Decazes verhört worden. Sein Proceß und Ende siehe unter d. Art. Louvel. — Seinen Zweck, den Stamm Bourbon zu vernichten, hatte er dennoch nicht erreicht, denn am 29. Septbr. 1820 wurde von der verwittweten Herzogin ein Prinz geboren, der den Namen Heinrich, Herzog von Bordeaux, erhielt. Die Schicksale desselben, und die Bedeutung, die er nach der Revolution von 1830 durch die Abdankung Karl's X. erhielt, indem ihn die seinem Hause treu gebliebene Partei unter dem Namen Heinrich V. als König proclamirte und ihn allein als solchen anerkannte, gehört theils in die Geschichte Frankreichs, theils wird Einiges, in sofern es in den geschichtlichen Zusammenhang gehört, im folgenden Artikel zu erwähnen sein. 22.

Berry (Maria Karoline Louise, Ducheſſe de), älteste Tochter Franz I., Königs beider Sicilien, geb. den 5. Nov. 1798 zu Palermo, Wittwe des unglücklichen Herzogs von Berry, mit welchem sie am 17. Juni 1816 vermählt worden war, hat in der neuesten Zeit durch ihre heldenmüthigen, oft abenteuerlichen Bestrebungen, den Thron Frankreichs ihrem Sohne Heinrich, Herzog von Bordeaux, wieder zu erobern, europäische Berühmtheit erhalten. Nach dem Tode ihres Gemahls scheint sie sich von aller Theilnahme an Staatsangelegenheiten entfernt gehalten zu haben, und sogar ihre Feinde mußten ihr das Zeugniß geben, daß sie wenigstens nicht die verfassungswidrigen Schritte Karl's X. durch ihre Beistimmung befördert hat, was wohl nicht mit Unrecht der Herzogin von Angoulême Schuld gegeben wurde. Sie beschäftigte sich ausschließend mit der Erziehung ihrer beiden Kinder, Marie Louise (geb. 1819) und Heinrich (Karl Ferdinand Marie Dieudonné, geb. d. 29. Septbr. 1820), und suchte sich außerdem den Aufenthalt an dem steifen frömmelnden Hofe durch Zerstreuungen aller Art angenehm zu machen. — Den ihr inwohnenden Heldensinn bewies sie zuerst in dem allgemeinen Aufstande von 1830. Schnell entschlossen wollte sie sich am 28. Juli von St. Cloud nach Paris begeben, um dem aufgeregten Volke ihren Sohn Heinrich, den Erben des Throns, zu zeigen, und dadurch vielleicht den Sturm zu beschwören, allein Karl X. unterzeichnete für sich und den Dauphin mit Vorbehalt der Ansprüche Heinrich's V. die Abdankungsurkunde; die Herzogin mußte, der Nothwendigkeit weichend, der königlichen Familie nach Rambouillet folgen, und schiffte sich mit ihr am 16. Aug. nach England ein. Die zahlreichen Anhänger der vertriebenen Familie schlossen sich nun eng an die Herzogin an, welche jetzt das belebende Princip der Anstrengungen und Pläne ihrer Partei wurde. Von Holyrood aus, wo die königliche Familie ihren Wohnsitz genommen hatte, wurden Verbindungen mit den bedeutendsten Karlisten in Frankreich angeknüpft und Vorbereitungen zu einem Aufstande im südlichen und westlichen Frankreich getroffen. Noch im December 1830 erklärten die karlistischen Blätter zu Paris, daß Karl X. die Herzogin von B. während der Minderjährigkeit des legitimen Königs, Heinrich V., zur Regentin des Königreichs ernannt habe, und der Marschall Bourmont, welcher von Algier in England eingetroffen war, befestigte den nach und nach in der Herzogin gereiften Entschluß, sich nach Frankreich zu begeben und den Aufstand selbst zu leiten, welcher bereits im Mai 1831 in den Vendée offen ausgebrochen war. Wirklich verließ sie im Juni 1831 in Begleitung des Marschalls Bourmont mit Bewilligung Karl's X. (nicht heimlich, wie ihre Gegner behaupten) England, und begab sich durch Holland, Deutschland und die Schweiz nach Rizza, fand aber noch nicht für gut, ihren Plan zu realisiren, sondern begab sich nach Genua,

und als man hier ihrem Aufenthalte Schwierigkeiten entgegensetzte, nach Pisa, lebte dann einige Zeit zu Massa di Carrara, und langte endlich im October zu Rom an, wo sie viele ihrer ausgezeichnetsten Anhänger erwarteten. Hier scheinen die nöthigen Verabredungen über den zu organisirenden Aufstand in der Vendée getroffen worden zu sein; wenigstens bemerkt man von jetzt an unter den Häuptern der Karlisten in Frankreich mehr Planmäßigkeit und Zuversicht. Die Hoffnung des Gelingens stieg, als man in den halben Maßregeln der Regierung Ludwig Philipp's I. nur zu deutlich ihre Schwäche zu gewahren glaubte, und so segelte endlich die Herzogin am 24. April auf dem Dampfschiffe „Carlo Alberto" von Livorno ab. Ein allgemeiner Aufstand in Marseille war für den 30. bestimmt; aber obgleich er unterdrückt wurde, so stieg dennoch die Herzogin, welche an diesem Tage bei Ciotat, in der Nähe von Marseille, erschienen war, an das Land. Zu spät wurde der „Carlo Alberto" angehalten und untersucht; die Herzogin entkam ihren Verfolgern glücklich nach der Vendée. Hier versammelte sie die ausgezeichnetsten Chouanenchefs um sich und erließ begeisternde Proclamationen und Aufrufe an das französische Volk. Meist stellte sie sich selbst an die Spitze ihrer Anhänger und theilte mit ihnen die größten Strapazen und Entbehrungen. Manche Nacht schlief sie gar nicht oder lag in einen Mantel gehüllt unter freiem Himmel; dennoch ertrug sie Alles mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und entging stets den augenscheinlichsten Gefahren durch ihre männliche Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Sie soll selbst mehrere Male in Paris gewesen sein. Doch ist nicht zu verkennen, daß dem Könige Ludwig Philipp an ihrer Gefangennehmung nicht viel gelegen sein konnte, und man sieht aus dem ganzen Benehmen der Regierung, daß ihr die freiwillige Entfernung der Herzogin damals angenehmer gewesen sein würde. Als sie sich aber durch den Junisieg stärker fühlte und Rücksichten auf das Geschrei der Parteien zu nehmen nicht mehr nöthig hatte, so that sie kräftigere Schritte zur Unterdrückung des Aufstandes und suchte sich durch kluge Maßregeln der Person der Herzogin zu bemächtigen. Vergebens suchte diese von der französischen besetzten Küste aus zu entkommen; sie war genöthigt, sich in Wäldern, Bauerhütten, befreundeten Schlössern, und oft auch in Städten in den Häusern ihrer Anhänger zu verbergen. Endlich gerieth sie zu Nantes durch die Treulosigkeit eines ihrer Vertrauten, des katholisch gewordenen Juden Simon Deutz, aus Köln gebürtig, in die Hände ihrer Verfolger (am 7. Novbr.). Schon den 6. Novbr. war das Haus des Fräuleins Duguigny, wo sie wohnte, mit Soldaten umstellt und durch Polizeibeamte anfangs vergeblich untersucht worden, bis man endlich den folgenden Morgen die Herzogin nebst ihren Begleitern dem Herrn von Menars, dem Advocaten Guibourg und ihrem Kammer-Fräulein Emilie von Kersabiec im dritten Stocke hinter einem Kamine, in welchem das Feuer die ganze Nacht gebrannt hatte, hervorzog. Sie hatte sich der unerträglichen Hitze wegen endlich selbst entdecken müssen. Einstweilen brachte man sie auf das Schloß zu Nantes und von da in die Festung Blaye, im Departement der Gironde, wo sie äußerst streng bewacht wurde. Alle Parteien geriethen in Bewegung. Die Anhänger Ludwig Philipp's verlangten ungestüm, daß die Herzogin vor Gericht gestellt werden solle; die Anhänger der Herzogin protestirten gegen diesen Schritt als ungesetzlich und beschimpfend für ein Glied der Familie Bourbon. Die Gemüther erhitzten sich und zahlreiche Zweikämpfe wurden mit gegenseitiger Erbitterung ausgefochten; die Regierung wurde von allen Seiten bestürmt, die Kammer mit Bittschriften überhäuft; endlich erklärte die erstere, daß sie die Befreiung der Herzogin nicht für zweckmäßig halte. Neue Aufregung. Da plötzlich erscheint die Erklärung der Herzogin (im Febr. 1833), daß sie sich in Italien heimlich verheirathet habe und schwanger sei. Dieß war ein unerwarteter Schlag für die Karlisten; die

Anhänger Philipp's triumphirten, und die Herzogin, obgleich von Einzelnen ihrer Partei vertheidigt, verlor mit einem Male die hohe Bedeutsamkeit, welche sie vorher gehabt hatte; der Aufruhr in der Vendée wurde mit geringerer Mühe gestillt, und die Regierung Ludwig Philipp's, welche nun keine so triftige Ursache mehr hatte, die Herzogin in Verwahrung zu behalten, gestattete ihr die Abreise aus Frankreich unter der Bedingung, daß sie nie wieder dahin zurückkehren wolle. Die Herzogin wartete ihre Entbindung in Blaye ab, ließ die Trauung mit ihrem Gemahle, dem italienischen Grafen Luchesini Palli, nochmals im Beisein mehrerer Zeugen wiederholen, begab sich hierauf zu Karl X., doch nicht ohne Widerspruch desselben, nach Prag, und folgte ihm nach Grätz, wo sie sich gegenwärtig noch befindet. 22.

Berserker, das ist Barpanzer, ist in der nordischen Sagengeschichte Beiname des Helden Arngrim's, den ihm seine Zeitgenossen deßhalb gaben, weil er ohne Helm und Panzer in den Kampf zu gehen pflegte. Seine 12 Söhne behielten den Namen B. bei und erwarben sich durch ihre wilde Kampflust einen so gefürchteten Namen, daß der Ausdruck Berserkerwuth sprüchwörtlich geworden ist und jedes wüthende Rasen in und außer dem Kampfe bezeichnet. — 1.

Berthier (Alexander), Fürst von Neufchatel und Wagram, einer der vorzüglichsten Generäle Napoleon's, ward zu Versailles den 20. Nov. 1753 geboren. Bei seinem Vater, einem ausgezeichneten Ingenieur, erwarb er sich die nöthigen Kenntnisse eines Kriegsmannes und brachte es bald im Zeichnen von Plänen und Charten so weit, daß Ludwig XVI., welcher eine große Vorliebe für geographische Studien hatte, ihm einige Privatarbeiten dieser Art übertrug. Noch sehr jung kam er zu dem Regimente der Lothringer Dragoner, welches von dem Prinzen von Lambese commandirt wurde und damals für eine vorzügliche Kriegsschule galt. Während des amerikanischen Befreiungskrieges war er bei dem Generalstabe des Grafen von Rochambeau und zeichnete sich in der Seeschlacht von Chesapeak und bei der Recognoscirung von New-York vortheilhaft aus. Nach dem Friedensschlusse von 1783 kehrte er nach Europa zurück und suchte seine militairischen Kenntnisse bei jeder Gelegenheit zu erweitern. Bei dem Ausbruche der Revolution war er Chef des Generalstabs unter Bezenval. Zum Befehlshaber der Nationalgarde von Versailles ernannt stellte er den wüthenden Demagogen eine unerschütterliche Festigkeit entgegen. Die Schreckensherrschaft rief ihn zur activen Armee, wo er als Chef des Generalstabs, zuerst unter Lafayette und dann unter Luckner, seinem Vaterlande die trefflichsten Dienste leistete. In derselben Eigenschaft machte er die Feldzüge in Italien und Ägypten mit. Später ward er von Napoleon, welchem er sich unentbehrlich gemacht hatte, zum Kriegsminister ernannt, welche Stelle er aber 1807 niederlegte, um stets in der Nähe des Kaisers sein zu können. Seiner unermüdlichen Thätigkeit und seiner Geschicklichkeit, die von dem Feldherrn im Allgemeinen entworfenen Schlachtpläne bis ins kleinste Detail mit der größten Besonnenheit durchzuführen, verdanken die meisten Treffen während der Kriege gegen Preußen, Östreich und Rußland ihren Erfolg. Seine Tapferkeit bei Wagram (1809) erwarb ihm den Titel eines Fürsten von Wagram. Als Brautwerber seines Kaisers ging er 1810 nach Wien und holte die Erzherzogin Maria Louise ab. Durch die Restauration verlor er sein Fürstenthum und sank bis zum Capitain der Garde Ludwig's XVIII. herab, obschon er den Bourbonen früher, als es ihm sein Charakter erlaubte, dienstfertig entgegengekommen war. Nach der Rückkehr Napoleon's begab er sich, wahrscheinlich den Zorn seines alten Herrn fürchtend, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne Alexander und seinen beiden Töchtern nach Bamberg zu seinem Schwiegervater, dem Herzoge Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, wo er auf eine traurige Weise am 1. Juni 1815 sein Leben endete. Eine Colonne russischer

Truppen, welche an diesem Tage mit klingendem Spiele durch diese Stadt nach der französischen Grenze zog, machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er vom Schlage gerührt von dem Balkon seines Schlosses todt auf die Straße herabstürzte. (Vergl. Mémoires d'Alexandre Berthier, prince de Neufchatel et de Wagram. Par. 1826. 8.) 66.

Berthollet (Claude Louis, Graf), einer der berühmtesten theoretischen Chemiker Frankreichs in neuerer Zeit, Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Paris, London, Harlem, Turin rc., geb. um das J. 1758 zu Talloire in Savoyen, gest. den 7. Novbr. 1822. Nachdem er Medicin studirt und das Doctorat erlangt hatte, ward er 1794 zum Professor an der Normalschule zu Paris ernannt und 1796 nach Italien geschickt, um unter den dortigen Kunstschätzen die besten und geeignetsten für Frankreich auszuwählen. Darauf folgte er Buonaparte nach Ägypten, kehrte mit ihm 1799 zurück, ward nach dem 18. Brumaire Mitglied des Erhaltungssenats, dann Graf und Großofficier der Ehrenlegion, präsidirte im Mai 1806, nachdem er 1804 von Napoleon die Senatorie von Montpellier erhalten hatte, dem Wahlcollegium der Ostpyrenäen und ward 1813 mit dem Großkreuze der Réunion geschmückt. Weil er am 1. April 1814 auf die Absetzung Buonaparte's mit angetragen hatte, ward er von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt, von dem zurückgekehrten Napoleon gänzlich übersehen und nach der abermaligen Zurückkunft Ludwig's in der Pairskammer beibehalten. B. war ein scharfsinniger Kopf, hat viele nützliche Erfindungen gemacht und verschiedene Memoiren geschrieben. Er ordnete z. B. das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen an, das Appretiren des Leinenzeugs, das Bleichen vegetabilischer Substanzen durch übersaure Salzsäure. Der letztern Verfahrungsart wegen nannte Descroizilles das Werkzeug, die Stärke des Berthollet'schen Bleichwassers zu prüfen, Berthollimeter. Auch Humboldt benannte dem großen Chemiker zu Ehren einen in Brasilien an den Ufern des Orinoco gefundenen hohen Baum Bertholetia excelsa. Unter den größern Werken, die B. geschrieben hat, ist sein „essai de statique chemique 1803" 2 Bde. das vorzüglichste, worin er die Erscheinungen der Chemie den Gesetzen der Mechanik unterwarf. Außer vielen andern Schriften hat er auch sehr viel an der „méthode de nomenclature chimique" gearbeitet. 51.

Berthoud (Ferdinand), Mechaniker, Inspector und Verfertiger der Längenuhren für die franz. Marine, Mitglied des Instituts, der Ehrenlegion und der Londoner königl. Gesellschaft, wurde geboren den 19. März 1727 zu Plansemont im Fürstenthume Neufchatel. Obwohl ihn sein Vater, ein Architekt, zum geistlichen Stande bestimmt hatte, so gab er doch der Neigung seines Sohnes, der im 16. Jahre den Mechanismus einer Uhr untersucht und von der Zeit an die Mechanik liebgewonnen hatte, nach, ließ ihn in der Uhrmacherkunst anfangs durch einen geschickten Uhrmacher in seiner Heimath und später in Paris unterrichten. Hier blieb B. seit 1745, verfertigte die ersten Seeuhren, die so viel zur Vervollkommnung der Geographie beitrugen, nach den Urtheilen von Fleurieu und Borda, die Länge von hundert Lieues und darüber angaben und selbst nicht durch Kanonendonner gestört wurden. Gleichzeitig mit B. machte sodann auch Pierre Leroi in Frankreich solche Längenuhren; die längere Erfahrung aber ertheilte den Berthoud'schen den Vorzug. Zweimal reiste B. nach London, um den Erklärungen des berühmten Harrison über die Construction seiner Uhren beizuwohnen, ohne daß er jedoch beide Male seine Wißbegierde befriedigen und diesem englischen Künstler etwas verdanken konnte. Er hat uns mehrere Werke über die wahren Grundsätze seiner Kunst hinterlassen. Nachdem er ein geregeltes und thätiges Leben geführt hatte, starb er den 20. Juni 1807 an der Brustwassersucht in seinem Hause zu Groslay im Canton Montmorency. Sein Neffe

und Zögling, Louis Berthoud, vervollkommnete diese Uhren noch mehr. Seine Taschen-Seeuhren sind in den Händen aller Seefahrer und sind tragbarer als die seines Onkels, bewegen sich gleich regelmäßig in allen Jahreszeiten und bedürfen keiner Verbesserungen, die nur die Berechnung erschweren würden. 51.

Berton (Henri Montan), geb. den 17. Decbr. 1767 zu Paris, widmete sich unter Leitung seines Vaters, Pierre Berton, Directors der Oper, der Musik und vervollkommnete sich unter Meistern wie Paesiello, Gluck, Sacchini, Piccini u. A. Seine Oratorien, die er 1786 zur Aufführung bringen ließ, fanden Beifall, eben so seine Oper „Die Heirathsversprechungen", die 1787 auf dem italien. Theater gegeben wurde. Später erhielt er das Directorium des italien. Theaters und bei der kaiserl. großen Oper wurde er als Director des Gesanges angestellt. — „Aline, reine de Golconde" wird für seine beste Oper gehalten. — Außer einem kurzen Aufenthalte am russ. Hofe hat B. Paris niemals verlassen. Die Compositionen Berton's sind angenehm und correct, doch ohne Originalität; sein größtes Verdienst bestand in der trefflichen Art, wie er die Direction zu führen verstand, auch rühmt man seine Vorträge über Tonsatz am musikalischen Conservatorium. 22.

Bertrand (Henri Gratien, Graf), schwang sich, obgleich niedern Standes, durch Kenntnisse und Muth zum Divisionsgeneral empor, und nahm seit 1804, wo ihn Napoleon näher kennen und schätzen lernte, an allen Feldzügen desselben rühmlichen Antheil. Seit 1805 war er Adjutant Napoleon's. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich in der größten Ordnung zurück und deckte den Übergang der geschlagenen Armee über den Rhein. Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1814 begleitete der treue General seinen Feldherrn nach Elba und später nebst seiner ganzen Familie nach Helena, von wo er erst nach dem Tode des Kaisers nach Frankreich zurückkehrte. 22.

Bertuch (Friedrich Justin), großherzogl. sachsen-weimarischer Legationsrath, Ritter des Falkenordens, ein Mann, welcher auf die Literatur und Kunst der Deutschen einen bedeutenden Einfluß geübt hat und deßhalb in der Geschichte derselben stets mit Achtung genannt werden wird. Er war 1747 zu Weimar geboren, besuchte mit Auszeichnung die dortige Schule, und studirte zu Jena Theologie und Jurisprudenz, ohne jedoch seine Neigung zur Poesie zu unterdrücken. Besonders wurde diese während seines Aufenthalts als Hauslehrer im Hause des Baron Bachoff von Echt (1769—73) von Letzterm genährt, was mehrere in dieser Zeit von ihm erschienene poetische Kleinigkeiten bezeugen, z. B. „Wiegenliederchen" (1772), „Heinrich und Emma" u. a. Wichtig für ihn war besonders seine Bekanntschaft mit Wieland, mit dem er seit 1773 den deutschen Merkur herausgab, und die mit Seiler, Director des weimarschen Theaters, wodurch er zu Bearbeitung mehrerer Bühnenstücke bestimmt wurde, z. B. „Ines de Castro" nach Lamotte; „das große Loos" eine Oper; „Elfriede" (1775) u. a. Allgemeines Interesse aber erregte seine 1775 zu Weimar erschienene Übersetzung des Don Quixote von Cervantes, durch welche das Studium der span. Literatur in Deutschland Verbreitung erhielt. Dieß Werk wurde gut beurtheilt und ist noch bis jetzt die beste deutsche Übersetzung des Don Quixote. 1775 erhielt B. die Stelle eines herzogl. Cassirers und geheimen Cabinetssecretairs und hatte als solcher die Aufsicht über den neu anzulegenden Park, wodurch seine Thätigkeit eine neue Richtung und sein Kunstsinn besondere Anregung erhielt, ohne daß er jedoch seine literarischen Beschäftigungen aussetzte. Letzteres bezeugen die 1784 durch ihn in Verbindung mit Schütz, Hufeland u. A. entstandene Jenaische allgemeine Literaturzeitung, das mit Kraus 1786 begonnene Journal der Moden und das große Bilderbuch für Kinder, von 1790 an. Endlich (1790) brachte er einen lange überdachten Plan, für ihn, wie für die Kunst und Wissenschaft, höchst ersprießlich, zur Ausführung, nän-

ſich die Stiftung des Induſtriecomptoirs zu Weimar. Dieſe Anſtalt, für Stadt und Land von außerordentlichem Nutzen, erhielt noch eine größere Ausdehnung und höheres Intereſſe für die Wiſſenſchaft durch das im J. 1804 mit ihr in Verbindung gebrachte geographiſche Inſtitut. Was dieſes Inſtitut für Länder- und Völkerkunde geleiſtet hat, iſt bekannt, es ſtand einzig da zu einer Zeit, wo man ſich bei allgemeinem Mangel an Anſtalten dieſer Art gerade für dieſen Theil der Wiſſenſchaft beſonders zu intereſſiren anfing. Mit unermüdeter Thätigkeit und eben ſo großer Klugheit als Glück leitete er ſeine ausgebreiteten Geſchäfte bis zum J. 1806, wo er ſeinen Sohn, Karl B., zum Gehülfen annahm. Dieſer ſtarb ſchon 1815 und an des Verſtorbenen Stelle trat der Schwiegerſohn B.'s, der würtembergiſche Leibarzt von Froriep, welcher endlich 1820 das ganze ausgebreitete Geſchäft allein übernahm. B. ſtarb am 3. April 1822 zu Weimar. 22.

Beruf wird bald im weiteren, bald im engeren Sinne gebraucht. In der erſteren Beziehung (lat. studia; franz. vocation; engl. impulse) iſt er rein moraliſch und allgemein und zwar die Art der Thätigkeit, zu welcher man ſich als Menſch oder moraliſche Perſon verpflichtet hat oder fühlen muß. Bei ihm kommt die Kraft oder Fähigkeit, die innere Verpflichtung und die Sphäre der Thätigkeit in Betracht: die Kraft, denn Jeder iſt nur dazu berufen, wozu er das Vermögen beſitzt: die innere Verpflichtung, denn jede Fähigkeit in uns erläßt gleichſam einen Ruf an uns, ſie zu gebrauchen; entſcheidet der innere Richter dafür, ſo wird aus dem Rufe ein Beruf, daher man ihn in dieſem weiteren Sinne auch den inneren nennt. Und dieß findet wieder ſtatt durch das ganze Leben jedes Menſchen (z. B. die Wahrheit zu erforſchen und auszuſprechen), oder in beſtimmten geſellſchaftlichen Verbindungen oder in einzelnen Fällen, in denen ſich Jemand befindet und bei welchen eine moraliſche Verbindlichkeit obwaltet (z. B. die Treue in freundſchaftlichen Verhältniſſen, die liebevolle Erziehung der Kinder ꝛc.). Im engeren Sinne aber iſt Beruf (lat. vitae genus; franz. fonction; engl. office) das Geſchäft, dem ſich Jemand hinſichtlich ſeiner bürgerlichen Stellung im Staate gewidmet hat, um ſeine Zeit und Kräfte zu ſeinem Unterhalte und zum Nutzen Anderer anzuwenden. Hierzu werden beſondere Neigungen, Talente und Geſchicklichkeiten erfordert, die ſchon in früher Jugend entwickelt und geübt werden müſſen, um einſt im reifern Alter als Gelehrter oder Künſtler oder Handwerker oder Landmann einen Standpunkt einzunehmen, auf dem man den Charakter eines nützlichen Staatsbürgers behauptet. Jeder Menſch ſoll ſich einen beſtimmten B. wählen, um ein brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden und von ſeiner Wahl hängt auch das Glück und die Ruhe des Gemüths im ganzen Leben ab. 2.

Berwic (Charles Clement), ein berühmter franz. Kupferſtecher, Schüler Wille's, wurde 1756 zu Paris geboren und erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade, daß er bereits im 28. Jahre zum Mitgliede der Akademie ernannt wurde. Unter ſeine beſten Werke zählen wir: L'enlèvement de Déjanira nach Reni, L'Education d'Achille nach Regnault und ſeinen Ludwig XVI. in ganzer Figur (1790). Letzterer iſt von Müller d. ält. in Stuttgart ebenfalls dargeſtellt worden und ringt mit jenem um den Preis. — B. ſtarb den 23. März 1822 zu Paris. 22.

Berwick (ſpr. Berrik), James Fitz-James, Herzog von, Marſchall von Frankreich, Sohn des Herzogs von York (Jacob II.) und der Arabelle Churchill, Schweſter des Herzogs von Marlborough, wurde den 21. Aug. 1670 geboren und von ſeinem 7. Jahre an in Frankreich erzogen. In dem Kriege des Kaiſers Leopold I. gegen die Türken (1686 u. 87) zeigte er viel Kriegertalente und Tapferkeit, eben ſo im J. 1689, wo ſein Vater, welcher 1688 des Thrones entſetzt worden war, einen unglücklichen Verſuch auf Irland machte, bei welcher Gele-

Digitized by Google

genheit B. verwundet wurde. Hierauf trat er in die Dienste Ludwig XIV., zeichnete sich in den Feldzügen von 1691 unter Luxemburg, und 1702 und 1703 unter Bourgogne und Villeroi vortheilhaft aus, befehligte 1705 gegen die rebellischen Camisarden und wurde 1706 zum Marschalle erhoben. 1707 besiegte er in Spanien die Engländer und Portugiesen, und 1708 commandirte er am Rheine und in der Provence. In dem Kriege gegen Spanien 1719 zwang er letzteres zum Frieden, und war nun bis 1733 unthätig, wo er in dem Kriege gegen das deutsche Reich abermals das Commando erhielt und Kehl eroberte. 1734 unternahm er die Belagerung von Philippsburg und hier wurde er am 12. Juni bei einer Recognoscirung von einer Kanonenkugel getödtet. — Man muß B. als Krieger und Mensch die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, tadelnswürdig allein ist seine überspannte Anhänglichkeit an den Katholicismus. 22.

Beryll, Aquamarin, franz. béril, aigue marine; ital. aqua marina, ist ein durchsichtiger Edelstein, theils meergrün, theils seladonfarbig, theils bleichgelb (Chrysopras), theils ölfarbig, quarzartig und weich. Eben dieser Weichheit wegen schätzt man auch die blassen Beryll nicht hoch, obgleich sie unter allen die vorzüglichsten und, gut geschliffen, so schön und feurig wie Diamanten sind. Die orientalischen sind die besten und werden in den Bergwerken von Ostindien, auf der Insel Ceylon, in Pegu, Martaban und Cambodsche gefunden. Die occidentalischen trifft man in der Schweiz, Böhmen, Schlesien, Sachsen. Die sächsischen Beryll haben oft einen hohen Werth. Sie werden mit Schmergel auf einer bleiernen Scheibe geschliffen und mit Tripel auf einer zinnernen probirt. 47.

Berzelius (Jacob von), Dr. der Medicin, Professor der Chemie und Pharmacie, einer der größten jetzt lebenden Chemiker, wurde 1779 zu Linköping in Ostgothland geboren, und hat seine Studien auf der Universität zu Upsala begonnen und vollendet. Im Gebiete der Chemie hat er nicht nur vieles Neue entdeckt, sondern auch manche schon gemachte Entdeckungen berichtigt und erweitert. So bewies er durch Anwendung des Galvanismus, daß den alkalischen Erden Metall zu Grunde liege; dasselbe that er bei der Kieselerde und dem Ammoniak dar. Hinsichtlich seines Systems gehört B. zu den Dualisten, welche ohne Elektricität keinen chemischen Proceß statuiren, ja er ist als einer der Begründer dieses Systems anzusehen. Wichtig ist sein Werk über die quantitativen Verhältnisse der chemischen Verbindungen, in welchem er diesen schon von Richter aufgestellten Grundsatz vollkommen aus dem Wesen der Elektricität bewies. Dieß Werk ist ins Deutsche übersetzt (von Blöde), eben so sein „Lehrbuch der Chemie"; „Übersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der thierischen Chemie" und sein „Überblick über die Zusammensetzungen der thierischen Flüssigkeiten." Außerdem gibt es von B. noch viele einzelne Abhandlungen über verschiedene Gegenstände aus der Chemie, von denen mehrere ebenfalls in das Deutsche übertragen sind. Auch in Frankreich und England sind Übersetzungen seiner Schriften erschienen. 22.

Besatzung, lat. praesidium; franz. garnison; engl. garrison, ist im militairischen Sinne eine gewisse Anzahl von Mannschaften in einem Orte, sei es eine Stadt oder eine Festung. Nach Maßgabe der Umstände und Verhältnisse, besonders den Zustand des Friedens oder des Kriegs berücksichtigend, wird die Stärke der Besatzungen und ihr Unterbringen (Quartier), welches entweder bei den Bürgern oder in Casernen ist, bestimmt. Während des Friedens faßt man vorzüglich die Schonung des Landes, den Staatshaushalt und die Bequemlichkeit des Soldaten, so weit sich dieß Alles mit seiner kriegerischen Ausbildung nur immer verträgt, in das Auge. Größere Städte und Festungen pflegt man vorzugsweise für Besatzungen, welche aus Infanterie und Artillerie häufig zusammengesetzt sind, zu bestimmen. In diesem Falle geschieht das Unterbringen des

Militairs gewöhnlich in Casernen; Schonung der Bürger, Erhaltung der militairischen Disciplin, welche in großen Städten, wo gewöhnlich die Licenz der Sitten größer als in den kleinen ist und welche die für den Soldaten so nothwendige Aufsicht wegen ihrer Größe sehr erschweren, leicht erschlaffen kann, motiviren dieß Verfahren, welches übrigens bei den östreichischen und französischen Heeren fast normalmäßig ist. In den kleinern Städten (Landstädten) erhält die Reiterei gewöhnlich ihre Quartiere, weil, da sie gewöhnlich Ackerbau treiben, das Unterbringen der Pferde sehr erleichtert wird, der Staat sich also nicht genöthigt sieht, wegen Erbauung von Ställen große Ausgaben zu machen, und auch eine solche Besatzung solchen Städten wegen des vermehrten Geldumlaufs und Düngers in der Regel sehr willkommen zu sein pflegt. Die Gesetze eines jedes Staates bestimmen, wie das Quartier eines jeden Soldaten, sei es in der Caserne oder beim Bürger, beschaffen sein muß. Im Zustande des Friedens werden die Besatzungen zugleich zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung und Bewachung der öffentlichen Anstalten, Cassen ꝛc. verwendet. Daß bei eintretenden Kriegen, geschähe es im eignen oder in feindlichen Ländern, mit den Besatzungen ein ganz anderes Verhältniß eintritt und alsdann nur das kriegerische Element vorherrscht, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung. 70.

Beschaffenheitswort, s. Adjectivum und Adverbium.

Beschauung, Contemplation, unterscheidet sich von Anschauung (s. d. Art.) wie der Grund von der Folge; es ist dem Wortbegriffe nach das Hinrichten des Blickes auf einen Gegenstand und zwar mit dem Nebenbegriffe der Sorgfalt und des mehr Geistigen. Daher gebraucht man das Wort in religiöser Hinsicht für die Richtung der Seele, in welcher sie von allen Eindrücken der Außenwelt sich entfremdend sich ganz in die Betrachtung der Gottheit verliert und nach einer mystischen Vereinigung mit ihr strebt, das eigentliche höchste Ziel aller religiösen Mystik und der erste Schritt zur Schwärmerei. Ein solches beschauliches (contemplatives) Leben muß aber jederzeit den wahren Zweck des Lebens verfehlen und wie es überhaupt nur eine Frucht einer irregeleiteten Einbildungskraft ist, so wenig kann es auch das Ziel erreichen, nach welchem es sich hinrichtet. In der Neigung, ein beschauliches Leben zu führen, ist der Grund zur Entstehung des ganzen Mönchswesens zu suchen. 9.

Bescheid, lat. sententia; franz. décision; engl. decision, 1) im Allgemeinen die Resolution, die man Jemandem beim Fortgehen gibt, daher: Abschied (s. d. Art.); 2) der in streitigen Rechtssachen vom Unterrichter selbst ertheilte Ausspruch im Gegensatze des bei einem Spruchcollegium eingeholten Erkenntnisses. In den mehresten Ländern ist den Unterrichtern die Ertheilung der Bescheide zur Pflicht gemacht; in andern ist es Ehrensache, die Entscheidung selbst abzuschaffen. In Sachsen z. B. ist dem Leipziger Criminalamte vermöge besonderer Instruction nachgelassen, bis auf 6 Wochen Gefängniß selbst zu erkennen. 10.

Bescheinigung, lat. testimonium literarum; franz. u. engl. certificat, jede Bewahrheitung einer Thatsache, welche ohne besondere Förmlichkeiten vorgenommen wird. Man sieht dabei nur darauf, daß der Thatbestand durch zulässige Beweismittel in rechtliche Gewißheit gesetzt werde. Die bloße Bescheinigung wird bei geringfügigen, summarischen und überhaupt solchen Sachen, die keinen Aufschub leiden, für hinlänglich gehalten. 3.

Beschicken, franz. préparer les mines; engl. prepare metals, heißt in der Hüttenkunde das Zurichten der Erze zum Schmelzen, wobei eine genaue Kenntniß der für die einzelnen Metalle nöthigen Zuthaten statt finden muß. Im Münzwesen ist die Beschickungsregel die Lehre des Verhältnisses zwischen Schrot und Korn; außerdem ist sie s. v. a. Alligationsrechnung (s. d. Art.). 9.

Beschlag, ein mehrfach gebräuchlicher Ausdruck in der Chemie und Techno-

logie. Natürlicher Beſchlag (efflorescentia) nennt man den Überzug, der ſich von ſelbſt auf der Oberfläche gewiſſer Körper bildet und als Moder, Staub, Roſt ꝛc. erſcheint. Alle unedlen Metalle, Erze und Salze ſind demſelben unterworfen. — Der Überzug chemiſcher Gefäße und Öfen, um dieſelben vor dem Zerſpringen durch die Hitze zu bewahren, heißt ebenfalls Beſchlag (lorica). So bekommen z. B. die chemiſchen Öfen einen innern Überzug von Lehm und Ziegelſteinmehl oder Thon und Kohlenſtaub; die gläſernen Retorten erhalten von außen einen Beſchlag von Sand, Lehm und Kälberhaaren, oder Thon und Kreide, und der ebenfalls äußere Überzug der Kolben beſteht gewöhnlich aus einer Miſchung von Hammerſchlag, Ziegelmehl, Kalbshaaren und dgl., oder aus einem mit Sand beworfenen Thonbrei. — In der Münze nennt man das Rundſchlagen der Münzen beſchlagen; auf dem Schiffe bedeutet es das Zuſammenbinden und die Befeſtigung der Segel an die Raa (Segelſtange), und Beſchlag iſt das alte Segeltuch, womit man die Taue umwickelt. Der Zimmermann nennt das Zuhauen eines Stammes ebenfalls beſchlagen. In der Weidmannskunſt heißt Beſchlag die Begattung des zur hohen und Mitteljagd gehörigen Wildes mit Ausnahme der Raubthiere. — Beſchlag, mit Beſchlag belegen, in juriſtiſchem Sinne iſt daſſelbe, was Arreſt (ſ. d. Art.). 8.

Beſchlek, Beſchlik, Beslik ſind türkiſche Fünfparaſtücke = 1 Sgr. 7 Pf. preuß. = 1 Gr. 2½ Pf. Conv. = 4 Kr. 2 Pf. Convſl. = 5 Kr. 2 Pf. rhein. 40.

Beſchluß iſt 1) ſo viel als Gewahrſam (lat. claustrum; franz. arrêt; engl. close) und gehört unter die einzelnen Äußerungen des Beſitzſtandes. Das Verbrechen der Entfremdung einer beweglichen Sache ohne Rechtsanſpruch, lediglich in gewinnſüchtiger Abſicht, nennt man Entwendung oder Diebſtahl. 2) Die Entſchließung (lat. decretum; franz. resolution, jugement; engl. decision) Mehrerer über einen zur gemeinſamen Berathung gezogenen Gegenſtand aus ihrem Gemeinweſen. Dahin gehören die Entſchließungen der Collegien, Gemeindheiten, Corporationen. 3.

Beſchneidung, lat. circumcisio, abscissio praeputii; franz. circoncision; engl. circumcision, iſt eine Operation, die in dem kreisförmigen Wegſchneiden eines Theils der Vorhaut beſteht. Bei den Bekennern des alten Bundes iſt ſie die feierliche Weihe für die Aufnahme in ihre Gemeinſchaft; in der Regel und bei ſtattfindender Geſundheit wird ſie am 8. Tage nach der Geburt eines männlichen Kindes verrichtet und derjenige, der ſie verrichtet, wird Mohel genannt. Sie zerfällt in mehrere weſentliche Stücke: 1) Vorbereitung, Herbeiſchaffung der Inſtrumente und Bandagen, vorſchriftmäßiges Wickeln des Kindes, Empfang deſſelben durch den Mohel, den Gevatter und acht männliche Perſonen, Lage des Kindes auf den Schooß des Gevatters; 2) die Operation ſelbſt; ſie zerfällt in den Schnitt (chitach), die Entblößung der Eichel (peria) und das Ausſaugen (miziza); 3) die Nachbehandlung betrifft die mögliche Blutung und den einfachen Verband. — Eigentlich iſt die Beſchneidung als ein diätetiſches Mittel, um die Anſammlung ſcharfer Stoffe unter der Vorhaut und dadurch entſtehende Krankheiten zu verhüten, zu betrachten, deſſen Beobachtung bei den Völkern der heißen Zone aber ſich ſo nützlich und nothwendig bewies, daß es zu einem ihrer Religionsgebräuche erhoben wurde. Die erſten Spuren der B. finden ſich bei den ägyptiſchen Prieſtern, von denen ſie zu den Hebräern und von dieſen zu den Muhammedanern gelangte; doch findet man ſie auch bei mehrern Völkern Afrikas, zu denen der Muhammedanismus nicht hingedrungen iſt. Nach den Geſetzen mehrerer deutſchen Staaten muß wegen der oft vorkommenden Unwiſſenheit des Mohel ein Arzt oder Wundarzt bei der B. zugegen, oder der Mohel von einem ſolchen unterrichtet ſein. 39.

Beſchreibung (descriptio) heißt in der Logik jede Erklärung eines Begriffs,

bei welcher die vorzüglichſten weſentlichen oder zufälligen Merkmale zum Behufe einer deutlichen Anſchauung angegeben werden, und iſt deßhalb immer unvollſtändiger als die Definition (ſ. d. Art.), ſo wie ſie ſich auch von der Erörterung (ſ. d. Art.) unterſcheidet. Man wendet dieſelbe an entweder bei den Begriffen, welche wegen ihrer Einfachheit keine weſentlichen Merkmale darbieten, wie die Farben, oder zu ſpeciell ſind, um eine kurze erſchöpfende Definition zuzulaſſen, oder auch im gemeinen Leben gewöhnlich da, wo es nur auf einzelne zufällige Merkmale ankommt. Im weitern Sinne iſt aber die Beſchreibung eine beſondere Art der Rede, in welcher Erſcheinungen der Welt und des Lebens, deren einzelne Theile neben einander liegen, dargeſtellt werden, und ſie unterſcheidet ſich dadurch von der Erzählung, deren Theile hinter einander ſich zuſammenreihen. Ein weites Feld bietet ſich in dieſer Hinſicht dar und es kommt dabei theils auf die Objecte, theils auf das Weſen, theils auf die Form der B. an. Die Objecte können entweder einzelne Dinge der Natur und Kunſt, deren ſämmtliche Theile nothwendig erſt das Ganze bilden, wie Uhren, Bäume, Thiere, Häuſer, Städte ꝛc., oder Zuſammenſtellungen von Gegenſtänden ſein, welche der ordnende Geiſt erſt zu einem Ganzen macht, wie Gegenden, Sammlungen, Feſte ꝛc.; dieſe aber dann wieder theils ruhig, theils lebendig und bewegt erſcheinen, mögen ſie überdem wirklich ſtattfinden oder der Phantaſie des Beſchreibenden entſproſſen ſein. Hiernach bedingt ſich dann das Weſen der B., welches ſich noch auf eine genaue Beobachtung und Abſpiegelung des zu beſchreibenden Gegenſtandes im Geiſte des Darſtellers gründen muß; denn nur dadurch können die Erforderniſſe dazu gehörig erfüllt werden. Dieſe ſind neben der größtmöglichſten Vollſtändigkeit in Angabe der nothwendigen Merkmale: logiſche Ordnung und mathematiſche Genauigkeit, richtige Hervorhebung der Hauptpunkte, gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, überhaupt richtige Gruppirung der verſchiedenen Partien; denn eine B. ſoll wie ein Bild oder Gemälde erſcheinen, in dem das geiſtige Auge, wenn es von dem Ganzen auf das Einzelne ſchaut, Alles in dem innigſten Zuſammenhange findet, und *maleriſch* iſt daher die paſſendſte Bezeichnung, welche alle jene Erforderniſſe in ſich faßt. Natürlich trägt der Zweck, ob der Verſtand durch die B. belehrt oder das Gemüth bewegt oder das Gefühl aufgeregt werden ſoll, Alles zu einer mehr ruhigen oder mehr lebhaften Darſtellung bei und dieſe muß dem Gegenſtande vollkommen entſprechen, wenn die B. ihren Zweck erreichen ſoll, abgeſehen von dem eignen Gemüthszuſtande des Darſtellenden, und ſo kann z. B. die B. einer Schlacht ſich verſchiedentlich geſtalten, je nachdem der Zweck der Darſtellung iſt, und von dem einfachen Berichte zur feurigſten Schilderung ſich ſteigern. Je mehr aber auch Leben in dem zu beſchreibenden Gegenſtande ſelbſt iſt, deſto mehr Lebhaftigkeit erfordert die Darſtellung. Hierzu bietet aber die Form ſelbſt die Hand, indem ſie im proſaiſchen oder poetiſchen Gewande erſcheint, zu welchem letztern auch die poetiſche Proſa gehört, und es iſt Sache des Verfaſſers, die paſſendſte Form dazu zu wählen. Beſchreibungen, bei denen Gefühle ſich ausſprechen und erregt werden ſollen, verlangen eine poetiſche, ſolche, welche nur belehren ſollen, eine proſaiſche Einkleidung, und die Nichtachtung dieſer Forderung beſtraft ſich ſelbſt. Denn verſificirte Geographien, Naturgeſchichten ꝛc. erregen in dem Leſer daſſelbe Mißbehagen, wie das trockne Aneinanderreihen der Gegenſtände bei Beſchreibung entzückender Landſchaften. Muſter in der Gattung der B. ſind Büffon, Ritter, G. Forſter, Halem, Stollberg, A. v. Humboldt, Winckelmann, Schlegel, Göthe, Thümmel, Walter Scott, Cooper, Jean Paul, Schiller, Kleiſt, Voß, Thomſon, Joh. v. Müller u. A. 9.

Beſchreien, ſ. Zauberei.

Beſchreitung des Ehebettes. Mit Annahme der kirchlichen Einſegnung der Ehen entſtand die Frage: von welchem Zeitpunkte an man die Ver-

wirklichung des Ehegelöbnisses zu rechnen habe: ob von der Trauung an oder von dem Zeitpunkte, da die Ehegatten mit einander das Ehebett bestiegen haben, indem man sich von der bei Verträgen, wodurch Eigenthumsrechte (Proprietät) auf den Andern übertragen werden, stattfindenden Unterscheidung zwischen der bloßen Zusicherung (wofür man das kirchliche Gelöbniß hielt) und der Verwirklichung derselben durch die That (mittelst Übergabeleistung) auch (bei diesem Verhältnisse nicht) entfernen mochte. Man entschied sich, wegen der bürgerlich rechtlichen Folgen der Ehe, für die letztere Frage; ließ jedoch, wie bei andern Übergabeleistungen, auch eine bloße figürliche Thathandlung und Bevollmächtigte zu; bei großen Herren wird solches dahin erstreckt: daß der Bevollmächtigte für den Machtgeber nicht allein das kirchliche Gelöbniß der jungen Frau ablegen und von ihr annehmen kann; sondern auch hierauf unter besondern Feierlichkeiten nebst ihr mit einer Decke bedeckt wird, welches dann die feierliche Beschreitung des Ehebettes abgibt. Bei fürstlichen, durch Stellvertreter nicht sowohl vollzogenen, als vielmehr angedeuteten Ehebündnissen legte sich der Stellvertreter in Gegenwart des ganzen Hofstaates geharnischt zu der Braut in das Bette, zwischen welcher und ihm noch zum Überflusse ein blankes Schwerdt lag. Nur von diesem Zeitpunkte an rechnet man auch unter Privatleuten die rechtlichen Folgen der Ehe, z. B. das Erbrecht und andere. Das Sächs. L. R. Lit. 3. art. 45. erfordert solches ausdrücklich, und das Schwäb. L. R. c. 312. sagt darüber: „das Weib ist auch ihres Mannes Genossin aller der Ehren und Würdigkeit, die der Mann hat zu Hand, als sie in sein Bett tritt". 24.

Beschützer des Glaubens, lat. defensor fidei, ist ein Titel der Könige von England, welchen der Papst Leo X. zuerst Heinrich VIII. beilegte, als dieser durch eine im J. 1522 gegen Luther herausgegebene Schrift die päpstliche Gunst in hohem Grade erworben hatte. 60.

Beschwerde, 1) im Allgemeinen jede Last, die uns aufliegt, was dann mit Beschwerung (franz. charge, peine; engl. burden) gleichbedeutend ist. Ruhet die Last auf der Person, so ist lästige Verpflichtung (obligatio, munus); ruhet sie auf einer Sache, Reallast (onus) vorhanden. Man rechnet zu der letztern nicht allein Dienstbarkeiten, sondern auch Dienste, in sofern die Verbindlichkeit zur Leistung mit dem Besitze des Grundstücks verbunden ist (bei städtischen Grundstücken sagt man: „die Last ruhe auf der Schwelle"); die Abgaben, Auflagen und Pfandrechte. Es gilt dabei die Regel: daß, wer den Nutzen einer Sache bezieht, dann auch die Lasten davon zu tragen habe, wozu man noch den zur Erhaltung der Substanz erforderlichen Aufwand rechnet. 2) Eine That, welche als Unrecht uns belästigt (lat. molestia; fr. grief; engl. grievance). 3) Das Anbringen bei der Behörde über den Urheber einer solchen That (lat. querimonia; franz. plainte; engl. complaint), auch die mehr in Form der Gesuchs um Abhülfe, als in der einer Anzeige der Bestrafung halber unternommene Beklagung bei der höhern Behörde über die von der untern widerfahrne Benachtheiligung. 3.

Beschwörung, s. Zauberei.

Besessene (δαιμονιζόμενοι), fr. fou; engl. mad-man, hießen in der alten Welt Alle, welche an Epilepsie oder irgend einer heftigen Geisteskrankheit, vorzüglich an Wahnsinne, litten. Denn weil man theils die Ursachen dazu nicht kannte, theils kein Mittel dagegen wußte, so glaubte man, solche Menschen seien von einem bösen Geist bewohnt, oder auch von mehrern, wenn die Krankheit besonders heftig war. Vorzüglich herrschte dieser Glaube bei den Juden und wir finden daher der Besessenen in der Bibel sehr häufig erwähnt; daß aber selbst die Kranken dieser Gattung diesen Glauben hatten, ist ganz natürlich, und weder dieser Umstand, noch daß Jesus denselben nicht geradezu zerstört beweist eine wirkliche Teufelsbesitzung. Denn

die Lehre von böſen Geiſtern iſt überhaupt morgenländiſch und gehört mit zu der poetiſchen Richtung der frühern Völker, und wie lange auch ſelbſt die chriſtliche Welt daran geglaubt hat, ſo wird doch der vernünftigere Theil immer mit Balthaſar Becker und Semler einerlei Meinung ſein und eben ſo wenig an B. glauben, als von Beherungen ſich überzeugen. 9.

Beſetzung (muſik.), ſ. Inſtrumentirung.

Beſichtigung, lat. inspectio ocularis; franz. und engl. inspection, im Allgemeinen die Überzeugung durch Augenſchein. So kauft man z. B. Waaren „auf Beſicht", d. h. mit Bedingung, ſie erſt dann zu nehmen, wenn man ſie beſehen und der Beſchreibung oder Probe gemäß befunden hat. Es findet die B. überall ſtatt, wo es auf genaue Kenntniß von der Beſchaffenheit eines körperlichen Gegenſtandes ankommt, ſei es um über das gegenwärtige Befinden ſich zu vergewiſſern, darüber auszuſagen, Vergleichungen anzuſtellen, zu urtheilen; oder um daraus den Schluß auf einen frühern Zuſtand zu machen oder um für die Zukunft den Beweis zu haben, wie die Sache jetzt geweſen iſt. Wird das Ergebniß der B. glaubhaft zu den Acten verzeichnet, ſo erhält man dadurch über die Beſchaffenheit der Sache ein Beweismittel; daher man bildlich die Beaugenſcheinigung ſelbſt unter die Beweismittel rechnet. — Die Beſichtigungen ſind in der Form und im Weſentlichen den nämlichen Einreden gegen ihre Beweiskraft ausgeſetzt wie andere Zeugniſſe, und daher in Fällen des Strafrechts wie in bürgerlichen Rechtsſachen an die Regeln des zu jeder von dieſen Sachen gehörigen, dem Zwecke entſprechenden Verfahrens gebunden. So beſichtigt man Erdflächen mit Zuziehung von Feldmeſſern, Gebäude mit Zuziehung von Gewerken, Waaren mit Zuziehung von Maklern u. dgl. Sollen jedoch deren Zeugniſſe Kraft haben, ſo müſſen die Ausſteller gleich andern Zeugen in Pflicht ſtehen, welches bei Beaugenſcheinigungen in Criminalfällen an beſondere Förmlichkeiten gebunden iſt. 3.

Beſitz, lat. possessio; franz. und engl. possession, iſt als Thatumſtand das phyſiſche Innehaben einer Sache mit der Abſicht, darüber zu verfügen (ſo würde man z. B. eine Miethe beſitzen); im engern Sinne mit der Abſicht, die Sache eigenthümlich zu haben und darüber frei verfügen zu können. Der Beſitz in dieſem Sinne gibt die Bedingung ab zur Ausübung der Proprietätsrechte (proprietas) und der der Herrſchaft (dominium). In ſofern man nun auch unkörperliche Sachen die ſeinigen nennt und darüber als Herr zu verfügen gedenkt, ſo nehmen die Rechtslehrer, bezüglich auf die Ausübung der Proprietätsrechte und der Herrſchaft, noch einen uneigentlichen Beſitz an (den ſie quasi-possessio nennen), was an ſich weiter nichts enthält, als die ungeſtörte Ausübung gewiſſer Rechte. In ſofern aber der einmal gehabte Beſitz nicht wieder aufgegeben, ſondern die Abſicht fernerer Verfügung (oder Ausübung im Quaſibeſitz) beibehalten worden iſt, nennt man den Beſitz den vorbehaltenen (Mentalbeſitz); Beſitz mit Mehrern heißt Mitbeſitz. Man kann übrigens den Beſitz auch durch Bevollmächtigte anfangen und ausüben laſſen. Das Beſitzrecht oder Recht des Beſitzes als dasjenige Recht, welches aus dem Beſitze fließt und darauf ſich gründet, iſt nicht zu verwechſeln mit dem Rechte, den Beſitz zu verlangen. Beides differirt wie das Recht an der Sache und in der Sache. Für beide Arten des Ausdrucks unterſcheidet man a) den rechtmäßigen und den unrechtmäßigen; b) den redlichen und unredlichen Beſitz; je nachdem der Beſitzer im erſtern Falle einen erwerbsfähigen Rechtsgrund für ſich hatte oder nicht, im letztern Falle aber ſich im redlichen Bewußtſein darin befand, oder vom Unrechte Kenntniß hatte; c) den natürlichen und den bürgerlichen Beſitz; letztern, wenn der Grund dazu aus dem bürgerlichen Rechte herrührte, erſtern, in ſofern er ſich auf den Naturzuſtand gründete.

Digitized by Google

Der bürgerliche Besitz darf nicht mit Gewalt ergriffen, heimlich erschlichen, oder bittweise verstattet sein, sonst leidet er an Hauptfehlern, die ihn nicht zur Vollkommenheit gelangen lassen. Mit dem Besitze ist der aus dem Naturgesetze des zureichenden Grundes überhaupt fließende Vortheil verknüpft: daß der Besitzer so lange in diesem Zustande zu lassen ist, bis der Grund zur Abänderung dargethan ist. Daraus fließen die Lehren von der Vermuthung der Rechtmäßigkeit des Besitzes sowohl, als der Proprietät und des Rechts im Besitze geschützt zu werden und andere. Die Rechtslehrer legten sonst dem Besitzer noch den Vortheil bei, daß er den Besitztitel nicht anzugeben brauchte, was jedoch in jetzigen Zeiten völlig unwirksam ist. Der Besitz wird aufgegeben, wenn die Absicht, die Sache zur Verfügung zu haben, nicht mehr vorhanden ist. Dieß nennt man derelinquiren oder die Sache dem Schicksale preisgeben. Sie wird dadurch für jeden Andern zur Besitzergreifung zugänglich. In Sachsen war die Besitzergreifung bei Rittergütern (ursprünglich als investitura saxonica) von den wichtigsten Folgen, so daß es darüber beim Ableben eines Besitzers unter den Erben nicht selten zu gewaltthätigen Auftritten kam, die nur erst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ganz verbannt werden konnten. Eigenmächtige (factischer Weise als Thathandlung vorgenommene) Entsetzung des bürgerlichen Besitzes nennt man spolium, was (wegen Nutzbarkeit) von dem Rechtslehrer sogar auf Verweigerung bisheriger Leistungen mitunter ausgedehnt worden ist. Die Folge eines solchen Unternehmens ist die: daß der Spolirte vor allen Dingen in den Besitz wieder eingesetzt werden muß, ehe er sich mit dem Spolianten über das etwaige Recht am Gegenstande selbst einzulassen braucht. Da man in freien Staaten, wo Keiner dem Andern nachstehen oder von ihm ein Unrecht erdulden mag, wider alle eigenmächtige Eingriffe gegen die Person und Rechte des Andern weit strenger verfährt als anderwärts, so büßte nach röm. Rechte derjenige, welcher den Andern factischer Weise aus dem Besitze einer Sache setzte, dadurch das Recht ein, welches er vielleicht an der Sache gehabt haben mochte. — Besitztitel ist 1) der Rechtsgrund, aus welchem Jemand den Besitz erworben hat; 2) in Staaten, wo man den Bürgern die Verfügung über ihr Eigenthum möglichst frei erhält, und ohne sich von Staats wegen in die Disposition über Immobilien zu mischen, blos vom jedesmaligen Eigenthümer Kenntniß zu erhalten verlangt, versteht man unter dem Besitztitel, welcher bei jedesmaliger Überlassung eines Grundstücks an einen Andern angegeben werden muß, den civilrechtlichen Grund über den Erwerb des Eigenthums (als Proprietät) von einem Grundstücke oder einem Realrechte und des darauf gegründeten Rechts zu besitzen. 10.

Besoldung, lat. stipendium; franz. appointement; engl. salary, sind die Einkünfte, welche einem Angestellten für fortlaufende Dienstleistungen angewiesen worden sind, zum Unterschiede vom Monats-, Wochen- oder Stücklohne. Der Anspruch auf den Genuß der B. ist sofort mit der Anstellung erworben, das Quantum aber erst mit dem Ablaufe der Zeit verdient. Da die B. zur Subsistenz dienen und der Angestellte dafür Pflichten erfüllen soll, so würde es den Zweck aufheben, wenn man die Verkümmerung der B. wegen Schulden ohne Maß zulassen wollte. In wohlgeordneten Staaten unterscheidet man daher zwischen nothdürftigen und entbehrlichen Einkünften und setzt für jeden Stand ein Bestimmtes fest, von dem nichts abgezogen werden kann. Von dem, was darüber ist, kann dann höchstens nur ein Dritttheil (als Besoldungsabzug) für fremde Ansprüche zurückbehalten werden. 17.

Bespopowzy sind religiöse Sectirer in Rußland, welche die Existenz der griech. Kirche bestreiten, ohne Geistliche ihren eigenen Gottesdienst halten und von denen jeder für sich die geistlichen Handlungen verrichten zu können glaubt.

Auch verwerfen ſie die Ehe, und wiewohl ſie ſelbſt ihren Grundſätzen untreu zum Theil ſich verheirathen, fluchen ſie doch dem Sohne, der gleichem Triebe folgt, bis die natürliche Zuneigung die Wiederausſöhnung herbeiführt. Bei der Zerſtreuung, in der ſie vom Ackerbaue und Fuhrweſen oder Handel und Gewerbe treibend leben, ſind ſie wie ohne Bedeutung, ſo ohne beſondere Beachtung und Nachforſchung geblieben. 27.

Beſſarabien, ſ. Rußland.

Beſſarion, einer der berühmteſten griech. Gelehrten in Italien im XV. Jahrh., geb. zu Trapezunt 1395, bildete ſich ſeit 1410 in Conſtantinopel, trat 1423 in den Orden der Baſilianer, begab ſich aber ſchon in demſelben Jahre in die Schule des Geniſtus Plethon im Peloponnes, ſtieg bald nach Verwaltung mehrerer kirchlicher Ämter bis zum Erzbiſchofe von Nicäa empor (1437), und war Abgeſandter der griech. Kirche auf dem Unionsconcile zu Ferrara und Florenz (1438 u. 1439, deren Beſchlüſſe 1450 in Conſtantinopel verworfen wurden). Nach kurzer Abweſenheit wieder einheimiſch in Italien ward er mit dem Cardinalshute geziert (1439) und zum Aufſeher (1446) und Protector (1449) der baſilianiſchen Klöſter Apuliens ernannt; erſchien als päpſtlicher Legat in Bologna (1451 — 55), Neapel (1456), Mantua, Wien (1459), Venedig (1463) und in Frankreich, wo ihn die verächtliche und höhniſche Aufnahme ſo kränkte, daß er auf der Rückreiſe in Ravenna am 19. Nov. 1472 ſtarb. B. ſuchte in Florenz das Abendland für ſein Vaterland zu gewinnen, welches den Türken bald darauf erlag, aber mißvergnügt über die Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen, die er auch nach Conſtantinopels Falle fortſetzte, ward Rom ſeine zweite Vaterſtadt, von wo ihn nur die häufigen Geſandtſchaften entfernten. Hier ſammelte er eine anſehnliche Bibliothek, die er 1463 der Signoria in Venedig, welche ihn als Patricier aufgenommen hatte, als Geſchenk übergab; er vereinigte um ſich eine große Anzahl von Gelehrten und Schülern, die er nicht nur mit den Schätzen der griech. Literatur bekannter machte (die Gedichte des Quintus Smyrnäus und des Koluthus auf den Raub der Helena entdeckte er im apuliſchen Kloſter zu Caſoli), ſondern unter denen er auch die Liebe zur griech. Gelehrſamkeit und platoniſchen Philoſophie aufregte und (beſonders durch Veranſtaltung lateiniſcher Überſetzungen) weiter verbreitete, was weſentlich zur geſchmackvollen Umbildung der wiſſenſchaftlichen Denkweiſe und Thätigkeit ſeines und des folgenden Jahrhunderts beitrug. Ein einfaches Denkmal in der Kirche der heil. Apoſtel zu Rom, wo er begraben liegt, iſt noch vorhanden. 2.

Beſſel (Friedrich Wilhelm), Profeſſor der Aſtronomie in Königsberg, ſeit 1810 mit dem Prädicate Geheimer Rath, geb. den 22. Juli 1784 in Minden, trat in ſeinem 15. Jahre als Lehrling in eine der erſten Handlungen Bremens. Durch den öftern Verkehr mit dem Meere ward bei ihm die Neigung zur Geographie und ſpäter zur Nautik rege; er ſuchte ſich aus Büchern einige mathematiſche Kenntniſſe zu verſchaffen und ging bald darauf zur Aſtronomie über, zu deren Studien er die Nächte anwandte, da dem Tage andere Geſchäfte angehörten. Einer aſtronomiſchen Arbeit verdankte B. Olber's Bekanntſchaft, der ihn von nun an mit Rath unterſtützte und an Schröter in Lilienthal empfahl, wo er 4 Jahre die Stelle eines Inſpectors der der göttinger Univerſität gehörenden Inſtrumente verwaltete. Von hier ward er nach Königsberg berufen, wo er 1812 und 13 die Sternwarte baute, welche in dieſen Unglücksjahren entſtanden ein Denkmal des wiſſenſchaftlichen Geiſtes der preußiſchen Regierung bleiben wird. 1819 erhielt ſie vom Miniſterium die Mittel zur Anſchaffung der neuen Reichenbach'ſchen Inſtrumente von hoher Vollkommenheit. B. ſchrieb außer mehreren zerſtreuten Abhandlungen die Schriften: „Theorie der Störungen der Kometen" (Königsberg 1810) und „Fundamenta astronomiae deducta ex observ.

J. Bradley"; Tabulae Regiomontanae reductionum observationum ab a. 1750 usque ad a. 1850 computatae (Königsberg 1830); Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg (15. Abth. Königsberg 1830). 33.

Besser (Johann von), geb. den 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland, gest. den 16. Febr. 1729 zu Dresden, Ceremonienmeister am Hofe zu Berlin und später zu Dresden, gehört zu der reimreichen Schule am Ende des XVII. Jahrh., welche ihren faden Geschmack als einen besseren in der deutschen Poesie geltend zu machen suchte. Seine „Staats-, Lob-, Beilagers-, Leichen- u. Trostschriften, galante, verliebte und geistliche Gedichte" zeichnen sich blos durch fließende Versifikation und äußere Correctheit der Sprache aus, und können uns allenfalls ein treues Bild des damaligen üppigen Hof- und Hauptstadtlebens geben. Zwei kleinere Gedichte: „die blauen und die schwarzen Augen" und „auf den Tod seiner Gattin", welche zu B.'s Zeit, vielleicht gerade wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, wenig oder gar nicht beachtet wurden, sind mehr werth, als alle seine übrigen Schriften, welche J. U. König (Lpz. 1732. 2 Bde. 8.) herausgegeben hat. 67.

Besserungsanstalten oder Correctionshäuser, franz. maisons de correction; engl. houses of correction, sind vom Staate unterhaltene Häuser, in denen liederliche, besonders arbeitsscheue, jedoch noch nicht zum groben Verbrechen herabgesunkene Menschen zu einer geregelten Lebensweise, vorzüglich durch Arbeit, gewöhnt werden sollen. Die Besserungsanstalten unterscheiden sich von den Strafanstalten, indem man in den letztern Verbrecher durch Entziehung der Freiheit auf längere Zeit und durch härtere Arbeit die ihnen zuerkannte Strafe verbüßen läßt. Da letzteres entehrend ist und nach Ablauf der Strafzeit das weitere Fortkommen in der Gesellschaft erschwert, so hat man in Staaten, welche sich durch höhere Cultur auszeichnen, die Veranstaltung getroffen, daß der aus der Strafanstalt zu Entlassende, wenn er keine Versorgung nachzuweisen im Stande ist, nicht aufs Gerathewohl mit entehrendem Signalement herausgestoßen und dem neuen Verbrechen preisgegeben, sondern vor der Hand in einer Besserungsanstalt aufgenommen und dann, bei guter Aufführung, mit guten Zeugnissen daraus entlassen wird. In England überläßt man sehr gern die vom Staate unterhaltenen Gefangenhäuser für geringere Verbrecher theils ganzen Gesellschaften von Freunden der Humanität, theils einzelnen Personen zur Aufsicht und Leitung (dergleichen in neuern Zeiten von den Gattinnen des Banquier Fry und des Dr. Steinkopf in London über weibliche Verbrecher mit ausgezeichnetem Erfolge geführt worden ist), und hat unglaubliche Wirkungen dadurch erfahren. Man benennt dann nicht selten dergleichen Anstalten nach dem Namen solcher ausgezeichneten Vorsteher oder Vorsteherinnen. 31.

Bessières (Jean Baptiste), Herzog von Istrien (1808 dazu erhoben), Marschall von Frankreich, Generaloberster der Cavallerie, Ritter mehrerer französischer und fremder Orden, geb. den 6. Aug. 1768 zu Preissac im Departement Lot, war 1791 noch gemeiner Soldat in der Garde Ludwig's XVI., zeichnete sich aber das Jahr darauf als Hauptmann der Chasseurs in Spanien rühmlich aus. In dem Feldzuge in Italien 1796 bewies er eine glänzende Tapferkeit, so daß ihn Napoleon zum Commandeur der Guiden ernannte. Als solcher kämpfte er in Ägypten die blutigen Schlachten mit, und bei Marengo entschied er den Sieg. Jetzt wurde er Marschall. Seinen Ruhm vollendete er 1805 durch den so glänzenden und erfolgreichen Reiterangriff auf Kutusow zwischen Brünn und Olmütz. 27 Kanonen und die Durchbrechung des feindlichen Centrums waren die Früchte des Siegs. Bei Jena und Friedland commandirte er die Reservecavallerie, und bei Preuß.-Eylau wurde der rechte Flügel der Russen durch ihn zurückgedrängt. In Spanien (1808) wußte er eben sowohl durch

tapferes als kluges Benehmen seine Stellung zu behaupten, und 1809 erzwang er den Rückzug des ihm überlegenen General Hiller durch künstliche und klug ausgeführte Märsche. Bei Eßlingen entschied er durch seine Reiterei das Glück des Tages. Später commandirte er die Nordarmee und 1812 in dem Kriege mit Rußland die Garde und ein Reitercorps. In dem Feldzuge von 1813 war er Chef der ganzen franzöſ. Reiterei. Doch er ſollte ſie nicht zum Siege führen. Als er am 1. Mai gegen Abend in dem Thale von Rippach bei Weißenfels das Commando der Tirailleurs gegen Winzingerode übernahm, wurde er von einer Kugel tödtlich getroffen und ſtarb noch denſelben Tag. So wie B. unter den Generalen Napoleon's als Krieger ſich auszeichnete, eben ſo erhaben über viele ſteht er durch ſeinen edeln menſchenfreundlichen Charakter. Er wurde allgemein betrauert; am meiſten von ſeinem Kaiſer. 22.

Beſtandtheile, lat. partes constitutivae; franz. parties constituantes; engl. component or constituent parts. Alle materielle Weſen ſind aus Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, die ſich von einander trennen laſſen, und dieſes nennt man die Theilung der Körper. Dieſe Theilung kann phyſiſch oder mechaniſch, oder chemiſch ſein. Die chemiſche Theilung heißt eigentlich Zerlegung, Scheidung oder Zerſetzung; ſie ſondert, wenn der Körper aus mehrern ungleichartigen Theilen beſteht, die eine Art von der andern ab, ſtellt jede für ſich dar, deren Theile weder unter ſich ſelbſt, noch ihrer Natur und ihren Eigenſchaften nach einander ähnlich ſind, und dieſe einzelnen Theile ſind im eigentlichen Sinne die B., Elemente, Grund- und Urſtoffe der Körper. Anders iſt die mechaniſche Theilung beſchaffen; ſie geſchieht durch Schlagen, Drücken, Reiben ꝛc., und ihre einzelnen Theile ſind in Größe und Form von einander verſchieden, in anderem Betrachte aber einander ſo wie dem Ganzen ähnlich. 40.

Beſtätigung, lat. confirmatio; franz. und engl. confirmation, ratification, iſt die Bekräftigung einer Sache durch eine anderweit noch hinzugetretene Verſicherung. Bei Aufrichtung von Urkunden oder Abſchließung gerichtlicher Verhandlungen ſind entweder gewiſſe Feierlichkeiten zur Gültigkeit der Verhandlung vorgeſchrieben (wie den Ehefrauen bei Verpflichtungen für den Mann, bei Teſtamenten ꝛc.), oder es iſt die Art und Weiſe des Verfahrens den Parteien frei gelaſſen. Im letztern Falle wird das Geſchäft dadurch, daß es vor Gericht vorgenommen worden iſt, beſtätigt, d. h. die Richtigkeit deſſelben wird durch Zeugniß des Gerichts außer Zweifel geſetzt. Die gerichtliche Beſtätigung iſt bei gewiſſen Verhandlungen, z. B. Dispoſitionen über Immobilien und was dem gleich iſt, in manchen Ländern, z. B. Sachſen, vorgeſchrieben. Im erſtern Falle erhält das Geſchäft rechtliche Wirkſamkeit von ſelbſt durch die Formalitäten, die dabei beobachtet worden ſind. — Beſtätigungsurkunde iſt 1) das gerichtliche Zeugniß über die vor dem Gerichte vorgenommene Beſtätigung einer Verhandlung. Mehrentheils wird ſolches in Form einer Urkunde dem außergerichtlich ausgeſtellten Inſtrumente über die Verhandlung beigefügt. 2) Der Schein, welchen ein Beamter über ſeine Anſtellung erhält. 3.

Beſtechung, lat. corruptio; franz. und engl. corruption, iſt die Handlung, bei der man Jemanden gegen einen Vortheil oder Gewinn von ſeiner Pflicht abwendig zu machen ſucht, z. B. Verleitung der Behörden zu pflichtwidrigen Befreiungen des Einen oder Beläſtigung des Andern; der Wahlmänner zu Bevorzugung unverdienter Subjecte; des Staatsmannes, um den Vortheil ſeines Staats zu opfern u. dgl. Die Sache beſteht allemal in einer Lockung, im Gegenſatze von Bedrohung mit einem außerdem zu gewartenden Übel. Der Vortheil braucht daher nicht gerade in Geld und deſſen Werthe zu beſtehen. In ſofern die Beabſichtigung der Pflichtverletzung zum Grunde liegt, enthält die Beſtechung allemal eine Unredlichkeit und vermehrt die Summe des Verwerflichen

in der Welt. Die Alten übten daher den Grundsatz: in gleicher Verdammlichkeit befinden sich Beide, der, welcher unredlicherweise gibt und der, welcher es annimmt. Wo der Staat seinen Dienern die gewissenhafteste Treue selbst hält und ihnen ein sorgenfreies Leben sichert, wovon ausgezeichnete Beispiele nicht fern zu suchen sind, da kann von der Bestechlichkeit der Beamten nichts zu fürchten sein. Bestechlichkeit im Advocatenstande rechnet man unter die Prävarication, oder die Unterstützung des Gegentheils mit Zurücksetzung der Pflichten gegen den Clienten. 10.

Besteuerung, franz. impôt; engl. contribution, 1) als Thatsache, das Auflegen von Steuern; 2) als Recht, die der höchsten Landesbehörde zuständige Befugniß, die Staatsbedürfnisse durch aufgelegte Steuern auszubringen; daher Besteuerungssystem, die Art und Weise, wie die Steuern am vortheilhaftesten aufzulegen sind und welche Gattung zu wählen ist. Man hat auf dem Festlande von Europa die hauptsächlichsten Vorzüge der Constitutionen darin zu finden gehofft, daß zu den Berathungen über die Art und Weise des Ausbringens der Staatsbedürfnisse Landstände zugezogen werden, und somit einen Nebenabschnitt der brit. Constitution (vorzüglich in der Function des Unterhauses) nachzubilden gesucht, und da man annehmen darf, daß von den Ständen ein Jeder die genauere Localkenntniß von den Hülfsmitteln seiner Gegend mitzubringen im Stande sein werde, so sind die Vortheile eines solchen Verfahrens bei richtiger Anwendung nicht zu verkennen. 31.

Besthaupt, so viel als: der beste Kopf, das beste Stück. Nach einer alten Gewohnheit unter den Deutschen hatte der Herr gegen den Untergebenen das Recht, aus dessen Verlassenschaft das beste Stück (optimum caput) sich auszuwählen. Dieß Recht kommt unter den Namen: Baulebung, Baudeling, Baulehnung, jus caduci, jus capitale vor. „Wenn der Laß stirbt, so ist seinem Herrn ledig sein bestes Pferd und seine täglichen Kleider, ob er sie nehmen will. Dasselbe ist auch des Erzpriesters, wenn ein Pfaff stirbt unter seinem Bann." (Weichb. art. 50.) 24.

Bestimmung (destinatio), fr. u. engl. destination, **des Menschen** ist eine der wichtigsten Gegenstände philosophischer Untersuchung von jeher gewesen und hat die verschiedensten Meinungen erregt. Daß in der Welt Alles seinen Zweck hat, verlangt der Glaube an die höchste Weisheit des Schöpfers anzunehmen und lehrt die Erfahrung wie das Vernunftgesetz, und von diesen Gründen ausgehend hat man auch nach dem Ziele der Menschheit geforscht. Wenn nun aber nach den Forderungen der Vernunft die höchste Weisheit den Zweck des Daseins jedes Geschöpfes seinen Anlagen, Kräften, Neigungen, Mitteln und Gelegenheiten dazu gemäß feststellen mußte, so daß derselbe auch einem Jeden erreichbar ist; so muß daraus auch für den Menschen geschlossen werden. Betrachten wir aber das Wesen desselben in Vergleich mit den übrigen Geschöpfen, wie vorzüglich der Geist in ihm hervortritt, bedenken wir sein angebornes Verlangen nach geistiger Nahrung, den reinen Spiegel seiner Vernunft, die das Weltall in sich wiederstrahlen läßt, die Fähigkeit der edelsten Gefühle, die Regsamkeit einer schaffenden Phantasie, den heißen Trieb nach immer weiterer Entwickelung und die Kraft, Alles, was ist und sein könnte, geistig zu erfassen, nach seiner Eigenthümlichkeit umzubilden, ja zu beherrschen, und halten wir dagegen die Schranken, in welchen das Irdische ihn hält, die Stufenleiter unter den einzelnen Menschen selbst, welche von der Grenze der Thierheit an bis zur erreichbarsten Höhe geistiger Größe stattfindet, die Hindernisse, welche das Körperliche dem Geistigen legt, die Hinfälligkeit endlich, welche einem unbefriedigten Streben jederzeit eine oft zu nahe Grenze setzt; so werden wir theils auf die unsichern Pfade der alten Weisen geführt, welche das höchste Gut (summum bonum) der Menschheit entweder im vollen Genusse, oder in der gänzlichen Verachtung der sinnlichen Freuden, entweder in

angestrengter Thätigkeit oder in vollkommener ruhiger Gleichgültigkeit gegen die ganze Außenwelt fanden, theils zu den Meinungen geleitet, welche unter den Namen Skepticismus, Idealismus, Materialismus ꝛc. durch den Pantheismus hindurch bis zum Atheismus die Geister der Forscher beherrscht und die verschiedenste Lebensansicht erzeugt haben, theils aber endlich durch eine innere Nothwendigkeit zu dem Glauben an den Übergang in ein höheres rein geistiges Leben nach dem leiblichen Tode genöthigt, welches Alles gewährt, was wir hier vergebens suchen, und dieser Glaube, welcher undeutlich schon früher unter den Menschen herrschte, ist in seiner reinsten Entwickelung eine der größten Wohlthaten des Christenthums. Er ist die Wahrheit, das fühlt jedes Herz, und das Räthsel ist durch ihn gelöst. Mag jenes Leben seinem Wesen nach uns unbekannt bleiben, es ist das Land der Vollendung und die Erde ist die Vorbereitungsanstalt dazu. Darum ist die Bestimmung des Menschen eine doppelte, das Wirken auf der Erde und die Veredlung in einer andern Welt. Wie Ursache und Wirkung verhalten sich beide zu einander und wie wir säen, werden wir ernten. Aber nicht zu engherzig dürfen wir hierbei den Kreis der menschlichen Stellung betrachten. Wir haben der Seiten und Anlagen so viele, welche den Geist bilden, die Harmonie wie der Contrast derselben ist so natürlich, die Förderungs- und Verhinderungsmittel stehen in so regelmäßigem Verhältnisse zu einander, die Vertheilung der überwiegenden Neigungen der Einzelnen ist so verhältnißmäßig und der innere Trieb so nöthigend, daß unmöglich das Ziel der Menschheit im Einzelnen ganz dasselbe sein kann. Es ist zwar im Allgemeinen die Erreichung der Vollkommenheit, aber gewiß nur eines Jeden in dem Kreise seiner Individualität, und es bewährt sich dann auch die Weisheit, welche sich in der sichtbaren Welteinrichtung zeigt, die Unterordnung der größten Mannichfaltigkeit unter die schönste Einheit, und können wir uns etwas der erhabenen Weisheit Gottes Gemäßeres denken, als die Gestattung einer freien Entwickelung der Keime, welche er in den menschlichen Geist gepflanzt hat? Das vollendete Streben nach geistiger, wenn auch nur individueller, Vollkommenheit ist aber die wahre menschliche Tugend; denn der Geist ist Gottes, sein Streben und Ringen ist nur nach Wahrheit und wann ihm dieses Ernst ist, die Hindernisse zu besiegen seine größte Freude, ohne daß er ängstlich fragt, was Recht oder Unrecht, Tugend oder Laster ist; der untrügliche Richter, das Gewissen, ist sein Gesetz. Ist nun die Tugend die höchste Aufgabe der Menschen auf Erden, so kann diese nicht allein in der Befolgung einer Anzahl Gebote und Verordnungen bestehen, noch weniger aber in irgend einer der Arten, wie Bigotterie und Aberglaube sie in den verschiedenen Zeiten und Orten gesucht haben; sondern sie ist der Trieb des Herzens, nur dem nachzustreben, was zur Befriedigung des dem Herzen entkeimenden Verlangens nach Veredlung führt, und dem zu widerstreben, was diesem hindernd entgegentritt. Und müssen wir zur Ehre der Menschheit und Verherrlichung des Schöpfers annehmen, daß der Same des Guten reichlich in jeder Brust sich findet; so werden wir auch leicht begreifen, wie selbst der auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehende Mensch in seinem Kreise dem ihm vom Schöpfer gestellten Ziele nachstreben und es erreichen könne und der Glaube an eine weislich geordnete Stufenfolge löst alle Zweifel, welche darüber in dem Herzen aufkeimen könnten. Zur Erreichung der Bestimmung des Einzelnen dient aber das wechselseitige Wirken der Gesammtheit, und eben darin offenbart sich die Weisheit und Güte Gottes, daß ein jeder Mensch in der Sphäre seiner Beschäftigung die Doppelwirkung des allgemeinen und persönlichen Nutzens hervorbringen kann. Leider tritt aber die Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse oft der Neigung der Einzelnen in den Weg und gewährt die meisten Hindernisse, ja möchten wir bedenken, daß oft nur die Erziehung und die falsche

Ansicht der Menschen einen Andern in Lagen bringt, die mit seiner Individualität streiten, ihn das nicht erreichen lassen, wozu der Drang in ihm ist und dadurch häufig verursachen, daß er an einer weisen Weltordnung zweifelt. Doch das Jenseits wird das Räthsel lösen und der Glaube an eine gleiche Bestimmung aller Menschen mag den Werth derselben erkennen lehren. Daß wir aber dieses Jenseits nicht als ein sinnliches Paradies zu denken haben, in welchem die träge Unthätigkeit in Genüssen lebt, die als Lohn der Tugend verliehen werden, wird dem vernünftigen Denker von selbst einleuchten. Der höchste Genuß des Geistes ist das Bewußtsein, dem Ziele immer näher zu kommen, und er wird es sein auch bei den verklärten Geistern. 9.

Bestreichen, s. Festung.

Bestuschew-Rjumin (Alexei Petrowitsch, Graf von), Großkanzler von Rußland, geb. den 2. Juni 1693 zu Moskau, trat unter Peter dem Großen in Staatsdienste, fungirte bei verschiedenen Gesandtschaften, trat dann in braunschweigische Dienste und 1718 in russische zurück. Unter der Kaiserin Anna wurde er nach verschiedenen diplomatischen Sendungen zum Cabinetsminister ernannt (1740). Als aber der Herzog Biron von Kurland, der auf seinen Betrieb während der Minderjährigkeit Iwan's die Regentschaft erhalten hatte, gestürzt worden war, kam auch B. in Verhaft. Erst durch Elisabeth wurde er befreit und 1744 zum Großkanzler ernannt. Die unthätige Kaiserin überließ ihm die uneingeschränkte Leitung der Geschäfte, die er mit dem ihm oft zum Vorwurfe gemachten Eigennutze trefflich zu benutzen verstand. Er ist ein Haupturheber des Bündnisses gegen Friedrich den Großen, fing sich aber in seinen eigenen Netzen. Er hatte nämlich den Plan, den Großfürsten Peter, der ihm nicht günstig war, von der Thronfolge auszuschließen und gab deßhalb, den baldigen Tod der kranken Kaiserin fürchtend, dem in Preußen siegreichen Apraxin Befehl, seine Armee zurückzuführen. Allein die Kaiserin genas, und B. wurde entsetzt (1758) und auf sein Gut Goretowo verwiesen. Erst durch Katharina II. wurde er zurückgerufen (1762), für unschuldig erklärt und in seinen vorigen Würden bestätigt; jedoch nahm er Alters wegen keinen fernern Antheil an den Geschäften. Er starb den 21. April 1766. — 22.

Betel, eine Art Pfefferstrauch, lat. piper betel L., der in Indien an den Küsten wächst und sich gleich den Lianen an die nahe stehenden Bäume rankt. Er hat eirunde, etwas längliche, scharf zugespitzte, glatte, siebenfach gerippte Blätter, deren Stiele zweizackig sind. Seine Stengel sind glatt, gestreift und eckig. Die Blätter haben einen bittern Geschmack und enthalten einen rothen Saft. Man treibt in Ostindien mit den Blättern dieser Pflanze einen sehr ansehnlichen Handel, welcher dadurch erleichtert wird, daß sich die Blätter, ohne zu verderben, lange halten können. Die Indianer vermischen sie mit Areka, Cardamomen, Gewürznelken oder auch nur mit gebrannten Austerschalen, und Männer wie Weiber kauen von diesem Gemische, das sie in einer besondern Büchse bei sich führen und die sie einander gegenseitig eben so oft präsentiren, wie wir uns unsre Tabaksdosen. Das Betelkauen macht zunächst einen wohlriechenden Athem, stärkt aber auch zugleich, mäßig gekaut, die Speicheldrüsen und die Verdauung und befestigt das Zahnfleisch; doch werden durch Mißbrauch desselben die Zähne schwarz und zerfressen. Mit Arekanuß vermischt wird das Betelkauen auf Schiffen als ein Präservativ gegen den Scharbock gebraucht. Übrigens werden sowohl die Blätter vom piper betel als vom piper malamiri und siriboa (ebenfalls in Indien wachsend) auf faule Geschwüre applicirt, um hier eine gutartige Eiterung hervorzubringen und zugleich auch deren Heilung zu befördern. 21.

Beten, s. Gebet.

Bethesda, ein Teich in der Nähe von Jerusalem von rothgefärbtem Wasser und mit Hallen ummauert, der Heilkräfte besaß und deßwegen sehr besucht wurde. Das Wasser mußte eine gewisse Beschaffenheit erhalten, wenn es wirken sollte, und da es vermuthlich durch das Baden darin getrübt und die Kraft dann für schwächer gehalten wurde, so konnte sich immer nur der der Heilung erfreuen, welcher zuerst hineinstieg. Von der Erzählung Ev. Joh., Cap. 5. ist das Sprüchwort entstanden: am Teiche Bethesda liegen für: auf Unterstützung oder Beförderung warten. 30.

Bethlehem, ein Ort in Palästina, 2 Stunden von Jerusalem auf einer reizenden Anhöhe in einer fruchtbaren Gegend des Stammes Juda gelegen, merkwürdig durch die Geburt Christi, die sich jedoch nicht, wie man anzunehmen pflegt, in der Stadt selbst in einem Stalle, sondern in einer Höhle außerhalb derselben ereignete. Früher war B. ein Flecken, jetzt ist es ein großes, stark von Muhammedanern und Christen bevölkertes Dorf. Noch zeigt man gläubigen Pilgern in einer Grotte unter dem Chore einer Kirche ein Marmorbecken als die Krippe, in welcher Jesus gelegen haben soll. — Den Namen B. führt auch eine von der Brüdergemeinde in Nordamerika 1741 in Pensylvanien gegründete Stadt. — 15.

Bethlehemiten: 1) Mönche in England, die in der Mitte des XII. Jahrh. in Cambridge sich zu einem Orden vereinigten, die Kleidung der Dominikaner annahmen und zur Abzeichnng einen Stern mit 5 rothen Strahlen auf einer blauen Scheibe trugen, der an den Stern der Weisen bei Christi Geburt erinnern sollte. — 2) Mönche in Westindien, deren Orden in der Mitte des XVII. Jahrh. Peter von Betancourt († 1667) zu Guatimala stiftete, um sich ihrer im Hospitale U. L. Frauen von Bethlehem zu bedienen. Sie tragen einen Schild mit dem Bilde der Geburt Christi, einen ledernen Gürtel und einen runden Hut, übrigens sind sie gleich den Capuzinern gekleidet. Der Orden ward 1673 vom Papste bestätigt und erhielt die Regel des heil. Augustinus und 1707 die Rechte der übrigen Hospitaliterorden. Bereits 1668 bildeten auch Frauen eine gleiche Congregation, Bethlehemitenschwestern, zur Aufnahme und Pflegung kranker und hülfloser Frauen. Die B. haben in Mexico, Peru u. a. Orten Südamerikas Hospitäler errichtet, in denen selbst ohne Berücksichtigung ihres Glaubens Kranke verpflegt und Hülfsbedürftige gastfreundschaftlich aufgenommen werden, und sorgen auch für die Erziehung armer und verwaister Kinder. 27.

Bethlen Gabriel, nach altungarischer Sitte den Taufnamen dem Familiennamen nachzusetzen, gewöhnlich Bethlen Gabor genannt, geb. 1580, entsprossen aus einem altberühmten oberungarischen, auch in Siebenbürgen begüterten Geschlechte, das zur protestantischen Kirche übergegangen war. Er spielte unter Sigismund's und Gabriel Bathori's Regierung in Siebenbürgen bei den daselbst ausgebrochenen Unruhen eine Rolle, durch welche er sich viel Freunde erwarb und ließ sich mit Hülfe der Türken zum Fürsten von Siebenbürgen erwählen (1613), auf welches Östreich, dazumal durch Zerwürfnisse unmächtig, seine Ansprüche nicht geltend machen konnte. Politischer Vortheil und die Angelegenheiten seiner Confessionsverwandten in Böhmen ließen ihn bei Ferdinand II. Vorschläge gegen die sich wider diesen erhobenen Stände machen. Da B.'s bewaffnete Macht aber aus Mißtrauen verschmäht ward, so fand er sich zu dem weit gefährlichern Spiele bewogen, mit den böhmischen und mährischen Ständen in ein Bündniß zu treten (1619). Auch kam er im October den unzufriedenen Ungarn mit einem bedeutenden Heere zu Hülfe. Die von ihm ausgeschriebene Reichsversammlung wollte ihn zum Könige von Ungarn ausrufen, was er aber verhinderte. Im November bedrohete er Wien, nicht um die Stadt zu bela-

gern, sondern um den kaiserlichen Feldherrn Dampierre und Bucquoi eine entscheidende Schlacht zu liefern, der sie aber auswichen. Am 25. Aug. 1620 ließ er sich zum Könige von Ungarn erwählen, konnte aber nicht bewogen werden, sich krönen zu lassen. — Östreichs Waffenglück, besonders die Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1621), bewog ihn zu Friedensunterhandlungen, die er bald abbrach und wieder aufnahm, je nachdem ihm das Glück lächelte, bis endlich zu Nikolsburg am 26. Jan. 1822 wirklich ein Friede abgeschlossen wurde. B. leistete gegen 50000 Gulden Entschädigung, Verzicht auf den königlichen Titel, erhielt 7 ungarische Gespannschaften überlassen und die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor zugesagt, und wurde in den Reichsfürstenstand erhoben. Da er aber dieß Alles nicht in Erfüllung gehen sah, brach er (Aug. 1623) mit etwa 70000 Ungarn, Tataren und Türken verheerend in Mähren ein. Am 8. Mai 1624 wurde jedoch ein neuer Friede auf den Grund des Nikolsburger geschlossen. Einen abermaligen Feldzug wegen nicht erfolgter Friedensbedingungen und angeregt durch Christian, König von Dänemark, Karl von England u. A. eröffnete er 1626 mit dem Grafen von Mansfeld. Letzterer ward jedoch unterwegs an der Dessauer Brücke (25. Apr.) von Wallenstein geschlagen, worauf dieser sich mit verstärkter Macht gegen B. wendete, der sich der ihm drohenden Übermacht durch List entzog. Ein neuer Friede mit Östreich kam am 28. Dec. 1627 zu Stande, den B. in Leutschau bestätigte. Er starb am 15. Nov. 1629, nachdem er sich am 22. Febr. 1626 mit einer Schwester des Churfürsten von Brandenburg vermählt hatte, die er kinderlos der Obhut des römischen Kaisers Ferdinand II. empfahl. Übrigens ernannte er den türkischen Kaiser zum Testamentsvollstrecker und vermachte ihm und dem römischen Könige Ferdinand III. Jedem 40000 Ducaten und ein kostbar aufgezäumtes Pferd. 25.

Bethmann (Friederike Auguste Conradine), geborne Flitter, eine gefeierte Schauspielerin Deutschlands, wurde am 24. Jan. 1766 zu Gotha geboren, und betrat zuerst die Bühne in Mainz, deren Direction ihr Stiefvater Großmann 1783 übernommen hatte. Hier bildete sie ihr ausgezeichnetes Talent besonders für naive und heitere Rollen in Gesang und Spiel so schnell und glänzend aus, daß sie mit ihrem Manne, dem Komiker Unzelmann, 1788 einen Ruf nach Berlin erhielt. Mit ungetheiltem Beifall begann sie hier eigentlich erst ihre künstlerische Laufbahn und erlangte eine so große Berühmtheit, daß sie mit Recht zu den ersten Schauspielerinnen des In- und Auslandes gezählt wird. Ihr Hauptfach war das Lustspiel; besonders unübertrefflich war sie als Minna von Barnhelm, Susanna und Rosina im Figaro, Fanchon, Nina, Aline, Gurli u. a. m. Auch weibliche Heldinnen sanfterer Gattung stellte sie mit eben so großer Kunst als Treue dar, z. B. die Sidonia (Zschokke), Constanze (in Hagemeister's Johann v. Procida), Ophelia u. a. m. — Weniger glücklich war sie in höhern tragischen Rollen. Von vorzüglichem Einflusse auf ihre künstlerische Ausbildung war der Umgang mit Iffland, welcher seit 1796 die Leitung des berliner Nationaltheaters übernommen hatte, und man kann annehmen, daß ihre Vollendung eigentlich in diese Zeit fällt. — Sie starb in der Nacht vom 15. zum 16. Aug. 1815. — Schon 1803 hatte sie sich von Unzelmann getrennt und Bethmann geheirathet, welcher ebenfalls am Nationaltheater zu Berlin angestellt war. — Ihr Bildniß ist von Göpfert gezeichnet und von Bollinger gestochen worden. — 22.

Betonung (Accent, Accentuation), nennt man 1) beim Sprechen den durch einen stärkern Lufthauch hervorgebrachten Nachdruck auf den Vocal einer Sylbe, wodurch zugleich die Stimme etwas erhöht oder herabgelassen wird. Wenn nämlich beim gewöhnlichen Sprechen jedem Menschen ein Ton der musikalischen Scala der gewöhnliche ist, in welchen alle Nebensylben fallen, so steht

der scharfe Accent über, der schwere aber unter ihm und die menschliche Stimme bewegt sich demnach innerhalb einer Tertie, erweitert aber ihren Umfang, je mehr Affect in die Rede kommt. Man unterscheidet den gewöhnlichen Sylbenaccent von dem Wort- und dem Satzaccente. Der erste ist ein Erforderniß des Zeitmaßes, dem der Sprechende sich unbewußt unterwerfen muß und die gehörige Vertheilung desselben in einer Sprache bezeugt das feine musikalische Gefühl der Nation. Dieses Zeitmaß (Rythmus, s. d. Art.) erhält die Stimme in einer schwebenden wellenförmigen Bewegung und trägt viel zum Wohlklange einer Sprache bei; der Accent schließt sich dann gewöhnlich an eine Sylbe an, die an sich schon eine etwas längere Dauer erfordert und an die sich die andern leicht anfügen, und bildet so den eigentlichen Tact der Rede, den die altgriechische Sprache vorzüglich ausgebildet hat, und diese kann daher vorzüglich als eine musikalische Sprache betrachtet werden. Sie hat nämlich die schärfsten Regeln der Betonung aufzuweisen und es scheint als wenn der Accent hier in jedem einzelnen Worte eben so die übrigen Sylben als Vorschläge und Nachklänge beherrschen sollte, wie in der hebräischen die großen Distinctions-Accente die kleinern und die conjunctiven. Ihr am nächsten steht die italienische Sprache; die deutsche dagegen berücksichtigt nur die Stamm- und Hauptsylben mehr als Sprache des Verstandes, die bekannten morgenländischen Sprachen wieder mehr den Rythmus, die französische endlich hat ihre Schönheit in der ziemlichen Accentlosigkeit; denn die Zeichen der Accente sind hier nur Zeichen für die Aussprache der Vocale und für die Dehnung. Der Wortaccent und der Satzaccent sind Hervorhebungen der vorzüglichsten Wörter und Sätze einer Periode durch Erhebung der Stimme und gehören daher mehr der Declamation an (s. d. Art.). — 2) In der Musik ist B. überhaupt das Hervorheben einzelner Noten und Figuren. In sofern dieß im Rythmus begründet ist, indem nämlich in jedem Tacte (s. d. Art.) an und für sich schon eine Zeit (die gute Tactzeit, arsis) schwerer ist, als die andere (schlechte Tactzeit, thesis), so nennt man diese B. die grammatische. — Außer dieser aber gibt es noch eine andere B., welche neben der grammatischen oder rythmischen von Componisten uud Künstlern willkührlich angewendet wird, um gewissen Stellen einen besondern Nachdruck und Eindringlichkeit für das Gefühl zu geben. Diese B. könnte man die rhetorische nennen. — Hinsichtlich des rythmischen oder grammatischen Accentes hat der Componist vorzüglich darauf zu sehen, daß die B. der Musik mit den betonten Sylben oder Worten des Textes zusammentreffe und nicht etwa eine durchaus kurze Sylbe auf die Arsis komme und umgekehrt. Ferner muß er den eigenthümlichen Sinn der Textesworte durch entsprechende musikalische Accentuation wesentlich wiederzugeben suchen, indem er sie entweder auf die schwere Tactzeit bringt, oder durch Verstärkung (forte und piano) Hebung und Dehnung des Tons hervorruft, nur dürfen an und für sich schon lange Sylben oder prosodisch kurze nicht über die Gebühr gedehnt werden. — Der ausübende Künstler muß natürlich Geschmack und Gefühl genug besitzen, um das Tonstück so vorzutragen, daß der Zuhörer das wirklich empfindet, was der Componist empfunden wissen will. Rythmische B. ist auch bei ihm erste Bedingung, die rethorische bleibt seinem Gefühle überlassen. Das Nähere hierüber siehe unter Vortrag. 29.

Betrug (lat. fraus), Arglist und Gefährde (dolus malus) und Fälschung (falsum) sind die drei unter sich verwandten Verbrechen, durch deren Anwendung Jemand, ohne Gewaltthat (wie bei dem Spolium und dem Raube), auch nicht durch heimliche Wegnahme des ihm Gehörigen (wie beim Diebstahle), sondern durch Veranlassung oder Unterhaltung eines Irrthums unvermerkt in Schaden versetzt werden soll. Diese drei genannten Vergehungen haben das mit einander gemein, daß bei dem einen wie beim an-

dern die Wahrheit zur Erreichung eines unlautern Zweckes gegen den Andern unterdrückt, entstellt, oder etwas Falsches vorgegeben wird, daher man im gewöhnlichen Leben diese Namen mit einander oft verwechselt. Ein Jeder, der eine falsche Vorstellung bei dem Andern erregt, sie bestärkt, oder, wenn er sie vorgefunden hat, zum unredlichen Zwecke, ohne sie zu berichtigen, benutzt, handelt betrüglich. Thut er solches in der Absicht, die erlaubten Zwecke des Andern zu vereiteln, so ist schon nach dem Sittengesetze, thut er es, um die Rechte des Andern zu verletzen, so ist nach den bürgerlichen Gesetzen strafbarer B. vorhanden. Die Rechtslehrer unterscheiden a) den gemeinen B., wenn die Contrahenten einander bei übrigens erlaubten Geschäften hintergehen; z. B. B. im Handel, wenn der Verkäufer den verkäuflichen Gegenstand für etwas Anderes ausgibt, als er ist; b) den erschwerenden (qualificirten) B., wenn der Betrüger überdieß noch besondere Pflichten verletzte, wie z. B. der Pfandinhaber, der Depositar, der Vormund, der Sachwalter u. a. bei Hinterziehung der Ihrigen. Die Rechte erklären den durch Betrug erlangten Vortheil für ungültig, und der qualificirte B. verfällt noch überdieß der besondern strafrechtlichen Ahndung. 10.

Bettelmönche, auch Mendicanten, franz. frères quêteurs; engl. mendicant friars, heißen die zu Anfange des XIII. Jahrh. gestifteten Dominikaner und Franciskaner. Später wurde den schon in der Mitte des XII. Jahrh. entstandenen Carmelitern der dritte und endlich im XVI. Jahrh. den Augustinern der vierte Rang unter den Bettelorden angewiesen (s. d. einzelnen Artt. Dominikaner, Franciskaner, Carmeliter und Augustiner). Die großen Vorrechte oder Privilegien derselben bestehen 1) in der Exemtion von weltlicher und bischöflicher Gerichtsbarkeit, 2) in dem Rechte von Jederman Almosen fordern (terminiren) und 3) überall ohne Berücksichtigung der Ortspfarrer Messe lesen, predigen und Beichte hören, auch päpstlichen Ablaß verkaufen zu dürfen. Es war dabei kein Wunder, daß es namentlich den ersten beiden der genannten Orden gelang, fast alle früher bestandenen gewissermaßen zu verdunkeln. Die einzelnen von ihnen abhängigen oder mit ihnen verbundenen kleinern Gesellschaften werden an ihrem Orte vorkommen. 60.

Bettelwesen (rapports aux mendians) leitet sich ab von betteln, wiederholt bitten, ohne Ablaß bitten, ohne Grund bitten. Wenn die Regel: „bitten ist erlaubt" (petere licet) nicht beeinträchtigt werden soll, wenn ferner es den Pflichten der Humanität zuwider läuft, den Bittenden zurückzustoßen; so liegt es auf der Hand, daß an sich nicht das Bitten, sondern nur das Betteln verboten werden darf. Man bezieht das Betteln hauptsächlich auf das Bitten der Armen um Unterstützung, in sofern solches in unablässiges Anhalten oder übertriebenes Bitten ausartet. Ob und in welcher Maße solches als strafbar zu verbieten ist, kann sich nur aus der individuellen Lage der Ansprechenden sowohl, als der Angesprochenen ergeben und läßt sich ohne gehörige oder hinlängliche Versorgung der wirklich Bedürftigen wohl nicht im Allgemeinen aussprechen. Die Aufgabe für den Staat wird jedoch dabei die sein, daß er die Freiheit der Bürger in Äußerungen des Wohlwollens nicht beschränke und die Humanität nicht beenge, indem er den Menschen das Mitleid entfremdet. Nur da, wo der Bettler es vorzieht, die Mildthätigkeit des Nebenmenschen lieber in Anspruch zu nehmen, als seine Kräfte thätig anzustrengen, ist eigentlich Bettelei vorhanden, die dann vom Staate als gemein schädlich zu hindern ist. Der gefährliche (qualificirte) Bettler ist dann auch, wie immer, der Fälscher, welcher durch lügenhafte Erfindungen ein Mitleid zu erregen sucht, das er nicht verdient. Unter B. versteht man daher die gegen das Betteln zu ergreifenden Maßregeln, welche sich vom Armenwesen darin unterscheiden, daß letzteres die Versorgung der wirklich Bedürftigen bezweckt. 31.

Bettung, s. Festung.

Beutel, türkische Rechnungsmünze. 1) Der gewöhnliche B. Keser, B. Silbergeld = 500 Piaster = 250 Zechinen = 2000 Para, in Ägypten aber zu 625 Piaster = 25000 Medini berechnet. Früher war 1 B. Silbergeld = 350 Thlr. preuß. = 333⅓ Thlr. Conv. = 500 Fl. Convfl. = 600 Fl. rhein. Der jetzige Werth aber ist 131 Thlr. 11 Sgr. 8 Pf. preuß. = 125 Thlr. 3 Gr. 1 Pf. Conv. = 187 Fl. 42 Kr. Convfl. = 225 Fl. 14 Kr. rhein. In Ägypten ist der jetzige Werth eines B.'s = 62½ Thlr. preuß. = 59 Thlr. 12 Gr. 7 Pf. Conv = 89 Fl. 17 Kr. Convfl. = 107 Fl. 8½ Kr. rhein. 2) Der B. Gold, Kire Kitze früher = 30000 Piaster = 15000 Zechinen oder Fonduk = 34757 Thlr. Gold; jetzt = 35000 Thlr. preuß. = 33333⅓ Thlr. Conv. = 50000 Fl. Convfl. = 60000 Fl. rhein. 40.

Beutelthier (didelphis), ein in Amerika und Australien einheimisches vierfüßiges Säugethier, von dem die Naturforscher nur einige Arten kennen. Diese Thiere haben fünfzehige Füße mit Krallen, schlanke mit wolligen Haaren bedeckte Körper, eine Schnauze wie ein Fuchs und Wickelschwänze, mit welchen sie sich von Baume zu Baume schwingen können. Das Weibchen hat unter dem Bauche einen Beutel, den es nach Gefallen verschließen kann und in welchem es seine Jungen aufbewahrt. Die Nahrung dieser Thiere besteht in Früchten, Insekten, Würmern, kleinen Vögeln ꝛc. Die größten derselben sind so groß wie ein kleiner Hund, das Känguruh ausgenommen. — Die Beutelratte (didel. marsupialis) ist ungefähr so groß wie ein Marder, hat einen sehr feinen Geruch und eine besondere Fertigkeit sich von einem Baume zum andern zu schwingen. Desgleichen der Opossum in Virginien, welcher sich sehr leicht zähmen läßt, und besonders dadurch merkwürdig ist, daß er sich todt stellt, wenn er verfolgt wird. Er hat ein sehr zähes Leben und wird trotz seines üblen Geruchs bisweilen gegessen. — Die Buschratte in Surinam gehört ebenfalls hierher. — Das größte dieser Thiergattung ist das Känguruh (didel. gigantea), welches seit Cook bekannt geworden ist. Es lebt in Neuholland und wird so groß wie ein Schaf. Das Haar ist nicht, wie bei den übrigen, wollig, sondern weich und kurz, auch unterscheidet sich der Kopf durch seine verlängerte Gestalt und Schnurren. Die Hinterfüße sind zum Behufe des Springens länger als die Vorderfüße. Im Schwanze hat das Thier eine so außerordentliche Kraft, daß es einen Menschen damit zu Boden schlagen kann. Das Weibchen hat ebenfalls einen Beutel, in welchem es sein Junges (es wirft blos eines) aufbewahrt. — Das Känguruh lebt gesellig in Heerden zu 40 und 50 Stück und nährt sich, wie es scheint, blos von Pflanzen. Merkwürdig ist, daß dieses Thier die Vorderzähne der Unterkinnlade nach Belieben bewegen kann. — In England findet man jetzt das Känguruh sehr häufig. — 8.

Beutelтuch, fr. bluteau, toile à moulins; engl. bolting-cloth, ein aus zwar nicht ganz zarten, aber fest gedreheten, wollenen Fäden bereitetes, weitlöcherichtes, schlechtes Gewebe, das vornehmlich in Mühlen zur Durchbeutelung oder Durchsiebung des Mehles, außerdem auch noch in der Näherei zu Modelltüchern gebraucht wird. Das B. wird zu Calbe, zu Gera und in den Seestädten gemacht. 43.

Bevölkerung, lat. populatio; franz. u. engl. population, hat eine zweifache Bedeutung, für einen Theil der Menschheit als Volk betrachtet, z. B. die Bevölkerung von England, Schottland, Irland und dgl., oder für Fortpflanzung und Vermehrung des Menschengeschlechts. Wenn man auf die Vermehrung des Menschengeschlechts Acht gibt, so findet man, daß dieselbe mit der Menge und Taugbarkeit der Subsistenzmittel auf einem gegebenen Flächenraume gleichen Schritt hält, indem, wie beim Blüthenbaume nur so viele Blüthen fortkommen und als Früchte ihr Ziel erreichen, als

neben einander ernährt werden können. Durch fleißiges Aufzeichnen der im Leben vorkommenden Erscheinungen ist man zu folgenden Resultaten über das Bestehen, Vermehren und Vermindern des Menschengeschlechts gelangt, welche sich jedoch freilich nur auf die jedesmal stattgefundenen Verhältnisse gründen und unter andern Verhältnissen auch anders sein können. Man glaubt nämlich nach den jetzigen Erfahrungen gefunden zu haben: A) im Verhältnisse der Lebenden zu den Verstorbenen, daß jährlich in großen Städten der 28., in kleinen der 32., auf dem Lande der 40., also im Durchschnitte der 33. Mensch stirbt. B) Im Verhältnisse der jährlichen Geburten zu den Lebenden und Verstorbenen findet man die Verhältnisse schwankender: 1) das Verhältniß der Gebornen zu den Lebenden nimmt man an in großen Städten wie 1 zu 30, in kleinern wie 1 zu 27, auf dem Lande wie 1 zu 24, im Ganzen wie 1 zu 27 bis 29; 2) das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbenen wie 15 zu 10. In Ländern, wo der leichtere Unterhalt die Fortschritte der Bevölkerung begünstigt, ist dieß Verhältniß noch günstiger. In Nordamerika wie 3 zu 1, in Südamerika wie 23 zu 10. In Nordamerika hatte sich die Bevölkerung in 17 Jahren verdoppelt, im preuß. Herzogthume Sachsen seit 19 Jahren um ein sehr Bedeutendes vermehrt. Im erstern Lande zählte man im J. 1800 5303000, im J. 1817 aber 10405000 Menschen; seitdem hat man fast noch einmal so viel. C) Das Verhältniß der Ehen zu den Lebenden betreffend, so nimmt man an, daß im Durchschnitte unter 120 Personen 1 Ehepaar ist; in Nordamerika unter 100 Menschen 2 Ehen; in Schweden unter 112, in England unter 123, in Paris unter 137 ein Ehepaar. Im Durchschnitte nimmt man an, daß auf 2 Ehen 7 Kinder kommen. Die unehelichen Kinder verhalten sich zu den ehelichen wie 1 zu 8; die Knaben zu den Mädchen wie 21 zu 20. D) Die Generation rechnet man auf 33⅓ Jahr, so daß sich das Menschengeschlecht in 100 Jahren dreimal wiederholen würde. Um die Volkszahl eines Landes zu ermitteln, hat man zwei Arten zu verfahren: 1) das Zählen, 2) die Consumtionsregister. Man nimmt an, daß jeder Lebende im Durchschnitte eine gewisse Quantität Brod verzehrt. In Preußen rechnet man 6 Berliner, in Sachsen 3 Dresdner Scheffel Korn, in England 1 Quarter Weizen zum Verzehren in einem Jahre auf die Person. Um eine Art Gleichheit zu finden, rechnet man die Lebenden und die Verstorbenen zusammen, und theilt die Summe mit 2, wodurch die Mittelzahl entsteht. In Ansehung des Zunehmens der Bevölkerung hat man folgende Erfahrungssätze gefunden: 1) bei Jäger- und Fischervölkern ist die Bevölkerung am geringsten. Die Wilden in Amerika bedürfen und verwüsten gegen ihre geringe Volkszahl unermeßliche Strecken. 2) Bei Hirtenvölkern nimmt die B. schon mehr zu; 3) beim Ackerbaue noch mehr; 4) bei Gewerbsthätigkeit am stärksten. 5) Große Menschenverluste durch Krieg, Seuchen u. dgl. ersetzen sich, wenn die Capitale bleiben, sehr schnell (wie jetzt in Frankreich), bei Verlust der Capitale (wie in Deutschland nach dem 30jährigen Kriege) fast nie. 6) Wärmere Länder können höhere B. ernähren, weil die Bedürfnisse geringer und die Bodenerzeugnisse ergiebiger sind. 7) Länder, wo weder Ergiebigkeit des Bodens noch Gewerbthätigkeit zu Hause ist, sind die ärmsten. 8) Colonien bevölkern sich leicht, wenn die Bodenerzeugnisse einen schnellen und vortheilhaften Absatz haben. 31.

Bevölkerungspolizei, ein uneigentlicher Ausdruck, welcher die dem Staate zuständige Aufsicht über die Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts bezeichnen soll. Diese Aufsicht bezieht sich A) auf die Pflicht des Staats, diese Fortpflanzung und Erhaltung nicht allein zu schützen, sondern auch möglichst zu befördern. Wenn das Sittengesetz die Vorschrift enthält, daß Jeder unaufgefordert dazu beitrage, daß so viel glückliche Geschöpfe als möglich neben ihm ihres Daseins, als eignen Zwecks, sich freuen, so befiehlt das

äußern Recht, dieses nicht zu hindern und unter den Menschen die gleichen Rechte des Andern nicht zu beeinträchtigen; der Staat aber hat seiner Bestimmung nach die Pflicht auf sich, den Wohlstand Aller zu befördern. Was daher die Bevölkerung anbetrifft, so wird im Staate neben der von der Nutzbarkeit hergenommenen Anreizung auch noch der Zweck des Staates es erheischen, 1) gegen jede Behinderung der freien Erhaltung und Ausbreitung des Menschengeschlechts Schutz zu gewähren, weil er sonst die Rechte des Einzelnen auf gleichen Genuß beeinträchtigen würde, und 2) für den Wohlstand Aller thätig zu sorgen, folglich ohne für den des Einzelnen mit einzustehen. Die Menschheit, deren Vermehrung äußern Antrieb, vermöge des einem jeden lebendigen Wesen eingepflanzten Triebes der Selbsterhaltung mit der Möglichkeit sich selbst zu erhalten gleichen Schritt hält, verlangt sonach vom Staate allen Schutz gegen störende Einflüsse, Beförderung der Zeugungen auf dem geregelten Wege, um theils gesunde Kinder zu erhalten, theils den Ernährer zu haben, Sorge für die Gesundheit und den Wohlstand Aller, Sorge für die Armen und Hülflosen, endlich Sorge für die Subsistenzmittel Aller. Indeß wechseln letztere mit den Zeitaltern. Zuerst bestanden solche in dem, was man zunächst fand, dann in Jagd und Fischerei, dann in Viehheerden, im Ackerbaue, und endlich kamen noch Gewerbthätigkeit und Handel dazu. In einem Zeitalter, wie das gegenwärtige, wo die Subsistenzmittel hauptsächlich in Gewerbthätigkeit liegen, wird sonach das Augenmerk des Staates darauf zu richten sein, alle und jede Beschränkungen dieser Art von Thätigkeit und der zu derselben unentbehrlichen Voraussetzungen, namentlich der Intelligenz, zu entfernen und gegen das Einreißen solcher Beschränkungen Schutz zu gewähren. Nur dadurch mochte es dem Volke der Briten gelingen, dem vereinigten Wirken eines weit größern Continentes nicht blos die Wage zu halten, sondern ihm am Wohlstande (Subsistenzmitteln) überlegen zu werden; nur dadurch vermochte es das durch Despotie und Überschuldung zerrüttete Frankreich in wenig Jahren sich zu der Macht zu erheben, die seinen neuen Beherrscher nach der Welteroberung gelüsten machte, und nur dadurch vermochte es ein kleines, von ihm, wie er wähnte, in Staub zertretenes Volk sich glänzender als je wieder aufzurichten und ihn selbst zu stürzen. In solchen Fällen mußte er dann selbst bekennen (seine eignen Worte): „das ist die Macht des Unsichtbaren, die alle Berechnung verschmähet.“ B) Zwar hat es, vom scharfsinnigen Malthus bis zu dem kleinen Infibulationsmanne, von Zeit zu Zeit Männer genug gegeben, welche als sogenannte Subsistenzialisten gegen die edleren Gesinnungen der Popularisten, wie Gray, Purves u. A., den Staat veranlassen wollen, der sogenannten Übervölkerung durch Erschwerung der Ehen oder gar der Zeugungen entgegen zu arbeiten, und so das, was man den Geistlichen mit so viel Hitze bestreitet (nämlich den Cölibat) ins bürgerliche Leben einzuführen. Allein die Entscheidung der Frage über die Zulässigkeit einer solchen Anmaßung von Seiten des Staats (was übrigens noch keinem Staate eingefallen ist zu unternehmen) würde sofort mit der Vorfrage ihre Abfertigung erhalten: „war der Staat allein der Zweck der Schöpfung und sind die Menschen nur die Mittel ihm zu dienen, oder ist die Menschheit Zweck in der Schöpfung und der Staat das Mittel sie neben einander zu erhalten?“ 31.

Bewässerung, lat. irrigatio; franz. arrosement; engl. irrigation, ist ein wesentliches Beförderungsmittel des Wachthums der Garten- und Feldgewächse, weil Wasser und Kohlensäure die einzigen Nahrungsmittel sind, die von den Pflanzen aus Luft und Boden aufgenommen werden. Daher läßt sich selbst auf Sandstrecken, die von allem Humus entblößt sind, durch Bewässerung ein guter Graswuchs erzwingen, ein noch üppigerer aber in einem humusreichen Boden. In wärmern Ländern ist die B. der Felder und Gärten ein nothwendiges Bedingniß

der Fruchtbarkeit, denn die Sonnenhitze trocknet den Boden zu sehr aus. So hat man z. B. in Persien besondere Beamte (Miràb) angestellt, die gleichmäßige Vertheilung des Wassers zu besorgen und es sind daselbst sogar viele unterirdische Wasserleitungen, die bei uns blos für Berg- und Hüttenwesen gebräuchlich sind, erbaut worden, um Quellwasser von Anhöhen in Niederungen zu leiten. Auch in Spanien, in der Lombardei und in China verwendet man viele Mühe auf die Bewässerungsvorrichtungen. In Deutschland bedürfen meist blos die Wiesen der B., können durch solche aber auch leicht in dreischürige verwandelt werden. Die Art nun, das Wasser herbeizuschaffen, richtet sich nach der Örtlichkeit und geschieht am einfachsten durch Zuleitungsgräben aus Bächen, noch lieber aus schlammführenden Flüssen, deren Wasser entweder zur Überstauung oder zur bloßen Berieselung verwendet wird. Durch die Überstauung wird ein mit Dämmen umschlossenes Grundstück ganz unter Wasser gesetzt, durch den herzugeführten Schlamm zwar gut gedüngt, leicht aber auch durch das Übermaß der Nässe, die vollends in einem thonigen Boden länger anhält, um seine Pflanzen gebracht, weil diese durch allzugroße und allzuanhaltende Nässe in Fäulniß übergehen. Man muß daher das Wasser in dem richtigen Augenblicke schnell wieder durch die geöffneten Abzugsgräben ablassen. Bei der Berieselung hingegen leitet man das Wasser in Haupt- und Nebengräben oder in Rinnen über die etwas geneigte Fläche und darf den angeführten Schaden der Überstauung nicht befürchten. Auf einer ganz wagerechten Fläche wird am besten berieselt, wenn man die auf den Rücken der Beete gelegte Wasserrine das Wasser in die Abhänge auf beiden Seiten ergießen läßt. Die Überstauung sowohl, als die Berieselung wird am günstigsten blos im Herbste oder Frühjahre vorgenommen, jedoch kann man auch im Sommer berieseln, wenn man dem Boden die gehörige Zeit zum Abtrocknen läßt. 43.

Bewahrungsanstalten, 1) für Personen. Sie unterscheiden sich von den Correctionsanstalten dadurch, daß in erstere nur solche Personen aufgenommen werden, deren freier Aufenthalt in der Gesellschaft entweder ihnen selbst oder Andern Gefahr oder Schaden bringen würde. Es liegt in der Bestimmung des Staats für die Sicherheit und das Wohl des Einzelnen, wie Aller gleich zu sorgen, daß derselbe beiderlei Rücksichten nehmen und dergleichen Personen angemessen versorge. Es sind dieß A) entweder solche, denen der volle Gebrauch ihrer Verstandeskräfte abgeht, wie z. B. Irrende, Blödsinnige, Melancholische, Wahnwitzige oder gewisse körperlich Kranke, wie Epileptische und Andere. Alle diese verdienen schon von Seiten der Humanität eine ihrem Unglücke angemessene Versorgung mit schonender und milder Behandlung in zweckmäßigen Anstalten. Die Alten rechneten solche Personen, die sie mit dem allgemeinen Namen Elende oder Preßhafte (miseri) bezeichneten, unter die Gegenstände, denen man mit Ehrerbietung begegnen muß (res sacra miser est) und denen sie daher gewisse Begünstigungen einräumten. In den Morgenländern herrscht solches vorzüglich. Oder B) gesunde, aber wegen Bösartigkeit des Charakters gefährliche Subjecte, wie z. B. in Ländern, wo man die Todesstrafe für Verbrecher abgeschafft wissen will, für Meuchelmörder, Falsarier (die man in England den Mördern gleichachtet) und Andere erforderlich werden. Da die Anstalten für blos Unglückliche (der erstern Art) nur eine leichtere Aufmerksamkeit, nicht aber starke Bewachung erfordern, so hat man selbige, des durch Vereinigung erleichterten Unterhaltes wegen, nicht selten mit den Correctionsanstalten in sofern verbunden, als man ihnen gemeinschaftliche Locale, Ärzte, Ökonomien und Aufenthalt in großen Localen mit mehrern Abtheilungen angewiesen hat; da hingegen der Aufenthalt der wirklichen Bösewichte in die Strafanstalten, wo stärkere Bewachung ist, verwiesen wird. Der Anhang an eine Strafzeit nach Ablauf

der gesetzlichen Frist, als willkührliche Detention auf längere Zeit, vielleicht auf Lebenszeit, scheint als dem Rechte entgegen immer mehr abzukommen. 2) Für Sachen, Archive und Depositen, s. diese Artikel. 31.

Bewegliche Feste nennt man diejenigen Fest- und Feiertage, welche nicht an einem bestimmten Monatstage gefeiert werden. Dieses sind Ostern und alle die Feste, welche sich nach demselben richten, als: der grüne Donnerstag und Charfreitag, Himmelfahrt Christi und Pfingsten. (Über die Feststellung der Osterfeier, s. d. Art. Ostern.) Unbewegliche Feste dagegen sind Weihnachten, den 25. December; Neujahr, den 1. Januar; Erscheinung Christi, den 6. Januar; Reinigung Mariä, den 2. Februar; Verkündigung Mariä, den 25. März; Fest Johannis des Täufers, den 24. Juni; Heimsuchung Mariä, den 2. Juli; Fest Michaelis, den 29. September; das Reformationsfest der protestantischen Kirche, den 31. October. 60.

Bewegliche Güter, lat. bona mobilia, Mobilien im weitern Sinne, Fahrniß, fahrende Habe, Mobiliarvermögen, sind solche Vermögenstheile, welche ohne Veränderung der Substanz von der Stelle fortbewegt werden können und deren Zubehör, im Gegensatze von unbeweglichen Gütern, bei denen diese Eigenschaften nicht stattfinden. Güter der letzten Art sind 1) die Grundstücke und deren Zubehörungen und 2) was in den Rechten denen gleich geachtet wird. Zu den beweglichen Sachen rechnet man a) solche, die sich selbst bewegen (Semoventien), als Thiere; b) körperliche Gegenstände, die als für sich bestehend sich bewegen lassen. Dazu auch solche, die früher mit unbeweglichen zusammenhingen, sobald sie getrennt sind, z. B. Früchte, die abgenommen, Bäume, die gefället, Steine, die gebrochen sind; c) intellectuelle Gegenstände, die wegen ihrer Verbindung mit jenen dazu gerechnet werden, als Rechte und Klagen, die wegen beweglicher Sachen zustehen, Grundzinsen, Ausbeute von Kuxen, die verfallen sind. Die verschiedenartigen Eigenschaften dieser beiden Gattungen von Gütern bedingen denn auch, jede für sich, besondere Rechtsverhältnisse, besonders in Ansehung des Besitzes, Eigenthums und der Verfügung. Vermöge ihrer natürlichen Eigenschaften kann nur die bewegliche Sache den Gegenstand des Depositum und Faustpfandes (eigentlichen Pfandes) abgeben. Das Eigenthum der beweglichen Sache kann von einem Jeden erworben und der Besitz erlangt werden, der natürlich dazu befähigt ist, ohne an besondere Formalitäten gebunden zu sein. Es können Frauen daher ohne Curator darüber verfügen. Das sächsische Landrecht sagt darüber L. I. art. 43.: „Mägde oder unbenannte Weiber mögen wohl verkaufen ihr eigen, ohne ihres Vormundes Urlaub, er sei dann ihr Erbe." Nicht so ist es in Ansehung der Verfügung über Immobilien, bei welchen die Formalitäten des besondern Rechts bei jedem Volke zu beobachten sind, wie denn überhaupt Besitz und Eigenthum der Immobilien vermöge des Volksrechts geschützt werden. Das Eigenthum derselben selbst ist verschieden, bald das volle, bald blos das nutzbare und dgl. Der Unterschied zwischen beweglichem und unbeweglichem Vermögen wird von Bedeutung: 1) bei Erbsonderungen, vorzüglich da, wo der Ehemann Mobiliarerbe oder wo Lehn vom Erbe zu sondern ist, indem bei Lehngütern in der Regel nur der Grund und Boden als Lehn betrachtet wird; 2) bei Bezahlung der Schulden, die zunächst aus dem Fahrniß geschieht; 3) bei Dispositionen über Immobilien. 10.

Bewegung, lat. motus; franz. mouvement; engl. motion, 1) eines Körpers heißt die Veränderung seines Ortes oder des Raumes, den er einnimmt, im Gegensatze von Ruhe, worunter man sich die Beibehaltung dieses Ortes denkt. Die B. nebst dem bei derselben in Betracht kommenden Gesetze machen das Object der gesammten Mechanik aus; sie bringt sowohl in den organischen Reichen der Schöpfung Leben hervor, erhält aber auch eben so gut die unorganischen Körper

in Thätigkeit, daher würde ohne sie Alles todt und unwirksam sein. Bei der B. im Allgemeinen kommen zwar nicht jederzeit, doch sehr häufig folgende sieben Umstände in Betracht: 1) die Ursachen der B.; 2) die bewegte Masse; 3) die Richtung derselben; 4) der Raum oder zurückgelegte Weg; 5) die Zeit, und aus der Vergleichung der beiden letztern 6) die Geschwindigkeit und 7) die Größe der B. Eine Ursache muß vorhanden sein, die auf den Körper wirkt, wenn eine B. erfolgen soll und diese Ursache nennen wir Kraft. Jeder Körper aber bewegt sich so lange, als die gegebene Kraft in ihm wirkt, und um so schneller, je stärker diese Kraft wirkt; auch kann er während dieser B. als eine Kraft wieder andere Körper in B. setzen. Wie es aber möglich ist, daß eine Kraft auf die Körper wirke, ist für uns bis jetzt unbegreiflich, da wir von ihrem Wesen und ihren Bestandtheilen keine Vorstellung haben. Die Masse verharrt in dem Zustande der Trägheit so lange, bis sie bewegt wird, und dann muß die Kraft zu der Masse und der erforderlichen Geschwindigkeit in einem gewissen Verhältnisse stehen, so daß man das Eine aus dem Andern durch Rechnung finden kann. Die Richtung der B. eines Körpers ist jederzeit durch eine geometrische Linie ausdrückbar, weil man entweder einen bloßen Punkt als in der B. befindlich betrachtet, oder bei einem bewegten Körper die Richtung nach derjenigen Linie bestimmt, welche sein Schwerpunkt durchläuft. Die Richtung des bewegten Körpers ist daher entweder geradlinig oder krummlinig; ist sie geradlinig, so wird sie wie die geometrische Linie durch zwei Punkte gegeben, welche zugleich die Richtung der B. der Körper und der einfachen ihn bewegenden Kraft bestimmen; ist sie krummlinig, so ändert sie ihre Richtung alle Augenblicke und an jeder Stelle des Weges, und die Richtung an jeder Stelle wird durch die Tangente der krummen Linie an dieser Stelle bestimmt. Diese Tagente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punkt an dieser Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einem Male aufhören würde, seine Richtung zu ändern. Der Raum oder der zurückgelegte Weg, welchen ein Körper in seiner B. entweder in einer geraden oder krummen Linie durchläuft, ist die Entfernung von seinem frühern Orte bis zu demjenigen, wo et sich später befindet; er wird auch der beschriebene Raum oder die Bahn des Körpers genannt und ist ein Gegenstand der Messung. Er ist ein absoluter, wenn er ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß durch ein willkührliches Maß ausgedrückt wird; ein relativer, wenn er mit einem andern gegebenen an sich oder mit Rücksicht auf die Zeitdauer der B. verglichen wird. Jeder Körper braucht zu seiner B., auch zur kleinsten, eine gewisse Zeit, der bewegende Körper mag seine äußern Verhältnisse verändern oder nicht. Die Zeit, die ein Körper zu seiner B. durch einen gewissen Raum braucht, bestimmt die Geschwindigkeit der B., die also nicht eigentlich als etwas für sich Bestehendes angesehen werden kann. Jedem Körper wird Geschwindigkeit zugeschrieben, er mag sich nun schnell oder langsam bewegen; diese ist daher nur ein relativer Begriff, der als solcher von der kleinsten bis zur größten meßbaren Geschwindigkeit wachsen kann. So z. B. ist die B. einer Schnecke gegen die eines wachsenden Keimes schnell, aber langsam gegen den Gang eines Menschen. Die Größe der B. ist diejenige Gewalt, welche ein Körper durch die ihm mitgetheilte B. auf andere Körper auszuüben im Stande ist, sie hängt von der Menge der bewegten Masse und von der Geschwindigkeit der B. ab; je mehr Raum ein Körper in einer gewissen Zeit durchläuft oder je weniger Zeit er dazu braucht, desto größer ist seine Geschwindigkeit. So bewegt sich z. B. der Minutenzeiger einer Uhr 12 mal so geschwind als der Stundenzeiger, denn er durchläuft in derselben Zeit einen 12 mal so großen Raum als letzterer. Abgeschossene Kanonenkugeln bewegen sich in einer Secunde 200—400, auch 600 und mehrere Fuß fort. Die Planeten legen in ihrem Laufe um die Sonne in wenig Secunden viele Meilen zurück. So durchläuft unsere Erde in einer Secunde oder einem Puls-

ſchlage einen Raum von 4 deutſchen Meilen. Das Licht, dem an Geſchwindigkeit nichts gleich kommt, legt in jeder Secunde 40000 deutſche Meilen zurück und die B. iſt im Allgemeinen entweder wirklich oder ſcheinbar. Die wahre oder wirkliche B. iſt diejenige, welche wir kennen zu lernen ſuchen, obgleich die ſcheinbare nicht ſelten auch ein Gegenſtand der Unterſuchung iſt, wie z. B. in der Aſtronomie. Die ſcheinbare B. beruht jederzeit auf einer Augentäuſchung, worin z. B. beim Fahren auf einem Schiffe oder Wagen die entfernten Objecte ſich zu bewegen und von der Stelle zu rücken, das Schiff oder der Wagen hingegen ſtill zu ſtehen ſcheinen. Die Bewegung wird in abſolute und relative eingetheilt; abſolute B. iſt die Ortsveränderung oder der Übergang aus einem Raume in den andern, relativ hingegen iſt ſie, wenn dadurch die Lage eines Körpers gegen einen oder mehrere andere verändert wird, wobei letztere als ruhend betrachtet werden. Die B. iſt ferner in Hinſicht auf die Veränderung der Lage entweder gemeinſchaftlich oder eigen. Eigene B. iſt eine ſolche, die einen Körper für ſich allein und nicht in Gemeinſchaft mit andern Körpern hat oder zu haben ſcheint, gemeinſchaftliche B. iſt diejenige, welche ein Körper mit andern gemein hat. Sie findet häufig und zwar zwiſchen ſolchen Körpern ſtatt, welche in relativer Ruhe zu einander ſtehen, wie z. B. die Himmelskörper, die ihren relativen Ort zu einander nicht ändern, ſich aber ſcheinbar um die Erde bewegen. Einfache B. iſt eine ſolche, die durch eine einzige Kraft oder von mehreren, welche nach einerlei oder nach geradlinig entgegengeſetzten Richtungen wirken, hervorgebracht wird. Die durch mehrere Kräfte erzeugte B. iſt eine zuſammengeſetzte, deren Richtungen Winkel mit einander machen, oder eine ſolche, welche einem Körper von mehreren Kräften, die aber nicht nach derſelben Richtung wirken, mitgetheilt wird, wo dann der Körper, wenn die Kräfte übrigens gleich ſtark wirken, die mittlere Richtung durchläuft. Die beiden Kräfte heißen die zuſammenwirkenden und man erhält durch ihre Zuſammenſetzung die reſultirende B. Letztere gibt das Parallelogramm der Kräfte. In Hinſicht der Geſchwindigkeit wird die B. in gleichförmige, deren Geſchwindigkeit ſich immer gleich bleibt, und veränderte oder ungleichförmige, deren Geſchwindigkeit ungleich iſt, getheilt. Die veränderte B. iſt entweder beſchleunigt, wenn deren Geſchwindigkeit von Zeit zu Zeit größer wird oder ſich vermindert, und die beſchleunigte iſt wiederum ungleichförmig oder gleichförmig beſchleunigt. Die Bahn der Körper wird in die freie, die entweder geradlinig oder krummlinig iſt, und in die nicht freie, um einen gegebenen Punkt gehende, getheilt, und letztere begreift wieder zwei Arten, die oscillatoriſche und die um eine feſte Axe rotirende B. Hinderniſſe der B. werden in der Mechanik nur drei angenommen, ob es gleich ſehr viele geben kann, nämlich die Steifheit der Seile, die Reibung und der Widerſtand der Mittel. 2) Bewegung (muſik.), ſ. Fortſchreitung und Zeitmaß. 40.

Bewegung der Erde. Die Erde hat eine doppelte Bewegung, denn während ſie in dem Zeitraume von einem Jahre um die Sonne läuft, dreht ſie ſich zugleich täglich um ſich ſelbſt oder um ihre Achſe; ihre Bahn iſt eine Ellipſe (ſ. d. Art.), in deren einem Brennpunkte die Sonne ſteht, und ihre mittlere Entfernung von der Sonne oder die halbe große Achſe dieſer Ellipſe beträgt nach Enke's Berechnung 20666800 Meilen, welche Entfernung ungefähr dem 12000fachen Durchmeſſer der Erde gleich iſt. Die Excentricität dieſer elliptiſchen Bahn beträgt 0,01678 der mittlern Entfernung und vermindert ſich in 100 Jahren um 0,000042. Der Abſtand der Sonne vom Mittelpunkte der Bahn iſt Urſache, daß die Bewegung der Erde und folglich auch die ſcheinbare Bewegung der Sonne ungleich iſt, der Unterſchied der wahren und mittlern Anomalie bei der Erde kann jedoch nur höchſtens $1^{0}\ 55'\ 22''$ als größte Mittelpunktsgleichung betragen. Die Erde erreicht ihre Sonnennähe 10 Tage nach dem Winterſolſtitium; da aber die Lage der Erdbahn ſich ſo ändert, daß ihre größte Achſe jährlich eine um eine $11\frac{1}{4}''$

veränderte Stellung hat, so muß die Erde in jedem Jahre etwas später zur Sonnennähe kommen; doch ist die Bewegung der Erde so, daß die Stellung derselben zu irgend einer gegebenen Zeit nach dem Gesetze: „die beschriebenen Sectoren sind den Zeiten proportional" bestimmt werden kann. Die ganze Umlaufszeit der Erde heißt ein Sonnenjahr und zwar 1) ein siderisches Sonnenjahr = 365¼ Tag oder genauer = 365,256383 Tage als diejenige Zeit, da die Erde vom Mittelpunkte der Sonne aus gesehen zu eben dem Sterne zurückkehrt; 2) ein tropisches Sonnenjahr = 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 51⅓ Secunden als die Zeit, da sie in Beziehung auf die Nachtgleichen einerlei Stellung wieder erlangt; 3) die anomalistische Umlaufszeit = 365 Tage 6 Stunden 13 Minuten 59 Secunden als die Zeit, da die Erde in Beziehung auf die große Achse der Bahn zurückkehrt. Gemachten Berechnungen zu Folge findet man, daß die Erde täglich 355800, stündlich 14800, in einer Minute 246 und in einer Secunde 4 1/10 Meilen = 93700 paris. Fuß auf ihrer Bahn, die ungefähr 129955950 Meilen groß ist, zurücklegt, welche Geschwindigkeit die einer Kanonenkugel, welche man in einer Secunde auf 600 paris. Fuß angeben kann, 157 mal übertrifft. Die Richtung der Bewegung der Erde in ihrer Bahn geht nach der Ordnung der Zeichen und die Umdrehung oder Rotation der Erde um ihre Achse findet so statt, daß die Umdrehungsachse mit sich selbst parallel bleibend um die Sonne fortgeführt wird, während die sämmtlichen übrigen Punkte derselben ihre täglichen Umläufe um diese Achse von Abend nach Morgen vollenden. Der Zeitraum, in welchem sich die Erde um ihre eigene Achse dreht, bleibt sich immerwährend gleich; man nennt ihn Sterntag, den wir bei unsern Rechnungen in runder Summe von 24 Stunden Sternenzeit annehmen, nach mittler Sonnenzeit berechnet beträgt er aber nur 23 Stunden 56 Minuten 4 Secunden 0,913 Tertien. Vermöge dieser Umdrehung beschreibt jeder Punkt oder Ort auf der Erde einen Kreis, der, je näher er dem Pole liegt, desto kleiner, unter dem Äquator selbst aber am größten ist. Da aber alle Orte auf der Erde in gleichen Zeiten um die Erdachse herumgeführt werden, so ist die Rotationsbewegung der dem Pole zunächst liegenden Orte sehr langsam und der im Äquator liegenden am schnellsten, und da wir den Umfang des Äquators in 360 Grade, jeden Grad in 15 geographische Meilen, also jenen ganzen Umfang in 5400 Meilen theilen, so durchläuft ein Punkt am Äquator täglich 5400, stündlich 225, in einer Minute 3¾ Meilen = 85630 paris. Fuß und in einer Secunde 1427 paris. Fuß. — Die Achse der Erde weicht von der Achse der Erdbahn jetzt um 23° 27′ 42″ (Schiefe der Ekliptik) ab, und ihre fernere Abnahme, die als eine Folge der Einwirkung der Planeten, besonders des Jupiters und der Venus auf die Erde anzusehen ist, beträgt jährlich ½ Secunde. Die Erdachse ist jedoch nicht immer genau gegen denselben Stern gerichtet, sondern während ihre Neigung gegen die Erdbahn unbedeutend geändert wird, rückt sie gegen die Ordnung der Zeichen in einem Jahre sehr wenig betragend fort, welche Änderung der Stellung gegen die Sterne im Laufe von 25591 Jahren einen kegelförmigen Umlauf um den Pol der Ekliptik hervorbringt und von dem Einflusse der Sonne abhängt. Außer dieser stetig fortgehenden Änderung in der Lage der Erdachse gegen die Sterne findet noch eine periodisch wechselnde statt, welche man die Nutation, Wanken der Erdachse, nennt und welche von dem Einflusse des Mondes auf die sphäroidische Erde abhängt. Die schiefe Stellung der Erdachse gegen die Ebene der Bahn ist die Ursache der Ungleichheit der Jahreszeiten. Befindet sich nämlich die Erde in demjenigen Theile ihrer Bahn, wo der nördliche Theil der Erdachse gegen die Sonne hin geneigt ist, so haben alle Bewohner der nördlichen Hälfte der Erde längere Tage und sehen die Sonne höher über ihrem Horizonte heraufsteigen, welches während unseres Sommers und am meisten am 21. Juni der Fall ist; wenn dagegen die Erde

in dem entgegengesetzten Theile ihrer Bahn ist, wo das nördliche Ende der Erdachse ihre Neigung von der Sonne abwärts hat, so sind unsere Tage am kürzesten, welches um den 21. Decbr. der Fall ist. — Die Erde ward bei den Alten unbeweglich in die Mitte des Weltalls gestellt und zum Mittelpunkte der Bewegung aller andern Gestirne gemacht. Ohne die unermeßliche Umdrehung und die unendliche Geschwindigkeit zu bedenken, mit welcher auf diese Weise sowohl die Sonne als auch die Planeten und noch mehr die viel weiter entfernten Fixsterne jeden Tag sich bewegen müßten, behielt diese Meinung bis zur Abschaffung derselben durch Copernicus (s. d. Art.) die Oberhand und nur erst nach einer langen Reihe von Jahren fing man an sie überall ohne Rückhalt zu bestreiten. 40.

Beweis, lat. probatio, argumentatio; franz. u. engl. demonstration, ist die Ableitung der Wahrheit eines Satzes aus der anerkannten Wahrheit eines andern und besteht daher eigentlich aus Schlüssen. Der Zweck eines jeden Beweises ist die Erregung der Überzeugung, und um diesen zu erreichen, muß er Beweiskraft haben, d. h. er muß aus sichern Beweisgründen bestehen, welche wieder in Haupt- und Nebengründe zerfallen. Man hat aber bei dem Beweise verschiedene Verhältnisse zu berücksichtigen: 1) die Quelle der Beweisgründe, nach welcher ein B. entweder a priori aus den anerkannten Vernunftwahrheiten entnommen geführt wird und dann ein Vernunftbeweis (a. rationalis) heißt, der dann wieder ein unmittelbarer und directer, wenn er geradezu aus seinen Gründen entwickelt wird, oder ein mittelbarer und indirecter, auch apagogischer B. sein kann, wenn man aus dem Nichtstattfinden des Gegentheils seine Behauptung bekräftigt; doch hat diese letztere Art nur dann volle Kraft, wenn zugleich nach dem Grundsatze des Widerspruchs nachgewiesen wird, daß kein dritter Fall möglich ist (principium exclusi tertii), und das Gegentheil darf nicht contrair, sondern blos contradictorisch (s. d. Artt.) sein. Oder der B. wird a posteriori aus den bekannten Wahrheiten der Erfahrung geführt und heißt dann ein Erfahrungsbeweis (a. empirica), von dem vorzüglich zwei Arten: durch Induction und Analogie, zu bemerken sind. Durch Induction beweist man, daß Etwas als allgemein gelten müsse, weil es sich im Besondern bewährt, z. B. alle Metalle sind schmelzbar, weil jedes einzelne sich schmelzen läßt; durch Analogie hingegen, daß ein wesentliches Merkmal an einem Gegenstande sich befinden müsse, weil es sich an andern befindet, die ihm außerdem vollkommen gleich sind. 2) Dem Inhalte nach kann der B. entweder ein intuitiver, wenn die Wahrheit aus der Verknüpfung der Sache sich von selbst ergibt, oder ein dogmatischer (discursiver, akroamatischer) sein, wenn er aus bloßen concreten Begriffen geführt wird, und zwar in beiden Fällen theils ein absoluter oder apodiktischer (probatio κατ' ἀλήθειαν), wenn das Bewiesene als geradezu nothwendig dargestellt wird, und in diesem Falle nennt man ihn auch Demonstration, welche die höchste Gewißheit begründet, wie die mathematischen Beweise; theils ein relativer, wenn die Wahrheit der Individualität des Urtheilenden ausgemacht erscheint und zwar entweder ein B. ad hominem (κατ' ἄνθρωπον), wenn man die Subjectivität dessen, der überzeugt werden soll, zu Grunde legt, oder ein B. ex concessis, wenn man sich auf frühere Zugeständnisse stützt, woraus der Scheinbeweis oder das Sophisma hervorgeht; theils ein wahrscheinlicher, wenn das Gegentheil vom Bewiesenen unwahrscheinlich ist. 3) Der Form nach sind die Beweise entweder analytisch oder synthetisch; analytisch, wenn man von der Folgerung ausgeht und durch eine Reihe ausgemachter Zwischensätze hindurch geht, bis man auf einen unumstößlich wahren Satz kommt, ein Verfahren, welches in der Mathematik bei der Analysis gewöhnlich ist, synthetisch, wenn man von der Beschaffenheit des Subjects des zu beweisenden Satzes ausgeht und daran so lange bekannte Wahrheiten anfügt, bis man

zur Wahrheit des Prädicats gelangt ist, von welcher Art zum größten Theile die Beweise in der Geometrie sind. 4) Zu den verschiedenen Arten der falschen Beweise rechnet man a) die Petitio principii, wenn der oberste Satz des Beweises noch nicht vollständig als wahr erwiesen ist; b) die Diallele oder den Cirkel, wenn man das zu Beweisende als Beweisgrund aufstellt; c) den Sprung, wenn man ohne genauen Zusammenhang auf etwas Anderes übergeht; d) den erschlichenen Beweis (mutatio elenchi), wenn man etwas ganz Anderes beweist, als aufgegeben war. Letzteres geschieht vorzüglich, entweder wenn man die Nebenbedeutung eines Begriffs statt der aufgestellten Hauptbedeutung ergreift, oder als allgemein gültig annimmt, was nur mit Einschränkung wahr ist ꝛc. (s. übrigens d. Art. Schluß). — Beweis (jurid.) ist die Nachweisung der erforderlichen Thatsachen oder Gründe, um den Richter von der Richtigkeit einer Sache zu überzeugen, und zwar a) im Allgemeinen die Nachweisung des Grundes oder des Gesetzes, welche das behauptete Recht in Schutz nimmt; b) insbesondere aber die formelle Darstellung der juristischen Wahrheit einer bezweifelten Thatsache. Letztere ist die im Processe vorherrschende. Anders ist jedoch dabei die Anwendung im Strafrechte, anders in Fällen des bürgerlichen Rechts. Im Strafrechte kann sich der B. nur auf die einfachen Thatsachen beziehen, nämlich ist die als Vergehen bezeichnete That begangen worden? und ist der Bezeichnete der Thäter? Das Bewußtsein, welches den Thäter dabei geleitet hat (als zweiter Theil vom Thatbestande), gehört allemal der eignen Angabe des Letztern an und dieß enthält den Grund, warum beim inquisitorischen Verfahren ohne Geständniß nicht die volle Strafe des Verbrechens eintreten kann. In bürgerlichen Rechtsfällen wird die Wahrheit der bezweifelten Thatsache entweder unmittelbar durch Zeugenaussage, Befinden beim Augenscheine, Gutachten von Sachverständigen, Urkunden oder Eidesantrag dargethan (der natürliche Beweis), oder es wird solche auf dem Umwege durch hinzu gekommene Vermuthungen und Folgerungen bestätigt (künstlicher B.). Die Proceßordnungen binden die Beweisführung an gewisse Fristen und schreiben für die Art und Weise gewisse Formen vor, worin man in ältern Zeiten sehr freigebig war. Das im königl. preuß. Staate eingeführte Instructionsverfahren läßt jedoch eine naturgemäßere Behandlung zu, indem es dabei mehr auf Erforschung der Wahrheit, als auf etwas Anderes abgesehen ist. In jeder Sache gründet sich die Nothwendigkeit der Beweisführung auf das schon in der Naturlehre bekannte Gesetz des zureichenden Grundes, ohne welchen keine Bewegung entstehen kann, also auch keine Thathandlung als erfolgt anzunehmen ist, daher die Regel: „daß Thatsachen zu beweisen sind." Der Kläger, welcher ein Recht zu haben behauptet, wird daher auch zunächst derjenige sein, welcher den Grund für das behauptete Recht auf die eine oder die andere Weise überzeugend für den Richter darzuthun hat. Der Gegner hat dann den B. der Einrede oder die Entkräftung des Beweises zu übernehmen. In Ländern, wo das Instructionsverfahren unbekannt ist, wird der Sachwalter des Klägers sich so weit möglich so zu verhalten suchen, daß er das behauptete Recht ohne Beimischung von zu beweisenden Sätzen vorträgt, um dadurch den Gegner zu nöthigen, mit dem Beweise der Einrede den Anfang zu machen und ihm den Gegenbeweis zu überlassen, indem dann das letzte Wort, welches Kläger dadurch erhält, in Verbindung mit der durch das für gegründet angenommene Anbringen erregten stärkern Vermuthung im Processe (den man daher mit dem Bretspiele verglichen hat, wo der geschickteste Spieler sich am vortheilhaftesten aussetzt) das Übergewicht geben. Die Rechtslehrer unterscheiden in den beiden Fällen den vollen Beweis (so viel als die übereinstimmenden Aussagen von zwei unverdächtigen Zeugen an Glaubwürdigkeit ausmachen würden) von dem halben, und schieben dann den mehr als halben und weniger als halben B. dazwischen. Im bür-

gleichen Rechte soll in der Regel derjenige, welcher den stärkern, jedoch nicht vollen B. für sich hat, noch zur Erfüllung schwören; hat er ihn wider sich, den Reinigungseid leisten. — In Fällen des Strafrechts soll in der Regel nur der, wider welchen voller B. vorhanden ist, verurtheilt, und wenn mehr als halber B. wider ihn da ist, zum Reinigungseide genöthigt werden können. Beim geringern Beweise ist er frei zu sprechen. In Altsachsen wird jedoch, in Folge der zu den Generalien von den Jahren 1770 und 1783 jedesmal gegebenen geheimen Instruction, anstatt auf den Reinigungseid zu erkennen, oft eine geringere als die ordentliche Strafe angenommen. Der Grund dazu war, um die (1770) in Fällen des mehr als halben Beweises noch stattfindende Tortur dadurch abzuwenden — eine menschenfreundliche Absicht des verehrten Königs, welcher zur Realisirung nichts weiter fühlte, als die Möglichkeit, es zugleich mit festzusetzen: „was ist halber und was ist noch nicht halber Beweis?" um nicht Verwechselungen zuzulassen. 9. 3.

Bewußtsein, lat. conscientia; franz. conscience; engl. consciousness, ist die eigenthümliche Eigenschaft des menschlichen Geistes, vermöge deren er alles Andere außer ihm von sich selbst zu unterscheiden vermag. Hieraus entspringen zwei Seiten des Bewußtseins: a) die Unterscheidung seiner selbst von Andern und b) die Unterscheidung Anderer von sich selbst. Die erste ist das Selbstbewußtsein oder die Kraft, sich selbst als ein besonderes Wesen zu denken und dieses Vermögen, von Kant die transcendentale Apperception genannt, ist die Grundlage alles Denkens; denn es ist die Idee des „Ich", und indem der Mensch sich selbst denkt, erkennt er in sich einen feststehenden Mittelpunkt, um den sich die ganze Außenwelt bewegt, zugleich aber auch das Wandelbare und Veränderliche alles Äeußern. Die Erkenntniß von diesem aber ist die zweite Seite des Bewußtseins, das empirische B., durch welches wir nicht allein Vorstellungen von den Gegenständen außer uns haben, sondern auch wissen, daß wir sie haben und dadurch, daß wir das Verhältniß zwischen uns und unsern Vorstellungen uns deutlich machen, das Wesen derselben in unserm Geiste wiederstrahlen lassen und sie selbst von einander unterscheiden. Übrigens ist zu bemerken, daß dem Wesen des Bewußtseins und dem Sprachgebrauche nach die Gegenstände, deren man sich bewußt ist, immer allgemeine und abstracte sein müssen, da diese allein als Eigenthum der höhern Erkenntniß zu betrachten sind. 9.

Beza (Theodore de Bèze), der berühmte Reformator in Genf, war geboren zu Vezelay in Bourgogne den 24. Juni 1519. Vom 9 — 16. Lebensjahre der Erziehung des Melchior Wolmar in Orleans und Bourges anvertraut, dem er großentheils die gründlichen Sprachkenntnisse des classischen Alterthums verdankte, widmete er sich darauf, dem Willen des Vaters gehorchend, in Orleans dem Studium der Jurisprudenz und erlangte 1539 den Grad eines Licentiaten derselben. Doch fühlte er bald eine entschiedene Abneigung gegen diese Wissenschaft, folgte seiner Vorliebe zu den alten Schriftstellern und seinem angebornen Dichtertalente, und gab unter dem Titel: Poemata juvenilia zu Paris 1548 die, zum Theil jugendlich frivolen, Früchte seines Witzes heraus, die ihm aber später bittern Vorwurf und eigene Scham erregten. Überhaupt ergab er sich in Paris (1539 — 1548), wo ihm das reiche Erbe seines Bruders und zwei geistliche Benefizien hinreichende Mittel darboten und ein Oheim seine einträgliche Abtei ihm zu übergeben im Begriffe stand, den Zerstreuungen und Vergnügungen, versprach Claudinen Denosse insgeheim die Ehe, und nachdem er lange mit sich gekämpft hatte, ob er jene kirchlichen Einkünfte aufgeben und das Verlöbniß veröffentlichen sollte, gelobte er sich das Letztere während einer schweren Krankheit an. Er genas, flüchtete sich nach Genf und heirathete seine Geliebte. Johann Crespin

schloß hier mit ihm ein dauerndes Freundschaftsbündniß, das nur örtlich unterbrochen ward, als B. schon im folgenden Jahre (1549) den Ruf eines Professors der griechischen Sprache in Lausanne annahm. Hier nun (1549—1558) begann sein Leben für die reformirte Kirche, zu der er in Genf öffentlich übergetreten war. Sein Trauerspiel: das Opfer Abraham's (le sacrifice d'Abraham, Lausanne 1550. 8.) fand allgemeinen Beifall; segensreicher war aber der Kirche die Vollendung der französischen Psalmübersetzung, die Marot schon begonnen hatte und von ihm auf Calvin's Rath fortgesetzt wurde (sie erschien gedruckt 1561). Diesem Letzteren leistete er wesentliche Dienste durch die Schriften über Prädestination und Abendmahl gegen Tileman, Heßhus und Joach. Westphal. Castellio's Bibelübersetzung stellte er auch 1556 eine lat. Übersetzung und 1557 eine Erklärung des N. T. entgegen. Aber mit Calvin verirrte er sich auch in der Ansicht über die Bestrafung der Ketzer, die er, Servet's Hinrichtung (1553) vertheidigend, bis zum Verluste des Lebens steigerte (de haereticis a civili magistratu puniendis etc. 1554.), wie sehr ihm auch die grausamen Verfolgungen der protestantisch gesinnten Häretiker in Frankreich, zu deren Gunsten er sich in der Pfalz, Hessen und Würtemberg verwendete, und mehrere Gegenschriften das Abscheuliche jenes Grundsatzes hätten darstellen sollen. Desto enger knüpfte sich das Bündniß mit Calvin, dessen Amtsgenosse er 1559 als Professor der Theologie in Genf ward. Eine Reise nach Nerac zum Könige Anton von Navarra, die Reformirten zu beschirmen, hatte den gewünschten Erfolg, und auf dessen Vorschlag ward später auch B. mit Petrus Martyr Vermilio zu dem Unionsgespräche mit den Cardinälen Karl von Lothringen und Tournon u. A. zu Poissy (im Sept. und Oct. 1561) gesendet, bei welchem er selbst einer Katharina de Medici Bewunderung einflößte und den Dank des protest. Adels einerntete, auf dessen Ersuchen er auch in Paris mehrere Male predigte und darauf als Feldprediger des Prinzen Condé und des Admirals Coligny bis zum Frieden (1563) den Hugenotten diente. Calvin's Tod (1564) ließ die Genfer Kirche nicht verwaist; B. ward von nun an ihr Vorsteher, und wie er als Prediger und Seelsorger sein hohes Ansehen behauptete, so blieb er auch in vielen Streitschriften der beharrliche Vertheidiger Calvinistischer Religionsgrundsätze, namentlich in der Prädestinationslehre. Er führte den Vorsitz auf der Synode der Reformirten zu la Rochelle (1570), erschien auf einer andern zu Nismes (1571), wurde, nachdem er in Straßburg (1574) den Prinzen Condé gesprochen, in Religionsangelegenheiten an den Churfürsten der Pfalz abgesendet, und bei dem Gespräche mit Jac. Andreä zu Mümpelgard (1586) trat er entschieden der lutherischen Ansicht von der Ubiquität des Leibes und Blutes Christi entgegen. Bei der französ. Bibelübersetzung, die 1588 Cornelius Bertram u. A. herausgaben, übernahm B. die Revision des N. T. Unterdessen war seine Gemahlin 1588 gestorben, und kinderlos fand er bald darauf nach seiner Verheirathung mit Katharina Plania von Asti eine treue Pflegerin seines Alters. Noch immer fühlte er sich bei ungeschwächter Geistes- und Körpergesundheit, und auch nachdem er am Schwindel zu leiden begonnen und die Vorlesungen (1599) und das Predigen (1600) aufgegeben hatte, ja selbst sein Gedächtniß schwächer geworden war, suchte und beachtete man noch ehrfurchtsvoll in wichtigen Angelegenheiten den Rath des Nestors der genfer Kirche; selbst Heinrich IV. empfing ihn in der Nähe dieser Stadt im Dec. 1600 mit hoher Auszeichnung. Ein fanatisch-tollkühnes Unternehmen wagte 1597 und noch drei Mal nachher Franz von Sales, als er B. zur Annahme des katholischen Glaubens zu bewegen strebte. B. starb den 13. Oct. 1605. Seine Schriften sind größtentheils gesammelt in: Th. Bezae tractatus theol. Genevae 1582. Voll. III. Fol., seine Ansicht über die göttliche Gnadenwahl: Ad Sycophantarum quorundam calumnias, quibus unicum salutis nostrae funda-

nentium i. e. aeternam Dei praedestinationem evertere nituntur, responsio. 1588. 2.

Bezauberung, s. Zauberei.

Bezifferung, s. Generalbaß.

Bezoar, Bezoarstein, lat. lapis bezoar, ein kugelförmiges Concrement, das sich in den Eingeweiden gewisser Gemsen- und Antilopenarten bildet. Man unterscheidet den orientalischen B., einen zarten, platten, grünlichen, glänzenden Stein, der bei den Asiaten und vorzüglich bei den Malaien und Indiern als Gegengift in großem Ansehn steht, bei uns aber längst nicht mehr als Arzneimittel vorkommt; und den occidentalischen B., einen rauhen, grauschwärzlichen, inwendig hohlen Stein, der früher sehr häufig aus Peru nach Europa gebracht und als berühmtes Arzneimittel geschätzt wurde. Übrigens findet man nicht selten auch in unsern europäischen Thieren, wie in den Mägen der Hirsche und Maulesel, dergleichen kugelförmige Steine. Eine gewisse Erde in Sicilien, der man giftwidrige Kräfte zuschrieb, wird von Einigen mineralischer B., bezoar minerale oder fossile, genannt. 47.

Bianchi, 1) kaiserl. östreichischer Feldmarschall. Er hatte sich in früheren Feldzügen schon vortheilhaft ausgezeichnet, doch wurde er berühmt durch seine glücklichen Unternehmungen gegen Murat im J. 1815. B. war es, der dem Königthume Murat's ein Ende machte. Ferdinand IV. belohnte ihn mit Ertheilung seiner Orden und des Titels eines Herzogs von Casa Longa, verbunden mit einer Dotation von 9000 neapolitanischen Ducaten. Im J. 1816 erhielt er das Gouvernement von Galizien. 2) Ein trefflicher Gesangscomponist, vorzüglich im Fache naiver und gemüthlicher Lieder, Concertanten und Serenaden. Allgemein bekannt und beliebt sind die Lieder: „Treuhold" — „Neckerei" — „Du kleines blauäugiges Mädchen o sprich!" — „Nach Sevilla" so wie seine Lieder nach Brentano's Ponce de Leon. 11.

Bianchini (Francesco), berühmter Astronom und Alterthumsforscher, geb. den 13. Dec. 1662 zu Verona; erhielt zu Bologna im Collegium der Jesuiten seine erste wissenschaftliche Bildung und studirte seit 1680 in Padua Theologie, Mathematik, Physik, Zeichnen, Anatomie und Botanik. Das Studium der Alterthümer, so wie fremder Sprachen waren Hauptgegenstände seiner Beschäftigungen. Schon damals stiftete er in seiner Vaterstadt die Akademie der Aletofili (Freunde der Wahrheit), wovon er in einer gedruckten Abhandlung unter dem Titel: De emblemate, nomine atque instituto Alethophilorum, dissertatio publice habita in eorundem academia (Verona 1687) spricht. Für den geistlichen Stand bestimmt begab er sich 1684 nach Rom, wo seinem wißbegierigen Geiste die reichste Nahrung geboten ward. Hier studirte er die Rechtswissenschaft mit Beibehaltung seiner frühern Lieblingsstudien, brachte es nebenbei im Zeichnen antiker Denkmäler, unter denen er sich oft ganze Tage lang aufhielt, zu einer großen Fertigkeit. Der Cardinal Ottoboni, welcher nach Innocenz's XI. Tode 1689 unter dem Namen Alexander VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, ernannte ihn zum Bibliothekar und Aufseher seines Neffen, des Cardinals Pietro Ottoboni. Clemens XI. ertheilte ihm die Würde eines päpstlichen Ehrenkämmerlings und erwählte ihn zum Secretair der mit der Kalenderverbesserung beschäftigten Commission unter dem Präsidium des Cardinals Novis. Nicht mindere Beweise ihrer Achtung gaben ihm die Päpste Innocenz XIII. und Benedict XIII. Ersterer erwählte ihn zu seinem Hausprälaten und zum Referendarius bei den Signaturen, und Letzterer ertheilte ihm den ersten Rang unter den Geschichtschreibern des 1715 zu Rom gehaltenen Conciliums. Den Auftrag, eine Mittagslinie in der Kirche St. Maria degli Angeli zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, brachte er mit Beihülfe Maraldi's glücklich zu

Stande. Auf einer Reise durch Frankreich, Holland und England in den Jahren 1712 und 13 faßte er den Entschluß, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie zu ziehen, nach dem Beispiele derjenigen, welche Cassini durch ganz Frankreich gezogen hatte; allein die Arbeit blieb nach achtjährigen mühevollen Observationen und Berechnungen wegen der vielen andern Arbeiten, die ihn beschäftigten, unvollendet. Unermüdet im Forschen, setzte er seine astronomischen Beobachtungen ununterbrochen fort und erfand zu diesem Behufe eine neue Maschine, die sehr bequem Gläser von großer Brennweite zu halten vermochte. B. starb den 2. März 1729. Seine Vaterstadt ließ ihm im Dome zu Verona ein Denkmal setzen. Außer seinen vielen in Zeitschriften und wissenschaftlichen Sammlungen abgedruckten Abhandlungen, Dissertationen u. dergl. erwähnen wir La storia universale, provata con monumenti, e figurata con simboli degli Antichi (Rom 1694 4.). Camera ed inscrizioni de liberti servi et ufficiali della casa di Augusto scoperta nella via Appia (Rom 1727 Fol.) 26.

Bias, geb. in der ionischen Stadt Priēne um das Jahr 620 v. Chr. Geb., ward von Griechenland unter seine Weisen gezählt, eine Auszeichnung, die er durch seine vorzügliche geistige und sittliche Bildung, und eine auf Grundsätzen der Wahrheit und des Rechts beruhende Klugheit in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens mit vollem Rechte verdiente. Es sind uns von griechischen (Plutarch, Diogenes von Laerte) und römischen (Valer. Maximus, Gellius) Schriftstellern Züge aus dem Leben und viele Kern- und Sittensprüche des B. aufbewahrt worden, die ihn uns als einen praktischen Weisen darstellen, obgleich manches des ihm Zugeschriebenen wohl Andern angehören mag. Der Rath, welchen er den Joniern gab, zur Behauptung ihrer Selbstständigkeit ihr von Cyrus bedrohtes Vaterland zu verlassen und in Sardinien eine neue Heimath zu suchen, bewährte sich durch die Unterjochung Joniens als wahr, und wie sehr er seinen Gleichmuth zu behaupten wußte, beweist die Antwort, die er bei der Eroberung seiner Vaterstadt einem ihn Fragenden gab, ob er denn nicht seine Schätze retten wolle: „Ich trage Alles bei mir". — Seine Mitbürger ehrten ihn nach seinem Tode durch ein feierliches Leichenbegängniß und Erbauung eines Tempels, der nach seinem Vater (Teutamos) den Namen Teutamium erhielt. 22.

Bibbiena (Fernando), Architect und Maler, geb. 1657 zu Bologna, gest. 1743. Sein Vater, Giovanni Maria Galli, der zwar ein Schüler Albani's, aber ein sehr mittelmäßiger Maler und Architect war, gab dem Sohne den unterscheidenden Beinamen B. von einer Stadt in Toscana, wo Galli geboren war. Schon von frühester Jugend offenbarten sich in B. die herrlichsten Anlagen für die Kunst und vor Allem eine lebhafte Einbildungskraft, die Carlo Cignani, ein ausgezeichneter Zögling der albanischen Schule und Kamerad des Galli, kaum bemerkte, als er sogleich den jungen B. im Praktischen der Kunst unterrichtete und ihm einen Eifer für die Wissenschaften einflößte. Indem er in ihm den Schwung der feurigen Phantasie regelte und befestigte, pflanzte er einen Samen, der später die glänzendsten Früchte trug. B. studirte zuerst die Geometrie, um die Formen richtig copiren zu lernen. Als ihn aber in der Folge Cignani, der ihn für die historische Gattung bestimmte, in architectonischen Zeichnungen unterrichtete, fühlte er sich zu dieser Kunst so hingezogen, daß er die Malerkunst verließ und Architect wurde. Da seine ersten Gebäude gefielen, übertrug ihm der Herzog Ranuccio Farnese die Aufführung eines Lusthauses zu Colorno und die Verschönerung der dabeiliegenden Gärten. Sein Ruf wuchs in der Folge so schnell, daß man ihn sogar nach Barcelona berief, um die Festlichkeiten zu leiten, die man zur Vermählungsfeier Karl's III. vorbereitete, wo er neuen Ruhm und neues Lob über seine geschmackvollen und sinnreichen Anordnungen einerntete, und mit großen Geschenken aus Spanien zurückkehrte. Bei

seiner Rückkehr setzte ihn der Herzog von Parma über seine Schauspielhäuser mit einer bedeutenden Pension und dem Titel eines ersten königl. Malers und Architekten. Allein als Karl II. deutscher Kaiser (Karl VI.) geworden war, rufte er B. nach Wien, um die Aufsicht über die Schauspielhäuser zu führen. Bei der Geburt des Erzherzogs leitete er die prachtvollen Illuminationen, die man allgemein bewunderte. In Östreich wurden mehrere Gebäude nach seinen Zeichnungen aufgeführt, doch tragen dieselben, wie die Kupferstiche davon zeigen, nicht den Charakter der Einfachheit und der Erhabenheit an sich, die man in den antiken und in den italienischen und französischen Bauwerken aus dem XV. Jahrh so sehr schätzt. In seinen Theatermalereien war er nicht ganz glücklich, denn er ahmte den fehlerhaften und verworrenen Styl des Barromini nach und ließ sich zu oft von der Mode beherrschen; dennoch ist das Ganze immer großartig. Vorzüglich gelang es ihm, die Vortheile der Perspective und des fernen Gesichtspunktes zu benutzen, und er rühmt sich mit Recht in der Vorrede zu seinen Abhandlungen über Baukunst und Perspective (Parma 1711. 2 Bde. 8.) die ganze Tiefe dieser Methode in seinen Theaterdecorationen anschaulich gemacht zu haben. Seine Schriften zeugen von seinen gründlichen Kenntnissen. Geistreich in seinen Compositionen, fest in der Ausführung, bewundert wegen seines Colorits besaß er doch nicht die Abwechselung und den Reichthum der Tinten eines Johann Paul Pannini, eines Servandoni u. A. Als B. alt und augenschwach wurde und zu den Malereien nicht mehr gut sehen konnte, übernahm er eine Durchsicht seiner Schriften, die er unter dem veränderten Titel: Direzioni a' giovani studenti nel disegno dell' architettura civile etc. in 2 Bdn. zu Bologna 1725 und 1731 mit vielen Kupfern herausgab und der studirenden Jugend als Leitfaden widmete. Er ward zuletzt blind und starb im hohen Alter im J. 1743. Seine drei Söhne, Antonio, Giuseppe und Alessandro folgten glücklich ihrem Vater in der Kunst, und verbreiteten dieselbe, so wie die Manier, die Zimmergemälde in Öl zu malen, in ganz Italien und Deutschland. Antonio bekleidete die Stelle seines Vaters bei Kaiser Karl VI.; Giuseppe starb zu Berlin; Alessandro starb in Diensten des Churfürsten von der Pfalz. Zu Augsburg hat man eine Sammlung der Decorationen von Antonio herausgegeben, die von Reichthum der Composition zeigt. 53.

Bibel, die, hat ihren Namen von *βίβλος*, dem Baste der Papyrusstaude, aus welchem das Papier und Bücherrollen verfertigt wurden, oder von *βιβλία*, Bücher, weil man sie wegen ihres göttlichen Ursprunges und Inhaltes für das Buch aller Bücher betrachtet, dessen Besitz, Kenntniß und eifriges Lesen jedem wahren Christen zur segensreichen Pflicht gereicht. Aus gleichem Grunde ward sie auch die heilige Schrift (*ἱερὰ* oder *ἁγία γραφή*, *θεία γραφή*) oder blos die Schrift genannt. Sie zerfällt in das alte Testament, dem als Anhang die Apokryphen (s. d. Art.) beigegeben sind, und in das neue Testament (s. d. Art. Testament). Jenes ist in hebräischer und chaldäischer, dieses in griechischer Sprache verfaßt. Während die Juden nur in dem A. T. ihre Glaubensvorschriften finden, halten die Christen die Schriften des A. und N. T. für göttlichen Ursprunges und, so weit jenes durch dieses bestätigt worden, für verbindlich bei Bestimmung der Dogmen und moralischen Gesetze der Kirche. Jedoch zählen nur die Katholiken, laut des tridentinischen Concils, zu den göttlich beglaubigten Büchern auch die Apokryphen. 2.

Bibelgesellschaft. Man hat zwar stets in der christlichen Kirche das Lesen der heil. Schrift für unerläßliche Pflicht eines jeden Mitgliedes derselben und ihr rechtes Verständniß als heilsam für Geistes- und Herzensbildung gehalten; allein vor Erfindung der Buchdruckerkunst war die Verbreitung der Bibel unter den niedern Volksclassen unmöglich, und sogar die Sorglosigkeit, die Vorur-

theile und hierarchischen Pläne der Geistlichkeit traten hindernd entgegen. Erst nachdem die Reformatoren im XVI. Jahrh. ihr Werk auf populäre Kenntniß des göttlichen Wortes gründeten, erwachte und steigerte sich bis auf die untersten Stände herab die Sehnsucht nach Kenntniß desselben und der durch sie zu erlangenden Erbauung. Bei der scholastischen Methode aber, welcher die Theologen des XVII. Jahrh. sich hingaben, erstarrte auch der frühere Eifer, das Volk selbst zum eigenen Forschen in der heil. Schrift anzuregen und zu leiten. Phil. Jac. Spener († 1705) führte hierauf durch sein frommes Leben, wie durch mündliche und schriftliche Rede, auch zum populair-praktischen Gebrauche der Bibel, und fand besonders in A. H. Franke, Joh. Caspar Schade und Paul Anton, welche in Leipzig 1686 das collegium philobiblicum gründeten und seit 1689 collegia biblica hielten, die thätigsten Mitarbeiter. Zu ihnen gesellte sich der Baron Hildebrand von Canstein, der Gründer der halleschen Bibelanstalt, aus welcher (später mit stehenden Schriften) bereits über 3 Millionen Bibeln und Neue Testamente für die billigsten Preise hervorgegangen sind und die in unserm Jahrhunderte so manche Buchhändler durch Nacheiferung geehrt haben. — Aber mit weit großartigerer Tendenz trat die britische B. ins Leben und übertraf die von ihr anfangs gehegten Erwartungen. Man überzeugte sich, daß die errichteten Armen- und Sonntagsschulen keineswegs allgemein das religiöse Bedürfniß der Nation befriedigten, man fühlte den Mangel eines für alle Stände genügenden Religionsbuches, man lernte durch Handelsverbindungen den traurigen Zustand nichtchristlicher Völker kennen, und man erkannte, daß nur in der möglichst weiten Verbreitung der Bibel Rettung zu finden sei. Seit dem J. 1804 ward das Unternehmen begonnen und ein Verein, an den sich besonders Mitglieder der Missionsgesellschaft anschlossen, trat zusammen: die heil. Schrift A. und N. T. (mit Ausschluß der Apokryphen) ohne Erläuterungen und Anmerkungen sollte theils unentgeltlich, theils um billige Preise unter allen Bewohnern der Erde, christlichen sowohl als muhammedanischen und heidnischen, in den Übersetzungen der Landessprache verbreitet werden. Die Glieder der Gesellschaft verpflichteten sich zu jährlichen und außerordentlichen Beiträgen, so wie zur Einsammlung derselben in ihren nahen Umgebungen oder auf dazu unternommenen Reisen. Sie erwählten einen Präsidenten, 26 Vicepräsidenten, 1 Schatzmeister, 3 Secretaire nebst den nöthigen Assistenten, und halten jährlich in London seit 1811 im Saale der Freimaurer (free-masons-hall) eine Generalversammlung. Der jährliche Beitrag von einer Guinee erwirbt das Recht, Mitglied zu sein; wer 10 Guineen auf einmal erlegt, wird sofort zum lebenslänglichen Mitgliede ernannt. Sehr bald erfreute sich diese londoner Muttergesellschaft einer solchen Theilnahme, daß Hülfs- und Töchtergesellschaften in Wales und Schottland, so wie vornehmlich in Berlin, Dresden, Petersburg u. a. durch ihre Aufforderung entstanden oder freiwillig sich an sie anschlossen, wie in Frankreich die société protéstante biblique. Mit diesen Vereinen steht der londoner in stetem Briefwechsel und läßt sowohl Jahres- als Monatsberichte über den Fortgang seines Werkes drucken, was auch von den ihm untergeordneten Gesellschaften geschieht. Der unermüdeten Thätigkeit derselben ist es gelungen, überall auch unter dem gemeinen Volke Interesse und Unterstützung für ihren Zweck zu finden, die heil. Schrift in beinahe 150 Sprachen und Dialecte übersetzen zu lassen und über 4 Millionen Bibeln und N. T. unter den Nationen der Erde zu vertheilen. Denn nicht blos für die durch Sprachen verschiedenen Nationen Europas, wie in Rußland und, trotz des Auflehnens hierarchischer Bischöfe, in den katholischen Ländern: Portugal, Spanien, Italien und Östreich, ward mit erfreulichem Erfolge gesorgt, sondern auch die vielen Völkerschaften und Stämme Asiens, Afrikas, Amerikas und der Südseeinseln erhielten durch Missionaire aus den londo-

mit Fonds die in ihre Nationalsprache übersetzten Bibeln, so daß auch das Missionswesen (s. d. Art.) durch die Bibelgesellschaften innerlich und äußerlich an Vollkommenheit gewann. 2.

Bibelübersetzungen. Schon im III. Jahr. v. Chr. wurde unter den außerhalb Palästina wohnenden Juden, welche der heimathlichen Sprache entfremdet nur griechisch redeten, das Bedürfniß immer fühlbarer, das A. T. zum Gebrauche in den Synagogen und Schulen in einer Übersetzung zu besitzen. Diese griechische Übersetzung kam auf Veranlassung des Demetrius Phalereus unter dem ägyptischen Könige Ptolemäus Philadelphus zu Stande und soll nach einer fabelhaften Nachricht von 72 Juden auf wunderbare Weise in Alexandrien verfaßt worden sein. Sie heißt daher auch die Septuaginta oder alexandrinische Version. Ebenfalls für Juden war die griechische Übersetzung des Aquila bestimmt (im II. Jahrh. n. Chr.), von der aber nur Fragmente noch vorhanden sind, wie von der des Symmachus und Theodotion, die nebst drei unbekannten Verfassern das A. T. den griechisch redenden Christen in ihrer Muttersprache übergaben. Um diese verschiedenen Übersetzungen erwarb sich zu Anfange des III. Jahrh. Origenes große Verdienste, indem er sie kritisch bearbeitete und mit dem hebräischen Texte nach ihren einzelnen Abschnitten geordnet neben einander stellte. Sein Werk (Hexapla) ist leider zum größten Theile verloren gegangen. Für Juden war noch der Targum (Übersetzung) des Onklos, Jonathan u. A. in chaldäischer Sprache geschrieben, das sich noch jetzt in den Polyglottenbibeln findet. Bis in das X. und XII. Jahrh. herab folgten sich nun, theils von der ganzen Bibel, theils von einzelnen Theilen derselben, die samaritanische, syrische (Peschito), äthiopische, ägyptische oder koptische, armenische, georgische, slavische und arabische Übersetzung, von denen manche aus der Ursprache des hebräischen und griechischen Textes, manche aus der alexandrinischen Version entlehnt und entstanden waren. Für die occidentalische Kirche gewann aber die lateinische Übersetzung die größte Bedeutung. Die älteste war die Itala von einem unbekannten Verfasser, dem jedoch bald so Viele nachahmten, daß man zur Zeit Augustin's kaum noch die Menge römischer Versionen zählen konnte. Sie unterwarf Hieronymus in den beiden letzten Decennien des IV. Jahrh. einer sorgfältigen Recension, die auch der hochgefeierte Kirchenvater zu allgemeinem Ansehn brachte. Indeß hatte sie durch häufiges Abschreiben schon im VIII. Jahrh. solche Verfälschungen erfahren, daß Alcuin zu Anfange des folgenden Jahrhunderts ihr eine verbesserte Gestalt zu geben sich bemühete, aber seinen Nachfolgern hierin, Lanfranc (im XI. Jahrh.), dem Cardinal Nicolaus (im XII. Jahrh.) und den Correctoren der letztern Zeit unter dem Abte Stephanus und den Dominikanern noch genug zu thun übrig ließ. Die Verschiedenheit der einzelnen lateinischen Bibeln trat im grellsten Lichte mit dem Drucke derselben hervor. Die erste erschien ohne Angabe des Jahres und Druckorts, dann die zu Mainz 1462, Rom 1471, Nürnberg 1471, Piacenza 1471, Paris 1475, Venedig 1475 flg., Neapel 1476 u. a. m. Als nun das Tridentinische Concil im J. 1546 diese alte und allgemein verbreitete lateinische Übersetzung (daher Vulgata genannt) zur alleingültigen stempelte, lag dem päpstlichen Stuhle ob zu bestimmen, welcher Text der richtige sei. Papst Sixtus V. besorgte die Ausgabe desselben, welche im J. 1590 zu Rom erschien, aber zwei Jahre später von seinem Nachfolger Clemens VIII. in einer an vielen Stellen veränderten Gestalt der katholischen Geistlichkeit zur Richtschnur der Bibelerklärung übergeben ward. Sie ist noch jetzt die in der römisch-katholischen Kirche allein gültige. — Am einflußreichsten wurden aber die Bibelübersetzungen in den Landessprachen, namentlich seit der Reformation, deren wesentlichen Bestandtheil die Verbreitung wahrer Kenntniß der heil. Schrift unter den Völkern Europas bildete. Deutschland

beſaß zwar ſchon früher eine hochdeutſche (wie die Mainzer von Joh. Juſt 1462, und eine plattdeutſche Bibel (zu Köln um 1470); doch erſt Luther lehrte in einfacher, würdevoller und kräftiger Volksſprache die deutſche Nation die Bibel leſen und verſtehen. Er überſetzte im J. 1517 die ſieben Bußpſalmen, 1522 das N. T., 1523 die 5 Bücher Moſis, 1524 die altteſtamentlichen Schriften von Joſua bis zu denen des Salomo, 1532 die der Propheten, und ließ 1534 das Ganze mit Inbegriff der Apokryphen drucken. Mit der größten Gewiſſenhaftigkeit verſammelte er mehrere Jahre nachher beſonders Melanchthon, Bugenhagen, Juſtus Jonas, Cruziger, Matth. Aurogallus um ſich, ihres Rathes zur neuen verbeſſerten Ausgabe (im J. 1541 u. 42) ſich zu bedienen. (Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts ward ſie nur orthographiſch und ſtyliſtiſch, namentlich in den Canſteiniſchen Drucken, verbeſſert.) Von katholiſcher Seite ſtellte Luther's Werke Emſer das N. T. (1527) und Dietenberger das A. T. (1534) entgegen, doch ohne Vortheil für ihre Kirche, die erſt in neuerer Zeit in den Brüdern Karl und Leander van Eß würdige Überſetzer des N. T. und zwar mit weit verbreitetem Beifalle erlangte. Die reformirte Kirche erhielt im oberdeutſchen Dialect durch Leo Judä (Zürich 1531), im plattdeutſchen unter Bugenhagen's Fürſorge (Lübeck 1533) und von Joh. Piſcator (Herborn 1602) die Bibelüberſetzung. — Italieniſch erſchien die Bibel von Nicolo Malerini oder Malerbi, einem Camaldulenſer zu Venedig, in 3 Foliobänden (9 Aufl. im XV. und 12 Aufl. im XVI. Jahrh.); von Antonio Bruccioli zu Venedig 1532 (auf dem Trident. Concile mit dem Interdict belegt); von Sante Marmochini zu Venedig 1538; von Filippo Ruſtici im J. 1562; das N. T. von Fra Zaccario 1542 und von Maſſieno Trofilo zu Lyon 1551; die ganze Bibel von Joh. Diodati zu Genf 1607. — Franzöſiſch von Guyard des Moulins 1294, gedruckt 1487, 1515 u. 1538; von le Fèvre d'Eſtaples 1523; von René Benoiſt 1566, von Louis Iſaac le Maiſtre de Sacy, einem Janſeniſten, zu Paris 1696 in 16 Duodezbänden; das N. T. von Pasquier Quesnel zu Paris 1671 (Urſache vieler kirchl. Streitigkeiten); die Bibel von Richard Simon 1702 (von Janſeniſten verketzert) u. A. Für Proteſtanten von Olivetan 1535, deſſen Arbeit Calvin revidirte, und 1588 beſonders Bertram und Beza verbeſſerten; von Caſtalio 1555; von Charles le Cene, deſſen Überſetzung erſt 38 Jahre nach ſeinem Tode zu Amſterdam 1741 erſchien; das N. T. von le Clerc (Clericus) Amſterdam 1703, und von Beauſobre und l'Enfant Amſterdam 1718. — Spaniſch von Juden zu Ferrara 1553; das N. T. von Enzinas, Antwerpen 1543. 8.; von Caſſiodor de Reyna (Baſel bei Guarinus) 1569. — Die Portugieſen empfingen eine Bibelüberſetzung von Johann Ferreira von Almeida, Prediger in Batavia, welche zu Trankebar 1719—38 gedruckt wurde. — Für England machte ſich um das J. 1380 durch eine Überſetzung der berühmte Reformator Joh. Wiclef verdient, von der aber nur das N. T. gedruckt erſchien zu London 1731. Fol. und 1816. 4. (Das A. T. von ihm liegt handſchriftlich in Oxford.) William Tindal mußte wegen ſeiner Überſetzung des N. T. 1526 (deren erſte Aufl. öffentlich verbrannt wurde) flüchtig werden, und, nachdem er auch den Pentateuch engliſch herausgegeben hatte, zu Brüſſel den Tod durch den Strang erleiden. Hierauf erſchien die Überſetzung von Myles Coverdale 1535, von Cranmer 1539, von den nach Genf geflohenen engliſchen Reformatoren: Coverdale, Gilby, Whitingham, Woodman, Sampſon und Cole (unter Leitung von Th. Beza) das N. T. 1557 und mit dem A. T. 1560; auf Eliſabeth's Befehl von Parker unter Mitwirkung von 8 Biſchöfen und 7 andern Theologen (daher Biſchofsbibel, Bishops Bible genannt); endlich durch Veranſtaltung Jacob's I. von 54 Gelehrten, die ſich in mehrere Comités theilten, die noch jetzt in öffentlich kirchlicher Autorität ſtehende Bibelüberſetzung, welche 1611

vollendet ward und die Namen: King James Bible und Royal Version erhielt. — In der Sprache der Niederländer findet sich die Bibel: 1526 durch Jacob von Liesveldt; die Staatenbibel in den J. 1628—32, zu deren Abfassung 1594 schon Veranstaltung und auf der Synode zu Dordrecht ernstlichere Maßregeln getroffen wurden, und von welcher durch Joh. Bogermann, Baudartius, Bucer und Thysius das A. T., A. Walaus, Roland und Hommius das N. T. besorgt ward. — In die dänische Sprache übersetzte man im XVI. Jahrh. die lutherische Bibel, und zwar Michelson das N. T., das A. und N. T. Petrus Palladius 1550. zu denen noch die Kopenhagener Bibel 1589 kam. Resenius, Beschreiber von Kopenhagen, verfaßte unter königlicher Autorität eine Übersetzung aus dem Urterte 1605. — Schwedisch erschien das N. T. von Lorenz Andreä 1526; die ganze Bibel von den Brüdern Olaus und Lorenz Petri, die 1615 und sorgfältiger von den Bischöfen Gezelius dem älteren und dem jüngeren 1711 bis 28 überarbeitet wurde. — Polen erhielt in der Landessprache das N. T. 1551 von Joh. Seclucianus, dasselbe nebst dem A. T. zu Brzesc 1563 (bald als socinianisch verdächtig), zu Danzig 1632 von Paliurus, Dan. Micolajevius und Thomas Wengierscius. Unter den Socinianern übersetzten die Bibel Simon Budny 1572, Martin Czechowizki (1577) und Valentin Smalcius 1606. — In ungarischer Sprache besitzen die Protestanten die ganze Bibel in den Ausgaben von Caspar Heltai, Clausenburg 1551—64. 4 Quartbde.; von Caspar Karolyi, Visoly 1590. 3 Foliobde; von Georg Csipkes 1717 (auf dem Titel fälschlich: 1683) in Leiden gedruckt und 1718 größtentheils confiscirt; die Katholiken von dem Jesuiten Georg Kaldy, Wien 1626; das N. T. von Joh. Sylvester oder Erdösi, Neu-Szigeth 1541. Wien 1574. 4., von Thomas Félegyházi, Debreczin 1586. 4., von Andreas Torkosch, Wittenberg 1736. 8., und von Georg Bárány, Lauban 1754. 8. — Böhmische Bibeln waren ebenfalls bereits im XVI. Jahrh. vorhanden, unter denen die in Venedig 1506, von Georg Melantrych zu Prag 1549 und öfter, von acht böhmischen Brüdern zu Kralitz in Mähren 1579—93 in 6 Quartbdn. bemerkenswerth sind, aber von der Ausgabe weit übertroffen wurden, welche Dan. Krmann und Matthias Bel 1722 in Halle veröffentlichten. Letzterer hatte schon ebendaselbst 1709 in Duodez das N. T. in böhmischer Sprache drucken lassen. — Im kroatischen Dialecte übersetzte die historischen Bücher des N. T. Primus Truber (Tübingen 1562 u. 63. 4.), die Bibel vollständig Georg Dalmatinus (Wittenberg 1584. Fol). — Eine slavonische Bibel ließ der Fürst Constantin von Ostrog 1581 zu Ostrog Fol. drucken, welche auf Befehl des Großfürsten Alexius Michailowitsch 1663 in Moskau, und ebendaselbst in verbesserter Gestalt 1751 wieder aufgelegt wurde. Diese letztere „neuere Moskauer Bibel" dient noch jetzt in der russischen Kirche zum kirchlichen Gebrauche. — Die Vandalen im Eisenburger und Sümegher Comitate bedienen sich der Übersetzung des N. T. von Stephan Kuznics, die Walachen der des A. und N. T. von den Brüdern Gretschan (Bucharest 1688 ff.). — Es sind hier nur die Übersetzungen genannt, welche in den einzelnen Kirchen öffentliches Ansehn erlangt hatten oder durch ihre weite Verbreitung merkwürdig geworden sind. Außerdem haben die Theologen für wissenschaftliche Zwecke die Bibel lateinisch und in der Nationalsprache so häufig übersetzt, daß ihre Kenntniß und Würdigung ein umfassendes Studium erfordert. 27.

Bibelverbot. Von den Kirchenvätern der älteren Zeit des Christenthums und erleuchteten Theologen aller Jahrhunderte ist das Lesen der heil. Schrift für alle Menschen jeden Standes als heilige Pflicht empfohlen worden. Als aber im Mittelalter die Christenheit in jene unselige Starrheit versank, bei der alles religiöse Leben nur in dem gläubigen Annehmen der Lehren unwissender Priester

und in gewissenhafter Unterwerfung unter dem auferlegten Ceremoniendienst bestand, zeigte sich sogar nur selten unter den Geistlichen, noch viel weniger unter den Laien ein Verlangen nach dem Besitze und der Kenntniß der biblischen Schriften, zumal da diese nicht in den Landessprachen vorhanden waren. Je mehr sich aber die Hierarchie der römisch-katholischen Kirche ausbildete und die Glaubenslehre den Cultus und dieser jene schützte, ward man um so besorgter, den Laien ein Mittel zu entziehen, wodurch sie sich selbst in Angelegenheiten der Religion unterrichten und sich dem blinden Gehorsam gegen ihre kirchlichen Vorgesetzten entfremden konnten. Es war daher eines Gregor's VII. würdig, daß er durch ein Schreiben vom 2. Jan. 1080 den böhmischen Herzog Vratislaus verhinderte, die heil. Schrift in die Sprache seines Volks übersetzen zu lassen, weil „einerseits der majestätische Sinn derselben in einer Version nicht genau erkannt und andererseits die Leichtigkeit des Lesens sie in den Augen des Volkes verächtlich machen würde." Auf gleiche Weise erklärte sich auch Innocenz III. († 1216). Das Concilium zu Toulouse (1229 unter Gregor X.) gestattete den Laien nur den Psalter und das Brevier für den Gottesdienst, verbot aber ausdrücklich jede Übersetzung der Bibel zum Verständniß des gemeinen Volks. Zu Bezières bestätigte eine Synode 1233 dieses Verbot und eine andere ebendaselbst untersagte 1246 den Laien den Besitz von theologischen (auch lateinischen) Büchern überhaupt und den Klerikern den Gebrauch derselben in der Landessprache. Auf einer Synode zu Orford 1338 ward Joh. Wiclef auch wegen seiner Bibelübersetzung als Ketzer verdammt, und ebendaselbst bestimmte man 1408, daß sich Niemand unterfangen dürfe, die Bibel englisch zu übersetzen, es sei denn mit vorheriger Approbation des Diöcesanbischofs oder einer Provinzialsynode. Dessenungeachtet erschienen mehrere Bibelübersetzungen (s. d. Art.) in Deutschland und andern Ländern. Da aber im XVI. Jahrh. die Reformatoren ihr Werk auf die Auctorität und darum auch auf die allgemeine Verbreitung der heil. Schrift gründete, so wagte die römische Kirche dem öffentlichen Urtheile nicht sogleich Hohn zu sprechen. Das Tridentiner Concil begnügte sich (Sess. IV. Decr. II.) die lateinische Vulgata für authentisch und allein anwendbar zu erkären, so daß nur nach ihrer Erklärung eine Übersetzung für Laien zu verfassen sei. Den Beschlüssen dieses Concils fügte jedoch Pius IV. († 1565) in der 3. und 4. Regel über Bücherverbote die Bestimmung hinzu, daß Laien in einer Übersetzung die Bibel nur mit Erlaubniß des Bischofs oder Inquisitors lesen dürften. Clemens VIII. bestätigte diese Regeln in einer Bulle vom 17. Octbr. 1595 und Gregor XV. verbot sogar in der Bulle vom 30. Decbr. 1622, den Laien das Lesen der Bibel in der Volkssprache zu gestatten. Diese päpstlichen Verordnungen wurden besonders von den Jesuiten wirksam und aufrecht erhalten und sie vor Allen dienten dem Papste Clemens XI., als er 1713 die Bulle Unigenitus gegen die französische Bibelübersetzung des Paschasius Quesnel erließ. Wie sehr auch seitdem die katholische Geistlichkeit sich hemmend entgegengestellt hat, so machten sich doch in ihrer Kirche unter der Regierung der Maria Theresia und Joseph's II. freiere Ansichten und Grundsätze geltender, denen auch die Bibelgesellschaften vielfache Theilnahme unter den Katholiken zu verdanken haben. Allein noch im J. 1816 in einem Breve vom 29. Juni an den Erzbischof von Gnesen und in einem andern vom 3. Septbr. an den Erzbischof von Mohilew untersagte Pius VII. den Gebrauch der polnischen Bibel, obgleich sie 1599 zu Krakow mit Erlaubniß des Papstes Clemens VIII. erschienen war, und Leo XII. berechtigte durch seine Epistola encyclica vom 3. Mai 1824 für die Bibelsache zu nicht günstigen Erwartungen. Aber ungeachtet dieser neueren Beschränkungen haben Karl und Leander van Eß, Oberthür, Geßner u. A. ein lebhaftes Interesse für das Bibellesen in deutscher Übersetzung angeregt und allgemeinen Beifall gefunden.

(Vgl. Hegelmaier, Geſch. des Bibelverbots. Ulm 1783. Oberthür, Anſichten, beſonders von Bibelgeſellſchaften und dem durch ſie beförderten Bibelleſen. Sulzbach 1823.) 2.

Biber, lat. castor fiber; franz. castor, bièvre; engl. beaver, castor; ital. castoro, durch ſeinen außerordentlichen Kunſtſinn merkwürdig, gehört unter die mit Schwimmfüßen verſehenen Säugethiere, und wird im nördlichen Europa, Aſien und beſonders in Amerika angetroffen. Er erreicht die mittele Größe eines Hundes, hat einen kleinen dem der Ratze ähnlichen Kopf mit runden Ohren, kleine Augen und kurze Beine. Der Schwanz iſt ungefähr 6 Zoll lang und mit Schuppen bedeckt; die Vorderfüße haben 5 mit ſcharfen Nägeln beſetzte Finger, mit welchen er alle ſeine Arbeiten verrichtet, die Hinterfüße ſind durch eine Schwimmhaut verbunden. Das Haar iſt glänzend und gewöhnlich kaſtanienbraun, ſelten ſchwarz oder weiß. Genauere Erwähnung verdienen die Wohnungen der Biber, die mit faſt menſchlicher Klugheit und Geſchicklichkeit angelegt ſind und von ihnen gemeinſchaftlich gebaut und bewohnt werden. Man trifft ſie an Flüſſen und Seen in einer Anzahl von 10—20 und noch mehr in einer Reihe ſtehenden. Oft ſieht man einige hundert B. mit der Aufführung derſelben beſchäftigt. Zuerſt fällen ſie mit ihren meiſelförmigen Zähnen Stämme, behauen ſie und bringen ſie an Ort und Stelle; hierauf werden Lehm, Erde, Ruthen, Moos und ſonſt das Nöthige herbeigeſchafft, auch, wo es nöthig iſt (oft 50 Ellen lange und 5—6 Ellen breite), Dämme und Kanäle angebracht. Nun ſchreiten ſie, in Haufen abgetheilt, zum Bau der Hütte ſelbſt, welche auf 6 im Waſſer eingeſenkten Pfählen ruht und aus 3 Stockwerken (das unterſte im Waſſer) beſteht. Die waſſerdichten Seitenwände ſind 1 Elle dick und aus Lehm, Schlamm und Ruthen zuſammengefügt, wobei ſie ſich des Schwanzes als Schaufel oder Kelle bedienen. Das Dach der Hütte iſt rund; die Höhe und Weite iſt verſchieden; jene 5—6, dieſe oft 2—5 Ellen. Das Innere iſt mit Moos ausgefüttert und höchſt nett und reinlich. Im untern Stockwerke wird das Herbſt- und Winterfutter (Blätter, Knospen, Holz ꝛc.) aufbewahrt; doch verzehren ſie auch Fiſche und Krebſe. — Im Frühjahre werfen die Weibchen gewöhnlich 3—4 Junge, die ſie ſpäter nach friſcher Nahrung ausführen, und im September kehren ſie mit den Männchen in die alte im Juli und Auguſt ausgebeſſerte Wohnung zurück, oder beziehen eine neu erbauete. — Das Fell und die Haare der B. werden als Pelzwerk ſehr geſchätzt und theuer bezahlt; das Fleiſch iſt unſchmackhaft; doch ſoll der Schwanz eine Delicateſſe ſein. — Am After hat ſowohl der männliche als weibliche Biber 2 Säckchen, die mit einer fettigen Materie angefüllt ſind, welche unter dem Namen Bibergeil bekannt iſt. Über deſſen Gebrauch ſiehe den Art. Bibergeil. Übrigens lebt der B. in bevölkerten Ländern einſam in Höhlen, ohne daß man jenen Bauſinn an ihm bemerkte. Deßhalb nennt man ihn Erdbiber. Nur von dem in Amerika lebenden gilt das oben Geſagte. — Die Biberratze (castor zibethicus) hat große Ähnlichkeit mit dem B., nähert ſich aber übrigens der Maus und der Waſſerratze. Sie lebt in Nordamerika ebenfalls gemeinſchaftlich in Hütten aus Binſen geflochten und nährt ſich von Wurzeln und kleinern Waſſerthieren. Ihr Fell wird ebenfalls ſehr geſchätzt. — 8.

Bibergeil, lat. castoreum; franz. castoréum; engl. castor, eine Subſtanz eigenthümlicher Art, welche aus 2 birnförmigen Taſchen, die bei den Bibern unter der Bauchhaut und ſo nahe an den Geſchlechtstheilen liegen, daß man ſie lange Zeit für die Hoden des männlichen Bibers gehalten hat, obſchon man ſie auch bei den weiblichen Individuen findet, abgeſondert wird. Im friſchen Zuſtande iſt es flüſſig, von Syrupsconſiſtenz, gelblich, und beſitzt einen heftigſtinkenden Geruch; getrocknet, wie es im Handel zu uns kommt, iſt es feſt,

bräunlich, zerreiblich und weniger ſtark riechend. Übrigens iſt das ruſſiſche B. bei weitem beſſer (aber auch theurer) als das nordamerikaniſche. — Das B. wird in der Medicin als ein reizendes, krampfſtillendes Mittel gebraucht, als ſolches gibt man es in manchen Nervenfiebern, bei Hypochondrie und Hyſterie, und in einigen Weiberkrankheiten. 39.

Bibliographie, auch Bibliologie oder Bibliognoſie, die Bücherkenntniß, iſt in der neuern Zeit zu einer Wiſſenſchaft geworden, welche bei dem ungeheuern Anwuchſe der Literatur zu den nothwendigſten Bedürfniſſen der gelehrten Welt gehört. Denn bedenken wir die Maſſe der einzelnen Schriften über jede Wiſſenſchaft im Allgemeinen wie der Monographien im Beſondern, welche theils als Reſultate ſelbſtſtändiger Forſchung, theils als bloße Compilationen daſtehen, die Verſchiedenheit der Ausgaben vieler Werke und deren ungleichen Werth für die Benutzung und zugleich die Richtung der Zeit, Alles hiſtoriſch zu erfaſſen, ſo erkennt man leicht, wie unentbehrlich dem Gelehrten eine ſyſtematiſche Kenntniß der Literatur iſt, um ſie zu überſchauen. Wie aber die Literatur ſelbſt in Nationalliteratur und die ſpeciellen Wiſſenſchaften zerfällt, und die erſtere wieder bei den einzelnen Völkern ſelbſtſtändig als Product des eignen Geiſtes ſich zeigt, letztere bei allen Völkern ziemlich gleichartig ſich geſtalten muß; ſo zerfällt die B. in eine Anzahl einzelner Abtheilungen, indem ſie theils die ganze vorhandene Literatur im Großen zu überſchauen oder in den einzelnen Fächern darzuſtellen ſucht. In jeder Hinſicht aber zerfällt die B. in die reine und die angewandte, von denen die erſtere eine blos äußere, d. h. eine ſolche, welche den vorhandenen Büchervorrath aufzählt, oder auch zugleich eine innere ſein kann, d. h. eine ſolche, welche auch den innern Werth der Bücher mit berückſichtigt; die letztere zugleich ſich mit den äußern Verhältniſſen, dem Alter, den Schickſalen und der Form der Bücher beſchäftigt. Die Form, in welcher dann die B. ſelbſt auftreten kann, iſt entweder die lexikaliſche, wie Heinſius Bücherlexikon, Ebert's bibliograph. Lexikon, Kaiſer's Bücherlexikon ꝛc., oder ſyſtematiſch, wie Erſch's Handbuch der Literatur ꝛc.; iſt aber die Zeit berückſichtigt, dann heißt ſie Literaturgeſchichte (ſ. d. Art.). Daß eine große Anzahl verſchiedener und tüchtiger Kenntniſſe dazu gehören, welche unter dem Namen Bibliothekwiſſenſchaften zuſammengefaßt werden, leuchtet von ſelbſt ein; dieſe ſind aber etwas anders bei der allgemeinen als bei der ſpeciellen B.; denn die erſtere erfordert mehr eine Kenntniß der vorhandenen Bücherſchätze nach ihrem allgemeinen Inhalte zu Folge ihrer Titel, die letztere mehr ein tieferes Eindringen in den Gehalt und innern Werth der Bücher. Ein vollſtändiges zuſammengeſtelltes Verzeichniß aller vorhandenen bekannten Bücher iſt noch nicht erſchienen und mit den größten Schwierigkeiten verbunden, doch haben: Jöcher's Gelehrtenlexikon (nach den Schriftſtellern geordnet), Heinſius Bücherlexikon, Erſch allgemeines Repertorium der Literatur, Kaiſer's Bücherlexikon u. m. a. viele Schätze zuſammengehäuft (Ebert's bibliographiſches Lexikon iſt nur eine reiche Auswahl typographiſcher Merkwürdigkeiten). Deſto mehr iſt aber für die Nationalliteratur einzelner Völker geſchehen. Wir erwähnen hier nur: Meuſel's gelehrtes Deutſchland, Erſch's franzöſiſche Literatur, Koch's Handbuch der deutſchen Literatur, Hoffmann's bibliograph. Lexikon der griech. und röm. Schriftſteller, die Bibliographie de la France, Bentkowsky's polniſche Literatur, Schnurrer's bibliotheca arabica, Morenni's Bibliographia della Toscana etc. Am reichſten iſt die B. der einzelnen Fächer, deren einzelne Aufzählung aber zu weit führen würde. Im Allgemeinen erwartet man aber in jedem bibliographiſchen Werke eine diplomatiſche Genauigkeit in den Angaben und feinen kritiſchen Takt beſonders da, wo nur eine Auswahl des Beſſern gegeben werden ſoll, da vorzüglich bei den älteſten typographiſchen Werken viel auf Ermittelung der äußern Verhältniſſe der

Bücher, bei neuern auf die Unterscheidung der Originalausgaben und der Nachdrücke ankommt; doch versteht sich von selbst, daß an bloße Kataloge einzelner Bibliotheken noch ein anderer Maßstab gelegt werden muß, und die Meß- und Auctionskataloge als bloße Compilationen hierher gar nicht zu rechnen sind. Noch erwähnen wir als einen Theil der B. die Handschriftenkunde, die in neuerer Zeit sich vorzüglich gehoben hat, und gedenken der Kataloge, welche wir darüber von den Bibliotheken zu Dresden, Gotha, des Eskurial, zu Venedig, Leiden, Wolfenbüttel ꝛc. besitzen. 9.

Bibliomanie (Bücherwuth), ist ein mit der Sache selbst erst in der neuern Zeit entstandener Ausdruck, der sich auf das unbegrenzte Streben nach Besitz von Büchern bezieht, von der Bibliophilie oder Bücherliebe aber wohl zu unterscheiden ist. Letztere nämlich ist eine dem Gelehrten wohl zu verzeihende Leidenschaft, nicht allein viele, sondern auch gute und seltne Bücher, vorzüglich Incunabeln oder aus berühmten Druckereien hervorgegangene zu besitzen, so lange nicht, wie bei dem berüchtigten Tinius, diese Leidenschaft sich durch schändliche Mittel befriedigt, und es gibt wohl wenig Gelehrte, welche nicht einen Theil ihres Stolzes in ihrer Bibliothek finden. Die B. ist aber ganz anderer Art. Sie betrachtet die Bücher nur als kostbare Schätze und sieht mehr auf das Äußere derselben, ohne weitern Gebrauch, als den des Besitzes, davon zu machen. Diese Art herrscht vorzüglich in dem an Paradoxien so reichen England und Lord Spencer ist der Pannerträger der dortigen Bibliomanen. Mit ungeheuern Kosten suchen sich diese nicht allein die seltensten Bücher, sondern hauptsächlich solche zu verschaffen, die irgend etwas Besonderes an sich haben, wie Gemälde, goldne Anfangsbuchstaben, prächtige Einbände, farbiges Papier ꝛc., und sie überbieten sich dabei in den Auctionen bis aufs Unglaubliche, oft bis auf 3000 Pfd. Sterl. für ein einziges Buch. Die sonderbarsten Einfälle und Liebhabereien finden häufig dabei statt, obwohl man nicht läugnen kann, daß jeder Biblioman irgend einen Plan befolgt. Am ausführlichsten handelt über die B. Dibdin in seiner Bibliomania or book madness Lond. 1811. und in seinem Bibliographical decameron Lond. 1817. 3. Bde. 9.

Bibliothek, franz. bibliothèque; engl. library, ist eigentlich der Ort, wo Bücher aufbewahrt werden, dann die Büchersammlung selbst. Nur der letztern Hinsicht geschehe hier Erwähnung. Bibliotheken können nur bei einem verhältnißmäßigen Vorrathe von literärischen Producten stattfinden und darum finden wir die ersten wohl bei den Griechen um 500 v. Chr., von welcher Zeit an mehrere Gelehrte sich Privatbibliotheken anschafften. Die Ptolemäer in Ägypten stifteten die beiden ersten öffentlichen Bibliotheken zu Alexandria durch Ankaufung von Büchern aller bekannten Nationen, und beide zusammen sollen gegen 700000 Rollen enthalten haben; doch sind sie durch mehrmalige Brände, zuletzt durch die Araber (641 n. Chr.) vernichtet worden. Eine andere ansehnliche Büchersammlung hatten die Könige von Pergamus. Die erste bekannte römische B. wurde von Ämilius Paullus aus der des besiegten macedonischen Königs Perseus angelegt (168 v. Ch.), Sulla brachte 86 nach der Eroberung Athens die ehemalige B. des Aristoteles mit nach Rom, und diese wurde dann im Pompejanum bei Puteoli aufgestellt; beträchtliche Bibliotheken besaßen Varro, die beiden Cicero, Atticus, der Grammatiker Tyrannio u. A. Die erste öffentliche B. legte Asinius Pollio auf dem Aventinus an (um 40 v. Chr.), eine zweite der Kaiser Augustus, Octaviana genannt, und eine dritte derselbe, die Palatina, und die folgenden Kaiser folgten seinem Beispiele; doch gingen die meisten dieser Bibliotheken später durch Brände unter. Auch mehrten sich die Privatbibliotheken. Auch die Christen sammelten seit dem III. Jahrh. Bibliotheken bei den Kirchen und Constantin der Große legte eine große B. in Constantinopel an, die

aber 473 verbrannte. Nach den Stürmen der Völkerwanderung legte zuerst Karl der Große eine B. an und nun sammelten vorzüglich die Klöster, unter andern zu Fulda, zu St. Gallen, Monte Cassino, Hirschau, St. Apri in Toul, Chartres, Fleury, Vendôme ꝛc. Auch die Araber legten bedeutende Bibliotheken an und man zählte deren in Spanien allein 70, von denen die zu Cordova 250000 Bände enthalten haben soll. Bei der Stiftung der Universitäten ward auch das Bedürfniß nach Bibliotheken gefühlt, die Fürsten waren dazu behülflich und Privatsammler wie Petrarca verwendeten allen Fleiß darauf, vorzüglich in Italien, wo die bedeutendsten Bibliotheken im Vaticane, zu Venedig, Mailand, Florenz ꝛc. entstanden. Die Erfindung der Buchdruckerkunst machte die Anschaffung der Bücher immer leichter und so entstanden nach und nach die bedeutendsten Sammlungen, von denen wir die ansehnlichsten hier anführen. 1) In Frankreich die königl. B. zu Paris von Ludwig XI. im Louvre angelegt (1475) soll jetzt 1978000 Bände und gegen 100000 Handschriften enthalten, und die ansehnlichen Bibliotheken der verschiedenen Institute. 2) In Deutschland, die königl. B. in Berlin (über 200000 Bände und 2000 Manuscripte), die königl. B. zu Dresden (250000 Bände, 2700 Manuscripte, 150000 Dissertationen), die Universitätsbibliothek zu Göttingen (über 200000 Bände), die königl. B. zu München (300000 Bände, 9000 Manuscripte), die kaiserl. B. zu Wien (300000 Bände, 12000 Manuscripte), die herzogl. B. zu Wolfenbüttel (190000 Bände, 4500 Manuscripte) u. v. a. 3) In Italien, die Ambrosianische B. in Mailand, gestiftet vom Cardinal Fred. Borromeo 1609 (140000 Bände, 15000 Manuscripte); die Vaticanische B. in Rom schon im V. Jahrh. von Hilarius angelegt und 1417 von Martin V. im Vaticane aufgestellt (300000 Bände, 40000 Manuscripte); die Marcusbibliothek in Venedig, durch Petrarca's Schenkung (1362) gegründet und durch die des Cardinal Bessarion (1468) bedeutend bereichert. 4) In England, die bodlejanische B. zu Oxford (300000 Bände, 25000 Manuscripte), die Universitätsbibliothek zu Cambridge (100000 Bände, 2000 Manuscripte), die des britischen Museum zu London (über 200000 Bände, 30000 Manuscripte). 5) In Dänemark die königl. B. zu Kopenhagen (200000 Bände), die Universitätsbibliothek (60000 Bände, 4000 Manuscripte). 6) In Schweden, die Universitätsbibliothek in Upsala (80000 Bände), die Universitätsbibliothek in Christiania (50000 Bände). 7) In Spanien, die B. des Escurial (130000 Bände und viele arab. Handschr.), die königl. B. zu Madrid (100000 Bände, 2000 Manuscripte). 8) In den Niederlanden, die Universitätsbibliothek in Leiden (40000 Bände, 2000 Manuscripte). 9) In Böhmen, die Universitätsbibliothek zu Prag (150000 Bände u. viele Manuscripte). 10) In der Schweitz, die Stadtbibliothek zu Zürich (40000 Bände, 700 Manuscripte). 35.

Bibliothekar, franz. bibliothécaire; engl. librarian, der Aufseher, Verwalter einer Bibliothek, hat ein Amt, das die umfassendsten Anforderungen an ihn macht. Denn abgesehen von der strengsten Ordnungsliebe, einem umsichtigen Blicke und der genausten Orts- und Sachkenntniß seiner Bibliothek, bedarf er der umfassendsten Gelehrsamkeit und muß, wenn er sein Amt vollständig verwalten will, ein wahrer Polyhistor sein, zumal wenn die Bibliothek als eine öffentliche in allen Zweigen des Wissens versehen und von bedeutendem Umfange ist. Man erwartet von ihm zwar keine tiefeingehende Kenntniß irgend einer Facultätswissenschaft; aber er bedarf vor Allem einer gründlichen Kenntniß der allgemeinen und besondern politischen und Literärgeschichte, und bei dieser letztern nicht allein der Nationalliteratur einzelner Völker, sondern auch der der einzelnen Zweige der Wissenschaften; einer Anzahl Sprachen, um über den Inhalt der Bücher so viel möglich sich selbst zu belehren; der Diplomatik (s. d. Art.), um

über das Alter und Vaterland der Handschriften vorzüglich zu urtheilen; der Paläographie (s. d. Art.), um die Schätze seiner Bibliothek beurtheilen zu zu können; der Geschichte der Schreibe-, Buchdrucker-, Kupfer- und Holzschneidekunst und der Kunstgeschichte; er bedarf ferner eines geübten Auges, eines kritischen Geistes, eines sichern Gedächtnisses, eines unermüdlichen Fleißes im Forschen und einer sorgfältigen Beobachtung des Ganges der neuern Literatur. Dabei muß er auch praktisch vielseitig sein und alle Fächer der Bibliothek verhältnißmäßig auszustatten suchen, den Zweck derselben streng berücksichtigen und für das Werthvolle und das Seltne gleicheifrig sorgen. 35.

Bibra, ein Städtchen mit 900 Einw. im Regierungsbezirke Merseburg des preuß. Herzogthums Sachsen, 4 Stunden von Naumburg in einem Thale an der Saubach gelegen, hat einen Gesundbrunnen, welcher zu den kalischerdigen Stahlwassern gehört und bei Gicht, Schwäche, Rheumatismus, Augenkrankheiten, Lähmungen ꝛc. gute Dienste leistet. Die Umgegend von B. ist angenehm. 15.

Bicêtre, Dorf und Schloß, südlich in der Nähe von Paris auf einem Hügel gelegen, welcher eine äußerst reizende Aussicht darbietet. Das Schloß, welches früher den Namen Granges au Geux führte und mehrere Male abgebrochen und wieder aufgebaut wurde, ist seit Ludwig XIII. Invalidenhaus, wozu unter Ludwig XIV. ein Hospital kam. Jetzt werden auch geringere Verbrecher und die zu den Galeeren Verurtheilten hier aufbewahrt. Die im Hospitale befindlichen alten Männer (2200) beschäftigen sich mit leichten Arbeiten in Holz und andern Stoffen, welche den Namen Bicêtre-Arbeiten führen. In neuerer Zeit wurde auch eine Irrenanstalt daselbst angelegt. 15.

Bidassoa, ein Fluß, welcher zum Theil die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet und an der Spitze von Figuer in das biscaische Meer fällt. Nicht fern von seiner Mündung wurde auf der neutralen Fasaneninsel 1659 der berühmte Friede zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen, nach welchem ersteres Roussillon und Artois erhielt. Daher wird dieser Friedensschluß gewöhnlich der Friede von B. genannt. 15.

Bidpai, ein indischer Fabeldichter, soll 400 Jahre v. Chr. gelebt und auf Befehl des Königs Dabschlim eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen geschrieben haben, welche zuerst der persische König Chosru Nuschirwan auf Veranlassung seines gelehrten Ministers Bisürdschimir zugleich mit dem Schachspiele durch den Arzt Barsuje für ½ Million Silberstücke holen ließ (um 200 n. Chr.). Barsuje übersetzte diese Sammlung ins Persische, später wurde sie in der arab. Übersetzung unter dem Namen: Kalila we Dimna bekannt, im vorigen Jahrhunderte aber endlich als Sanskritoriginal unter dem Namen Hitopadesa (nützlicher Unterricht), aus dem nach Beigel's Bemerkung der Name B. abgekürzt sein soll. Eine Sanskritausgabe haben wir von Wilkins, Lond. 1804. 4.; eine arab. von Sylvestre de Sacy, Paris 1816. 2 Bde., eine englische Übersetzung von Wilkins, London 1787 und eine deutsche Bearbeitung unter dem Titel: Abuschalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens, Lpz. 1778. 9.

Biddle, Johann, war 1615 in einem Städtchen der Grafschaft Gloucester in England geboren, studirte zu Oxford und verwaltete seit 1641 das Amt eines Lehrers der Freischule in der Stadt Gloucester. Bei seinem eifrigen Studium der Bibel konnte er die Überzeugung nicht gewinnen, daß die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit in derselben gegründet sei, trug seine Zweifel in einer Schrift: Zwölf Argumente vor, ward verketzert und legte durch Drohungen geschreckt ein dem Kirchenglauben gemäßes Bekenntniß ab. Dessenungeachtet fuhr er fort, diesem Gegenstande sein Nachdenken zuzuwenden und bewies in einer nur für seine Freunde geschriebenen Abhandlung, daß der heilige Geist zwar eine Person,

aber nicht Gott sei. Sein Vertrauen wurde gemißbraucht und eine neue Anklage gegen ihn erhoben. Man setzte ihn 1645 gefangen und ließ seine Angelegenheit durch eine Versammlung von Geistlichen untersuchen. Jetzt hielt B. seine Meinung nicht mehr zurück; im J. 1646 erschien sein Glaubensbekenntniß über die heil. Dreieinigkeit und im J. 1647 ließ er: Zwölf Beweise gegen die Gottheit des heil. Geistes drucken. Diese Schrift wurde confiscirt und von dem Scharfrichter verbrannt. Die Geistlichkeit wirkte nun bei dem Parliamente ein Edict wider die Ketzereien aus, welches aber seiner Strenge wegen nicht vollzogen ward. B. blieb indeß im Gefängnisse, bis Cromwell nach Karl's Hinrichtung die in Religionssachen gegebenen Gesetze widerrufen ließ. Jetzt wurde B. frei, erhielt ein Amt, wurde aber auf Anlaß eines seiner Feinde abermals eingekerkert und konnte erst im J. 1651, als das Parliament allen Verbrechern und Ketzern Amnestie bewilligte, wieder in die Welt treten. Er ging nach London, wo sich eine Gesellschaft um ihn sammelte, die man Biddlianer nannte, die aber nur so lange, als B. selbst lebte, verbunden blieb. Die von Cromwell vorgenommene Auflösung des Parliaments rettete ihn von neuen Unannehmlichkeiten, welche ihm die Herausgabe zweier Katechismen zuzogen. Doch schon 1655 ward er wieder ergriffen und auf Leib und Leben angeklagt. Cromwell verbannte ihn auf die Insel Scilly, von wo er nach 3 Jahren wieder nach London zurückkehrte. Im J. 1662 ward er abermals und mit ihm mehrere seiner Anhänger gefangen genommen und starb in demselben Jahre. 60.

Biebrich, eine halbe Stunde unter Mainz auf dem rechten Ufer des Rheins, bildet nebst dem dabeiliegenden Dorfe Mosbach einen Marktflecken von ungefähr 2150 Einw., die hauptsächlich vom Feldbaue leben. Es entstand nach und nach um die ehemalige Amöneburg, daher auch sein Name (by der Burgk, Biburc). Schon im J. 874 geschieht seiner Erwähnung. Die einzige Merkwürdigkeit ist das im neueren französischen Style erbaute herzogl. nassauische Residenzschloß, welches im Anfange des XVIII. Jahrh. vom dem Fürsten Johann begonnen und von seinem Nachfolger Georg August vollendet wurde. Das an der Hauptfaçade hervorspringende Rundel enthält einen schönen Speisesaal, dessen Kuppel auf acht ionischen Säulen von inländischem Marmor ruht und gewährt eine herrliche Aussicht auf den Rhein. Hinter dem Schlosse befindet sich ein großer Park, ein Gemisch von französischen und englischen Anlagen nebst einer von Friedrich August, dem letzten Herzoge von Nassau-Usingen, auf den Trümmern der alten mosbacher Burg angelegten neuen Burg, worin sich verschiedene deutsche Alterthümer, besonders aus der aufgehobenen Abtei Ebersbach, befinden. 66.

Bielshöhle (Mehlloch), eine 1762 entdeckte merkwürdige Tropfsteinhöhle in einem Kalksteingebirge des Harzes, beim Dorfe Rübeland im braunschw. District Blankenburg. Sie besteht aus 12 bis 15 Abtheilungen, welche zusammen eine Länge von 646 Fuß ausmachen. Über diesen befindet sich noch eine einzige große Höhle, in welche man aus den untersten Abtheilungen gelangen kann. Erst 1788 wurde die B. durch einen gewissen Becker für Reisende zugänglich gemacht und seit 1817 ist sie noch bequemer zu besuchen. Man trifft in ihr, wie in der benachbarten Baumannshöhle, höchst merkwürdige Tropfsteinbildungen, welchen die Phantasie der Besuchenden nach Maßgabe ihrer Ähnlichkeit verschiedene Namen beigelegt hat. Auf dem Berge, in welchem sich die Höhle befindet, der Bielstein genannt, soll sonst eine altdeutsche Gottheit, Biel, verehrt worden sein. 15.

Bienen, lat. apes; franz. abeilles; engl. bees. Diese durch Fleiß, Kunsttrieb und Nutzbarkeit ausgezeichnete Insektengattung ist die einzige, die der

Mensch aus der Wildniß entnommen und unter die Hausthiere versetzt hat. Die Bienenzucht, als einer der wichtigsten Zweige der Landwirthschaft, ist mit Unrecht in neuerer Zeit vernachlässigt worden. Im Königreiche Hanover, wo sie am meisten getrieben wird, veranschlagt man den daraus gewonnenen jährlichen Ertrag über 300000 Thaler, auch in Baiern wird sie an einigen Orten gut gepflegt. Daher gilt die Bienenzucht als eine ergiebige Quelle des Nationalwohlstandes, und galt als solche schon in den ältesten Zeiten bei den Griechen und Römern, von denen dieselbe auch nach Deutschland verpflanzt wurde. In den ältern Zeiten betrieb man vornehmlich die Waldbienenzucht, die man jetzt noch in der Oberlausitz, in Polen und in Rußland findet. Die Waldbienenzucht besteht lediglich darin, daß die Bienenwirthe starke Baumstämme im Walde nahe unter der Krone aushöhlen, Kreuzhölzer in die Höhlung legen und die letztere mit einem starken Brete, in welchem eine Öffnung zum Ein- und Ausfliegen angebracht ist, verschließen. Diese Wohnungen werden dann meist von den Bienenschwärmen selbst aufgesucht und bezogen. In neuerer Zeit und besonders seit Schirach über die Kunst, Ableger zu machen, geschrieben, hat man sich in Deutschland mehr für die Gartenbienenzucht erklärt, d. i. die Pflege und Wartung der Bienen in Bienenstöcken oder Bienenkörben im Garten oder nahe an Häusern. Seit dieser für die Beobachtung der Ökonomie der Bienen günstigen Periode hat man über die Naturgeschichte dieser merkwürdigen Insekten und über den Bienenstaat überhaupt viele und widersprechende Meinungen aufgestellt, bis endlich der Commissionsrath Riem dieselben zu vereinigen suchte und das heutgiltige von Huber bekräftigte Lehrgebäude veröffentlichte. Der Bienenstock besteht nämlich aus ungefähr 20000 Arbeitsbienen, aus 1500 Drohnen und aus einer Königin oder dem Weisel (auch Weiser). Diese Königin ist die Hauptmutter und legt, wenn sie sich mit den Drohnen, als den männlichen Bienen, begattet hat, zweierlei Eier, männliche und weibliche. Aus den männlichen Eiern werden blos Drohnen oder Männchen erbrütet, deren Anzahl im Sommer größer ist als im Frühjahre. Diese Drohnen scheinen nur zur Befruchtung der Weibchen da zu sein und sterben kurz nach der Begattung oder, wie Andere behaupten, werden als unnütze Fresser von den Arbeitsbienen umgebracht. Aus den weiblichen Eiern würden eigentlich lauter Weisel entstehen, aber weil es dann an Arbeitern fehlen würde, so hat der allweise Schöpfer es so angeordnet, daß die 30 — 40000 Eier, welche die Königin legt, in kleinen sechseckigen Zellen ausgebrütet, dadurch aber so gepreßt werden, daß sie die gehörige Größe nicht erlangen und zur Fortpflanzung nicht taugen. Dieß sind dann die Arbeitsbienen, während aus einigen freigelegten Eiern Königinnen hervorkommen, und für den Fall, daß die Königin, ohne welche der Bienenstaat nicht bestehen kann, stirbt, ist den Arbeitsbienen der Instinkt beigelegt, einige gewöhnliche weibliche Eier auszuwählen, ihnen eine größere, runde Zelle zu erbauen, dieselbe mit dem besten und vielem Futterbrei zu versehen, und mit schönem, dickem Wachse zu überdeckeln, damit die Brut nicht gepreßt liege und ihre Larvenhaut bequem an die innern Wände ablegen könne. Gerathen nun auf solche Weise mehrere Königinnen oder Weiser, so wird dadurch das Schwärmen veranlaßt, weil sich niemals zwei Hauptmütter in einem Stocke dulden. Das Schwärmen ereignet sich in den warmen Tagen des Mai, Juni und Juli. Zieht die alte Königin mit dem ersten Schwarme ab, so heißt er Vorschwarm, die übrigen nennt man Nachschwärme. Um das nachtheilige mehrmalige Schwärmen zu verhüten ist es rathsam, die Königinzellen auszuschneiden, die Drohnenbrut zu zerstören und die Bienenstöcke zu vergrößern. Die Schwärme hängen sich in Klumpen meist an einen Baumast oder an niedere Sträucher, oft auch an Gebäude. Die Arbeitsbienen holen den Honigstoff aus den Honigblättern der Blu-

men zusammen, nehmen ihn mit ihren Rüsseln auf und verschlucken ihn in ihren Honigmagen, aus dem sie ihn dann wieder durch eine Art Erbrechen in die Zellen gießen. Den Wachsstoff sammeln sie ebenfalls aus den Blumen als Blumenstaub, hängen ihn an die Schaufeln ihrer Höschen oder ausgehöhlten Hinterbeine, tragen ihn nach Hause, feuchten ihn an, kneten ihn durch, verarbeiten ihn im Wachsmagen zu Wachs und bauen sodann mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit die Zellen, deren etwa 50000 in einem Stocke sind. Die Scheiben, welche aus lauter an einander gebauten Zellen bestehen, heißen Waben oder, wenn sie mit Brut angefüllt sind, Bruttafeln. Außerdem wissen die Bienen ihre Stöcke fleißig von Unrath und todten B. zu reinigen, und vor dem feindlichen Eindringen der Raubbienen, Wespen und Fliegen unverdrossen zu bewahren. Das Beschneiden der Stöcke im Frühjahre und im Herbste wird Zeideln genannt, und es gibt noch sehr viele Zeidlergesellschaften in der Oberlausitz (Muskau), in Hanover und andern Orten. Über Bienenzucht haben Viele geschrieben, vorzüglich vergleiche man Struve, Heumann, Riem und Huber. 43.

Bienenrecht. Die Biene ist ein wildes, nie völlig zu zähmendes Geschöpf, welches übrigens in seinen Einzelnheiten so gleichförmig gestaltet ist, daß es fast unmöglich fällt, dieselben von einander zu unterscheiden. Das sächs. Weichb. Art. 120. nennt die Biene einen wilden Wurm. I. Wilde Bienen, die sich in Wäldern aufhalten, gehören dem Besitzer des Forstes an; solche, die in das Freie kommen, sind der Occupation unterworfen. II. Bei zahmen Bienen ist Mehreres zu unterscheiden. Da die Bienen, wenn der junge Schwarm von den Alten zum Auswandern genöthigt wird, was man schwärmen nennt, sobald der Besitzer des alten Stockes sie nicht hütet, davon fliegen; so ist wegen der Vindication auf fremdem Gebiete darauf zu sehen, a) ob der frühere Besitzer den jungen Schwarm unmittelbar verfolgte. Hier schützt ihn gewissermaßen sein früherer Besitz und er kann den Schwarm auch auf fremdem Gebiete wieder einfangen; nur darf er keinen Schaden anrichten. Die L. Bajuvar. T. 21. 8. 9. bestätigt solches umständlich, jedoch ohne den Grund anzugeben. b) Hat aber ein Anderer den Schwarm bereits eingefangen, so ist Occupation vorhanden und dürfte übrigens auch die Vindication, in Ermangelung anzugebender äußerer Unterscheidungsmerkmale, nicht leicht möglich fallen. III. Raubbienen, d. h. solche, wie sie bisweilen ausarten, die nicht selbst Honig sammeln, sondern andere Stöcke bekriegen und berauben, darf Niemand halten, sondern muß sie vertilgen. Die Raubbienen, deren Dasein sich durch den Krieg mit den einheimischen, die sich nicht gutwillig berauben lassen, ergibt, bezeichnet man durchs Bespritzen mit einem in weiße Farbe getauchten großen Maurerpinsel und visitirt nun die Nachbarstöcke, um zu erfahren, wo die Bezeichneten zu Hause sind. IV. Bienenstöcke dürfen nicht an Wegen und Straßen aufgestellt werden, sondern sollen hinter den Häusern stehen. 10.

Bier, lat. cerevisia; franz. bière; engl. beer, ist ein aus verschiedenen Getreidearten künstlich bereitetes Getränk, dessen Erfindung gewöhnlich den Ägyptern zugeschrieben wird, weil sie schon im J. 1212 v. Chr. in der Stadt Pelusium am östlichen Nilufer ein sehr vorzügliches B., der pelusische Trank genannt, gebraut haben sollen. Auch die Griechen und Römer hatten davon Kenntniß, und Archilochus, Äschylus, Sophokles und Diodor von Sicilien gedenken des „Gerstenweines", so wie Plinius in seiner Naturgeschichte cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getreides und vis, die Kraft) mehrfach erwähnt und erklärt, ein Getränk, das nach seiner Erzählung vornehmlich bei den alten Deutschen im Gebrauche gewesen sei. Was den deutschen Namen Bier anlangt, so will man ihn gewöhnlich vom latein. bibere (trinken) herleiten. Als Getreidearten, aus denen das B. bereitet wird, sind Gerste, Weizen, Hafer, Mais,

Reis zu erwähnen, und außerdem läßt sich noch aus Birkensaft, aus Möhren, Runkelrüben, aus Tannen- und Fichtensprossen mit einem Zusatze von Gerstenmalz eine Art B. brauen. Die Chinesen gebrauchen zu ihrem Tarasum Weizen und Gerste zugleich, die Japanesen zu ihrem Sali Reis, die Nubier zu ihrem Beuza ägyptischen Hirse, und die Mexikaner den Mais. Der Unterschied der Biere, der außerordentlich groß, aber nie räthselhaft ist, hängt ab von dem Unterschiede der Länder und des Klima, der Jahreszeiten, der Lufttemperatur, der Lage der Städte und Dörfer, ja einzelner Brauhäuser selbst, hauptsächlich aber vom Wasser und vom Unterschiede der Braumaterialien, deren Eigenschaften oder deren Proportionenverbrauch verschieden sind, von der Art des Hopfenzusatzes und überhaupt von den verschiedenen Verfahrungsarten beim Malzen, Brauen und Gähren. Die Bestandtheile des B. sind Zuckerstoff, Kohlenstoffsäure, Bitterstoff, Weingeist, Pflanzenschleim oder Gummi und Wasser. Je nachdem nun die quantitativen Verhältnisse dieser Bestandtheile modificirt werden, und je nachdem der eine oder der andere Bestandtheil vorherrscht, ist die Stärke des Bieres. Eben so unterscheidet man das B. nach der Art des Malzes, nach den Ingredienzien und nach den hinzugesetzten Substanzen, so daß wir der bessern Übersicht wegen folgende Eintheilung treffen. Es gibt I. dem Malze nach: 1) Luftmalzbier oder das sogenannte Weißbier, aus Gerstenluftmalz. Dieß ist hell und licht, geistig von Geruch, lieblich von Geschmack, durstlöschend, etwas blähend, hält sich nicht so lange wie das Braunbier, dient aber wegen seiner vielen Kohlensäure zu einem mild harntreibenden und reinigenden Arzneimittel. Hierher gehören der hanöversche Broyhan, von Broyhan 1526 erfunden, die goslarsche Gose, das döllnitzer Weißbier (aus Döllnitz bei Leipzig). 2) Darrmalzbier oder Braunbier. Dieß dunkle B. erhält seine Farbe durch das hinzugesetzte Farbe- (etwas verkohltes) Malz, hat weniger Kohlensäure, die oft künstlich durch Pottasche ersetzt wird, schmeckt ungehopft nicht so lieblich wie Weißbier, aber mit genug Hopfenzusatze desto angenehmer und hält sich länger. Die dunklere oder lichtere Farbe hängt von dem mehr oder weniger gerösteten Malze mit ab, so wie die Stärke durch die Menge des Malzzusatzes bedingt ist. Hierher gehören die von Christian Mumme 1492 erfundene braunschweiger Mumme, die baierschen Biere, die böhmischen, erlanger, bamberger, manheimer, stettiner, ruppiner, reinsberger, anklamer, köstritzer, merseburger, die in Sachsen und anderwärts nachgebrauten englischen Biere (Porterbier zu Althaldensleben). II. Nach den die zur geistigen Gährung nöthigen Stoffe enthaltenden Ingredienzien gibt es nun wieder Gerstenbier, Haferbier, Weizenbier, Maisbier, Spelzbier ꝛc. Gerste nimmt man gewöhnlich, weil sie am tauglichsten zum Bierbrauen ist; das Haferbier nährt schon weniger als das Gerstenbier, doch gibt der vollkörnige englische Weißhafer ein nicht übles B. Das Maisbier in Nordamerika kommt dem Gerstenbiere gleich. Weizenbier ist z. B. das englische Ale, das sehr stark ist; diesem ähnelt das leichtere Spelzbier. III. Nach den hinzugesetzten Substanzen, welche theils die Essiggährung verhindern, theils dem B. andere, ja sogar arzneiliche Eigenschaften mittheilen sollen, haben wir z. B. Hopfenbier, Kräuterbier, Sprossenbier, Ginger Beer, das engl. Porterbier, den Extract aus Fichten- und Tannensprossen, aus Birkensaft und Birkenknospen ꝛc. Um arzneiliche Kräuterbiere zu bereiten, setzt man den gewöhnlichen Bieren während der Gährung die geeigneten Arzneistoffe zu, wie Wachholderbeeren, Quassia ꝛc. Im englischen Porter, das jetzt aus Darr- und Luftmalz gebraut und, weil es als ein stärkendes und nährendes B. vornehmlich für die Arbeiter und Lastträger bestimmt ist, so genannt wird (porter, Lastträger), ist Quassia und Wermuth; im Sprossenbiere Extract von Fichten- und Tannensprossen, im Ginger Beer, das im Munde wie Pfeffer brennt, Ing-

wer hinzugesetzt. IV. Nach dem quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile des Bieres oder der Stärke nach theilen wir die Biere in einfache und schwere. 1) Einfache oder leichte sind solche, die im Verhältnisse zum Zuckerstoffe, Pflanzenschleime, zur Kohlensäure und zum Wasser wenig Weingeist und Bitterstoff enthalten, wie die Weißbiere und einige Braunbiere, z. B. die braunschweiger Mumme. 2) Schwere oder starke sind solche, die mehr Weingeist und Bitterstoff enthalten. Hierher gehören: a) Doppelbiere, in denen der Weingeist und Zuckerstoff vorherrschend sind, z. B. die englischen, das reibersdorfer, gersdorfer, reinsberger, ehrenberger, sahliser, löbnitzer, zscheppliner B. ꝛc. b) Lagerbiere, in denen nebst einem starken Antheile von Weingeist der Bitterstoff oder sonst andere ihm mehr oder weniger ähnliche Stoffe vorherrschen und die, wenn sie gerathen und sich gut halten sollen, im Winter gebraut werden müssen. Nur Darrmalzbier taugt dazu und solches, das hinlänglich gekocht und gehopft ist. Mit genug gutem Malze kann es die Stärke des alten Weines erlangen. Wird es vor ganz vollendeter Gährung auf Flaschen gezogen, so verhält es sich wie die mousirenden Weine. Noch sind die ober- und untergährigen Biere zu erwähnen. Bei den obergährigen setzen sich die Hefen nach oben ab, und von dieser Art sind die Doppel- und leichten Biere. Bei den untergährigen setzen sich dieselben nach unten ab, was darin seinen Grund haben mag, daß sich bei der Aufhellung wenig Kohlensäure entwickelt, durch deren Aufsteigen in den übrigen Fällen die Hefe mit in die Höhe gerissen wird. In Baiern und im preuß. Herzogthume Sachsen braut man dergleichen häufig. Die diätetischen Vorschriften anlangend, so bleibt das gute, reine, helle, reingeistig riechende, liebliche, kräftige Hopfenbier das nährendste und kräftigendste Restaurationsmittel, das man Nachmittags nach der Verdauung am zweckdienlichsten gebrauchen mag. Ein solches Hopfenbier ist reinigend, wie das Weißbier, und wirkt vorzüglich der Harnsteinerzeugung entgegen, so wie das Sprossenbier ein treffliches Heil- und Präservativmittel gegen den Scorbut, und das Porterbier mit Nutzen bei typhösen Fiebern angewandt worden ist. In der Technik dient das B. zur Essig- und Branntweinfabrikation, zur Bleiweißfabrikation, zur Schwarzbeize des Holzes, zum Schwehlen des Juftenleders, zu schwarzer Schreibtinte, zur Schuhmacherschwärze ꝛc. 43.

Bierbrauerei. Das Bierbrauen (coctio) ist ein chemischer Proceß, durch den der Schleimzucker mehliger Getreidesamen die geistige Gährung eingehet. Die schwere Kunst des Bierbrauens besteht in den 4 Hauptarbeiten, Bereitung des Malzes, Bierkochen, Einleitung der Gährung, Aufbewahren des gebrauten Bieres. 1) Bereitung des Malzes. Malz ist das durch anfangende Keimung von dem meisten Kleber befreite und so zur Ausziehung und Auflösung des Zuckerstoffes geschickt gemachte Braugetreide. Das Braugetreide muß zuckerhaltig, daher am liebsten auf einem kalkigen oder sandigen Boden gewachsen, vollkommen reif, unverdorben, dünnhülsig und nicht über ein Jahr alt sein und nicht sowohl nach dem Maße, als vielmehr nach dem Gewichte zugewogen werden. Um nun den Kleber, den das Getreide enthält und der den Absud übelschmeckend macht, überdieß den Zucker umhüllt, zu vermindern, läßt man das Getreide keimen. Dazu weicht man die gleichgroßen Körner im Quell- oder Weichbottiche behutsam in kaltem Wasser so lange ein, bis das Wasser rein abfließt, die Spitzen der Körner sich etwas öffnen und nicht mehr stechen; doch dürfen die Körner nicht zu lange quellen, weil sie sonst in die saure Gährung gerathen. Dieß ausgequellte Getreide trocknet man alsdann in einer etwas kühlen Kammer auf abhängigem Steinboden ab, schüttet es darauf in Haufen zusammen, damit es zu keimen anfange und der Kleber als Keim herausschieße, wendet es fleißig um und läßt die Keimung nur bis zu einem gewissen Grade gedei-

hen, etwa bis dahin, wo der Keim $\frac{3}{4}$ des Kornes in der Länge erreicht, weil bei zu weit getriebener Keimung das Malz säuerlich und kraftlos wird. Trocknet man das Malz auf einem luftigen Boden blos durch den Luftzug, so erhalten wir daraus das Luftmalz, aus welchem das Weißbier gebraut wird. Da sich das Luftmalz jedoch nicht so lange hält, so trocknet man das Malz mehr durch Kunstwärme, d. h. in einer Darrstube mit gewöhnlicher Stubenhitze oder durch andere Darranstalten ab, und dieß ist das braungeröstete Darrmalz, aus dem das Braunbier gebraut wird. Übrigens muß das Malz beim Brauen wenigstens ein Vierteljahr alt sein. Nachdem es nach der Abtrocknung durch Drahtsiebe sorgfältig entkeimt und sodann in der Mühle grob geschroten worden ist, wird 2) die Bierwürze bereitet oder ein Aufguß von heißem Wasser auf den groben Malzschrot, wodurch die mit Wasser ausziehbaren Stoffe, mehr Gummi und Zucker, weniger Kleber und Stärkmehl, aufgelöst werden. Für diesen Absud dient der Maischbottich, in welchem die durch das Auflösen der ausziehbaren Stoffe entstehende Würze wenigstens $\frac{1}{4}$ Stunde auf dem Malze stehen bleiben muß. Aus dem Maischbottiche läßt man gewöhnlich die Würze sammt dem Malze in die naheſtehende Braupfanne, um beides darin zu sieden, wodurch jedoch das Bier an Güte verliert. Ein zweites Aufgießen von Wasser auf das schon einmal ausgezogene Malz gibt das Nachbier oder den Covent, der Rückstand des Malzes die als Viehfutter nützliche Seihe oder Treber. Wenn die abgelassene Würze schon als bloßer Aufguß in Gährung gebracht wird, so schäumt das daraus gewonnene Bier zwar und ist sehr schmackhaft, aber nicht so lagerhaft als dasjenige, das noch länger in der Braupfanne gesotten wird. Die Stärke des Bieres richtet sich nach dem Aufgusse der Wasserquantität, oder nach dem längern oder kürzern Abdampfen der Würze, und läßt sich durch die Bierwaage (Aräometer) genau bestimmen. Zu lange abgedampfte Würze gibt ein weniger geistiges Bier, weil der Zucker aus Mangel an Wasser sich nicht gänzlich zersetzt, wie bei der braunschweiger Mumme. Schon seit mehrern Jahrhunderten setzt man der Bierwürze bald im Absude, bald, was besser ist, im wäßrigen Aufgusse den Hopfen zu, um das Bier theils vor der Säurung zu bewahren, theils magenstärkender, geistiger und wohlschmeckender zu machen. Der zum Bierkochen bestimmte Hopfen aber muß reif, gut getrocknet, vor Feuchtigkeit und Luft bewahrt, vom Staube, von Blättern, Ranken und Stielen frei, gelbbräunlich und etwas klebrig sein. Der vorzüglichste ist der böhmische, braunschweigische und sächsische Hopfen. Ist die Würze in dem Maischbottich hinlänglich bereitet und in der Braupfanne mit Hopfen oder auch andern Substanzen versetzt, so wird sie in den Kühlstock oder das Kühlschiff abgeleitet, d. i. einen langen und breiten, aber niedrigen Behälter, in dem sie bis zu einer gewissen Temperatur abgekühlt und zur Absetzung des fein zertheilten Klebers stark umgerührt wird. 3) Ist die Würze klar und gut zur Gährung, so wird sie entweder in den Gähr- oder Stellbottich geleitet, der tief und mit einem Deckel verschlossen ist, oder auf nicht ganz zu füllenden Fässern, deren Spundloch offen ist in Gährung gesetzt. Man vermengt als Ferment frische, unverdorbene Bierhefe, entweder leichtere, feuchte Spund- oder Oberhefe, oder untere, schwerere, feuchte Boden- oder Unterhefe, in gehöriger Quantität, gewöhnlich dem funfzigsten Theile der Würze bei der Oberhefe, dem hundert und zwanzigsten bei der Bodenhefe, mit der Bierwürze oder, wie der Kunstausdruck ist, man stellt sie. Zur Beschleunigung der Gährung setzt man der Hefe doppelt so viel Bier derselben Art zu, erwärmt dieß Gemenge, gießt es in die Würze hinab, rührt Alles unter einander und verschließt den Bottich mit seinem Deckel. Bei Lagerbieren läßt man die nun beginnende geistige Gährung der Bierwürze, wobei ein reichlicher, zäher, öfters niederzustoßender Schaum ausfällt, ganz enden und die Flüssigkeit völlig klar werden und füllt

das Bier sogleich auf die Fässer. 4) Diese zur Aufbewahrung des Biers dienenden Fässer müssen sorgfältig mit heißem Wasser gereinigt, gut ausgeschwefelt oder mit gutem Faßpeche ausgegossen sein, damit das Bier nicht verdunstet und die sauern Biertheilchen nicht in das Holz eindringen. Nur darf das Bier nicht zu lange auf Pech liegen, soll es nicht einen brenzlich-bittern Harzgeschmack annehmen. Die Bierfässer werden sodann dicht zugespundet und in kühlen, aber auch vor Frost geschützten Kellern (am besten sind die im Baierschen gewöhnlichen Felsenkeller) aufbewahrt. Die Kellerlöcher verwahrt man von innen mit wollenen Teppichen, aber ja nicht mit Mist, dessen Ausdünstung dem Biere schadet. Die größten Brauereien gibt es in London, wo man Alles durch Dampfmaschinen treiben läßt, so daß nur ein einziger Arbeiter zur Bereitung von einigen tausend Orhoft Bier nöthig ist. Wie ungeheuer groß die berühmte Barcley'sche Brauerei ist, ersieht man aus ihrer jährlichen Tranksteuer, die durchschnittlich im Jahre gegen 3 Mill. Thaler beträgt. 43.

Biergilden oder **Bargilden**, eigentlich Bauergilden, waren nach ältestem sächs. Rechte eine Art Zinsbauern, die für ihre Person frei und nur in Ansehung des Gutes zinspflichtig waren. Die Glosse zum sächs. L. R. L. I. art. 2. sagt: „Bauergilden heißen die, so sitzen auf gemietheten Laßgut, da man sie abweisen mag, wenn man will". 17.

Bièvre (Marschall Marquis de), bekannt durch seine Witzworte und Calembourgs, wurde 1747 geboren und diente unter dem Musketiercorps der königl. französ. adeligen Leibwache. Er war im Umgange höchst geistreich und unterhaltend und deßhalb überall, auch am Hofe, beliebt. Außer einigen Lustspielen hat er einen Almanach de Calembourgs herausgegeben, welcher höchst interessant ist. Er starb 1789 im Bade zu Spaa. — Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien durch Deville 1799 unter dem Titel: „Bièvriana". 22.

Bifang, ein von andern Grundstücken nicht abgesondertes, nicht eingezäuntes, Gut, befangenes Gut, ähnlich dem, was in höhern Verhältnissen Enclave heißt. 24.

Bigamie, s. Ehe.

Bignon (spr. Binjong), Louis Eduard, erst ein treuer Anhänger der Revolution und dann Napoleon's, wurde 1771 zu Meilleraye, im Departement der Niederseine geboren, studirte zu Paris und begab sich, als er dieses verlassen mußte, in Kriegsdienste, die er jedoch bald wieder verließ, um bei einer Gesandtschaft angestellt zu werden. In den Jahren 1801—3 fungirte er in Berlin als Bevollmächtigter und von 1803—6 als solcher in Cassel. Von da an hatte er in Preußen als kaiserl. Commissair die Finanzen und Domainen zu administriren. 1809 wurde er Generaladministrator in Östreich und bald darauf vom Kaiser mit wichtigen Aufträgen nach Warschau geschickt, wo er bis 1812 blieb und durch seine Klugheit nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges den Rückzug der östreichischen Armee zu hintertreiben wußte, so daß unterdessen Poniatowsky mit seinem verstärkten Armeecorps nach Sachsen gelangen konnte. Jetzt begab sich B. nach Dresden und von da nach der Capitulation der Stadt in Begleitung eines östreich. Adjutanten nach Frankreich zurück. Nach der ersten Verbannung Napoleon's lebte B. von Staatsgeschäften entfernt, bewies sich aber in einer Flugschrift über die Lage Frankreichs im Verhältnisse zu den übrigen Großmächten Europas als warmen Anhänger Napoleon's. Nach dessen Rückkehr von Elba wurde er Unterstaatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber unter Ludwig XVIII. in den Privatstand zurück. In der Kammer trat er 1820 als Deputirter auf und sprach mit Feuer für die Verbannten und gegen die Ausnahmsgesetze. In dem ersten nach der Julirevolution von Louis Philipp ernannten Ministerium wurde B. nebst Périer, Lafitte und Dupin dem ältern zum

Mitgliede des Ministerraths, jedoch ohne Portefeuille ernannt; als aber im November 1830 Lafitte ein neues Ministerium bildete, wurden sämmtliche Ministerräthe ohne Portefeuille, unter ihnen B. entlassen. Gegenwärtig ist er Mitglied der Deputirtenkammer. Seine verschiedenen politischen Schriften haben stets viel Aufsehen erregt und man lernt in ihnen B. als einen freisinnigen, furchtlosen Mann kennen. Z. B. „Du congrès de Troppau"; „des proscriptions"; „les cabinets et les peuples" u. a. m. 22.

Bigott nennen wir den Menschen, welcher es für seine Pflicht hält, seinen religiösen Sinn zur Schau zu tragen und der den frommen Ernst bis zur Übertreibung steigert. Betrifft die Bigotterie blos Äußerlichkeiten und zeigt sie sich nur in der strengen Beobachtung des Cultus, so ist sie Andächtelei oder Frömmelei; vermischt sie sich aber mit der Erkennung und Vertheidigung der Lehre selbst, dann wird sie oft Starrsinn und Intoleranz. Allemal aber ist sie ein Beweis von einseitiger Ausbildung und setzt einen Mangel an Scharfsinn voraus, bei welchem es unmöglich ist, Unwesentliches vom Wesentlichen zu unterscheiden. 58.

Bijouterie (spr. Bischuterie), Juwelen- oder Galanteriehandel, von dem franz. bijou, die Juwele, Kostbarkeit, und bijoux, das Geschmeide. Diese Galanteriewaaren bestehen in allerhand Schmuck von Gold, Silber und Edelsteinen, womit sich theils die Menschen putzen, als Halsketten, Ohrringe, Tuchnadeln, Uhren, Petschafte u. dgl., theils auch die Zimmer meublirt werden. Sehr häufig werden solche Schmuckwaaren auch aus unächten Metallen, aus Eisen z. B. gefertigt und heißen dann in Deutschland vorzugsweise B. Derjenige nun, welcher mit Bijouterien handelt, heißt Bijoutier. Bijouteriefabriken gibt es am häufigsten in Frankreich, z. B. zu Paris und Lyon, in Deutschland zu Wien, Berlin und Hamburg, Nürnberg und Pforzheim. 45.

Bilanze, Gleichgewicht, bei Kaufleuten die Schlußrechnung über ein abgesondertes Geschäft, oder über die ganze Handlung, durch Gegeneinanderstellung des Credit und Debet, um deren gegenseitige Aufwägung zu ersehen und zu beurtheilen, auf welche Seite der Ausschlag hinfällt. 38.

Bilboket, franz. bilboquet, ist entweder ein Spielwerkzeug, ein kleiner Becher mit einer daranhängenden Kugel, oder ein Stehmännchen, oder eine kleine Gelegenheitsarbeit der Buchdrucker. 26.

Bild, lat. imago; franz. u. engl. image, ist im Allgemeinen die Darstellung irgend eines Gegenstandes durch die Kunst und somit Alles, was nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Wiedergabe nach seiner äußern Form angeschaut wird. Es kann daher in materieller oder objectiver, wie in geistiger oder subjectiver Hinsicht aufgefaßt werden. Unter Bildern der erstern Art versteht man dann die Darstellungen der sogenannten bildenden Künste (s. d. Art.), obwohl man den Ausdruck immer mehr der Malerei vindicirt, während man bei der Bildhauerkunst etwa nur Bildsäulen kennt. Solche artistische Bilder sind aber entweder bloße Abbildungen, künstliche Darstellungen wirklich vorhandener Gegenstände, wozu auch die Bildnisse oder Portraits gehören und bei denen es neben der Treue auf die ästhetische Behandlung und die durch die Individualität des Künstlers bedingte Auffassung ankommt und wozu alle sichtbare Gegenstände im Einzelnen, wie in ihren mannichfaltigen Zusammensetzungen den Stoff liefern können, oder reine Bilder, Versinnlichungen der in der Phantasie des Künstlers entstandenen geistigen Schöpfungen, bei denen sein schaffender Geist eigentlich sich offenbaren kann und deren Vollendung in der vollkommensten Analogie mit der Wirklichkeit begründet ist (s. Gemälde). In sofern nun aber hierbei der Gegenstand schon im Geiste vorhanden sein muß, um wieder dargestellt zu werden, aber als Idee nicht objectiv sein kann, ist er ebenfalls ein Bild und zwar in

subjectiver Hinsicht. Denn alles Erkennen und Anschauen beruht doch eigentlich auf einem geistigen Gemälde und wir bezeichnen das Verhältniß des Bildes zu unserm Geiste gewiß sehr sinnig, wenn wir sagen, daß alles zu Erkennende einen Eindruck, gleichsam eine Abbildung in uns hervorbringen muß, wie auch wirklich durch die Abspiegelung der Gegenstände in der Netzhaut des Auges das physiologische Bild erst das psychologische oder geistige Bild hervorbringt. Wenn aber auf diesem physiologischen Wege die hervorgebrachten Bilder so entstehen, daß der Geist sich unbewußt auf den Pfaden der Lichtstrahlen zu dem Objecte sich hinwendet; so trägt er bei den durch die Phantasie erzeugten Bildern diese gleichsam aus sich heraus und denkt sie als Gegenstände vor sich hingestellt. Demnach ist das ganze geistige Leben der Menschen ein Bilden, mag die Außenwelt oder die Ideensumme den Stoff dazu liefern, und Nichts ist ihm daher auch ansprechender, als wenn er selbst die abstractesten Ideen in ein Bild kleiden kann oder sie unter diesem Gewande erhält. Deßhalb hat auch die Rede ihre Bilder und wie diese dem Naturmenschen am natürlichsten sind, so gehören sie auch zu dem Schmucke der schönen Redekunst. Zuerst treten uns hier die poetischen Bilder entgegen, d. h. die Darstellungen der Ideen durch die Bezeichnung sinnlicher Gegenstände und dieß ist der eigentliche Charakter der Poesie. Wenn aber das Haupterforderniß eines Bildes überhaupt die größtmöglichste Ähnlichkeit mit dem Wirklichen ist, so müssen die poetischen Bilder vorzüglich so eingerichtet sein, daß man an dem Sinnlichen sogleich das Geistige erkennt, und je größer die Ähnlichkeit zwischen beiden ist, desto schöner bewährt sich die Anlage des Dichters. Wann und wie übrigens die Bilder anzuwenden sind, muß dem Gefühle und Geschmacke des Dichters überlassen bleiben; doch werden die schönsten und treffendsten sich immer aus der Natur entlehnen lassen, weßhalb auch die Poesie der weniger cultivirten Völker die erhabensten Bilder aufzuweisen hat. Das Wesen der Bilder ist also das Gleichniß, das dann sowohl die geistigen Begriffe versinnlichen, als die sinnlichen ähnlichen Gegenstände mit einander verwechseln kann, und dieses schafft das Bild, wenn dadurch statt der Angabe der Eigenschaft ein Gegenstand angegeben wird, dem diese Eigenschaft zukommt. Verwandt mit dem poetischen Bilde ist das rhetorische, das aber seinem Wesen nach sich schon fester gestaltet und indem es gewöhnlich eine weitere Ausführung erfordert, bezweckt, daß man in ihm gleichsam sinnlich das anschaut, was in einer bloßen Beschreibung nur matt hätte gesagt werden können. Doch sind beide Arten im Gebrauche nicht so streng geschieden und werden abwechselnd in beiden Redegattungen angewendet, das letztere nur nicht in der lyrischen Poesie; aber wissenschaftlich nennt man das letztere Gleichniß, Parabel, das erstere Tropus (s. d. Art.) oder auch Blume, weßhalb ein bilderreicher Styl auch ein blühender genannt wird. Im gewöhnlichen Leben zeigt sich das Bild sehr häufig im Witze (s. d. Art.) und häufig drückt man sich bildlich, d. h. so aus, daß man unter dem Gesagten noch irgend einen andern Sinn vortragen will (s. auch Allegorie). 9.

Bildende Künste nennt man alle diejenigen Künste, welche irgend Etwas im Raume hervorzubringen suchen. Sie lassen sich, je nachdem man auf den körperlichen Inhalt der Gegenstände oder auf die Fläche sieht, 1) in plastische, wobei die Sinne des Gefühls und des Gesichts zugleich, und 2) in zeichnende Künste eintheilen, wobei nur der Gesichtssinn berücksichtigt ist. Die plastischen Künste zerfallen wieder in Formkunst, Schnitzkunst, Bildhauerkunst und Bildgießerkunst; die zeichnenden in die eigentliche Zeichnenkunst, die Malerei, die Kupferstecherkunst, die Holzschneidekunst und die Lithographie oder den Steindruck (s. d. einzelnen Artt.). An beide Hauptarten schließen sich als mitten inne liegend die Reliefkünste, welche entweder erhaben (Hautrelief) oder vertieft (Basrelief) darstellen. 30.

Bilderdyk (Wilhelm), Advocat und Dichter zu Leyden in Holland, geb. 1750 zu Amsterdam. Sein poetisches Talent, welches er zuerst in der Bearbeitung mehrerer Preisaufgaben mit dem glücklichsten Erfolge beurkundete, entwickelte sich so schnell, daß er bereits in seinem 27. Jahre von den Holländern für einen der größten ihrer vaterländischen Dichter gehalten wurde. Treffliche poetische Bilder, blühende Sprache und feurige Diction zeichnen ihn vor den andern bekannten Dichtern seines Volks aus. Nicht minder achtungswürdig ist er durch seine classische gelehrte Bildung und als geschickter Advocat. Während seines längern Aufenthalts in Braunschweig (nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen) beschäftigte er sich auch mit deutscher Literatur und Poesie, konnte ihr aber, merkwürdig genug, nie Geschmack abgewinnen, sondern äußerte sogar gegen dieselbe entschiednen Widerwillen. 1799 kehrte er von London, wo er sehr geehrt worden war, nach Holland zurück und wurde später unter Louis Buonaparte Mitglied des von diesem errichteten Nationalinstituts. — Als warmer Freund seines Vaterlandes besang er mit Begeisterung dessen Befreiung von franz. Herrschaft in dem herrlichen Gedichte „Hollands Verlossing", und seine begeisternden Kriegslieder, nach der Wiederkehr Napoleon's von Elba, gehören unter die besten der damals in Unzahl erschienenen Freiheitsgesänge. 1823 gab B. zu Rotterdam 2 Bände seiner Gedichte unter dem Namen „Mengelpoëzy" heraus. Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist, so viel uns bewußt, bis jetzt noch nicht erschienen. 22.

Bilderschrift, s. Schrift und Hieroglyphen.

Bilderstreit. Bilderverehrer. Bilderstürmer. Bei diesen Worten denkt man gewöhnlich an die während der Reformation von einer strengen Partei veranlaßten Unruhen, in welchen die in den Gotteshäusern aufgestellten Bildwerke herabgerissen und gewaltsam zerstört wurden. Aber schon in weit frühern Zeiten erweckte die Gewohnheit, die Kirchen mit Bildern auszuschmücken, bisweilen heftige Widersprüche und Streitigkeiten, und daher ist es nöthig, in die Geschichte zurückzugehen, um eine vollständige Übersicht über diesen Gegenstand zu erlangen. Bei den ersten Christen finden wir eine entschiedene Abneigung gegen alle Bildwerke in gottesdienstlichen Gebäuden. Mit Strenge tadelten sie deßhalb die Heiden und behaupteten gegen dieselben, Gott und ihre Religion seien zu erhaben, als daß sie durch bildliche Darstellungen verherrlicht werden könnten. Nach Sozomenus sollen zuerst im J. 362 die Trümmer einer Bildsäule, welche die von Christo nach Matth. 9, 20—22. geheilte Frau ihrem Retter zu Paneas hatte setzen lassen, in eine Kirche geschafft worden sein. Allein Osterius (lange vor Sozomenus) behauptet, es sei schon zu seiner Zeit nichts mehr von dieser Bildsäule vorhanden gewesen. So viel ist aber gewiß, daß eine spanische Kirchenversammlung zu Anfange des V. Jahrh. sich genöthigt sahe, die Ausstellung von Gemälden in den Kirchen zu verbieten. Gregor der Große machte sehr scharfsinnig einen Unterschied zwischen der Verehrung der Bilder und dem Gebrauche derselben, nach welchem sie dem gemeinen Haufen dazu dienen sollten, das im Bilde zu lesen, was er in Schriften nicht lesen könnte. Im J. 726 entspann sich aufs Neue eine Streitigkeit über die Frage: „ob auch den Bildern der ehrwürdigsten und heiligsten verstorbenen Christen Verehrung erwiesen werden dürfe?" In diesem Jahre nämlich verbot Leo der Isaurier, der das griechische Reich seit 716 regierte, die Verehrung der Heiligenbilder. Von seinen Feinden wurden ihm allerhand unedle Beweggründe dazu untergeschoben und in Constantinopel brachen große Unruhen darüber aus, so wie auch die Einwohner der Cykladischen Inseln sich deßhalb empörten. Am wichtigsten war indeß der Widerstand, welchen der röm. Bischof, Gregor II., dem Kaiser leistete, weil darin hauptsächlich der Grund lag, daß Rom und das ganze mittlere Italien

für die griechischen Kaiser verloren ging (s. d. Artt. Gregor II. und Leo der Isaurier). Die ökumenische Synode zu Constantinopel im J. 754 beschloß, „daß alle Bilder aus der christlichen Kirche weggeworfen werden, für sie fremd und verabscheut sein sollten.“ Constantinus (spottweise Copronymus genannt), Sohn und seit 741 Nachfolger Leo's, ließ die Bilderverehrer verfolgen und viele derselben hinrichten. Mit gleicher Strenge verfuhr sein Sohn, Leo IV., welcher im J. 775 die Regierung antrat, aber schon 779 starb und die Regierung, da sein Sohn Constantinus erst 10 Jahr alt war, in den Händen seiner Witwe, Irene, zurückließ. Diese versuchte alles Mögliche, den Bilderdienst wieder herzustellen. Anfangs wollte es ihr zwar nicht gelingen, indem viele Bischöfe des Reichs, sei es nun aus Überzeugung oder Gewohnheit, oder weil ihnen die Befehle Leo's und Constantin's noch im frischen Andenken waren, sich gegen die Bilder erklärten. Endlich aber wurde auf der zu Nicäa in Bithynien 787 gehaltenen Synode, auf welche der röm. Bischof Adrian, wiewohl abwesend, großen Einfluß hatte, beschlossen: „daß, so wie das Bild des ehrwürdigen und lebendig machenden Kreuzes, also auch andre verehrungswürdige und heilige Bilder, sie mögen nun mit Farben gemalt oder von ausgelegter Arbeit, oder aus anderer Materie gemacht sein, in den Kirchen aufgestellt, auf heiligen Gefäßen und Kleidern, an Wänden und auf Tafeln, in Häusern und auf öffentlichen Wegen angebracht werden sollen; nämlich die Bilder Christi, der Jungfrau Maria, der ehrwürdigen Engel und aller Heiligen ꝛc. ꝛc.“ Die griechische Kirche hatte demnach den Bildern ihren alten Rang wiedergegeben und dadurch die Verbindung mit der römischen wieder angeknüpft. Die fränkische Kirche schlug dagegen einen Mittelweg ein. Karl der Große ließ im J. 790 ein Buch schreiben, zu welchem er selbst Bruchstücke geliefert haben soll und worin eine mildere Ansicht durchgeführt, namentlich aber der Satz aufgestellt wird, daß nicht der Anblick der Bilder in den Kirchen, sondern ihre abergläubische Anbetung zu verwünschen sei; indem dieß heiße Ärgerniß stiften, wenn man unbelebten Dingen eine solche Ehrerbietung bezeige, wie diejenigen, die vor den Bildern räucherten und Lichter anzündeten. Um nun die in diesem Buche enthaltene Lehre in seinem Reiche einzuführen, ließ Karl die im J. 794 zu Frankfurt a. M. wegen der Adoptianischen Händel zusammenberufene Synode auch über die Bilderverehrung berathschlagen. Er führte selbst auf dieser Synode den Vorsitz und hier wurde offenbar ein vernünftiger und unschädlicher Gebrauch der Bilder vorgezeichnet. Unter Leo dem Armenier, welcher im J. 813 den kaiserlichen Thron zu Constantinopel bestieg, brach der alte Streit von Neuem aus. Leo verwarf die Bilderverehrung als unbiblisch; der Klerus widerstritt. Im J. 815 befahl der Kaiser, alle Heiligenbilder wegzuschaffen, ließ zu Constantinopel eine Synode halten, wo den Bilderfreunden mit Härte begegnet und die Bilderverehrung feierlich verboten wurde. Michael der Stammelnde, Leo's des Armeniers Nachfolger seit 820, zeigte, wiewohl sehr ungünstige Schilderungen von ihm entworfen werden, anfangs viel Duldsamkeit, bis er wahrscheinlich durch mancherlei höchst thörichte Unternehmungen und persönliche Beleidigungen gereizt anfing die Bibelfreunde eben so zu verfolgen, wie einige seiner Vorgänger gethan hatten. Sein Sohn Theophilus, welcher 829 zur Regierung kam, war noch weit strenger. Doch änderte sich die Sache, als dieser im J. 842 mit Hinterlassung eines dreijährigen Sohnes starb, dessen Mutter Theodora der Bilderverehrung günstig war, wurde letztere überall wieder eingeführt, und zum Andenken an diese Begebenheit sogar ein Fest der Rechtgläubigkeit oder Bilderfest gestiftet, weil man mit den Bildern den wahren Glauben wiedergewonnen zu haben meinte. Unter den Griechen gab es indeß noch eine Zeit lang Gegner der Bilder, und ein kurzer Streit, der ungefähr 1081 ausbrach, diente nur dazu, die Verehrung derselben

zu befestigen. Wir übergehen hier die Schriften, welche dieser lange Streit veranlaßte, als für eine eigentliche Kirchengeschichte gehörig. Als Luther die Reformation begonnen hatte, konnte es nicht fehlen, daß einige eifrige Anhänger derselben in manchen Stücken zu weit gingen. So veranlaßte Karlstadt (s. d. Art.) im J. 1521 einige unruhige Auftritte, wobei von Studirenden auch Heiligenbilder zerbrochen wurden. Luther billigte dieß nicht und that dem Unwesen Einhalt. Seine Erklärung über die Bilder verdient hier eine Stelle zu finden. Er sagt: „Es wäre zwar besser, wir hätten gar keine Bilder, um des leidigen, vermaledeiten Mißbrauchs und Unglaubens willen; aber überhaupt sind sie doch von Gott freigelassen; und wenn sie in der Bibel verboten zu sein scheinen, so ist es nur das Anbeten derselben. Anstatt der Bilderstürmerei also sollte man gepredigt haben, daß die Bilder nichts sind, und daß man Gott keinen Dienst damit thut, wenn man sie aufrichtet, so würden sie von selbst vergangen sein ꝛc.“ Auf Leo Judä's und Zwingli's Ermahnungen wurden zu Zürich im J. 1524 die Bilder aus den Kirchen weggeschafft; ein Gleiches geschah zu Bern 1528, und zu Genf 1535. Ein ganz anderes Ansehen hatte die Bilderstürmerei in den Niederlanden. Hier waren es nicht Geistliche, welche sie veranlaßten; hier war es ein durch mancherlei Umstände, vorzüglich durch die vom Klerus erlittenen grausamen Bedrückungen, gereizter Pöbel, welcher einen Gegenstand suchte, um seine Wuth daran auszulassen. Diese Unruhen brachen im J. 1566 zuerst in Flandern aus, und verbreiteten sich schnell über Artois und Brabant. Große Haufen nichtswürdigen Volks fielen bewaffnet in Kirchen und Klöstern ein, vernichteten alle Gemälde, Bildsäulen und andre Zierden; stürzten die Altäre um, plünderten und raubten, und nur nach und nach gelang es der Oberstatthalterin, den Sturm zu beschwichtigen. — Etwas mehr Mäßigung hatte in Riga und Reval geherrscht, wo ebenfalls ein gemeiner Haufe 1523 Bilder und Denkmäler in den Kirchen zerstörte. Die schottländische Reformation rief ähnliche Scenen hervor. Merkwürdig aber ist in jeder Hinsicht, daß vierzig Jahre nach dem Anfange der Reformation in Frankreich hier selbst katholische Theologen, wie Montluc, Bischof von Valence, Despence und Mehrere jede Abbildung der Dreieinigkeit für unerlaubt erklärten und verlangten, daß alle übrigen von den Altären weggenommen werden möchten, damit man sie weder anbeten, noch grüßen, küssen, ankleiden, mit Blumen krönen, sie herumtragen oder sonst verehren könne. Auf dem Tridentinischen Concilio wurde im J. 1563 beschlossen: daß die Bilder Christi, der Jungfrau Maria und anderer Heiligen vorzüglich in den Kirchen beibehalten und ihnen die gebührende Ehrerbietung erwiesen werden müsse; nicht, als ob man etwas von ihnen zu bitten habe, oder als ob ein Vertrauen auf sie zu setzen sei — sondern weil die ihnen erwiesene Ehre der Person gilt, welche sie vorstellen. Die Bilder, welche die Geschichte der Erlösung ausdrücken, sollen die von Christo empfangenen Wohlthaten ins Andenken bringen, zum Danke gegen Gott aufrufen; — die Bilder der Heiligen aber die Erinnerung an die von den letztern bewirkten Wunder wecken und zur Nachahmung ihrer heilsamen Beispiele anfeuern. Alle Mißbräuche einer ältern Zeit sollen aufgehoben werden. Die Geistlichen sollen das Volk belehren, die Gottheit könne nicht in Bildern dargestellt werden. Aberglaube bei Verehrung der Bilder und üppige Vorstellungen in Bildern sollen nicht stattfinden ꝛc. — In lutherischen Kirchen dienen Gemälde blos zum Schmucke; von einer Verehrung oder Anbetung ist nicht die Rede. 60.

Bildgießer, s. Rothgießer. 37.

Bildhauerkunst (Plastik im engern Sinne), lat. ars statuaria; franz. und engl. sculpture, ist die Kunst, aus harten Stoffen mittelst Meisel und Schlägel körperliche Gegenstände, so wie sie sich in der Natur räumlich darbieten,

nachzubilden. Sie unterscheidet sich von der Malerei mithin dadurch, daß sie nicht, wie diese, die Gegenstände auf einer Fläche blos hinzeichnet, sondern sie wirklich körperlich in demselben Raume, den sie in der Natur einnehmen, darstellt. Sie hat theils einen allgemeinen Zweck, nämlich den, überhaupt Gegenstände in ihrer natürlichen Gestalt darzustellen, theils dient sie im Besondern als verschönernde Begleiterin ihrer Schwester der Baukunst. So wie sie sich nun die Aufgabe zu stellen hat, die Natur möglichst treu nachzuahmen, so muß sie doch stets einen höhern ästhetischen Standpunkt behaupten, niedere und häßliche Gegenstände von der Darstellung ausschließen, oder sie wenigstens der idealischen Schönheit so nahe als möglich zu bringen suchen, und endlich ihren Darstellungen gleichsam Leben und Seele einzuhauchen verstehen; denn sonst wären sie nur todte Formen, welche der ästhetischen Bestimmung der Kunst, dem Anschauenden ein Gefühl des Wohlgefallens und andere erhabenere Eindrücke zu erregen, nicht entsprechen würden. Deßhalb ist eben der Mensch, das seelenvollste Geschöpf der Natur, stets der Hauptgegenstand der Kunst gewesen, und ist es einem Künstler gelungen, ihn so darzustellen, daß der Beschauende nicht blos die Form desselben, sondern seinen Geist, seine Empfindungen, seine Vollkommenheiten und Eigenschaften in der Darstellung zu erkennen im Stande ist, so hat er den höchsten Zweck der Kunst erreicht. Um aber dazu zu gelangen, würde die vollendetste ästhetische Auffassung des darzustellenden Gegenstandes nicht hinlänglich sein, wenn nicht der Künstler außer der technischen Gewandtheit auch die nöthigen Kenntnisse besitzt, das in seiner Phantasie vollendet dastehende Bild dem Auge in irgend einem Stoffe körperlich vorzuführen. Dahin gehören: Kenntniß der Zeichnung und Perspective, Geometrie, Geschichte, Mythologie und Alterthümer, Übung im Modelliren, Anatomie, und vollständige Kenntniß der Stoffe und ihrer Zubereitung. — Unter diesen Stoffen aber, die man zu Kunstwerken anwandte, ist der älteste wahrscheinlich der Thon, wenigstens sind die frühesten Werke der Ägyptier und Hetrurier, von denen sich einige erhalten haben, aus Thon und gebrannter Erde verfertigt. Diese Thonbildwerke waren gewöhnlich bemalt, wie z. B. der Jupiter auf dem Capitole zu Rom, welchen Tarquinius Priscus aufstellen ließ. In Griechenland gab es noch zu Pausanias Zeiten eine große Menge dergleichen Werke in Tempeln und Privatgebäuden. Später arbeiteten die Ägyptier größtentheils in Porphyr, Granit und Basalt, die Hetrurier häufig in Alabaster. Holz brauchte man vorzugsweise in Griechenland in den ersten Zeiten zu Statuen der Götter und der Sieger in den olympischen Spielen, auch findet man schon früh Spuren von dem Gebrauche des Elfenbeins, welches sich bis zu Phidias, dessen schönste Statuen, der Jupiter und die Minerva, daraus verfertigt waren, erhielt. Der Gebrauch des Goldes, Silbers und anderer Metalle wird ebenfalls in Griechenland angetroffen, doch mehr zur Ausschmückung der einzelnen Theile und in der Bekleidung der Figuren. Während der Blüthe der Kunst unter den Griechen wurden die meisten und schönsten Werke in Marmor ausgeführt, und bisweilen vergoldet und bemalt. — Ehe der Künstler die Ausarbeitung der Statue selbst beginnt, bildet er sich aus einer weichen Masse, gewöhnlich Thon oder Wachs, ein Modell, welches im Kleinen die Verhältnisse des auszuführenden Werks darstellt, und selbst erst nach vorhergegangenen Skizzen und Zeichnungen gefertigt ist. Hierauf wird der Steinblock, aus dem die Figur gehauen werden soll, auf einen Possierstuhl und das Modell auf einen kleinern daneben aufgestellt. Das Aushauen selbst kann auf verschiedene Arten geschehen. Entweder arbeitet der Künstler nach gleichmäßig auf Modell und Block gezogenen Horizontal- und Perpendiculärlinien, welche sich durchschneiden und Quadrate bilden, oder er bedient sich der Mensur, d. i. eines viereckigen Rahmens, von welchem in gleich-

abgetheilten Graden Bleikugeln herabhängen. Jenes heißt die praktische, dieses die akademische Methode (weil sie von den franzós. Akademikern zuerst angewendet wurde). Die praktische wird für minder zweckmäßig gehalten, da bei derselben weder Erhöhung noch Vertiefung genau bestimmt werden können und die Linien zu oft sich verwischen und deßhalb wieder frisch gezogen werden müssen. Allein auch bei der akademischen Methode sind die richtigen Verhältnisse schwer zu finden, und auch die Horizontallinien, die man als Aushülfe durch die herabhängenden Faden gezogen hat, sind nicht ausreichend. Nach Winckelmann ist die von Michel Angelo erfundene Methode, mittelst eines in Grade abgetheiltes Gefäßes in Form des Modells, in welches bis an die äußersten Punkte der erhabenen Theile Wasser gegossen und dann wieder abgelassen wird, die Verhältnisse zu bestimmen, unter allen die zweckmäßigste. Ist der Künstler damit zu Stande, so schlägt er mit Meisel und Hammer alles überflüssige Gestein vom Blocke ab, und beginnt die Ausarbeitung der einzelnen Theile. Zuerst bohrt er mit dem Drillbohrer vor, um die Verhältnisse für die Tiefe richtig zu finden, und wenn er mittelst des Stichmaßes die bestimmte Stelle, bis zu welcher er bohren mußte, gefunden hat, so nimmt er mit der Messerraspel die Stützen zwischen den gebohrten Löchern hinweg. Das feinere Ausarbeiten oder rein Poussiren der noch in groben Umrissen sich zeigenden Theile, so wie das Anlegen der Muskeln und Gewänder, geschieht mit dem Zahneisen, einem mit mehrern Zähnen versehenen Meisel. Mit dem Rundeisen werden Vertiefungen, die vorher erst mit dem Drillbohrer oder Fiddelbohrer angelegt sind, und mit dem Breiteisen das Nackte und ebene Flächen ausgearbeitet. Die Rundung und erforderliche Stärke der einzelnen Glieder wird durch Ausmessungen mit dem Tastercirkel hervorgebracht, und mit Raspeln und Feilen aus Holz oder Eisen wird den vorher noch nicht ganz reinen Theilen die letzte Vollkommenheit gegeben. Das Rauhe, was die Raspel noch zurückläßt, wird mit feinem Sandsteine abgeschliffen. Die Politur ertheilt man dem Marmor durch Reiben mit einem feucht leinenen Tuche, welches in Bimssteinpulver oder Zinnasche getaucht ist. Auch geschieht dieß oft mit Schmergel. Außer den oben angeführten Instrumenten gibt es noch mehrere derselben, welche nach Maßgabe ihrer besondern Bestimmung, Größe oder specieller Einrichtung verschiedene Namen führen, z. B. Zwergeisen, Knieeisen, Hohleisen, Flachhohleisen, Balleisen, aufgeworfene Eisen u. a. m. — Die Bearbeitung des Alabasters ist dadurch von dem Marmor verschieden, daß mit dem Meisel und Hammer nur die groben Theile ausgeführt, die feinern aber wegen der Weichheit des Steins mit dem Holzeisen vollendet werden. — Bei Arbeiten in Holz bedient sich der Künstler nicht des Bohrers, sondern nur verschiedener Arten von Meiseln, die er mit einem Hammer treibt. Bei der letzten Ausarbeitung führt er die Eisen mit bloßer Hand. Endlich wird die Figur geraspelt und mit Fischhaut oder Sandleder geglättet. — 36.

Bildhauerkunst, (Geschichte der). Wenn wir auf die ersten Anfänge der Kunst überhaupt zurückgehen, so ergibt sich als Resultat der Untersuchung die Gewißheit, daß die Bildhauerei vor der Malerei vorhanden war, mithin neben der Baukunst die älteste der bildenden Künste ist. Sie ist der Anfang der Kunst; denn es ist ungleich leichter, einen Gegenstand, wie er sich in seiner räumlichen Form darbietet, in irgend einem Stoffe nachzubilden, als ihn zu malen, d. i. seine Gestalt auf einer Fläche richtig zu zeichnen; zu jenem gehört blos die Nachahmung der Natur, wie sie ist, zu diesem aber außerdem noch viele andere Kenntnisse, vor Allem die Kenntniß der Proportionen und der Perspective. Daß dem so sei, lehrt die Kunstgeschichte aller Völker, des Alterthums, wie der neuern Zeit, und wenn die B. bereits auf einer hohen, wenn auch nicht der höchsten Stufe der Vollendung stand, lag die Malerei stets noch in ihrer Kindheit. Der

Trieb aber, Menschen, Thiere und besonders die Gegenstände ihrer religiösen Verehrung nachzubilden, findet sich gleichmäßig bei allen Nationen, und die Meinung ist daher irrig, daß die Bildhauerei von einem Volke erfunden, und von diesem auf andere übergegangen sei; denn wir finden ihre Denkmäler unter Völkern, von denen keine Berührung mit einander nachweisbar ist. Sie ist nur verschieden nach dem Alter der Völker, aber die Nothwendigkeit ihrer Entstehung ist bei jedem Volke eine und dieselbe. Daß die Griechen z. B. in der frühern Zeit ägyptische Kunst aufnahmen, beweist weiter nichts, als daß sie die Vollkommenheit derselben noch nicht erreicht hatten; nicht aber, daß die Kunst selbst bei ihnen noch nicht vorhanden gewesen wäre, und später bildeten sie dieselbe ihrem Volkscharakter gemäß so eigenthümlich aus, daß keine Spur der ägyptischen Manier übrig geblieben war. Über die Zeit der Entstehung der Bildhauerei in Ägypten entbehren wir jeder geschichtlichen Notiz, und es ist als gewiß anzunehmen, daß kein anderes Volk irgend einen Einfluß auf die erste Ausbildung derselben gehabt habe. Schon unter Sesostris, welcher nach der gewöhnlichen Angabe 300 Jahre vor dem trojanischen Kriege gelebt haben soll, war hier die Kunst in voller Blüthe, geweckt und genährt durch eine große Bevölkerung und unumschränkte Macht der Könige. Sie ist aber nicht die heitere, fröhliche, man könnte sagen, menschliche, der Griechen, sondern eine düstere und abenteuerliche, dem verschlossenen, aller Fröhlichkeit entfremdeten Charakter entsprechend, den die Ägyptier durch ihre mystische Priesterherrschaft angenommen hatten. Ihr hartnäckiges Festhalten an uralten unverletzlich gewordenen Sitten und Gebräuchen verhinderten das Fortschreiten in der Kunst, die daher fast immer auf derselben Stufe stehen blieb, und Plato berichtet, daß Statuen, die zu seiner Zeit in Ägypten gearbeitet worden waren, sich wenig oder gar nicht von den einige tausend Jahre alten unterschieden hätten. Dazu kam, daß sich den Künstlern in der äußern Bildung der Ägyptier selten oder nie wirklich schöne Formen darboten, die sie zu einer idealischen Schöpfung hätte begeistern können; überdieß wurden sie als gewöhnliche Handwerker betrachtet und mit Verachtung behandelt. Perioden lassen sich daher in der Geschichte der ägyptischen Bildhauerei nicht angeben; sie blieb dieselbe, und wenn auch durch spätere Niederlassung der Griechen in Ägypten eine kleine Veränderung vorging, so blieben doch stets, auch während der Römerherrschaft, die Eigenthümlichkeiten der alten ägyptischen Bildhauerei unverändert, bis endlich mit der politischen Vernichtung auch die der Kunst erfolgte. Es hat sich nur der Name eines einzigen ägyptischen Bildhauers erhalten, nämlich Memnon's, welcher drei Statuen am Eingange eines Tempels in Theben gefertigt hatte. — Von der B. der Phönizier läßt sich sehr wenig sagen, da sich keine Denkmäler derselben erhalten haben, jedoch kann man aus ihrer übrigen Kunstbildung schließen, daß sie auch in dieser Hinsicht auf keiner niedern Stufe stehen geblieben sind. Auch erzählt Appian, daß in den Tempeln der phönizischen Pflanzstadt Carthago prächtige vergoldete Statuen gestanden hätten, und aus der Bibel ist uns bekannt, daß Salomo zum Baue des Tempels Sidonische Künstler brauchte. Bei den Juden hingegen scheint die Kunst nicht über die ersten Anfänge hinaus gekommen zu sein, da ihnen durch Moses alle Darstellung religiöser Bilder untersagt war. Auch von den Persern sind nur wenige Denkmäler der Bildhauerei der Zerstörung entgangen; unter andern verdienen einige in Marmor gearbeitete Figuren an den Trümmern von Persepolis erwähnt zu werden, doch kann man von diesen nicht auf den allgemeinen Standpunkt der Kunst schließen. Von größerer Wichtigkeit sind die Hetrurier, nach den Ägyptiern das älteste Volk, bei dem die Bildhauerei mit glücklichem Erfolge betrieben wurde. Eine besondere Aufmerksamkeit aber verdient die Übereinstimmung der etrurischen Kunst mit der griechischen, eine Folge der Einwanderung Pelasgischer Stämme nach Italien

wodurch griechische Cultur und Religion dort einheimisch wurde; daher die Ähnlichkeit der hetruriſchen Götter in Namen und Bildhauerdarſtellung mit denen der Griechen. Wir finden in einer Menge von hetruriſchen Kunſtdenkmälern die Hauptmomente der griechiſchen Sagen und Götterlehre faſt übereinſtimmend mit denen in Griechenland wieder. Einzelne Abweichungen erklären ſich ſehr leicht aus der Vermiſchung der Ankömmlinge mit den Ureinwohnern. Man nimmt 3 Perioden der hetruriſchen Bildhauerei an, die erſte und zweite vor der Ankunft der Griechen, und die dritte nach dieſer. Aus letzterer ſind die meiſten Werke, die ſich für uns erhalten haben. Der Verfall der hetruriſchen Kunſt beginnt mit Unterjochung des Landes durch die Römer, welche bei dieſer Gelegenheit eine große Anzahl Statuen nach Rom ſchafften; — doch bedienten ſich die rohen Römer zur Ausſchmückung ihrer Stadt lange Zeit der hetruriſchen Künſtler, da ihnen ſelbſt fortwährende Kriege Beſchäftigung mit der Kunſt nicht geſtatteten. — Den höchſten Grad der Vollkommenheit aber in der Bildhauerei erreichten die Griechen, und ſie ſind für alle folgende Zeiten Muſter der Nachahmung geworden. Der Grund dieſer äußerſten Vollendung iſt in der Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes ſelbſt zu ſuchen. Das Land, reich an ſanften und erhabenen Naturſchönheiten, verſchwenderiſch in Producten aller Art, begabt mit einem ſanften bezaubernden Klima, mußte Menſchen hervorbringen, die leichten, fröhlichen Sinnes die Schönheiten zu genießen verſtanden, welche ſich ihnen darboten. Ihr weiches Gemüth war bleibender Eindrücke fähig, und nicht minder trug die Verfaſſung und Regierungsform zum Gedeihen des geiſtigen und Kunſtlebens bei. Angeborner Schönheitsſinn unterſtützte die ſchaffende Phantaſie; Freiheit, und der Ruhm, dieſe vertheidigt zu haben, waren ihr höchſtes Gut. So fing man ſchon früh an, das Andenken von Perſonen, die ſich durch Tapferkeit hervorgethan hatten, durch Nachbilden ihrer Figuren zu erhalten, und bald ſchuf ſich die Phantaſie Götter und Göttinnen, welche den Künſtlern reiche Stoffe darboten. Es war bei dieſem Volke faſt nicht möglich, daß die Kunſt einſeitig bleiben oder auf Abwege gerathen konnte. Der Künſtler wurde geachtet und reichlich belohnt, denn er verherrlichte ja das, was der Nation das Theuerſte war, ihren Ruhm, er konnte alſo nicht auf unwürdige Gegenſtände verfallen, da er wußte, daß er nicht für die Laune eines Tyrannen, ſondern für ein für die Freiheit begeiſtertes Volk und für die Ewigkeit arbeitete. — Man kann die Geſchichte der griechiſchen B. in folgende Perioden eintheilen: 1) Von Dädalus bis zu Phidias. 2) Von dieſem bis zu Alexander dem Großen. 3) Von dieſem bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer. 4) Die Bildhauerei der Griechen bei andern Völkern, beſonders den Römern. — Dädalus iſt der älteſte bekannte Bildhauer der Griechen, von dem noch zu Pauſanias Zeiten Figuren aus Holz geſchnitzt vorhanden waren. Außer dieſem ſind über andere Künſtler ſehr ſchwankende Nachrichten vorhanden, wie über Smilis in Ägina, Epeus, Rhökus aus Samos und deſſen Söhne Theodorus und Telekles, Dibutades und deſſen Tochter Kallirrhoe, Euchir von Korinth u. a. m., bis mit dem ſpartaniſchen Bildhauer Gitiadas (vor dem meſſeniſchen Kriege) die eigentlich beſtimmte Zeit der alten Künſtler beginnt. Ihm folgen Malas, Bugalus, Scyllas, Dipönus, Damophon, Perillus, Bathykles, Ariſtomedon, Dameas, Chartas, Syadras, Somis, Kallon, Scidas, Menächmus, Iphikrates, Onatas, Agelades u. A. In dieſen Zeiten entſtanden Schulen zu Sicyon, Korinth und Ägina, welche große Berühmtheit erhielten, beſonders die zu Ägina; durch den Sieg über die Perſer wurde beſonders Athen der Sitz der Bildhauerei und der Sammelplatz ausgezeichneter Künſtler, und die höchſte Blüthe der Kunſt iſt in die nächſten 50 Jahre nach den Perſerkriegen zu ſetzen. Die ausgezeichnetſten Bildhauer dieſer Periode ſind: Phidias, Skopas, Poly-

kletus, Alkamenes, Agorakritos, Myron, Kteſilaus und Pythagoras. Des Phidias, des größten Künſtlers ſeiner Zeit, berühmteſte Werke ſind die Statue des olympiſchen Jupiter zu Elis, und die Statue der Pallas zu Athen, beide aus Gold und Elfenbein. Den nächſten Rang behauptet Alkamenes aus Athen und Agorakritos von Paros. Während des peloponneſiſchen Krieges erlitt die Kunſt einige Unterbrechung, blühte aber nach demſelben mit Naucydes, Kanachus, Patrokles u. A. wieder auf, und nach der Schlacht bei Mantinēa trat Praxiteles als der größte Bildhauer ſeit Phidias Zeiten auf. Sein Satyr, Cupido und die Gnidiſche Venus ſind ſeine berühmteſten Werke. Gleichzeitig lebten Pamphilus und Euphranor. Unter Alexander dem Großen lebten die Griechen in Unthätigkeit, die ihnen Zeit genug gönnte, ſich der Kunſt zu widmen. Der trefflichſte Bildhauer in dieſer Zeit iſt Lyſippus, von welchem aber nichts erhalten iſt. Dagegen gehört in dieſe Periode die Statue des Laokoon, welche von Ageſander, Polydorus und Athenodorus gefertigt ward und von allen jetzt zu Rom befindlichen Kunſtſchätzen für den größten gehalten wird. Zu gleicher Zeit lebten auch Euthykrates, Sohn des Lyſippus, Apollodorus, Silanion, Chares, Glykon, Apollonius und Tauriskus. — Nach dem Tode Alexander's beginnt der Verfall der Bildhauerei in Griechenland, dagegen wurde ſie von griechiſchen Künſtlern in andere Länder, beſonders nach Ägypten und Syrien gebracht, wo ſie aber nicht lange blühte. Die Römer, welche aus dem eroberten Korinth und andern Städten eine Menge Kunſtwerke nach Rom gebracht hatten, fingen an Geſchmack daran zu finden, und während ſie den Griechen einen Schein von Freiheit zugeſtanden, begann bei dieſen die Bilhauerei wieder ſich zu heben, bis endlich in dem Mithridatiſchen Kriege ganz Griechenland eine Beute der Verwüſtung und die Kunſtwerke ein Raub der Vernichtung wurden. So flüchtete ſich die Kunſt nach Rom, wo ſie von den reichen, indeſſen auch gebildeter gewordenen Römern beſchützt und aufgemuntert wurde. Die berühmteſten der Bildhauer, die uns aus jener Zeit bekannt geworden, ſind Arceſilaus und Paſiteles. Was unter den Kaiſern in der Kunſt geleiſtet worden iſt, hier anzuführen, möchte zu weitläufig werden, nur ſo viel iſt zu bemerken, daß ſie nie wieder ihre vorige Höhe erreichen konnte, und ſpäter, beſonders ſeit Juſtinian, immer mehr zur Unbedeutendheit herabſank. Mit dem Untergange des römiſchen Reichs tritt eine lange Zeit völliger Kunſtleere ein. Bei den verheerenden Zügen der Barbaren waren die herrlichſten Meiſterwerke zertrümmert und unter Schutt und Aſche begraben worden. Erſt im XI. Jahrh. begann ſich in Italien der Kunſtſinn von Neuem zu regen; auch die Bildhauerei erſtand neu aus dem Grabe ihrer Vernichtung. Ein ſpaniſcher Bildhauer Aparicio aus Caſtilien und ein italieniſcher, Buono, werden aus dem XI., ein anderer, Bonanno, aus dem XII. Jahrh. erwähnt. Aber erſt im XIII. Jahrh. ward Nicolo Piſano Wiederherſteller des guten Geſchmacks, dem auch Giovano Piſano, ſein Sohn, Andrea Orgagna, Luca della Robbia u. A. nachfolgten, und im XV. und XVI. Jahrh. fing die Bildhauerkunſt wieder zu blühen an, indem Männer, wie Lorenzo Ghiberti, Donatello, Andrea Piſano, Lorenzetto, Andrea Verrocchio, Ruſtici, Michel Angelo, Tatti, Benvenuto Cellini, Properzia Roſſi, Guglielmo della Porta, Baccio Bandinelli die alten herrlichen Muſter mit Erfolg nachzuahmen begannen. Auch in Frankreich und Deutſchland begann im XVI. Jahrh. die B. Fortſchritte zu machen, und Jean Goujon und Germain Pilon zu Paris, Albrecht Dürer in Nürnberg waren die erſten berühmten Namen. Mit dem XVII. und XVIII. Jahrh. ward die Kunſt allgemeiner, auch Spanien nennt eine Menge Künſtler, und wenn in Italien mit Bernini und Algardi eine neue Periode begann, aus deren Schule die berühmten Künſtler Dominico Guido, Antonio Raggi, Ercole Ferrata Gabriel Brunelli, Gonelli v. Cambaſſi, Tubi,

Camillo Rusconi, Angelo Rossi u. v. A. hervorgingen, und Gaetano Zumbo durch eignes Genie sich emporschwang; so zeichneten sich Jacques Sarassin, François Anguier, Theodon, Puget, Lerambert, die Brüder Marsy, François Girardin, Pierre le Gros, Nicole und Guillaume Couston, Bouchardon, Lambert Adam, Lemoyne, Pigalle, Falconet u. A. in Frankreich, Leonhard Kern, Gottfried Leygebe, Rauchmüller, Andreas v. Schlüter, Balthasar Permoser, Messerschmidt, Osner, Zwenkhof, Dunker, Stahlmeier, Schwarz, Adam, Ränz u. m. A. in Deutschland, nicht minder Franz Duquesnoy, Buyster, Slodz, Quellius, van Obstal ꝛc. in den Niederlanden, Cibber, Gibbons, Witton, Rysbrack, Nolkens in England, Sergel in Schweden und Pawloff in Rußland aus. Mit Cavaceppi in Rom beginnt die Periode der neuern Kunst, in welcher sich vorzüglich Trippel und Canova auszeichneten, denen in der neusten Zeit der Däne Thorwaldsen zu Rom als Glanzstern sich beigesellt. Die vorzüglichsten Bildhauer der neusten Zeit sind Dannecker in Stuttgart, Rauch, Schadow und Tieck in Berlin, Ruhl in Cassel, Zauner in Wien, Pozzi in Mannheim, Ohnmacht in Straßburg, Chaudet, Houdon, Pradier in Paris, Flaxman, Chantry, Gahagan in London. 36.

Bildhauerstyl ist theils die eigenthümliche Darstellungsweise, durch welche sich ein Volk hinsichtlich der Form (im Ganzen und Einzelnen) und der Bekleidung seiner Figuren von der Manier eines andern unterscheidet, theils die in der Bildhauerei eines jeden einzelnen Volkes in verschiedenen Zeiten vorherrschende charakteristische Eigenthümlichkeit. In ersterer Beziehung spricht man von einem ägyptischen, hetrurischen und griechischen Style, in letzterer wird der Styl alt und neu, oder der erste, zweite und dritte, oder endlich wie bei den Griechen der älteste, hohe und schöne genannt. Bei den Ägyptiern nimmt man drei verschiedene Manieren an, die alte ursprüngliche bis zu Kambyses, die spätere unter persischem und griechischem Einflusse, und die letzte, der Styl der Nachahmung genannt, unter den römischen Kaisern. In dem alten ursprünglichen Style sind die nackenden Figuren steif und gezwungen, mit fast geraden Linien gezeichnet, die Füße stehen dicht zusammen und die Hände hängen bei männlichen Personen gerade herunter dicht an die Seiten angeschlossen; bei weiblichen liegt der linke gebogen unter der Brust. Nerven und Adern sind nicht sichtbar, Muskeln nur wenig und über die Hälfte ist der Körper außerordentlich schmal. Der Kopf ist ziemlich eckig, die Augen platt und das Kinn zurückgezogen, so daß nie ein ovales Gesicht zum Vorscheine kommen kann. Die Hände und Füße sind ungelenk und ohne Andeutung der Fingergelenke. Diese den menschlichen Figuren eigene Ungelenkigkeit findet sich aber an den Thieren nicht, sondern diese sind mit viel mehr Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit gearbeitet. Eigenthümlich sind dieser Zeit Figuren von Gottheiten mit Thierköpfen und die Sphinxe (s. d. Art.). Die Bekleidung besteht bei männlichen Personen nur in einem Schurze um die Hüften und bei weiblichen ist sie am Halse und an den Beinen nur durch einen hervorspringenden Rand angedeutet. Die Bedeckung des Kopfes ist eine Haube, welche in Streifen über die Achseln und den Rücken hinabhängt, bei weiblichen Personen mit unzähligen Falten. Die Füße sind unbekleidet. Der spätere oder zweite Styl unterscheidet sich von dem ältern durch Spuren griechischen Einflusses. Das Gesicht der Figuren ist ovaler, die Hände gelenkiger und zierlicher, und die Füße stehen nicht mehr parallel neben einander, sondern mehr auswärts gerichtet. Doch haben die Figuren im Allgemeinen immer noch die alte Steifheit und schlechte Proportion. Die Bekleidung besteht an den aus dieser Zeit übrig gebliebenen Statuen aus Unterkleid, Rock und Mantel mit höchst einfachem Faltenwurfe. Der letzte, der Styl der Nachahmung, bildete sich unter den röm. Kaisern, besonders zu Rom aus, als man Vorliebe für ägyptischen Cultus zu fassen

anfing und erreichte unter Adrian seine höchste Blüthe. Er nähert sich hinsichtlich der Form und des Standes der Figuren dem ältesten Style, allein die einzelnen Theile sind griechischen Geschmacks. Die Figuren, sowohl männliche als weibliche, sind fast alle so bekleidet, wie die des ältesten Styls, doch finden sich auch ganz nackte. — Die hetruskische Bildhauerei blieb sich in ihrer Manier eben so wenig gleich, wie die ägyptische, und hier findet sich noch in der Bestimmung der unterscheidenden Merkmale zwischen hetruriſchem und griechischem Style eine große Schwierigkeit. Am gemäßesten ist die Eintheilung in einen ältern, nachfolgenden und den dritten durch die griechische Kunst verbesserten Styl. Bei den ächtesten hetruriſchen Kunstwerken fällt im Nackten besonders eine gewisse Steife und Dummheit der Figuren auf, welche ihnen etwas Gezwungenes gibt; ferner ist das Gesicht zu länglich und durch spitziges Kinn und aufwärts gezogenen Mund verunstaltet. Die Bekleidung ist von der in der ältesten griechischen Kunst wenig verschieden. Später aber verfielen die hetruriſchen Künstler auf einen Fehler entgegengesetzter Art, und ließen Muskeln und Knochen zu sehr hervortreten. Dieß und reihenweis gelegtes Haar charakterisirt den zweiten Styl. Erst als die Griechen ihre Herrschaft über Italien und auch über die Hetrurier ausbreiteten, verlor sich diese einförmige Manier durch Nachahmung griechischer Kunst, und zwar in kurzer Zeit, da ja eigentlich die Kunst in Hetrurien durch griechische Ankömmlinge zuerst angeregt worden war und sich auch größtentheils mit Darstellung griechischer Mythen beschäftigt hatte. — In der griechischen Bildhauerei lassen sich füglich vier Abstufungen des Styls annehmen, welche völlig in sich abgeschlossen hervortreten: der älteste Styl, der harte, bis zu Phidias, der zweite, der große oder hohe, von Phidias bis zu Praxiteles und Lysippus, mit welchen der dritte, der schöne oder der Styl der Grazie, beginnt, der mit ihren Schulen wieder aufhört, und der vierte, der Styl der Nachahmer, bis zum gänzlichen Verfalle der Kunst. Die Bildhauerwerke der ältesten Zeit sind sowohl in Form als Bekleidung der Figuren, im Ganzen wie im Einzelnen ägyptischen Styls, nur daß sie nicht in Porphyr, sondern in Holz oder Marmor gearbeitet sind. Die Zeichnung ist hart, ohne alle Grazie, und der Ausdruck plump, ohne die geringste Spur von Schönheit. In diese frühere Zeit fällt die Gründung der drei berühmten Künstlerschulen Griechenlands zu Sicyon, Korinth und Ägina. Letztere behielt am längsten den alten, dem Hetruriſchen ähnlichen Styl bei, wie viele Werke in Holz und Marmor bezeugen. Nach und nach aber näherte man sich immer mehr der Natur und mit dem Fortschreiten in der Cultur und der Ausbildung einer freien Verfassung begann die Bildhauerei einen höhern Grad von Vollkommenheit zu erreichen. Die Künstler wählten vorzüglich hohe und erhabene Gegenstände zum Stoffe ihrer Bildwerke. Die Härte in der Zeichnung verschwand und das Scharfe mit Schönheit gepaart trat an deren Stelle. Die berühmtesten Meister in diesem Style sind Phidias, Skopas, Alkamenes, Myron, Polykletus, Kanachus u. A. In Rom befinden sich aus dieser Zeit eine Pallas und Niobe mit ihren Töchtern sehr gut erhalten und meisterhaft gearbeitet. Den meisten Arbeiten aus dieser Zeit war etwas Eckiges geblieben, welches aber nach und nach verschwand, und dem Wellenförmigen Platz machte. Dieß ist das charakteristische Merkmal des schönen Styls. In ihm glänzten besonders Praxiteles und noch mehr Lysippus. Eine besondere Eigenschaft dieses Styls war die Grazie in Geberden, Stellungen und selbst im Anzuge und Faltenwurfe. So wie die Künstler des erhabenen Styls die Schönheit nur in der Übereinstimmung aller Theile gesetzt hatten, so suchten Lysippus und seine Schule ihre Werke mit Anmuth und reizender Liebenswürdigkeit auszustatten, ohne daß deßhalb der Harmonie und Großheit Eintrag gethan wurde Dieser Styl blühte noch einige Zeit nach Alexander, dann aber begann sein Verfall und die Perioden der Nachah-

mung treten ein. Nur selten findet sich jetzt noch ein Künstler, welcher einige Achtung verdiente, die Meisten geriethen in dem Bestreben, zu der großen Manier ihrer Vorfahren zurückzukehren, auf Abwege, und nie hat sich die griechische Bildhauerei wieder auf ihren vorigen glänzenden Standpunkt erheben können. — Von einem Style in der Bildhauerei nach dem Verfalle des röm. Reichs kann nicht die Rede sein, da es überhaupt keine Bildhauerkunst mehr gab; später blühte sie mit Michel Angelo und Sansovino wieder auf und endigte auch wieder mit diesen. — Der Styl der neuern Künstler besteht in der Nachahmung der griechischen und der genannten italienischen Muster, und besonders Deutschland kann sich jetzt mehrerer Kunstwerke rühmen, die manchen aus der glänzendsten Periode Griechenlands an die Seite zu setzen sind. 36.

Bildniß, s. Portrait.

Bildung ist ein vielfach gebrauchter, aber auch eben so häufig falsch verstandener und gemißbrauchter Ausdruck. Nach seiner Grundbedeutung und der Etymologie zufolge ist sie eigentlich ein durch Bilden oder Formen herbeigeführter Zustand; da aber Bildung nur vom Menschen behauptet und dem Geiste beigelegt wird, so kann ihre Bedeutung auch nur eine doppelte sein nach dem zwiefachen Gegensatze, der sich findet, dem *natürlichen* Zustande und dem Zustande der *Rohheit*. In der ersten Hinsicht ist daher die B. der Standpunkt der menschlichen Geistesentwickelung, auf welcher er durch Erfahrungen und verschiedene Einwirkungen von außen eine Gestalt und Richtung angenommen hat, wie sie einem zur Vollkommenheit erschaffenen Geiste angemessen sind, und wenn sie deßhalb mehr die *allgemeine* genannt werden kann, so betrachtet man sie *als solche* als das Resultat der Vereinigung des einfachen geistigen Wesens mit fremden Stoffen, wodurch nun eine eigenthümliche Gestalt dasteht. Denn den natürlichen Zustand müssen wir hier als einen solchen annehmen, in welchem, wie bei dem Kinde, alle Kräfte, Anlagen und Neigungen des Geistes zwar vorhanden, aber noch nicht zur Entfaltung gekommen sind, und könnten uns diese B. nicht denken, wenn wir nicht ein Wachsthum des Geistes bemerkten, das durch das Einsammeln von geistiger Nahrung hervorgebracht wird. Diese Art der B. ist aber die, welche wir gewöhnlich *Cultur* nennen und welche von dem Zustande der Wissenschaften und Künste abhängig, und diesen umfassend, in verschiedenen Stufen stattfinden kann und daher theils zu dem eigentlichen Ideale der B., theils zu der in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern immer relativ bleibt; denn eine absolute B. dieser Art würde in dem Besitze der höchstmöglichen wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung bestehen. Wir meinen aber diese B., wenn wir im Allgemeinen von gebildeten oder cultivirten Völkern reden, und beziehen uns nur auf sie, wenn wir im Besondern von wissenschaftlicher, künstlerischer, gelehrter, religiöser, moralischer, ästhetischer ꝛc. B. sprechen; denn sie ist eben so gut Eigenthum ganzer Völker, wie sie von einzelnen Personen in höherm oder niederm Grade und im Ganzen wie in ihren einzelnen Zweigen besessen werden kann, und bringt die Nothwendigkeit einer Erziehung mit sich, wie sie durch diese getragen, fortgepflanzt, erweitert und erhöht wird. Obgleich diese B. nun aber eigentlich mehr in einem Reichthume des Geistes besteht und als solcher mehr eine todte Form ist, so kann sie doch bei dem Ineinandergreifen der geistigen Kräfte nicht ohne Einfluß auf dessen Äußerungen sein und es war ja schon ein den alten Völkern geläufiger Satz, daß Wissenschaften und Künste die Sitten mildern. Bedenken wir nun vollends, daß wir mit dem Begriffe derselben immer den eines edlern Zustandes verbinden und in ihr jedesmal eine Stufe auf der Leiter zum höchsten Ziele der Menschheit finden; so wird uns auch deutlich, wie innig sie mit der B. in der zweiten Hinsicht als Gegensatz zur Rohheit verbunden ist. Verstehen wir nämlich unter Rohheit die Beschaffenheit des Gei-

ſtes, nach welcher der Menſch der edlen Gefühle entbehrend nur den Trieben ſeiner ſinnlichen Natur folgt; ſo iſt dieſe B., die man auch die beſondere nennen kann, der Beſitz aller der edlen Eigenſchaften, welche ihn vor den übrigen lebenden Weſen auszeichnen, was die Römer ſehr bezeichnend humanitas nannten. Eine ſolche B. kann nur einzelnen Menſchen beigelegt werden; denn ſie iſt eben die vollendete Form des Menſchen von Seiten ſeiner Willenskräfte und geſtaltet ſich in jedem Individuum etwas anders; ſie iſt aber eigentlich das Kettenglied, welches die menſchliche Geſellſchaft eng an einander ſchließt und verbunden hält, und die Richtſchnur jeder Handlungsweiſe eben ſowohl durch Berückſichtigung anderer als der eignen Menſchenwürde. Wo daher Menſchen mit einander in Berührung kommen, muß ſie zur Förderung der Zwecke des Ganzen, wie des Einzelnen und zum Gemeinwohle erwartet werden, und ſollte die eigentliche Seele aller Vereine, vorzüglich aber derer ſein, welche ſich vorzugsweiſe gebildet nennen. Aber das Zuſammenleben der Menſchen mit einander hat noch eine andere Art der B. erzeugt, welche faſt nur Bezug auf das geſellige Leben hat und daher die conventionelle genannt wird. Dieſe iſt eigentlich nur eine Frucht der beiden oben erläuterten, in ſofern ſie in der Anordnung derſelben im Leben beſteht; aber häufig zieht man ihre Grenzen zu eng und hält denjenigen für den gebildetſten, der ſich innerhalb des Kreiſes einer Anzahl feſtgeſtellter geſellſchaftlicher Formen mit Leichtigkeit bewegen kann, mag er übrigens einen reich ausgeſtatteten Geiſt und wahrhaft edele menſchliche Eigenſchaften beſitzen oder nicht. Dieſe falſche B. beruht daher häufig nur auf Heuchelei und angelernten Formeln ohne feſte Grundlage, zeigt ſich in zufälligen Einzelnheiten und Aufmerkſamkeiten, die der Eitelkeit Anderer ſchmeicheln und beſteht im Ganzen in einem Betragen, das man ſonſt Lebensart zu nennen pflegt und das ſich in der geſchickten Ausführung des Beſtrebens kund thut, ſo viel als möglich zur Erheiterung Anderer beizutragen, während man ſorgfältig Alles vermeidet, was anſtößig erſcheinen könnte. So wenig nun aber hierbei die nöthige Gewandtheit des Geiſtes zu verkennen iſt, ſo ſehr muß man diejenigen bemitleiden, welche die höchſte Aufgabe ihres Lebens in dieſer Art von B. ſuchen und ſo ſich einer Oberflächlichkeit hingeben, welche zum wenigſten den wahren Zweck des Daſeins verfehlen läßt, häufig auf die traurigſten Abwege leitet. Und leider ſteht dieſe B. öfter in den Cirkeln der ſogenannten feinen Welt als erſte Tugend oben an und die Erziehung zielt nur darauf hin, ſich dieſelbe anzueignen, ja man begreift ſie ſehr oft unter dem Ausdrucke: Erziehung haben, zumal wenn Jemand noch etwa Kenntniß von den Dingen beſitzt, welche den gewöhnlichen Stoff der Unterhaltung abgeben. — Neben dieſer falſchen B. gibt es aber noch zwei andere hierher gehörige Verirrungen der Menſchen, die Verbildung und die Überbildung. Beide ſind Schweſtern der falſchen B., häufig aber auch Mütter derſelben. Die Verbildung hat ihren Grund theils in der falſchen Richtung, theils in der falſchen Methode der Erziehung, indem dieſe entweder den Geiſt auf Gegenſtände hingelenkt, welche durch ihr beſonderes Weſen den Geſchmack verderben und Ideen gewähren, welche ſich nicht verwirklichen laſſen, oder ſo wenig Ordnung behauptet, daß die vom Geiſte aufgefaßten Begriffe bei ihrer Einwirkung auf die Handlungen und Beſtrebungen ſich einander ſelbſt hindernd in den Weg treten, und wird ſich immer in einer gewiſſen Einſeitigkeit, Schiefheit oder auch Ungelenkigkeit und Ungeſchicktheit offenbaren, wobei nicht ſelten neben einem beſtimmten Grade von Halsſtarrigkeit das Streben nach Originalität hervortritt. Die Überbildung dagegen hat ihren Grund theils in einer Maſſe aufgehäuften Stoffes, den der Geiſt nur theilweiſe verarbeiten kann, theils in einer durch Hinlenken auf einen einzigen Gegenſtand des Wiſſens oder durch zu große Reizung des Gefühls erregten Spannung, durch welche er an dem eigentlichen Kraftgehalte der wahren B. keinen Geſchmack finden kann und ſich theils in

einem Taumel überspannter Träumereien wiegt, theils aber auch blos an einem oberflächlichen Umherschweifen auf dem Gebiete des menschlichen Geisteslebens sich begnügt. Beide Abarten müssen den Menschen sein eigentliches Ziel ganz verfehlen lassen und die Erfahrung zeigt, welche traurige Rolle in der menschlichen Gesellschaft derjenige spielt, der auf einen von beiden Abwegen gerathen ist. 9.

Bildungstrieb oder **Bildungskraft**, lat. vis formativa; franz. vertu formative; engl. formative power, nennt man die Kraft der organischen Geschöpfe durch empfangene Stoffe ihres Gleichen oder einzelne Theile von sich zu entwickeln und hervorzubringen. Das eigentliche Wesen dieser Kraft ist noch nicht erforscht und wir kennen nur ihre Erscheinung, die im Ganzen der Erscheinung gleicht, welche wir bei dem Krystallisiren der unorganischen Körper bemerken, nur daß hier noch dazu kommt, daß nicht blos die vorhandenen Theilchen sich nach gewissen Gesetzen an einander reihen, sondern durch einen chemischen Proceß diese erst aus der empfangenen Nahrung ausgeschieden und zu den vorhandenen durch eine noch unerklärte Vertheilung und Mittheilung hinzugefügt werden. Das Merkwürdigste dabei bleibt das Gesetz, daß bei jedem Einzelwesen immer dieselbe Form im Allgemeinen wieder zum Vorscheine kommt, bedenken wir die vielfachen Gestalten des Thier- und Pflanzenreichs. Eine gründliche Betrachtung hat Blumenbach diesem Gegenstande in einer eignen Schrift darüber gewidmet. 9.

Biledulgerid (eigentlich Belad-ol-Dscherid, Dattelland) nennen die Araber den ganzen schmalen Landstrich, der sich von Fessan bis zum atlantischen Meere zwischen dem Atlasgebirge und der Sahara hinzieht, ein flaches, dürres, mit Flugsand bedecktes Land, aber mit einigen fruchtbaren Oasen versehen, vorzugsweise aber das Stück südlich von Tunis, das alte Numidien. Es wachsen hier sehr viele und schöne Datteln, besonders gegen Westen um Segin-Massa, Tafilat und Susa. Noch gibt es einige Überbleibsel der zahlreichen Burgen und großen Städte, welche dieses sonst blühende Land bedeckten, aber fast alle jene Herrlichkeit ist verschwunden und nur in Tafilat ist noch ein etwas bedeutender Karawanenhandel. 37.

Biliner Sauerbrunnen. Unter diesem Namen gibt es vier Quellen, die in der Nähe der im Leitmeritzer Kreise im Königreiche Böhmen liegenden, 1500 Einw. zählenden Stadt Bilin entspringen, und deren Wasser reich an kohlensaurem Gas und kohlensaurem Natron ist. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts wird das Wasser ärztlich benutzt und gegen Krankheiten der Urinwerkzeuge, der Lungen und des Magens, hauptsächlich bei Verschleimung dieser Theile angewendet; da es entfernt von der Quelle seine Wirkung nicht verliert, so werden jährlich tausende von Krügen mit diesem Wasser gefüllt versendet. 39.

Bill, in England der dem Parliamente von einem Mitgliede oder vom Minister vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über einen besondern Gegenstand. Der Vorschlag muß schriftlich gethan und kann von einem jeden Parliamentsgliede angebracht werden. Die Bill ist in jedem Hause drei Mal an verschiedenen Tagen zu verlesen, ehe sie für verworfen anzusehen ist. Nur erst, wenn sie in beiden Häusern gebilligt worden (durchgegangen, das Haus passirt) ist, kann sie dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden. Den Parliamentsschluß nennt man **Parliamentsacte**. 31.

Billard (spr. Biljar), ein bekanntes allgemein verbreitetes in Frankreich erfundenes Spiel, welches vor allen andern Gesellschaftsspielen, besonders den Kartenspielen, unbedingt den Vorzug verdient, da es auf Grundsätzen der Geometrie und Physik beruhend, durch seine vielfachen Nüancen dem verständigen Spieler ein sehr großes Interesse gewährt. Die Gesetze der Bewegung und des Stoßes finden hier eine praktische Anwendung und müssen in ihren verschiedenen Äuße-

rungen von dem Spieler genau berücksichtigt werden. Die beabsichtigte Bewegung der Bälle wird nicht blos durch mehr oder mindere Kraftanwendung hervorgebracht, sondern durch viele andere Nüancirungen des Stoßes. Durch das Klappen, d. i. das schnelle Berühren eines Balles durch einen andern mit fast momentaner Zurückziehung des Armes, wird alle in den Stoß gelegte Kraft aus dem unmittelbar mit dem Queue berührten Balle in den andern übertragen; letzterer wird sich also um so schneller fortbewegen und ersterer, aller Kraft zur Bewegung beraubt, stehen bleiben. Eben so hängt Schnelligkeit und Richtung der Bewegung davon ab, ob man den Stoß hoch oder tief, in die Seiten des Balls oder in die Mitte desselben führt. Ferner muß der Spieler den Abschlag der Bälle, welcher nach geometrischen Gesetzen in Winkeln geschieht, genau berechnen können. — Die einzelnen Gattungen und speciellen Regeln des Billardspiels gehören nicht hierher und sind in irgend einer Schrift oder in den zahlreichen Billardreglements nachzulesen. 1.

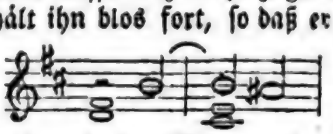
Billington (Mistreß), eine außerordentliche Gesangskünstlerin, Tochter eines deutschen Musikers, Weichsel, welcher sie noch jung mit sich nach London brachte. Ihre musikalische Ausbildung erhielt sie vorzüglich von ihrem nachherigen Gatten, Billington, Orchestermitglied des Drurylanetheaters. Anfangs gefiel sie nicht; allein nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris, wo sie den Unterricht Sacchini's genossen hatte, wurde sie in London am Coventgardentheater mit stürmischem Beifalle aufgenommen. 1794 reiste sie nach Italien, wo sie ihre höchste Vollendung erhielt. 1801 kehrte sie nach London zurück und feierte hier Jahre lang die glänzendsten Triumphe; endlich begab sie sich abermals nach Italien zu ihrem bei Venedig lebenden zweiten Manne, Namens Florissent, und starb dort am 26. Aug. 1818. — Als Künstlerin gehört sie unstreitig unter die glänzendsten Erscheinungen der Zeit und obgleich sie der Catalani hinsichtlich der Kraft und des Ausdrucks nachstand und den hohen lyrischen Schwung der Mara nicht erreichen konnte, so übertrifft sie doch Beide an musikalischer Kenntniß und Fertigkeit. Ihre Stimme war lieblicher und umfangreicher, ihr Vortrag vollendeter, ihre Verzierungen abgerundeter und anmuthiger. Hingegen war ihr Äußeres nicht eben anziehend, ihre Gestalt und Benehmen linkisch, Gesten und Spiel überhaupt schlecht. Übrigens führte die B. ein äußerst ausschweifendes Leben und man gibt ihr sogar, obwohl ohne hinlängliche Beweise, die Vergiftung ihres ersten Mannes Schuld. 22.

Bilsenkraut, Tollkraut, lat. hyoscyamus; franz. jusquiame; engl. henbane, ein Pflanzengeschlecht zur fünften Classe Linné's und zur natürlichen Familie der Solaneen gehörig. Am bekanntesten ist das schwarze Bilsenkraut, hyosc. niger, eine zweijährige, durch ganz Europa an den Wegen und unbebauten Stellen wachsende Pflanze, deren große, eirunde, spitzige, aufsitzende, an den Rändern tiefbuchtige Blätter weich, mattgrün und wie der Stengel mit klebrichten Haaren besetzt sind. Die fast aufsitzenden Blüthen sind schmutzig-gelb und mit purpurfarbigen Linien geadert. Sie haucht einen starken, widerlichen Geruch aus und ist von starkem unangenehmem Geschmacke. Aussehen, Geruch und Geschmack verrathen ihre giftigen Eigenschaften, und in der That wirken alle ihre Theile, wenn sie in einigermaßen starker Gabe in den Magen gelangen, als heftiges narkotisches Gift, so daß sie Flimmern vor den Augen, Ängstlichkeit, Zuckungen, Raserei, Lähmung, Schwindel, Betäubung und endlich den Tod herbeiführen. In der Medicin werden die Blätter gepulvert oder, nachdem aus ihnen ein Extract bereitet ist, zur Beruhigung und Linderung gewisser Schmerzen in entzündlichen Brustleiden, zur Stillung von Krämpfen, hauptsächlich von epileptischen, und in andern nervösen Affectionen, so wie endlich wegen ihres Vermögens, die Pupille des Auges zu erweitern, in gewissen Augenkrankheiten mit

Nutzen angewendet. — Ähnliche Eigenſchaften wie das ſchwarze, hat auch das gelbe und weiße Bilſenkraut. 39.

Bimsſtein, lat. pumex; franz. pierre ponce; engl. pumice, iſt nach Werner eine beſondere Gattung des Kieſelgeſchlechts und zerfällt in drei Arten, in den glaſigen (mit glasartigen langgezogenen Fäden), den gemeinen und den porphyrartigen. Der B. wird nicht ſowohl ein beſtimmtes einfaches Foſſil genannt, als vielmehr eine fibröſe, haarförmige Form, worin ſich verſchiedene Geſteine, beſonders obſidian-, trachitartige, auch baſaltartige darſtellen, weßhalb er mehr eine geognoſtiſche als oryktognoſtiſche Bedeutung hat. Ob der B übrigens vulkaniſchen oder neptuniſchen Urſprungs ſei, darüber iſt man jetzt noch nicht einig, doch nimmt man mit Recht an, daß der meiſte B. ein vulkaniſches, einiger aber auch ein neptuniſches Product ſei. In vulkaniſchen Gegenden findet er ſich häufig. Wir erhalten ihn von Teneriffa, wo er ein aufgebläheter Obſidian, von Ungarn, wo er ein veränderter Trachit, aus dem Neapolitaniſchen und den meiſten von der Inſel Lipavi, wo er aus Lava gebildet, und vom Rheine her, wo er aus Klingſtein entſtanden iſt. Schon Theophraſtus kennt den B. (κιστῆρις), die Römer nannten ihn pumex und gebrauchten ihn vorzüglich zum Glätten der Haut. Heutzutage nimmt man ihn zum Poliren von Holz, Metall, Stein, Glas, zum Abreiben des Pergaments und im Oriente zum Wegnehmen der Haare. Beſonders aber wird er als Baumaterial wegen ſeiner Dauer im Waſſer und an der freien Luft und wegen ſeiner Leichtigkeit geſchätzt. Dieſe letztere iſt ſo groß, daß man ihn faſt zu den ſchwimmenden Körpern zählt und daher zum Ausmauern der Fachwerkswände und zu leichten Gewölben, die nicht ſchwer belaſtet werden, verwendet. Die Ruinen der Stadt Pompeji beweiſen, daß ihn ſchon die Römer zum Mauerwerke gebrauchten. Wegen ſeiner Beſtändigkeit im Waſſer pulvert man ihn, vermiſcht ihn mit Kalk und benutzt ihn ſo zu einem äußerſt dauerhaften Mörtel und Cement. 43.

Bindewort, ſ. Copula und Conjunction.

Bindung (lat. ligatura; ital. legatura) in der Muſik, iſt das genaue Aneinanderhängen zweier oder mehrerer Töne, wobei der erſtere ſo lange gehalten wird, bis der andere zu tönen beginnt, ſo daß alſo kein Zwiſchenraum zwiſchen beiden ſtatt findet. Man deutet die B. in der Notenſchrift durch einen Bogen (Binde- oder Bindungsbogen) ⁀ an, wozu oft noch das Wort legato geſetzt wird. Fälſchlich wurde und wird bisweilen noch beim Pianoforte der Bindebogen von einem Schleifbogen unterſchieden. Letzterer ſoll nämlich verſchiedene Töne an einander hängen, z. B. erſterer aber nur das Forthalten eines und deſſelben anzeigen, z. B. Allein man ſieht leicht ein, daß die B. immer dieſelbe iſt, denn der Umſtand, daß man bei dem zweiten Beiſpiele die zweite Note nicht noch einmal tönen laſſen kann, ändert das Weſen der B. durchaus nicht; dieß liegt in der Natur des Pianoforte. Auf der Violine aber und allen andern Bogeninſtrumenten wird das Forttönen durch einen Bogenſtrich hervorgebracht. Im Generalbaſſe nennt man B. das Eintreten gebundener Diſſonanzen (Septime der tonica). Man ſchlägt nämlich den diſſonirenden Ton bei Vorbereitung einer Diſſonanz nicht zugleich mit der neu eintretenden Harmonie an, ſondern hält ihn blos fort, ſo daß er dem Gehöre nur als nachklingend erſcheint; z. B.  Mehrere ſolcher auf einander folgenden Bindungen werden Verkettungen genannt. Auch in der Vo[illegible]almuſik kommen dergleichen Bindungen vor, indem irgend eine Stimme eine vorbereitende Diſſonanz bis zur eintretenden neuen Harmonie aushält. 29.

Bingen, eine Stadt im Großherzogthume Heſſen, an der Einmündung der Nahe in den Rhein, mit ungefähr 4450 Einw., einem luſtigen, betriebſamen Völkchen, welches von Handel und Schifffahrt, hauptſächlich aber vom Weinbaue lebt; ſelbſt in mittelmäßigen Jahren werden hier 600 Stück Wein erzeugt, worunter der Scharlachberger der vorzüglichſte iſt. In der Nähe der Stadt liegen die Trümmer der alten feſten Burg Klopp und der Rochusberg, wo alljährig das ächt nationale St. Rochusfeſt, welches Göthe (Kunſt und Alterthum, Hft. II. S. 63 — 132) ſo innig geſchildert hat, gefeiert wird. B. gegenüber auf dem andern Ufer der Nahe befinden ſich die Ruinen des Kloſters Rupertsberg, welches die gelehrte Nonne und berühmte Seherin Hildegard 1148 ſtiftete. An der Stelle dieſes Kloſters ſtand das römiſche Caſtell Bingium, welches, ſo wie die erſte ſteinerne Brücke über die Nahe (Nava), von Druſus erbaut wurde. Unweit B. iſt das übelberüchtigte ſogenannte — Bingerloch, eine durch die Felſenwand, welche hier das Bett des Rheins quer durchzieht, nach und nach ausgeſprengte Öffnung. Schon die Römer verſuchten auf der linken Seite des Stromes eine Durchfahrt zu erzwingen, aber erſt im XI. Jahrh. fing man an die Felſen am rechten Ufer zu ſprengen, und der dadurch entſtandene Fahrkanal wurde das B. genannt. Die Grafen des Rheingaues und die Churfürſten von Mainz bemühten ſich den immer noch gefahrvollen Paß zu erweitern, am meiſten aber trugen zur Beförderung einer ſichern Durchfahrt die Schweden im 30jährigen Kriege und die Floßhändler am Ende des XVII. Jahrh. bei. In neueſter Zeit iſt durch die Fürſorge der preuß. Regierung die Paſſage völlig gefahrlos geworden. 66.

Bingham, Joſeph, geb. 1668 in Wakefield, widmete ſich den theologiſchen Wiſſenſchaften zu Oxford, wo er 1687 Baccalaureus und Mitglied des daſigen Collegium und 1690 Magiſter ward. Er verfiel durch eine Predigt über die Trinität in den Verdacht der Häreſie, verließ deßhalb die Univerſität und nahm eine Predigerſtelle in Headbourn-Worthby bei Wincheſter an, die er 1712 mit der in Havart unweit Portsmouth vertauſchte, wo er 1723 ſtarb. Einen bleibenden Nutzen hat er ſich durch ein Werk erworben, das zwar nicht ohne Vorliebe für die biſchöfliche Kirchenverfaſſung geſchrieben iſt, aber von dem gründlichſten Forſcherfleiße und vielumfaſſender Gelehrſamkeit zeugt: **Origines ecclesiasticae or the antiquities of the christian church, London 1708 — 22. Voll. X. 8. u. 1726. Voll. II. Fol.**, lateiniſch überſetzt (nebſt einem Bande ſeiner 4 archäologiſchen Abhandlungen) von Joh. Heinr. Griſchow: **Jos. Binghami opera etc. Edit. II. Halae 1751 — 61. Voll. XI. 4. Viennae 1786. Vol. I. 8.** (unvollendet). Bingham's chriſtl. Alterthümer im Auszuge (für Katholiken). Augsb. 1788 — 96. 5 Bde. 8. 27.

Binnenland, lat. regio interna; franz. bélandre; engl. bilander, heißt im Allgemeinen das ganze Innere eines an das Meer grenzenden Landes im Gegenſatze zu dem Küſtenlande; auch wird in der Sprache der Geſetze Binnenland das innerhalb beſtimmt gezogener Grenzen eingeſchloſſene Land, und Binnenlinie der an der Grenze und zwar innerhalb derſelben ſich hinziehende Landſtrich genannt. Im Beſondern benennt man aber mit dem Namen des weſtlichen Binnenlandes den großen Landſtrich von Nordamerika, der 240 — 296° L. und 49 — 72° N. B. im Oſten von Canada und den Hudſonsländern, im Süden von den vereinigten Staaten von Nordamerika, im Weſten von der Nordweſtküſte und dem ruſſiſchen Amerika, im Norden von den Polarländern begrenzt ſich ausdehnt, gegen 50000 □M. enthält, ein Hochplateau von 1000 — 1500 Fuß über dem Meere bildet, im Weſten von den hohen Gebirgen durchzogen und überhaupt von großen Strömen, wie dem Mackenzie, Nelſon, Churchill ꝛc. durchfloſſen wird. Eine große Menge Seen be-

decken das Land, von denen der Sclavensee 1400, der Winipeg 1200 □M. enthalten, und die mit einander in Verbindung stehen. Die Einwohner sind theils Indianer, die sich von der Jagd auf Elennthiere, Moschusochsen, Bisons, Büffel, Moosthiere, Biber, Bären, Luchse ꝛc. nähren, theils Eskimos, welche Robben- und Fischfang treiben, zusammen etwa 150000. Zur Betreibung des Handels mit ihnen haben die Handelsgesellschaften der Hudsonsbai und zu Montreal überall Forts und Factoreien angelegt und der Gewinn der Felle und Pelze ist nicht unbedeutend. 37.

Binion, s. Combinationsrechnung.

Binomisch, Binomium (zweigliederig), wird in der Mathematik jede zweitheilig dargestellte Größe genannt, die beiden Theile mögen mit + oder — verbunden sein. Z. B. a + b; m — n, und eben so heißen **trinomisch, Trinomium** (dreigliedrig), **polynomisch, Polynomium** (viergliedrig) alle aus 3 oder mehreren Theilen (Gliedern) bestehende Größen. — **Binomischer Lehrsatz, Newton's Binomium**, theorema binomiale, wird die analytische Formel genannt, welche irgend eine (die nte) Potenz von (a ± b) darstellt. Diese Formel, als eine der wichtigsten und schönsten in der Analysis, ist allgemein anwendbar, es mag der Exponent n eine ganze, gebrochene, positive oder negative Zahl sein. — **Binomialcoefficienten**, unciae binomiales, sind solche Zahlen, welche anzeigen, wie oft in der entwickelten Potenz $(a \pm b)^n$ jede Gattung von Product aus den Theilen desselben vorkommt. Letztere kommen zuerst in Stiefel's arithmetica integra. L. I. c. 3. (1544) vor, wo sie numeri qui peculiariter pertinent ad suas species extractionum genannt werden. Briggs war der Erste, welcher zeigte, wie die Coefficienten in jeder Potenz eines Binomium unabhängig von einander gefunden werden, nur drückt er diese Regel noch mit Worten aus, ohne eine analytische Formel für sie zu geben. Daß die Form des binomischen Lehrsatzes, welche man für ganze Exponenten gefunden hatte, für alle Arten von Exponenten giltig ist, bewies zuerst Newton. Diese Entdeckung ist als eine der schönsten dieses großen Mannes auf seinem Grabmale in der Westmünsterabtei eingegraben. 40.

Biörnståhl (Jacob Jonas), ein bekannter schwedischer Reisender, wurde 1731 zu Rotarbo in der Provinz Südermannland geboren, und studirte zu Upsala besonders morgenländische Sprachen. Als Hauslehrer der Söhne des Barons Rudbeck besuchte er mit diesen von 1769 an die meisten Länder Europas und unternahm, als seine Zöglinge nach Schweden zurückkehrten, auf Kosten der Regierung eine Reise in den Orient (1776). Von Constantinopel aus, wo er sich längere Zeit mit Erlernung der türkischen und arabischen Sprache beschäftigt hatte, begab er sich nach Griechenland, wurde aber hier krank und starb zu Salonichi den 12. Juli 1779. — Obgleich man den Reiseberichten des etwas leichtgläubigen B. nicht unbedingten Glauben beimessen darf, so finden sich doch in denselben auch sehr viele treffliche Bemerkungen über Sitten, Gebräuche, Staatsverfassungen der verschiedenen Völker, über Gelehrte, die er kennen lernte, und Gegenden, die er besuchte. Wir besitzen eine Sammlung seiner Reisenotizen von Gjörwell, Bibliothekar zu Stockholm, dem er brieflich seine Bemerkungen mittheilte, unter dem Titel: „Resa til Frankryke, Italien, Sweitz, Tyskland, Holland, Aengland, Turki och Greckeland". Stockh. 1780 — 84. Voll. 8. Deutsch erschien dieß Werk von Großkurd. 22.

Biographie, Lebensbeschreibung, eine Gattung der geschichtlichen Darstellung, beschäftigt sich mit dem Gange und den Verhältnissen des Lebens einzelner Personen und will und soll dem Leser ein anschauliches Bild derselben im Ganzen wie in den einzelnen Zügen geben. Es ist daher nicht genug, die einzelnen Begegnisse eines Menschen von der Wiege bis zum Grabe aufzuzählen, oder

auch noch die Arten darzuſtellen, wie er ſich in den einzelnen Lebensverhältniſſen benommen hat; denn dieß würde ſich nicht viel über eine Chronik erheben und immer nur eine todte Maſſe ohne Leben geben: ſondern die B. ſoll den Menſchen zeigen, wie er war oder iſt, das Leben ſeines Geiſtes ſeinen äußern Schickſalen gegenüber darlegen und ihr wechſelſeitiges Eingreifen entwickeln; ſie ſoll durch Entfaltung des individuellen Charakters die Gründe der einzelnen Erſcheinungen vor Augen ſtellen und ſo ein Gemälde geben, zu welchem die äußern Ereigniſſe nur die Einfaſſung ſind, ſo daß man ſich in das Weſen des Beſchriebenen ſelbſt verſetzt fühlt. Wie groß und ſchwierig daher die Aufgabe einer guten B. iſt, leuchtet ein; aber ihr Zweck iſt ein eben ſo großer. Denn wenn ſie eines Theils beweiſen ſoll, wie Jemand das hat werden und ſein können, was er geworden iſt, um dieſes genau zu beurheilen; ſo ſoll ſie andern Theils im Allgemeinen den Menſchen als ſolchen in einer ſeiner unzähligen Eigenthümlichkeiten zeigen und das Gebiet der Pſychologie ſowohl erweitern als feſter begründen, im Beſondern aber ein Bild hinſtellen, an welchem der aufmerkſame Blick Stoff zu fruchtbaren Vergleichen mit ſich ſelbſt, das Gemüth Nahrung, der Verſtand Belehrung, der Wille Kraft ſich ſammelt. Aber leider ſind gute Biographien äußerſt ſelten, weil der offenſte und vielſeitig gekannte Menſch in vieler Hinſicht Andern immer noch Geheimniß bleiben muß und nicht ſelten Vorurtheile der Liebe oder der Geringſchätzung das Auge des Biographen trüben, welche theils verſchönern, theils herabſetzen laſſen. Am meiſten kann aber allen Anforderungen die Autobiographie oder die eigne Lebensbeſchreibung entſprechen, wenn ihr Verfaſſer mit ſich ſelbſt im Klaren iſt und ungeſcheut der Wahrheitsliebe huldigend ſich treu darſtellt; daher dieſe auch gewöhnlich am meiſten geſchätzt wird. Wir haben deren von mehrern unſrer ausgezeichnetſten Geiſter, die wohl geleſen zu werden verdienen, wie von Göthe, Jean Paul, Seume u. a. A. Als Muſter jeder B. iſt die des Julius Agricola von Tacitus jederzeit aufgeſtellt worden. 9.

Biologie, Lebenslehre, ſ. Leben.

Bion, ein griech. bukoliſcher Dichter aus Smyrna, und zwar nach Suidas aus Phloſſa gebürtig, lebte im II. Jahrh. v. Chr. Außer einigen kleinern, im doriſchen Dialecte verfaßten Gedichten iſt ſeine Idylle auf das Grabmal des Adonis bemerkenswerth. Seinen Tod beſang Moſchus, deſſen Gedicht die Anſicht Anderer zu beſtätigen ſcheint, daß er als Zeitgenoſſe des Theokrit (im III. Jahrh.) in Sicilien und Unteritalien gelebt habe und an Gift geſtorben ſei. Seine Gedichte finden ſich gewöhnlich in den Ausgaben von Theokrit's Idyllen und ſind einzeln von Fr. Jacobs (Gotha 1795), G. Wakefield (London 1795) und J. C. F. Maaß (Leipzig 1807) herausgegeben und ins Deutſche überſetzt worden von Manſo (mit Moſchus, Gotha 1784) und J. H. Voß (mit Theokrit und Moſchus, Tüb. 1808). 2.

Biot (Jean Baptiſte), Phyſiker und Aſtronom, geb. zu Paris den 21 Apr. 1774, vollbrachte ſeine Studien im Collegium Ludwig XIV. und trat dann in Artilleriedienſte, kehrte aber aus Begierde nach höherem Wiſſen bald nach Paris zurück, wo er an der polytechniſchen Schule ſo lange fortſtudirte, bis er Profeſſor in Beauvais wurde. 1800 wurde er als Prof. der Phyſik am Lycée de France in Paris angeſtellt und 1802 ward er Mitglied der erſten Claſſe des Inſtituts. Er allein bewog 1804 daſſelbe nicht für Buonaparte's Ernennung zum Kaiſer zu ſtimmen. 1806 ward er mit Arago nach Spanien geſendet, um die Meſſung eines größern Bogens des Meridians fortzuſetzen, mit welcher man die Einführung eines neuen Decimalſyſtems vorbereiten wollte, und ſeine Sendung hatte den erwünſchten Erfolg. Noch vor ſeiner Abreiſe wurde er zum Mitgliede des Längenbureaus ernannt. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich mit neuem Eifer tieferen Forſchungen und übernahm 1816 das Fach der mathematiſchen

Wiſſenſchaften für das Journal des savans. 1817 unternahm er, um noch ſtreitige aſtronomiſche Beobachtungen durch Gradmeſſungen zu berichtigen, eine Reiſe nach den Orkneyinſeln. Im Gebiete der Phyſik hat er ſich durch ſeine Unterſuchungen über das Licht einen bedeutenden Ruhm erworben. Sein Hauptwerk iſt: Traité de physique expérimentale et mathématique (4 Bde. Paris 1816. Deutſch von Wolf, 2 Bde. Berlin 1818 — 19. und von Fechner, 5 Bände. 2. Auflage 1829.); ein faßlich geſchriebener Auszug daraus iſt das Werk: Précis élémentaire de physique expérimentale (2 Bde. Paris 1818). Unter ſeinen übrigen Werken ſind die vorzüglichſten: Traité élémentaire d'astronomie physique (2 Bde. Paris 1805. 2. Aufl. 3 Bde. Paris 1811). Traité analytique des courbes et des surfaces du second degré (Paris 1802. Deutſch von Arens, Nürnb. 1817) und Recherches sur les mouvemens des molecules de la lumière autour de leur centre de gravité (Paris 1804. 4.). 33.

Birjuſſen, ein tatariſches Nomadenvolk in Sibirien im Norden des Altai, beſtehen etwa aus 200 Familien, ſind Schamanen, leben größtentheils von der Jagd und zahlen an Rußland Tribut. 37.

Birken (Siegmund von), auch Betulius genannt, der Sohn eines lutheriſchen Pfarrers, ward den 25. April 1626 zu Wildenſtein, einem Marktflecken in Böhmen, geboren und flüchtete (1629) als Kind mit ſeiner Familie, der Religion wegen, nach Nürnberg. Er ſtudirte zu Jena die Rechtswiſſenſchaft und ward 1646 zum zweiten Erzieher der beiden Prinzen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht von Braunſchweig ernannt. Beſonders in Erſterm wußte er die Liebe zur Wiſſenſchaft und Poeſie zu wecken. Später lebte er wieder zu Nürnberg ohne eigentliches Amt; bei der Reichsverſammlung in dieſer Stadt zur Vollziehung des osnabrückſchen Friedens erhielt er vom Fürſten Octavio Piccolomini den Auftrag, dieſe freudige Begebenheit durch ein Gedicht zu feiern und ward darauf von Ferdinand III. in den Adelſtand erhoben. Er ſtarb den 12. Juli 1681. — Das meiſte Talent ſcheint B. zur dramatiſchen Poeſie gehabt zu haben. Die Schauſpiele: „Androſilo", „Sylvia", „Pſyche" und das Feſtſtück „Margenis" ſtanden zu ihrer Zeit in großem Anſehen, müſſen uns aber jetzt lächerlich und unnatürlich vorkommen. Seine Schäfergedichte unter dem Titel: „Pegneſis" (Nürnb. 1673 — 79. 2 Bde. 12.) ſind matt und läppiſch, eben ſo unbedeutend iſt ſeine theoretiſche Schrift: „Deutſche Rede-, Bind- und Dichtkunſt" (Nürnb. 1679. 12.). Ziererei und Geſchmackloſigkeit waren die Hauptfehler der Zeit, von welchen er ſich nicht loszumachen vermochte. Sein hiſtoriſches Werk: „Öſtreichiſcher Ehrenſpiegel" (Nürnb. 1668. Fol.) hat noch den meiſten Werth. 67.

Birkenſaft, Birkenwaſſer, franz. suc de bouteau; engl. birch-juice, iſt der aus Birkenbäumen gewonnene Saft, der bald von den Landleuten unvermiſcht und ungekocht getrunken, bald durch Einkochung mit Zucker oder Honig zu dem ſogenannten Birkenweine verwandelt, bald auch zu künſtlichem Champagnerweine gebraucht und ſehr oft von den Bierbrauern, vornehmlich im Norden, als ein Erſatz der größern Quantität Malz angewendet wird. Um dieſen B. zu gewinnen, bohrt man zu Anfange des Frühlings, wenn der Schnee zu ſchmelzen beginnt, die Mittelbirkenbäume nicht ſehr hoch über der Erde 1 bis 2 Zoll tief, und zwar etwas ſchräg, von unten nach oben, am liebſten in der Mittagsſtunde an. Durch eine eingeſteckte Röhre oder Federſpule läuft das Waſſer in das untergeſetzte Gefäß. Die Öffnung im Stamme verſchließt man nachher mit einem hölzernen Pflocke und verſchmiert ſie mit Thon oder Harz. Das Anbohren muß jedoch ſtets auf einer und derſelben Seite, gewöhnlich auf der Südſeite, geſchehen, weil ſonſt, wenn man rundum bohren wollte, der Baum eingehen würde. Das meiſte und ſtärkſte Waſſer geben die Bäume ſteiniger und

bergiger oder hoher Plätze. Man bohrt oft auch nicht den Stamm, sondern die großen Zweige unten an, oder beschneidet sie und steckt diese beschnittenen Zweige in daran befestigte Flaschen. 43.

Birma, das mächtigste Reich in Hinterindien zwischen 109° 30′ — 118° 40′ L. und 7° 30′ — 27° 5′ N. B., grenzt nördlich an Aschem, Tibet und Siam, östl. an Siam und Anam, südl. an Malakka, westl. an den Meerbusen von Bengalen und die britischen Besitzungen und enthält über 12000 □M. mit 10 Mill. Einw., ein großes Tiefthal von hohen Gebirgen eingeschlossen und dem mächtigen dem Nile ähnlichen Irawaddy durchströmt, in welchen sich fast alle Landesflüsse ergießen. Der Boden ist, so weit die Überschwemmungen des Hauptstromes reichen, äußerst fruchtbar, außerdem steinicht, das Klima heiß, das Land reich an Producten. Alle Thiere des übrigen Indiens, außer dem Schafe und dem Schakal sind hier anzutreffen, und die schönsten Bäume und Pflanzen dieses glücklichen Landes, so wie alle edlen Metalle finden sich hier häufig. Die Birmanen sind Verehrer des Buddha (s. d. Art.), der bei ihnen Gaudma heißt, doch finden sich auch Muhammedaner und einige andere Kulte. Die Regierung ist despotisch. Der Kaiser (Boa) vererbt den Thron auf den seiner Söhne, den er wählt, hat 2 Gemahlinnen und viele andere Weiber, hält einen kleinen aber prächtigen Hofstaat, wird von 4 Ministern unterstützt und von seinen Unterthanen fast göttlich verehrt. Die oberste Behörde ist der Lotu oder Staatsrath aus den Ministerien gebildet, dem der Cabinetsrath (Attowun) zur Seite steht, das Land ist in 8 Provinzen getheilt, welche von Vicekönigen (Maiwun) regiert werden, und diese zerfallen wieder in Districte mit eignen Vorgesetzten. Diese Provinzen sind 1) Birma, worin die ehemalige Haupt- und Residenzstadt Ummerapara am Irawaddy, mit 20000 Häus. aus Bambus, 100000 Einw., vielen prächtigen Tempeln und Klöstern und schnurgeraden Straßen, und Awa, die jetzige Residenz am Irawaddy; 2) Pegu mit der Hauptstadt gleiches Namens, mit dem berühmten zwei Terrassen bildenden Tempel Schomadu und der neu angelegten Handelsstadt Rangun; 3) Arakan mit der Hauptstadt gleiches Namens; 4) Kassai mit der Hauptstadt Munipur; 5) Lowashan mit der Hauptstadt Kiaintoun; 6) Yunschan mit der Hauptstadt Zánmá; 7) Martaban; 8) Tenasserim, wozu die Insel Salanga gehört. Das Gesetzbuch beruht auf den Verordnungen des Menu (s. d. Art.); die Polizei ist gut organisirt und bei Gericht bedient man sich der Advocaten. Die Einkünfte sind beträchtlich, da die Steuern fast unerschwinglich sind; das stehende Heer ist nach europäischem Fuße organisirt und hat vorzüglich gute Reiterei; die Marine besteht nur aus großen Booten auf dem Irawaddy. Die Einwohner bestehen aus verschiedenen Völkern: 1) Birmanen, mogolischen Ursprungs, von gelbbrauner Farbe, breitem plattem Gesichte, kleiner platter Nase, hohen Backenknochen, großem Munde und großen Ohren, glänzend schwarzem Haare und schwachem Barte. Sie sind sehr lebhaft und reizbar, zuweilen grausam, aber gutmüthig, leutselig, duldsam und gesellig. Die Kleidung der Vornehmen ist äußerst prächtig, die Frauen sind in weite baumwollene Gewänder gehüllt, der gemeine Mann trägt nur einen kurzen Rock. Die Wohnungen sind einstockig und ruhen auf Pfählen, die Hauptnahrung ist der Reis, da Fleisch zu essen die Religion verbietet. Die Sprache ist eine einsylbige Ursprache, die sich in Bali oder heilige und Karian oder gemeine eintheilt und wird von der Linken zur Rechten geschrieben. Merkwürdig ist das große Ceremoniel des Volkes, das sich in allen Lebensverhältnissen ausspricht; 2) die Peguaner mit den Birmanen verwandt; 3) die Muggs in Arakan; 4) Malaien; 5) die Tanaynthari; 6) die Karianer; 7) Kassaier, sehr gute Reiter; 8) die Yo; 9) die Kains; 10) die Dhanu; 11) die Daway; 12) die Poli u. m. a. Die Birmanen und Peguaner stehen

auf einer ziemlichen Stufe der Bildung und haben eine bedeutende Literatur. Ihre Zeitrechnung ist nach Mondenjahren, ihr Tag beginnt am Mittage; sie haben auch eine Art von Uhren. Ihre Hauptbeschäftigungen sind die Landwirthschaft, vorzüglich der Reisbau, Fischerei, Seidenbau, Bergbau und verschiedene Fabrikationen in Papier, Öl, Leder, Metall- und Thonwaaren, in letztern besonders Götterbilder. Der Handel mit China ist sehr lebhaft, von den Europäern betreiben ihn nur die Briten. 37.

Birmingham, eine der wichtigsten Fabrikstädte Englands in der Grafschaft Stafford, liegt auf einer Anhöhe in einer an Eisen und Steinkohlen reichen Gegend, hat krumme und enge Straßen mit mehr als 17000 Häus., die meistentheils schlecht und von dunkelrothen Backsteinen erbaut sind, 3 Kirchen, 5 Kapellen, 14 Bethäuser für die verschiedenen Religionsparteien, 1 Rathhaus, 1 Theater, 2 öffentliche Bibliotheken, 5 Freischulen, wovon 2 nach Bell's und Lancaster's Methode lehren, und mehrere Sehenswürdigkeiten, wie das Denkmal des brit. Seehelden Nelson auf dem Markte, Eginton's schöne Glasmalerei in der St. Paulskapelle, Duddeston's Garten ꝛc. Ausgezeichnet aber ist diese Stadt durch ihre ungeheuren Fabriken, vorzüglich für Metallwaaren, durch ihre Dampfmaschinen, ihren lebhaften Handel, ihre Eisenbahn nach Liverpool und überhaupt durch ihren unübertroffenen Gewerbfleiß. Wenn B. zu Ende des XVII. Jahrh. ein noch unbedeutender Ort von 900 Häus. und 5000 Einw. war, wo höchstens nur die Ledergerberei die einzige blühende Manufactur ausmachte, so ist es seit dieser Zeit durch die Benutzung von inländischem Eisen und Kupfer, durch die Errichtung von Fabriken in dergleichen Waaren, und durch die Anwendung und Vervollkommnung der Dampfmaschinen, so wie durch das schnelle Steigen der Einwohnerzahl, die sich jetzt noch weit über 100000 Köpfe beläuft, zu der ersten Fabrikstadt Englands geworden. Wie außerordentlich groß die Mannichfaltigkeit der hiesigen Fabriken sei, ersieht man aus der bedeutenden Anzahl der Fabriken, wovon die meisten (150) und vornehmsten mit fast 30000 Arbeitern Metallknöpfe, andere Schnallen, plattirte Waaren, lackirtes Blech, Gewehre, Bijouterie, Gelbgießerwaaren, Stecknadeln, Glaswaaren, Blasebälge, Bürsten, Leuchter, Fingerhüte, Feilen, Messer, Messingwaaren, Pferde- und Kutschengeschirr, Sattlerwaaren, stählerne Mühlen, mathematische Instrumente, Drahtwaaren, Kupfergeschirr, Peitschen, Leder ꝛc. liefern. Der meiste Absatz dieser Fabrikate und Manufakte geschieht nach Nordamerika, nach Rußland, das besonders Werkzeuge und Handwerksgeräthe nimmt, nach Deutschland, nach Portugal und jetzt auch nach Griechenland. Dieser Handel ist für das Land ungemein wichtig, denn in den Jahren von 1790 — 1800 betrug der jährliche Werth der Fabrikate gegen 38 Mill. Gulden. Man erstaunt über die mannichfaltigen und zweckmäßigen Erfindungen, die man hier gemacht und vervollkommnet hat. So verfertigt man Krücken, die man durch eine Feder länger oder kürzer machen, tragbare Stühle, die man in ein Rohr zusammenlegen, Peitschen, aus deren Seiten man durch den Druck einer Feder kleine Stacheln hervorspringen lassen kann, Taschensonnenschirme, Messer für Leute, die nur eine Hand haben ꝛc. Sehenswerth ist die Kupfergießerei. Hier wird das Metall durch die Kraft der Dampfmaschine zu dünnen Platten geschlagen, die man zum Beschlagen der Schiffe anwendet. Zolldickes Stabeisen wird von ungeheuren Scheeren wie Papier zerschnitten, anderer Wunder der Dampfmaschinen zu geschweigen. So bedeutenden Einfluß also B. auf Gewerbe und Handel ausübt, so viel es durch seine Fabrikate in England gilt, so gilt es doch nicht für eine geschlossene Stadt, hat keine Vertretung im Parliamente und der dasige Gerichtshof darf nur über Sachen unter 5 Pfund entscheiden. 45.

Birne, Birnbaum, lat. pyrus communis; franz. la poire, le poirier;

engl. pear, nach Linné in der 4. Ordnung der 12. Classe, icosandria pentagynia, mit 5 Staubwegen und mit 20 und mehr Staubfäden. Der Baum wird groß, schön, geht meist pyramidalisch oft 40 ja 50 Fuß in die Höhe und greift mit seinen Wurzeln tief in die Erde; einige Sorten werden in passendem tiefem Boden so groß wie Eichen. Er ist sehr dauerhaft, erreicht oft ein Alter über 100 Jahre und übertrifft hierin so wie in der Dauerhaftigkeit der Blüthen gegen Kälte und Nässe den Apfelbaum. Im vorgerückten Alter springt die Rinde des Birnbaums, so daß sich dadurch tiefe rauhe Risse bilden. Das Holz des wilden Birnbaums ist fein, hart und röthlich und daher für Tischler, Holzschneider, Instrumentenmacher ꝛc. sehr brauchbar; das Holz von den veredelten Bäumen hat aber diese Güte nicht, weil es zu schnell wächst und daher größere und lockere Gefäße hat. Nur die weniger heißen und kalten Gegenden der gemäßigten Zonen passen für ihn; in heißen und kalten, so wie in nassen Lagen und flachem Boden verkrüppelt der Baum und seine Früchte werden schlecht und knorplicht. Manche ausländische Birnsorten, besonders die mit butterhaftem Fleische aus wärmern Klimaten, bleiben in unserm Klima nur dann ächt und schmackhaft, wenn sie an warmen Spalieren gezogen werden, da hingegen sie auf Hochstämmen ausarten und ein brüchiges Fleisch bekommen. Bei den Äpfeln und fast allen andern Früchten ist dieß gerade umgekehrt, indem die feinen Früchte auf Hochstämmen zwar kleiner, aber delikater als am Spaliere werden. Man kennt jetzt viele hundert Ab- und Spielarten edler Birnen, welche nach und nach aus Samen mehrerer, wahrscheinlich ursprünglich edler Sorten durch wechselsweise Befruchtung entstanden sind; denn daß solche von den wilden Holzbirnen abstammen und durch Cultur zu ihrer jetzigen Güte gelangt sind, bezweifeln viele bewährte Pomologen und widerspricht dieß auch der Erfahrung, denn aus Holzbirnsamen entstehen stets nur wieder Holzbirnen, auch sind außer der pyrus communis noch eine Menge anderer Pyrusarten bekannt, deren Samen stets nur dieselben und keine veredelten Früchte erzeugen; aus den Samen der edlen Birnen aber entstehen noch jährlich neue und zuweilen edlere Sorten, als die Mutter war. In neuern Zeiten hat man angefangen diese Erzeugung edler Sorten absichtlich und mit Nachdenken zu betreiben, da hingegen dieß in frühern Zeiten mehr dem Zufalle anheim gestellt blieb. (Dieß und die weitere Ausführung für den Art. Obst.) Die ersten edlen Birnsorten waren in Armenien und den anliegenden Ländern vorhanden, von wo sie sich nach Westen verbreiteten. Der Römer Plinius kannte 35 Arten, deren Namen größtentheils beweisen, daß sie von östlichen Ländern nach Rom gekommen waren. Man kannte mehrere noch jetzt vorhandene Sorten, z. B. die Rousselette, unsere Pfundbirne, unsere weiße Butterbirne, welche letztere beiden libralis und lactea genannt wurden. Seitdem sind nun in Italien, Ungarn, der Schweitz, vorzüglich aber in Frankreich, Holland, Deutschland und England sehr viele neue Sorten erzeugt worden. Man veredelt die Birnen auf Wildlingen, so wie auf Kernstämmen (d. h. welche aus veredelten Früchten gezogen sind) und auf Quitten; zwar nehmen auch die Eberesche, der Weißdorn, die Mispel und einige andere verwandte Bäume und Sträucher die Birnreiser an, aber sie geben keine ausdauernden und fruchtbaren Bäume. Eine systematische Eintheilung der jetzt bekannnten edeln Birnsorten hat vielleicht noch größere Schwierigkeiten als bei den übrigen Obstsorten. Die tiefgedachtesten höchst mühevollen Versuche der deutschen Pomologen Manger und Diel beruhen, wie sie selbst gestehen müssen, nicht auf feststehenden und durchgreifenden Grundsätzen, und eben so wenig sind die Benennungen der Arten und Abarten festgesetzt und die Synonymie berichtigt. Im Allgemeinen sei hier angeführt, daß das versuchte System des verdienstvollen Manger sich ausschließlich auf die Form der Früchte, das des geheimen Raths Dr. Diel sich zwar auch auf

die Form, aber auch auf die innere Beschaffenheit der Früchte und Vegetation des Baumes gründet. 19.

Biron (Charles de Gontaut, Herzog von), Sohn des Marschalls Baron Armand de Gontaut, ward geboren im J. 1562. Von seiner Base Mad. de Brisambourg in dem reformirten Glauben erzogen, trat er nach dem Willen seines Vaters frühzeitig zum katholischen über. Aus herrschender Neigung zum Kriege folgte er seinem Vater als Knabe in dem Feldzuge nach Guyenne und ward im 14. Jahre Oberst der Schweizer. Erbe der kriegerischen Eigenschaften seines Vaters, war er thätig, vorsichtig, muthvoll und von den Soldaten geliebt. Die Dankbarkeit des Königs von Frankreich Heinrich's IV. (seit 1589) für seinen Vater, verwandelte sich auch bald in Gunst und Freundschaft für B., so daß er ihn noch in diesem Jahre zum General erhob. B. bedeckte sich hierauf (1589) in den Tagen von Arques mit Ruhm, erhielt bei Ivry 4 Wunden, verließ aber die Schlacht dennoch nicht, focht bei den Belagerungen von Paris und Rouen, und in dem Gefechte von Aumale (1592) gleich tapfer und wurde für diese außerordentlichen Dienste vom Könige mit der Würde eines Admirals von Frankreich belohnt. Aber B., der schon früh Ehrgeiz und Hang zur Verschwendung zeigte, war zu jähzornig, eigensinnig und stolz, Alles im Reiche sollte durch ihn geschehen, und obgleich er zum Marschall von Frankreich ernannt wurde, obgleich ihn Heinrich IV. durch die Übertragung des Gouvernements von Bourgogne (1595) immer mehr zu fesseln suchte, ihm dem Oberbefehl bei der Belagerung von Amiens (1597) gab, das er auch eroberte (1598) und ihn hierauf zum Herzog und Pair von Frankreich ernannte; so glaubte er sich doch nie hinlänglich belohnt, zeigte immer großes Mißvergnügen und äußerte mehrmals nach großem Verluste im Spiele: „Ob ich auf dem Schaffote sterben werde, weiß ich nicht; aber gewiß werde ich im Hospitale enden". Seinen Ehrgeiz wußte aber die spanische Partei nach dem Frieden von Vervins (1598) zu benutzen und durch ihren Agenten Lasin noch mehr anzufachen, und da B. als Botschafter in Brüssel war, suchte sie ihn dahin zu bewegen, daß er mit dem Herzoge von Savoyen u. A. gegen seinen König einen Vertrag schloß (1599). Als aber Heinrich IV. gegen den Herzog von Savoyen den Krieg erklärte, sah er sich durch den 1600 überkommenen Oberbefehl genöthigt, seinen Verbündeten zu schlagen und zu besiegen. Die Anmuthung des Herzogs, ihm den König zu überliefern, lehnte er bestimmt ab; schloß aber mit dem Grafen von Fuentes zum Sturze Heinrich's IV. einen neuen Vertrag. Nach dem Frieden mit Savoyen 1601 wurden jedoch seine geheimen Verhandlungen entdeckt und B. machte zu Lyon ein vom Könige abgefordertes aber unvollständiges Bekenntniß. Heinrich IV. verzieh ihn und sandte ihn noch in diesem Jahre an die Königin Elisabeth von England, um ihr seine Vermählung mit Maria von Medici anzuzeigen, und dann nach der Schweitz. B. setzte unterdessen seine staatsverrätherischen Verbindungen fort; allein Lasin, sein Vertrauter, der sich dabei übergangen sah, auch für sich zu fürchten anfing, entdeckte die ganze Verschwörung. Vergebens suchte der zum Verzeihen geneigte Heinrich den nach Fontainebleau eingeladenen B. zum Geständnisse zu bringen; er aber verharrte bei seinem stolzen Läugnen, wurde auf ernsten Rath Sully's und dringendes Bitten der Mutter des Königs vom Parliamente zum Tode verurtheilt, hierauf am 31. Juli 1602, 40 Jahre alt, im Innern der Bastille enthauptet. Seine glänzende Tapferkeit wurde durch 35 Wunden bewiesen. 25.

Biron (Bieren, Büren), Ernst Johann, Reichsgraf von, Herzog von Kurland, Günstling der Kaiserin Anna Iwanowna (s. d. Art.), stammte aus einem niedern kurischen Geschlechte und wurde den 1. Decbr. 1690 geboren. Von seinem Vater, Stallmeister des Herzogs von Kurland, erhielt er eine ziemlich gute

Erziehung und ſo gelang es ihm, durch ſeine einnehmende Geſtalt und ſeinen gebildeten Verſtand empfohlen, nach einem vergeblichen Verſuche in Petersburg am Hofe der verwittweten Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, als Kammerjunker angeſtellt zu werden. Trotz der Gunſt der Herzogin verſagten ihm dennoch die kuriſchen Stände die Aufnahme unter den Adel des Landes, obgleich er ſich 1722 mit dem altadeligen Fräulein Trotta (Treyden) vermählt hatte. Auch in Petersburg, wohin er 1726 die Herzogin begleitet hatte, konnte er die Gunſt der ruſſiſchen Großen nicht gewinnen; deßhalb war die Zurücklaſſung B.'s in Kurland eine der Bedingungen, welche die Herzogin bei ihrer Thronbeſteigung in Rußland unterſchreiben mußte. Allein B. erſchien dennoch in Moskau und herrſchte in Kurzem im Namen der Kaiſerin unumſchränkt. Dieſe erhob ihn zum ruſſ. Reichsgrafen und wohnte mit ihm und ſeiner Familie in einem Palaſte. B. nahm nun das Wappen und den Namen der herzogl. Biron'ſchen Familie in Frankreich an und bereicherte ſich und ſeine Familie mit den confiscirten Gütern ſeiner Feinde, die er, wie z. B. die Dolgorucki, mit eiſerner Härte behandelte; doch muß man zugeben, daß B. der Urheber vieler lobenswerthen Einrichtungen in der Verwaltung des Landes war und auch die Gerechtigkeit ehrte, wenn nicht Rache und Eigennutz ins Spiel kamen. Durch die unbegrenzte Gunſt der Kaiſerin erhielt er endlich im J. 1737 das Herzogthum Kurland und bei dieſer Gelegenheit vom deutſchen Kaiſer den Reichsgrafentitel. Auch bei den kuriſchen Edeln machte er ſich durch ſeine Härte verhaßt; doch gelang es weder ihren, noch den Kabalen der ruſſ. Großen den allmächtigen Günſtling zu ſtürzen. Nach dem Tode der Kaiſerin (1740), welche Iwan, den Sohn ihrer mit Anton Ulrich von Braunſchweig vermählten Nichte, Anna von Meklenburg, zum Thronfolger beſtimmt hatte, führte er einige Zeit lang ſelbſt mit Bewilligung der ruſſ. Großen die Regentſchaft. Allein der Feldmarſchall Münnich, der ſich in ſeinen eigennützigen Erwartungen getäuſcht ſah, beſchloß ihn zu ſtürzen; Anna ging nur zu gern in den Plan ein, B. wurde den 20. Novbr. 1740 gefangen genommen und im Mai 1741 zum Tode verurtheilt. Da man ihm aber nur wenige der gemachten Beſchuldigungen beweiſen konnte, ſo mußte man ſich begnügen, ihn lebenslänglich nach Sibirien zu ſchicken; ſeine Familie theilte ſein Schickſal. Doch ſchon 1741 wurde er von Eliſabeth, die er früher vom Kloſter errettet hatte, aus der Gefangenſchaft befreit, durfte aber nicht an den Hof kommen, ſondern mußte ſich nach Jaroslaw begeben, doch hatte er die Genugthuung, daß ſein bitterſter Feind Münnich an ſeiner Stelle verwieſen wurde. Endlich rief ihn Peter III. 1762 zurück und Katharina II. ſetzte ihn trotz der Proteſtationen des kuriſchen Adels und des Königs von Polen wieder in ſein Herzogthum ein (1763). Vergebens machte ihm der während ſeiner Abweſenheit zum Herzoge erwählte Prinz Karl von Polen die Regierung ſtreitig. Dieſer verließ endlich Kurland und B. regierte ſein Land zur allgemeinen Zufriedenheit bis 1769, wo er ſie ſeinem Sohne Peter abtrat. Er ſtarb den 28. Decbr. 1772. — Sein Sohn Peter, geb. den 15. Febr. 1724 zu Mitau, kam, wie ſchon bemerkt, 1769 zur Regierung; gerieth aber mit den Ständen in ſo unauflösliche Irrungen, daß jede Vermittlung ſeiner klugen Gemahlin Dorothea (geb. Reichsgräfin von Medem) und Polens vergeblich war. Katharina II. unwillig, daß ſich der Herzog an Preußen anſchloß, nahm daher plötzlich von Kurland Beſitz und B. mußte am 28. März 1795 die Abtretungsurkunde unterzeichnen. Er erhielt einen anſehnlichen Jahrgehalt und trat überdieß ſeine Domainen in Kurland für 500000 Ducaten an die Kaiſerin ab. Er ſtarb den 12. Jan. 1800 zu Gellenau in Schleſien. Seine Gemahlin nahm ihren Aufenthalt theils zu Paris, theils auf dem ihr zugehörigen Gute Löbichau bei Altenburg, wo ſie am 20. Aug. 1821 ſtarb. 22.

Biſam oder **Moſchus**, franz. musc; engl. musk, iſt urſprünglich eine

grünliche, dem geronnenen Blute ähnliche, schmierige, aromatische und höchst durchdringend riechende Substanz, die man in einem kleinen, fast eiförmigen Beutel findet, welcher in der Nabelgegend eines wiederkäuenden Thieres, nämlich des Bisamthiers (moschus moschifera L.) liegt, das ungefähr 3 Fuß lang, in China, der Tartarei und Sibirien einheimisch ist, zwei große hervorragende Zähne und übrigens Ähnlichkeit mit einem Rehe hat. Der beste Bisam kommt aus Tibet (moschus tunguinensis oder orientalis) in mit wenigen kurzen braunen Haaren besetzten Beuteln zu uns. Eine geringere Sorte ist der sibirische oder russische Moschus (m. moscoviticus oder cabardinus) in mit weißen Haaren besetzten Beuteln und von weniger angenehmem, mehr bibergeilartigem Geruche. Im Handel unterscheidet man 2 Sorten: den Beutelmoschus und den Moschus in Körnern, welcher letztere in der Regel verfälscht ist, was jedoch nicht selten auch mit dem in Beuteln geschieht. Man will sogar behaupten, daß aller Moschus, der zu uns kommt, ein bloßes Compositum (mit Beimischung von trockenem Blute) sei, weil man ganz deutlich Fleischfasern darin wahrnimmt, eine so große Menge in Europa verbraucht und der ächte in China selbst gegen Silber (ein Beutel gegen 50—80 Thlr.) aufgewogen wird. Verfälschten Moschus erkennt man daran, daß er nicht gut brennt, nicht ganz schmilzt, nie im reinen Zustande ist und beim Verbrennen eine poröse Kohle zurückläßt, die andern verbrannten thierischen Substanzen ähnlich ist. Im reinen Zustande ist derselbe fest, bildet Krumen von verschiedener Größe, von rother ins Schwarze spielender Farbe, die ziemlich geronnenem und getrocknetem Blute gleichen, läßt sich zwischen den Fingern zerquetschen, fühlt sich weich und ölig an; hat einen etwas scharfen, bittern Geschmack, einen stark durchdringenden Geruch, und ist so zertheilbar, daß 1 Theil Moschus 2000 Theile eines geruchlosen Pulvers sein Arom und ein einziger Gran ein Jahr lang eine Menge verschiedener Körper parfümiren kann, ohne kaum etwas von seinem Gewichte zu verlieren. Nach Blondeau's und Guibourt's chemischer Untersuchung enthält derselbe folgende verschiedenartige Stoffe: Stearin, Elain, Gallerte, Eiweißstoff, Faserstoff, ein mit Ammoniak verbundenes saures Öl, Cholesterin, eine sehr kohlenstoffige im Wasser auflösliche Substanz, salzsaures Ammoniak, salzsaures Kali und salzsauren Kalk, eine zum Theil durch die vorigen Basen gesättigte Säure, eine brennbare Säure, Kohlensäure, phosphorsaure Kalksalze und ein anderes auflösliches Kalksalz, endlich eine kleine Quantität Wasser. Er ist im Allgemeinen ein sehr kräftiges krampfstillendes, nervenstärkendes, belebendes Mittel, das durch seinen Reiz die Bewegung des Herzens und der Schlagadern ungemein vermehrt, daher die Absonderung des Nervensaftes befördert und in Hautkrankheiten, Krämpfen, asthenischen Fiebern und bei sehr gesunkenen Lebenskräften oft sehr gute Dienste leistet. 21.

Biscaisches Meer heißt der Theil des atlantischen Oceans, welcher zwischen Frankreich und Spanien einen großen Meerbusen bildet, und hat seinen Namen von der daran liegenden Provinz Biscaya. 30.

Biscaya, s. Spanien.

Bischof, franz. evêque; engl. bishop; ital. episcopo, von dem griech. ἐπισκόπειν, eigentlich hinsehen, beobachten, kommt in den biblischen Schriften nie in der späterhin gewöhnlichen Bedeutung des obersten Aufsehers einer Gemeinde vor, vielmehr werden nur Älteste oder Lehrer darunter verstanden. Erst nach dem Tode der meisten Apostel scheint nach und nach in größern Gemeinden Einer aus den Ältesten, welcher Bischof genannt wurde, die Aufsicht geführt zu haben. Die Gemeinde zu Jerusalem ist allem Ansehen nach die erste gewesen, welche Vorsteher dieser Art gehabt hat. Die Angaben römischer Schriftsteller, daß Petrus der erste Bischof zu Antiochien gewesen sei und dieses Amt 7 Jahre lang verwaltet oder gar 25 Jahre der römischen Gemeinde als B. vorgestanden

habe, sind gegen alle Geschichte. Erst seit dem IV. Jahrh. wurden diese Sagen erdichtet. Die daraus für den röm. Stuhl hergeleiteten Folgerungen fallen mithin von selbst zusammen. Nach Irenäus und Eusebius (s. d. Artt.) hatten Petrus und Paulus das Amt eines Bischofs zuerst dem Linus aufgetragen. Aber schon im II. Jahrh. suchten die Gemeinden eine Ehre darin, von Aposteln gestiftet zu sein, und ihre Bischöfe wollten für Nachfolger derselben gelten. Daher kam es denn auch, daß man sich damals eine so hohe Vorstellung von der bischöflichen Würde und Regierung zu machen anfing. Ignatius (s. d. Art.) schreibt in einem seiner Briefe (gegen deren Ächtheit jedoch Zweifel erhoben sind): „die Gemeinden müßten auf den Bischof so sehr als auf den Herrn selbst sehen ꝛc." Die Streitigkeiten mit den Montanisten (s. d. Art.) und die Zwistigkeit über das Osterfest gaben in den Gemeinden Asiens die erste Veranlassung zu den Kirchenversammlungen oder Concilien, und diese gaben wiederum die Gelegenheit, daß diejenigen Bischöfe, deren Sitz in der Hauptstadt eines Landes (Metropolis) war, durch den ihnen übertragenen oder überlassenen Vorsitz einen Vorzug vor den übrigen erhielten, welcher durch den besondern Titel Metropolitanen oder Erzbischöfe angedeutet wurde. Cyprianus (s. d. Art.) sagt in seinen Briefen: „die Kirchendiener hätten sich ehrerbietig und gehorsam gegen ihre Bischöfe zu bezeigen, widrigenfalls Letztere sie absetzen oder von der Kirchengemeinschaft ausschließen könnten." — In den ältesten Zeiten hatte jeder Christ (1 Kor. 6, 1—3.) das Recht, Schiedsrichter zwischen streitenden Parteien zu sein. Constantin der Große aber verordnete, jede Partei, die einen Streithandel führe, könne sich mit Verwerfung der weltlichen Gerichte auf die Entscheidung der Bischöfe berufen, welche der Entscheidung andrer Richter vorgehen sollte, gleich als ob sie vom Kaiser selbst herkäme, und die Statthalter sollten solche Entscheidungen zur Ausführung bringen. Nach und nach stieg daher die Gewalt der Bischöfe immer höher, sie fingen an das Kirchenregiment mit den Kaisern zu theilen, aber die Kirche erhielt auch eine beinahe weltliche Verfassung. Zwar ließen sich hin und wieder einzelne Stimmen dagegen vernehmen; konnten aber um so weniger ausrichten, je mehr die Kaiser selbst zur Erhöhung des bischöflichen Ansehens beitrugen. So wollte z. B. Aërius (s. d. Art.) in seinem Streite mit Eustathius den Unterschied zwischen Bischöfen und Ältesten nicht anerkennen. Dieß konnte jedoch zu nichts helfen, da ziemlich um dieselbe Zeit Kaiser Constantius II. verordnete, daß kein Bischof von einem weltlichen Gerichte, sondern blos bei andern Bischöfen, d. h. vor der Kirchenversammlung einer Provinz verklagt werden sollte. — Die bedeutendsten Fortschritte zur Vergrößerung seiner Macht that jedoch der römische Bischof. Aber auch außerhalb Italien wuchs das bischöfliche Ansehen im Staate und dieß um so mehr, je reicher die Bischöfe wurden und je weniger sie von den deutschen Fürsten als Werkzeuge zu wichtigen Absichten entbehrt werden konnten. Daher erhielten sie auch bald auf den in den neuerrichteten deutschen Reichen gehaltenen Reichstägen Sitz und Stimme. Nun fingen sie aber auch an bei ihren Gemeinden die Stelle der weltlichen Obrigkeit zu vertreten. In den ersten Zeiten des VIII. Jahrh. gab es im fränkischen Reiche kriegerische Bischöfe, weßhalb ihnen auf der Synode zu Soissons im J. 744 verboten wurde, persönlich mit in den Krieg zu ziehen. Zu welcher Zeit die Gewohnheit aufgekommen sei, auf die Bestätigung einer Bischofswahl die feierliche Übergabe des Bisthums oder die Belehnung mit allen dazu gehörigen Vorrechten und Besitzungen folgen zu lassen, kann zwar nicht genau bestimmt werden; so viel ist indeß ausgemacht, daß diese Gewohnheit im X. Jahrh. bereits bestand. Durch sie wurde der B. zugleich zur Treue gegen den Landesherrn verpflichtet. Das ordentliche Sinnbild davon war die Überreichung oder Übersendung des Bischofsstabes (oder eigentlich Hirtenstabes, welche noch vor der Weihung vorherging,

zum Zeichen, daß der B. nach Joh. 10, 12. ein guter Hirt seiner Gemeine (Heerde) sein solle); sehr häufig bekam auch der Neugewählte den Ring, durch welchen er seiner Gemeinde gleichsam angetraut wurde. Bis dahin waren seit dem V. Jahrh. die katholischen Bischöfe zu Constantinopel, so wie die sämmtlichen Geistlichen schwarz gekleidet, nur die Novatianischen kleideten sich weiß, aber ohne allen Schmuck; die Mitra, Inful oder Bischofsmütze, ein runder Kopf mit vorn und hinten aufsteigenden, von einander getrennten und oben spitzig zulaufenden Schildern versehen, und oft mit den kostbarsten Edelsteinen und Perlen besetzt, scheint daher in dieser Gestalt wenigstens erst in spätern Zeiten aufgekommen zu sein. — Unter den Merovingern trifft man Bischöfe als Kanzler oder Aufseher der königlichen Kanzelleien; häufiger aber unter den Karolingern. Die höhere Würde eines Erzkanzlers, von welchem die Reichsgeschäfte abhingen, wurde meistens nur den großen Metropolitanen zugetheilt. Man nennt zwei Heilige, Cunibert, Erzbischof von Köln im VII. Jahrh. und Bonifacius, Erzbischof von Mainz im VIII. Jahrh. als die ersten bekannten Erzkanzler. — Auf einer Synode zu Constantinopel im J. 869 wurde unter andern festgesetzt, daß Bischöfe den Fürsten und andern großen Herren nicht entgegengehen, vor ihnen nicht vom Pferde steigen, sich nicht niederwerfen, vielmehr sich von ihnen die gebührende Ehrerbietung bezeigen lassen sollen. Allein je mehr die Bischöfe dazu beigetragen hatten, Fürsten und Nationen unter die Oberherrschaft der Päpste zu bringen, um so weniger konnte es fehlen, daß sie sich endlich selbst unter die Macht derselben beugen mußten. Sie hatten den Papst zu den unumschränktesten Monarchen erhoben und fanden nun bei den zum Theil selbst unterdrückten Fürsten keinen Schutz gegen seine Anmaßungen. Die Metropoliten mußten sich ihres eignen Vortheils halber mit aller Ergebenheit an den geistlich-weltlichen Hof zu Rom anschließen. Streitigkeiten, die bisweilen darüber entstanden, änderten in der Sache nichts. Auf dem Concile zu Costnitz wurde 1417 bestimmt, daß die Bischöfe mehr zu bedeuten hätten, als die Cardinäle. Diese wären nur Rathgeber, jene die Gehülfen des Papstes; die Bischöfe hätten ihre Gewalt von Christo, die Cardinäle als Senatoren nur von einem Menschen. In den Zeiten vor der Reformation wurde die Abhängigkeit der Bischöfe vom Papste immer größer. Die Reformation aber änderte sehr Vieles in diesen Verhältnissen. Namentlich ist in der Augsburgschen Confession bestimmt worden, daß die Gewalt der Bischöfe nach dem Evangelio ein Befehl Gottes sei, dasselbe zu predigen, die Sünde zu vergeben oder zu behalten und die Sacramente zu reichen. Da also durch diese Gewalt ewige Dinge und Güter gegeben würden, so dürfe man dieselbe mit der weltlichen Gewalt nicht vermischen ꝛc. Demnächst drangen die Protestanten darauf, daß die weltliche Regierung der Bischöfe von ihrem Kirchendienste getrennt und — weil ihrer zu wenig, ihre Sprengel daher zu ausgedehnt wären, neben ihnen tüchtige Vorsteher und Superattendenten der Kirchen angestellt werden sollten. (Aus diesen Vorstehern entstanden die nachherigen Superintendenten.) Während der Reformation in Schweden wurde auf dem Reichstage 1527 festgesetzt: die geringen Einkünfte der Krone sollten mit den Schlössern und Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöstern vermehrt werden. Auch in Dänemark verloren sie 1536 ihre Rechte und Guter, zumal da sie auf dem Reichstage zu Kopenhagen großer Verbrechen beschuldigt wurden. In Schottland wurden sie zwar aufgehoben, aber von Karl I. wieder eingeführt, doch nicht in der vorigen Zahl, und nach und nach verminderte sich diese auch in der griechischen Kirche. — Die vor Kurzem in den königl. preuß. Staaten eingeführten Bischöfe sind die obersten Geistlichen des Landes und als solche Aufseher über Lehre und kirchliche Angelegenheiten in den ihnen angewiesenen Sprengeln oder Provinzen. 60.

Bischoffwerder (Johann Rudolph von), königl. preuß. Generalmajor,

Vertrauter Friedrich Wilhelm's II., trat während des 7jährigen Krieges in preuß. Dienste, wurde, nachdem er den Abschied genommen hatte, zum Kammerherrn am sächs. Hofe und zum Stallmeister des Herzogs Karl von Kurland, und 1778, um ein Jägercorps bei der Armee des Prinzen Heinrich von Preußen zu errichten, zum Major ernannt. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II., bei dem er sich schon als Kronprinz beliebt zu machen gewußt hatte, beginnt sein Einfluß auf das preuß. Cabinet. Alle Geschäfte gingen durch seine Hand und trotz der Bemühungen seiner redlich denkenden Feinde erhielt er sich in der Gunst des Königs bis zu dessen Tode. Er starb 1804 auf einem seiner Landgüter bei Berlin. — Das Andenken B.'s ist eben nicht rühmlich; Eigennutz und Falschheit waren seine Hauptcharakterzüge und die königl. Gunst benutzte er nur zur Erreichung seiner meist egoistischen Absichten; als Staatsmann aber konnte man ihm Gewandtheit nicht absprechen. Der Rosenkreuzerorden, zu dem er selbst gehörte, erfreute sich seines besondern Schutzes, und er wußte ihn auch zu seinen Zwecken zu benutzen. 22.

Bischöfliche Kirche, s. anglicanische Kirche.

Bischop (Johann), auch **Episcopius** genannt, geb. 1646 im Haag, eben so berühmt als Advocat, wie als Maler, wird von Kunstkennern vorzüglich geschätzt. Ohne alle Anleitung erwarb sich B. in müßigen Stunden im Malen mit Wasserfarben eine ziemliche Fertigkeit; ausgezeichnet aber sind seine radirten Blätter, die höchst geistreich und gefällig ausgeführt sind. Sein Werk: „Paradigmata graphices variorum artificum, tabulis aeneis" Hagae 1671. Fol. steht jetzt noch in großem Ansehn. — B. starb 1686 zu Amsterdam. 22.

Biscuit nennt man 1) den **Zwieback**, d. i. ein zwei-, auch drei- bis viermal bis zur Trockenheit hartgebacknes Brod, das sich sehr lange hält und dadurch auf Seereisen, im Kriege meist gebraucht wird. Auch nimmt man den Zwieback, mit Wasser oder Milch aufgebrüht, gern zur Nahrung künstlich aufzufütternder Kinder; 2) in den Töpferwerkstätten und Fayance- und Pozellanfabriken den zu Fliesen oder zu Fayance oder Porzellan bestimmten Teig, wenn er im Ofen gebrannt und noch nicht mit der Glasur belegt ist; 3) in der Färberei gewisse gelbe und schleimige, beim Kochen nicht genug durchdrungene Stellen an der Seide, Wolle oder Leinengarn. 4) Endlich nennen die Maurer kleine Kiesel Biscuit, die sich im Kalksteine finden und im Löschtroge nicht zergehen können. 43.

Bister oder **Biester** ist eine schwarzbraune Farbe von ausgeglühtem Ofenruß bereitet, mit welcher sich ganz vorzüglich tuschen läßt. Maler von Fach bedienen sich ihrer zu ihren Handzeichnungen lieber als der gewöhnlichen chinesischen Tusche, indem ihr Ton wärmer und kräftiger ist, auch ihre Behandlung mehr den Meister fordert. Bevor die Engländer die chinesische Tusche nach Europa brachten, bedienten sich alle große Maler des Bisters. Raphael zog die Umrisse seiner Figuren gewöhnlich mit rother Kreide und führte sie mit Bister aus. Die Zeichnungen, welche er auf diese Art (meistentheils auf gelbem oder rostfarbenem Papiere) ausführte, sind seine schönsten. 18.

Bisturi, Incisionsmesser, lat. **culter chirurgicus**; franz. **bistouri**; engl. **bistoury**, ein sehr gebräuchliches chirurgisches Instrument von der Form eines kleinen Messers; seine Klinge ist einschneidig, die Schneide aber bald gerad, bald convex, bald concav, meistentheils hat es eine Spitze, doch gibt es auch geknöpfte B., bei denen die Spitze in einen olivenförmigen Knopf ausgeht; der untere Theil der Klinge heißt die Ferse, mittelst der es in das Heft beweglich eingelenkt ist, die Befestigung der Klinge im Hefte beim Gebrauche geschieht durch einen Ring oder durch eine Feder. Zur Verfertigung der B. eignet sich am besten gegoßner Stahl von feinem Korne, am meisten soll der bengalische Wooz dazu geschickt sein. Außer diesem einfachen B. gibt es auch zusammengesetzte B., die zu besondern Operationen bestimmt sind, als das gefurchte B., das Seilerbisturi ꝛc. 39.

Bithynien hieß bei den Alten der Landstrich Kleinasiens, welcher gegen Norden von dem schwarzen Meere, gegen Westen von der Propontis (Marmormeer) und Mysien, gegen Süden von Phrygien und Galatien, gegen Osten von Paphlagonien begrenzt, zwischen 47—50° L. und 40—42° N. B. sich hinzog. In der Mythologie wird es Bebrycien genannt und erhielt seinen Namen von den aus Thracien einwandernden Bithyniern. Von Süden nach Norden ward es vom Sagaris durchströmt und an der Südostgrenze lag der Berg Olympus. Die Hauptstädte waren Chalcedon, Constantinopel gegenüber (jetzt Skutari), Nicomedia (Ismid), Nicäa (Isnik), Prusias, Heraklea ꝛc. 23.

Biton und Kleobis, nach der Erzählung mehrerer griech. Schriftsteller zwei Brüder, Söhne einer Priesterin aus Argos, welche gemeinschaftlich in den Kampfspielen den Preis davon trugen. Als einst ihre Mutter zum Tempel fahren wollte und vergeblich auf die Ankunft der Stiere wartete, welche den Wagen ziehen sollten, so spannten sich ihre Söhne vor und fuhren sie zum Tempel. Die Mutter, gerührt von so viel Liebe der Kinder, erflehte ihnen von den Göttern das glücklichste Loos der Sterblichen und wurde erhört. Man fand die Söhne, nachdem sie mit ihrer Mutter Abends zusammen eine Mahlzeit gehalten, des Morgens auf ihrem Lager beide todt. Eine Erzählung, welche ganz dieselbe Deutung zuläßt, als die des Agamedes (s. d. Art.). 36.

Bittererde, Bittersalzerde, gebrannte, oder **luftleere**, oder **calcinirte Magnesia, Talkerde, Salpetermagnesia**, lat. magnesia usta s. calcinata; terra salis amari oder muriatica. Mit diesen verschiedenen Namen wird das **reine Talk** (s. d. Art.) oder die ihrer Kohlensäure und Wässerigkeit beraubte Talkerde genannt, welche den Übergang der alkalischen Erden zu den reinen Erden begründet. Dieselbe ist schon in den ersten Jahren des XVIII. von einem Domherrn zu Rom unter dem Namen **weiße Magnesia** (magnesia alba), oder Pulver des Grafen von Palma, als ein Geheimmittel gegen verschiedene Magenbeschwerden, besondes gegen Säure im Magen verkauft worden. In den Jahren 1707 und 1709 gaben zuerst Basilius Valentinus und Slevogt das Verfahren an, sie aus der Salpetermutterlauge zu gewinnen; aber größeres Interesse für dieses Mittel erweckte Fr. Hoffmann, der sie aus der Kochsalzmutterlauge bereitete und zuerst auf ihre Eigenthümlichkeit aufmerksam machte, bis endlich J. Black (1755) zuerst das Verdienst sich erwarb, durch sichere chemische Analysen zu beweisen, daß sie sich von dem Kalke, womit man sie bisher verwechselt hatte, bedeutend unterscheide. Die B. kommt im Mineralreiche als eine Erdart vor, die sich in talkartigen Fossilien, z. B. in dem Asbest, der Bergseife, dem Terpentin u. dergl., besonders aber auch in Quell- und Mineralwassern findet, so wie einen Bestandtheil vieler Pflanzen- und Thierstoffe ausmacht. Man gewinnt die reine B. durch halbstündiges Rothglühen des reinen kohlensauren Talks in einem leicht bedeckten Schmelztiegel. Sie bildet ein weißes, sehr lockres, leichtes Pulver von 2, 3 specif. Gewicht, sehr geringem alkalischem Geschmacke, welches vorher geröthetes Lackmuspapier wieder blau färbt, sehr schwer (höchstens nur im Focus des Brennspiegels) zu schmelzen ist; im kalten Wasser ist es schwer auflöslich, in siedendem aber etwas leichter. Mit den Säuren bildet die B. eigenthümliche, mehr oder minder bitterlich schmeckende Salze, wodurch man z. B. den kohlensauren (die weiße Magnesia oder das sogenannte **Edinburger Salz**), den salpetersauren, salzsauren und schwefelsauren (**Sedlitzer Salz**) Talk ꝛc. erhält. Übrigens betrachtet man das reine Talk als ein Oxyd, das, nach Davy, aus 72 Theilen Talcium oder Magnium und 28 Theilen Sauerstoff besteht. Durch Chlor läßt sich daraus der Sauerstoff entbinden, welcher erstere sich mit dem Magnium verbindet, sobald nämlich die reine B. bis zum Rothglühen erhitzt wird. In der Medicin wird sie gegen Sodbrennen, gegen Säure in den ersten

Wegen ꝛc. angewandt. Nach Home's und Brande's zahlreichen Verſuchen ſoll es nicht mehr zu bezweifeln ſein, daß dieſes Mittel auch zur Bekämpfung von durch Harnſäure gebildeten Blaſenſteinen und ſelbſt als Verhütungsmittel dieſer letztern ſich nützlich erweiſen könne. 21.

Bitterkalk, auch **Bittertalkſpath**, lat. spatum talcosum; franz. spath talqueux, eine natürliche Verbindung von kohlenſaurem Kalk und kohlenſaurem Talk, gleich dem Kalkſpath kryſtalliſirend, von 2,7 bis 3,0 ſpec. Gewicht, perlartig glänzend, waſſerhell, weißgrau, gelb, grün und ſchwarz. Dieſes mit ſo verſchiedenen Farben vorkommende Foſſil wird vorzüglich in der Schweitz, Tyrol, Salzburg, Farroë, Grönland, Schweden, zu Glücksbrunn, Iglo in Ungarn, Mähren ꝛc. gefunden. Von Lenz werden 3 Arten angeführt: 1) der gemeine B. (auch Rautenſpath genannt), der blättrig, derb, weiß oder gelb iſt, und in den Alpen vorkommt, den aber Karſten zum Dolomit rechnet; 2) der ſtängliche B., den H. v. Schlotheim zu Glücksbrunn entdeckt hat, und zum Miemit (von Miemo in Toscana) rechnet, und körnig, grün, baumblätterig iſt; 3) der dichte B., worin Bucholz 25 p.C. Kieſelerde gefunden hat, und der ebenfalls zu einer andern Gattung, vielleicht zum Gurofian (einem zwiſchen den Orten Gurhof und Aggsbach, Unteröſtreichs, als Gangmaſſe vorkommenden erdigen Foſſil) gezählt werden dürfte, indem er, gleich dieſem letztern, derb, gelblichweiß, matt, knollig, oft mit einer Eiſenkruſte überzogen iſt, bisweilen Funken gibt und im Serpentin gefunden wird. Oken führt den B. oder Bitterſpath mit unter den Feuerkalken auf. 21.

Bitterklee, Fieberklee, lat. trifolium fibrinum; franz. trèfle d'eau, des murais; engl. common back-bean, eine europäiſche Pflanze (Linné's menyanthes trifoliata; zu Juſſieu's lysimachiae, und zur pentandria monogynia L. gehörend), deren Kraut aus einem Büſchel langſtieliger, je aus 3 glatten, eirunden, ſtumpfen, ganzen, am Rande etwas wellenförmigen Blättchen gebildeter Wurzelblätter beſteht, die geruchlos ſind, aber ſehr bitter ſchmecken. Es wird in der Medicin als bitteres, toniſches, magenſtärkendes, Menſtruation beförderndes Mittel, beſonders aber gegen Scorbut, Gicht und Wechſelfieber angewandt. Von den Thierärzten wird es auch bei Gallenkrankheiten des Viehes oft mit Erfolg gebraucht. In den Apotheken findet man den Extract davon (extract. trifol. fibr.) vorräthig. 21.

Bitterſalz, ſchwefelſaure Talkerde oder Magneſia, engliſches Salz; lat. sal amarum, magnesia sulphurica, sal anglicum; franz. sel de canal, sel cathartique amer, sulfate de magnésie; engl. bittersalt, wird in der Natur als Bitterſalz oder Haarſalz gefunden, und iſt im J. 1695 von Grev durch Verdunſtung des natürlichen Bitterwaſſers zu Esbham, oder Epſam in Surrey, und 1710 von Hoy daſelbſt aus den Mutterlaugen des von Kochſalzen erſchöpften Meerwaſſers gewonnen worden. Bisweilen erhält man es auch aus der Wirkung der Schwefelſäure auf bittererdige Kalkſteine. Um dieſes Salz zu gewinnen, läßt man reine Magneſia in rectificirter Schwefelſäure auflöſen und die Auflöſung kryſtalliſiren. Es bildet, bei langſamer Kryſtalliſation, große viereckige Kryſtalle, bei geſtörter hingegen blos feine Nadeln. Dieſe Kryſtalle löſen ſich, bei 60°, in 20 Theilen Waſſer, aber nicht in Weingeiſt auf. In warmer Luft verwittert, im Feuer ſchmilzt es, verliert ſein Kryſtalliſationswaſſer, ohne jedoch die Säure fahren zu laſſen. Es beſteht dann, nach Brandes, aus 18,5 Bittererde und 37,5 Schwefelſäure; in kryſtalliniſchem Zuſtande aber, nach Berzelius, aus 19,07 Bittererde, 38,15 Schwefelſäure und 42,78 Waſſer. Übrigens hat dieſes Salz einen ſehr ausgezeichnet bittern Geſchmack. Im Waſſer aufgelöſt läßt ſich durch Alkalien die Magneſia daraus niederſchlagen. In manchen Apotheken, namentlich Frankreichs, wird ohne Unterſchied ſchwe-

ſelſaure Magneſia für Glauberſalz (ſ. d. Art.) verkauft, und ſo umgekehrt. Jedoch iſt dieß leicht zu erkennen, indem letzteres an der Luft in ein weißes Pulver zerfällt und durch Alkalien nicht niedergeſchlagen wird; da hingegen reines B. an der Luft trocken bleibt, völlig weiß ausſieht, bei Übergießung mit concentrirter Schwefelſäure keine ſalzſauren Dämpfe entwickelt und einen bitter-ſalzigen Geſchmack hat. Dieſe Verfälſchung iſt jedoch bei den einander ſo ziemlich gleich kommenden Eigenſchaften dieſer beiden Salze ohne Gefahr. Es wird in der Medicin als Abführmittel angewendet und wirkt etwas milder als Glauberſalz. Der Thierarzt bedient ſich deſſelben ebenfalls als eines Purgirmittels, obgleich er das Doppelſalz (ſ. d. Art.) vorzieht. 21.

Bitterſtoff, lat. principium amarum; franz. principe amer, iſt der ausziehbare Stoff bitterer und anderer Pflanzen, welcher den bittern Geſchmack enthält. Obgleich man ihn für einen eigenthümlichen Grundſtoff gehalten hat, ſo iſt er dieß doch keineswegs, und dürfte daher richtiger bitterer Extractivſtoff genannt werden: denn die Wirkung, welche gewiſſe Körper auf das Geſchmacksorgan ausüben, kann unmöglich allein dazu berechtigen, ſie geradezu als eine ſelbſtſtändige Gattung zu betrachten. Mit obigem richtigeren Namen kann man ihn ſelbſt dann nur bezeichnen, wenn ihm nebenbei keine andern Haupteigenſchaften beiwohnen. Sehr häufig iſt er mit Gummi, Gerbſtoff und Pflanzenſäuren verbunden und bildet damit die bittern Extracte. Man kann ihn am beſten gewinnen, wenn man die Auflöſung eines ſolchen bittern Extracts mit eſſigſaurem Bleioxyd niederſchlägt und dann den B. vom Blei durch Schwefelwaſſerſtoff ſcheidet. 21.

Bitterſüß, lat. salanum dulcamara L.; franz. douce-amère; engl. bitter-sweet, das ſeinen Namen vom Geſchmacke ſeiner Stengel hat, findet man längs der Hecken und im Gehölze. Es iſt ein rankiger Halbſtrauch, deſſen Stengel in ſeiner Unterpartie holzig, aber krautartig iſt. Seine Blätter ſind abwechſelnd ganzrandig, oder dreilappig, filzig; die Blüthen klein, violett, und ſtehen in Trauben den Blättern gegenüber, die Früchte ſind kleine röthliche Beeren von der Größe einer Erbſe. Die Stengel dieſer zu Linné's 5. Cl. gehörenden Pflanze werden im Frühjahre geſammelt und als Abkochung, oder indem ein Extract aus ihnen bereitet wird, bei chroniſchen Rheumatismen und bei gewiſſen Hautkrankheiten ärztlich angewendet. 39.

Bitterwaſſer, franz. eau minérale amère, heißt dasjenige natürliche Mineralwaſſer, das eine Menge ſchwefelſaurer Talkerde (magnesia sulphurica) aufgelöſt erhält, die ihm einen widerlichen bitter-ſalzigen Geſchmack, und getrunken das Vermögen, häufige wäßrige Stuhlgänge zu bewirken, mittheilt. Die berühmteſten Quellen, die ſolches Waſſer hergeben, befinden ſich in England bei Ebsham (Epſam), einem Dorfe 8 Meilen von London; und in Deutſchland in Seidſchütz und in Sedlitz im Königreiche Böhmen. Außer einigen wenigen andern Beſtandtheilen enthält jenes in einem Pfunde Waſſers 274 Gr. ſchwefelſaure Magneſia, dieſes nur 104 Gr. Das Waſſer wird an den Quellen ſelbſt nicht getrunken, da es, ohne einer Verderbniß ausgeſetzt zu ſein, verſendet werden kann. 39.

Bittſchrift, franz. und engl. petition. Was Jemand durch Bitten erhält (lat. precarium), das iſt weder ein Contract noch ein Recht, ſondern ein Zugeſtändniß aus bloßem Wohlwollen des Andern, welches zu jeder Zeit widerrufen werden kann. Die B., welche den Namen von Bitten herleitet, enthält daher 1) im Allgemeinen ein ſolches an das Wohlwollen des Andern gerichtetes Geſuch um irgend Etwas. Iſt der Andere bedeutend höher geſtellt als der Bittende, ſo nennt man die Schrift auch wohl Supplik (untergebene Bitte). 2) Werden diejenigen Geſuche an höhere Behörden B. genannt, in welchen man

auf etwas Ansprüche macht, solches in Antrag bringt, wozu gerade kein strenges oder ausgemachtes Recht vorhanden ist, wofür aber doch Billigkeit oder Gewohnheit sprechen, z. B. Anträge auf Ertheilung von Concessionen ꝛc. 3) Endlich werden in strafrechtlichen Angelegenheiten die Zwischengesuche für den Beklagten um irgend eine Erleichterung, ingleichen die, nach Erschöpfung der auf Rechtsgründe gebauten Vertheidigungen, nach vorgebrachtem Gesuche um Milderung, aus Gründen der Billigkeit mit dem Namen „Bittschreiben" bezeichnet. Von den Bittschriften (Suppliken) sind jedoch zu unterscheiden die Petitionen, als die von den Ständen eines Landes oder von ganzen Corporationen an den Regenten gerichteten Vorschläge und Anträge. Die deutschen Kaiser hatten das besondere Recht „der ersten Bitte," indem jeder deutsche Kaiser und jeder römische König mit dem Krönungsacte das Recht erhielt, durchs ganze Reich bei allen Stiftern und Klöstern zur Wiederbesetzung der ersten offen werdenden Stelle den Candidaten zwar durch Petition, aber mit der Verbindlichkeit des andern Theils zur Genehmigung vorzuschlagen. Ließ er sich erst zum römischen König und dann zum Kaiser krönen, so konnte er das Recht zweimal ausüben. Dem Soldatenstande im Ganzen (was man bis auf das Zusammentreten der Fähndriche eines einzelnen Regiments ausgedehnt hat) wird wegen des ihm aufliegenden blinden Gehorsams das Recht der gemeinschaftlichen Bitte in Dienstsachen nicht verstattet, sondern als subordinationswidrig sogar mitunter bestraft. 10.

Bivouak stammt von dem deutschen Worte Beiwachten her, welches bedeutet, daß im Kriege dem Feinde gegenüber die Truppen, ohne Berücksichtigung der Jahreszeit und der Witterung, ohne irgend ein Obdach einen und selbst mehrere Tage unter freiem Himmel der nothwendigen Ruhe genießen. Bis zu den Kriegen der französischen Revolution beobachteten nur die leichten Truppen und die Vorposten ein solches Verfahren: der übrige Theil eines Heeres lagerte regelmäßig unter leinwandenen Zelten; eine Nacht ohne diese unter freiem Himmel zugebracht wurde als Ausnahme betrachtet. Die Franzosen im Anfange der Revolution durch Noth gezwungen (denn die damalige Stärke ihrer Heere und der Zustand ihrer Finanzen gestattete ihnen nicht, an die Beschaffung des zu einem regelmäßigen Lager nothwendigen Materials zu denken) wichen von dem durch Jahrhunderte geheiligten Verfahren des Lagerns ab und trugen das Bivouakiren auf das ganze Heer über. Alle europäischen Heere, mit Ausnahme des englischen, folgten, da durch dieses Verfahren die Bagage wesentlich vermindert wurde, folglich die Beweglichkeit der Truppen sehr gewann und mehrere andere lähmende Rücksichten bei Aufstellung der Truppen verschwanden, den Franzosen schnell nach. Nicht allein die Beweglichkeit, auch die schnelle Schlagfertigkeit der Truppen gegen sonst hat durch die in Rede stehende Methode sehr viel gewonnen; eben so ist die Beurtheilung von der Stärke des Gegners im Stande der Ruhe schwieriger als früher geworden. Daß aber durch das Bivouakiren die Gesundheit des Soldaten und deren Disciplin mehr als sonst leiden, auch die zum Schauplatze des Kriegs dienenden Länder weit mehr verwüstet werden, sind Erscheinungen, welche nicht in Abrede gestellt werden können. Abgetragene Häuser, öfters ganze Dörfer, dabei regelmäßige Plünderungen, sind von einem Bivouak im großen Style, selbst bei der strengsten militairischen Disciplin, unzertrennliche Übel. 70.

Black, Joseph, geb. 1728 zu Bordeaux, gest. den 26. Novbr. 1799 zu Edinburgh, ward von seinem aus Belfast in Irland gebürtigen Vater 1740 dahin geschickt, um als Brite erzogen zu werden, ging dann 1746 auf die Universität Glasgow, um Medicin zu studiren, ward daselbst Cullen's fleißiger Schüler in der Chemie und Arzneikunde, und ward 1754 zu Edinburg Doctor, empfahl darauf die durch Versuche erprobte Wirksamkeit der Magnesia, des Kalks

und anderer Alkalien gegen den Blasenstein, und entdeckte bei diesen Versuchen die von ihm sogenannte fixe Luft und deren mildernde Wirkung auf Alkalien und Kalkarten, eine Entdeckung, die den Grund zu der nachherigen Lehre von Cavendish, Priestley, Lavoisier u. A. von den Gasen und zur Umgestaltung der Chemie gelegt hat. Seine Erfahrungen darüber legte er 1756 im 2. Bande der philosophischen und literärischen Schriften der edinburger Gesellschaft nieder. 1757 bereicherte er die Naturkunde mit seiner Lehre von der verborgenen Wärme, die ebenfalls seinen Ruhm vergrößerte, so daß man ihn, da er schon im J. 1756 Cullen's Nachfolger in Glasgow geworden war, 1757 zu dessen Nachfolger auch auf dem Lehrstuhle der Chemie zu Edinburg berief. Hier lehrte er die Chemie mit ungemeinem Beifalle, und wußte seinen Zuhörern einen gewissen Enthusiasmus für diese Wissenschaft einzuflößen. Allein von jetzt an wurde er kränklich und schrieb nur noch 2 Abhandlungen, die in den philosophical transactions von 1775 und 1791 abgedruckt sind. Er starb plötzlich in einem Alter von 71 Jahren den 26. Novbr. 1799. Sein Charakter war kalt und zurückhaltend, seine Sitten höchst einfach. In den spätern Jahren schadete er seinem Rufe durch seine lange Widersetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemischen Theorien, obgleich er ihnen zuletzt beistimmte. Seine Vorlesungen nebst seiner Biographie gab einer seiner Schüler, der verstorbene Professor der Naturkunde zu Edinburg, Robison, 1803 in 2 Bänden heraus, die Crell übersetzt hat. 51.

Blackfischbein, lat. os sepiae; franz. os de sèche, ist das Bein oder die Schuppe, welche der Blackfisch oder Tintenwurm (s. d. Art.) auf dem Rücken führt. Dieses Rückenbein ist so groß als eine Hand, in der Mitte 1 Zoll dick, an den Seiten dünner, leicht, oben hart, unten zart und schwammig, sehr weiß, leicht zu zerreiben und von salzigem Geschmacke. Man bringt es vorzüglich vom venetianischen Meerbusen, den französischen und italienischen Küsten des mittelländischen Meeres und den brasilianischen Küsten, auch von den holländischen Küsten der Nordsee. Die Goldarbeiter gebrauchen es zu Löffel- und Gabelformen, und außer dem in manchen Arzneien davon gemachten Gebrauche dient es zur Glänzendmachung des Firnisses. 43.

Blackstone, William, englischer Rechtsgelehrter, geb. zu London den 10. Juli 1732. der früh verwaiste Sohn eines Seidenhändlers, wurde von seinem Onkel erzogen und zum Studiren bestimmt. In seinem 15. Jahre ging er nach Oxford, wo er sich mit griechischer und römischer Literatur, mit Mathematik, Architectur, vorzüglich aber mit den Rechtswissenschaften beschäftigte und sich durch Fleiß und Talente sehr bald auszeichnete. Auch für die Poesie zeigte er Geschmack und Anlage und schrieb bei seinem Eintritte in die Rechtsschule: **Middle Temple**, zu London, ein in Dudley's Sammlung abgedrucktes geistreiches Lied, den Abschied eines Rechtsgelehrten an die Muse. Im J. 1746 trat er als Sachwalter vor Gericht auf, allein ohne Talent für die mündliche Beredtsamkeit gelang es ihm nicht, sich einen bedeutenden Ruf zu erwerben, weßhalb er bei der Universität Mitglied des **College of All Souls** ward und als Vorsteher derselben manche innere und äußere Einrichtung verbesserte. Im J. 1750 wurde er Doctor der Civilrechts und gab einen Versuch über Collateralverwandtschaft (**An Essay on collateral consanguinity**) heraus. Obgleich er darin die kanonische Berechnung der Verwandtschaftsgrade fruchtlos bestritt, so verschaffte ihm doch dieses Buch großes Ansehen und der Erzbischof von Canterbury ernannte ihn dafür zu einem Assessor des **Common Law** bei dem **College of All Souls**. Sieben Jahre hatte er sich abwechselnd in London und Oxford aufgehalten, als er sich entschloß, ausschließend in letzterer Stadt der Universität als Lehrer sich zu widmen. Da nach den Einrichtungen der englischen Universitäten keine Vorlesungen über englisches Civil- und Staatsrecht gehalten wurden, so

ſuchte B. dieſem Mangel abzuhelfen und eröffnete 1753 Vorleſungen über die Verfaſſung und Geſetzgebung Englands, die ihm einen unvergänglichen Ruhm geſichert haben und ſpäter im Drucke erſchienen ſind. Durch dieſe glückliche Neuerung kam ein Juriſt Namens Viner auf den Gedanken, in ſeinem Teſtamente eine Summe zur Gründung eines Lehrſtuhls für das gemeine engliſche Recht auszuſetzen, und als nach deſſen Tode 1758 die Sache ins Leben trat, wurde B. einſtimmig zum Profeſſor der Vinerſchen Stiftung ernannt. Seinen erworbenen Ruhm ſicherte er als Schriftſteller durch ſeinen Great Charter and Charter of the Forest (1759) und durch ſeine Abhandlung on the law of descents in see simple (1759). Der Ruf, den er ſich durch ſeine mehrere Jahre gehaltenen Vorleſungen erworben hatte, bewog ihn wieder als Sachwalter in London aufzutreten, wo er zu hohem Anſehen gelangte. B. gab nun ſeine Lehrerſtelle an der Oxforder Univerſität auf und wurde 1761 zum Parliamentsmitgliede und zum Principal of New Inn Hall zu Oxford ernannt, wodurch ſein Anſehen auf der Univerſität bedeutend ſtieg. Im J. 1762 gab er eine Sammlung vermiſchter Abhandlungen über Gegenſtände des Rechts unter dem Titel Law Tracts in zwei Octavbänden heraus und 1763 wurde er zum Sollicitor general der Königin ernannt. Seine Vorleſungen waren die Grundlagen ſeiner berühmten Commentaries on the Laws of England, deren erſter Band 1765 erſchien. Im J. 1770 wurde er zu der Stelle eines Richters in dem königl. Gerichtshofe of the Common pleas ernannt und ſtarb als ſolcher am 14. Febr. 1780 in ſeinem 56. Jahre. Die beſte Ausgabe ſeiner 15 Mal in England aufgelegten und in mehrere Sprachen überſetzten Commentaries hat Chriſtian beſorgt und ſie iſt zu London 1809 in 4 Bdn. erſchienen. 33.

Blaffert, Plappert, alte Scheidemünze zu Köln am Rheine. 1 B. = $\frac{1}{10}$ Thlr. = 3 Stüver = 48 Heller = 1 Sgr. 6 Pf. preuß. = 1 Gr. $1\frac{3}{4}$ Pf. Conv. = 4 Kr. $1\frac{1}{4}$ Pf. Convſl. = 5 Kr. rhein.; ſie iſt jetzt durch Silbergroſchen erſetzt. 40.

Blake, Robert, ein britiſcher Seeheld, Begründer des Übergewichts Englands zur See, wurde 1599 zu Bridgewater in Sommerſetſhire geboren, erhielt eine gute Erziehung und vollendete ſeine Ausbildung auf der Univerſität zu Oxford. In dem Aufſtande gegen die Stuarts ergriff er die Partei des Volks und kämpfte im Parliamente (ſeit 1640), und mit dem Schwerdte ſiegreich für deſſen Rechte. So erwarb er ſich das Wohlwollen Cromwell's. Durch dieſen und das Parliament erhielt er 1649 ein Commando zur See, ſchlug Ruprecht von der Pfalz und maß ſich rühmlich mit den Spaniern und Portugieſen. Im Seekriege mit Holland (1652—54) kämpfte er ſiegreich mit Tromp und de Ruyter, und 1655 erhielt er den Auftrag, ein Geſchwader, ſeit langer Zeit das erſte engliſche, in das mittelländiſche Meer zu führen. Algier und Tunis wurden durch Bombardements zu einem Vertrage gezwungen, und die italieniſchen Staaten, in Furcht geſetzt, ſchloſſen ſich an das engliſche Intereſſe an. Den Spaniern nahm B. Jamaika, 1556 einen Theil ihrer Silberflotte auf der Höhe von Cadix, und im folgenden Jahre verbrannte er eine Anzahl reichbeladener Galarten vor dem Hafen von Santa Cruz. Unpäßlichkeit nöthigte ihn zur Rückkehr nach England; er ſtarb aber, noch ehe er Plymouth erreichte, am 17. Aug. 1657. — B. gehört unter die größten engliſchen Seehelden und hat überdieß das Verdienſt, in ſeinen Landsleuten Liebe zum Seedienſte, in welchem ſie bisher unübertroffen blieben, erweckt zu haben. Er war rauh und ſtreng im Dienſte, aber wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit von ſeinen Soldaten geliebt und vom Feinde geachtet. 22.

Blanchard (François), der berühmte Luftſchiffer und geſchickte Mechaniker, geb. zu Andelys 1738, geſt. den 7. März 1809, war in ſeiner frühen

Jugend schon in der Mechanik geübt, hatte viele Fähigkeiten und trug sich unaufhörlich mit dem Gedanken, eine Maschine zum Fliegen zu erfinden. Kaum 16 Jahre alt zeichnete er sich durch die Erfindung eines mechanischen Wagens aus, mit dem er 7 Stunden weit fahren konnte, und den er 1778 noch zweckmäßiger einrichtete. Da er überdieß in seinem 19. Jahre eine sehr künstliche Wassermaschine baute, so konnte es nicht fehlen, daß der junge Künstler auch am Hofe zu Versailles bekannt und empfohlen ward. Allein sein Lieblingsgedanke verließ ihn nie. Er benutzte daher zum Ersatze der darin mißglückten mechanischen Versuche die gleichzeitigen Erfindungen Montgolfier's, wollte schon am 2. März 1748 seine künstlichen Flügel erproben, als diese ihm durch die Unbesonnenheit eines Cadetten zu Grunde gerichtet wurden; machte aber im Mai und Juli von Neuem eine Probe mit seinen Flügeln, die jedoch dem Zwecke nicht völlig entsprachen; fügte dann im October ein Windrad hinzu, und stieg damit in England, allein nicht mit glänzendem Erfolge, auf. Aber am 7. Jan. 1785 vollbrachte er zuerst das kühnste Wagstück, und zwar glücklicher als sein Nachfolger Pilatre de Rozier, der denselben Plan schon vor ihm gehabt hatte; er machte nämlich mit dem D. Jefferies eine Luftreise über den Kanal von Dover nach Calais und kam in 2 Stunden 45 Minuten in Calais an. Für dieses Wagstück erhielt er vom Könige von Frankreich ein Geschenk von 12000 Livres und außerdem eine Rente von 1200 Livres. Seit dieser Zeit benutzte er seine Kunst als Erwerbszweig, machte in fremden Ländern viele Luftreisen, bis er 1793 durch die Anklage, revolutionäre Grundsätze ausgestreut zu haben, auf die Festung Kufstein gesetzt wurde. Später befreit unternahm er 1796 seine 46. Luftschiffahrt zu New-York. Im J. 1798 machte er zu Rouen und zu Paris Luftreisen, die letztern mit dem berühmten Astronomen Lalande. Überhaupt hat er gegen 70 Luftreisen unternommen und im J. 1777 noch den Fallschirm erfunden. Er starb den 7. März 1809. — Seine Gattin hat sich ebenfalls als Luftschifferin bekannt gemacht, kam aber bei ihrer 67. Luftreise, die sie am 6. Juli zu Paris anstellte, um das Leben, weil ihr Luftball durch ein mitgenommenes Feuerwerk in Brand gerieth. 51.

Blanchet, Thomas, ein vortrefflicher französischer Geschichtsmaler, geb. 1617 zu Paris. Anfangs trieb er die Bildhauerei und später in Italien neben der Malerei auch Architectur; doch bestimmten ihn Sacchi und Poussin für die Historienmalerei. Alle seine Gemälde, unter denen die Entzückung des heil. Philippus in der Kirche Notre Dame zu Paris besonders hervorzuheben ist, zeichnen sich durch lebhaftes Colorit, correcte Zeichnung und leichte Ausführung aus. Leider sind die Gemälde auf dem Rathhause zu Lyon bei dem Brande desselben (1674) größtentheils zu Grunde gegangen. Diese hielt B. selbst für seine größten Werke. — Er starb 1689 zu Lyon. — 22.

Blanco, für in Blanco, lat. charta blanca; franz. blanquet, 1) ein leeres Blatt Papier oder anderes Schreibmaterial mit einer untergesetzten Namensschrift, welches man Jemandem übergibt, entweder eine Vollmacht oder einen Wechsel darüber zu setzen; 2) figürlich, das Unbeschränkte, in den beliebigen Gebrauch Gestellte bei einem derartigen Geschäfte, z. B. Blanco-Credit, so viel als unbeschränkter Credit. 38.

Blangini (Giuseppe Marco Maria Felice), geb. 1781 zu Turin, Schüler Ottoni's, bildete seine musikalischen Talente so schnell und glücklich aus, daß er bereits 1795 eine Messe von sich zur Aufführung bringen und von 1799 an in Paris die Bearbeitung mehrerer Opern übernehmen konnte, die ihm vielen Beifall verschafften. 1805 wurde er Kapellmeister in München; das Jahr darauf Musikmeister der Prinzessin Borghese und 1809 Kapellmeister am westphälischen Hofe. Jetzt lebt er in Paris und ist ein Liebling des Publikums. Seine Arbei-

ten sind in gefälligem, leicht verständlichem Style geschrieben und haben sanfte, fließende Melodien. Von seinen Opern nennen wir nur „die falsche Dame"; „Trajan in Dacien" und „Zelie und Terville." 22.

Blankenburg (Christian Friedrich von), geb. den 24. Jan. 1744 bei Kolberg in Pommern, diente während des 7jährigen Krieges mit Auszeichnung in der preuß. Armee, nahm aber wegen anhaltender Kränklichkeit um sein Leben besorgt, den Abschied und begab sich nach Leipzig (1778), wo er in stiller Zurückgezogenheit durch strenge Diät seine Gesundheit wenigstens zum Theil wieder erhielt. Hier lebte er nur der Beschäftigung mit den Wissenschaften und der Freundschaft mit Männern wie Weiße, Zollikofer u. A. Er starb zu Connewitz, wo er sich während seiner letzten Lebensjahre aufgehalten hatte, am 4. Mai 1796. — B. war ein kenntnißreicher, durch Erfahrung und Studien (auch während seiner Dienstzeit) äußerst gebildeter Mann, von liebenswürdigem, bescheidenem Charakter. Fast in jeder Wissenschaft hatte er sich Kenntnisse erworben und die neuern so wie die alten Sprachen in seiner Gewalt. Die Anmerkungen, welche er zu Sulzer's Theorie der schönen Künste lieferte, beurkunden sein Verdienst als Gelehrter und sein Hauptwerk: „Versuch über den Roman" Lpzg. u. Liegnitz 1774. hat auch jetzt noch Werth, obgleich es den heutigen Forderungen nicht mehr ganz entspricht. Auch hat B. mehrere Schriften aus dem Englischen übersetzt und in Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts geliefert, welche noch jetzt der Beachtung werth sind. 22.

Blankhof (Johann Teunist), geb. 1628 zu Alkmar, am bekanntesten unter dem Namen Mant, hat sich als Maler vortrefflicher Seestücke berühmt gemacht, besonders aber durch seine italienischen Seehäfen mit Kriegsschiffen. Er wurde zu Rom, wohin er sich auf den Rath seines Lehrers Cäsar von Everdingen begeben hatte, Mitglied der Schilder-Bent, verließ aber, da er etwas unsteten Sinnes war, Italien zu wiederholten Malen, um stets wieder dorthin zurückzukehren. Seine Gemälde sind sehr schön colorirt und äußerst naturtreu; man sieht, daß er seine verschiedenen Seereisen mit Erfolg für seine Kunst benutzt hat. Er starb 1670. 22.

Blasebalg, franz. soufflet; engl. bellows. Die Beschaffenheit dieses Werkzeugs ist im Allgemeinen beinahe dieselbe und nur hinsichtlich der Größe, der Art und des Ortes der Aufstellung und nach der erforderlichen Wirksamkeit in Schmiede- und Schlosserwerkstätten, Hämmern und Hütten, und in Orgelwerken verschieden. Man verfertigt die Blasebälge aus Holz und Leder oder auch, besonders in Hüttenwerken, aus Holz allein. Letztere bestehen aus zwei auf einander passenden hölzernen Kasten, von denen der untere fest liegt; der obere hat eine nach dem Windrohre zu abhängige Richtung und läßt sich um einen bei diesem angebrachten eisernen Stab auf und ab bewegen. Das Ventil ist im untern Kasten befindlich, läßt, so wie der obere gehoben wird, die Luft herein und verschließt sich schnell wieder. Diese Art von Bälgen werden gewöhnlich von Wasserrädern in Bewegung gesetzt, und sind durch besondere Vorrichtungen mittelst Ketten und Stangen befestigt. In den Werkstätten, wo in Feuer gearbeitet wird, als Schmiede-, Schlosserwerkstätten ꝛc., besteht der B. aus einem Ober- und Unterbret von gleicher Gestalt und Größe, die hinten breit und abgerundet sind, vorn spitzig zulaufen und durch in Falten gelegtes Leder mit einander verbunden sind. Am untern Brete befindet sich das Ventil und vorn in einem angenagelten runden Stücke Holz die Windröhre. Der Balg ist mittelst eines Schwengels, welcher in einer über zwei senkrecht stehenden Pfosten querüber gelegten Welle befestigt ist, so angebracht, daß er von dem Arbeiter sehr leicht in Bewegung gesetzt werden kann. Die kleinen Handbälge sind eben so eingerichtet. — Die Bälge in Orgeln, die entweder über oder neben einander liegen können, bestehen eben-

falls aus zwei Blättern von Eichen- oder Kiefernholz, welche durch gutes weißes Schafleder verbunden sind, ruhen auf einem besonders dazu erbauten Gerüste und werden durch das Niedertreten eines besonders angebrachten Balkens, Clavis genannt, in Bewegung gesetzt. Das Nähere darüber in dem Artikel Orgel. — Einer besondern Erwähnung verdient auch der Taschenblasebalg, zum Reinigen der Clavierinstrumente oder anderer Gegenstände, die wegen ihrer Bauart kein größeres Werkzeug zulassen. Er ist die Erfindung eines Wiener Instrumentenmachers, aber in der neuesten Zeit von C. F. Ritter in Merseburg wesentlich verbessert worden und deßhalb merkwürdig, weil er beim Ziehen sowohl als beim Stoßen Wind ausbläst und in alle seine einzelnen Bestandtheile zerlegt und wieder zusammengesetzt werden kann. Beim Ziehen nämlich öffnen sich im Innern desselben zwei Klappen, die durch einen Seitengang den Wind auslassen, während durch den entgegengesetzten Gang frischer Wind zugeführt wird. 1.

Blasenstein, Harnstein, lat. calculus vesicae; franz. pierre dans la vessie; engl. stone in the blatter. In mehrern Organen und Kanälen des Körpers kommen steinichte Concremente vor, am häufigsten und am bemerkenswertheſten sind die in der Harnblase befindlichen. Diese Steine werden bei Männern häufiger als bei Frauen, bei Erwachsenen öfter als bei Kindern gefunden; kommen nicht an allen Orten gleichmäßig vor, sind in Weinländern, in kältern, feuchten Klimaten, also in England und Holland ꝛc. häufiger als in Deutschland. Von Farbe sind sie bald weiß, bald gelb, grün, aschgrau, blaßroth ꝛc.; ihrer Gestalt nach sehr verschieden, oval, rund, vier-, fünfeckig, bald glatt, bald rauh an der Oberfläche, bald von fester, bald von lockerer Consistenz, gewöhnlich geruchlos, in ihrer Größe und Schwere sehr verschieden, in Hinsicht ersterer von der eines Sandkorns bis zu der eines kleinen Kinderkopfs vorkommend; gewöhnlich wiegen sie 2 Quentchen bis 1 Unze, doch sind deren auch einige Pfund schwere aufgefunden worden. In der Regel ist jedesmal nur 1 Stein in der Blase vorhanden, doch hat man schon mehr als 30 in einer Blase entdeckt. Die Bestandtheile der Blasensteine sind sehr verschieden: Harnsäure, Blasenoxyd, phosphorsaurer Kalk, harnsaures Ammonium, phosphorsaure Ammonium-Magnesia, oxalsaurer Kalk, Kieselerde, kohlensaurer Kalk ꝛc. Diese Stoffe finden sich aber nicht alle in einem Blasensteine vor, sondern zu zweien, dreien, vieren; diejenigen, die nur eine einzige Materie enthalten, bestehen aus Harnsäure; es sind dieß diejenigen, die am häufigsten vorkommen. — Die Ursache der Erzeugung der Steine in der Blase hängt von einer durch erbliche Anlage oder durch besondere Lebensart oder durch fehlerhafte Diät erworbenen krankhaften Beschaffenheit der Nieren ab, zufolge der sie die im Urin befindlichen oder auch sonstige fremdartige feste Bestandtheile in zu großer Menge absondern, die daher im Urine nicht aufgelöst und abgeführt werden können, sondern niedergeschlagen werden, feste Stoffe (Harngries) bilden, die als solche in die Blase gelangen, hier als Kerne zu weiterer Steinbildung dienen und aus dem überreichlich damit versehenen Urine ihre fernern Bestandtheile und damit ihren größern Umfang gewinnen. Ein Gleiches ist der Fall, wenn fremde Substanzen, z. B. ein Schrotkorn, ein Strohhälmchen, in die Blase gelangen; diese dienen dann als Kern, um die sich die steinichte Masse anlegt. — Die Zufälle, die die Blasensteine erregen, sind verschieden nach ihrer Menge und Größe; immer bewirken sie jedoch heftige Schmerzen in der Blase, erschweren den Urinabgang und erzeugen Entzündung und Verdickung der Blase und der naheliegenden Theile. Die Gegenwart des Steins wird am sichersten durch das Einbringen des Katheters in der Blase ermittelt. Die Entfernung des Steins aus der Blase wird durch die allerdings nicht gefahrlose Operation des Steinschnitts am sichersten erreicht; kleinere Steine können auch nach Civiale's

neurer Erfindung durch den Steinbohrer in der Blase selbst zertrümmert werden, dagegen helfen innere Mittel zur Steinauflösung angewendet nicht viel, eben so wenig wird durch auflösende Einspritzungen in die Blase erreicht, da diese, ohne den Blasenwänden zu schaden, nicht stark genug sein können. 39.

Blasinstrumente, s. Instrumente.

Blasonniren, s. Heraldik.

Blasphemie, Gotteslästerung, ist eigentlich jeder Ausspruch, in welchem die Majestät Gottes herabgewürdigt und beleidigt wird, und ist entweder eine directe, wenn man sich unziemender Reden gegen Gott selbst bedient, oder eine indirecte, wenn, wie beim Fluchen, falschen Schwören ꝛc. von Gott Dinge gefordert werden, welche seiner Würde widerstreiten. Man hat auch von B. durch die That im Gegensatze von der durch die Rede gesprochen und versteht unter ersterer jede Handlung, welche den Geboten der Religion und den Anordnungen Gottes Hohn spricht. In der kathol. Kirche hat die B. die weiteste Ausdehnung erhalten und man rechnet dazu alle Äußerungen gegen Dinge der Religion, welche sich bis auf die heiligen Gefäße herab beziehen; weßwegen auch die Kirchenrechtslehrer 6 verschiedene Arten derselben angenommen haben, welche nach Graden verschieden sind. Bei den Israeliten war die Strafe der Steinigung darauf gesetzt, in den ältesten christlichen Zeiten stand Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, später Bann genannt, darauf, und die weltlichen Gesetze verordneten ehemals nach den verschiedenen Graden Todesstrafe, Ausreißung der Zunge, Landesverweisung, Pranger, Gefängniß oder Geldstrafe. 9.

Blatt, lat. folium; fr. feuille; engl. leaf. Blätter nennt man die am Stamme oder an den Zweigen der Bäume und Pflanzen befindlichen dicht unter den Knospen stehenden und meistentheils grünen, selten roth oder gelb gefärbten, noch seltener fleckigen Organe, die aus den Knospen oder Augen (gemmae, oculi) entstehen und sich nach und nach aus ihnen entwickeln. Das Blatt besteht aus einem Gewebe von Saftröhren und luftführenden Gefäßen, welche den Athmungsproceß der Pflanze verrichten. Die in dem Blatte verlaufenden rippenartig hervortretenden Linien sind mehrfach verzweigte Spiralgefäße des Splints, welche das Blattnetz (Skelet) bilden. Laufen diese Linien der Länge nach und kommen unmittelbar aus dem Blattstiele, so heißen sie Nerven, Längsnerven (nervae longitudinales); laufen sie aber in die Quere des B., so heißen sie Venen oder Adern (venae). Äußerlich ist das B., sowie die ganze Pflanze mit einem Häutchen, der Oberhaut oder Epidermis, überdeckt, die entweder als eigenes Werkzeug oder als wirkliche Absonderung anzusehen ist, und sich, wie andere Pflanzentheile, oft als auszeichnende Eigenschaften gewisser Gattungen zeigt, wovon einige mit Wolle, andere mit einer klebrigen Materie, noch andere mit Reif u. s. w. überzogen sind. Hierher rechnet man auch den haarförmigen, stachligen, saftigen und pulverartigen Überzug. Man unterscheidet an einem B. die Blattfläche (lamina) mit der Mittelrippe, die gewöhnlich am stärksten ist und ihre Gefäße, Nerven, Venen oder Adern, die gewöhnlich mehrere Seitenäste bilden; den Blattstiel (petiolus), die Basis oder den Ort der Anheftung, der die Blattgefäße mit denen des Stammes verbindet (fehlt dieser bisweilen, so wird das B. sitzend [sessile] genannt), und die Neben- oder Afterblättchen (stipulae), die gewöhnlich am Grunde des Blattes vorzüglich zusammengesetzter Blätter stehen. Die Gestalt des Blattes ist sehr verschieden; nach seinem Umrisse heißt ein B. zirkelrund (orbiculatum); eiförmig (ovatum); elliptisch (ellipticum); länglich (oblongum); spatenförmig (spatulatum) u. s. w. Nach dem Ausschnitte heißt ein B. herzförmig (cordatum); gespalten (fissum); mondförmig (lunatum) u. s. w. Ein ganzrandiges B (integerrimum) kann einen glatten gezähnten (dentatum) oder gekerbten (crena-

tum) Rand haben; ſtehen die Zähne dicht beiſammen, und nach der Spitze des Blattes gerichtet, ſo heißt das Bl. ſägeförmig, gezähnt (serratum); ſind dieſe Zähne wieder geſägt, ſo heißt es doppeltſägeförmig (duplicato - serratum). In Hinſicht des Orts und der Anfügung, an dem ſich das Bl. entwickelt, heißt es Wurzelblatt (radicale), Stammblatt (caulinum), Aſtblatt (rameum) u. ſ. w. Rückſichtlich der Dauer unterſcheidet man ſtehenbleibende, immergrüne (semper virens), abfallende (deciduum), welche nach vollendetem Sommer abfallen. Erſtere beſonders baumartige Gewächſe gehören mehr den Tropengegenden, letztere mehr den kalten und gemäßigten Zonen an. Hat ein Blattſtiel, der vom Grunde aus oder doch in ſeinem Fortgange äſtig oder polſterartig aufgeſchwollen iſt, nur ein Bl., ſo iſt es ein einfaches (simplex); hat er aber mehrere Blättchen, die man auch Fiedern, Fiederblättchen (foliola, pinnae, pinnulae) nennt, ſo bildet es ein zuſammengeſetztes Bl. (folium compositum), das, je nachdem die Blättchen neben oder über einander ſtehen, abwechſelnd (alterna), buſchig (fasciculata), kreuzförmig (decussata), gefingert (digitata), gefiedert (pinnata), u. ſ. w. genannt wird. Dieſer mehrere Blättchen tragende Hauptſtamm heißt allgemeiner Blattſtiel (petiolus communis), die Stiele der Blättchen aber beſondere Blattſtiele (petioli proprii oder partiales). Die langen dünnen linien- oder pfriemenförmigen Sommer und Winter grünen Blätter der Zapfenbäume nennt man gewöhnlich Nadeln (folia arcerosa). Der ſchraubenförmig gewundene Blattſtiel heißt Gabel oder Ranke (cirrhus), der ſich zum Anhalten und Aufſteigen um andere Körper windet, wie z. B. beim Wein, bei den Wicken, Erbſen u. a. Gewächſen, und erhält nach ſeinem Stande und ſeiner Zertheilung wieder verſchiedene Benennungen. Endet ſich aber die Ranke am obern Ende in eine Höhlung und erſcheint er mit der Blattfläche, welche die Oeffnung deſſelben verſchließt, gegliedert, ſo nennt man dieſe Form Schlauchblatt oder Schlauch (ascidium), wie z. B. bei den Gattungen nepenthes und saracenia. Es gibt nur ſehr wenig Pflanzen, denen die Blätter gänzlich fehlen, wie z. B. bei der Flachsſeide (cuscuta); bei einigen fallen die Blätter ſehr zeitig ab, und bei mehreren derſelben nimmt alsdann der Stiel die Form des Blattes an. In dieſem Falle heißt er phyllodium wie bei den ſogenannten blattloſen Acazien der Gewächshäuſer. Die Blätter aller Arten und Gattungen von Pflanzen zeigen verſchiedene Anlagen im Baue ihres Gewebes und ihrer Geſtalt und man findet unter den Blättern eines und deſſelben Gewächſes immer kleine Abweichungen, ſo daß man ſtreng genommen ſagen kann, kein Blatt gleiche dem andern vollkommen. Unregelmäßig blaſſe und gefleckte Blätter entſtehen gewöhnlich aus einer Schwäche der Vegetation. Durch die Bewegung der Blätter wird das Stocken der Säfte in den Pflanzen verhindert, wozu ſie ihr leichter Bau geſchickt macht; denn auch die geringſten Lufterſchütterungen vermögen ſie zu bewegen. Auch führen ſie den Gewächſen durch das Einſaugen Nahrung zu und ſchaffen durch das Ausdünſten die überflüſſigen Theile derſelben fort; denn ſie hauchen am Tage Sauerſtoff, während der Nacht aber Kohlenſäure aus. Darum iſt auch die Erhaltung der Blätter für das Wachsthum und die Dauer der Pflanzen von großer Wichtigkeit und das Abpflücken derſelben iſt ihnen nachtheilig; jedoch ſcheint auch manche Pflanze, wie z. B. der Maulbeerbaum, den Mangel der Blätter, die man ihm raubt, nicht ſehr zu empfinden; denn ſie wachſen und kommen deßwegen doch fort; vergleicht man ſie aber mit andern Pflanzen, denen man die Blätter gelaſſen hat, ſo wird man finden, daß ſie nicht nur ſchwächer treiben, ſondern auch unſchmackhaftere Früchte hervorbringen. Man beraubt zwar oft, will man eine Frucht zur ſchnellern Reife bringen, eine Pflanze ihrer Blätter und erreicht auch dadurch vollkommen ſeinen Zweck, einmal weil die Früchte den Einwirkungen der Sonnenſtrahlen dadurch mehr ausgeſetzt ſind und dann auch weil

das Abnehmen der Blätter die Bewegung der Säfte schwächt und dadurch die Reife der Frucht beschleunigt. Geht man hierin aber zu weit, so läßt ihr Trieb nach, die Früchte werden welk oder platzen von einander und bleiben unreif, ja oft erfolgt dadurch sogar der gänzliche Untergang der Gewächse. Das Abfallen der Blätter erfolgt in unsern und den höhern Breiten jedesmal im Herbste, weil das Eintreten der kälteren Witterung das Ausdünsten derselben nicht mehr, so wie in der Zeit des vollen Wachsthums, durch zugeführte Säfte von der Wurzel aus unterstützt. Die Blätter verlieren daher ihre Farbe, trocknen aus, die Fasern der Stämme und Äste trennen sich von den Fasern der Blätter und stoßen diese ab. In der heißen Zone ersterben die Blätter nur nach und nach und werden fortwährend durch neue ersetzt. Das frische Laub dient theils als Viehfutter, theils zur Streu der Thiere. 33.

Blattern oder **Pocken**; lat. variolae; fr. petite verole; engl. small pox, eine mit Fieber verbundene Hautkrankheit, bei der unter der erhobenen Oberhaut mit Hautentzündung sich ein eiterartiger Stoff anhäuft und nach dem Vertrocknen einen Schorf, dieser aber einen rothen Fleck zurückläßt, welcher letztere mehr und mehr blässer wird und sich endlich in die bekannte **Pockengrube** oder **Blatternarbe** verwandelt. Dieses Alles geschieht in 4 Zeiträumen oder Stadien. Das erste Stadium (das der Ansteckung: stadium infectionis) beginnt mit Niedergeschlagenheit, Unlust, fieberhaften Erscheinungen und mit schmerzhaften Empfindungen an verschiedenen Stellen des Körpers, oft mit Krämpfen, gewöhnlich mit gastrischen Zufällen verbunden. Den 3. oder 4. Tag fängt das 2. Stadium (stadium eruptionis) an. Es erscheinen kleine rothe Flecke, zuerst im Gesichte, am Halse und auf der Brust, dann auf dem übrigen Körper. Bei dem Ausbruche lassen in der Regel die beunruhigenden Zufälle nach, und es tritt gegen den 7. Tag ein fieberloser Zustand ein. Es folgt nun der 3. Zeitraum (stad. suppurationis), wo sich die Pusteln erheben, die anfangs eine wasserhelle, allmälig in Eiterung übergehende Flüssigkeit enthalten. Der fieberhafte Zustand zeigt sich in Form eines Eiterungsfiebers (febris suppuratoria), das mit dem Abende sich steigert. Der Körper zeigt einige Aufgedunsenheit, und es gesellen sich auch wohl Halsschmerzen, Speichelfluß und in einzelnen Fällen Durchfall hinzu. Alle diese Zufälle nehmen aber in dem 4. Zeitraume (stad. exsiccationis) ab. Die B. bersten, der Eiter bildet Schorfe, die Pustel wird welk, trocken und hart, welcher Proceß mit dem 15. Tage gewöhnlich vollendet ist. Es bleiben nun noch blaurothe Flecke, und in schlimmern Fällen nachher unvertilgbare Narben zurück. Jedoch nehmen die B. nicht in allen Fällen einen so gutartigen Verlauf. Denn je nachdem nun ein heftiges Mitleiden der sensitiven Sphäre und der übrigen Systeme des Körpers mit im Spiele ist, oder aus der Heftigkeit des Fiebers hervorgehende heillose Richtungen veranlaßt werden, oder auch verschiedene Anomalien in der Form vorhanden sind, oder Störungen im Verlaufe der Krankheit eintreten, können dadurch gefährliche Abweichungen hervorgebracht werden, die sich besonders äußerlich durch die Gestaltung der Pocken als zusammenfließende, als Krystall-, Warzen-, Blut-, Frieseln-, Hülsen-, Nebelblattern (wegen ihrer Form so genannt) zu erkennen geben. Die Krankheit wird in der Regel nur durch Ansteckung erzeugt, und die prädisponirende Ursache liegt in einer eigenthümlichen, von dem übrigen Habitus unabhängigen Empfänglichkeit der meisten Menschen, welche aber durch das Hervorbrechen der Krankheit als getilgt anzusehen ist, so daß einerseits Menschen, die diese Empfänglichkeit nicht besitzen, bei Blatternepidemien verschont bleiben, und andrerseits die davon Ergriffenen dieß nur einmal werden. Die B. sind den europäischen Völkern erst später bekannt worden. Die Schriften der Griechen und Römer erwähnen nichts von diesem Hautübel; doch will Sennert beim Hip-

pokrates einige Spuren davon angetroffen haben; eben so will auch Huetius aus dem Gregorius Turonensis nachweisen, daß dasselbe schon im J. 520 in Frankreich sehr gewüthet hätte. (Vergl. Stolle Hist. d. med. Gel. 546.) Dieß wäre nun allerdings noch früher, als die arabischen Aerzte Rhazes und Avicenna sagen, indem sie in ihrer treffenden Beschreibung der Menschenblattern bemerken, daß 572 n. Chr. Geb. die B. in Arabien sehr allgemein gewesen, sich von hier nach Ägypten verbreitet und gerade zu der Zeit (640) in Alexandrien geherrscht hätten, als dieses von den Sarazenen belagert wurde. Nach alten Handschriften im brit. Museum, wo der B., unter dem Namen Variola, schon vor dem J. 900 gedacht wird, ist es wahrscheinlich, daß sie von Arabien und Ägypten nach der Nordküste von Afrika wanderten und durch die Mauren zuerst nach Spanien verpflanzt wurden, von wo aus ihre Verbreitung über ganz Europa geschah. In England wurden sie erst um das J. 1270 bekannt; durch die Portugiesen kamen sie 1492 nach Amerika, und durch die Holländer 1718 nach dem Vorgebirge d. g. Hoffnung. Noch später brachten sie europ. Schiffe nach den Südseeinseln, besonders nach Neuholland. Merkwürdig ist es, daß die weltgeschichtlich gewordene Insel St. Helena bis 1805 von den Pocken ganz verschont geblieben ist. Nach Deutschland wurden sie 1495 durch die deutschen Landsknechte, mit denen Maximilian I. nach den Niederlanden gezogen war, und die nach Beendigung des Krieges ihren Rückweg durch französische Provinzen genommen hatten, aus Frankreich gebracht. Selbst Grönland blieb von ihnen nicht verschont, indem sie hierher von Dänemark aus (1733) verpflanzt wurden. Um bei den so furchtbaren Ausgängen, welche die Pocken nahmen, entweder dieser Krankheit ganz vorzubeugen, oder wenigstens die Kinder dafür vorzubereiten, sind früher eine Menge Mittel in Vorschlag gebracht und zum Theil auch ausgeführt worden. Hierher gehörten z. B. auch die Absonderung der Pockenkranken und die Errichtung von Pockenhäusern. Da dieß aber Alles fruchtlos blieb, versuchte man das Einimpfen des Blatterngiftes selbst mittelst der Pockenmaterie aus den Pusteln, indem man hierzu gewöhnlich eine Zeit wählte, die der Gesundheit des Kindes am günstigsten und wo zugleich auch diese letztere am blühendsten war. Allein obgleich dadurch das Uebel um Vieles gemildert und die Gefahr verringert wurde, so hat doch diese Impfungsweise durch die mächtigen Fortschritte der Zeit und durch des berühmten Jenner's nicht genug zu preisendes Verdienst jetzt nur noch einen historischen Werth. Schon vom Jahre 1713 schreibt sich die Bekanntschaft des westlichen Europa's mit der Inoculation der Menschenpocken. Denn in diesem Jahre theilte der griech. Arzt in Constantinopel, Immanuel Timone, diese Entdeckung dem Hrn. Woodward in London mit, welche 40 Jahre früher eine Frauensperson aus Thessalien nach der Hauptstadt des türkischen Reichs gebracht hatte. Das erste Beispiel einer in London unternommenen Impfung gab die Gemahlin des engl. Gesandten bei der Pforte, Lady Montague, welche nach ihrer Zurückkunft aus Constantinopel, wo ihr einziger Sohn geimpft worden war, an ihrer Tochter (1720) diese Operation verrichten ließ. Von dieser Zeit an war diese Impfungsweise manchen Schicksalen unterworfen, indem sie die Einen himmelhoch erhoben, Andere wieder stark verschrieen. Allmälig aber wurden die Mißverständnisse beseitigt, die Widersprüche gehoben und die Gegner widerlegt, so daß seit dem Jahr 1738 diese Impfung ungestört in dem größten Theile von Europa unternommen wurde. Dieß dauerte bis 1796, wo Eduard Jenner, durch vieljährige Beobachtungen überzeugt, durch die von ihm ausgegangene Erfindung der Kuhpockenimpfung die Einimpfung der Menschenblattern für immer verdrängt hat. (S. Jenner, Inoculation, Kuhpocken.)

7.

Blattgold, geschlagen Gold, Goldschaum, lat. aurum foliatum;

franz. or battu, or en feuilles; engl. leaf-gold, in äußerſt dünne Blättchen geſchlagenes Gold, wozu entweder das feinſte ächte oder bei geringeren Sorten das mit etwas Silber oder Kupfer legirte Gold genommen wird. Die Blättchen werden in kleine viereckige Stücke geſchnitten, zwiſchen röthliches Papier gelegt und müſſen aus lauter egalen ganzen Stücken beſtehen. Das ächte B. muß gegen das Licht gehalten überall ſchön ſmaragdgrün durchſcheinen, und darf nur in Chlorinſäure und Königswaſſer löslich ſein. Das mit Kupfer legirte B. gibt mit Goldſcheidewaſſer eine Auflöſung, die mit wäßrigem Ammonium überſättigt blau wird, woraus Knallgold entſteht. Unächtes B. aus geſchlagenem Tombak oder Meſſing iſt gegen das Licht gehalten undurchſichtig, läuft an der Luft bald ſchwarz an, kommt meiſt unbeſchnitten, durchlöchert, zwiſchen feines weißes Papier gelegt vor und iſt in Salpeterſäure oder in Ammoniumflüſſigkeit löslich. Zwiſchgold wird durch Zuſammenſchlagen von Gold- und Silberblättchen bereitet und beſteht auf der einen Seite aus Gold, auf der andern aus Silber. 26.

Blattſilber, Silberblättchen, Silberſchaum, lat. argentum foliatum; fr. argent battu, argent en feuilles; engl. leaf-silver, ſind zum Verſilbern vielerlei Arbeiten dienende ganz dünne Blättchen, die entweder aus ganz feinem Silber oder aus Silber mit Kupfer legirt beſtehen. Erſtere müſſen zwiſchen feines Papier gelegt gegen das Licht gehalten durchſcheinend ſchön ſapphirblau erſcheinen und in Salpeterſäure völlig auflöslich ſein; letztere werden mit Ammoniumflüſſigkeit digerirt bläulich gefärbt. Unächtes B. aus Zinn beſitzt einen matten Glanz, iſt undurchſichtig und erſcheint gegen das Licht gehalten ſchwarz; eben ſo eine aus Zink und engliſchem Zinn bereitete Compoſition. Beide ſind in lauwarmer Salzſäure löslich. 26.

Blaue Berge oder das blaue Gebirge heißt 1) ein Theil der Apalachen (ſ. d. Art.), 2) eine Bergkette im Innern von Neuholland im Weſten der engliſchen Niederlaſſung Botany Bai von Norden nach Süden ſich hinziehend, welche eine Höhe von 7000 Fuß erreicht, eine Menge ſteile Felſenwände, ſchauerliche Abgründe und undurchdringliche Schluchten bildet und überhaupt ein wildromantiſches Anſehen hat. Im J. 1815 hat man aber endlich eine Straße darüber vollendet und den Weſtrand derſelben von herrlichen Ebenen begrenzt gefunden. Auch das höchſte Gebirge auf der Inſel Jamaica führt den Namen Blaue Berge. 30.

Blauer Montag, franz. journée blanche; engl. Crispin's holyday. Ob man dieſen Namen durch heitern, arbeitsfreien Tag erklären und dieſe Benennung von der blauen Farbe des Himmels, dem Sinnbilde der Heiterkeit, herleiten könne, bleibt wohl unausgemacht. Beſſer erhellt der Grund dieſer Benennung aus der notoriſch gewiſſen Gewohnheit des XV. und XVI. Jahrh., des Montags in der erſten Faſtenwoche die Kirchen mit blauem Tuche oder Zeuche auszuſchlagen, auch die Handwerksgeſellen an dieſem Tage von der Arbeit frei zu laſſen, die ſpäter dieſe Freiheit auf alle Montage der Faſtenzeit und endlich auf ſämmtliche Montage des Jahres ausdehnten, den urſprünglichen Namen dieſes Feiertags aber: Blauer Montag, beibehielten. Jetzt wird dieſe Freimachung von der Arbeit ſehr beſchränkt, oft auf Antrag gewiſſer Zünfte von der Ortsobrigkeit gänzlich unterſagt und nur unter einigen Zünften, wie die der Schneider und Schuhmacher, noch erlaubt. 43.

Blaufarbenwerke. Man hat die ſämmtlichen Blaufarben mit Rückſicht auf ihre Anwendung in 3 Gattungen, nämlich in blaue Körperfarben, in die blauen Farben für Färbekunſt und Zeuchdruckerei, und in die blauen Pigmente des Pflanzenreichs abgetheilt. Unter die blauen Körperfarben gehören das Bergblau, das Ultramarinblau der Alten aus lapis lazuli, das Ultramarin-

blau aus Kobalt, das Ultramarinblau aus Kupfer, die blaue Schmalte und alle blaue Lackfarben. Die blaue Schmalte ist der Bereitungsgegenstand der B., die einen wichtigen Zweig des Hüttenwesens ausmachen. So wie man als Ersatz für das ächte Ultramarinblau mit gutem Erfolge das Ultramarinblau aus Kobalt bereitet, worin vorzüglich die chemische Fabrik Geitner's in Schneeberg Ausgezeichnetes leistet, eben so verfertigt man aus Kobalterzen das blaue Glas oder die blaue Schmalte, eine sapphirblaue Farbe, welche die Kobalterze mit dem Borax, dem Kali, dem Natron ꝛc. darstellen. In den Blaufarbenwerken nun gründet sich die Bereitung der Schmalte zuerst auf das Rösten, Pochen, Schlemmen, nochmaliges Rösten und Schmelzen der Kobalterze, um beigemischte Substanzen, besonders Arsenik, Wismuth und Schwefel davon zu scheiden. Nach dem Pochen, das mit durch Wasser getriebene Hämmer oder Stempel geschieht, werden die Erze gewaschen, um die steinichten Theile zu entfernen und dann im Flammirofen calcinirt oder geröstet, wobei das zu stark und zu wenig Rösten sorgfältig vermieden werden muß, um die blaue Farbe sowohl ungeschwächt als gut zu erhalten. Hier nun wird das Erz oft umgerührt, damit sich der Schwefel und Arsenik verflüchtige, welchen letztern man in sogenannten Giftfängen auffängt und dadurch den weißen Arsenik gewinnt. Dann wird das geröstete Kobalterz gestoßen, gesiebt und mit feinem Sande oder eigends zubereitetem Quarze vermischt, wodurch das Zaffra, Zaflor, auch Saflor genannt, entsteht, das zur blauen Töpferglasur gebraucht und in hölzernen Tonnen verschickt wird. Diese Masse nun oder das Zaffra wird, um Schmalte daraus zu erhalten, mit reinem, geschlemmtem Sande oder geröstetem Quarze und mit Pottasche in großen Tiegeln zur Glasfritte zusammengeschmolzen, dabei zuweilen mit einem Rühreisen umgerührt, die Kobaltspeise, eine reducirte Legirung aus Kobalt, Nickel, Eisen, Wismuth ꝛc., welche auf dem Glase schwimmt, mit eisernen Löffeln abgenommen und das Glas mit eisernen Kellen aus den Tiegeln, die sogleich von Neuem gefüllt werden, in große Wasserkufen oder Speisebütten geschöpft, wo es blau wird. Dieß blaue Glas zerstößt eine Stampfmühle und kommt so zerkleinert auf die Blaufarbenmühle, wird hier zu Pulver gemahlen und in Kübel geworfen, in denen man die pulverisirte Masse mit klarem Wasser umrührt und dann eine Zeit lang ruhig stehen läßt. Hierauf wird sie nach Gebrauch der sächs. B. durch verschiedene Fasser geschlemmt. In den ersten, den sogenannten Setzfässern, fallen die metallhaltigsten Glastheile nieder und geben die höchste Farbe; die blässesten aber, welche den Sumpfeschel bilden, fallen zuletzt nieder. Der zu Boden liegende, abgetrocknete Farbestoff wird mit Handbeilen losgehauen, mit Walzen oder Reibehölzern zerdrückt, auf dem Reibeheerde in Haufen geschüttet, auf Farbebretern in geheizten Zimmern getrocknet, in den Siebekasten durch seidene Siebe geschlagen und zuletzt mit ein wenig Wasser besprengt in Fässer eingepackt. Die Fässer haben je nach dem verschiedenen Grade der Feinheit der Schmalte gewisse Zeichen. Im Königreiche Sachsen theilt man die drei Hauptsorten der Schmalte: Zaffra oder Saflor, Farben und Escheln wieder in 24 Gattungen. Überhaupt sind die sächs. B. im Erzgebirge, das zu Oberschlema, Zschopenthal, Pfannenstiel, das Schindler'sche bei Albernau an der Mulde, für Sachsen sehr wichtig, liefern die beste Schmalte, treiben damit einen ausgebreiteten Handel, verfertigen im Durchschnitte jährlich 18 — 20000 Centr. blaue Farbe, die sogar bis nach China versendet und besonders zum Malen und Färben des Porzellans, Glases, Steingutes, zum Leinwandbleichen und in den Papiermühlen gebraucht wird, beschäftigen über 1000 Menschen unter der Aufsicht zweier Kobaltinspektoren und haben drei Hauptblaufarbenniederlagtn zu Schneeberg, Dresden und Leipzig. Die

Erfindung der Schmalte und die Entstehung der B. in Sachsen setzt man in die Jahre zwischen 1540 und 1560, als ein böhmischer Glasmacher aus Platten, Namens Christoph Schürer, nach Neudeck zog, hier eine Glasfabrik anlegte, einst einige bei Schneeberg gefundene Stückchen Kobalt mit der Glasmasse vermischte und so ein schönes blaues Glas erhielt, woraus er nun blaue Farbe für Töpfer fertigte. Holländer erhielten davon Kunde, erkauften vom Erfinder die Kunst der Verfertigung, bezogen die gerösteten Kobalterze aus Sachsen, legten verfeinerte Farbemühlen an und lieferten ein schöneres Product als in Sachsen. Erst im Anfange des XVII. Jahrh. würdigten die Sachsen den Kobalt, den man vorher nur den Silberräuber genannt hatte, der gehörigen Aufmerksamkeit, legten bei Schneeberg selbst 2 Farbemühlen an und verboten nun endlich die Kobaltausfuhr, welches Verbot jetzt sehr streng befolgt wird. Nächst den sächs. Werken ist das Blaufarbenwerk zu Modum bei Christiania in Norwegen das beste in Europa, und liefert sehr schöne Schmalte nach England und Holland. Außerdem hat man B. bei Friedrichshöhe, Grüb am Forst, Alten-Saalfeld und mehrere in Böhmen, Schlesien, Frankreich ꝛc. 47.

Blausäure, lat. acidum hydrocyanicum s. borussicum; franz. acide prussique ou hydrocyanique; engl. hydrocyanic, or prussic, or chyazic acid. Die erste Ahnung, daß das Princip, welches sich beim Glühen thierischer Kohle mit Kali bildet und die Eigenschaft besitzt, die Eisenauflösungen blau niederzuschlagen, eine Säure sei, scheinen, nach den historischen Untersuchungen Jahn's, Guyton Morveau (1722), und nach ihm Bergmann, le Sage, Lavoisier u. A. gehabt zu haben; allein erst im J. 1782 und 1783 wurde durch Scheele und 1787 durch Berthollet die eigentliche Entdeckung gemacht und die Natur dieser Säure erkannt. Scheele erhielt sie indeß nie anders, als mit einer stets unbeständigen Quantität Wasser gemischt. Gay-Lussac verdanken wir die Kenntniß der B. in reinem Zustande. Ersterer gewann diese Säure dadurch, daß er 10 Theile pulverisirtes Berlinerblau mit 5 Theilen rothem Queckſilberoxyd und 30 Theilen Wasser in einem Kolben einige Minuten kochte, das Ganze hierauf filtrirte, den Rückstand auslaugte, die Flüssigkeit, welche eine Auflösung des blausauren Queckſilbers war, mit $2\frac{1}{2}$ Theilen rostfreier Eisenfeile und 1 Theile concentrirter Schwefelsäure versetzte, sie bis auf $\frac{1}{4}$ bei gelinder Wärme destillirte und dann das aus einer, mit etwas Schwefelsäure verunreinigten, wässerigen B. bestehende Destillat über etwas kohlensauren Kalk rectificirte. Wasserfrei erhält man sie aber nach letztgenanntem Chemiker, wenn man krystallisirtes Blaustoffqueckſilber (cyanuretum hydrargyri) mit 2 Dritteln seines Gewichts von rauchender Salzsäure behandelt. Gay-Lussac betrachtet die B. als eine Verbindung von Kohlen- und Stickstoff, welche durch Wasserstoff zu einer Säure wird. Jenes Radical nennt er Blaustoff (Cyanogen), die B. selbst acide hydrocyanique, ihre Salze hydrocyanates und die Verbindung der Alkalien mit den Radikalen cyanurus. Nach Berzelius und Dulong besteht die B. aus 3,645 Gewichtstheilen Wasserstoff und 96,355 Cyan oder Blaustoff. Sie ist farblos, von einem starken, unerträglichen, ganz bitteren Mandeln ähnlichem Geruche, von anfangs kühlendem, dann scharfem und brennendem Geschmacke; ihr specifisches Gewicht ist 0,9438. Sie ist sehr flüssig; kocht schon bei $+26^{0}$ 5 und gefriert bei -15^{0} 0,6. Lackmustinctur wird von ihr nur schwach geröthet. Sie ist im Wasser wenig auflöslich, leicht aber im Alkohol. Sie zersetzt sich selbst in völlig luftdicht verschlossenen Gefäßen sehr leicht, die bloße Einwirkung des Lichts kann diese Zersetzung hervorbringen, wo sie dann schwarz wird, indem sie Ammoniak entbindet und Kohlenstoff, mit mehr oder weniger Stickstoff verbunden, frei macht. Sie macht einen Bestandtheil verschiedener

vegetabilischen Stoffe aus; so ist sie z. B in den Vogelkirschen, dem Kirschlorbeer, den bittern Mandeln, den Pfirsichblüthen ꝛc. in nicht unbeträchtlicher Menge enthalten. Sie gehört unter die heftigsten narkotischen Gifte; denn 1 Tropfen reiner B. in den Schlund des stärksten Hundes gebracht, streckt denselben fast augenblicklich zu Boden; die nämliche Wirkung entsteht auch, wenn ein wenig von dieser Säure auf das Auge gebracht wird. Bei solchen durch B. getödteten Thieren sind einige Augenblicke nach dem Tode kaum noch Spuren von Reizbarkeit in den Muskeln zu entdecken. Wo der Tod dieser Thiere durch dieses Mittel nicht so plötzlich oder wohl gar nicht hervorgebracht wurde, ist offenbar die Säure zu wässerig oder unrein gewesen. Auf den Menschen äußert reine B. dieselben Wirkungen wie auf die Thiere. Schon ihr Dunst muß sorgfältig vermieden werden; denn das Einathmen desselben veranlaßt ziemlich lebhafte Brustschmerzen und ein Gefühl von Beängstigung, das oft erst nach mehreren Stunden wieder vergeht. Wo bei Vergiftungen durch B. das Gift den Menschen nicht wie vom Schlage getroffen zu Boden wirft, gehen dem Tode gewöhnlich Convulsionen und Starrkrampf voran. Das wirksamste Gegengift der B. ist nach John Murray u. A. das Ammonium, auch starker reiner Kaffeeabsud; doch soll man dabei nach Magendie einen Aderlaß an der Jugularvene vornehmen. Mit Wasser verdünnt ist ihre Wirkung weniger kräftig, vielmehr wirkt sie dann auf den kranken Menschen beruhigend, wenn in irgend einem Organe eine übermäßig entwickelte Reizbarkeit vorhanden ist, die sie dann vernichtet. Man hat sie daher bei nervösem und chronischem Husten, Engbrüstigkeit, Keuchhusten, Lungenschwindsucht, Verdauungsbeschwerden, mit oder ohne Erbrechen, bei der Malerkolik ꝛc. empfohlen und auch gegen einige dieser Übel, besonders gegen Keuchhusten und Schwindsucht, mit dem größten Erfolge angewandt. Auch ist sie äußerlich bei verschiedenen Hautkrankheiten, besonders um das Jucken zu mäßigen, in Gebrauch gezogen worden. Die verdünnte B., in der Form des Kirschlorbeerwassers (aqua laurocerasi) gegeben, ist schon früher mit Nutzen als Heilmittel in den erwähnten Fällen gebraucht worden. — Blausaure Salze (lat. salia borussica; franz. hydrocyanates; engl. prussiates) hat man lange Zeit die Verbindungen des Blaustoffs mit einem Metalle benannt. So sagt man z. B. blausaures Queckſilber, was man jetzt für eine Blaustoffverbindung (cyanuretum) ansieht; daher nur die Verbindungen der B. mit einem Metalloxyde jenen Namen verdienen; und diesem zufolge gibt es denn allerdings blausaures Eisen, blausaures Baryt, blausaures Ammonium ꝛc. Alle blausauren Salze haben stets einen Überschuß an Oxyd, so daß die mit einem Alkali gebildeten den Veilchensaft grün färben und durch alle Säuren zersetzt werden können, die dann die B. frei machen. Indeß wird kein einfaches blausaures Salz in der Medicin angewandt. — Blaustoffverbindungen (Cyanurete) nennt man, wie bereits oben angedeutet worden ist, die aus einem Metalle und Blaustoff bestehenden Zusammensetzungen. Die bekanntesten in der Medicin sind bis jetzt 1) das Blaustoffkalium, welches man durch Behandlung des blausauren Eisenoxydulkalis (franz. prussiate ferrugineux de potasse) in der Wärme und durch Auflösung des erhaltenen Rückstands in Wasser gewinnt; 2) der Blaustoffzink, den man nach Henry (dem Sohn) am besten durch Behandlung einer Auflösung von schwefelsaurem Zink mit einer filtrirten, frisch bereiteten Auflösung von mit Kohle vermengtem Blaustoffkalium erhält; 3) das Blaustoffjod, das man nach Serulla erhält, wenn vollkommen trocknes Blaustoffqueckſilber mit ebenfalls völlig ausgetrocknetem Jod in der Wärme behandelt und dann das auf diese Weise gewonnene Blaustoffjod noch einer Sublimation unterworfen wird. Sehr schöne Notizen hiervon geben Magendie's Vorschriften zur Bereitung

und Anwendung einiger neuen Arzneimittel. Deutsch von Dr. Kunze. Leipzig 1831. 21.

Blech, lat. bractea, lamina; fr. lame; engl. plate, nennt man die aus Gold, Silber, Kupfer, Messing, Zinn, Blei, am häufigsten aus Eisen mit Hämmern dünngeschlagenen, ausgebreiteten, gewalzten oder geschmiedeten Platten, die bald von runder bald von viereckiger Form sind. Bei einigen Metallen hat das B. noch einen besondern Namen, z. B. das Messingblech heist Lattun, das Zinnblech Folie, aber Eisen, Kupfer und Zink behalten den eigentlichen Namen B. Nur das reinste und weichste Metall dient zur Blechfabrikation, die auf dem Blechhammer (s. d. Art.) geschieht. Am gangbarsten ist das Eisenblech, das rücksichtlich seiner natürlichen Eisenfarbe schwarzes, rücksichtlich der Verzinnung weißes heißt, und wiederum nach seiner Stärke und Größe in Kreuzblech, oder Sturzblech, die stärkste und dickste Art, in Federblech, Foder oder Fuder, die etwas dünnere und mittlere Art, und in Senkler oder Schenkelblech, das dünnste und feinste, eingetheilt wird. Das schwarze Eisenblech gebrauchen die Schlosser zu eisernen Thüren, zu Öfen, Ofenröhren, Bratöfen, Bändern, zur Bedeckung der Altane, Balkone, flachen Dächer ꝛc. Das weiße Blech nimmt man zu Dachrinnen, Dachbedeckungen, Hohlkehlen, zu allerhand Geräthschaften ꝛc. Beiderlei Bleche müssen bei ihrer Anwendung in freier Luft mit einem wetterfesten Anstriche versehen sein, wozu der Steinkohlentheer oder eingedicktes Leinöl und Kienruß am rathsamsten ist. Das Kupferblech wird ebenfalls wie das Eisenblech bei Gebäuden zur Belegung der Dächer gebraucht, ist zwar weit dauerhafter, aber auch kostbarer und besteht in langen nach Quadratfuß bestimmten Tafeln oder Rollen. Es wird zu Rinnen, Ausgußröhren, zu Braukesseln, Branntweinblasen u. dergl. verwendet. Das Messingblech, auch Lattun genannt, wird bisweilen in Rollenblech, das dünnste, in Klempner- und Beckenschläger-Lattun und in Trommelblech abgetheilt, und innerhalb der Zimmer zu Öfen- und Kaminthüren, zu Thürschlössern, Thürbändern, zu Geländern, zu Küchen- und Hausgeräthschaften gebraucht. Das Silberblech nehmen vorzüglich die Messerschmiede zum Beschlagen der Messer. Das Zinkblech wird eben so wie Eisen- und Kupferblech zum Bedecken der Dächer, zu Dachrinnen u. dergl. und zum Beschlagen der Schiffstheile sehr häufig verwendet. Das Bleiblech endlich gebraucht man häufig zum Einpacken des Schnupf- und Rauchtabaks. 43.

Blechhammer nennt man die vom Wasser getriebenen Werke oder Hämmer, auf denen die im Art. Blech angezeigten Metalle zu dünnen Platten gewalzt oder geschmiedet werden; besonders aber dasjenige Werk, auf welchem Eisenblech fabricirt wird. Die Anstalten in den Blechhämmern sind von denen in den Stabhämmern, Kupferhämmern und Messinghämmern nicht sehr unterschieden. Es werden nämlich vierkantig geschmiedete, $1\frac{1}{2}$ Zoll starke Eisenstäbe in gute Schweißhitze, dann unter einen durch Wasserkraft bewegten, schweren Hammer gebracht, hier sorgfältig von dem Herdschmidte ausgeschweißt, ein so langes Stück (Sturz), als zu zwei Blechen (Kölbel) erforderlich ist, durch ein scharfes Eisen abgesetzt (getrennt), von Neuem im Feuer erwärmt, und dann so gleichförmig als möglich ausgebreitet; diese Arbeit heißt Urwellen. Darauf folgt das Richtheißen, eine Arbeit, die von zwei Gleichern verrichtet wird und darin besteht, daß der Kopf des Sturzes oder das bei dem Urwellen mit der Zange gehaltene, also nicht ausgebreitete Ende, zu gleicher Breite, wie der Sturz selbst, ausgebreitet und der Sturz gedoppelt, d. h. in der Mitte zusammengebogen wird. Die gerichtheißten Sturze werden nun in einen dünnen Brei von feuerfestem Thon (Hanbrei) getaucht und dann zum Gleichen erwärmt, wobei 2 oder 3 Sturze zugleich unter den Hammer gebracht, und am

Saumende und Vorderende gehörig ausgebreitet werden, so daß der gerichtheißte Sturz über das Doppelte breiter wird. Darnach beginnt die letzte Arbeit: das Hitzschmieden; die gegleichten Sturze werden ebenfalls in Hanbrei getaucht, im Feuer erwärmt, je zu 50 mit einer Zange gefaßt und unter einen schweren Hammer von den eigentlichen Blechschmieden gebracht. Deßhalb heißen 50 solche Sturze eine Zange und 4 Zangen machen eine Zeche. Unter den schweren Hammerschlägen werden die Sturze zu Dünneisen ausgedehnt und jede Zange dreimal gewärmt und dreimal geschmiedet. Nach Beendigung des Hitzschmiedens wird das Dünneisen, jeder Sturz zu zwei Tafeln, beschnitten, und nun entweder verzinnt (Weißblech), oder nach vorhergegangenem Sortiren als schwarzes Faßblech verpackt. Die Abschnitzel beim Beschneiden schmelzen die Blecharbeiter ein und verschmieden sie zu Materialeisen für die Blechfabrikation. So geschah die Blechbearbeitung sonst und noch jetzt an manchen Orten. Allein die neuere Zeit gab ihr eine neue Gestalt, aus England ging die Erfindung der Blechwalzen hervor, und alsbald wurden in Frankreich, Schweden, Rußland, Deutschland solche Walzwerke verfertigt und angewendet. Dieser neuen Methode nach erfordert jedes Blechwerk 2 Paar Walzen und für jedes Walzenpaar 2 Glühöfen. Das Materialeisen wird den Blechwerken in Stäben von bestimmter Größe geliefert, die sodann eine durch Wasserkraft bewegte Scheere in Stücken zerschneidet, von denen 12 Stück zusammen in den Glühofen zu einer leichten Rothglühhitze gebracht werden. Wenn das Eisen den gehörigen Hitzegrad erlangt hat, wird ein Paket nach dem andern in Wasser getaucht, vom Glühspan befreit und 8 mal durch das erste Walzenpaar (Sturzwalzwerk) gelassen; dann gedoppelt, und mehrere Male durch den zweiten, weniger heißen Glühofen auf das zweite Walzenpaar (Schlichtwalzwerk) gebracht, worauf die völlig großen Sturze nur noch des Beschneidens bedürfen. Zur Verzinnung gehört aber zuerst das Blechbeizen, wobei zuerst das gewalzte Blech in verdünnte Salzsäure getaucht, durch mäßige Rothglühhitze erwärmt, durch Hammerschläge geebnet, darauf durch ein Paar harte und glatt polirte Walzen kalt hindurchgelassen, in einen Kleienaufguß und in verdünnte Schwefelsäure gethan, dann gescheuert und unter Wasser aufbewahrt wird. Hierauf bringt man reines, geläutertes Zinn in der Zinnpfanne in Fluß, schützt dasselbe gegen die Oxydation durch eine dünne Talgbedeckung, legt das aus dem Wasser genommene Dünneisen naß in die Zinnpfanne, reinigt sodann das verzinnte Blech durch das Schwarzwischen (Reiben mit Sägespänen) von dem Talge und endlich durch das Weißwischen (Reiben mit kieselfreier Kreide) vollständig, und nun ist das Weißblech zum Verpacken fertig. Die Weißblechfabrikation ist in dem zinnreichen England von sehr großer Wichtigkeit; unter den dortigen Fabriken sind besonders zu nennen die bei Caermarthen, Wolverhampton, Rotherham ꝛc. Nächst England hat Sachsen eine bedeutende Weißblechfabrikation, im Erzgebirge mehr als 20 Weißblechhämmer, und außerdem den Ruhm, zuerst Weißblech fabricirt zu haben. Ferner gibt es Blechhämmer im Thüringschen, im Preußischen, einige in Böhmen. Auch Frankreich hat in neuerer Zeit angefangen, seine Weißblechfabrikation der englischen rücksichtlich der innern Güte der Bleche und der Verzinnung an die Seite zu stellen, obwohl es seine Bedürfnisse an Weißblech nicht ganz producirt, sondern aus England und Deutschland erzeugen muß. 45.

Blei, lat. plumbum, saturnus; franz. plomb; engl. lead, ein Metall aus Thenard's vierter Classe der Metalle (s. d. Art.), welche insgesammt, wenn sie allein einwirken, das Wasser weder in der Wärme noch in der Kälte zersetzen, doch bei der höchsten Temperatur alle das Sauerstoffgas absorbiren. Des Bleies wird schon von Homer und Moses, so wie auch von Plinius sehr oft

Erwähnung gethan. Von den ältern Chemikern ward es unter die vollkommenen, aber unedlen, Metalle gezählt und ihm der Name des Saturnus nebst dessen chemischem Zeichen (♄) beigelegt. Es kommt in der Natur als Oxyd, mit Schwefel, Chlor oder Metallen, und endlich mit Sauerstoff und einer Säure zu Salzen verbunden vor. Man gewinnt das Blei im Großen durch Röstung des Bleiglanzes (das nichts Anderes als Schwefelblei ist, und zufällig mit Silber, Spießglanz u. a. vermischt sein kann) und Behandlung dieses Productes mit Eisenschrot und Kohle; das auf diese Weise bearbeitete B. wird in Berührung mit der Luft erhitzt, um es von dem zurückgehaltenen Zink, Spießglanz und Kupfer zu befreien. Es hat eine bläulich weiße Farbe, färbt auf Papier etwas ab, ist sehr weich, sehr geschmeidig, sehr ausdehnbar und von so geringer Zähigkeit, daß ein Draht von $\frac{1}{12}$, 6 Zoll im Durchmesser nur 18, 4 Pf. tragen kann, ohne zu zerreißen; sein specif. Gewicht ist 11, 352; bei 260° C. ist es schmelzbar; bei einer höhern Temperatur verflüchtigt es sich langsam, während es beim Erkalten in vierseitigen Pyramiden krystallisiren kann. Erhält man dasselbe lange Zeit im Flusse, so bedeckt sich die Oberfläche mit einem grünlich- oder gelblich-grünen Häutchen, welches wahrscheinlich das Protoxyd des Bleies ist und Bleiasche (cinis Jovis) auch Massikot genannt wird. Dieses Protoxyd gibt im halbverglasten Zustande die Glätte, Blei-, Silber- oder Goldglätte (lithargyrum argenteum, aureum), und im verglasten Zustande das Bleiglas (vitrum plumbi). Es ist das einzige Bleioxyd, das sich mit Säuren verbinden kann und sich leicht in Essig- und Salpeterflüsse auflöst. Man benutzt dasselbe zur Bereitung des Bleiweißes (cerussa alba), das nichts Anderes als ein mit Kohlensäure gesättigtes Bleioxydul ist, das man erhält, wenn man aufgerollte Bleiplatten in bedeckten Töpfen der Einwirkung von Essigsäure aussetzt; reines Bleiweiß ist im Wasser unauflöslich; das reinste führt den Namen Schieferweiß (armentum album), das gewöhnliche ist fast immer mit Kreide, Gyps, Schwerspath ꝛc. versetzt; das Kremnitzer Weiß ist kein reines Bleioxydul, sondern es enthält Wismuth; eine sehr schöne Sorte Bleiweiß ist das sogenannte Berlinerweiß, das man durch Fällung einer salpeter- oder essigsauren Bleiauflösung in sehr viel Wasser mittelst kohlensauren Kalis, Auslaugen und Trocknen des Niederschlags erhält. Außerdem macht das Protoxyd auch einen Bestandtheil des Neapelgelb aus. Die Bleiglätte dient als Grundlage des Bleiglases zu Töpferglasuren und sonst auch zu Mineralfarben, zu Ölfirnissen, zum Grunde der Vergoldung und Versilberung, zum Färben von Thierfellen, auch zur Bereitung des Bleizuckers und Bleiextractes ꝛc. Der Bleizucker (saccharum saturni) oder das essigsaure B., den man durch Kochen sehr guter Bleiglätte in bleiernen Kesseln mit einer reichlichen Menge Essigs erhält, ist auf diese Weise zuerst durch Basilius Valentinus dargestellt worden; er bildet dann weiße, glänzende Nadeln in vierseitigen Säulen mit zwei Flächen zugeschärft, hat einen süßen, zusammenziehenden Geschmack, zerfällt an der Luft in ein weißes Pulver, schmilzt bei großer Wärme, löst sich leicht in Wasser und auch in Alkohol auf. Man benutzt ihn zu Beizen in Kattundruckereien. In Apotheken bedient man sich desselben als eines reagirenden Mittels zur Ausmittelung freier und gebundener Schwefel- und Salzsäure, auch des Schwefelwasserstoffgases, der Arsenik- und Phosphorsäure; doch wird er auch in der Medicin äußerlich zur Bereitung von Augenwasser und Einspritzungen angewandt. Das Bleiextract (extractum saturni) oder, in verdünnter Form, Bleiessig (acetum saturninum) genannt, ist das auflösliche basisch essigsaure B.; man erhält es, wenn man Bleioxyd (Bleiglätte), Bleiweiß, oder, was noch besser ist, Mennige in destillirtem Essig auflöst. Eine halbe bis ganze Drachme dieses flüssigen Salzes in 2 Pfund undestillirten Wassers aufgelöst gibt eine milchige Flüssigkeit, nämlich

das bekannte Goulard'sche Wasser oder Bleiwasser, das, wie der Bleiextract selbst, in der Chirurgie angewandt wird. — Das Deutoxyd des B. ist die sogenannte Bleimennige (Bleihyperoxydul), welche ein Kunstproduct ist, und wie das Protoxyd gewonnen wird, nur daß man das Metall längere Zeit mit der Luft in Berührung lassen muß. Sie hat eine gelblich-rothe Farbe, die in der Luft braun wird und dient in der Pharmacie zu mehreren Bleipräparaten, als: Mennigpflaster, Bleiessig ꝛc., auch als Malerfarbe, bei Glasuren ꝛc. — Endlich das braunrothe Bleihyperoxyd oder Peroxyd des B., das zurückbleibt, wenn man Mennige in Salpetersäure auflöst, doch auch auf andere Art erhalten werden kann. — Unter den Bleisalzen sind, außer dem Bleiweiß, Bleizucker und Bleiextract, noch folgende erwähnungswerth: 1) das chromsaure B., ein unauflösliches, an der Luft unveränderliches Salz, von schöner, zeisiggrüner Farbe, das durch Fällung eines unauflöslichen Bleisalzes durch chromsaures Kali gewonnen und zum Malen auf Leinwand und Porzellan benutzt wird; 2) das salpetersaure B., ein Kunstproduct, das man durch Behandlung der Bleiglätte mit 3—4 Malen ihres Gewichtes Wasser verdünnter Salpetersäure gewinnt; es wird nur zur Darstellung der wasserfreien salpetrigen Säure benutzt; endlich 3) das schwefelsaure B. oder der Bleivitriol, welches Salz in Frankreich, Schottland ꝛc. in Massen, oder in regelmäßigen Octaëdern, tetraëdrischen Pyramiden oder durchscheinenden Tafeln vorkommt und in den Laboratorien durch Zusatz eines auflöslichen, schwefelsauren Salzes zu einer Bleiauflösung gewonnen wird. Und so können die verschiedenen Bleioxyde eben so viel Salze bilden, als es Säuren gibt. — Bleierze (minerae plumbi). In der Natur kommt das B. entweder oxydirt, nämlich als gelbes Bleioxyd, oder als natürliche Bleiglätte und als rothes Bleioxyd oder natürliche Mennige vor; oder man findet es vererzt: 1) mit andern Metallen verbunden, a) als Wismuthblei; b) als Weißgültigerz, lichtes und dunkles, das, in verschiedenen Proportionen, B. in maximo, mit Silber, Antimon, Eisen, Schwefel, Alaunerde, Kieselerde verbunden enthält; c) als Spießglanzblei; 2) mit Schwefel vererzt, als Bleiglanz und als Bleischweif, letzterer B. und Schwefel, mit wenig Antimon, Arsenik und Silber verbunden; endlich findet man es auch mit Säure verbunden: 1) mit Kohlensäure verbunden: a) als Bleispath oder Weißbleierz; b) als Bleierde, die nichts Anderes als ungeformtes Bleiweiß ist; 2) mit Phosphorsäure verbunden: a) Braunbleierz, und, nach Gillet-Laumont, aus phosphorsaurem B. und Schwefelblei bestehend; b) Grün- und Braunbleierz, welche zu verschiedenen Antheilen Bleioxydul, Phosphorsäure, Salzsäure und Eisenoxyd enthalten; 3) mit Phosphor- und Arsenikſäure verbunden, als Phosphor-Arsenikblei, von dem man ein muscheliges, faseriges und traubenförmiges unterscheidet; 4) mit Arsenikſäure verbunden, als arsenikſaures Blei; 5) mit Salzsäure verbunden, als Hornblei; 6) mit Schwefelsäure verbunden, als den bereits erwähnten Bleivitriol; 7) mit Molybdänsäure verbunden, als Gelbbleierz, und zwar als blättriges, aus Sibirien, und muschliges, aus Kärnthen; 8) mit Chromsäure verbunden, als Rothbleierz, das bereits unter den Bleisalzen erwähnt worden ist. — Diese Bleioxyde bilden mit den fetten Oelen Bleiseifen, die in der Pharmacie unter dem Namen Bleipflaster bekannt sind. Mit anderen Metallen geht das Blei leicht Legirungen ein; denn von der Legirung mit Zinn macht man selbst in den Künsten Anwendung. 2 Th. Blei und 1 Th. Zinn geben das Schnellloth der Klempner und Zinngießer; die Orgelpfeifen bestehen ebenfalls aus dieser Legirung; 16 Th. Blei und 1 Th. Antimon geben die Legirung zu den Typen der Buchdrucker, und so sollen, nach John's Versuchen, die Metallplatten, womit die Chinesen ihre Theekästchen

ausfüttern, und welche Calain genannt werden, aus 126 Blei, 17½ Zinn, 1¼ Kupfer und Spuren Zinks bestehen. In den Künsten gebraucht man es zum Abtreiben des Goldes und Silbers, zum Auslegen der Bleikammern, zum Decken der Gebäude, zu Wasserleitungsröhren, zur Bereitung des Jagdschrots und der Kugeln. Das rothe Oxyd und einige Salze geben schöne Malerfarben; die Oxyde im Allgemeinen benutzt man zur Bereitung einiger Emaille, der Töpferglasur ꝛc. Auf der Eigenschaft des Bleies, aus seinen Auflösungen durch geschwefeltes Wasserstoffgas braun oder schwärzlich sich niederschlagen zu lassen, beruhet die Wirkung der Weinprobe (s. d. Art.). Übrigens ist die Verfälschung des Weins mittelst Blei eine der gefährlichsten, da dasselbe, nun auch nicht in rein metallischem Zustande (obgleich es dann noch in dem Magen und den Gedärmen oxydiren kann), wohl aber in jedem seiner Oxydationszustände ein starkes Gift begründet. Am giftigsten wirken die oxydsauren Salze, unter diesen aber besonders der Bleizucker und das Bleiweiß; denn dieses letztere kann, selbst schon in nicht sehr großen Gaben, im Magen und in den Gedärmen Entzündung, Brand hervorbringen und dadurch den Tod herbeiführen. Schon die bloßen Bleidämpfe können eine Vergiftung bewirken, die als eine eigenthümliche, unter den Hüttenarbeiten als Hüttenkatze bekannte, Krankheit sich darstellt. Außerdem sind auch die Arbeiter in Bleimanufacturen, in Münzen ꝛc., Maler, Farbenreiber, Töpfer, Schriftgießer ꝛc. mehr oder weniger der Bleivergiftung ausgesetzt. Unter die gewöhnlichsten Zufälle derselben gehören bleiche, mehr graulichte Gesichtsfarbe, trockne Haut, Verstopfung, Lähmung in den Gliedern, besonders aber das als Bleikolik (s. d. Art.) sich offenbarende Leiden im Unterleibe. 21.

Bleichen, franz. blanchir; engl. bleach, ist die Verrichtung, der Leinwand, der Wolle, der Baumwolle, der Seide, dem Garne, dem Wachse, dem Papiere, Flachse und andern Dingen die nöthige Weiße zu geben. Schon die alten Ägyptier beschleunigten das Weißbleichen durch die Wirkung gewisser Thonarten, der atmosphärischen Luft und des Lichts, bis man Aschenlauge, Seife, Pottasche, Soda ꝛc. als Bleichmittel kennen lernte. So bedienten und bedienen sich jetzt noch die Indier zum Bleichen einer Ätzlauge. Durch das B. wird der Pflanzenfaser im Flachse, Hanfe, in der Baumwolle ꝛc. ihre natürliche Farbe genommen und dagegen eine vollkommene Weiße gegeben. Dieß geschieht nach altherkömmlicher Weise dadurch, daß man die Garne oder Zeuge nach vorhergegangener Einweichung, Laugung und Wäsche auf einem Wiesen- oder Gartenplatze ausgebreitet den Sonnenstrahlen und der Luft aussetzt. Nach dem mehrmaligen Einweichen der Leinwand in weichem Wasser wird sie in einer Lauge, einer Auflösung von Pottasche, gebükt, dann in fließendem Wasser sorgfältig von allem Farbestoffe gereinigt, wiederum eingelaugt und so fährt man mit der Büke oder dem Bäuchen bis zum Weißwerden der Zeuge fort. Nun bringt man sie entweder auf die Luft- oder Sonnenbleiche, oder in die Wasser- und Ätzlaugenbleiche oder auch auf die Schnellbleiche. Die Sonnen- oder Rasen-Wiesenbleiche ist die bei unsern Hausfrauen gewöhnlichste Bleichmethode des Leinenzeuges und des Garnes. Die Wäsche wird auf dem Bleichplane so breit wie möglich ausgespannt, so der Wirkung des atmosphärischen Sauerstoffs, der Pflanzenausdünstung und des Lichts ausgesetzt, mit fließendem Wasser begossen und nachdem sie an der Luft getrocknet ist, wiederum begossen, endlich, wenn die eine Fläche völlig gebleicht ist, zum B. der andern Fläche umgewendet. Hierbei ist zu erwähnen, daß die Wäsche ein helleres und glänzenderes Weiß annimmt, wenn sie mit dem anhängenden Seifenwasser auf den Grasboden ausgelegt und nach Wegnahme von der Bleichwiese noch einmal in reinem Wasser ausgewaschen wird. Nach Home soll man, um die Zeuge blendend weiß zu machen, dieselben eine Stunde lang in sehr verdünnte

Schwefelsäure legen, dann sorgfältig mit Wasser auswaschen, noch einmal 6 Stunden lang in schwache, klare, farblose Büklauge legen und sie wiederum gut mit Wasser auswaschen. An der Luft bleicht man ferner Talglichte, am besten in den kalten Monaten unter freiem Himmel, gelbes Wachs, Papier, Stroh und Knochen. Chaptal schlug die Wasser- und Ätzlaugendampfbleiche vor, die darin besteht, daß die Zeuge in massiven Kammern der Wirkung des verdichteten Wasser- und Ätzlaugendampfs ausgesetzt werden. Endlich rieth Bertholet zuerst im J. 1785 zur Schnellbleiche, um die langweilige Operation des Bleichens an der Sonne, die gewöhnlich einen ganzen Sommer hinnimmt, abzukürzen. Er empfahl nämlich die Oxychlorinsäure oder die übersaure Salzsäure, entweder in liquider oder in Dunstform, ein Mittel, das gewissermaßen die Wirkungen des Wassers, der Luft und des Sonnenlichts in sich vereinigt, und die eingeweichten und gebükten Zeuge viel geschwinder weiß macht, als die Luft, daneben auch im Winter und ohne große Bleichplätze anzuwenden ist. Nach Bertholet vervollkommnete Watt diese Methode; allein es hat sich ergeben, daß durch diese Schnellbleiche außer dem nachtheiligen und sogar lebensgefährlichen Oxychlorinsäuredunst die Leinewand an ihrer Haltbarkeit verliere. Jetzt gebraucht man in England jene Säure mit der Hälfte Kalk in Wasser aufgelöst und nimmt gewöhnlich den 12. oder 20. Theil des Gewichtes der Leinwand von dieser Säure dazu. Ist die Leinwand gehörig gebäucht oder gekocht, so bringt man sie in die Auflösung der Chlorine, zieht sie eine halbe Stunde darin hin und her, läßt sie alsdann an der Sonne trocknen, wiederholt diesen Proceß, wäscht sie nachmals am Flusse gut aus und legt sie zur Wegschaffung des Chloringeruchs eine halbe Stunde in ein schwaches, schwefelsaures Bad ein, um das Gelbwerden durch langes Aufbewahren im Wäschkasten zu verhindern. Aus dem schwefelsauren Bade wird das Zeug gut gewaschen, aufgehangen und abgetrocknet. Aber farbige gedruckte oder mit gefärbtem Garne eingewirkte Wäsche kann nicht mit Chlorine gebleicht, sondern muß auf die Bleichwiese ausgelegt, im Wasser wohl ausgewaschen und abgetrocknet werden. 47.

Bleichsucht, lat. chlorosis; fr. chlorose; engl. chlorosis, green sickness, eine Krankheit, die sich durch blasse, grünliche, schmutzig-gelbe Farbe der Haut, besonders der Lippen und Augenlider, Aufgedunsenheit, Mattigkeit, Trägheit, Kälte, Beklemmung der Brust, Herzklopfen, Kopfschmerzen und eine Menge von Erscheinungen örtlicher und allgemeiner Schwäche und eine schlechte Verdauung charakterisirt. Sie ist nur dem weiblichen Geschlechte eigen und zeigt sich bei den davon befallenen Individuen vorzüglich um die Zeit der Pubertät bei noch nicht eingetretener oder zurückbleibender oder sehr geringer Menstruation. Die Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes und der Fluor albus sollen auch zu ihrer Entstehung mit beitragen. Sonst geben gewisse örtliche Fehler der Verdauungs-, der blutbereitenden und der Geschlechtsorgane, schlechte Nahrungsmittel, viel warmes Getränk, traurige Gemüthsbewegungen, unglückliche Liebe, zu schnelle Entwickelung der Mannbarkeit, Onanie, zu häufiger Beischlaf und lange Entziehung des Sonnenlichts entfernte Ursachen dieses Übels ab. Als nächste Ursache betrachten einige, wo nicht die meisten Ärzte eine besondere Entmischung des Bluts, welche vorzüglich den rothen Theil desselben betrifft und wahrscheinlich vom Mangel an Sauerstoff herrührt. Von dieser nächsten Ursache können vielleicht alle übrigen entfernten abhängen. In ihren geringern Graden ist die B. ohne alle Gefahr und kann oft durch eine zweckmäßige Lebensordnung (diätetische Mittel) ohne alle Arzneien beseitigt werden. Bei Vernachlässigung aber und in höheren Graden kann sie leicht in Wassersuchten aller Art, in Schwindsucht ꝛc. übergehen. Übrigens erfordert diese Krankheit, außer der Diät, besonders den Gebrauch von Eisenpräparaten und die Berücksichtigung der Menstrualumstände. 7.

Bleichwasser, eine künstlich bereitete Flüssigkeit, die man zum Bleichen anwendet. Man hat verschiedene Arten desselben. Das von Tennant und Dalton besteht aus einer Auflösung des Chlorinkalks im Minimum in Wasser, muß aber, weil der Chlorinkalk mit der Zeit unter Entwickelung des Sauerstoffgases zu salzsaurem Kalke wird, der der Festigkeit der zu bleichenden Zeuge schadet, immer frisch bereitet werden; das Berthollet'sche B. ist reines mit Chlorinsäure angeschwängertes Wasser, das zerstörend sowohl auf die Gesundheit der Bleicher als auf die Zeuge selbst einwirkt; das Javell'sche besteht aus einer Auflösung von Ätzkali und Chlorinsäure, die weniger gut ist und nur Baumwollenwaaren ausbleicht; das Wilson'sche ist eine wässrige Auflösung der Chlorin-Alaunerde und ohne Gefahr für die Zeuge ein sehr gutes Bleichmittel. Das Ramsay'sche B. wird dadurch erhalten, daß man Chloringas so lange in Wasser, worin Bittererde vertheilt worden ist, leitet, bis dasselbe den Geruch des freien Chlorins annimmt. Es bleicht gut ohne jedwede Zerstörung. Alle diese Flüssigkeiten taugen zum Schnellbleichen des Flachs-, Hanf- und Hopfengarns, des Werchs, der linnenen und baumwollenen Waaren, gefärbter und gedruckter Stoffe, zum Fleckenaustilgen im Weißzeuge, zum Entfuseln des Branntweins, zur Oxydation verschiedener Metalle ꝛc. Das Westrumb'sche B. ist sehr verdünnte Schwefelsäure, die nach mehrmaligem Büken in Lauge 18 und mehr Stunden auf die Bleichwaaren wirken muß, jedoch zarten Geweben sehr nachtheilig ist. Das Thenard'sche B. ist eine Composition aus Sauer- und Wasserstoff und dient außer seinen guten Bleicheigenschaften auch zur Wiederherstellung von Gemälden und Zeichnungen, deren Weiß schwarze Flecke bekommen hat. 47.

Bleikolik, **Malerkolik**, lat. colica saturnina; franz. colique de Poitou, colique sèche ou des peintres; engl. painter's, plumber's colic, eine Krankheit, die meistentheils durch den Gebrauch bleihaltiger, schlecht glasurter Kochgeschirre, durch verfälschte Weine und Speisen und äußerlich durch das Einathmen von Bleidämpfen bei Berg- und Hüttenarbeitern ꝛc. (s. **Blei**), auch durch den lange fortgesetzten innern und äußern Gebrauch des Bleizuckers, der Bleisalben und Bleiwasser hervorgebracht wird. Ihre Wirkungen sind Vertrocknung der Glieder, Lähmungen, Kolikschmerzen mit der hartnäckigsten Leibesverstopfung, oder auch mit Durchfall und Erbrechen verbunden; ferner geben sich diese Wirkungen durch eingezogenen Bauch, krampfhaft zurückgezogenen After, harte und kugelrunde Excremente, mit Engbrüstigkeit, trocknem Husten zu erkennen, auf welche Zufälle eine gänzliche Desorganisation der Gedärme, Verdickung ihrer Häute, Verengerung, Krämpfe und die tödtlichste Abzehrung folgen kann. Diese Krankheit erfordert im Allgemeinen Schwefel (besonders Schwefelleber), Opium und Öl, vorzüglich Ricinusöl; ganz besonders aber den innern Gebrauch des Alauns zu mehrern Granen alle 3 — 4 Stunden, so wie der kohlensauren Alkalien, nebst äußeren Einreibungen aus Kamillenöl und Opium; die Lähmung der Extremitäten wird in der Regel durch Quecksilber (innerlich und äußerlich) geheilt. Zur Verhütung der schädlichen Einwirkungen des Bleies bei Menschen, welche stets damit umgehen müssen, ist außer den allgemeinen Vorsichtsmaßregeln der Genuß fetter und öliger Dinge empfohlen worden. Die freie Circulation der Luft in den Werkstätten und die Errichtung von Zugöfen dürften vielleicht diese fürchterliche Krankheit am besten verhüten. 7.

Bleistift, **Bleifeder**, franz. u. engl. crayon, ist ein in Holz gefaßtes, längliches Stück **Wasserblei** oder **Reisblei**, das zum Zeichnen oder Schreiben dient. Das beste Reisblei wird in England in der Grafschaft Cumberland, unweit Carlisle gefunden, aber es ist bei hoher Strafe verboten, dasselbe vor seiner Zubereitung zu Bleistiften auszuführen, auch werden die Gruben nur alle 6 Jahre einmal geöffnet. Es führt weder Sand noch andere Mischungen bei

ſich, läßt ſich leicht ſchneiden, brennt weder, noch zerſpringt es im Feuer. Deßhalb laſſen ſich die deutſchen Bleiſtifte wohl von den engliſchen unterſcheiden; denn jene, die man vorzüglich in Baiern und Öſtreich fabricirt, brennen wie Siegellack im Feuer, was daher kommen mag, daß das deutſche Reisblei ſtets irdiſche Theile bei ſich führt und daß man in Deutſchland beim Schmelzen Schwefel zu demſelben hinzuſetzt. Oft wird daher auch ein merklicher Betrug mit deutſchen Bleiſtiften getrieben, indem man dem deutſchen Reisblei ein Stück engliſches unten an der Holzform anſetzt. Wenn man jedoch eine neue Spitze anſchneiden will, bricht dieſe dann häufig ab und man iſt enttäuſcht. 43.

Blende, Blinde, 1) in der Baukunſt die Bezeichnung der Abweſenheit gewiſſer Oeffnungen an einigen Bautheilen (fr. feinte; engl. blind). So gibt es Blendethüren, Blendefenſter, Blendeſchlöſſer, oder beſſer blinde Thüren, blinde Fenſter, blinde Schlöſſer, wenn ſie blos der Form nach angemalt, eingeſetzt oder eingelegt, und nicht wirkliche Oeffnungen ſind; und blinde Mauern, blinde Wände, wenn ſie mit vielen ſolchen blinden Bautheilen verſehen ſind; auch blinde Dielen, blinde Böden, wenn die Dielen keine Augen, d. h. keine Aſtlöcher haben. Dann heißen auch ſo die Vertiefungen, bei uns nach dem italien. nicchio (Seemuſchel) Niſchen genannt (fr. und engl. niche), in welche man Büſten u. dgl. hineinſetzt, und die reindeutſch Bilderblinden heißen. Das Verhältniß der Höhe und Breite dieſer Bilderblinden richtet ſich nach der Hauptform des in ihnen aufzuſtellenden Gegenſtandes, z. B. für einzelne Statuen ſchlanke, für Gruppen und Büſten gedrückte Bilderblinden. Man bringt ſie an den Außenwänden und im Innern der Gebäude da an, wo man das Maſſive einer Mauer durch Mannichfaltigkeit unterbrechen will. 2) Mineralogiſch gilt der Name Blende (fr. blende) von allen geſchwefelten Metallverbindungen, die bunte Farben, Demant- oder Perlmutterglanz und einige Durchſichtigkeit beſitzen. Es gibt daher Silberblende, Queckſilberblende, Zinkblende, Manganblende ꝛc. Früher jedoch bezeichnete Blende nur die geſchwefelten Zinkerze, welche ausſchließliche Bedeutung noch heute hin und wieder vorkommt. 47.

Blendungen, ſ. Fortification.

Blenheim oder **Blindheim**, ein ſchönes Dorf in der Nähe von Höchſtädt, (ſ. d. Art.) war in der Schlacht bei Höchſtädt am 13. Aug. 1704 von einem 15,000 M. ſtarken Corps Franzoſen beſetzt, welches ſich, als das Dorf in Brand gerieth, den ſiegenden Engländern ergeben mußte. — Zum Andenken an dieſe Begebenheit ließ das engl. Parliament zu New-Woodſtock einen Palaſt bauen, welchen es Blenheim-Houſe nannte, und dem Herzog von Marlborough zum Geſchenke machte. — 15.

Bles (Heinrich de), auch unter dem Namen Mat de Bles oder van Bles bekannt, ein geſchätzter Maler in der erſten Hälfte des XVI. Jahrh. aus Bovines gebürtig, iſt als Geſchichts- und Landſchaftsmaler gleich ausgezeichnet. In Venedig und Brescia, ſo wie in den Gallerien zu Wien und München finden ſich mehrere ſeiner Werke. Den Namen Civetta (Käutzchen) erhielt er deßwegen, weil er dieſes Thier auf allen ſeinen Gemälden anzubringen pflegte. 22.

Blick heißt 1) in der Hüttenkunde der bei dem Abtreiben des Silbers und beim Abgehen des Bleioxyds in die Aſche des Treibherds, auf der Oberfläche des Silbers ſchnell hervorbrechende regenbogenfarbige Schein, fr éclair; engl. glance. Auch der Körper ſelbſt, der blicket, wird ein B. genannt. 2) In der Malerei und Kupferſtecherkunſt heißen Blicke die vorzüglich hell beleuchteten Theile des Körpers (fr. rechauts; engl. flash). 3) In der Schifferſprache bedeuten Blickfeuer (fr. faux feux) gewiſſe Signale, Loſungen oder Zeichen, wenn man zur See Pulver auf dem Verdecke abbrennen läßt, oder auch das Feuer auf Wacht- und Leuchtthürmen. 47.

Digitized by Google

Blindheit, lat. caecitas; fr cécité; engl. blindness, beſteht entweder in einem angebornen oder durch ein Augenübel (ſ. d. Art.) herbeigeführten Mangel des Sehvermögens, wodurch entweder das Eindringen der Lichtſtrahlen in die Augen verhindert, oder die Netzhaut des Auges ihrer Empfindlichkeit beraubt iſt. Ein ganz blindes Individuum iſt rings um in Nacht gehüllet, und kann ſelbſt da, wo ihm noch einiger Schein vom Lichte geblieben iſt, weder die Farbenverſchiedenheiten, noch die Umriſſe der äußern Gegenſtände erkennen. Zwei eigenthümliche Geſichtsfehler ſind in dieſer Beziehung die Tag- und Nachtblindheit (nyctalopia und hemeralopia); bei erſterer können die Kranken bei Tage gar nicht, wohl aber des Nachts, bei dem Kerzen- und Mondlichte ſehen. Dieß erklärt ſich aus der geringern Stärke dieſes letztern Lichts zum Sonnenlichte, ſo daß bei geſteigerter Senſibilität der Netzhaut des Auges die künſtliche Beleuchtung wohl vertragen werden kann, während das Sonnenlicht blendend einwirkt, doch wird im höheren Grade auch ſelbſt nicht einmal die künſtliche Beleuchtung vertragen. Man empfiehlt gegen ſie das Tragen grüner Brillen und die Application eines Haarſeils im Nacken. Bei der Nachtblindheit können die Kranken am Tage gut, bei Nacht aber gar nicht ſehen. So viel man weiß, iſt dieſe Blindheit in China, Braſilien, auf den Molukkiſchen Inſeln und in einigen Gegenden Frankreichs endemiſch. Doch hat man ſie als ſolche epidemiſch noch nicht beobachtet; aber Burden erzählt, daß dieſes Uebel bei einem in Oſtflorida ſtehenden Regimente graſſirte, und daß hier die Sehkraft unverändert war, beim Anbruche der Nacht aber ein dünner Nebel vor den Augen der Kranken erſchien, der allmälig ſtärker wurde, bis dieſe ſelbſt die hellen Wachtfeuer nicht ſehen konnten; gegen Morgen aber kam das Geſicht allmälig wieder, und während des Tages vermochten die Kranken ganz kleine Gegenſtände zu erkennen. Burden ſtellte dieſe Krankheit jedesmal blos durch örtliche Mittel her, indem er das Genick mit warmem Weineſſig waſchen, und darauf ein handgroßes, auf Leder geſtrichenes und mit Brechweinſtein beſtreutes Stück Heftpflaſter auflegen ließ. Übrigens können nicht nur örtliche, ſich blos auf das Auge beziehende Übel, ſondern auch allgemeine Krankheiten, wie z. B. hitzige Fieber, Nervenfieber, Congeſtionen nach dem Kopfe, Blattern, Maſern, Scharlach ꝛc., theilweiſe oder gänzliche Blindheit zur Folge haben, ſo wie auch eine allzu ſtarke Anſtrengung des Sehvermögens eine Schwäche der Augennerven und dadurch ebenfalls Blindheit herbeiführen kann. Das Erblinden im hohen Alter, ſowohl bei Menſchen, als bei Thieren, erfolgt in der Regel durch die verſchiedenen Arten des Staares (ſ. d. Art.) und dieſem letztern Umſtande iſt es beſonders zuzuſchreiben, daß die Zahl der Blinden überhaupt nicht ganz unbedeutend iſt. So zählte z. B. Preußen im J. 1821 bei einer Volksmenge von 10 Millionen mehr als 13,000 Blinde; in Ägypten, wo der Einfluß des Klimas für die Augen ſchädlich wirkt und leicht Blindheit verurſacht, wird auf 100 Menſchen 1 Blinder gerechnet; dagegen hat man aber gefunden, daß in kalten Ländern, wenn es nicht unaufhörlich mit Schnee bedeckte und vom Sonnenſchein blendende nördliche Gegenden ſind, ſich in dieſer Hinſicht das Verhältniß weit günſtiger als in heißen Ländern ſtellt, ſo daß z. B. in Norwegen nur auf 1000 Menſchen 1 Blinder kommt. — Heilung der Blindheit iſt nur dann möglich, wenn es gelingt, die den Eintritt des Lichts in das Auge verhindernde Urſache zu entfernen, oder die verlorene Lebensthätigkeit des Sehnerven auf's Neue herzuſtellen; hingegen kann die angeborene Blindheit nur höchſt ſelten, die durch Zerſtörung irgend eines zum Sehen nothwendigen Theils entſtandene nie wieder geheilt werden. So bedauernswerth auch der Blindgeborene in den Augen des Sehenden ſeyn mag, ſo fühlt er doch, wie alle Erfahrungen beweiſen, ſein großes Unglück nicht, da ihm alle darauf ſich beziehende Vorſtellungen völlig fremd ſind, und dieſe Ent-

Entbehrung, wodurch alle anschauliche Kenntnisse ihm unbekannt sind, hat keinen so nachtheiligen Einfluß auf seine geistige Ausbildung, als der angeborene Mangel des Gehörs bei dem Taubstummen auf seine intellectuellen Vermögen äußert; daher auch dieser jenem sehr weit nachsteht. Es ist eine sehr weise Einrichtung der Natur, daß sie da, wo ein Sinn ursprünglich fehlt, oder mit der Zeit völlig abgestumpft wird, dafür in den andern Sinnen eine erhöhte Thätigkeit erweckt, die fast ans Unglaubliche grenzt. Ganz vorzüglich aber ist dieß bei Blinden mit dem Gehör- und Tastsinne der Fall, namentlich in Bezug auf diesen letztern, so daß Einige sogar die Fähigkeit besitzen, bestimmte Farben von einander zu unterscheiden, Andere wieder es auf manchen musikalischen Instrumenten bis zu einer Virtuosität bringen, von der der berühmte Flötenspieler Dulon ein merkwürdiges Beispiel gibt. Eben so merkwürdig in dieser Hinsicht war auch der Professor der Mathematik Saunderſen (geb. 1682) zu Cambridge, der, obgleich seit seiner frühesten Jugend des Gesichts beraubt, verschiedene mathematische und geometrische Vorrichtungen zur Erleichterung seines Studiums erfand, und ein so feines Gefühl besaß, daß er durch bloßes Betasten falsche Münzen, die selbst den Kenner täuschten, genau zu unterscheiden verstand Und so könnten noch eine Menge anderer merkwürdiger Beispiele angeführt werden, welche beweisen, bis zu welchem hohen Grade die innere Seelenthätigkeit vieler Blinden verstärkt werden kann. Höchst seltsamer Art sind jedoch die Vorstellungen, welche sich Blindgeborne vom Sehen machen, und wenn ihr Augenleiden von der Beschaffenheit ist, daß ihnen nach kürzerer oder längerer Zeit ein geschickter Operateur das Licht der Augen wiedergibt, so sieht man deutlich, daß sie von den meisten Gegenständen der Außenwelt sich während ihrer Blindheit ganz andere Begriffe gemacht hatten, ja sehr oft dieselben nicht wieder zu erkennen vermögen. Da indeß die Fähigkeiten nicht gleich vertheilt sind und manche Blinde in einer Art von Stumpfsinn dahin leben, so hat man schon in frühern Zeiten daran gedacht, solche Unglückliche zu einer ihrem beschränkten Sinnesleben angemessenen Thätigkeit anzuhalten, ja ihnen sogar eine geistige Ausbildung zu geben, wie sie ihr Zustand zuließ. Obgleich dieß anfangs nur im Einzelnen berücksichtigt wurde, so lehrte doch schon Jak. Bernouilli (1667) zu Genf ein kurz nach der Geburt erblindetes Frauenzimmer nach einer von ihm erfundenen Methode schreiben, und solche einzelne Beispiele sowohl, als die an manchen Blinden wahrgenommene natürliche Fertigkeit, sich tastbare Hülfsmittel zum Lesen, Schreiben, Notensetzen ꝛc. zu erfinden, führte endlich auf die Errichtung von Blindenanstalten. Der Erste, welcher eine solche Anstalt gründete (1784), war Valentin Hauy zu Paris, dem der bekannte Abbé de l'Epée in Bezug auf die Errichtung einer Taubstummenanstalt mit gutem Beispiele vorangegangen war, und ihm auch schon durch die Verfertigung großer eiserner Buchstaben, mit deren Hülfe er Blinde lesen lehren wollte, einigermaßen vorgearbeitet hatte. Der Zweck von Hauy's Anstalt bestand nicht allein darin, Blinde lesen, schreiben u. dgl. zu lehren, sondern ihnen auch eine Anleitung zu dauernder Beschäftigung für einen nützlichen Lebenszweck in seiner Anstalt zu geben. Diese, anfangs durch einen für Menschenwohl sich gebildeten Verein unterhalten, ward 1791 königlich und mit der de l'Epée'schen Taubstummenanstalt verbunden, von dieser aber 1795 wieder getrennt, um mit der schon seit 1260 von Ludwig dem Heiligen nach seiner Rückkehr aus dem Kreuzzuge für 300 im Oriente theils in Folge der ägyptischen Augenentzündung, theils in Folge der durch die Sarazenen verübten Grausamkeiten Erblindete gestifteten Blindenversorgungsanstalt (les quinze-vingt genannt) vereinigt zu werden. Jedoch hatte diese Vereinigung einen solchen Nachtheil auf die Sittlichkeit, daß sich Hauy bewogen fand, eine besondere Anstalt (1802) zu gründen, der er bis 1806 vorstand, wo ihn ein Ruf nach Petersburg zur Errichtung einer

gleichen Anstalt abrief, dem er auch folgte. Erst nach Wiederherstellung der Bourbonschen Dynastie 1815 ward die Blindenunterrichtsanstalt von der Anstalt der Quinze-vingt wieder getrennt und von dieser Zeit an die königl. Anstalt der jungen Blinden in einem eigenen, in der Straße St. Victor gelegenen Gebäude der Direction des Dr. Guillié anvertraut. Großbritannien folgte gar bald Frankreichs Beispiele, so daß 1790 zu Liverpool, 1791 zu Edinburg und 1800 zu London ähnliche Blindenanstalten errichtet wurden. Und so entstanden nach und nach auch in andern Staaten, wie z. B. 1806 in Berlin, 1807 zu Petersburg, 1808 zu Wien, Prag und Amsterdam, 1809 zu Dresden, 1810 zu Zürich, 1811 zu Kopenhagen, 1818 zu Breslau und Königsberg, 1823 zu Gemünd in Würtemberg, 1824 zu Linz, 1826 zu Freisingen in Baiern und 1828 zu Bruchsal in Baden ꝛc. dergleichen wohlthätige Institute, die, das Petersburger ausgenommen, welches nie recht gedeihen wollte und seit Hauy's Rückkehr nach Frankreich (1816) vollends ganz in Verfall gerathen zu sein scheint, hinter ihren Vorbildern nicht zurückblieben, ja die von Großbritannien sogar übertroffen haben, indem diese blos die Bildung von Handwerkern erzielen; da hingegen in jenen, so wie in den französischen Blindenanstalten die Blinden nicht blos zu Handwerkern, sondern auch zu Künstlern erzogen und in allen Wissenschaften unterrichtet werden. An vielen Orten, wie z. B. in Dresden, Erfurt, Halle, Leipzig ꝛc., hat man sogar die Lehranstalten für Blinde mit wirklichen Augenheilanstalten vereinigt und die vielen Geheilten, welche daraus hervorgehen, geben den sprechendsten Beweis, auf welcher hohen Stufe der Ausbildung sich gegenwärtig die Augenheilkunde befindet. — Die Blindheit der Pferde hat nach Hurtrel d'Arboval außer der angeborenen Prädisposition, dem Temperamente, der Constitution, dem Alter, dem Geschlechte, der Farbe des Haars, dem Zahnen und gewissen Krankheiten, zu Hauptursachen den Einfluß der Atmosphäre und deren Wechsel, die Örtlichkeit des Klimas, so wie überhaupt äußere Krankheit erzeugende Potenzen und endlich alle diejenigen Schädlichkeiten, welche von der Zuzucht, der Abrichtung, der Abwartung und dem Gebrauche der Pferde ausgehen. So kommt z. B. an mäßig hohen Orten und bei einem fruchtbaren und gesunden Boden mit nicht zu nassen Weiden die B. selten vor, hingegen sind Pferde, die in sehr hohen Gegenden, wo es an Weideplätzen fehlt, mit Wicken, Linsen, Bohnen ꝛc. gefüttert werden, als Fohlen häufigen und periodischen Augenentzündungen unterworfen und erblinden gewöhnlich im 4. bis 7. Jahre. Aber auch der Klee, besonders der Kopfklee (sowohl grün als trocken verfüttert), der den Darmkanal überfüllt, ihn mit Winden beschwert und schädliche Vollblütigkeit erzeugen kann, verursacht B.; daher man auch beobachtet hat, daß im Mecklenburgischen die periodische Augenentzündung bei Pferden weit seltener war, ehe daselbst der Kleebau so allgemein wurde, als es dieß jetzt noch ist. Indeß werden in kalten und feuchten Ländern die meisten blinden Pferde angetroffen. Im Allgemeinen sind der B. am meisten ausgesetzt Pferde mit Glasaugen und solche mit sehr stark entwickelten Ganaschen und einem dicken, stark mit Fleisch belegten Kopfe, den sie gewöhnlich tief tragen. Daß im gezähmten Zustande eine Menge von Ursachen zur Erblindung beitragen, sieht man daraus, daß z. B. im südlichen Frankreich, Spanien und Arabien, wo sich der Zustand der Pferde dem natürlichen mehr nähert, diese Thiere dem Blindwerwerden fast gar nicht unterworfen sind. Indeß werden Pferde nicht in gleichem Grade blind. So gibt es welche, deren Auge bei verlorener Sehkraft gesund erscheint, wo aber der Sehnerv gelähmt ist: diese nennt man schönblind; wo zu manchen Zeiten die innern Augenfeuchtigkeiten sich trüben, entsteht eine periosche oder die sogenannte Mondblindheit; bei vollkommen sichtbarer Erblindung nennt man dieß Stockblindheit; ist hingegen das Auge nur schwach, so

heißt es geblindet. Unter den Augenübeln, welche bei diesen Thieren B. verursachen, vermag der Kenner besonders das Augenfell, die Verdunkelung der Hornhaut oder den weißen Staar (s. d. Art.), die Bewölkung der innern Augenfeuchtigkeiten oder den grauen Staar äußerlich zu unterscheiden; die Lähmung des Sehnerven, welche den schwarzen Staar bedingt, verräth der unsichere Gang des durch keinen Zügel geleiteten Thiers. Dieses letztere Übel ist völlig unheilbar, so wie überhaupt bei mehreren Arten des Staars, wegen der Unmöglichkeit, die von dem Willen des Pferdes beherrschte Muskelthätigkeit des Auges zu besiegen und dieses letztere festzuhalten, nur selten eine Augenoperation anwendbar ist. 7. 14.

Blindschleiche, Bruchschlange, lat. anguis fragilis; franz. orvet; engl. blind-worm, zum Geschlechte der Aalschlangen (serpens) gehörig, wird ungefähr 1½ Fuß lang, 1 Zoll stark, und hat 135 Bauch- und eben so viel Schwanzschuppen. Die Farbe ist graublau. Den Namen Blindschleiche hat das Thier erhalten, weil man sonst glaubte, es sei blind; allein es hat Augen, obgleich sehr kleine. Man nennt sie auch Bruchschlange, weil sie bei einem mäßigen Schlage sehr leicht entzweibricht; deßhalb findet man viele mit stumpf verwachsenem Schwanze. Daß aber die einzelnen Theile wieder zusammenwachsen sollen, ist ein Irrthum. Sie hat große und scharfe, aber nicht giftige Zähne. Sie wird übrigens in Europa fast überall angetroffen. 8.

Blitz, lat. fulmen; franz. éclair; engl. flash, ein aus der Gewitterwolke kommender elektrischer Funke, der gewöhnlich als ein glänzend weißer oder auch röthlicher und violetter Feuerstrahl in geschlängeltem Laufe mit der größten Schnelligkeit und mit Donner begleitet gegen Wolken oder auf die Erde herniederfährt, oft auch beim Einschlagen als ein großer Feuerball erscheint. Wenn der B. gegen die Erde zu schlägt, trifft er meist hohe Gegenstände und läuft an ihnen zur Erde herab. Findet er daher eine ununterbrochene, bis zum Boden herabgehende Verbindung von Metall oder andern die Elektricität gut leitenden Körpern, so bringt er in der Regel keinen Schaden hervor, weil er diesen Leitern folgt. Wird die Leitung unterbrochen, so sucht er eine andere Metallverbindung, an der er herunterlaufen kann, und zerschmettert oder entzündet oder schmelzt da, wo die Leitung unterbrochen wurde, die in der Nähe befindlichen Körper. Weil nun der B. beim Einschlagen in ein Gebäude öfters von einem leitenden Körper zu einem andern Leiter überspringen kann, so geschieht es, daß das Zünden an vielen Stellen zugleich stattfinden und das getroffene Gebäude auf einmal in allen seinen Theilen in Flammen stehen kann. Wenn der B. nicht zündet, so sind die Zimmer, durch die er fuhr, mit unangenehmen, schwefelich riechenden Dünsten angefüllt. Sein endliches Ziel ist die Erde oder das Wasser. Nächst den metallischen Leitern, die er am ersten aufsucht, liebt er hohe, feuchte Gegenstände, als Rauch und Dampf, feuchte Wände und Mauern, Bäume, in denen er an den saftigsten Stellen, z. B. zwischen dem Holze und der Rinde, fortfährt. Daher ist es bei Gewittern eine allgemeine Vorsichtsmaßregel, durch Auslöschen des Feuers das Aufsteigen des Rauches zu verhindern. In die innern Theile des menschlichen Körpers dringt der B. nie, sondern nur die heftige Erschütterung der Nerven bringt den plötzlichen Tod herbei; findet er aber an den Kleidern etwa eine Leitung, so beschädigt er nicht immer. Über die Blitze ohne Donner weiß man aus mancherlei Beobachtungen, daß sie bei Zerstückelung der Wolkenmassen in kleine Wolken durch das Überschlagen kleiner und häufiger Funken, die jedoch wegen ihrer Unbedeutendheit keinen Donner geben, zu entstehen pflegen, und daß der donnerfreie B. ganz naher Wolken immer ein solcher ist, der die Wolke von hinten erleuchtet, der also vermuthlich zu nahen Wolken überschlägt und dessen Funken man nicht sieht. 47.

Blitzableiter, Wetterableiter, franz. conducteur; engl. conductor,

eine von Franklin schon im J. 1749 vorgeschlagene Vorrichtung, die Elektricität der Wolken oder den Blitz, als Folge derselben, zur Sicherung der Gebäude, Schiffe ꝛc. durch metallische Ableitung in den Erdboden zu leiten. Dabei nahm Franklin besonders auf die Wirkung der Spitze Rücksicht, durch welche er eine stille Ableitung der Gewitterelektricität ohne Schlag zu erreichen versuchte. Der B. muß von dem höchsten Theile des Gebäudes ausgehen, eine 8—9 Zoll lange, der Verhinderung des Rosts wegen im Feuer vergoldete Spitze haben, eine ununterbrochene Leitung bis zur Erde, in der Erde selbst eine hinreichende Ableitung gewähren, um das Abspringen des Blitzes zu vermeiden, und aus einer wenigstens 1 Zoll starken Stange, am besten von Kupfer, bestehen; denn dünne Metalldrähte würden durch den zu heftigen elektrischen Funken geschmolzen werden. Große Gebäude müssen, weil des Ableiters Kraft in mehr als 40 Fuß Entfernung kaum noch Schutz gewährt, mit mehr als einer Ableitung versehen sein. Anleitung zur Anlegung von Gewitterableitern findet man mit vielen Erfahrungen bereichert in Gütle's praktischer Blitzableitungslehre. Schon im J. 1762 wurde der erste Ableiter von Dr. Watson zu Payneshill in England, und im J. 1769 ein gleicher zu Hamburg am Jacobsthurme errichtet. 47.

Blitzröhren, Blitzsinter, Kieselsinter, Ceraunian sinter, Astrahyalith, Fulguritquarz, engl. vitreous tubes, ein graues, glasglänzendes, bald schwächeres, bald stärkeres, dem Hyalith ähnliches Fossil, das durch den Blitzstrahl gebildet wird, wenn er Sandsteinlager trifft und beim Durchfahren eine meist dünne röhrenförmige Öffnung hinterläßt, deren Wand geschmolzener Quarz ist. Die Schmelzung nimmt nach außen zu immer mehr ab, so daß die äußern Quarzkörner nur angefrittet sind. Dieß Fossil, das im Bruche klein muschelig und voll länglicher Blasen ist, findet sich besonders in Sandhaiden von bedeutender Länge, z. B. in der Senner Haide im Paderbornschen bei Osterholz und Hauszirken, ferner im Preußischen, Mansfeldischen und in Cumberland. 53.

Blitztafel, eine Tafel aus nicht leitendem Material mit unterbrochenen Metallstreifen belegt. Man kann sie zur Hervorbringung glänzender Züge, Buchstaben, Figuren ꝛc. dadurch benutzen, indem man bei fortwährendem Laden eines Conductors die Elektricität auf den eingelegten Metallstreifen leitet, mithin den Funken bei jedem Zwischenraume derselben überschlagen und dieß an allen solchen Stellen wiederholen läßt. Auch dient die B. nach Meinecke zur Erleuchtung eines großen Raumes. 47.

Blockhaus, franz. redoute; engl. block-house, ist in seiner einfachsten Gestalt ein viereckiges, aus quer über einander gelegten starken und verschränkten Balken von Holz bestehendes Haus, das zugleich nach Maßgabe seiner Größe mit einem oder mehrern Rauchfängen versehen wird. Das Dach eines solchen Hauses ist möglichst platt und mit Erde bedeckt; was ebenfalls an den äußern Wänden geschieht; auch wird es mit einem Graben umgeben, auf dessen Sohle man zu seiner bessern Vertheidigung eine Reihe Pallisaden zu pflanzen pflegt. Sieht man sich im Laufe eines Kriegs genöthigt, bei Postirungen einzelne Posten weit vorzuschieben, ist es nothwendig, sie vielleicht einen ganzen Tag ihrer eignen Vertheidigung gegen einen feindlichen Angriff, geschehe er sogar mit Geschütz, zu überlassen, will man den Soldaten besser gegen den Eindruck der schlechten Witterung, als dieß in offenen Schanzen möglich ist, schützen, und erlaubt die Entfernung solcher Posten deren öftere Ablösung nicht: so werden in diesen angeführten Fällen Blockhäuser erbaut. Die Stärke der Besatzung eines Blockhauses schwebt zwischen 30 und 200 Mann. Ihre Vertheidigung ist bis jetzt lediglich dem kleinen Gewehrfeuer überlassen worden, und es werden zur Erreichung dieses Zweckes Schießscharten, welche für das kleine Gewehr passend sind, in deren Wände eingeschnitten. Das erste Blockhaus wurde von dem damaligen

königl. preuß. Ingenieurlieutenant Wolf bei Ober-Schwedelsdorf im Glatzischen im Winter zwischen 1778 — 1779 während des baierschen Erbfolgekriegs erbaut. Der königl. preuß. Capitain Cazeller fand Gelegenheit, sich bei dem von den östreichischen Truppen statt gefundenen Angriffe auf dieß B. durch seine schöne Vertheidigung auszuzeichnen. Daß man sowohl wegen der Stärke des Profils als der Form der Blockhäuser nicht bei dem ersten Versuche stehen geblieben ist, sondern darüber nachgedacht hat, wie beides zweckmäßiger einzurichten sei, erscheint natürlich und mit der Erfahrung übereinstimmend. Gestatten es nur irgend Zeit, Mittel und Umstände, so hat man sich bemüht, sie gegen die Wirkungen des schweren Geschützes so viel wie möglich zu schützen; auch ist man darauf bedacht gewesen, in ihrem Innern die möglichste Bequemlichkeit für deren Besatzung anzubringen. Da bloße Frontalvertheidigung, besonders bei Verschanzungen, nicht sehr günstig ist: so hat man die geraden Linien gebrochen und den Blockhäusern Seitenvertheidigung gegeben; also ist ihnen durch dieses Verfahren die Form der sogenannten Sternschanzen zu Theil geworden. Gegenwärtig werden sie auch sehr häufig bei Belagerungen zur verstärkten Vertheidigung des bedeckten Wegs verwendet. Tritt dieser Fall ein, so werden sie gewöhnlich in dessen Waffenplätzen (place d'armes) angelegt. 70.

Blocksberg, s. Brocken.

Blödsinn, lat. amentia, idiotismus; franz. imbecillite; engl. imbecility, silliness, ist eine Krankheit des Verstandes, in welcher sich die Kräfte desselben auf einer sehr niedrigen Stufe ihrer Ausbildung oder in einem Zustande der Lähmung befinden. Hiernach gibt es zweierlei Arten des B.; 1) angeborner oder in frühester Kindheit erworbener (Idiotismus), oder 2) später in Folge anderer Krankheiten entstandener. Der Blödsinnige leidet an Stumpfheit des Geistes, hiernach ist sein Vorstellungsvermögen und seine Erinnerungskraft schwach, er vermag nicht gehabte Sinneseindrücke sich zurückzurufen, sich in gewisse Verhältnisse hineinzudenken, gewisse allgemeine Begriffe zu erfassen, seine Urtheile sind falsch, weil er das Ganze dessen, was er beurtheilen soll, nicht zu übersehen vermag, oder kommen gar nicht zu Stande; daher sind seine Äußerungen albern und gewöhnlich unzusammenhängend. Nichts desto weniger aber befinden sich in der Regel wenigstens seine körperlichen Verrichtungen in einem gesundheitsgemäßen Zustande, er ißt, trinkt, schläft ꝛc. Der B. zeigt sich in verschiedenen Graden; der tiefste ist, wo der Mensch ans Thier angrenzt. Solche Unglückliche fühlen weder Wärme noch Kälte, noch irgend einen Schmerz, die Nahrungsmittel müssen ihnen beigebracht werden, sie können nicht sprechen, haben wenig Sinneseindrücke; ihre Körperbildung ist widrig, klein, verkrüppelt; sie haben mißgestaltete Köpfe, dicke Bäuche, häßliche Gesichtszüge. Blödsinnige geringsten Grades können noch in der menschlichen Gesellschaft leben, sie werden an leichte, einfache Arbeiten gewöhnt, können sich mit der Sprache einigermaßen behelfen, doch zeigen sie wenig Selbstständigkeit und begeben sich unter den Schutz Anderer. — Die Ursachen des B. sind verschieden, meistens ist er Folge organischer Fehler des Gehirns. So finden da, wo er angeboren ist, ursprüngliche Bildungsfehler des Gehirns statt, oder es gehen ihm Hirnwassersucht oder Nervenfieber, oder mechanische Verletzungen des Gehirns, oder Epilepsie, oder andere Seelenstörungen, als Melancholie und Raserei, voraus. Fast immer ist er unheilbar, indessen kann sorgfältige Erziehung bei einem Kinde, das an B. geringen Grades leidet, immer noch von großem Nutzen sein. 39.

Bloemaert (Abraham), ein sehr geschätzter Maler niederländischer Schule, geb. 1564 zu Goroum, bildete während seines Aufenthalts in Paris seine schon gewonnene Kunstfertigkeit meist durch sich selbst mit glücklichem Erfolge aus. Nach seiner Zurückkunft nach Amsterdam lieferte er einige größere Werke, welche

seinen Ruhm begründeten; hierauf begab er sich nach Utrecht und lebte dort der Kunst bis an seinen Tod 1647. Alle seine Werke zeichnen sich durch angenehmes Colorit, gute Erfindung und einen leichten Pinsel aus; jedoch wirft man ihm mit Recht Steifheit der Gewänder und bisweilen Unnatürlichkeit der Figuren vor. Übrigens sind seine Arbeiten lobenswerth und häufig in Gallerien anzutreffen. — Unter seinen Söhnen hat sich Cornelius B. (geb. 1603 zu Utrecht, gest. 1680 zu Rom) als Kupferstecher besonders hervorgethan. Seine Blätter sind, obwohl etwas einförmig, dennoch kräftig und mit genauer Berücksichtigung des Lichtes und Schattens ausgeführt. Man betrachtet ihn nicht mit Unrecht als den Stifter einer besondern Schule. 22.

Blokade ist die enge Einschließung einer Festung, so daß Nichts unbemerkt heraus und hinein kann. Durch dieß Verfahren bezweckt man also, eine jede von außen kommende Unterstützung abzuschneiden, und nur auf die ihr zur Vertheidigung zu Gebote stehenden eignen Mittel zu beschränken. Ehe man zur B. einer Festung schreitet, wird gewöhnlich deren Berennung vorgenommen. Dieß geschieht, wenn die zur B. bestimmten Truppen noch entfernt sind; man die in der Regel aus einer Festung entsendeten und ihr — besonders wegen des Unterhalts — nützlichen kleinen Posten vertreiben, die Verbindung von außen möglichst erschweren und die Besatzung auf einen kleinen Raum beschränken will. Berennen ist also nur im weitern Sinne schon wie eine B. zu betrachten. Das Berennen fällt regelmäßig der Reiterei anheim. Obschon eigentlich eine B. einer Belagerung nur voranzugehen pflegt: so liefert doch sowohl die ältere als die neuere Kriegsgeschichte viel Beispiele, daß man gestrebt hat, eine Festung durch bloße B. zur Übergabe zu zwingen. Sie bestehen im Wesentlichen darin: 1) Wenn eine Festung durch ihre natürliche Lage, sei es auf einem Felsen oder mitten in Morästen, einem regelmäßigen Angriffe zu viel, vielleicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würde. Dieß ist der Fall mit Königstein im Königreiche Sachsen. 2) Wenn alle Umstände zu der gegründeten Annahme berechtigen, daß das feindliche Heer außer Stand sei, etwas für den Entsatz der blokirten Festung zu thun, man also die Ökonomie der eignen Kräfte berücksichtigen kann; die Herbeischaffung des zu einer regelmäßigen Belagerung nothwendigen Materials mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden, vielleicht gar nicht möglich wäre, und es das eigne Interesse heischt, die Festung im bestmöglichsten Stande zu bekommen. So verfuhren die Franzosen in den Jahren 1794 und 1795 mit Luxemburg. Napoleon mußte sich im J. 1796 mit einer bloßen B. von Mantua, weil er das ganze Belagerungs-Material verloren hatte und die Anschaffung eines zweiten für ihn unter den obwaltenden Umständen unmöglich war, begnügen. Die hohen Verbündeten begnügten sich in den Feldzügen der Jahre 1813 u. 1814 die Übergabe der meisten an der Weichsel, Oder, Rhein, Niederlanden und Frankreich befindlichen Festungen durch Blokaden zu bewerkstelligen. Fast gänzliche militairische Desorganisation der Kräfte ihres Gegners, Ökonomie der eigenen Kräfte, der gerechte Wunsch viele Festungen im bestmöglichsten Stande in ihre Hände zu bekommen, motivirten dieß Verfahren sattsam. 3) Träte der Fall ein, daß eine Festung eine so starke Besatzung hätte und man die zu einer Belagerung zu verwendende Armee nicht stärker machen könnte, so begnügt man sich in diesem Falle, weil in der Festung bald Mangel an Subsistenz-Mitteln entstehen muß, mit einer B. So verfuhr Cäsar vor Alesia und Friedrich der Große im J. 1757 bei Prag. 4) Wenn man überzeugt ist, daß der Feind eine Festung nicht mit dem, was deren Vertheidigung, besonders Proviant, heischt, ausgerüstet hat. Die Stärke der einander gegenüber stehenden Heere, Örtlichkeit, Größe der Festung und sonstige Umstände bestimmen, wie weit eine B. mit dem vorgesetzten Zwecke in Harmonie steht. Soll eine an dem Meere gelegene Festung blokirt

werden, und ist man nicht Herr des Meeres, so kann die B. natürlich nur sehr unvollkommen sein. Als die Franzosen sich im J. 1807 zur Belagerung von Danzig entschlossen, und diese durch eine B. einleiteten, boten sich ihnen wegen der im Augenblicke nicht zu hemmenden Verbindung mit dem Meere, der Größe des Orts und der übrigen Örtlichkeiten, so wie des schwachen Blokade-Corps sehr große Schwierigkeiten dar. Nur durch die Eroberung des Holm, als die Belagerung schon sehr vorgeschritten war, konnte Danzig als von äußerer Hülfe abgeschnitten und auf seine eigne Vertheidigung beschränkt betrachtet werden. In ältern Zeiten, und selbst noch zu Anfange des XVIII. Jahrh., hielt man eine B. nur dann für vollständig, wenn die dazu bestimmte Festung mit einer Reihe zusammenhängender Verschanzungen (Circumvallations- und Contravallations-Linien) umgeben war, wodurch man am besten jedes der Festung zu bringende Mittel von Verstärkung oder die Möglichkeit eines Durchbruchs zu verhindern glaubte. Die Arbeiten, welche in dieser Hinsicht von den Römern zu den Zeiten ihres kriegerischen Glanzes vollzogen worden sind, werden stets ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung sein, und sind in neuerer Zeit nicht übertroffen worden. Gegenwärtig hat man sich begnügt, die zu einer B. bestimmten Truppen in wohl gewählten und durch Örtlichkeit bestimmten, aber nicht zusammenhängenden Posten, dabei die zur Verstärkung solcher Posten nothwendigen Verschanzungen beachtend, aufzustellen. Die frühern Mittel zur Vervollständigung einer B. sind namentlich von Napoleon und dem in königl. preuß. Diensten verstorbenen General-Major Karl v. Clausewitz in ihren Werken über den Krieg neuerdings vorgeschlagen worden. Erfahrung, Umstände und Mittel werden in Zukunft das bei Blokaden zu beobachtende Verfahren bestimmen. Ist es nur irgend möglich, so wird bei einer Blokade, besonders bei volkreichen und mit einer stärkern Besatzung versehenen Städten stets das Bombardement angewendet. Dieß wird vorzüglich gegen die Stellen gerichtet, von denen man weiß oder vermuthet, daß sie zur Aufbewahrung der Lebensmittel dienen. 70.

Bloomfield, Robert, einer der vorzüglichsten englischen Dichter neuerer Zeit, geb. 1766, wurde in seinem 15. Jahre von seinem Vater, einem Schneider zu Hennigton, nach London zu seinem Oheime geschickt, um bei diesem das Schuhmacherhandwerk zu erlernen. Häufiges Bücherlesen, Besuch des Theaters und andere ihm bis jetzt neue Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens in der Hauptstadt weckten sein schlummerndes Dichtertalent. Einige seiner ersten Erzeugnisse, als: „The milk-maid“ und „The sailors return,“ die er auf Veranlassung seines Bruders in das London magazine hatte einrücken lassen, wurden mit Beifall aufgenommen, und B., begeistert durch die Werke Thomson's und Milton's, unternahm die Bearbeitung eines Gegenstandes, der, seit er Thomson's Jahreszeiten gelesen hatte, seine ganze Seele erfüllte. Das Gedicht erschien 1800 unter dem Titel: „The farmers boy“ und wurde mit solcher Begeisterung aufgenommen, daß man es unbedingt dem Meisterwerke Thomson's an die Seite setzte, ja hinsichtlich der edlen Einfachheit ihm dem Preis vor jenem zugestand. Die englischen Kritiker erschöpften sich im Lobe B.'s, was diesem zu desto größern Ruhme gereicht, wenn man bedenkt, daß er ohne alle classische Bildung, überdieß von Nahrungssorgen gedrückt, dennoch ein Werk schaffen konnte, welches stets der Stolz der englischen Nation sein wird. 22

Blondel, s. Richard Löwenherz.

Blonden, franz. blondes; engl. blond-laces, eine Art durchsichtiger, feiner, geklöppelter Spitzen aus roher Seide von verschiedener Farbe, Breite und Muster. Man verfertigt dergleichen in Frankreich, und dieß sind die wohlfeilsten, wenn auch nicht immer die schönsten, in den Niederlanden und in Sachsen Die sächsischen Blonden sind von ausgezeichneter Güte. 43.

Blücher (Gebhard Leberecht v.), Fürst von Wahlstadt, königl. preuß. Feldmarschall und Ritter meist aller hohen Militairorden, aus dem Hause Großen-Rensow im Herzogthume Mecklenburg-Schwerin, ward geboren zu Rostock den 16. Dec. 1742. Sein Vater, ehemal. hessencasselscher Rittmeister, schickte seinen 14jährigen Sohn nach der Insel Rügen, und hier erhielt B. bei seinem Schwager die damals übliche und dürftige Erziehung junger Landedelleute, übte aber auf mannichfaltige Art seine Körperkräfte, indem er Rosse tummelte, Felsklippen erstieg und die kühnsten Kahnfahrten unternahm, wodurch er den Muth, die Kraft und Beharrlichkeit gewann, die ihn seitdem nie verließen. Aus angeborner Neigung und wider Willen seiner Verwandten stellte er sich einem in der Nähe der Insel cantonnirenden schwedischen Rittmeister als Freiwilliger vor und wurde eingestellt. Schweden hatte sich nämlich (seit 1757), durch die Subsidien Frankreichs geblendet, den Feinden Friedrich's II. zugesellt. Im Laufe des Feldzuges v. 1758 hatte aber der Junker B. auf den Vorposten einer Feldwacht bei Suckow an der Uker stehend den Unfall von den schwärmenden preußischen Husaren vom Regimente Belling (s. d. Art.) gefangen genommen zu werden. Dieser Zufall brachte B. noch zeitig genug auf die rechte Bahn, auf welcher er seiner Heldenbestimmung entgegengehen konnte. Er gewann sich durch sein keck-soldatisches Betragen Belling's Achtung, der ihn bei sich behielt und ihm gestattete, seinen Streifzügen als Zuschauer beizuwohnen. Nach Verlauf eines Jahres gerieth ein schwedischer Offizier in preuß. Gefangenschaft, für den sich sein General sehr verwendete. Diesen Umstand benutzte B., erhielt seinen Abschied und trat den 12. Aug. 1759 als Cornet in preuß. Dienste; ward beim ersten Avancement Belling's Adjutant, im Januar des folgenden Jahres Secondelieutenant und im Julius Premierlieutenant, focht in der Schlacht bei Freiberg (29. Oct. 1762) mit, und kämpfte in den letzten Feldzügen des 7jährigen Krieges tapfer an Belling's Seite gegen die Russen und Östreicher. Einst wollte er aber den General Belling, der ihm zuvor einen Dienstverweis gegeben hatte, herausfordern und diese Ungebühr bestrafte dieser, ohne daß er ihm jedoch seine Zuneigung entzog, durch Versetzung von der Leibescadron zu der des Major von Podscharli, den B. noch als Fürst für seinen vorzüglichsten Lehrer im Cavalleriedienste erklärte. Zu Ende des Jahres 1770, als König Friedrich in Polen, zur Sicherung seiner Staaten, einen sogenannten Grenzcordon zog, ging B. unter Belling mit dahin ab. Aber sein Gönner Belling fiel in Ungnade und voll Mißmuth bei einem Avancement sich übergangen zu sehen, nahm B. als Rittmeister den Abschied (Jan. 1773), heirathete hierauf eine Tochter des Generalpächters von Mehling in Polen, pachtete von seinem Schwiegervater ein Gut, ward Landwirth und erwarb sich durch Fleiß und Sparsamkeit so viel Vermögen, daß er sich nach einigen Jahren selbst ein Gut in Pommern kaufte. Die pommersche Landschaft wählte ihn zum Landrathe. So verlebte B. 15 Jahre. Nach dem Tode Friedrich's II. (17. Aug. 1786) ward B. 1787 dem Könige Friedrich Wilhelm II. bekannt und trat als Major (mit einem Patente vom 14. Apr. 1779) in seine Altersstelle, d. h. in den Platz, welchen er bei ununterbrochenem Dienste bis dahin erreicht haben würde, bei dem Regimente, an dessen Spitze er sich in der Folge so tapfer auszeichnete. Mit dem Orden pour le mérite (1789) geschmückt, machte er als Oberst (seit d. 20. Aug. 1790) den Feldzug von 1793 unter dem Herzoge von Braunschweig-Oels am Niederrheine mit, wo er sich vorzüglich im sogenannten kleinen Kriege auszeichnete. Am 4. Juni 1794 wurde er zum Generalmajor befördert und zum Inhaber des Husarenregiments, welchem er schon so lange angehört hatte, ernannt. Als Generallieutenant (seit 20. Mai 1801) nahm er im Aug. 1802 im Namen seines Königs Besitz von Erfurt, Mühlhausen und Münster. Beim Ausbruche des Krieges 1806 befehligte er unmittelbar unter dem Könige selbst

den rechten Flügel der Hauptarmee und focht tapfer in der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oct.). Die Trümmer des preußischen Heeres waren in der furchtbarsten Auflösung (15. Oct.); B. hielt aber seine Reiterschaar fest zusammen und deckte mit derselben den Rückzug des Fürsten von Hohenlohe nach Pommern. Als dieser bei Prenzlau zu capituliren genöthigt worden war, blieb B. nichts übrig, als sich in das Mecklenburgische zu ziehen. Auf drei Seiten von mächtigen französischen Heeren bedroht, begab er sich nach Lübeck. Diese freie Reichsstadt wurde von den Franzosen mit Sturm genommen und B. unterzeichnete am 7. Nov. die für ihn ehrenvolle Capitulation von Ratkau, der er eigenhändig beifügte: „Ich capitulire, weil ich weder Munition, noch Brod, noch Fourage habe." Nun kam er als Kriegsgefangener nach Hamburg und es begann die für ihn drückende Zeit des Harrens, „bis Alles gebüßt und gut gemacht war durch Blut, Leben und Sieg." Am 16. März 1807 erhielt er aber seine Freiheit und begab sich über Berlin nach Frankenstein ins Hauptquartier Napoleon's, der ihn sehr gnädig aufnahm. Organisationen eines Volksaufstandes im Rücken des Feindes, woran B. den thätigsten Antheil nahm, scheiterten, und der Friede von Tilsit (7 — 9. Juli) hieß ihn augenblicklich sich von den Schweden trennen. — Während er hierauf das Gouvernement von Pommern führte, konnte er sich nur mit großer Mühe in die streng gebotene Schonung der abziehenden Franzosen fügen. Oft hörte man ihn prophetisch sagen: „Napoleon muß herunter und ich werde schon helfen; ehe das geschehen ist, will ich nicht sterben." Eine Zeit lang war er im Kriegsdepartement in Berlin angestellt, aber im Feldzuge 1813 sehen wir den Veteranen an der Spitze des 1. preuß. Armeecorps oder der schlesischen Armee in Sachsen einrücken, und von Bunzlau aus erließ er (23. März 1813) die bekannte Proclamation an die Sachsen. In der Schlacht bei Groß-Görschen (2. Mai) war ihm zwar nicht die Leitung übertragen worden, sein Corps bildete jedoch das erste Treffen und er führte die niederschlesische Brigade mit den Worten vor: „Na, laßt mal sehen, was ihr könnt." Den Heldenruhm, den B. an diesem Tage behauptete, erkannte der Kaiser Alexander durch die Ertheilung des St. Georgenordens an. In der Schlacht bei Bautzen (s. d. Art.) focht er im Centrum bei dem Dorfe Kreckwitz mit gewohnter Tapferkeit (21. Mai), und lieferte den 26. Mai das glückliche Reitergefecht bei Hainau (s. d. Art.). Nach der Waffenruhe erhielt B. (11. Aug.) zu Reichenbach das Obercommando über die schlesische Armee (100,000 M.). Unter ihm commandirten die Generale von York, und die beiden russischen Generale Graf Langeron und Baron Sacken 60,000 M. Russen. Muthvoll ging B. nun an den Doppelkampf, theils mit dem Feinde, theils mit den Verhältnissen, die aus der Stellung beider Nationen hervorgingen. Die glänzenden Resultate der Schlacht an der Katzbach (den 26. Aug. 1813) hoben jedoch alle Zwietracht in der schlesischen Armee. B. überschritt hierauf den Queis (3. Sept.) und drang bis Hochkirch vor, wo ihm Napoleon an der Spitze seiner Garden entgegenrückte. B. räumte dem Feinde das linke Ufer der Neiße wieder ein, zwang aber durch Flankenmärsche die Franzosen, die Lausitz zu räumen, unternahm dann einen Rechtsabmarsch, um den Kronprinzen von Schweden, an der Spitze der Nordarmee, mit sich fortzureißen, überschritt am 3. Oct. den Elbstrom bei Elster und vertrieb den Feind aus dem festverschanzten Dorfe Wartenburg. B. fand bei dem Kronprinzen den Grundsatz des Abwehrens, Schonens und Sicherns, und in Folge dessen war seine Bewegung hinter die Saale ein Act der Verzweiflung. Mit Freuden vernahm er (15. Oct.) die Nachricht von der Hauptarmee von einer beabsichtigten Schlacht bei Leipzig, wobei er anfänglich ohne die Schweden (16. Oct.) des Feindes linken Flügel tapfer angriff, ihm in dem blutigsten Gefechte die Dörfer Möckern und Schönefeld nahm

(18. Oct.) und entschieden zum Siege in dieser Völkerschlacht schon dadurch viel beitrug, daß durch sein unaufhaltsames Vordringen die französischen Reservecorps wiederholt gegen ihn verwendet werden mußten. Er erhielt davon den Beinamen Marschall Vorwärts und in Leipzig erhob ihn sein König zum General-Feldmarschall (20. Oct.). B. sah voraus, daß mit diesem Siege der Sturz Napoleon's noch nicht vollendet sei, und rieth, gegen die Meinung einiger Diplomaten, zu rascher Verfolgung bis nach Paris. B. führte seine Armee nach dem Rheine und überschritt am 1. Jan. 1814 diesen Strom bei Kaub und Bacharach. Am 23. ließ er Ligny mit Sturm nehmen, schlug den Feind bei la Rothière (1. Febr.), und der Kaiser Alexander ließ ihm über diese Fortschritte sagen: „er habe allen seinen frühern Siegen die Krone aufgesetzt." B. erhielt von ihm einen Degen mit Diamanten besetzt. Die Zögerung und die halben Maßregeln bei der großen Armee erregten in dieser Zeit B.'s größte Unzufriedenheit; er äußerte sich deßhalb in gar derben Ausdrücken und beschwor den Fürsten Schwarzenberg (22. Febr.) eine Schlacht zu liefern, da dieser bereits am 17. einen Adjutanten an die Franzosen mit Anträgen zu einem Waffenstillstande abgesendet hatte. Am 9. März erfocht B. bei Laon mit wenig Aufopferung abermals einen vollständigen Sieg über die Franzosen, und überschritt am 28. die Marne. — Noch wurde ihm aber, dem jetzt Fieberkranken, das schwerste Werk zu Theil, den Montmartre zu erstürmen (30. März) und er gab die letzten Befehle des glücklichen Gefechts noch aus dem Wagen. Nach der Einnahme von Paris (2. April) legte er sein Commando nieder, und kehrte, nachdem ihn Friedrich Wilhelm (3. Jun. 1814) zum Fürsten B. von Wahlstadt ernannt hatte, über England nach Deutschland zurück. Bedeutende Schenkungen an liegenden Gütern blieben nicht aus. — Nachdem Napoleon an Frankreichs Küsten erschienen war (1. März 1815) und sein Kaiserreich wieder in Besitz genommen hatte, ward B. zum Oberfeldherrn über die niederrheinische Armee (117,000 M.), in diesem Feldzuge das Centrum bildend, ernannt, während ihm zu beiden Seiten die Oberfeldherren Wellington und Schwarzenberg (s. d. Art.) commandirten. Nachdem Napoleon Wellington und B. zugleich angegriffen hatte, wurde dieser am 16. Juni bei Ligny geschlagen, wo er auch selbst durch den Sturz seines Pferdes in die größte Gefahr gerieth, aus der ihn sein Adjutant Graf Nostitz rettete. „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern;" mit diesen Worten begann er die Berathung zur neuen Schlacht, die am 18. Juni bei la belle Alliance (s. d. Art.) statt fand, wo Wellington und B. einen vollständigen Sieg erfochten. Von nun an drang dieser unaufhaltsam vor, unternahm am 30. Juni den kühnen und entscheidenden Zug über die Seine und unterzeichnete am 3. Juli 1815 die Convention von St. Cloud. Er hielt sein Heer schlagfertig bis zum Abzuge der französischen Armee hinter die Loire, zog am 7. Juli an der Spitze seiner Armee in Paris ein und nahm dann seine Wohnung zu St. Cloud. Die Franzosen behandelte er streng, widmete aber alle Sorgfalt seinem Heere, das er nach einigen Abschiedsworten am 31. Oct. verließ. Unwohl kam der Heldengreis in Deutschland an, ging im Frühlinge auf seine Güter in Schlesien und, um zu genesen, nach Karlsbad. Unter dem Wechsel von Reisen und Ruhepunkten zu Berlin und Breslau, so wie unter patriotischen Geschäften, verlebte er seine übrigen Tage. Er starb auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien am 12. Sept. 1819. Kühn und furchtlos im Worte, kühner und furchtloser noch in der That war er treu wie Gold und fest wie Stahl. Ihm wurde ein kolossales ehernes Standbild von Schadow (in Berlin) am 26. Aug. 1819 in seiner Vaterstadt Rostock auf dem jetzt sogenannten Blücherplatze errichtet, am 18. Juni 1826 ließ der König eine 12 Fuß hohe Bildsäule des Helden in Erz, von Rauch modellirt, von Le Quin und Reisinger gegossen, in Berlin aufstellen, und 1827

wurde ihm eine Statue (von Rauch) in Breslau errichtet. (S. „Preußens Helden. II. III. IV. Blücher.“ Weimar 1830.) 25.

Blum (Joachim Christian), den 19. Nov. 1739 zu Rathenau in der Mittelmark Brandenburg geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O. unter dem berühmten Philosophen Alex. Baumgarten, lebte dann in seiner Vaterstadt ohne öffentliches Amt und starb den 28. Aug. 1790. Er gehört zu den bessern deutschen Prosaisten des vorigen Jahrhunderts. Allgemeinen Beifall fanden seine „Spaziergänge“ (Berlin 1774. 2 Bde. 8.) und „Neue Spaziergänge“ (Leipz. 1784. 8.), Betrachtungen über verschiedene, das menschliche Leben betreffende Gegenstände. Desselben Inhalts sind seine „Reden“ (Leipz. 1777. 2 Bde. 8.) und sein „Deutsches Sprüchwörterbuch“ (Leipz. 1780 — 82. 2 Bde. 8.). In seinen Gedichten (Leipz. 1776. 2 Bde. 8.) zeigt er sich als Nachahmer Ramler's. Auch besitzen wir von ihm ein Schauspiel, „Das befreite Rathenau“ (Leipz. 1775. 8.), welches aber ohne großen Werth ist. Aus allen seinen Schriften spricht ein sanftes Gefühl, sein Styl ist correct, aber oft bis zur Mattigkeit gefeilt; Kraft und Eigenthümlichkeit vermißt man durchaus. 67.

Blumauer (Aloys), geb. den 21. Dec. 1755 zu Steyer im Lande ob der Ens, trat nach Vollendung seiner Studien in den Jesuitenorden (1772). Nach Aufhebung desselben fristete er zu Wien als Informator sein Leben, bis er als Censor angestellt ward, welches Amt er aber 1793 niederlegte, um die Gräffer'sche Buchhandlung zu übernehmen. Er starb den 16. März 1798. Ermangelt auch seine travestirte Äneide (1784 — 88), welche einen außerordentlichen Beifall fand, des höheren poetischen Humors, so treten doch allenthalben, besonders in den beiden ersten Gesängen, nebst einer leichten Versification unerschöpfliche Laune und origineller Witz hervor. In den späteren Gesängen, so wie auch in vielen seiner Gedichte, worunter sich jedoch auch nicht wenig Gelungenes findet, wird B. oft zu derb und roh und besingt mit sichtbarem Wohlgefallen Gegenstände, vor denen alle Musen und Grazien fliehen. Sein Trauerspiel: „Erwine von Steinheim“ (1780) ward nicht ungünstig aufgenommen. Die erbärmliche Travestie „Herkules“, welche unter seinem Namen (Frankf. u. Leipz. 1794. 8.) herauskam, ist nicht von ihm. A. B.'s sämmtliche Werke gab K. G. L. Müller (Leipz. 1801 — 3. 8 Bde. 8.) heraus. 67.

Blume, lat. flos; franz. fleur; engl. flower, in rein botanischer Beziehung, ist derjenige Theil der Gewächse, welcher der Frucht vorausgeht und in den meisten Fällen mit mehrern, fast immer farbigen, Blättchen die zur Begattung wesentlich nothwendigen Organe einschließt. Sind jedoch bei den Gewächsen die Organe der Zeugung nicht von den erwähnten Blättchen umgeben, so werden diese selbst die Blume genannt. Im Ganzen besteht die Blume aus 5 Theilen: 1) dem Kelche (calyx), 2) der Blumenkrone (corolla), 3) dem Honiggefäße (nectarium), 4) den Staubgefäßen (stamina) und 5) dem Stempel (pistillum). Bei den Moosen können die Blumen nur durch ein Vergrößerungsglas wahrgenommen werden; und was die Blumen der Farrnkräuter betrifft, so sind diese noch nicht genau erforscht und die der übrigen Kryptogamen möchten, so weit man es auch bis jetzt in dieser Hinsicht gebracht hat, wegen ihrer überaus großen Feinheit doch wohl schwerlich entdeckt werden. — Die Theile der Blume einzeln betrachtet bezeichnet man mit dem Namen Kelch alle Blätterchen oder Hüllen, welche entweder grüngefärbt oder lederartig, etwas stärker als die Blumenkrone sind und äußerlich die Blume umgeben. Er stellt sich 1) als Blüthendecke (perianthium) oder als die Art des Kelches dar, welche unmittelbar eine Blume in sich schließt; 2) als Balg (gluma), der den Gräsern allein eigene Kelch, der gewöhnlich mehrere Blumen enthält und dessen Blätter Spelzen (valvulae) genannt werden; 3) als allgemeine Blumendecke (anthodium),

welche den Kelch der zusammengesetzten Blumen bildet und eine große Menge von kleinen Blumen einschließt, die zusammen das Ansehen haben, als wären sie nur eine, wie z. B. leontodon taraxacum, centaurea cyanus u. a. m. 4) als Federchen (pappus), ein aus Haaren oder aus einer dünnen durchsichtigen Haut bestehender Kelch, den man nur an den einzelnen, in einer allgemeinen Blumendecke eingeschlossenen Blumen wahrnimmt und der stets bis zur Reife des Samens sitzen bleibt; 5) als Mooskelch (perichaetium). — Blumenkrone heißen die auf den Kelch folgenden Blättchen, welche die inneren Theile der Blume umgeben, zarter gebaut als der Kelch sind und gewöhnlich nie grün aussehen. Sie ist entweder einblättrig (corolla monopetala) oder vielblättrig (corolla polypetula); das Blatt einer Blumenkrone heißt ein Kronen- oder Blumenblatt (petulum). — Das Honiggefäß begreift alle Blumentheile, welche 1) wirklich Honig absondern und ausschwitzen, was die sogenannten Drüsen (glandulae), Honigschuppen (squamae nectariferae) und Honiglöcher (pori nectariferi) thun; welche 2) zur Aufbewahrung des Honigs dienen, wie z. B. die Kappe (cucullus), das Röhrchen (tubulus), die Grube (fovea), die Falte (plica) und der Sporn (calcar), die als verschiedene Arten von Honiggefäßen zu betrachten sind und welche endlich 3) die Honig absondernden Theile oder auch die Staubgefäße beschützen und zur Beförderung der Begattung beizutragen scheinen; hierher gehören die Klappe (fornix), der Bart (barba), der Faden (filum), die Walze (cylindrus), der Kranz (corona) und die Honiglippe (labellum), die insgesammt feinere oder stärkere Verlängerungen dieses oder jenen Theils der Blume sind, und obigen Namen von ihrer Gestalt bekommen haben. Die Staubgefäße gehören zu den wesentlichen Theilen der B. und sind längliche Körper, die den Befruchtungsstaub tragen. Sie bestehen aus dem Staubfaden (filamentum), dem Staubbeutel (anthera) und dem Blumenstaube (pollen). Der Stempel ist der zweite wesentliche Theil der B., der sich beständig in deren Mitte befindet und aus dem Fruchtknoten (germen), dem Griffel (stylus) und der Narbe (stigma) besteht. Wenn ein Gewächs die gehörige Festigkeit erlangt, so ist es fähig, sich weiter fortzupflanzen, und es bildet sich dann die B., deren Entwickelung das Wachsthum der Pflanze begrenzt. Doch erscheint sie nicht immer wie gewöhnlich in den Winkeln der Blätter oder auf der Spitze des Stengels, sondern bisweilen bei einigen Gewächsen an ganz ungewöhnlichen Orten, z. B. auf dem Blattstiele, in der Mitte des Blatts, am Rande der Blätter, ja sogar, wie bei einigen Bäumen der warmen Zone, nie anders als unten am Stamme. Nur diejenigen Blumen, welche süßen Saft in ihrem Grunde absondern, werden von Insekten befruchtet und von ihnen besucht, sobald nämlich diese das Mittel der Begattung werden, was nach Kölreuter und Sprengel meistentheils geschehen soll; jedoch werden Blumen, in denen sich die männlichen und weiblichen Zeugungsorgane gleichzeitig ausbilden, größtentheils durch sich selbst begattet; da hingegen Pflanzen, deren Blumen getrennten Geschlechtes sind und wo auf einem Stamme sich männliche oder weibliche zeigen, fast in der Regel durch Insekten befruchtet werden müssen. Das Schließen und Öffnen der Blumen, das man das Wachen (vigiliae) derselben nennt, scheint auch etwas zur Begattung beizutragen. Die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Blumen scheint gewöhnlich von dem Sitze des Honiggefäßes abzuhängen. Endlich ist noch zu bemerken, daß zwischen Staubfäden und Stempel sich nicht selten ein Organ findet, das im Allgemeinen den Namen Scheibe (discus) führt und gewöhnlich der Sitz der Honigsaftdrüse ist; doch kann letztere auch auf andern Theilen, auf den Staubfäden, der Blume, dem Kelche, ihre Stelle einnehmen. Jeder andere Bau, welchen man in einer Blume oder Blüthe findet, muß durch Fehlschlagen oder Wucherung erklärt werden. Bei Wucherung aber vermehrt

sich die Zahl der Theile und es können dann mehrere Reihen Stempel, mehrere Reihen Staubfäden, mehrere Blumen vorhanden sein. 28.

Blumen, künstliche, Putzblumen, fr. fleurs artificielles; ital. fiori fatti oder artificiati. Die verschiedenen Arten der zu Damenschmuck, Tafelaufsätzen, zur Verzierung der Zimmer, Altäre, Hochzeiten, Leichen ꝛc. dienenden künstlichen B. unterscheiden sich theils durch die Stoffe, aus denen sie verfertigt werden, theils durch die naturgetreue Nachahmung wesentlich von einander; aber auch nicht selten bildet sie der Künstler blos nach seiner Phantasie und stellt sie nach Willkühr zusammen. Die sehr verschiedenen Materialien dazu sind: Papier, Leinwand, Batist, Sammt, die Hüllen der Seidencocons, feines Pergament, Stroh, Federn, leonische Blättchen, feine Holz- und Hornspäne, gesponnenes Glas, Wachs, ausgeglühter Eisendraht ꝛc. Die schönsten derselben wurden ehedem nur in Frankeich und hauptsächlich in Italien fabricirt, von wo aus sie nach allen Weltgegenden versendet wurden; jetzt liefern sie Brüssel, Wien, Hamburg, Prag, Triest, Berlin, Nürnberg, Leipzig, Dresden u. a. O. von eben so hoher Vollkommenheit als diese. Die von Galetseide verfertigten künstlichen B. nennt man in Italien fiori di bozzi. Die Federblumen werden meist aus Taubenfedern, aber auch andern schön gefärbten Federn gemacht und die Brasilianer besitzen darin eine besondere Fertigkeit, die schönsten Blumen ihres Vaterlandes täuschend aus Federn nachzubilden. Durch Benetzen mit ätherischen wohlriechenden Ölen und Essenzen ist man wohl gar bisweilen bemüht, den künstlichen B. und Bouquets den ihnen eigenthümlichen natürlichen Geruch zu geben. 26.

Blumenbach (Johann Friedrich), Professor und Obermedicinalrath zu Göttingen, einer der größten deutschen Naturforscher, wurde am 11. Mai 1752 zu Gotha geboren, begann seine akademische Laufbahn zu Jena und vollendete sie in Göttingen. Hier wurde er 1775 Doctor der Medicin und erhielt das Jahr darauf eine außerordentliche, und 1778 eine ordentliche Professur der Medicin. Zu wissenschaftlichem Behufe unternahm er später einige Reisen in die Schweitz und nach England, die ihm in mehr als einer Hinsicht sehr nützlich wurden. Der ehrwürdige Greis feierte am 19. Sept. 1825 sein Doctorjubiläum und am 26. Febr. 1826 das Fest der 50jährigen Ernennung zum Professor. Die vielfältigen Beweise von Liebe und Hochachtung, welche ihm bei diesen Gelegenheiten von allen Seiten entgegenkamen, waren nur die gerechte Anerkennung seiner großen dauernden Verdienste. In Schriften und Vorlesungen hat er seit länger als einem halben Jahrhunderte im Gebiete seiner Wissenschaft Außerordentliches geleistet, Vieles berichtigt und Neues entdeckt. Seine Sammlungen von naturhistorischen Gegenständen und Büchern für dieses Fach sind trefflich und enthalten vieles Seltene. Sein „Handbuch der Naturgeschichte", obgleich, wie sehr natürlich, in mancher Hinsicht veraltet, wird bleibenden Werth behalten, eben so sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie". Außer vielen andern trefflichen Schriften verdient noch Erwähnung die „collectio craniorum divers. gent. illustr." 1790 — 1820. 6 Hefte, zu deren Herausgabe B. durch seine ausgezeichnete Schädelsammlung veranlaßt wurde. 22.

Blumenhagen (Philipp Wilhelm Georg August), einer der beliebtesten Belletristen der neusten Zeit, ward 1781 zu Hanover geboren, studirte seit 1799 zu Erlangen und Göttingen Medicin, ward 1803 Doctor und lebte darauf als praktischer Arzt und Hospitaldirektor zu Hanover. Als erste Frucht seines Geistes erschien eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten unter dem Titel „Freia" Erfurt 1803; mehrere Jahre hindurch beschäftigte er sich mit Theaterkritiken, die er für mehrere Journale lieferte; seine beiden Theaterstücke: „die Schlacht bei Thermopylä" und „Simson" machten aber wenig Glück, bis er sich

endlich fast ausschließlich der Novelle zugewandt hat, worin ihm auch der meiste Beifall zu Theil geworden ist. Zu mehrern Taschenbüchern hat er reichlich beigetragen; einzeln erschienen sind: „Novellen und Erzählungen" Hanover 1826—27. 4 Bde.; „neuer Novellenkranz" Braunschweig 1830. Seine Darstellung ist anziehend und sein Styl blühend, aber es fehlt ihm die Tiefe der Charakteristik. 16.

Blumenhandel, s. Tulpenhandel.

Blumenorden (der gekrönte), auch der löbliche Hirtenorden und die Gesellschaft der Pegnitzschäfer genannt, einer der vielen Vereine des XVII. Jahrh. zur Ausbildung der deutschen Sprache, ward 1644 zu Nürnberg durch G. P. Harsdörffer und J. Klaj gestiftet. Jedem Mitgliede wurde die Bedingung gestellt, „daß es fortan unsrer Mutterzung mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein in Beförderung ihres Aufnehmens." Der Magistrat von Nürnberg begünstigte die Schäfer und überließ ihnen sogar zu ihren Versammlungen ein nahe bei der Stadt gelegenes Gehölz, welches man daher auch den Irrhain oder das Poetenwäldlein nannte. Ein ewiges Tändeln mit Blumen und Bändern, unfruchtbare Spielereien mit Buchstaben und Sylben, kindisches Haschen nach Geziertem bezeichnen hinlänglich den Geist dieses Ordens, welcher noch im J. 1794 durch die Feier seines 150jährigen Jubiläums sein Dasein beurkundete. Er zählte zwar einige bedeutende Männer unter seinen Mitgliedern, im Ganzen aber hat er nie Großes geleistet. (Vgl. J. Herdegen's, genannt Amaranthes, historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnb. 1744. 8.) 67.

Blumensprache, franz. langage des fleurs; engl. flowers-language, ist eine von der Lady Montague (s. d. Art.) im Occidente bekannt gewordene symbolische Sprache, bei uns aber von ganz anderer Art als im Oriente. Hier ist sie nämlich keineswegs die Zeichensprache, in welcher durch die den einzelnen Blumen beigelegten Bedeutungen, mögen sie einzeln oder in verschiedener Art überschickt werden, irgend ein Gedanke ausgesprochen und gefunden werden soll, auch nicht eine allgemeine Symbolik der Liebe, wodurch beide Geschlechter sich verständigen, noch weniger aber blos auf Blumen eingeschränkt; sondern vielmehr nur eine Erfindung der in dem Harem eingesperrten jungen Frauen, welche die Bemühung die Langeweile sich zu vertreiben, hervorgerufen und der den Morgenländern eigne phantasiereiche Geist weiter ausgebildet hat und wozu alle Gegenstände der Umgebung, in so weit sie ohne Mühe fortgebracht werden können, als Farben, Blumen, Pflanzen überhaupt, Früchte, Steine, Federn ꝛc. gewählt werden. Die müßigen Damen des Serails überschicken einander solche Gegenstände zum Zeitvertreibe als Beweise der Freundschaft (daher der Name Selâm, Gruß), keineswegs aber an Männer, von denen sie ja keine andern als die zu ihrem Dienste anwesenden Verschnittenen kennen lernen, und es kommt darauf an, daß die Empfängerin den Namen des Gegenstandes ausspricht und dann ein Wort sucht, welches sich auf diesen reimt, wozu die reimreiche türkische Sprache viel Stoff bietet, unter den gefundenen Reimen aber das Wort wählt, welches am passendsten für die Verhältnisse gefunden wird. Doch hat die Zeit nach und nach die zu wählenden Reime bestimmt. Zu diesem Reimworte denkt sich dann jedes noch die nöthigen andern Wörter hinzu, um den Gedanken zu vollenden und auf diese Weise kann ein ganzes Gespräch durch solche überschickte Gegenstände geführt werden. Beispiele davon finden sich in Göthe's Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des westöstlichen Divans, Artikel: Blumen- und Zeichenwechsel; die Sache selbst ist ausführlich behandelt in den Fundgruben des Orients, Bd. I. S. 32. ff. — Wie man aber die Bilder der Rede häufig Blumen nennt, so spricht man auch

von einer Blumensprache, welche sich solcher Bilder bedient (s. d. Artt. Allegorie und Bild). 9.

Blut, lat. sanguis; franz. sang; engl. blood, ist bei dem Menschen und den übrigen rothblütigen Thieren eine purpurrothe Flüssigkeit, die in dem Herzen, den Arterien und Venen enthalten ist und in diesen Gefäßen in einem beständigen Kreislaufe herumbewegt wird. Unter den rothblütigen Thieren führen, nebst dem Menschen, nur die Säugethiere und Vögel, welche mit voller Lunge athmen und eine doppelte Herzkammer haben, ein warmes B.; hingegen die Amphibien und Fische, von denen erstere zwar mit Lungen, aber in unregelmäßigen Zügen athmen und nur eine Herzkammer, letztere auch blos eine Herzkammer haben, aber nur mit Kiemen im Wasser athmen, ein kaltes B. Insekten und Würmer, die man ehedem zu den blutlosen Thieren rechnete, bezeichnet man gegenwärtig mit dem Namen weißblütige, weil der ungefärbte Lebenssaft dieser Thiere für sie dasselbe ist, was das rothe B. den rothblütigen ist. Das B. ist in den Arterien, durch welche es von dem linken Herzen in alle Theile des Körpers geführt wird, von hellrother, und in den Venen, die es von diesen Theilen wieder zum Herzen zurückleiten, von dunkelrother Farbe. In der Lunge aber findet das Gegentheil statt, indem hier die Lungenarterie dunkelrother und die Lungenvenen hellrothes B. enthalten, welche Farbe dasselbe in der Lunge durch Einathmung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft erhält. So lange das B. noch in seinen Gefäßen circulirt, bleibt es flüssig und in seiner normalen Mischung; so wie es aber aus seinen Gefäßen tritt, gerinnt es und unterscheidet sich in das Blutwasser (serum), als bleibende Flüssigkeit, und in den Blutkuchen (placenta sanguinis), der sich in jenem niedersenkt und fest wird. Durch dem ausgelassenen Blute beigemischte Mittelsalze kann das Gerinnen derselben verhindert werden; auch wird es fast in der Regel bei Erhängten, Ertrunkenen und Erstickten ungeronnen gefunden, was in Bezug auf gerichtliche Medicin von Wichtigkeit ist. Das aus dem Blute geschiedene Blutwasser ist fast farblos und besteht aus dem eigentlichen Blutwasser (aqua sanguinis), Lymphe oder dem Eiweißstoffe (albumen) und dem Faserstoffe (materia fibrosa, fibrina), die im lebenden Körper vollkommen mit einander gemischt sind; jenes eigentliche aus Wasser und etwas thierischem Leime bestehende Blutwasser bleibt unter allen Umständen tropfbar flüssig und kann weder durch Hitze, noch durch ein anderes Mittel zum Gerinnen gebracht werden; der Eiweißstoff verhält sich zwar im lebenden Körper sowohl, als auch im todten, so wie im abgelassenen Blute als eine tropfbar-flüssige Lymphe, läßt sich aber durch die Hitze (52° R.), durch Alkohol und durch Säuren zum Gerinnen bringen; der Faserstoff aber gerinnt im todten Körper und außerhalb desselben von selbst und ist der Theil, mit welchem der Faserstoff der festen Theile übereinkommt, welcher auch bei der Ernährung aus dem des Blutes entsteht. Dieser tropfbar-flüssige Zustand der genannten Theile des Blutwassers macht den andern dickern Theil des Blutes tauglich durch die Gefäße zu fließen, was ohne ihn unmöglich wäre. Was diesen dickern Theil oder den sogenannten Blutkuchen betrifft, so theilt sich derselbe, wenn er ausgewaschen wird, selbst wieder in den rothen Theil oder die Blutkügelchen (cruor), auch Färbstoff des Bluts genannt, der im Wasser sich größtentheils zu Boden schlägt, und in den Faserstoff, eine weiche, weiße, fasrige Masse, die auf dem Filtrum zurückbleibt. Nach Vauquelin's Untersuchung bestehen die rothen Blutkügelchen aus mit etwas Eiweißstoffe verbundenem phosphorsaurem Eisen, und John führte eine Entdeckung auf den Gedanken, daß die Röthe des Bluts einem kohligen, verbrennlichen Stoffe zuzuschreiben sein dürfte, was durch Berzelius Versuche (im J. 1813) bestätigt worden ist. Nach diesem Letztern besteht das Blutwasser aus Wasser 905,00; Eiweißstoff 80,00; salzsaurem Natron und Kali 6,00; milchsaurem Natron mit

thierischer Kohle 4,00; in Wasser auflöslicher Materie aus Natron, phosphorsaurem Natron und wenig animalischer Materie 4,10; Schwefel im eigenthümlichen Zustande und Verlust 0,90 = 1000; der Blutkuchen hingegen aus Faserstoff und Eiweißstoff, färbender und albuminöser Materie 99, und basischem und phosphorsaurem Eisen und freiem Eisenoxyde, phosphorsaurem Kalke mit Talke, Spuren basischen phosphorsauren Natrons 1 = 100. Der in dem Blute jüngerer und zarter Thiere enthaltene Faserstoff ist viel größer, als der der ältern und robustern. Das B. der Säugethiere unterscheidet sich von dem des Menschen höchstens nur in quantitativer Hinsicht; da hingegen das der Vögel eine weit röthere Farbe, mehr Wärme als das der Säugethiere hat und schneller an der Luft gerinnt. Das B. der Amphibien und Fische hat eine rothe Farbe, gerinnt schwer und seine Temperatur hängt, im umgekehrten Verhältnisse, gewöhnlich von der ab, worin sie leben, so daß, wenn diese letztere warm, das B. dann einige Grade kälter ist. Nach John u. A. soll das B. solcher Würmer, welche, wie z. B. die mit blau oder anders gefärbtem Blute versehenen Mollusken, ein besonderes Blutsystem haben, ebenfalls Eisen und zum Theil auch Mangan enthalten. Nach den Versuchen von Home kann das B. seine Mischung verändern und aus der Nahrung ihm ganz fremde Substanzen aufnehmen; so ist z. B. von diesem Arzte das Blutwasser durch vorher genossenen Rhabarber gefärbt und in syphilitischen Fällen im Blute Queckſilberoxydul gefunden worden. Eben so kann auch dasselbe in seiner Quantität und Qualität verändert werden. So enthält z. B. das Blutwasser Gelbsüchtiger gelbe Gallenmaterie, die vielleicht durch die einsaugenden Gefäße dahin gebracht worden ist; hat ferner der Eiweißstoff in Entzündungskrankheiten und Faulfiebern eine weichere Beschaffenheit, als im gesunden Zustande; erzeugt sich, wahrscheinlich aus dem Faserstoffe des Bluts bei den erwähnten Krankheiten, so wie bei anderen, stets der unter dem Namen Speck- oder Entzündungshaut (crusta inflammatoria) bekannte Überzug über dem weggelassenen Blute; scheint endlich mit hypersthenischen Krankheiten Überfluß an Faserstoff im Cruor und mit asthenischen Mangel desselben verbunden zu sein. — Was die Blutbereitung anlangt, so wird aus der Nahrung der Thiere der Speisebrei (chymus) und Milch- oder Speisesaft (chylus) erzeugt und aus letzterem und dem Safte der lymphatischen Gefäße das B. bereitet, indem nämlich der Milchsaft aus dem Speisebreie in die Anfänge der Speisesaftsgefäße tritt; in diesen Gefäßen, erst an den Därmen, dann im Gekröse, durch die Drüschen derselben, weiter hinauf in den Speisebehälter (receptaculum chyli), aus diesem in seine Fortsetzung, den Brustgang (ductus thoracicus) übergeht und sich endlich durch dessen Mündung in die linke Schlüsselbeinvene (vena subclavia) ergießt, woselbst er sich in B. verwandelt, welches, nachdem es durch die große Hohlvene, die Lungenarterie und Lunvene in die linke Herzkammer geführt worden ist, von hier in die Aorta gelangt, deren feinste Verästelungen, die Capillargefäße, mit den letzten Verzweigungen der Nerven zusammenmündend oder verschmelzend, unter dem Einflusse der letzteren den Wechsel der Grundstoffe in den verschiedenen Organen der thierischen Ökonomie unterhalten. Mit Hülfe der absorbirenden Gefäße gelangt allmählig das von der Ernährung übrig gebliebene B. der Arterienverzweigungen in die feinsten Zweige der Venen, die es der Hohlvene zuführen, worauf der Blutumlauf aufs Neue beginnt. Indem auf diese Weise die Ernährung, Erneuerung der Theile und die Production der thierischen Wärme geschieht (vgl. Assimilation), ist die Unterhaltung des Lebens in dem ganzen Körper eine unmittelbare Folge des Blutumlaufes oder Kreislaufes. (Über die Bedeutung großer und kleiner Kreislauf vgl. Adern.) Der Blutlauf ist in dem Herzen aussetzend; in den Arterien indeß anhaltend, aber stoßweise und immer weniger schnell; in dem Capillargefäßsysteme ist er schwankend, oft retrograd und in jedem Körpertheile

verschieden; in den Venen ist er an ihrem Ursprunge ebenfalls verschieden, langsam, aber immer schneller. Während die Arterien nur einen Ursprung in dem Herzen haben, münden darin die Venen mehrfach ein, was für die Blutbereitung sowohl als den Blutlauf selbst von großem Nutzen ist. Die Quantität der Blutmasse, die bei Verletzung großer Blutgefäße und schnell (z. B. nach der Enthauptung) ausströmt, soll gegen 24—26 Pfund betragen. Man hat berechnet, daß auf etwa 4 Minuten ein Blutumlauf komme, wobei man als Blutmenge 28 Pfd. und 75 Pulsschläge auf die Minute angenommen hatte; doch dieß Alles läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. — Die Blutwärme ist im gesunden Zustande des Menschen von 94—97° Fahrenheit, kann aber in der Fieberhitze auf 97—108° und darüber steigen; bei fleischfressenden Thieren und Vögeln, besonders bei der Bruthenne, steigt sie von 103—108°; das B. der Fische ist um 1—7° wärmer als das Wasser, doch haben die im Meere lebenden Säugethiere ein noch viel wärmeres Blut; die eierlegenden Amphibien haben ein kaltes B. wie die Frösche, und die Raupe ist um 2° wärmer, als die sie umgebende Luft. So viel scheint gewiß, daß die thierische Wärme in dem Blute erzeugt, von hier aus allen Körpertheilen mitgetheilt, aus diesen aber in die umgebenden Körper und in die Luft gewöhnlich in dem Grade, als sie im Blute entsteht, verbreitet wird. Übrigens hat man angenommen, daß die Wärme in den Körpern meistens durch einen Zersetzungsproceß wie beim Verbrennen sich erzeuge und andern Körpern mittheile. Endlich ist noch zu bemerken, daß mit der Wärme aus dem frisch gelassenen Blute auch ein riechender wäßriger Dunst entweicht, der sich unter einer Glasglocke in Tropfen sammelt und, an einem warmen Orte aufbewahrt, einen faulen Geruch annimmt; er ist es, der dem lebenden Körper ein gewisses volles Ansehn gibt, das man den turgor vitalis nennt, das aber nach dem Tode sich verliert. — Bluttausch, s. Transfusion. 28.

Blutegel, lat. hirudo; franz. sangsue; engl. leech, ein Wasserwurm, aus der Familie der Nacktwürmer und der Ordnung der Ringelwürmer. Die Hauptart dieser Gattung ist der medicinische Blutegel (hirudo medicinalis). Dieser hat einen länglichen, zusammengedrückten, platten, sehr zusammenziehbaren, aus einer großen Menge Ringe bestehenden, in 2 abgestumpfte Spitzen ausgehenden Körper, wovon jede sich zu einer fleischigen Scheibe, die sich wie ein Schröpfkopf befestigt, indem sie durch eine starke Saugung einen leeren Raum macht, erweitern kann. Der Rücken dieses Thiers ist gewölbt, schwärzlich, gelb gestreift; der Bauch flach, gelblich, schwarz gefleckt, mit 2 Reihen Poren versehen, welche die Mündungen von kleinen innern Taschen bilden, deren Nutzen unbekannt ist. Die Mundöffnung ist dreieckig und mit 3 kleinen Kinnladen oder harten, sehr spitzigen und hinlänglich starken Zähnen versehen, womit sie sich in die Haut einbohren, und von denen jeder aus 60 kleinen Zahnspitzchen besteht. Seine Länge wechselt zwischen 2—6 Zoll. Er findet sich in ganz Europa in stehenden und reinen Wässern, wo er, gleich den Aalen, in wurmförmigen Bewegungen schwimmt. Er saugt das Blut der in den Wässern sich aufhaltenden Wirbelthiere, oder setzt sich, in Ermangelung derselben, an die Larven der Insekten und Wasserwürmer, die er ebenfalls ansaugt. Daß übrigens der B. ein Nervensystem hat, ist schon von Poupart (1697) entdeckt und bekannt gemacht, ausführlicher aber dasselbe späterhin (1795) von Joseph Mangili zu Pavia beschrieben worden. Themison von Laodicea, ein unter der Regierung des Kaisers Augustus berühmter Arzt und Schüler des Asklepiades, soll der Erste gewesen sein, der zur Blutausleerung B. anrieth und sie bei heftigem Kopfweh an die Schläfe anwenden ließ. So viel ist gewiß, daß er schon seit Plinius Zeiten ein Gegenstand der Untersuchungen der berühmtesten Naturforscher gewesen ist. Der Nutzen der B. ist sehr groß; sie sind noch vorzüglicher als das

Schröpfen, besonders deßhalb, weil sie sich bequem an alle Theile des Körpers ansetzen lassen, um eine örtliche Blutentziehung damit zu bewirken. Dem Aderlasse aber sind sie in solchen Fällen vorzuziehen, wo es darauf ankommt, eine ungefähr zu bestimmende Menge Bluts dem Capillargefäßsysteme eines innern Organs zu entziehen, das durch mehr oder weniger directe Gefäßcommunicationen mit den äußeren Theilen verbunden ist, wie z. B. das Brust- und Bauchfell ꝛc., wo man sie dann jederzeit auf den wahrnehmbaren Sitz des Übels applicirt, so daß sie sich besonders bei Entzündungen und Blutcongestionen innerer Organe sehr nützlich erweisen. Auch bedient man sich ihrer bei unterdrückten Hämorrhoiden und Menstruation, wo sie dann diese natürlichen Blutungen auf eine sehr wirksame Weise zu ersetzen, wo nicht gar wiederherzustellen vermögen. Man macht von ihnen gegenwärtig einen so frequenten Gebrauch, daß, einer Berechnung zu Folge, in den Pariser Spitälern jährlich 5—6 Millionen Stück derselben verbraucht werden. Dasselbe ist auch in England der Fall, das jedoch oft Mangel daran leidet, weßhalb ganze Schiffsladungen von Blutegeln aus dem nördlichen Frankreich dahin gehen. Bei dem Sammeln der B. (am besten bei der ersten Frühlingswärme, oder im Juni und Juli bei warmem Wetter) ist besonders darauf zu sehen, daß man wirklich den medicinischen B. und solchen aus reinem Wasser sammle. Man verwahrt sie dann im Regen- oder Röhrbrunnenwasser in einem der Luft nicht ganz unzugänglichen Randglase, und das Wasser muß im Sommer täglich, im Winter aber blos wöchentlich einmal erneuert werden. Das Ansetzen der B. geht gewöhnlich leicht von Statten, wenn sie vor kurzem erst gesammelt worden sind, lange nicht gezogen haben und ohne Nahrung geblieben sind. Die Art des Ansetzens ist unstreitig Jedermann bekannt. Wenn sie sich voll gesogen haben, fallen sie gewöhnlich von selbst wieder ab, oder man kann das Abfallen, wo man es früher für nöthig hält, durch Bestreuen der B. mit Asche oder Salz beschleunigen, wodurch sie das eingesaugte Blut wieder von sich geben, was auch dann geschieht, wenn man einen von selbst abgefallenen B. gelinde über den Körper nach dem Kopfe zu streicht. Man kann sie dann wieder brauchen, doch stets erst nach mehrern Wochen oder Monaten. Das Nachbluten der durch die B. verursachten dreieckigen Wunden sucht man, wo es nothwendig ist, durch warmes Wasser zu unterhalten; und nur selten wird man in die Lage kommen, sich anderer blutstillenden Mittel, als des gewöhnlichen Schwamms, bedienen zu müssen. Hätte Jemand durch Zufall einen B. verschluckt, so läßt man viel Kochsalz, in Wasser aufgelöst, trinken, und Baumöl nachgeben, um das Erbrechen zu erleichtern. Diese Thiere geben übrigens auch eine Art von Wetterpropheten ab. Wenn sie ruhig auf dem Boden des Gefäßes bleiben, soll dieß helles, schönes Wetter, und im Winter trockne Kälte, — wenn sie hingegen im Wasser in die Höhe steigen, Regen oder Schnee andeuten; eine schnelle Bewegung wird als Verkündigerin stürmischer Witterung angenommen. 21.

Blutfärbestoff, Blutroth, Hämatin, lat. cruor, pigmentum sanguinis; franz. u. engl. sanguine, eine erst dunkelbraune, getrocknet gagatschwarze, in ihrem Glanzbruche muschliche, schwerzerreibliche Substanz, die sich aus rothem Thierblute darstellen läßt, wenn man den davon geronnenen und in Schnittchen auf Fließpapier möglichst entblutwässerten Kuchen abtrocknet, dann mit kaltem Wasser so lange reibt, als es sich noch färbt, und hierauf die Lösung des Pigments abraucht, woraus dasselbe in der obgedachten Form niederfällt. Andere Gewinnungsarten stellen Vauquelin und Brande auf. Das Blutroth wird in der Färbekunst mit Eichenrindenaufguß zum Rothfärben und zu andern technischen Zwecken gebraucht. 47.

Blutgefäße, s. Adern.

Blutgericht, Blutbann, auch blutige Hand, lat. jurisdictio criminalis, heißt überhaupt die peinliche oder höhere Gerichtsbarkeit. 17.

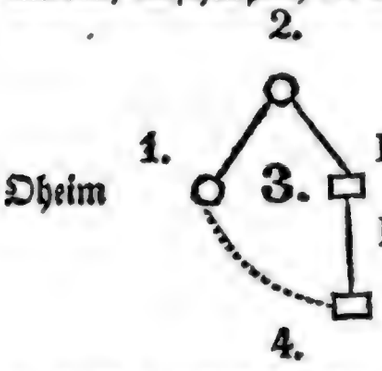
Bluthochzeit, Pariser, s. Bartholomäusnacht.

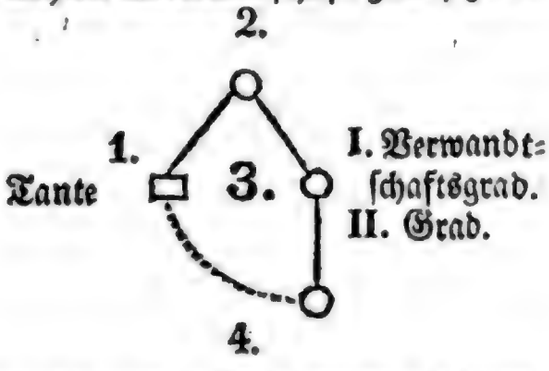
Blutkrankheit der Schafe, (auch Milzblut, Erdsturz, rothes Feuer, anthrax acutissimus genannt); eine Entzündungsform, welche diese Thiere, kurz zuvor noch gesund, nach 2—3stündigem Erkranken plötzlich wegrafft. Sie befällt fast immer die stärksten, schönsten und fettsten Stücke (Geltvieh). Das Thier bleibt plötzlich stehen, schwankt und stürzt nieder, die Respiration wird sehr erschwert, es tritt Schaum vor den offenstehenden Mund; das Thier röchelt; aus den Nasenlöchern, dem After und der Mutterscheide fließt Blut; das erkrankte Geschöpf arbeitet sich ab, stirbt bald, der Cadaver geht schnell in Fäulniß über, und die Milz findet man stets mit Blut überfüllt; daher auch der Name Milzblut. Allzu kräftige Fütterung, z. B. mit Wicken, Erbsen, Bohnen, Linsen, und diese und andere Hülsenfrüchte in zu großer Menge gereicht, sind Ursachen, die zu dieser Krankheit am meisten disponiren sollen; wenigstens hat man bemerkt, daß in zu guter Fütterung stehende Heerden, vorzüglich bei heißen Sommern, der Blutkrankheit sehr unterworfen sind. An Heilung ist bei diesem Übel gar nicht zu denken. Das Beste ist, daß man das Schaf, an dem man die ersten der oben erwähnten Symptome bemerkt, auf der Stelle schlachtet, damit sein Fleisch noch genießbar ist; und wenn man nicht zu lange gewartet hat, so ist das Fleisch eben so gesund, wie von jedem andern Schafe. Man suche, wo sich das Übel bei einer Heerde gezeigt hat, die noch gesunden Stücke so schnell als möglich von den afficirten zu trennen, treibe dieselben vielleicht aus einer niedern Gegend in eine höhere, wo sie eine karge Weide, aber gesundes Wasser finden, und füttere überhaupt mit wenig nahrhaften Substanzen, z. B. mit Häckerling, der mit Salzwasser besprengt ist. Auch läßt man schwefelsaures Eisen (grünen Eisenvitriol) in dem zum Tränken bestimmten Wasser auflösen mit Zusatz von etwas Gerstenmehl. Auch soll, nach Tessier und Daubenton, der Aderlaß an der sogenannten Eckader unter dem Auge vorgenommen als vorbauendes Mittel in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. — Die enzootische Blutseuche der Schafe, auch Sommerseuche, franz. maladie de Sologne, genannt, ist eine der Blutkrankheit nahe verwandte Krankheit, die seit undenklichen Zeiten in der Sologne, einem kleinen Lande, das gegenwärtig einen Theil der Departements du Cher, du Loiret und de Loir-et-Cher bildet, als Enzootie jedoch auch in andern Ländern, welche die nämlichen klimatischen Verhältnisse besitzen, z. B. in Nieder-Languedoc, vorkommt. Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden Krankheit durch einen langsamern Verlauf; sonst ist sie ebenfalls tödtlich. 42.

Blutrache, fr. vengeance d'un meurtre, bei rohen Völkern, die als Recht geltende Gewohnheit, den Mord eines Anverwandten oder Mitgliedes eines Stammes an dem Mörder oder den Mitgliedern des andern Stammes blutig zu rächen. Der nächste Anverwandte ist sogar mitunter dazu verpflichtet. Bei den alten Deutschen konnte man sich beim unvorsetzlichen Todtschlage gegen Erlegung eines Wehrgeldes von der Verfolgung loskaufen. Unter den kriegerischen Völkern des Orients, und in den Abendländern, auf den Inseln Sardinien und Corsica, ist die Blutrache noch gewöhnlich, ob sie gleich in christlichen Ländern verboten ist. Die Blutrache führt zu den übertriebensten Wiedervergeltungen und Rechtsverletzungen, und vereinzelt die Familien und Stämme. Sie ist daher dem Zusammenleben der Bürger, also im eigentlichsten Sinne der Civilisation gefährlich. Darum gaben längst schon alle civilisirte Monarchen die Cabinets-Justiz auf, damit nicht ihre Persönlichkeit und ihr Interesse sie leidenschaftlich hinreißen könne. 3.

Blutregen, fr. pluie de sang; engl. blood-rain, eine bis jetzt noch nicht vollkommen erklärbare Erscheinung. Chroniken und andere geschichtliche Bücher erzählen nämlich vom Blutregen oder von rothem Wasser, das wie Regen herabfiel. Man hielt früher das Phänomen für ein Unglück drohendes, und allerdings mag es nach der Beschreibung Sementini's, der eine ähnliche Erscheinung am 14. März 1813 bei Gerace im südlichen Calabrien beobachtete, geeignet sein, Furcht und Erschrecken bei dem unwissenderen Volke zu erwecken. Nach ihm zog zur gedachten Zeit eine dichte Wolke vom Meere her, verbreitete bei dem Näherkommen eine große Dunkelheit, war anfangs blutroth, dann feuerroth und endlich sah der ganze Himmel wie glühendes Eisen aus. Darauf fiel ein starker Regen herab, den man Blutregen oder auch Feuerregen nannte. Zwar ergab sich aus der chemischen Untersuchung des staubartigen Körpers, daß er aus Kieselerde, Thonerde, Kalk, Eisen, Kohlensäure und verbrennlichen Stoffen bestand, aber über den Ursprung dieser seltsamen Erscheinung und über das feurige Ansehn des Himmels ließ sich daraus noch nichts schließen. Am 2. Nov. 1819 fiel ebenfalls ein solcher rother Regen in Flandern, in dessen rother Substanz man salzsauren Kobalt fand. Die Meinungen über den Ursprung dieser Blutregen sind getheilt. Einige behaupten, jene Materien seien irgendwo durch Wirbelwinde in die Luft gehoben und mit der Wolke fortgeführt worden, Andere, daß die Entstehung des Blutregens in fortgeführtem und mit dem Regen vermischtem Blüthenstaube zu suchen sei. Chladni, der eine große Anzahl solcher Nachrichten gesammelt und mit Nachrichten von andern ähnlichen Erscheinungen verglichen hat, setzt die Blutregen, Staubregen, Aschenregen, Rußregen in Verbindung mit den Meteorsteinen, und erwähnt, daß im Weltraume eben so gut feine zertheilte Materien als Staubwolken schweben können, wie feste Massen, und daß diese bei Annäherung der Erde auf diese herabfallen. Wenn rother Schnee auf der Erde liegt, so ist wohl nicht anzunehmen, daß er roth herabgefallen, sondern daß er vielmehr durch rothen über ihn hingewehten Staub gefärbt worden sei. 47.

Blutschande, lat. incestus; fr. inceste; engl. incest, der Beischlaf unter den nächsten Blutsverwandten. — Nach den Gewohnheiten civilisirter Völker ist solcher a) in auf- oder absteigender Linie durchaus bis in die entferntesten Grade, b) in der Seitenlinie bei Geschwistern unter sich, ingleichen bei deren Kindern mit dem Oheim und der Base als schändend, verboten. Ist der Beischlaf unter diesen Personen mit Strafe bedrohet, so ist es dann die Ehe unter ihnen nicht weniger. Doch ist nicht jede verbotene Ehe deßhalb auch eine blutschändende, sondern kann in entfernteren Graden der Verwandtschaft durch Dispensation erlangt werden. In Deutschland sind in der Seitenlinie die Ehen verboten 1) nach dem gemeinen Rechte zwischen dem Oheim (oder der Tante) und deren Geschwisterkindern, einschließlich der dazwischen liegenden nähern Verwandtschaftsgrade, z. B.





2) Das sächsische Recht geht auf jeder Seite noch um 1 Grad weiter als jenes, und 3) das kanonische Recht noch um 1 Grad weiter als das sächsische Recht, und bestimmt dadurch die Fälle, in welchen, wegen Nähe des Verwandtschaftsgrades, Dispensation zu suchen ist. 3.

Blutsfreundschaft, oder Blutsverwandtschaft, lat. consanguinitas; fr. consanguinité; engl. consanguinity, die Verwandtschaft durch gemeinschaftliche Stammeltern. 3.

Bluttaufe, lat. baptisma sanguinale; fr. baptême de sang, nannte zuerst Tertullianus (s. d. Art.) gegen das Ende des II. Jahrh. den Märtyrertod, und bezog sich dabei hauptsächlich auf Luc. XII, 50. Er behauptete von derselben, daß sie die Wassertaufe vollkommen ersetze, wenn Jemand diese nicht erhalten habe. Aber viel weiter ging man in den nächstfolgenden Zeiten, indem man die Bluttaufe der Wassertaufe vorziehen zu müssen glaubte, da der Mensch nach letzterer sündigen könne, nach ersterer aber nicht. 60.

Blutung, Blutfluß, Blutsturz; lat. haemorrhagia; fr. hémorrhagie; engl. haemorhage, flux of blood, bedeutet überhaupt eine jede Ergießung des Blutes entweder außerhalb des Körpers, oder in eine Höhle desselben, z. B. aus dem Uterus, den Zahnhöhlen, den Lungen, dem Magen, den Wunden ꝛc. Die Ursache hiervon kann eine widernatürliche Eröffnung durch Beizung, Zerreißung oder Spaltung der Blutgefäße sein. Jeder widernatürliche und starke Blutfluß führt Ermattung, Kälte und starkes Erblassen herbei, und wenn er einen sehr hohen Grad erreicht, so entstehen Ohnmachten, Convulsionen, und es erfolgt selbst der Tod. Wenn sich das Blut in innere Theile und Höhlen ergießt, so zeigen sich noch verschiedene andre Erscheinungen in Bezug auf Farbe, Umfang und Verrichtung dieser Theile. Im Zellgewebe und unter der Oberhaut verursacht es eine mehr oder weniger bläulich oder röthlich durchscheinende Geschwulst, Flecken, Petechien und Sugillationen; in der Hirnhöhle die Zufälle des Drucks auf das Gehirn; in der Brusthöhle Störungen des Athemholens und des Kreislaufs ꝛc. Das Blut dringt aus den Gefäßen durch Trennung des Zusammenhangs derselben (per diaeresin); oder durch Erweiterung ihrer Mündungen (per anastomosin); oder durch Erweiterung der Zwischenräume in den Häuten dieser Gefäße (per diapedesin); oder endlich durch eine verhältnißmäßig zu große Flüssigkeit des Blutes. Wichtig ist die Eintheilung in active und passive Blutflüsse. Erstere entstehen von einer vermehrten Gewalt und Bewegung des Blutes, der eine örtlich oder allgemein verstärkte Thätigkeit und Kraft der Gefäße, so wie des Blutes selbst zum Grunde liegt, so daß die Kraft der Bewegung den Widerstand der kleinen Gefäße überwiegt. Diese Blutflüsse zeigen sich besonders bei jungen kräftigen Individuen, die einen guten Tisch führen und müßig leben, so wie sie überhaupt unter dem Einflusse solcher Ursachen entstehen können, die starken Andrang des Blutes und wahre Vollblütigkeit hervorzubringen geeignet sind. Sie kündigen sich bei manchen Individuen durch Frostschauer, durch häufigen, vollen oder concentrirten Puls an. Diese Art Hämorrhagie findet gewissermaßen ihr Heilmittel in sich selbst, denn sie hört durch das bloße Ausfließen einer gewissen Quantität Blutes auf. Wenn sie jedoch über gewisse Grenzen fortdauert, so veranlaßt sie die bei allen übermäßigen Blutungen beobachteten Zufälle. Die passiven sind aber solche, denen eine regelwidrige, allgemeine und örtliche Schwäche, Lähmung und Zerstörung der Gefäße, eine verminderte innere Thätigkeit des Blutes oder eine zu dünne, aufgelöste Beschaffenheit desselben zum Grunde liegt. Diese stellen sich unter entgegengesetzten Umständen, nämlich bei von Natur schwachen oder durch Strapazen, Nachtwachen, Ausleerungen und traurige Gemüthsbewegungen geschwächten Individuen ein. Sie kündigen sich durch keine Vorboten an, und können nicht, wie die activen Hämorrhagien, in sich selbst ihr Heilmittel finden, ja, leisten oft sogar den dagegen angewandten Arzneien um so größern Widerstand, je längere Zeit sie gedauert haben und je mehr Blut bereits ausgeflossen ist. Die Dauer der Blutflüsse ist verschieden, und ein mäßiger Blutfluß kann, wenn er mit Zwischenräumen er-

folgt, Wochen und Monate lang anhalten, ohne gefährlich zu werden, sobald nur der Körper den gehörigen Wiederersatz durch Nahrungsmittel erhält. Ist er sehr bedeutend und beträchtlich, so kann er Schwäche, Verdauungsfehler, Kachexien, Wassersuchten, Nervenkrankheiten, Abzehrung ꝛc. nach sich ziehen. Wird durch ihn die Lebenskraft und Lebensthätigkeit langsam erschöpft, oder wohl gar plötzlich unterdrückt, so wird er tödtlich. Blutflüsse, welche als Krisen anderer wichtiger Krankheiten auftreten und mit Erleichterung verbunden sind, können im Allgemeinen als heilsam angesehen werden. Überhaupt kann man annehmen, daß in dem Kindesalter der Körper mehr zum Nasenbluten, im Jünglings- und männlichen Alter mehr zum Blutspeien, im höheren Alter mehr zum Hämorrhoidalflusse, Blutharnen, und bei dem weiblichen Geschlechte zum Mutterblutsturze disponirt sei; eine Disposition, die bisweilen erblich, und ganzen Familien, vorzüglich dem männlichen Geschlechte, eigen ist. In Bezug auf die Heilung bedeutender Blutflüsse muß zunächst Körper und Seele in gehöriger Ruhe erhalten und für eine kühle, reine, doch dabei temperirte Atmosphäre gesorgt; ferner jeder äußere, den Blutumlauf hemmende Druck des Körpers entfernt, so wie dieser letztere in eine angemessene Lage gebracht werden, um entweder dem ausgetretenen Blute seinen gehörigen Ausfluß zu verschaffen oder den Andrang desselben nach dem leidenden Orte zu vermindern; endlich muß man unter diesen Umständen auch den Leib durch meistentheils laue oder kalte Klystire offen zu erhalten suchen. Bei activen Blutflüssen wendet man auch Aderlässe an, und gibt innerlich, je nach der Heilanzeige, Salpeter, cremor tartari, die vegetabilischen Säuren ꝛc.; dahingegen bei passiven die sogenannten zusammenziehenden Mittel, z. B. Mineralsäuren, Eichen- und Weidenrinde ꝛc., namentlich bei äußeren Blutflüssen, oft sehr gute Dienste leisten. Des rothen Fingerhutes bedient sich der Arzt zur Verminderung der Erregbarkeit des Herzens und der Arterien und um den Kreislauf langsamer zu machen. (Vergl. Krause Abhandl. von den Blutflüssen und ihrer Behandl. A. d. Lat. Leipz. 1783.) 7.

Blutzehend, fr. dîme de bétail; engl. tithe paid of cattle, der Zehnte, welcher vom lebendigen Vieh, Milch, Wolle und dergl. gegeben wird. 24.

Boa (serpens boa), deutsch Riesenschlange, ist der allgemeine Geschlechtsname für die großen Schlangenarten, welche unter dem Bauche und Schwanze blos Schilde ohne Schuppen, und keine Klapper haben. Alle dazu gehörigen sind ohne Gift. Die bekanntesten sind folgende: 1) boa constrictor, Abgotts- oder Königsschlange (s. d. Art.). 2) Boa concortrix, deutsch der Kneifer genannt, weil sie ihren Raub fest umwickelt, hat 40 Schwanz- und 150 Bauchschilde und wird in Karolina häufig angetroffen. Größere Thiere, z. B. Büffel und dergl. kann sie nicht bezwingen. 3) Boa canina, der Hundskopf, mit 203 Bauch- und 77 Schwanzschilden, lebt in Amerika und Ostindien. Den deutschen Namen hat sie von Kopf und Zähnen erhalten, die beide denen des Hundes sehr ähnlich sind. — Linné nennt außer den angeführten noch folgende in Amerika: die boa enydris, Wasserschlange; boa hortulana, Feuerschlange; boa ophrius, Bergschlange; boa murina, Mäusefänger; boa sogtale, Stockschlange; boa cenchris, Frieselschlange; in Asien: die boa hypnale, Hornschnabel. 8.

Bobbinet, Spitzengrund, engl. bobbin-net, ist ein leichtes durchsichtiges Gewebe, dessen Fäden durch ihre Verschlingung sehr regelmäßige sechseckige Oeffnungen oder Maschen bilden. Das Material dazu ist zweifädiger Baumwollen- oder Leinenzwirn von großer Feinheit. Im Handel kommt der B. in Stücken von 10, 20 und mehreren Ellen Länge und sehr verschiedener Breite vor. Unmittelbar nach der Verfertigung wird das Gewebe von einer Weingeist- oder Wasserstoffgasflamme gesengt, wodurch die Fäden ihre Rauhigkeit verlieren, sodann gebleicht, mit kochender Stärke appretirt und aufgespannt getrocknet.

Erſt vor einigen Jahren hat man in England eine Maſchine erfunden, der man den Namen Bobbinet beigelegt hat. Dieſe kann bei Verfertigung dieſes Gewebes mit dem größten Vortheile angewendet werden. Iſt das Gewebe ¾ bis 3 Yard breit, ſo erhält es denſelben Namen zum Unterſchiede von den ſchmalen Streifen, welche Bobbing quilting heißen. Zu Hartau bei Chemnitz im ſächſ. Erzgebirge hat man jetzt ebenfalls Bobbinetmaſchinen. Die dortige Manufactur liefert B. bis 5 Ellen breit, welcher den engliſchen noch übertrifft. 26.

Boccaccio (ſpr. Boccadſcho), Giovanni von Certaldo, der uneheliche Sohn eines florentiniſchen Kaufmanns und einer Pariſerin, ward wahrſcheinlich zu Paris (nach Andern zu Certaldo, einem florentiniſchen Flecken) im J. 1313 geboren. Er kam als Kind nach Florenz und erhielt ſeine erſte Erziehung von dem berühmten Grammatiker Giovanni da Strada. Die Vorliebe des Knaben für die Poeſie und die Wiſſenſchaften nicht beachtend, beſtimmte ihn ſein Vater zum Kaufmannsſtande und erlaubte ihm erſt nach vielen unnütz vergeudeten Lehrjahren zu Paris und in verſchiedenen Städten Italiens ſeiner angeborenen Neigung zu folgen, jedoch mit der Bedingung, das Studium des kanoniſchen Rechts, welches damals die ſicherſte Ausſicht auf eine einträgliche Stelle gewährte, damit zu verbinden. Aber der junge feurige Mann konnte der Jurisprudenz eben ſo wenig Geſchmack abgewinnen, als der Kaufmannſchaft; nach ſechsjährigem erfolgloſen Bemühen entſagte er allen Brodſtudien und widmete ſich ganz der Dichtkunſt und Philologie. Während ſeines Aufenthalts zu Neapel, wo die claſſiſchen Umgebungen und der Umgang mit angeſehenen gelehrten Männern wohlthätig auf ſeinen Geiſt einwirkten, ſah er Maria, eine natürliche Tochter des Königs Robert, verliebte ſich in ſie und fand, wie man erzählt, Gegenliebe. Er ſoll ſie in ſeinen Dichtungen unter dem Namen Fiametta gefeiert haben. Nach dem Tode ſeines Vaters lebte B. ganz den Wiſſenſchaften und opferte ihnen ſogar ſein Vermögen. Die lateiniſche Sprache hatte er ſchon früher betrieben, jetzt erlernte er die griechiſche mit dem größten Eifer unter Anleitung des gelehrten Griechen Leontios Pilatos. Er ließ ſogar auf ſeine Koſten die erſten Abſchriften von Homer's Ilias und Odyſſee aus Griechenland kommen und trug nicht wenig dazu bei, daß zu Florenz ein Lehrſtuhl für die griechiſche Sprache errichtet wurde. Durch dieſe Bemühungen ward er bald Petrarca bekannt und ſchloß mit ihm die innigſte Freundſchaft. Er verließ von nun an ſein Studirzimmer nur um ſeinem Vaterlande zu dienen. Im J. 1351 ward er an Ludwig, Markgrafen von Brandenburg, geſchickt, um von ihm Hülfe gegen Mailand zu erflehen; auch ging er zweimal (1353 und 1365) an den päpſtlichen Hof nach Avignon. Als Florenz im J. 1373 eine Lehrerſtelle zur Erklärung der göttlichen Komödie des früher mißhandelten Dante gründete, wurde ſie B. übertragen; aber ſeine durch anhaltendes Studiren, vielleicht auch durch frühere Ausſchweifungen geſchwächte Geſundheit hielt dieſe Anſtrengung nicht lange aus, er ſtarb den 21. Dec. 1375 zu Certaldo, in einem Alter von 63 Jahren, ein Jahr nach ſeinem Freunde Petrarca. — B.'s Werke ordnet man am beſten in drei Claſſen. 1) Lateiniſche Werke, meiſt hiſtoriſchen, geographiſchen und mythologiſchen Inhalts. Dieſe, obſchon jetzt wenig oder gar nicht mehr geleſen, verſchafften ihrem Verfaſſer zu ſeiner Zeit den meiſten Ruhm. Hierher gehören: „De casibus virorum et feminarum illustrium lib. IX," „De claris mulieribus," „De montibus, sylvis, fontibus, lacubus, fluminibus, stagnis seu paludibus, de nominibus maris liber," „De genealogia deorum lib. XV" und „Eclogae XVI" letztere ohne Werth. 2) Italieniſche Werke in Verſen. B.'s Sonette und Canzonen („Rime," Livorno, 1802. 8) ſind unbedeutend. Mehr Talent verräth er für das epiſche Gedicht, worin er ſich zuerſt der ottave rime bediente. Wir kennen folgende: „La Theseide," das älteſte italieniſche Epos, worin

alte und neue Sitten bunt durch einander laufen. Eben so seltsam, aber voll warmen Gefühls ist „Il Filostrato“ (Par. 1789. 8). Die griechischen Helden geberden sich völlig wie die Ritter des Mittelalters. „Il Nimfale Fiesolano“ (Lond. u. Par. 1778. 12.) und „L'Aminto“ (Parma, 1802. 8) sind eine Art Schäfergedichte, jedoch verunglückt. Das Gedicht „L'amorosa visione,“ in Terzinen, ist wahrscheinlich untergeschoben. 3) Italienische Werke in Prosa. B. war zum erzählenden Dichter geboren; so schwerfällig seine Verse sind, so fließend ist seine Sprache, wenn sie sich frei bewegt. Freilich finden wir in seinen größeren Romanen den prunkenden schwülstigen Styl der Ritterromane des Mittelalters, mit denen er sehr vertraut war, aber desto einfacher und lieblicher sind seine Novellen. „Il Filocopo,“ ein abenteuerliches Rittermährchen, mag sein erster Versuch dieser Art sein. Weit natürlicher und jetzt noch genießbar ist „L'amorosa Fiametta,“ Parma, 1808. 8 (deutsch von S. Brentano, Berl. 1806. 8), dagegen ist „Il Corbaccio ossia labirinto d'amore“ (Parma, 1800. 8), eine gemeine Satyre gegen die Weiber, des Dichters völlig unwürdig. B.'s unsterblicher Ruhm gründet sich auf seine hundert Novellen, welche unter dem Namen „Il Decamerone“ bekannt sind. (Beste Ausg. v. Biagoli besorgt, Par. 1823. 6 Voll. 8. Deutsch v. Soltau, Berl. 1803. 3 Bde. 8 und öfter). Schöpfte er gleich oft den Stoff aus den französischen Fabliaux, so bleibt ihm doch immer das Verdienst der ästhetischen Behandlung. Geist, Witz und fröhliche Laune, bald mit ernster Moral, bald mit beißender Satyre gewürzt, sind die Hauptvorzüge dieses Meisterwerks. An leichtfertigen und schlüpfrigen Schwänken fehlt es jedoch auch nicht. Der Inhalt des Decamerone ist zu einer wahren Fundgrube der Dichter aller Nationen, die Sprache zum Vorbilde der italienischen Prosaisten geworden. Unter den prosaischen Schriften sind noch zu erwähnen: „Origine, vita e costumi di Dante Alighieri“ (Parma, 1802. 8) und „Commento sopra la commedia di Dante“ (über die ersten Gesänge, Nap. 1724), beide durch seine Stelle zu Florenz als Erklärer des Dante veranlaßt. Die Sammlung seiner Werke (Firenze, 1723—24. 6 Voll. 8) ist nicht vollständig. 67.

Boccage (spr. Boccāsch), Marie Anne le Page du, geb. d. 22. Oct. 1710 zu Rouen, erhielt ihre Erziehung zu Paris, wo sie schon im 16. Jahre, doch ohne ihren Namen zu nennen, in mehrere Journale gelungene Gedichte einsandte. Öffentlich trat sie zuerst 1746 mit der poetischen Bearbeitung einer Preisaufgabe über den Preis selbst hervor, und gewann ihn. Größere Arbeiten machten sie noch mehr bekannt, und als sie von 1750 an mit ihrem Manne du Boccage (Steuereinnehmer zu Dieppe) Reisen nach England und Italien unternahm, wurde sie überall mit der größten Achtung aufgenommen. Ihre Gesellschaften, die sie zu Paris unterhielt, wurden von den geistreichsten und gelehrtesten Männern besucht und galten für die glänzendsten der Hauptstadt. Sie war Mitglied mehrerer Akademien, und führte mit vielen auswärtigen Gelehrten Correspondenzen. Ihr Tod erfolgte 1802 den 1. Octbr. — Unter ihren hinterlassenen Schriften verdienen besonders die Colombiade, ein episches Gedicht in 10 Gesängen; „le paradis terrestre;“ „les Amazones,“ eine Tragödie, und ihre Reisebeschreibung, rühmliche Erwähnung. Von 1762 an sind auch mehrere Gesammtausgaben ihrer Werke zu Paris erschienen. 22.

Boccherini (spr. Bokkerini) (Luigi), ein geschätzter Musiker d. XVIII. Jahrh., geb. 1740 zu Lucca, erhielt seine musikalische Bildung durch seinen Vater und den Abbé Vanuccini. Während eines Aufenthaltes zu Rom, wo er sich noch mehr vervollkommnete, erregte er durch seine Leistungen als Componist und Virtuos auf dem Violoncello großes Aufsehen, nicht minder in seiner Vaterstadt, wo er im Vereine mit seinem Freunde Filippo Manfredi einige seiner Werke zur Aufführung

brachte. Später ging er nach Madrid, wo er Mitglied der königl. Akademie wurde, und von nun an seinen beständigen Aufenthalt nahm. Er starb daselbst im J. 1806. — Die Werke dieses Meisters, größtentheils Instrumentalcompositionen, haben großen Werth und bestehen meist aus Sonaten, Symphonien, Quintetts und Quartetts, u. dergl. Mit Recht wird B. für einen der Hauptbeförderer einer guten Instrumentalmusik gehalten, und man hat ihn in gewisser Hinsicht Haydn, mit welchem er auch in Briefwechsel stand, an die Seite gestellt. Es sind 58 seiner Werke gestochen worden, doch sind noch viele im Manuscripte vorhanden. — Anmuth und zierliche melodische Wendungen sind das charakteristische Merkmal aller Erzeugnisse B.'s, so wie auch überall strenge, kunstgemäße Form vorherrschend ist. — 22.

Bochart (spr. Boschar), Samuel, geb. zu Rouen 1599, studirte zu Sedan und Saumur, dann zu London und endlich zu Leyden, wo er unter Erpenius sich der semitischen Sprachen befleißigte. Hierauf ward er reformirter Prediger zu Caen und erhielt einen ehrenvollen Ruf von der Königin Christine nach Schweden, dem er 1652 zugleich mit Huetius folgte, kehrte aber bald wieder zurück und starb 1667 zu Caen. Als einer der gründlichsten Gelehrten seiner Zeit hat er sich theils um die älteste Geschichte der Menschheit durch seine Geographia sacra etc. 3. Ausg. Leyden 1692. Fol., theils um die jüdischen Alterthümer durch sein Hierozoicon, neuste Ausgabe von E. F. C. Rosenmüller, Leipzig 1793 — 96. 3 Bde. 4., ein großes Verdienst erworben, indem er dazu Alles gesammelt hat, was ihm zugänglich war, nur daß er oft zu sehr etymologisirt. Die beste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist die 4. von Reland besorgte, Leyden 1712. 3 Bde. Fol. 16.

Bocklet, ein Dorf im Untermainkreise des Königreichs Baiern, 14 Stunden von Würzburg an der Saale, bekannt durch seine Mineralquellen, welche in Hautkrankheiten, Lähmungen, Entkräftung, Bleichsucht ꝛc. sehr gute Dienste leisten. Die Quellen, 5 an der Zahl, unter ihnen eine Schwefelquelle, entspringen nahe neben einander, und aus einer genauen chemischen Analyse, verglichen mit frühern Prüfungen geht hervor, daß sie seit ihrer neuen Fassung im J. 1813 an innerm Gehalte bedeutend gewonnen haben. Schöne Badehäuser und verschiedene Anlagen sichern den Kurgästen einen angenehmen Aufenthalt. 15.

Bocksbeutelei, das Halten und Dringen auf das Herkömmliche, soll aus dem niederdeutschen Worte Bōksbūdel (Buchbeutel) entstanden sein. Die hamburgischen Rathsherren sollen nämlich, um das Ceremoniell genau zu beobachten, alle herkömmlichen Gebräuche in einem Buche sich aufgezeichnet und dasselbe in einem Beutel mit sich geführt haben, um im Nothfalle nachsehen zu können. Nachher trug man den Namen auf Pedanterie überhaupt über und gebrauchte ihn spottweise von pedantischen Gelehrten und steifen ceremoniellen Menschen. 30.

Bode (Johann Elert), berühmter Astronom, geb. den 19. Jan. 1747 zu Hamburg, gest. den 23. Nov. 1826. Sein Talent zu den mathematischen Wissenschaften bildete zuerst der Vater, nachher der rühmlichst bekannte J. G. Büsch aus. Nachdem er sich bei Gelegenheit einer Sonnenfinsterniß (am 5. Aug. 1766) durch eine kleine astronomische Schrift die lebhafteste Theilnahme und großen Beifall erworben hatte, gab er 1768 seine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels heraus. Dieß ist ein populaires, durch Deutlichkeit und Klarheit beliebt gewordenes Lehrbuch der Astronomie, das 9 Auflagen erlebt hat, und in jeder derselben den Fortschritten der Astronomie gefolgt ist. Im J. 1772 von der berliner Akademie zu ihrem Astronomen ernannt, trat er erst 10 Jahre darauf als wirkliches Mitglied ein. Unermüdet war er, wenn es die Wissenschaft galt, gab sehr viele im In- und Auslande verbreitete Schriften heraus, unter-

denen seine seit 1774 begonnenen astronomischen Lehrbücher und sein großer Himmelsatlas in 20 Blättern oben an stehen. Im letztern verzeichnete er allein 17240 Sterne, von denen 12000 in frühern Charten noch nicht enthalten waren. Nachdem sein Jubiläum gefeiert worden war, wurde er 1825 seinem Wunsche gemäß seines Amtes bei der berliner Akademie und der Sternwarte enthoben, das von da an der Professor Encke, bisher Astronom zu Gotha, erhielt. 51.

Boden, lat. fundus; franz. terroir; engl. ground, (in landwirthschaftlicher Hinsicht) ist derjenige Theil der obern Erdschicht, welcher zum Anbau der Gewächse dient. Diesem nach kann er aber entweder Acker-, oder Wiesen- oder Holzboden sein. Da die Pflanzencultur den wichtigsten Theil der Landwirthschaft ausmacht, so ist auch die Kenntniß des Bodens in allen seinen Beziehungen, in seinen chemischen Bestandtheilen und in seiner physischen Beschaffenheit unumgänglich nothwendig zur Gewinnung des höchstmöglichsten Ertrages. Diese Kenntniß lehrt die Agronomie (s. d. Art.). Den vorzüglichsten Einfluß auf die Ertragsfähigkeit des Bodens haben aber 1) die Tiefe der Ackerkrume oder aufgelockerten Erdschicht, die Thaer bis zu 12 Zoll annimmt. 2) Der Untergrund, der um so nützlicher ist, je geringere Tiefe er hat, und in durchlassenden und undurchlassenden, in erdigen und steinigen eingetheilt wird. Ein durchlassender Untergrund wird den Werth eines thonigen Bodens bedeutend erhöhen, dagegen den eines Sandbodens verringern, welchem letztern ein undurchlassender Untergrund dienlich ist. Der erdige, vorzüglich der Mergeluntergrund, ist stets besser als ein steiniger. 3) Die wasserhaltende Kraft des Untergrundes, von der die Feuchtigkeit des Bodens abhängt. Sandboden gewinnt selbst durch das Übermaß der Feuchtigkeit, Thonboden dagegen verliert. 4) Die Wärme und Kälte, oder die Temperatur des Bodens, welche von seiner chemischen und physischen Beschaffenheit, oder auch von seinem durch die äußere Lage hervorgebrachten Feuchtigkeitszustande abhängt. Ein warmer, jedoch nicht zu hitziger Boden ist fruchtbarer als ein kalter. Der wärmste Boden ist ein kalkhaltiger. 5) Die Lage, nach welcher er entweder eben oder uneben, Berg- oder Aueboden ist. Bei Thonboden ist eine gelind abhängige Fläche, die das Abfließen des Wassers verstattet, eben so vortheilhaft, als beim Sandboden eine ebene Lage. Ein kalter (thoniger) Boden gewinnt, wenn er sich nach Süden abdacht. Die richtige Werthschätzung des Bodens, die am besten nach gewissen Hauptclassen, wie sie Thaer, Crome, Burger angegeben haben, geschieht, ist wichtig wegen der Gleichmäßigkeit der Grundsteuer, wegen der hypothekarischen Sicherheit, wegen der agrarischen Gesetzgebung, wegen Gemeinheitstheilungen und Dienstablösungen, und zerfällt jetzt in zwei Geschäfte, in die Bonitirung, welche die Art des Bodens und die Classe, in die er gehört, bestimmt, und in die Taxation, die dessen Werth festsetzt. 43.

Bodensee (lat. lacus bodamicus und lacus rheni oder brigantinus) (1246 Fuß über dem Meere), auch constanzer See und bisweilen schwäbisches Meer genannt, bildet die Grenze zwischen Deutschland und der Schweitz und gehört theils zu letzterer, theils zu Baden, Würtemberg, Baiern und Östreich. Er erstreckt sich von Bregenz (Tyrol) 16 Stunden lang bis zum Schlosse Bodmann (in Baden), von dem er wahrscheinlich den Namen erhalten hat. Die größte Breite beträgt 5 Meilen und die größte Tiefe gegen 500 Ellen. Er wird vom Rheine gebildet, welcher an seinem südöstl. Theile im Canton St. Gallen in ihn hineintritt und erhält außerdem noch Zufluß von andern Flüssen, z. B. der Bregenz, Schussen, Argen und vielen kleinern Bächen, die fast alle den Namen Ach führen. Sein einziger Abfluß ist der Rhein bei Stein in der Schweitz. Von Bregenz bis Constanz führt er den Namen Ober- oder Bregenzersee, von da bis Radolfzell heißt er Zeller- oder Untersee, und der nordwestliche Busen, von dem vorigen durch eine Halbinsel geschieden, wird Bodmer- oder Überlingersee

genannt. Von den 3 Inseln, welche im B. liegen, gehören Reichenau und Meinau zu Baden, Lindau, mit einer befestigten Stadt und wichtig wegen des Handels zwischen Deutschland, Italien und der Schweitz, zu Baiern. Die Ufer des Sees sind romantisch, mit Städten und Dörfern bedeckt und gehören zu den angenehmsten Partien der Schweitz; am großartigsten ist der Anblick derselben von deutscher Seite, wo man von unzähligen Standpunkten aus eine höchst reizende Aussicht genießt. Sie sind reich an Obst und Getreide, besonders aber Wein, welcher unter dem Namen Seewein bekannt ist. Die Fischerei ist wichtig und macht einen Ausfuhrartikel aus. (Weißgangfische und Blaufelchen.) Die Schiffahrt ist wegen des starken Getreide- und Weinhandels sehr bedeutend, aber durch häufige Windstöße und Stürme nicht ohne Gefahr. Seit 1824 gehen auch mehrere Dampfbote von Lindau nach Rorschanz und Constanz. 15.

Bodenzins, lat. solarium, agrarium; franz. consive; engl. cost-rent. 1) Grundzins, welcher von Gebäuden, Buden ꝛc. für die Benutzung der Oberfläche vom Grunde und Boden gegeben wird. 2) Das Standgeld, welches diejenigen, welche öffentlich feil halten, für den ihnen dazu angewiesenen Platz zu entrichten haben. 17.

Bodley (Thomas), geb. 1544 zu Exeter in England, entfloh kaum 12 J. alt mit seinen Eltern vor den Verfolgungen der kathol. Königin Maria nach Deutschland und studirte hierauf in Genf, kehrte dann unter der Regierung Elisabeth's nach England zurück und studirte in Oxford. Von 1576 — 80 durchreiste er Europa, ward dann von der Königin Elisabeth zu mehrern Gesandtschaften benutzt und lebte seit 1597 wieder in Oxford. Hier sammelte er die berühmte Bibliothek, zu welcher Humphrey, Herzog von Gloceſter, im XV. Jahrh. den Grund gelegt hatte, dadurch, daß er Gelehrte meist auf eigene Kosten reisen ließ, und vermehrte sie auf 24000 Werke, entwarf Gesetze für dieselbe und setzte in seinem Testamente einen Fond zur Besoldung der Beamteten dabei aus. Er soll über 200000 Pfd. Sterl. darauf verwendet haben. Die Bibliothek erhielt seinen Namen, es ward ihm in dem Collegium von Merton, wo er begraben liegt, ein Denkmal gesetzt und die Universität begeht jetzt noch seinen Todestag (den 28 Jan. 1612) mit einer feierlichen Rede. Jetzt ist die Bibliothek eine der reichsten in Europa. 16.

Bodmer (Johann Jacob), wurde den 19. Juli 1698 zu Greiffensee, einem Dorfe bei Zürich, wo sein Vater Prediger war, geboren. Sein anhaltender Fleiß auf dem Gymnasium zu Zürich machte ihn bald sowohl mit der griechischen und lateinischen, als auch mit mehrern neuern Sprachen, der italienischen, englischen und französischen, vertraut; aber der Theologie, wozu ihn sein Vater bestimmt hatte, konnte er eben so wenig Geschmack abgewinnen, als der Kaufmannschaft, welche er später erlernen sollte; Geschichte und Literatur blieben seine einzige und liebste Beschäftigung, bis er 1725 zum Professor der helvetischen Geschichte in Zürich ernannt wurde. Nach dem Verluste seiner Gattin und seiner Kinder legte er diese Stelle 1775 nieder und zog sich, nur seinen Studien lebend, auf sein Landgut bei Zürich zurück, wo er am 2. Jan. 1783 starb. — Schaut man jetzt auf die große Celebrität, welche B. im vorigen Jahrhunderte erlangt hat, zurück, so muß man billig fragen, hat er dieselbe seinen kritischen Bemühungen oder seinem poetischen Genie zu verdanken? Als Kritiker trat er zuerst in Verbindung mit Breitinger und einigen andern Schweitzern in den „Discoursen der Maler" (1721 — 23) gegen Gottsched und dessen Schule auf. So flach und fade die Ansichten seiner Gegner waren, so konnte doch B.'s Nüchternheit nichts Besseres an ihre Stelle setzen. Es ist eine verjährte Gewohnheit, die Schweitzer als die Schöpfer der ästhetischen Kritik der Deutschen zu preisen; späht man aber nach dem Resultate des dreißigjährigen, von Seiten B.'s oft

mit Erbitterung und Rohheit geführten Kampfes, so läßt sich diese Behauptung nicht leicht begreifen. Die Hauptanstrengung B.'s ging dahin, den Reim zu verwerfen und den Witz, welchen er ungenirt die „Krätze des Geistes" nannte, aus der deutschen Poesie zu verbannen. Fügt man noch hinzu, daß er in Hans Sachs nur einen elenden Reimer und in Paul Flemming, dem größten Dichter des XVII. Jahrh., nur einen unbedeutenden Nachahmer des Martin Opitz sah, daß er die vorzüglichsten Köpfe seiner Zeit, Lessing, Weiße, Uz, Göthe u. A. m. auf die gehässigste Weise verhöhnte, so wird ihn schon daraus jeder Unbefangene richtig beurtheilen und seine versuchte „Ausbesserung" des deutschen Geschmacks nicht gar hoch anschlagen. Als Dichter ist B. völlig unbedeutend. Seine „kritischen Lobgedichte und Elegien", „Tragödien", „politische Schauspiele", ꝛc. sind das Übermaß von Geschmacklosigkeit und Langweiligkeit. Das Heldengedicht „Noah" (N. A. Basel 1781. 8.), welches den meisten Beifall erhielt, jetzt aber schwerlich noch gelesen wird, ist eine mühevolle Arbeit ohne Geist und Phantasie in ungelenken Hexametern. Einzelne schöne Stellen sind Milton, Addison und Klopstock nachgeahmt. Die Übersetzungen von Milton's verlornem Paradiese, Buttler's Hudibras, Pope's Dunciade, Homer's Ilias und Odyssee u. a. m., wodurch er auf den Geschmack der Deutschen einwirken wollte, sind geschmacklos und ungenießbar. Das meiste Verdienst erwarb sich B. durch die Bekanntmachung mehrerer altdeutscher Gedichte, welche einer unverdienten Vergessenheit anheim gefallen waren. Hierher gehören: (Boner's) „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger", Zürich 1757. 8. „Chriemhilden's Rache und Klage" (ein Theil des Nibelungenliedes), Zürich 1757. 4. „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte", Zürich 1758 — 59. 2 Bde. 4. 67.

Bodmerei, fr. bodinerie, bodémerie, bomérie; engl. bottomry, ist der Vertrag (manche Rechtslehrer nennen ihn uneigentlich einen Vergleich) zwischen einem Capitalisten und dem Eigner oder Miteigner eines Schiffes, über einen ihnen auf Gefahr gegebenen Vorschuß, mit Bedingung der Rückzahlung nebst Zinsen bei der glücklichen Ankunft auf dem Löschplatze. Das königl. preuß. allgem. Landrecht stellt den Begriff fest als Darlehnscontract, bei welchem der Gläubiger gegen Verpfändung eines Schiffs oder der Ladung desselben, oder beider zusammen, die Seegefahr übernimmt. Th. II. Tit. 8. §. 2359. Der Schuldner heißt Bodmereinehmer; der Gläubiger Bodmer, Bodmerist, Bodmereigeber; das Instrument über den Contract Bodmereibrief; die Verhandlung bodmen. Der Bodmerist erhält dadurch ein dingliches Recht auf den Boden des Schiffs und geht im Concurse andern Gläubigern (mit Ausnahme des Inhabers vom Bielbriefe) vor. Da der Bodmerist nur ein zweites Recht am Schiffe hat und sein Capital riskirt, so trägt er zur Haverei nicht viel bei. Auf sein Capital nebst kaufmännischen Zinsen darf er weitere Versicherung nehmen, was jedoch dem Bodmereinehmer auf Höhe des verbodmeten Betrags nicht zusteht. Wegen übernommener Gefahr des Capitalverlustes ist dieses Geschäft an die Wuchergesetze nicht gebunden, und erfordert in der Regel auch höhere als gewöhnliche Zinsen. 10.

Bodoni (Giambattista), Director der königl. Druckerei zu Parma, Kammerbuchdrucker Königs Karl IV. von Spanien, Mitglied mehrerer italienischen Akademien, durch Napoleon Ritter der eisernen Krone, durch Joseph, König von Neapel, Ritter des Ordens beider Sicilien und später der Reunion, überhaupt ein für die Buchdruckerkunst, so wie für Schriftschneider- und Schriftgießerkunst stets thätiger Künstler, ward zu Saluzzo in Piemont im J. 1740 geboren und starb am 30. Nov. 1813. Als Sohn eines Buchdruckers lernte er das väterliche Geschäft liebgewinnen, zeigte frühzeitig schon Geschicklichkeit im Holzschneiden, ging zur eignen vollkommneren Ausbildung im J. 1758 nach Rom, fand da-

selbst in der großen Officin der Propaganda eine Anstellung als Setzer, erwarb sich hierbei eine Kenntniß in den verschiedenartigsten Typenarten, machte sich vorzüglich mit den morgenländischen Sprachen bekannt, setzte unter andern das arabisch-koptische Meßbuch und Georgi's tibetanisches Alphabet, reinigte und ordnete die in dieser großen Druckerei in Unordnung gekommenen Ponzen und fühlte sich dadurch zu eigenen Versuchen im Schriftschneiden und Schriftgießen veranlaßt. Als Schriftschneider und Schriftgießer hat er auch vornehmlich durch seine erstaunenswerthe Vielseitigkeit und seine rastlose Thätigkeit das Meiste geleistet, wovon sein manuale tipografico (Parma 1818) einen vollen Beweis gibt. Da eben damals Caslon und Baskerville in England für die größten Meister in jener Kunst galten, so beschloß B. eine Reise nach England zu machen, um sich zu vervollkommnen, hatte bereits in Rom im J. 1766 seine Verhältnisse aufgegeben und wollte von seiner Heimath aus die Reise beginnen, als ihn hier ein heftiges Fieber überfiel, das seinen Plan für immer vereitelte. Kurz darauf errichtete der Herzog von Parma, der Infant Don Ferdinand, neben andern wissenschaftlichen Instituten auch eine königl. Druckerei daselbst, nach dem Muster derer von Paris, Madrid und Turin und ernannte B. zum Director derselben. Hier nun trat B. als rühmlicher Repräsentant seiner Nation auf, indem er in dem typographischen Wettkampfe von Baskerville, Ibarra und Didot ein würdiger Mitbewerber ward, und die königl Druckerei zu Parma zu einem der ersten europäischen Institute dieser Art erhob. Dadurch gründete er sich im In- und Auslande einen ausgezeichneten Ruf, erwarb sich die Freundschaft des damaligen spanischen Gesandten am päpstlichen Hofe, Azzara, errichtete durch dessen Unterstützung im J. 1790 eine eigene Officin und verdankte dessen Empfehlung seine im J. 1795 erfolgte Ernennung zum Kammerbuchdrucker Karl's IV., Königs von Spanien, mit einem ansehnlichen Gehalte. Eben so ehrten ihn Napoleon und Joseph von Neapel, die Stadt Parma ließ im J 1806 eine Medaille auf ihn schlagen und das Ausland pries ihn fast mit Enthusiasmus. Bis an seinen Tode 1813 war er ununterbrochen thätig, kräftig und selbst im letzten 73. Lebensjahre jugendlich rüstig. Als Buchdrucker zeigte B. einen eben so gebildeten Geschmack und eine eben so technische Sorgfalt, wie als Schriftschneider. Seine Drucke waren meist Prachtwerke, scharf und rein, die Anordnung der Seiten ist gefällig, sein Papier in Farbe und Solidität vorzüglich. Seine Meisterstücke sind der Horatius von 1791, sein Homer von 1808 und sein Anakreon von 1791 (Pergamentdruck). In neuerer Zeit möchten aber die Ausländer und unter diesen auch Ebert die Verdienste B.'s nicht gar so hoch gestellt wissen, indem sie in ihm nur einen einseitigen Prachtdrucker ohne gelehrte Bildung erkennen, der einen höhern wissenschaftlichen Zweck zu verfolgen nie unternahm, sich der Incorrectheit und einer oft schlechten Texteswahl schuldig gemacht habe. Auch soll er in kaufmännischen Geschäften wenig zuverlässig und in Haltung geschlossener Contracte wenig pünktlich gewesen sein. 51.

Boegsprit, auch **Bogsprit**, franz. beaupré; engl. bowspriet. Ein jedes großes Schiff hat drei volle Masten und einen kleinern, nämlich zu hinterst den Besammast, in der Mitte den großen oder Mittelmast, und vorn den Fockmast. Aus der Spitze des Schiffes, auf dem Vordertheile, jedoch unter dem Vordercastelle, geht nun noch ein Balken in schiefer Richtung nach oben hinaus, auf dessen äußerster Spitze noch ein kleiner Mast aufgerichtet ist. Der Balken heißt das Boegsprit, Bogsprit, der Mast darauf der Bogspritmast. Jeder Mast, auch der letztere, hat zwei Wände oder mehrere von der Mitte desselben auf die Seiten (Planken), den Bord des Schiffes, herabgezogene scharf gespannte Seile, die den Mast perpendikulär erhalten und gegen jede Seitenbewegung schützen. Unter diesen Verbindungen gewährt das B. wesentliche Vortheile:

1) die Kraft seines Mastes und der Segel zieht mehr vorn am Schiffe und hält es dadurch in der Richtung, als daß sie wie die andern Masten auf den Boden (Kiel) einen Druck ausüben; 2) verleihet es als der entferntere Punkt am Hebel dem Steuerruder mehr Wirksamkeit; 3) beim Entern sucht der Angreifende mit der Spitze seines B. die Wände des jenseitigen Bogspritmastes zu fassen und sich darein zu verwickeln. Dadurch wird jenes Schiff gebunden und in der Richtung nach vorn erhalten. Es kann nun mit seinen Batterien, die blos auf die Seiten hinausreichen würden, nichts mehr thun. Das B. bildet dann gewissermaßen die erste Anlage der Brücke zur sichern Erstürmung des jenseitigen Schiffes. 38.

Böhm (Jacob), wurde im Dorfe Alt-Seidenberg bei Görlitz im J. 1575 geboren. Seine Eltern hielten als Bauersleute ihn im Knabenalter zur Feldarbeit an und mit wenigen Schulkenntnissen versehen gestatteten sie ihm das Schuhmacherhandwerk zu erlernen. Neben seinem gutmüthigen Charakter, der sich mit den Jahren zur wahrhaft christlichen Frömmigkeit bildete, zeigte er frühzeitig eine phantastische Empfänglichkeit für außerordentliche Erscheinungen und träumerische Visionen. Auf der Landskrone, einem Berge unweit Görlitz, wollte er beim Hüten des Viehs in einer Höhle ein Gefäß mit Geld bemerkt haben, ohne jedoch den Eingang zu derselben wieder finden zu können, und einst soll ein Fremder, der in der Werkstatt ein Paar Schuhe gekauft hatte, ihn auf die Straße gerufen und zu ihm gesagt haben: „Jacob, du bist klein, aber du wirst ein großer Mann werden; du wirst zwar Noth und Verfolgung leiden, aber sei getrost, fürchte Gott, denn er ist dir gnädig!" Mit den Eindrücken dieser innern Erfahrungen und in einer Zeit, in welcher der Volksglaube noch in der üppig reichen Welt der Geistererscheinungen lebte und gerade die kryptocalvinistischen Streitigkeiten zu seinem Ärgerniß die Gemüther bewegten, begab sich B. auf die Wanderschaft, die ihm zugleich zur geistigen Pilgerfahrt nach dem ängstlich ersehnten Ziele einer beschaulichen Vereinigung mit Gott werden sollte. Auch ward ihm eine sieben Tage lange Entzückung zu Theil, in der er die Seelenwonne einer Erleuchtung durch göttliches Licht genoß. Nachdem er im J. 1594 sich als Meister in Görlitz niedergelassen hatte, fand er bald einen Bewunderung zollenden Anhang unter dem ihm gleichen Bürgerstande sowohl, als auch unter Edelleuten, Ärzten, Alchymisten u. A., zumal da seine theosophische Richtung immer beharrlich fester wurde, als er im J. 1600 bei dem plötzlichen Erschauen eines zinnernen Gefäßes einen tiefern Blick in das Innere der Natur erlangt zu haben glaubte und 10 Jahre darauf sich einer wiederholten himmlischen Erleuchtung erfreute. Nun erst brachte er (1612) seine Gedanken in dem Buche: „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgange" in schriftlichen Zusammenhang und bald auch in die Hände seiner Freunde. Mit zelotischer Entrüstung eiferte jetzt der Primarius in Görlitz, Greg. Richter, gegen den überklugen Schuhmacher, der an den eben neu sanctionirten Lehrsätzen der Kirche sich versündigt hatte. Der Magistrat legte Beiden Stillschweigen auf, was nur B. befolgte, wiewohl er von vielen Seiten aufgefordert ward, das Pfund seines Geistes nicht zu vergraben. Aber eine neue Begnadigung von Oben durch überirdische Erweckung der Seele vermochte ihn (seit 1619) das Schreiben fortzusetzen, und zwar mit Aufgabe seines Nahrungszweiges und mit Unterstützung benachbarter Gleichgesinnter, unter denen seine Schriften umgingen und die er zur Erklärung derselben in der Nähe und Ferne fleißig besuchte. Als nun Einer derselben, Abraham von Frankenberg, die von B. verfaßte Schrift: „Von wahrer Buße und wahrer Gelassenheit" 1624 im Drucke erscheinen ließ, da entbrannte der Primarius Richter voll verfolgungssüchtigem Zorne aufs Neue, bewog den Rath von Görlitz B. aus der Stadt zu verbannen und schilderte ihn, der bald wieder zurückgerufen worden, in einem lateinischen Schriftchen als Ketzer ab. Um dem Ärgernisse ein Ende zu machen, ersuchten

nun die Rathsherrn den verdächtigen Häretiker, sich nach eigener Wahl von seinem Geburtsorte zu trennen, was er auch in Folge einer Einladung nach Dresden that. Hier forschten mehrere Doctoren und Professoren in einer Unterredung bei Benedict Hinkelmann, in dessen Hause B. wohnte, seinen Ansichten genauer nach, auch soll der sächs. Churfürst zu gleichem Zwecke ihn vor sich gefordert haben; jedoch ergriff man keine nachtheiligen Maßregeln gegen ihn, noch fand er selbst den erwarteten Beifall. Bald nach seiner Rückkehr ging ihm der Primarius Richter im Tode voran, dem er selbst noch in demselben Jahre (1624) unterlag. Wenige Jahre darauf folgten ihm auch seine vier Söhne und seine Frau, mit der er in einer 30jährigen Ehe glücklich fromm gelebt hatte. Bei seiner Beerdigung mußte der Geistliche von der weltlichen Macht zur Begleitung und Leichenpredigt gezwungen werden, und das von seinen Freunden ihm aufs Grab gesetzte Kreuz erlag dem Frevel des Pöbels, wiewohl selbst seine Feinde ihm den rechtschaffenen Lebenswandel nicht in Abrede zu stellen vermochten. Unläugbar erhob er sich dadurch über seine Zeitgenossen, daß er nicht in dem ehrfurchtsvollen Hinnehmen des theologischen Formelwesens das Seelenheil erblickte, sondern den Glauben in dem Willen des Menschen suchte; verirrte sich aber zu einer schwärmerischen Gefühlsandacht, indem er die feurige Liebe zu Gott bis zum innerlichen Wahrnehmen und Schmecken des göttlichen Geistes steigerte und mit ihr eine pantheistische Naturbetrachtung verband, um seine oft verworrenen Lieblingsansichten und enthusiastisch-religiösen Betrachtungen zu nähren und in reizenden Bildern auszumalen. Daher auch die wundersamen Titel seiner Schriften: Aurora ꝛc., von drei Principien, vom dreifachen Leben des Menschen, Mysterium magnum, 40 Fragen von der Seele nebst dem umgewandten Auge ꝛc. Anfangs waren sie nur in Abschriften verbreitet; von 1635 ließ sie ein Kaufmann, Abr. Wilh. von Beyerland, einzeln drucken, und erst 1675 gab Heinrich Betke eine theilweise Sammlung in Amsterdam heraus. Das größte Verdienst um sie erwarb sich Joh. Georg Gichtel (s. d. Art.), der eine kritische Ausgabe 1682 ff. in Amsterdam besorgte. Unter seinen Anhängern, den Böhmisten, die sich bis ins XVIII. Jahrh. besonders in Schlesien und Holland enger verbanden, sind außer den oben genannten bemerkenswerth: Joh. Theodor von Tschech, Balth. Walter, Corn. Weisner, der Prof. Werdenhagen, Christian Hoburg, Quirinus Kuhlmann (verbrannt zu Muskau 1689), Joh. Roth, Friedrich Breckling, Joachim Berke, Joh. Jacob Zimmermann, Nic. Tscheer, von denen einige ihren Patriarchen des Mysticismus noch weit durch schwärmerische Abenteuer übertrafen. Die Widerlegungen und zum Theil Schmähschriften der Gegner B.'s zu Ende des XVII. und Anfange des XVIII. Jahrh., wie Calov's, Holzhausen's, Abr. Hinkelmann's u. A., reizten mehr zum Lesen der verschrieenen Bücher, als daß sie zum Bekehren gedient hätten. Spener mißbilligte das harte Verdammungsurtheil derselben, ohne jedoch, wie Gottfried Arnold, eine entschiedene Vertheidigung zu übernehmen. Noch jetzt gibt es, vorzüglich in Holland und in der Schweitz, Verehrer Böhm's und fleißige Leser seiner Schriften. 27.

Böhmen, Königreich, lat. Bohemia; fr. Bohémie; engl. Bomemia, zwischen 29° 50′ 15″ u. 34° 26′ 45″ L. und 48° 33′ 53″—51° 2′ 39″ N. B., ein integrirender Bestandtheil des östreichschen Kaiserthums, ist ein rings herum von Gebirgen eingeschlossenes Land. Nördlich und nordwestlich ist das sächsisch-böhmische Erzgebirge und das Fichtelgebirge die Grenze gegen Sachsen, südwestlich und südlich scheidet der große Böhmerwald B. von Baiern und Östreich, südöstlich macht ein Mittelgebirge, das böhmisch-mährische, die Grenze gegen Mähren, weiter östlich trennt das glazer Gebirge B. von der Grafschaft Glaz und setzt sich nordöstlich mit dem Riesengebirge in Verbindung, welches mit seiner Fortsetzung, dem Isargebirge, und dem daran hängenden lausitzer Gebirge die Grenzen gegen

Schlesien bildet. Auch das Innere des Landes ist von Gebirgen, Fortsetzungen der Grenzgebirge, nach allen Richtungen hin durchzogen. Die höchsten Punkte haben die glazer Gebirge, das Riesengebirge und der Böhmerwald, doch erreichen sie nie die ewige Schneegrenze. Die ödesten Gebirgsgegenden finden sich im Böhmerwalde und in dem Isargebirge, das ungleich höhere Riesengebirge aber ist trotz seines rauhen Klimas und unfruchtbaren Bodens gut angebaut und durch Industrie belebt. Unter den zahlreichen Gewässern, welche das Land durchströmen, sind die Elbe, die Moldau, Eger und Isar die bedeutendsten. Erstere entspringt im Riesengebirge, nimmt die Moldau (bei Melnik) und Eger (bei Theresienstadt) nebst vielen andern kleinen Flüssen in sich auf und trägt bei Leitmeritz, nahe an der Grenze bereits Lasten von 1000—2000 Ctr. Die Quellen der Moldau befinden sich auf dem baierischen Grenzgebirge und die der Eger auf dem baierischen Fichtelgebirge. In einigen Kreisen des Königreichs, besonders dem Budweiser, Chrudimer und Taborerkreise gibt es große fischreiche Teiche, welche zusammen früher 13 □Meilen Flächeninhalt umfaßten, jetzt aber zum Theil in Äcker und Wiesen verwandelt sind. Canäle gibt es mehrere; am bedeutendsten sind die beiden fürstl. Schwarzenbergischen Holzschwemmcanäle, wovon der eine mit der Donau, der andre mit der Moldau in Verbindung steht. Der Productenreichthum Böhmens ist trotz seiner gebirgigen Beschaffenheit in jeder Hinsicht bedeutend und liefert einträgliche Ausfuhrartikel; an Mineralien, besonders Blei, Quecksilber, Zinnober, Kupfer, Zinn, viel Eisen, Kobalt, Wismuth, Arsenik, Gold und Silber wenig, Granat (Byrop), Jaspis, Achat, Chalcedon, Karneol, Porzellanerde, Schiefer, Trippel, Braunkohlen, Schwefel, Salz u. a. m.; im Pflanzenreiche: Getreide, Flachs, Kartoffeln, Obst, Wein, Hopfen von ausgezeichneter Güte, Holz ꝛc.; im Thierreiche: Pferde, Schafe, Rindvieh, zahlreiches Wild, zahmes und wildes Geflügel (vorzügliche Fasanen), Fische ꝛc. Die Industrie Böhmens ist in blühendem Zustande. Als vortrefflich bekannt ist böhmisches Glas, Leinewand und Papier. Die Holz-, Zwirn-, Messing-, Wollenwaarenfabriken sind ausgezeichnet und die Bleichereien höchst bedeutend, auch treibt man starken Ackerbau und Viehzucht. Die zahlreich besuchten Bäder, vorzüglich Karlsbad, Eger, Teplitz und Marienbad, bringen dem Lande jährlich über 1 Mill. Gulden ein. — Die Zahl der Bewohner Böhmens, welche theils Slawen, theils Deutsche, Juden und Italiener sind, betrug 1827 3732000 auf 950 □Meil. Der größte Theil derselben ist katholisch. Die Verfassung des Landes ist monarchisch, durch Landstände nur wenig beschränkt. König ist der jedesmalige Kaiser von Östreich. Das Land ist in das Stadtgebiet von Prag und folgende 16 Kreise eingetheilt: 1) der Kaurzimer Kreis, mit den Städten Kaurzim und Kolin (Schlacht 1757); 2) der Taborer Kreis, Tabor, Pilgram, Neuhaus; 3) der Budweiser Kreis, Budweis an der Moldau; Frauenberg, eines der größten Schlösser Böhmens, dem Fürsten Schwarzenberg gehörig; 4) der Parchiner Kreis; 5) der Klattauer Kreis; 6) der Pilsener Kreis, Pilsen, Marienbad; 7) der Berauner Kreis, Beraun, Lustschloß Karlstein, Horzowicz; 8) der Rakonitzer Kreis, Rakonitz, Schlan, Burglitz; 9) der Saatzer Kreis, Saatz, Commotau, Reckenitz und Sedlitz mit Mineralquellen; 10) der Ellnbogner Kreis, Ellnbogen, Karlsbad, Joachimsthal, Graslitz, Eger, Asch; 11) der Leitmeritzer Kreis, Leitmeritz, Theresienstadt, Teplitz, Loboſitz, Kulm, Bilin, Rumburg, Aussig; 12) der Bunzlauer Kreis, Jungbunzlau, Friedland, Reichenberg, Reichstadt; 13) der Bidschower Kreis, Gitschin, Schlumetz, Podiebrad; 14) der Königgrätzer Kreis, Königgrätz, Josephstadt, Adersbach, Reichenau; 15) der Chrudimer Kreis, Chrudim, Landskron; 16) der Czaslauer Kreis, Czaslau, Guttenberg, Sedlecz. Hauptstadt des Königreichs ist Prag an der Moldau (s. d. Art.). — Kurze Geschichte Böhmens. Die ersten b.

kannten Bewohner Böhmens sind die Bojer, ein kriegerischer gallischer Volksstamm, welcher ungefähr 500 v. Chr. das Land in Besitz nahm. Später erschienen die Markomannen, verdrängten, selbst von den Römern vertrieben, die Bojer und blieben im Besitze des Landes bis zur großen Völkerbewegung (500 n. Chr.), wo sie den Thüringern und Franken weichen mußten. Endlich zogen aus dem Osten slawische Stämme heran, deren einige unter dem allgemeinen Namen Czechen bekannt in Böhmen eindrangen, die Insassen theils vertrieben, theils sich mit ihnen vereinigten und von nun an im Besitze des Landes verblieben. Die Geschichte des Volkes und seiner Herzöge in dieser Zeit bleibt fabelhaft, bis es im IX. Jahrh. Karl dem Großen lehn- und zinspflichtig wurde. Von jetzt an fängt deutsche Cultur an sich in Böhmen auszubreiten und das Christenthum bewirkt Gesittung und Gewöhnung an fest bestimmte Ordnung und Gesetze. Die Abhängigkeit von Deutschland dauert fort und vergebens suchte sich Ottokar, ein Herzog aus Przemysl's Stamme, der Oberlehnsherrlichkeit Rudolph's von Habsburg zu entziehen. Unter Johann von Luxemburg und noch mehr durch dessen Sohn Karl (IV.) erhielt Böhmen große politische Wichtigkeit und nahm an Macht und Wohlstand zu; allein weltliche und besonders religiöse Streitigkeiten unter dessen Nachfolgern aus Luxemburgischem und Jagellonischem Stamme vernichteten die Blüthe des Landes und machten es zu einem Schauplatze empörender Gräuel. Nach dem Tode Ludwig's (Jagello) wurde der Erzherzog Ferdinand I. von Östreich zum Könige erwählt (1527) und da dieser statt des Wahlrechts das Erbrecht wieder einführte, so ist Böhmen bis jetzt dem habsburgischen Stamme verblieben. Die unglücklichen Streitigkeiten, welche unter Rudolph II. und Matthias in Thätlichkeiten gegen die kaiserlichen Räthe zu Prag ausarteten, wurden die Veranlassung zum Ausbruche des 30jährigen Krieges (1618), in welchem das Land fast zur Einöde ward. Erst zu Anfange des vor. Jahrh. genoß B. einige Ruhe, die aber durch den Ausbruch der schlesischen Kriege abermals gestört wurde. Endlich unter Joseph II. und dem jetzt noch regierenden Kaiser Franz II. hat das Land durch weise und milde Maßregeln der Regierung einen Theil des vorigen Wohlstandes wieder erhalten; Ackerbau und Gewerbe blühen unter dem Schutze der Gesetze und die rege Thätigkeit des Volkes sichert demselben eine erfreuliche Zukunft. 15.

Böhmer (Just Henning), ein ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, wurde den 29. Jan. 1674 zu Hanover geboren, studirte zu Jena, ging 1697 nach Halle, promovirte das Jahr darauf als Licentiat, wurde 1701 außerordentlicher Professor und 1702 Doctor der Rechte. Von 1704 wurde er Stryk in der Juristenfacultät adjungirt und erhielt 1711 nach dessen Tode die ordentliche Professur. Der König Friedrich Wilhelm, bei dem er in vorzüglicher Gunst stand, ernannte ihn 1731 zum Director der Universität und Viceordinarius der Juristenfacultät, 1743 aber zum Regierungskanzler des Herzogthums Magdeburg und Ordinarius der Juristenfacultät. B. erhielt mehr als einen Ruf ins Ausland, schlug sie aber sämmtlich aus und blieb zu Halle bis an seinen Tod, den 29. Aug. 1749. — Die Schriften B.'s, welche besonders römisches und Kirchenrecht betreffen, sind mit außerordentlichem Fleiße und tiefer geschichtlicher und juristischer Kenntniß gearbeitet und stehen jetzt noch in großem Ansehen. Die vorzüglichsten sind folgende: „Jus ecclesiasticum Protestantium" Halle 1714, noch jetzt das beste Werk über diesen Gegenstand, so wie seine höchst vollendete Ausgabe des „corpus juris canonici" Halle 1747. Ferner sind schätzenswerth seine Ausgaben des Petrus de Marca und der institutiones juris ecclesiastici von Fleury, so wie die dissertationes juris ecclesiastici. Auch um das römische Recht erwarb er sich große Verdienste durch die introductio in jus Digestorum (1709), eine Ausgabe der Institutionen und durch die Fortsetzung des Stryk'schen usus mo-

dernus Pandectarum. — Seine beiden Söhne Johann Samuel Friedrich und Georg Ludwig B. haben sich ebenfalls als Rechtsgelehrte berühmt gemacht und viele schätzbare Schriften jener über Criminalrecht, dieser besonders über römisches und Feudalrecht hinterlassen. 22

Böhmische Sprache und Literatur, s. slawische Sprache und Literatur.

Bönhasen, fr. bousilleurs; engl. bunglers, buddlers, 1) bei Handwerkern die Pfuscher, die das Meisterrecht nicht erlangt haben, 2) an Orten, wo es verpflichtete Mäkler gibt, die nicht verpflichteten oder Winkelmäkler. Man nennt sie auch geduldete Mäkler, weil der kleinere Kaufmann, zu welchem der größere Mäkler wegen seltener Nachfrage nicht kommt, ihrer nicht entbehren, der größere aber mit ihnen Courtage frei abschließen kann. 38.

Böotien, eine Provinz des griech. Festlandes, ward im Süden vom korinthischen Meerbusen und Megaris, im Südosten von Attika, im Osten vom Meer von Eubóa, im Norden von den opuntischen Lokrern, im Westen von Phocis begrenzt und enthielt ungefähr 50 □ Meilen. Es war rings um von Bergen umgeben, von denen der Parnes und Kithäron (jetzt Elateas, Fichtenberg) gegen Süden, der Helikon gegen Westen, das Hadyleion, Akontion und Hyphanteion gegen Norden, und eine Anzahl verschiedener Hügel an der Meeresküste lagen. Außerdem durchzog eine Hügelreihe von Helikon aus gegen N. O. das Land. Ziemlich in der Mitte des Landes, doch mehr nach Norden, lag der See Kopais, durch sein periodisches Anschwellen berühmt, in welchen der von dem Parnasse in Phocis kommende Cephissus sich ergießt; fast an der Südgrenze strömte der Asopus mit dem Thermodon. Am Helikon waren die berühmten Quellen Aganippe, Hippokrene und Kissóssa. Das Klima des Landes überhaupt war rauh, die Luft häufig nebelicht, der Boden aber sehr fruchtbar, und der Waizen, die Melonen, das Obst und die Gemüse B.'s waren berühmt. Die vorzüglichste Stadt B.'s war: Theben (s. d. Art.), eine der größten und berühmtesten Städte Griechenlands, fast in der Mitte des Landes nach der Südseite zu, und um sie herum lagen 1) nach Süden Potniá, Platää, wo die Perser geschlagen wurden, Leuktra, Eleutherá; 2) nach Westen: Thespiá, Chäronēa und Coronēa; 3) nach Osten: Tanagra, Aulis (an der Meerenge), Anthedon. Nördlich vom See Kopais lag Orchomenus, Alalkomene und Kopä, südlich Haliartus. Eine Anzahl kleiner Völkerschaften werden in der Folge der Zeiten als Bewohner B.'s aufgezählt, unter denen die Minyer (s. d. Art.) die ältesten und berühmtesten sind; zuletzt bewohnten es die äolischen Böotier. Das Land selbst war in eine Anzahl kleiner Republiken getheilt, welche eine Art Bundesstaat bildeten, doch behauptete Theben eine gewisse Oberherrschaft über sie. Die Einwohner standen den Athenern an Bildung weit nach und dienten diesen oft zum Sprüchworte, ihr Dialekt war das rauhste Äolisch. 37.

Börhaave (Hermann), ward den 13. Dec. 1668 zu Voorhout bei Leyden geboren. Von seinem Vater, einem Prediger, zum geistlichen Stande bestimmt, widmete er sich auf der Universität zu Leyden der Theologie, und wurde daselbst 1690 Doctor der Philosophie. Auf Vandeberg's Rath verließ er aber die Theologie, und wendete sich der Medicin zu, die er, ohne viele Vorlesungen zu besuchen, durch Privatfleiß erlernte, so daß er bereits 1693 zu Harderwyk Doctor wurde. Hierauf prakticirte er einige Jahre, bis er 1701 an die Universität Leyden als Substitut für Dralincourt gelangte. Hier stieg sein Ruf von Jahr zu Jahr. 1709 wurde er Professor der Botanik und Medicin, 1715 Prof. der praktischen Medicin mit der Aufsicht über die Krankenanstalt, und erhielt endlich 1718 noch hierzu die Professur der Chemie. — Er starb, nachdem er mehrere Jahre an sehr schmerzhaften chronischen Krankheiten gelitten hatte, am 23. Sept. 1738 70 Jahre alt. — B. war der berühmteste ärztliche Praktiker, Lehrer und

Schriftsteller seiner Zeit, der sich in allen drei Beziehungen eines Weltrufs zu erfreuen hatte, eines Rufs, der bis jetzt von keinem andern Arzte in dem Maße erreicht ist; denn als Praktiker stand er dermaßen in Ansehn, daß die angesehensten Kranken aus allen Ländern Europa's ihm zuströmten, und die Vornehmsten, selbst Fürsten, 2 bis 3 Stunden in seinem Vorzimmer warten mußten, bis die Reihe des Eintritts an sie kam. Aus China ging ein Brief an ihn ein: An B. in Europa! Daß eine solche Berühmtheit nur durch die gediegenste Erfahrung und durch eine Anzahl der glücklichsten Curen erreicht werden kann, bedarf keiner Erinnerung. Bekannt ist B.'s Verfahren beim Ausbruche epileptischer Krämpfe unter einer großen Menge Zöglinge des Haarlemer Waisenhauses! — Nicht weniger gesucht als Arzt war B. es auch als medicinischer Lehrer, indem junge Aerzte von den entferntesten Universitäten nach Leyden kamen, und es sich in späteren Jahren zur größten Ehre rechneten, zu seinen Füßen gesessen zu haben und sich, wie ein Haller, ein van Swieten, seine Schüler nennen zu dürfen. Bewundernswerth war aber auch seine akademische Thätigkeit. Gleichzeitig Professor der Botanik, der Chemie, der theoretischen und praktischen Medicin wußte er allen diesen Disciplinen neue Ansichten abzugewinnen und sich als unerschöpflicher Brunnen der Gelehrsamkeit seinen Zuhörern in einem freien, klaren und beredten Vortrage mitzutheilen. Doch nicht allein diejenigen, die in unmittelbarer Beziehung zu B. standen, erfreuten sich der Gelehrsamkeit des großen Mannes, auch durch zahlreiche Schriften ging über alle cultivirte Länder von ihm ein Licht aus, das wesentlich mit dazu beigetragen hat, die Naturforschung, und namentlich die Medicin auf ihr einziges Heil, auf den Weg der wahren, unbefangnen Beobachtung hinzuleiten. Als seine vorzüglichsten Schriften nennen wir seine institutiones medicae, die zu Leyden zuerst 1707, am vollständigsten 1727, seine aphorismi de cognoscendis et curandis morbis, die ebendaselbst 1708, am vollständigsten 1737, und endlich seine elementa chemiae, die 1732 in 2 Volum. erschienen. — Fragen wir, wie B. das, was er war, geworden? so ist unsre Antwort: wie überall bei wahrer Größe, so war auch hier das Vorzüglichste die glücklichsten Geistesanlagen, außerdem frühzeitige Erziehung und Bildung für die Wissenschaften, unabläßlichster Fleiß, sorgfältigstes Studium der Alten, treueste Beobachtung der Natur und Auffassung ihrer Ergebnisse in einem durch tiefes Studium der Mathematik ausgebildeten Geiste. In Hinsicht seines Systems war B. Eklektiker, mit Hinneigung zum damals herrschenden iatromathematischen Systeme. Nebst Bohn und Friedr. Hoffmann war er der wichtigste Gegner des chemiatrischen Systems, zu dessen Verfall er viel beitrug; am Krankenbette befleißigte er sich eines einfachen Heilverfahrens, auch hier die Wahrheit seines Wahlspruchs: simplex sigillum veri zu beweisen suchend. — So groß als Gelehrter, eben so achtungswerth war B. als Mensch. Er war menschenfreundlich im höchsten Grade, und wohlthätig; junge Gelehrte unterstützte er durch guten Rath und durch Herausgabe ihrer Schriften, seine Gegner und Neider behandelte er mit Schonung. Daß er in Folge seines großen Rufs seiner Tochter 2 Millionen Gulden hinterließ, brachte ihm den Vorwurf des Geizes, den er indessen bei unbefangner Erwägung vieler seiner Handlungen nicht verdient. 39.

Börne (Ludwig), geb. den 18. Mai 1786 zu Frankfurt a. M., widmete sich zuerst der Medicin auf den Universitäten Berlin und Halle, ging aber später, weil ihm dieses Fach nicht zusagte, zu den Staatswissenschaften über, welche er zu Heidelberg und Gießen (1807—8) betrieb. Nach vollendeten Studien ward er in seiner Vaterstadt als Actuarius bei der Polizei angestellt, aber, nachdem die alte Ordnung der Dinge in Frankfurt wieder eingetreten war, pensionirt (1814). Seitdem lebt er ohne öffentliches Amt. Durch die Redaction des „Frankfurter

Staats-Ristretto" machte er sich zuerst der literarischen Welt bekannt. Als er 1817 den Mosaismus verließ und zur evangelischen Confession übertrat, veränderte er seinen Familiennamen Baruch in Börne. Die von ihm herausgegebenen „Zeitschwingen" (Frankf. 1818—20) und „die Waage" (Frankf. 1820—21) erwarben sich durch ihre Freimüthigkeit allgemeinen Beifall, wurden aber in einer Zeit, wo man allenthalben Demagogie witterte, unterdrückt. Er hielt sich seitdem abwechselnd in Frankfurt, Hamburg und Paris auf und seiner geschah nur selten Erwähnung, bis die Briefe aus Paris (Hamb. und Paris, 1832—34. 6 Bde. 8.) seinem Namen eine ungewöhnliche Allgemeinheit verschafften. B.'s Schriften und namentlich seinen Briefen aus Paris ward das größte Lob und der größte Tadel zu Theil, je nachdem der Beurtheiler dieser oder jener politischen Partei angehörte. Während die Freunde des unbedingten Fortbestehens der gegenwärtigen Ordnung sie einen Inbegriff von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, ein unbedeutendes, gehaltloses, stupides Buch nannten, worin man nur leeres Stroh und allenfalls ein paar grelle Blumen von buntem Papier und Flittergold und flimmernde Glasscherben finde, woraus ein bodenloser Revolutionsgeist, ein stetes Buhlen und Schönthun mit dem französischen Zahne, eine hohle, ans Alberne streifende Begeisterung für negirende Begriffe hervorleuchte, kurz — während diese den Verfasser einen abtrünnigen Juden ohne Patriotismus und Religion schalten, priesen die Männer der Bewegung seinen unendlichen Witz, seine starke Phantasie, beißende Satyre und göttliche Grobheit; wenn er auch, meinten sie, rücksichtslos die Geißel seines Spottes gegen deutsche Philisterei schwinge, so zeige er doch auch oft unverhohlen, daß hinter seinem Hasse sich die innigste kindliche Liebe berge. Er tadle nicht zu viel, sagen sie, und man müsse es ihm Dank wissen, daß er die Irrthümer aufstachele, welche Deutschland, der alte schläfrige Riese, nur mit Mühe von seinen steifen Gliedern abschüttele. Die Wahrheit liegt in der Mitte. B.'s bisherige Arbeiten sind nur Rhapsodien, ein größeres abgerundetes Kunstwerk wird er auch vielleicht nie vollenden, dazu fehlt es ihm an sinnender Mäßigung; der Witz zerstört nur, baut aber nicht wieder auf. Seine „gesammelten Schriften" erschienen zu Hamburg und Paris, 1829—34. 14 Bde. 8. 67.

Börse, fr. bourse; engl. exchange, heißt in den Handelsstädten der Ort, wo die Kaufleute zusammenkommen, um Geschäfte mit einander abzuschließen oder solche zu ordnen. 38.

Böschung, Abdachung, Dossirung, fr. u. engl. talus, nennt man jede gegen den Horizont geneigte Fläche, welche man bei Befestigungen den Erdwänden oder dem Mauerwerke gibt. Eine solche Böschung muß stets Erde erhalten, weil sie als senkrechte Wand nicht stehen bleibt. Beim Mauerwerke dient sie dazu, demselben eine größere Widerstandsfähigkeit gegen anschlagende Geschosse durch dahinter angeschüttete Erde zu geben. Vauban gab dem Mauerwerke $\frac{1}{3}$ seiner Höhe zur Böschungsanlage; jetzt ertheilt man ihm fast allgemein nur $\frac{1}{6}$. Beim Erdbau ist die Größe der Böschungen von der Beschaffenheit des Erdbodens abhängig, denn die festere und zähe Erde gestattet eine steilere, die lockere dagegen eine flachere Böschung. Bei Brustwehren unterscheidet man 3 Böschungen: 1) die äußere Brustwehrenböschung (talus extérieur); 2) die innere Brustwehrenböschung (talus intérieur) und 3) die Banketböschung (talus de la banquette). 26.

Boëthius, (Anicius Manlius Torquatus Severinus), einer der letzten Sonnenblicke der römischen Geisteskraft, ward geboren zu Rom um 470 n. Chr. als Sprosse des angesehenen Geschlechts der Anicier. Sein Vater starb frühzeitig, aber ausgezeichnete Männer leiteten seine Erziehung, und bald erwarb er sich durch das Studium des Plato, Aristoteles, Euklides, Pythagoras, Ptolemäus, Archimedes, Nikomachus u. A., welche er auch später ins Lateinische übersetzte

und commentirte, eine umfassende Gelehrsamkeit, und gelangte gegen 510 bis zur Würde eines Consuls. Bei der gewissenhaftesten Verwaltung seiner Ämter studirte er immer sehr fleißig fort und schrieb eine Anzahl seiner Werke. Aber er fiel als Opfer der Eifersucht über sein Ansehen und seinen Einfluß auf den König Theodorich. Seine Feinde wälzten die Beschuldigung des Verraths auf ihn und er ward ins Exil geschickt (entweder nach Mailand oder Pavia), in welcher er sein Hauptwerk: Consolatio philosophiae, in 5 Büchern und 42 Abschnitten schrieb, welches seinen Ruhm auf die Nachwelt übergetragen hat. Er kehrte gegen 523 aus der Verbannung zurück, ward aber um 524 hingerichtet. — Eine Menge Sagen knüpfen sich noch an seine Person, von denen aber keine erwiesen ist. So soll er 18 Jahre lang in Athen studirt haben, ein katholischer Christ gewesen seyn, eine christliche Dichterin Elpis zur Gemahlin gehabt haben, als Vertheidiger des kathol. Glaubens gegen die Arianer in einer Schrift: de s. trinitate, aufgetreten seyn und in seiner Ketzerverfolgung der Grund seiner Hinrichtung liegen, ja man machte ihn zum christlichen Märtyrer und feierte später seinen Todestag (angeblich den 23. Oct.) zu Pavia, Brescia u. a. O., so wie man von seiner Grabschrift in einer Kirche zu Pavia gesprochen hat. Aber wahrscheinlich starb er als heidnischer Philosoph, und die Schriften: de disciplina scholarium und: brevis fidei christianae complexio sind ihm untergeschoben: von seinen Schriften sind noch vorhanden außer einigen Uebersetzungen und Commentaren 1) die logischen Schriften: Introductio ad categoricos syllogismos; de syllogismo categorico libb. II; de syllogismo hypothetico libb. II; de divisione; de definitione; 2) die mathematischen: de arithmetica libb. II. und de geometria libb. II. Außerdem eine Schrift: de musica libb. V. Er soll die Eintheilung der Wissenschaften in das Trivium und Quadrivium erfunden haben, in wie weit aber einzelne Ideen von ihm auf die Scholastik des Mittelalters eingewirkt haben, ist noch nicht ganz ermittelt. 16.

Böttger (Johann Friedrich), der angebliche Erfinder des sächs. Porzellans, geb. im J. 1681 zu Schleiz im Voigtlande, gest. den 13. März 1719 zu Dresden. Über keinen Mann sind die geschichtlichen Notizen unbestimmter, mährchenhafter und unzulänglicher, als über diesen; eine Folge der Ängstlichkeit, mit der man das Leben und geheimnißvolle Treiben B.'s am sächs. Hofe der Kenntniß des Publicums zu entziehen suchte. Daß man seinen Namen bald Böttger, bald Böttiger, bald Böttcher schreibt, rührt aus seiner eignen wandelbaren und fehlerhaften Handschrift her, jedoch scheint die Schreibart Böttger nach den Akten die richtigere. So viel man aus diesen Akten, die im geh. Cabinetsarchive zu Dresden noch vorhanden und vorzüglich von Engelhardt und Hempel zur Biographie B.'s benutzt worden sind, ersehen kann, ist B.'s Vater Münzmeister zu Magdeburg und zu Schleiz gewesen, sehr zeitig gestorben, seine Mutter hat sich von Schleiz nach Magdeburg zurückbegeben und sich anderweit verehelicht. Herangewachsen ward B. als Lehrling in der Zorn'schen Apotheke zu Berlin untergebracht, beschäftigte sich hier mit der hermetischen Philosophie und Goldmacherei, erwarb sich den Ruf, als sei er im Besitze des Steins der Weisen, und verwandelte einst in Gegenwart mehrerer Großen von Hofe und des berühmten Adepten von Haugwitz 15 Zweigroschenstücke nach seiner eignen Aussage in Goldstücke. Von Berlin entfernte er sich heimlich nach Wittenberg, ward hier auf Antrag der Berliner Behörde, die ihn zurückzuhaben wünschte, arretirt, reichte am sächs. Hofe eine förmliche Appellation dagegen ein und bat als geborner Sachse um Schutz. Unter sicherer militairischer Bedeckung nach Dresden gebracht, nahm sich hier seiner der Statthalter Fürst von Fürstenberg an, der ihm Wohnung im Hofgarten gab und mehrere Aufseher über seine Person bestellte, damit sich ihm Niemand, der nicht zuvor beeidet worden sei, außer dem Hrn. von

Digitized by Google

Tschirnhauß und Pabst von Ohain nähere und ihn ausforsche. Fast 4 Jahre lang mißbrauchte B. die Geduld des Fürsten und seiner Aufseher, suchte unterdeß nach Wien zu entfliehen, wurde aber in Ems eingeholt und zurückgebracht, von nun an ernstlich bedeutet, sein heilig gethanes Versprechen zu halten und sein Geheimniß der Goldmacherei schriftlich zu offenbaren. Endlich im J. 1705 übergab er dem Könige von Polen und Churfürsten von Sachsen, August II., einen weitläufigen, bogenstarken Aufsatz über das alchemische Verfahren des Goldmachens, voll mystischen Unsinns, dessen Original im Dresdner Archive noch jetzt aufbewahrt wird. Der König jedoch, mit B.'s Aufsatze und praktischen Proben nicht zufrieden, äußerte selbst, daß dessen Arcanum auf schlechtem Grunde beruhe. In Folge dieses königlichen Urtheiles trat der Hr. von Tschirnhauß mit dem Wunsche hervor, eine Fabrik zu errichten, um die im Lande todt und unbrauchbar liegenden Gesteine und Erden zu nützlichen Dingen zu verwenden, und Böttgern dabei zu gebrauchen. Es wurde daher im J. 1705 von verschiedenen Arten Thonerde geholt und dieselbe unter Anweisung und Aufsicht des Hrn. von Tschirnhauß, von Böttgern und noch drei andern Gehülfen gehörig gemischt, geknetet, gestaltet und zu Porzellangefäßen in Glühöfen gebrannt. Die Unternehmung gelang, B. wurde 1706 bei Annäherung der Schweden nebst seinen 3 Gehülfen auf den Königstein gebracht, damit das ihm anvertraute Geheimniß, Porzellan zu machen, nicht den Schweden überliefert werden möchte. Daß nun B. der Erfinder des Porzellans nicht ist, erhellt überdieß noch aus seinem Widerwillen gegen die Porzellanfabrikation, die er stets Töpfermacherei und Tschirnhaußens Affaire nannte. Nach Entfernung der Schweden im J. 1707 richtete man in Dresden auf dem jetzigen Brühlschen Walle eine große Werkstätte ein, fuhr Erde aus der Gegend von Meißen und Nossen an, und machte so viel Porzellangefäße, daß bedeutende Geschenke an fremde Höfe gesandt, die Leipziger Ostermesse 1709 mit glasurtem und unglasurtem Porzellan bezogen, und 1710 die Albrechtsburg zu Meißen zu einer großen Porzellanfabrik eingerichtet werden konnte. Nach dem Tode des Hrn. v. Tschirnhauß im October 1708 übernahm B. die Aufsicht und Leitung des Porzellanmachens, und ward zuletzt Administrator der Porzellanfabrik, die er jedoch, wie amtliche Berichte sagen, aus Privatabsichten nicht aufkommen lassen wolle. Weil eine Correspondenz B.'s mit Leuten in Berlin wegen Überlassung seiner Künste von 1716 u. 1717, die seinem geleisteten körperlichen Eide zuwider war, 1719 entdeckt wurde, so ward er zur Verantwortung nach Dresden berufen, und starb daselbst den 13. März. 1719. Von einer Baronisirung B.'s ist nichts bekannt, wohl aber daß er sich auf seiner heimlichen Flucht nach Ems für einen Adeligen ausgegeben habe. 51.

Böttiger, Karl August, einer der berühmtesten noch lebenden deutschen Archäologen und Literatoren, wurde 1760 zu Reichenbach im sächs. Voigtlande geboren, studirte zu Schulpforta und Leipzig, erhielt 1784 das Rectorat zu Guben, welches er später mit dem zu Bautzen vertauschte, und nahm 1791 einen Ruf als Gymnasialdirector und Oberconsistorialrath nach Weimar an. Der Umgang mit den gefeiertsten Männern deutschen Volks, wie Schiller, Göthe, Herder, Wieland, Mayer, bot dem fortstrebenden Geiste B.'s reichliche Nahrung dar; besonderes Interesse gewann er aber damals für das Studium der Archäologie. Auch mit Bertuch trat er in nähere Verbindung und nahm wesentlichen Antheil an dem „Journal für Luxus und Mode." Das Journal „London und Paris" besorgte er allein, und lieferte außerdem zahlreiche Beiträge in den Wieland'schen Merkur und die allgemeine Zeitung. Die Fortsetzung der Vasenerklärungen, die er begonnen, mußte er aus Mangel an Unterstützung aufgeben. Im J. 1804 folgte er einem Rufe nach Dresden als Studiendirector

des Pagenhauses. Die Muse, die ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, benutzte er zu Forschungen im Gebiete der Archäologie, deren Resultate er in verschiedenen Schriften und Aufsätzen in Journalen niederlegte, unter welchen seine: Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archäologie im Winter 1806 geh. I. Abth. Dresden 1806 eine besondere Auszeichnung verdienen. Seiner Alles umfassenden Gelehrsamkeit und gründlichen Sprachkenntniß gelang es, manchen noch dunkeln Gegenstand des Alterthums aufzuklären und künftigen Forschungen den Weg zu bahnen. Unter seine vorzüglichsten Bestrebungen in dieser Hinsicht gehören die Untersuchungen über das römische und griechische Schauspiel. Nicht minder lehrreich sind seine Aufsätze in dem Morgenblatte und der allgemeinen Zeitung über den literarischen und Handelsverkehr Englands. Das „Kunstblatt," ein Beiblatt der Morgenzeitung, so wie die Zeitschrift „Amalthea" und das zur Abendzeitung gehörige artistische Notizenblatt verdanken ihm ebenfalls ihre Entstehung. Seine Schilderungen des Oberhofpredigers Reinhard und des Bergraths Werner sind musterhaft, und allgemeine Anerkennung fanden seine Erklärungen zur Rambergischen Gallerie in der „Minerva." — B. ist seit 1814 Oberaufseher über die königl. Antikensammlungen in Dresden. 22.

Bog ist der Name Gottes im Slawischen; daher er sich häufig in Zusammensetzungen findet. So verehrten die alten Slawen einen Bjel-Bog, Gott des Lichts; einen Tscherni-Bog, Gott der Finsterniß; einen Jutry-Bog (Jüterbogk), Gott der Morgenröthe, und die Rügier den Swantewit, das heilige Licht. 35.

Bogdanowitsch (Hippolyt Fedorowitsch), ein geschätzter russischer Dichter, geb. den 23. Dec. 1743 zu Perewelotschno in Kleinrußland, kam 11 Jahre alt nach Moskau und erhielt Zutritt in dem Hause des Dichters Cheraskow. Durch Empfehlung wurde er später in der Canzlei des Grafen Panin angestellt, und 1766 ging er als Legationssecretair mit dem Fürsten Beloselsky nach Dresden. Hier arbeitete er während eines zweijährigen Aufenthaltes unermüdet an seiner Fortbildung und faßte den Plan zu seiner „Psyche" (Duschenka), einem Gedichte, welches durch treffenden Witz, Bilderfülle und Originalität ungetheilten Beifall erhielt. Es erschien zuerst 1775. Weniger Anerkennung fanden seine spätern poetischen Erzeugnisse; doch finden sich unter seinen Volksliedern einige sehr gelungene. Außer mehreren Übersetzungen aus dem Französischen hat er noch zwei Schauspiele geliefert, Radost Duschenki und Slawjane; auch war er Herausgeber des Peterburgskoi Westnik und Sobessädnik. — Er starb den 6. Jan. 1803. 22.

Bogdo (hohes Gebirge) heißt das hohe Gebirge der Mongolei an der Grenze von Kleintibet, das sich über 15000 F. über das Meer erhebt und gegen Westen in den Mussart und Allak sich endet, übrigens aber ziemlich unbekannt ist. An seinem Fuße entspringt der Irtisch. — Bogdo-Ola ist ein einzeln stehender Berg des Sarotowschen Gouvernements im asiatischen Rußland mit Alabasterbrüchen, der von den Kalmüken heilig gehalten wird. Diese besteigen ihn beim Vorüberziehen, nehmen einen Stein von seinem Fuße mit hinauf, verrichten ein Gebet auf seinem Gipfel und lassen ein Stück Geld oder Kleidung auf ihm zurück. — Bogdo Lama, s. Tibet. 30.

Bogen, fr. archet; engl. fiddle-stick; ital. arco, in der Musik, ist ein der Waffe gleiches Namens ähnliches mit Pferdehaaren bespanntes Werkzeug, mittelst dessen man durch Streichen die Geigeninstrumente zum Tönen bringt. Zu Violonbögen nimmt man schwarze Haare, weil diese wegen ihrer Stärke mehr für die starken Saiten desselben geeignet sind. Die Violin-, Viole- und Violoncellbögen aber sind am häufigsten mit weißen Haaren bezogen, welche feiner und für die schwächern Saiten dieser Instrumente passender sind. Die Güte des Bogens

Digitized by Google

hängt außerdem von der gleichmäßigen Spannung der Haare, der Bearbeitung des hölzernen Stabes und der Holzart, welche man dazu nimmt, ab. Bekanntlich bestreicht man, um die Reibung zu vermehren, also mehr Rundung des Tones hervorzubringen, die Haare des Bogens gewöhnlich mit Geigenharz, dem sogenannten Colophonium, doch muß das Zuviel vermieden werden, da sonst der Ton schrill und spitz wird. — Bogen werden auch bei Messinginstrumenten diejenigen kleinern, geraden oder bogenförmigen Röhre genannt, welche man auf das Hauptrohr aufsetzt, um einen höhern oder tiefern Ton hervorzubringen — B. in der Notenschrift ⁀ werden über diejenigen Noten gesetzt, welche gebunden werden sollen; ferner ein B. über einem Punkte ⁀ bedeutet, daß man an dieser Stelle ruhen soll (Fermate; Ruhezeichen), und über einem Taktstriche deutet er das Ende des Stückes an; auch setzt man über bis, zweimal, gewöhnlich einen B. $\overset{\text{bis}}{⁀}$. — In der Baukunst ist B. s. v. a. die Rundung der Gewölbe und man unterscheidet den Lehr-Bogen, die Form, nach welcher ein Gewölbe aufgeführt werden soll, von dem wirklich aufgeführten B. — Bogen heißt in der Mathematik ein Theil einer krummen Linie, welcher nach einem von Archimedes angenommenen Grundsatze immer größer ist als die gerade Linie zwischen seinen Endpunkten (Chorte, Sehne). So heißt ein Stück von einer Kreislinie ein Kreisbogen, von einer Ellipse ein elliptischer B. ꝛc. Die Größe eines Kreisbogens läßt sich in Graden (°), Minuten (′), Secunden (″) ꝛc. angeben, weil der ganze Kreisumfang in 360° 1° in 60′ und 1′ in 60″ ꝛc. eingetheilt wird. Der B. beträgt eben so viel Grade, Minuten, Secunden ꝛc. als der Winkel, welchen die beiden Halbmesser, die den B. von der Peripherie abschneiden, am Mittelpunkte einschließen. Daher sind zwei Kreisbögen gleich, wenn ihre Winkel am Mittelpunkte gleich groß sind. Die Länge eines Bogens in gerader Linie angeben heißt das Rectificiren des Bogens, welches in der höhern Geometrie gelehrt wird. — In der Astronomie nennt man den über dem Horizonte liegenden Theil des Parallelkreises eines Gestirns seinen Tagbogen. 40.

Bogeninstrumente, s. Instrumente.

Bogenstellung, franz. arc, arcade; engl. arcade, Arcade in der Baukunst, nennt man einen oder mehrere neben einander gestellte Schwibbogen, welche hinsichtlich der Ordnung, in der sie stehen, so wie dadurch, ob sie auf Säulenstühlen ruhen, oder nicht, verschieden sein können. Haupterfordernisse der B. sind, daß der Bogen zu beiden Seiten auf durch Kämpfer gedeckten Nebenpfeilern ruhe, und daß die Öffnung der B. noch einmal so hoch als breit sei. 1.

Bogenstrich, fr. coup d'archet, ist ein höchst wichtiger, ja wesentlicher Theil des Spiels auf Geigeninstrumenten; denn von der Art und Weise, wie der Bogen über die Saiten geführt wird, hängt allein die Eigenthümlichkeit des Vortrags ab. Deßhalb ist die Lehre vom B. ein wesentlicher Theil der Violinschulen, und von den größten Meistern mit äußerster Genauigkeit abgehandelt worden. Nur in der Bogenführung liegt das Geheimniß des bezaubernden unübertrefflichen Vortrags des Kunstheroen Paganini, des seelenvollen Adagios Spohr's und Anderer. — Im Allgemeinen sind folgende Regeln zur Führung des Bogens zu beobachten: Der Bogen muß sich ungefähr 2 Finger breit vom Stege genau in einem rechten Winkel über die Saiten bewegen, nicht aber der Länge der Saiten folgen; ferner muß er mit nöthiger Schnelligkeit und verhältnißmäßigem Drucke über die Saiten hinstreichen. Die Einrichtung des Bogens, indem nämlich der untere Theil stärker als der obere ist, lehrt von selbst, daß man sich zu starken Stellen des letztern, zu schwachen des erstern Theils des Bogens vorzugsweise bedienen muß; daraus geht ferner hervor, daß der Strich von dem schwachen Theile des Bogens bis herab zudem starken, dem Niederstriche, eine ganz andere Wirkung als das

Gegentheil, der Aufſtrich, hervorbringt, daß alſo der Spieler ſo viel wie möglich den Aufſtrich dem Niederſtriche ähnlich zu machen erlernen muß, auch muß er genau wiſſen, wo dieſer oder jener bequem angewendet werden kann, z. B. bei accentuirten Noten der Niederſtrich, bei leichtern hingegen der Aufſtrich ꝛc. 29.

Bogomilen war der aus den ſlawiſchen Worten Bog, Gott und milui, erbarme dich, gebildete Name einer chriſtlichen Secte, welche zu Anfange des XII. Jahrh. in der griechiſchen Kirche entſtand. Die B. ſind bisweilen für einen neuern Zweig der Maſſalianer (ſ. d. Art.) gehalten worden. Ihr Stifter ſoll ein gewiſſer Baſilius geweſen ſein, der als Arzt (fälſchlich iſt er bisweilen für einen Mönch ausgegeben worden) bei ſeinen Heilungen Gelegenheit nahm, ſeine Irrthümer auszuſtreuen. Er wählte ſich 12 Schüler und gab dieſen die Namen der Apoſtel, hatte aber auch Schülerinnen von ſehr verdorbenen Sitten. Der Kaiſer Alexius Komnenus, der ſich in ſeinem Alter vorzugsweiſe mit geiſtlichen Gegenſtänden beſchäftigte, ward mit Mühe dieſes Mannes habhaft und verhörte ihn, worauf er durch die unter dem Vorſitze des Patriarchen Nicolaus verſammelte Geiſtlichkeit zum Feuertode verdammt wurde. Baſilius tröſtete ſich mit einem himmliſchen Beiſtande. Dennoch verzehrten ihn die Flammen. Dem B. wurde eine gänzlich verfälſchte Glaubenslehre und eine Menge unſittlicher Grundſätze zum Vorwurfe gemacht. Namentlich geſchieht dieß von Euthymius Zigabenus, einem Mönche zu Conſtantinopel, in einer im J. 1118 erſchienenen Schrift, aus welcher Johann Chriſtoph Wolf den die B. betreffenden Theil ſeiner historia bogomilorum, Viteberg. 1712. 4. zum Grunde gelegt hat. Demzufolge nahmen ſie vom A. T. nur die Pſalmen und die Propheten an und erklärten das N. T. meiſt allegoriſch. Die bildliche Vorſtellung der Dreieinigkeit, nach welcher Gott als ein bärtiger Alter, der Sohn als ein mannbarer Jüngling, der heilige Geiſt als ein junges, unbärtiges Weſen erſchien, rührt wahrſcheinlich von ihnen her. Auch behaupteten ſie, Sohn und Geiſt würden wieder in den Vater zurückfließen, und dann ſollte nur eine Perſon der Gottheit beſtehen. Die böſen Geiſter müſſe man ihrer Gefährlichkeit wegen verehren u. dgl. m. Dagegen hat Johann Ludwig Öder in: prodromus historiae bogomilorum criticae. Gotting. 1745. die B. für fromme Märtyrer erklärt, die nur das Kreuz und die Bilder nicht hätten anbeten wollen. Indeß iſt ihm der Beweis nicht völlig gelungen und ſie ſcheinen jedenfalls Schwärmer geweſen zu ſein, welche zu unterdrücken der Kaiſer guten Grund haben mochte. Ihre ſämmtlichen Irrungen ſind aus den genannten Schriften zu erkennen. 60.

Bogota (Santa Fé de), Hauptſtadt der Republik Colombia in Südamerika, liegt auf einer 8694 Fuß über die Meeresfläche erhabenen fruchtbaren Hochebene im Departement Cundinamarca. Die Stadt iſt ſehr ſchön gebaut und hat jetzt gegen 40000 Einw. Außer einer Univerſität mit Bibliothek gibt es hier eine Bergſchule, ein Nationalmuſeum und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten, 27 Kirchen und 12 Klöſter. 4 Stunden von der Stadt bei Tequendama bildet der Rio de Bojata einen der prächtigſten Waſſerfälle der Erde. Er ſtürzt ſich hier ungefähr 140 Fuß breit über 600 F. hoch durch eine enge Öffnung in eine kaum 30 F. breite Kluft herab. 15.

Bohemund (Marcus) I., Fürſt von Tarent, der älteſte Sohn des berühmten Robert Guiskard, Herzogs von Apulien, zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch große Waffenthaten aus; er ſchlug an der Spitze ſeiner Normannen die Griechen bei Janina und belagerte Lariſſa, mußte ſich aber durch die Hinterliſt des griechiſchen Kaiſers Alexius gezwungen nach Salerno zurückziehen. Nach dem Tode ſeines Vaters (1085) entſtand zwiſchen ihm und ſeinem jüngern Bruder Robert ein blutiger Erbfolgekrieg, welcher nur durch die Vermittelung

ihres Oheims, des Grafen Roger von Sicilien (1088) geendigt werden konnte. Robert behielt das Herzogthum; B., dem das Fürstenthum Tarent und einige andere Städte, die ihm zufielen, nicht genügten, suchte sich, was ihm der Wille seines Vaters in Italien versagt hatte, anderwärts mit dem Schwerdte zu erringen. Eine günstige Gelegenheit bot sich bald. Bei der Belagerung von Amalfi (1095), welches sich gegen seinen Bruder empört hatte, kam er mit einigen Kreuzfahrern in Berührung und sein Entschluß, einen Zug nach Palästina zu wagen, fand bei seinen Kriegern einen solchen Beifall, daß er bald mit einem Heere von 10000 Reitern und einer noch größern Anzahl von Fußgängern aufbrechen konnte. Alexius, durch den Anmarsch seines erbittertsten Feindes erschreckt, schickte ihm Boten entgegen und ließ ihn mit den größten Schmeicheleien nach Constantinopel einladen. B., eben so verschmitzt als der griechische Kaiser, eilte bereitwillig seinem Heere voraus und wußte durch seine Geschmeidigkeit am byzantinischen Hofe manche Geschenke und manchen Vortheil zu gewinnen. Er vereinigte sich endlich, nachdem er sogar Alexius den Lehnseid geleistet hatte, mit den übrigen Kreuzfahrern bei Nicäa (1097) und nahm an der Belagerung dieser Stadt Theil. Nach der Schlacht bei Doryläum, welche ohne die noch zur rechten Zeit herbeigeeilte Unterstützung Gottfried's von Bouillon für B. ein nachtheiliges Ende genommen hätte, rückte das Heer vor Antiochia. Die Stadt, welche den fortwährenden Angriffen der Kreuzfahrer acht Monate lang hartnäckig widerstand, fiel endlich (1098) durch Verrath. B., welcher die Unterhandlungen mit dem Verräther Phirus, einem Renegaten, geleitet hatte, erhielt zur Belohnung seiner Dienste das Fürstenthum Antiochien und hatte somit das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche erreicht. Er begleitete zwar das Kreuzheer noch eine Strecke auf dem Wege nach Jerusalem, kehrte aber sodann unter dem Vorwande, Antiochien erheische seine Gegenwart, zurück, um noch mehrere Eroberungen in seinem eigenen Interesse zu machen; aber die Belagerung von Laodicäa mißlang und auf dem Wege nach der Stadt Melitene, deren er sich bemächtigen wollte, wurde er von Danischmend gefangen (1101), der ihn erst nach zweijähriger Haft gegen ein großes Lösegeld wieder in Freiheit setzte. Bei seiner Rückkehr nach Antiochien (1103) fand er sein Land, welches der eben so verständige als tapfere Tankred verwaltet hatte, in gutem Zustande, aber der Kaiser Alexius forderte das eroberte Gebiet als sein Eigenthum zurück. Es kam darüber zu einem langwierigen Kriege, worin B. wegen des Mangels einer Flotte stets den Kürzeren zog. Zu Lande und zu Wasser von den Griechen eingeschlossen wußte er durch List zu entwischen, um sich im Abendlande nach Hülfe umzusehen. Er ging nach Frankreich (1106), wo er Constantia, eine Tochter Königs Philipp I., zur Gemahlin nahm. Schon im folgenden Jahre schiffte er sich wieder nach Griechenland ein und belagerte Dyrrachium, aber der Verlust eines großen Theils seines Heeres zwang ihn bald Frieden zu schließen und nach Italien zurückzukehren. Er war eben im Begriffe, frische Truppen gegen seinen alten Feind einzuschiffen, als ihn zu Canossa (1111) der Tod überraschte und seinen kriegerischen Unternehmungen und ehrgeizigen Plänen ein Ende machte. — Sein Sohn und Nachfolger, **Bohemund II.** (— 1131), nahm, um sich im Besitze des Fürstenthums zu erhalten, Alix, die Tochter des Königs von Jerusalem, zur Gemahlin. In seinen Fehden gegen die Ungläubigen zeigte er stets große Tapferkeit, die aber nicht immer ein glücklicher Erfolg krönte. Sein letzter Feldzug war gegen Armenien gerichtet und schon hatte er die Stadt Kafartab erstürmt, als er in einer gegen Rodwan, den Sultan von Haleb, tollkühn gewagten Schlacht den Tod fand. — Nachdem **Raimund** von Poitou und **Rainald** von Chatillon das Fürstenthum regiert hatten (— 1149), erhielt es **Bohemund III.** (1163 — 1201), ein Sohn Raimund's, ward aber bald nach

dem Antritte seiner Regierung, als er die Burg Harem entsetzen wollte, von Nureddin gefangen und nur durch die Vermittelung des Königs Amalrich von Jerusalem und gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder frei gegeben. Seine Kriege mit dem Fürsten Leo von Cilicien und mit Saladin, noch mehr aber seine eigne Wortbrüchigkeit brachten ihn oft in große Gefahr. — Bohemund IV., der Einäugige (— 1233), nahm nach dem Tode seines Vaters das Fürstenthum trotz der Einsprache Rupin's, eines Sohnes des Fürsten Raimund, in Besitz; er verlor einige Male die Stadt Antiochien, wußte sich aber endlich mit Waffengewalt zu behaupten. — Ihm folgte sein Sohn Bohemund V. (— 1251), welcher einen langwierigen Krieg mit dem Könige von Armenien, Haitho I., führte und sich von den asiatischen Horden den Frieden erkaufen mußte. — Unter seinem Sohne und Nachfolger Bohemund VI. (— 1274) eroberte der Sultan Bibars Antiochien (1268) und ließ die Einwohner über die Klinge springen. — Bohemund VII., ein Sohn des vorigen, verlegte die Residenz nach Tripolis und leistete dem Könige von Sicilien und Jerusalem, Karl I., den Lehnseid, aber der Sultan Kalawun hatte die Eroberung seines Landes beschlossen; Laodicäa wurde genommen und B. starb (1287) noch zur rechten Zeit, um nicht die Erstürmung von Tripolis zu erleben. Mit ihm endigt das Fürstenthum Antiochien. 66.

Bohnen, franz. frotter; engl. rub with wax, nennt man das Glätten und Poliren der Hausgeräthe von Nußbaum oder anderm guten Holze, z. B. Schränke, Tische, Kugeln, Säulen, auch des Fußbodens. Dieß Glätten geschieht vermittelst eines dazu bestimmten Wachs- oder Bohnlappens, welcher von Wachs getränkt ist. Stuhlmacher, Tischler, Drechsler reiben ihre zu bohnende Arbeit mit gewissen Polirhölzern, mit stumpfen und scharfen Bürsten und zuletzt mit einem wollenen Tuche (s. d. Artt. Poliren, Politur). 43.

Bohnenberger (Johann Gottl. Friedr.), geb. zu Simmozheim im Würtembergischen den 5. Juni 1765, erhielt seine Bildung zu Tübingen und Stuttgart und ward 1803 Professor der Mathematik, Physik und Astronomie zu Tübingen. Die Liebe zu der ihm heimisch gewordenen Stadt veranlaßte ihn, die Einladungen in den östreichischen Generalstab und an die Universitäten zu Petersburg und Bologna abzulehnen. Durch seine Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung (Göttingen 1795), seine Astronomie (Tübingen 1811) und seine Anfangsgründe der höhern Analysis (Tübingen 1812) hat sich B. in der literarischen Welt einen bedeutenden Ruf erworben. Auch ist er der Erfinder der nach ihm benannten Schwungmaschine (s. d. Art.), die in dem Schriftchen „Beschreibung einer Maschine zur Erläuterung der Gesetze der Umdrehung der Erde um ihre Axe und der Veränderung der Lage der letztern" (Tüb. 1817) ausführlich beschrieben worden ist. B. starb zu Tübingen am 19. April 1831. 26.

Bohse (August), als Schriftsteller unter dem Namen Talander bekannt, geb. zu Halle 1661, hielt nach vollendeten Studien abwechselnd zu Hamburg, Dresden, Halle und Frankfurt Privatvorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit und ward zuletzt Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, wo er 1730 starb. Er soll der Erste unter den Deutschen gewesen sein, welcher die Schriftstellerei ausschließend als Erwerbsquelle betrachtete; an Fruchtbarkeit wetteifert er mit den bedeutendsten Vielschreibern der neueren Zeit. Der ungewöhnliche Beifall, dessen sich seine phantasie- und kraftlosen Romane (wie z. B. „der Liebesirrgarten", „Liebeskabinet der Damen", „der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesprobe" ꝛc.), welche dabei alle von nicht geringem Umfange sind, zu erfreuen hatten, läßt sich nur durch die gänzliche Geschmacklosigkeit der damaligen eleganten Welt, für welche er ausdrücklich schrieb, erklären. Sein Styl, welchen er auch in theoretischen Werken („deutsche Redekunst und Briefverfassung,'

„Einleitung zur deutschen Oratorie") seinen Zeitgenossen als Muster aufzudringen suchte, ist ein buntes, unerträgliches Gemisch von den fremdartigsten Bestandtheilen. 67.

Bojardo (Matteo Maria, Graf), Herr von Scandiano, Dichter des Orlando innamorato, wurde 1434 zu Scandiano geboren, studirte zu Ferrara Jurisprudenz, Sprachen und schöne Wissenschaften, wurde Doctor der Rechte und Philosophie, und trat dann in die Dienste des Herzogs Borso von Ferrara. Von diesem, wie auch von dessen Nachfolger wurde er zu wichtigen Ämtern befördert und mit vieler Auszeichnung behandelt. Er starb als Statthalter zu Reggio in der Nacht vom 20—21. Dec. 1494. Als Dichter gebührt ihm eine Stelle unter den ersten Epikern seiner Nation und obgleich sein Orlando innamorato durch Ariosto's Orlando furioso fast ganz in Vergessenheit gerathen ist, so muß doch der entschiedene Werth desselben anerkannt und der Umstand berücksichtigt werden, daß Ariosto aus dem Werke B.'s eine Menge unverarbeiteten Stoffes entnehmen, und nach seinem eignen Plane verarbeiten konnte. — Es lebten nämlich die Sagen über Karl den Großen und seine Kriegshelden in Romanzen schon seit langer Zeit unter den Volksdichtern Italiens fort. Luigi Pulci war der Erste, welcher ein größeres romantisches Gedicht aus diesen Romanzen verfertigte, allein er behielt den gemeinen Bänkelsängerton und die niedrige Volkssprache bei. Da beschloß B., diese alten herrlichen Überlieferungen in einer edlern Sprache in einem großen epischen Gedichte zusammenzustellen. Roland war der Held, den er im vollen Glanze des alten Ritterthums darstellte und die Liebe ist es, die den Helden zu seinen herrlichen Thaten begeistert. So lieferte B. nach und nach 79 Gesänge, wurde aber an der Fortsetzung durch den Tod verhindert. Ariosto faßte die Idee auf und setzte den Orlando nach seiner eigenthümlichen Ansicht fort. B.'s Werk trat jetzt in das Dunkel zurück und erst in der neuern Zeit hat man den Werth desselben, besonders in Deutschland, wieder erkannt. Bekannter ist die Parodie Berni's und die Überarbeitung Domenichi's. Reine Originalausgaben aber des Bojardo'schen Werks sind höchst selten und größtentheils nur unvollständig anzutreffen. 22.

Bojaren, eigentlich (slawonische) Krieger, sind bei den slawischen Völkern der Adel. In Rußland nannte man sonst die höchsten Reichsbeamten aus den ersten adeligen Familien also; Peter I. hob sie auf und setzte an ihre Stelle die Reichsräthe. Den sämmtlichen Adel aber bezeichnet man hier auch mit dem Namen Bojaren. In der Moldau bilden die B. die Nachkommen früherer und die Familien regierender Fürsten so wie den gesammten hohen Adel, wogegen sie in der Wallachei Boiladen heißen. Sehr reich machten sie in beiden Provinzen meist Partei gegen die Fürsten. 32.

Bose, s. Baake.

Boji, der Name eines celtischen Volksstammes, welcher wahrscheinlich mit andern celtischen Horden aus Asien in Deutschland einwanderte. Die Bojer hatten in den frühesten Zeiten die Länderstrecke vom Bodensee bis zum Platensee (Peiso), also das heutige Baiern, Östreich und Ungarn inne, und behaupteten sich hier unter fortwährenden Kämpfen mit ihren Nachbaren sogar siegreich gegen die Cimbern, bis sie endlich im J. 87 v. Chr. von den Daciern überwältigt wurden. Ein Theil zog nach Helvetien und wurde später von Cäsar in das Land der Äduer versetzt, die Übrigen gingen über die Donau und stifteten ein neues Reich, welches den Namen Bojohemum (Bojenheim, Böheim) erhielt. Ihre frühern Wohnplätze blieben lange Zeit öde und wurden deserta Bojorum genannt. Doch das neue Reich erhielt sich nicht lange; es wurde eine Beute des Markomannenfürsten Marbod, und die Bojer, welche sich mit ihren Überwindern ver-

schmolzen, kommen von dieser Zeit in der Geschichte nicht mehr als selbstständiges Volk vor. Doch hat sich ihr Name im Lande erhalten. 36.

Boileau (sr. Boalo), Nicolaus, mit dem Beinamen Despréaux, der größte satyrische Dichter Frankreichs, der jüngste Sohn des Parliamentsactuars Gilles Boileau, wurde am 1. Novbr. 1636 in Paris geboren, studirte im Collegium Harcourt und Beauvais, und wurde bereits 1656 unter die Parliamentsadvocaten aufgenommen. Allein seine Abneigung gegen die Jurisprudenz bestimmte ihn sich zur Theologie zu wenden und da ihm auch dieß nicht zusagte, so beschloß er, im Besitze eines kleinen nach dem Tode seines Vaters (1657) ererbten Vermögens, in völliger Unabhängigkeit nur der Dichtkunst zu leben. Schon früher nämlich hatte er sowohl die alten als auch die Dichter seiner Nation mit außerordentlicher Vorliebe studirt; er fühlte Beruf zur Poesie in sich und seine ersten Versuche satyrischer Gattung wurden von seinen Freunden, denen er sie im Manuscripte vorlas, gut beurtheilt und durch Abschriften verbreitet. Eine unächte Ausgabe derselben, welche 1665 zu Rouen erschien, bestimmte ihn, sie selbst herauszugeben. So erschienen zuerst 7 seiner Satyren im J. 1666, die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden. Cotin und Andere, die darin angegriffen worden waren, ließen mehrere Schriften gegen B. erscheinen, wodurch dieser veranlaßt wurde, im J. 1667 seine gelungenste Satyre, die 9. drucken zu lassen. Der König, Ludwig XIV., dem er in mehreren Episteln reichlichen Weihrauch gestreut hatte, ertheilte ihm 1672 eine Pension von 2000 Livres und ein Privilegium für alle seine Schriften. 1674 erschien ein größeres satyrisches Gedicht „le lutrin" (das Chorpult) und „l'art poëtique." 1684 wurde er Mitglied der académie française und bald darauf auch der académie des inscriptions. Sein Streit mit Perrault, gegen den er den Vorzug der Alten vor den Neuern vertheidigte, so wie die Kämpfe mit den Jesuiten, gegen die er seine letzte Satyre „sur l'équivoque" richtete, fallen in eine noch spätere Zeit. Von 1705 an, wo seine Kränklichkeit überhand nahm, lebte er zurückgezogener im Kreise einiger Freunde und besuchte auch den Hof nicht mehr. Doch dichtete er bis an seinen Tod, den 13. März 1705. — B. gehört unbedingt zu den größten Dichtern Frankreichs, was auch seine Gegner dagegen sagen mögen. Was ihm an glänzender Phantasie und lyrischem Schwunge abgeht, ist reichlich durch Witz, trefflichen Verstand und Beobachtungsgeist ersetzt, gerade die nothwendigsten Erfordernisse des Satyrikers. Seine Sprache ist rein und edel, seine Verse musterhaft und keine Spur des Geckenhaften und Abgeschmackten der damaligen franz. Poesie anzutreffen. Drum war sein Einfluß auf die Richtung derselben so entscheidend und bis heute fortdauernd. Man kehrte zur Wahrheit und Natur zurück; kurz der Geschmack erhielt durch ihn eine ganz andere und bessere Richtung. Besonders gebührt dieß Verdienst seinem höchst verständigen und schön geschriebenen Lehrgedichte, l'art poëtique, welches allerdings nicht so sehr allgemeines als Nationalinteresse hat. Das Pult (le lutrin) ist besonders reich an witzigen Wendungen und mannichfachen Abwechselungen und wird daher für das gelungenste seiner Werke gehalten. Die Satyren, obgleich größtentheils Nachahmungen des Horaz, wenigstens hinsichtlich der Form, stehen durch ihre würdige Haltung und treffenden, doch in Schranken der Moral bleibenden Witz als classische Muster da. Unter seinen fließend und verständlich geschriebenen Schriften sind besonders hervorzuheben: „Traité du Sublime ou du Merveilleux dans le Discours, traduit de Grec de Congin"; „Discours sur le style des Inscriptions" und „les Heros de Roman." Die besten Ausgaben B.'s sämmtlicher Werke, die schon bei seinen Lebzeiten oft herauskamen, sind: die von Brosette, Genf 1716; von Picart, Amsterdam 1718 mit Kupfern; von Souchay ebenfalls mit Kpfrn. und die von Didot, Paris 1781. Auch in Berlin und Dresden sind mehrere Nachdrücke derselben erschienen. 22.

Boisseree'sche Gemäldesammlung. Den Gebrüdern Sulpize und Melchior Boisseree und ihrem Freunde Bertram von Köln gebührt eine ausgezeichnete Stelle in der Kunstgeschichte. Ihren rastlosen Bemühungen verdanken wir die Entdeckung einer eigenthümlichen, ursprünglich deutschen Malerschule, welche unabhängig von jedem fremden Einflusse im Laufe des XIV. Jahrh. am Niederrheine emporblühte und in der ersten Hälfte des XV. Jahrh. durch Johann von Eyck zur Vollendung gelangte. Die alte Welt war durch militairisches und politisches Unheil in Elend versunken, fast aller Kunstsinn war verschwunden und die spärlichen Überbleibsel hatten sich nach Byzanz, dem einzigen Asyle in damaliger Zeit, geflüchtet. Die Malerei beschränkte sich auf Bilder der Heiligen und da diese nach einem einmal feststehenden Typus gearbeitet werden mußten, so ward sie starr und trocken bis zum völlig Unnatürlichen. Dieser verdorbene Geschmack konnte nicht ohne den nachtheiligsten Einfluß auf die übrige Welt sein, da man sich nach den byzantinischen Mustern bildete und man findet daher in Italien und am Niederrheine, besonders in Köln, vieles jener düstern Schule durchaus Ähnliche. Erst mit dem XIV. Jahrh. wandten die niederrheinischen Maler sich wieder allmählig zur Natur hin und vielleicht nirgends treten die Nationalcharakter und die klimatische Einwirkung so schön hervor, als gerade bei ihnen, doch bleibt die hergebrachte Manier immer noch sichtbar bis zu Johann von Eyck. Wir glauben diese Schule und zugleich die Boisseree'sche Gemäldegallerie nicht besser charakterisiren zu können, als durch Aufführung der vorzüglichsten Meister und durch Angabe ihrer gelungensten Werke, welche sich in besagter Sammlung befinden. Die Gemälde aus der frühsten Zeit geben sich sogleich zu erkennen durch den Goldgrund, oft mit wunderlichen tapetenartigen eingestempelten Blumen, durch den eingedruckten Heiligenschein um das Haupt der Figur, worin der Name zu lesen ist. Eine heil. Veronika, eine Kreuzigung, eine Krönung Mariá u. a. m. in der Boisseree'schen Sammlung beweisen das Gesagte zur Genüge. Selbst Wilhelm von Köln, der berühmteste der ältesten Meister, konnte sich von dieser Manier noch nicht lossagen. Der Stifter und Begründer der nationalen deutschen Malerei im eigentlichsten und strengsten Sinne ist Johann von Eyck (1391—1740), sein Einfluß bleibt bis auf die Werke der spätesten Meister sichtbar. Er ließ zuerst den Goldgrund hinweg und gewann dadurch für seine Kunst Alles, was unsere Erde schmückt, die ganze sichtbare Welt. Seine mathematischen Kenntnisse leisteten ihm bei Behandlung der Fernen die vortrefflichsten Dienste, wie denn auch in seinen Werken eine vollkommene Kenntniß der Linienperspective wahrzunehmen ist. Auch die Zubereitung der Ölfarben verdanken wir den chemischen Kenntnissen dieses Meisters. Seine Gemälde zeichnen sich durch die höchste Naturwahrheit und Ungezwungenheit, durch Poesie der Gedanken, durch Klarheit und Lebendigkeit der Auffassung aus. An Colorit und Beleuchtung hat er, wenn man so sagen darf, die Natur überboten, ohne ihr untreu zu werden. (Eine herrliche Trilogie aus dem Leben der Madonna, Verkündigung, Anbetung der Weisen und Jesus Darbringung im Tempel; der Evangelist Lucas, die Madonna malend, u. a. m. in der Boiss. Samml.). Die bedeutendsten Nachfolger dieses Meisters sind: Hans Hemling (1439—1500), welcher nicht nur alle Eigenschaften van Eyck's in sich vereinigt, sondern ihn auch noch an Correctheit übertrifft. (Der Männaregen, ein heil. Christoph, ein Christuskopf sind nebst andern herrlichen Gemälden dieses Meisters die Zierde der Boisseree'schen Gallerie.) Johann von Schoreel (1495—1566) steht wohl in seiner Manier Johann von Eyck am nächsten. (Der Bethlehemitische Kindermord, zugleich eine herrliche Landschaft, neben dem höchsten Schmerze die tiefste Ruhe! der Tod Maria's, schreckenloser, rührender kann der Tod nicht dargestellt werden.) Johann von Mabuse (1500—1562) steht würdig neben seinen großen Vor-

gängern. (Eine Kreuzigung, eine Madonna, ein Erzengel Michael sind unübertreffliche Meisterstücke.) Außer diesen Hauptbildern besitzt die Boiss. Sammlung noch Werke von Hugo van der Goes, Michael Coxis (Beide ausgezeichnet in der Darstellung weiblicher Gestalten), Quentin Messis, schon mehr nach Effekt haschend, Barent von Brüssel, Schüler Raphael's, Albrecht Dürer, Hans Holbein, Johann Schwartz, Johann von Kalkar, Lucas Cranach, Martin Hemskerk u. A. m. Hemskerk (1498—1574), in Italien verbildet, verließ die Art seiner großen Vorgänger, setzte an die Stelle der einfachen Natur kleinliche Künstelei und trug bedeutend zum schnell hereinbrechenden Untergange der ächt deutschen Kunst bei. Nach diesen kurzen Andeutungen mag man den Reichthum der Boisserée'schen Sammlung, welche jetzt mehr als zweihundert Gemälde altdeutscher Meister enthält, beurtheilen. Und von allen diesen Schätzen hatten man bis zum Beginne dieses Jahrhunderts keine Ahnung! Überschätzung alles Ausländischen und Nichtachtung des Einheimischen ließen die kostbaren Meisterstücke in Staub und Moder verderben, und nur dem Zufalle verdanken wir die Erhaltung des noch Vorhandenen. Bei der Occupation des Rheins durch die Franzosen wurden die Kirchen und Klöster durch die Regierungscommissaire ausgeräumt und was sich vorfand an Trödler versteigert. Die Gebrüder Boisserée, von dem Wunsche beseelt, die alten Denkmale vom unverdienten Untergange zu retten, kauften Manches um einen geringen Preis an sich, ohne gerade eine Sammlung zu beabsichtigen. Erst die Überzeugung von dem Dasein einer niederrheinischen Malerschule führte sie zu diesem glücklichen Gedanken. Nun ward aber auch ihre anfängliche Liebhaberei zur Leidenschaft, keine Aufopferung war ihnen zu groß, alle ihre Zeit, ein Theil ihres Vermögens wurde darauf verwendet, kostspielige Reisen wurden gemacht, um den einmal gefaßten Vorsatz auszuführen, und so gelang es ihnen, eine Gallerie zu schaffen, wie wohl schwerlich wieder eine zusammengebracht wird und die man eine lebendige Geschichte der altdeutschen Malerei nennen möchte. Im J. 1811 zogen sie mit ihren Schätzen nach Heidelberg, wo sie von allen Fremden mit lebhaftem Interesse betrachtet wurden, bis der König von Würtemberg, welcher sich bei seiner Anwesenheit in dieser Stadt (1818) von der Unzulänglichkeit auch der größten Privatwohnung für eine so herrliche Sammlung überzeugte, den Besitzern ein geräumiges Gebäude in Stuttgart anwies, wohin die Gallerie 1819 versetzt wurde. Bald darauf verbanden sie sich mit dem ausgezeichneten Lithographen Strixner, um auch denen, welche das Glück nicht haben, die Originale zu bewundern, durch gelungene Lithographien die hohe Vollendung dieser Meisterwerke anschaulich zu machen. Das Werk begann 1821 (München, bei Cotta) und ist jetzt bis zur 35. Lieferung vorgerückt. Im J. 1827 wurde die Sammlung vom Könige von Baiern angekauft und nach München gebracht. 66.

Bolero, s. Fandango.

Boleyn, Anna, Tochter des Ritters Thomas B., nachmaligen Grafen von Wiltshire und der Elisabeth, gebornen Herzogin von Norfolk, ward geboren zu London 1507. Ihre Geschichte beweist, daß sie, munter und liebenswürdig, von Kindheit an die Gunst des Königs von England, Heinrich's VIII., in hohem Grade besaß. 1514 begleitete sie schon des Königs Schwester Maria, seit Kurzem Verlobte Ludwig's XII. von Frankreich, dahin, und kehrte, als die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich auszubrechen schienen, 1522 auf Befehl Heinrich's, wo sie am Hofe Franz I. unter dem Schutze dessen Gemahlin Claudia's gelebt hatte, nach England zurück. Französische Erziehung, anmuthiger Gesang und Tanz so wie die ihr eigne Lebhaftigkeit machten den lebhaftesten Eindruck auf Heinrich, und dieser wagte ihr seine Absichten zu entdecken, nachdem er den Grafen von Northumberland, der um sie geworben,

von ihr verdrängt hatte. Mit Unwillen gab sie dem König zu erkennen, „sie werde nie einwilligen, seine Buhlerin zu werden, so glücklich es sie machen könne, seine Gattin zu sein" (1525). Länger als ein Jahr setzte sie diesen Widerstand fort, den sie zugleich mit so viel Schmeichelei milderte, daß sie seine Hoffnungen nie ganz erlöschen ließ, und als sie sich (Mitte 1528) auf dem Landsitze ihres Vaters in Kent aufhielt und sich der König zu seiner Gemahlin Katharina mehr hingezogen fühlte, bot sie Alles auf, um sich seiner Gunst mehr und mehr zu versichern, und wurde auch, während der nun sehr lebhaften Unterhandlungen des Königs mit dem Papste wegen seiner wo möglich zu bewirkenden Scheidung von Katharinen, zurück nach London berufen, nachdem der König seine Gemahlin nach Greenwich geschickt hatte (Ende d. J.). Anna erhielt einen fürstlichen Hofstaat, eine reich meublirte Wohnung neben der des Königs angewiesen und der Hof erschien täglich bei ihrem Lever, wie vordem bei der Königin. Zu dieser Zeit hieß es am Hofe, sie nähme den Platz der Königin ein, und Hoffnung oder Schwangerschaft nöthigten den König, den Ehescheidungsproceß sofort zu beginnen, der den 18. Juni 1529 seinen Anfang nahm. Anna fing am Hofe an zu herrschen, und nach dem Sturze und bald darauf erfolgten Todte (29. Novbr. 1530) des großen Ministers Wolsey war es Anna, die durch ihren Oheim, den Herzog Norfolk und ihren Vater im Cabinet gebot. Als Karl V. die Ehre seiner Tante zu beschützen fortfuhr, der Papst seine Einwilligung zur Scheidung nicht gab und deßhalb Heinrich zu schwanken begann, sah man schon Anna's Fall voraus; Cromwell's (s. d. Art.) kühne Verschlagenheit rettete sie aber, indem er dem Könige zur Übernahme der seither vom Papste angemaßten Auctorität rieth. Anna ward im Septbr. 1532 zur Marquise von Pembrocke erhoben, und da sich bald darauf ihre Schwangerschaft zeigte, am 25. Jan. 1533 heimlich dem Könige vermählt. Am Vorabend vor Ostern gab Heinrich den Befehl, ihr die der königlichen Gemahlin gebührende Ehrenbezeugung zu erweisen, womit zugleich die Ehe für eine öffentliche erklärt wurde. Nach der Ehescheidung des Königs von Katharinen durch den Erzbischof ohne Zustimmung des Papstes (23. Mai) wurde A. als Königin von England bei ungewöhnlicher Pracht gekrönt und gebar den 7. Septbr. zum unaussprechlichen Verdrusse des Königs eine Tochter, die nachher so berühmte Elisabeth (s. d. Art.). Zwar that der Papst Clemens VII. das königliche Paar in den Bann, der aber durch die baldige Trennung Englands von der römischen Kirche (30. März 1534) erfolglos blieb. — Anna besaß nicht lange die Liebe des Königs. Am 29. Jan. 1536 wurde sie von einem todten Knaben entbunden, wobei der König seinen Verdruß nicht länger unterdrücken konnte; seine Gemahlin verhehlte ihm aber nicht, daß dieser Unfall eine Folge ihrer Entdeckung seiner Zärtlichkeit für Johanna Seymour (eine ihrer Kammerfrauen) sei. Aber auch zu Anna's Nachtheil hatten sich bereits üble Gerüchte am Hofe verbreitet und ein Lanzenbrechen zu Greenwich (1. Mai) gab Veranlassung zu ihrer Einkerkerung in den Tower. Sie hatte ihr Schicksal voraus gesehen. Der Schmerz hierüber schien ihren Verstand verwirrt zu haben, indem sie in der tiefsten Schwermuth plötzlich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. Vor einer Commission von Lords in der Halle des Towers der Blutschande mit ihrem Bruder, Lord Rocheford, und der fleischlichen Lust mit Norris, Brereton und Andern, so wie als Mitverschworne gegen des Königs Leben angeklagt (15. Mai), wurde sie, ungeachtet sie jeden Klagpunkt mit schlagenden Gründen widerlegt hatte, zum Tode verurtheilt. Heinrich schien sie aus mächtigen aber unbekannten Beweggründen zu verfolgen. Der Erzbischof Cranmer mußte hierauf auch diese, von ihm für gut und gültig anerkannte, Ehe jetzt wieder für null und nichtig erklären (17. Mai). Auf dem Grasplatze im Tower wurde sie hierauf in Gegenwart mehrerer Großen des Reichs, nachdem sie noch zuvor des Königs Güte und

Gnade im Allgemeinen gerühmt hatte, am 19. Mai 1536 enthauptet. Ihr Leichnam wurde in der Kapelle des Towers beerdigt, im 4. Monate nach der Königin Katharina Tode. Am folgenden Morgen vermählte sich Heinrich mit Johanna Seymour (s. Heinrich VIII. v. England). Das allgemeine Urtheil über Anna wird durch die widersprechenden und unerwiesenen Angaben ihrer Freunde und Feinde in Ungewißheit erhalten; so viel ging aus Muthmaßungen hervor, daß sie sich unbesonnen betragen und ihren Rang vergessen haben mochte. Die Proceßacten sind (vielleicht durch ihre Freunde) verloren gegangen. Nach John Lingard's Geschichte von England a. d. Engl. von v. Salis VI Bd. 1828. 25.

Bolingbroke (Heinrich St. John, Lord Viscount), geb. 1672 zu Battersea in der Grafschaft Surrey, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner, die England je gehabt hat, berechtigte, von der Natur äußerlich und innerlich verschwenderisch ausgestattet, schon in seiner Jugend zu den glänzendsten Erwartungen. Nach Vollendung seiner Studien zu Oxford führte er einige Zeit ein wüstes höchst ausschweifendes Leben bis zu seinem 28. Jahre, wo er heirathete, und für den Flecken Wotton-Basset in das Unterhaus eintrat. Seine glänzende Beredtsamkeit, mit der er die Sache der Torys, zu denen er übergetreten war, vertheidigte, verschaffte ihm großes Ansehn und sein Einfluß wuchs so schnell, daß er 1704 als Kriegs- und Marinesecretair in das Ministerium berufen wurde. Doch gelang es der Partei der Wighs, an ihrer Spitze Marlborough, die Torys 1708 vom Staatsruder zu verdrängen. B., dessen Stelle Robert Walpole, von jetzt an sein erbittertster Gegner, einnahm, zog sich einige Zeit zurück, trat aber schon 1710, nach dem Sturze des Herzogs von Marlborough, als Staatssecretair in das Ministerium wieder ein. Unter beständigen Kämpfen mit der Gegenpartei bot er Alles auf, dem Bruder der Königin Anna die Succession, die ihm bereits durch Parliamentsbeschluß abgesprochen war, zu sichern, und brachte endlich trotz der größten Hindernisse von innen und außen den Frieden zu Utrecht zu Stande. Die Torys setzten dennoch den Ausschluß des Prätendenten durch, und eben hatte B. die Entlassung seines Gegners, des Grafen Oxford, aus dem Ministerium bewerkstelligt, um desto kräftiger den Angriffen seiner Feinde begegnen zu können, als die Königin Anna starb (1. Aug. 1714), und Georg I. aus dem Hause Hanover den Thron bestieg. B. wurde entlassen und flüchtete, die Rache seiner Feinde fürchtend, im Mai 1715 nach Frankreich. Im September desselben Jahres wurde er des Hochverraths für schuldig erklärt und aller seiner Güter und Würden beraubt. Jetzt, aller Hoffnung auf Rückkehr nach England entsagend, schloß er sich an den in Frankreich lebenden Prätendenten an, und bot Alles auf, um ihm einen günstigen Erfolg seiner Unternehmung zu sichern. Allein Ludwig XIV., im Geheimen der Freund desselben, starb; ein Zug nach Schottland scheiterte, und B., seinen Mißgriff einsehend, trat mit dem englischen Gesandten in Paris, Grafen von Stair, welcher deßhalb von seinem Hofe Instructionen erhalten hatte, in Unterhandlungen (1716). Seine Feinde wendeten Alles an, um seine Rückkehr zu hintertreiben; doch erhielt er endlich die Erlaubniß dazu im J. 1723. Auch seine Güter bekam er 1724 zurück; allein die Pairschaft konnte er nicht wieder erlangen, und blieb deßhalb für immer vom Oberhause ausgeschlossen. Doch sein Ehrgeiz ließ ihn nicht in Unthätigkeit leben, und da er für seine Partei nicht öffentlich sprechen durfte, so trat er in vielen Flugschriften und Abhandlungen als entschiedener Gegner des Ministeriums auf. Seine Bemühungen waren vergebens, deßhalb begab er sich 1736 nach Frankreich und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften bis 1743, wo er nach England zurückkehrte, um Titel und Würden seines verstorbenen Vaters in Besitz zu nehmen. Die letzten Lebensjahre brachte er auf seinem Schlosse Battersea im Umgange mit Freunden und fortwährenden Stu-

dien zu und starb daselbst im November des Jahres 1751. — Außer einer Menge politischer höchst geistreich geschriebener Schriften und den lettres on the study and use of History hat sich B. durch seine kühnen Angriffe auf die Religion besonders berühmt gemacht. Er war Freigeist und läugnete überhaupt die Nothwendigkeit nicht nur einer geoffenbarten, sondern auch der natürlichen Religion. Seine Gründe bestechen, sind aber mehr glänzend als treffend. Vergeblich suchte man seine Werke zu unterdrücken; eine Gesammtausgabe derselben erschien 1769 in 11 Bänden zu London unter dem Titel: Philosophical and political Works; und eine zweite 1809 ebenfalls zu London. 22.

Bolivar, Simon, genannt el Libertador, der Befreier, in gewisser Beziehung der Washington Südamerikas, geb. am 25. Juli 1783 zu Carracas in der Provinz Venezuela, glänzt durch Muth, Geistesgegenwart, Freiheitssinn und Ausdauer unstreitig als der erste unter den Männern, welche sich im Kampfe für Unabhängigkeit gegen Spanien ein rühmliches Andenken bei der Mit- und Nachwelt errungen haben. Die Jugend dieses merkwürdigen Mannes bietet nichts Auffallendes dar. Seiner Eltern frühzeitig beraubt (sein Vater, Don Juan Vicente Bolivar y Poete, starb 1786 und seine Mutter 1789) stand er bis zum 14. Jahre seines Lebens unter der Leitung seines Onkels, Marquis de Palacios, und reiste dann, um Jurisprudenz zu studiren, nach Madrid. Nach Vollendung seiner Studien, die er mit der allen Creolen, so auch ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit weniger gründlich als allgemein umfassend betrieben hatte, besuchte er Italien, die Schweitz und Frankreich, begab sich hierauf wider nach Madrid, verheirathete sich dort und kehrte (1803) in sein Vaterland zurück. Der baldige Tod seiner von ihm sehr geliebten Gemahlin bestimmte ihn zu einer zweiten Reise nach Europa, und hier, während seines Aufenthaltes zu Paris, scheint der schon früher in ihm aufgedämmerte Gedanke, sein Vaterland vom spanischen Joche zu befreien, zum Entschlusse gereift zu sein. Noch mehr darin befestigt wurde er durch einen Besuch der nordamerikanischen Freistaaten auf seiner Rückreise im Jahre 1809. Zugleich bot sich in der Ausführung dieses Planes seinem Ehrgeize und Thatendurste ein weites Feld dar, und wohl mag ihm in der Ferne die Möglichkeit vorgeschwebt haben, seinem Volke das zu werden, was der Gegenstand seiner unbegrenzten Verehrung, Napoleon, den Franzosen bereits geworden war. So schloß er sich denn sogleich nach seiner Rückkunft an den bereits im Stillen für den großen Zweck wirkenden Verein an. Endlich, am 19. April 1810 brach der Aufstand zu Carracas offen aus; eine Junta wurde eingesetzt, und B. nebst Don Luis Lopez y Mendez nach England geschickt, um dieses für das Interesse des entstehenden Staates zu gewinnen. Im September des folgenden Jahres langte er mit Waffen und andern Kriegsbedürfnissen wieder in Carracas an, und trat nun von Miranda zum Oberstlieutenant ernannt auf dem Kampfplatze in Venezuela thätig auf. Allein durch einen erfolgreichen Aufruhr der spanischen Kriegsgefangenen zu Puerto Cabello, welches B. gegen den Feind behaupten sollte, kam dieser wichtige Platz und mit ihm ganz Venezuela wieder in die Hände des spanischen Generals Monteverde (1812). B. flüchtete sich mit mehrern seiner Kampfgenossen auf die Insel Curaçao, trat aber noch in demselben Jahre in die Reihen der Patrioten von Neugranada, welche bereits mit Glück den Kampf gegen Spanien begonnen hatten, nahm Teneriffa, verjagte die Spanier aus ihren Stellungen am Magdalenenflusse, und rückte endlich, nachdem er die Feinde unter Correa aus Neugranada zurückgetrieben, unterstützt von der Regierung zu Cartagena, in Venezuela ein, um auch dieses von den Spaniern zu säubern. Gereizt durch die grausame Behandlung, welche die Anhänger der Freiheit durch Monteverde erlitten, erließ er am 13. Jan. 1813 ein denkwürdiges Manifest, in welchem er alles Kriegsrecht aufhob und keinen

Spanier zu schonen befahl. Durch tägliche Verstärkungen gelang es ihm endlich, die Spanier nach mehrern Siegen auf den Besitz von Puerto Cabello zu beschränken, und am 4. Aug. 1813 zog er an der Spitze seiner Armee zu Carracas ein. Die höchste Gewalt, die er jetzt schon der Lage der Dinge nach haben mußte, wurde ihm durch Ernennung zum Dictator durch einen Conventsbeschluß vom 2. Jan. 1814 feierlich bestätigt. Es kann ihm aber, wie oft geschehen, wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß er die unsichere Lage des jungen und durch den unruhigen Geist der Bewohner täglich gefährdeten Staates durch streng militairische Maßregeln und anscheinende Härte zu befestigen suchte, eben so wenig verdient er deßwegen Tadel, daß er mit Zusammenberufung des Congresses und Einführung einer Verfassung zauderte, denn die äußere Sicherheit der Republik war bei weitem noch nicht festgestellt. Die Spanier unter Boves rückten abermals unter Verheerungen und Grausamkeiten aller Art in das Feld, und B. mußte, trotz der angestrengtesten Bemühungen, nach dem Verluste der Schlacht bei la Puerta (11. Juli 1814) Venezuela den Spaniern nochmals überlassen. Er begab sich nach Cartagena und zwang, von der Regierung beauftragt, die Provinz Cundinamarca zur Vereinigung mit Neugranada, wurde aber an der Ausführung seines Planes, den Spaniern Santa-Marta zu entreißen, durch Mißhelligkeiten unter den Patrioten selbst verhindert, und legte nach der Landung einer bedeutenden spanischen Armee unter Morillo (im März 1815) auf der Insel Marguerita das Commando nieder. Von Jamaica aus, wo er zuerst seinen Aufenthalt genommen hatte, begab sich der rastlose Kämpfer nach Haiti, sammelte die dorthin geflüchteten Liberalen unter seine Fahne und segelte im März 1816 nach Marguerita ab, mußte aber nach dem Verluste einer Schlacht gegen den General Morales wieder nach Haiti zurückkehren. Allein seiner außerordentlichen Thätigkeit gelang es, eine zweite Expedition zu Stande zu bringen, und schon im December dieses Jahres landete er abermals auf Marguerita, errichtete zum Oberhaupte der Republik Venezuela ernannt eine Regierung, organisirte die Truppen, und manövrirte im Vereine mit Santander, Paez u. A. so glücklich gegen die Spanier, daß endlich am 17. Decbr. 1819 durch den Congreß zu Thomas d'Angustura die Vereinigung von Carracas und Neugranada unter dem Namen der Republik Colombia decretirt wurde. B., zum Präsidenten derselben mit dictatorischer Gewalt ernannt, zwang hierauf den General Morillo im Novbr. 1820 zu einem Waffenstillstande und befreite endlich durch den entscheidenden Sieg, welchen er am 24. Juni 1821 über den Nachfolger desselben La Torre erfocht, Colombia für immer von den Spaniern. Die neue Verfassung der Republik wurde am 30. Aug. 1821 publicirt. — Doch dem gewandten Geiste B.'s entging nicht die Gefahr, die Colombia fortwährend bedrohte, wenn Peru in den Händen der Spanier blieb. Quito hatte er bereits 1822 von den Spaniern gesäubert, und 1823 rückte er zu demselben Zwecke in Peru ein. Von dem Congresse zu Lima zum Dictator ernannt, gelang es ihm, obgleich anfangs zurückgedrängt, durch einen vollständigen Sieg im August 1824, welcher durch eine zweite Niederlage der Spanier bei Ayacucho entscheidend wurde, die Unabhängigkeit des neuen Staates sicher zu begründen. Oberperu constituirte sich selbstständig, ernannte B. zum immerwährenden Dictator, und nahm den Namen Bolivia an und Peru wählte ihn 1826 ebenfalls zum lebenslänglichen Präsidenten. Daß jetzt der Befreier Südamerikas auf der Höhe seines Glücks in einem für wahre Freiheit noch nicht empfänglichen und von verschiedenartigen Interessen bewegten und von Natur leicht beweglichen Volke eine große Anzahl Feinde finden mußte, war vorauszusehen. Getäuschter Ehrgeiz, überspannte Erwartungen und irre geleiteter Freiheitssinn sahen bald in B., der sich allerdings in seiner Unumschränktheit nicht immer klug genug benahm, den

künftigen Usurpator und Unterdrücker der Freiheit. In Colombia, wo während seiner Abwesenheit in Lima Santander die Regierung führte, brachen Unruhen aus (1826); doch unterdrückte sie B. mit leichter Mühe und nahm nur auf widerholte Bitten Santander's die Präsidentenwürde, welche er anfänglich ausgeschlagen hatte, wieder an. Unterdessen waren seine Feinde in Peru und Bolivia thätig gewesen und hatten die 1826 angenommene von ihm gegebene Verfassung mit Hülfe der dort noch befindlichen ebenfalls mißtrauisch gewordenen Colombischen Truppen abgeschafft. B. blieb unerschütterlich und löste endlich am 27. Aug. 1828 die Nationalversammlung zu Ocanna, an deren Spitze sein geheimer Gegner Santander stand, auf, und ließ sich zum Dictator ernennen. Doch seine erbitterten Gegner versuchten Alles, um ihn zu vernichten; selbst sein Leben kam in Gefahr. Allein mit Hülfe der ihm gewogenen Truppen unterdrückte er den Aufstand und suchte sich durch Verbannung der Hauptanführer desselben, unter ihnen Santander's, die ihm übertragene Gewalt zu sichern. Da erklärte Peru den Krieg; B. eilte ins Feld; aber kaum war er abgereist, so brach zu Venezuela der allgemeine Aufstand offen aus, und der zu Valencia eröffnete Congreß erklärte am 8. April 1829, daß nur durch die Abdankung B.'s den Unruhen ein Ende gemacht werden könne. Die Anstrengungen des Dictators sich zu erhalten waren vergebens, und nun reichte er endlich seine Entlassung beim Congresse ein. Er begab sich nach Cartagena, wo man günstig für ihn gestimmt war, und später nach Santa Marta, um von hier, wie man glaubt, noch einen Versuch zur Wiedererlangung der Dictatur zu wagen; allein Geld- und Truppenmangel verhinderten die Ausführung dieses Planes, bis endlich die frühern körperlichen Leiden B.'s sich in so hohem Grade verschlimmerten, daß am 10. Decbr. 1830 zu Santa Marta seine Auflösung erfolgte. — Es ist jetzt bei der Neuheit der Ereignisse und den durch fortdauernde Erregung der Gemüther immer höchst zweifelhaft bleibenden Nachrichten nicht möglich, eine gnügende Charakteristik dieses höchst merkwürdigen Mannes zu entwerfen. Noch ruhen seine eigentlichen Pläne im Dunkel. So viel scheint aber gewiß zu sein, daß seine Gegner zu weit gehen, wenn sie behaupten, daß er ohne einen Funken Freiheitsliebe, nur von Ehrgeiz und Egoismus getrieben, die Befreiung seines Vaterlandes unternommen habe. Wenn auch B., durch sein feuriges Temperament verleitet, oft Mißgriffe gethan, und vielleicht die Wünsche des Volks oft zu wenig berücksichtigt hat, so muß man doch auch bedenken, daß gegen die innern und äußern Feinde ein entschiedenes und strenges Auftreten unumgänglich nöthig, und eine Auswahl der erforderlichen Mittel nicht immer möglich war. 22.

Bolivia, ein im Jahre 1825 in Südamerika entstandener Freistaat, so genannt nach seinem Gründer Bolivar, besteht aus dem ehemals spanischen Vicekönigreiche Rio de la Plata und liegt von 11° — 25° S. Br. und von 307° 40′ — 320° L. Nördlich grenzt die Republik an Peru, westlich an Peru, Chile und das stille Meer, südlich an die Platastaaten, südöstlich an Paraguay, und östlich an Brasilien. Der Flächenraum B.'s wird verschieden von 15000 — 22000 □ Meilen angegeben. Der östliche und nordöstliche Theil B.'s ist eine große mit dichten Waldungen bedeckte Ebene, im Übrigen ist das Land äußerst gebirgig. Aus Chile nämlich treten die Anden in die längs der Küste hinlaufende Wüste Atacama, und theilen sich unter 20° S. Br. in zwei große Ketten, die westliche und östliche, welche ein 12000 F. hohes Hochthal bilden. Die erstere zieht sich an der Küste hin nach Peru, die letztere aber dehnt sich vom 14° — 17° S. Br. in B. aus. Sie besteht aus einer Reihe ungeheurer Schneeberge (Nevados), deren höchste Spitzen nach den neuesten Messungen die Höhe des Chimborasso überstiegen. Das südliche Ende dieser östlichen Kette, Nevado n Illimani genannt bildet einen hohen Bergrücken, dessen höchste Spitze sich

22512 F. erhebt, und der Nevado von Sorato in der Mitte der Kette erreicht sogar eine Höhe von 23450 F. (3302 F. höher als der Chimborasso.) Außerdem zweigt sich diese Andenkette in verschiedenen Richtungen in das Innere des Landes aus, und führt dann den Namen Chiquitosgebirge, von dem die beiden Ketten Sierras Altissimas und Altos de Intinuyo die bedeutendsten sind. Minder wichtig sind die Cordilleras de San Francisco oder Fernando, eine Hügelreihe an der Grenze von Brasilien. Die Flüsse des Landes gehören theils zum Flußgebiete des Paraguay, theils zu dem des Maranhon. Jener nimmt den Vermejo und den Pilcomayo auf, dieser den Madeira, einen großen aus den Marmoré und Guaporé entstandenen Fluß, und den Hauptarm des Ukayale, den Beni. Der große im nördlichen Theile des von den beiden erwähnten Hauptketten der Anden gebildeten Thals gelegene See Titicaca gehört nur mit seinem östlichen Theile hierher. Das Klima des Landes ist in den Gebirgsgegenden gemäßigt, hingegen in den flachen und durch die Ueberschwemmungen des Paraguay stets mit Sümpfen und Seen bedeckten Niederungen, an der Grenze von Brasilien, feucht und ungesund. Im Allgemeinen ist B. reich an Producten Es erzeugt Getreide, Zuckerrohr, Reis, Mais, Wein, Cacao, Baumwolle, Farbehölzer, mehrere Arten Südfrüchte, Holz in Menge, Coca's u. a. m. Wild ist zahlreich, so wie Fische, Bienen und fast alle europäischen Hausthiere In den Gebirgen finden sich Mineralien aller Art, besonders Gold, Silber, Zinn, Blei, Kupfer, Salz, Schwefel und Salpeter. — Die Zahl der Einwohner, welche theils Creolen, theils Indianer sind, gibt man zu 700000, nach Andern zu 1200000 an. Ein Theil der indianischen Stämme, besonders die Chiquitos, leben noch in Unabhängigkeit und zeichnen sich durch vorzügliche Tapferkeit im Kriege aus. — Industrie und Handel ist wegen fortwährender Gährung im Innern noch höchst unbedeutend. Das Land hat eine republikanische Verfassung und zerfällt in 5 Departements: 1) Das Departement La Paz, nordwestlich gelegen, mit der Stadt La Paz, und dem Bergriesen Illimani. 2) Das Departement Potosi (südwestlich) mit der Stadt gleiches Namens. Außerordentlicher Reichthum an edeln Metallen. Wüste Atacama. Hafen Cobija. 3) Das Departement Charcas mit der Hauptstadt des ganzen Staates, Sitz der Regierung Chuquisaca. 4) Das Departement Cochabamba. Stadt Oropesa. 5) Das Departement Santa Cruz de la Sierra, der größte Theil des Landes, ist über die Hälfte mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt und zum Theil von Indianern, unter ihnen den Chiquitos bewohnt. Der Hauptort ist San Lorenzo de la Frontera, Sitz eines Bischoffs, in einem höchst romantischen Thale. 15.

Bollandisten, s. Acta Sanctorum.

Bollmann (Erich), ein durch umfassende Thätigkeit, Kenntnisse und Schicksale merkwürdiger Mann, geb. um 1770 zu Hoya in Hanover, studirte zu Göttingen Medicin, und begab sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Karlsruhe im Jahre 1792 nach Paris. Hier übernahm er den Auftrag, den verfolgten Grafen von Narbonne, welcher in seinem Verstecke bei der Frau von Staël nicht mehr sicher war, nach England zu bringen. Dieß mit Muth und Besonnenheit ausgeführte Unternehmen verschaffte ihm in den höhern Zirkeln Londons Zutritt; er benutzte die Gelegenheit, mit den einflußreichsten Männern Verbindungen anzuknüpfen, und erwarb sich in kurzer Zeit genaue Kenntnisse über den politischen und mercantilen Zustand Englands, die später von entschiedenem Nutzen für ihn waren. In jenen Gesellschaften, die er häufig besuchte, war oft die Gefangenschaft Lafayette's zu Ollmütz ein Gegenstand der lebhaftesten Theilnahme. Auch er zeigte ein ungewöhnliches Interesse an dem Schicksale dieses Mannes, und so kam es, daß er endlich dazu ausersehen wurde, wegen der Freilassung desselben am preuß. Hofe zu unterhandeln (1793). Zwar kehrte er unverrichteter Sache

von dort zurück, gab jedoch das Unternehmen nicht auf, sondern reiste bereits im Jahre 1794 wieder auf den Continent ab, und fand endlich in Ollmütz Gelegenheit, Lafayette von seinem Plane in Kenntniß zu setzen. Er ging hierauf nach Wien, erwarb sich hier in dem Amerikaner Huger einen Vertrauten und eifrigen Gehülfen, und begab sich auf die durch Lafayette selbst mitgetheilte Nachricht, daß ihm in der Nähe der Festung bisweilen Spatzierfahrten gestattet würden, zu Pferde mit Huger in die Gegend von Ollmütz, und wirklich gelang es ihnen, den General auf der Landstraße zu treffen. Huger verjagte den hinten auf dem Wagen stehenden Soldaten und beobachtete den Kutscher; B. bemächtigte sich des Officiers, welcher neben Lafayette im Wagen gesessen, und diesem in dem Bestreben, ihn am Heraussteigen zu hindern, auf die Straße gefolgt war, und entwaffnete ihn. Allein unglücklicher Weise hatte sich ein Pferd losgerissen; während nun B. das flüchtige im Felde aufsuchte, bestieg Lafayette das andere, und schlug allein den Weg nach Hof ein, wo ihn B. nach der Verabredung treffen wollte. Doch er verfehlte die Richtung, mußte, nachdem er sein Pferd niedergeritten, zu Fuße den Weg fortsetzen, und wurde endlich in einem Dorfe erkannt und nach Wien zurückgebracht. Huger hatte sich gerettet. B. suchte nach Wiedererlangung seines Pferdes den flüchtigen Lafayette auf, fand ihn aber nicht mehr, und eilte nun über die Grenze. Doch die Besorgniß über das Schicksal Lafayette's trieb ihn in das Östreichische zurück und endlich seinen Verfolgern in die Hände. In Wien erwartete er mit Ketten belastet sein Schicksal. Wunderbarer Weise wurde er entlassen mit dem Bedeuten, Östreich nicht wieder zu betreten. Er kehrte nach England zurück und begab sich aufgefordert von seinen Freunden nach Nordamerika, wo er sich durch Thätigkeit und reife Kenntnisse in seinen ausgebreiteten Unternehmungen ein bedeutendes Vermögen erwarb. 1814 unternahm er eine Reise nach Paris, und begab sich von da nach Wien, wo die damals beabsichtigte Umgestaltung der Finanzverwaltung Östreichs größtentheils nach seiner geprüften Einsicht vorbereitet wurde. Er reiste hierauf nach Amerika zurück und schiffte sich bald nachher mit seiner Familie nach London ein, welches auch bis in die neueste Zeit sein dauernder Aufenthalt geblieben ist. 22.

Bollwerk, s. Festung.

Bolognesersläschchen, s. Cohäsion.

Bolus, bolus (βολος), **Siegelerde**, nannte man früher alle verschiedenen thonartigen Erden, welche in der Medicin gebraucht wurden. Die von Werner als eigene Gattung in das Kalkgeschlecht gestellte Art Thonerde ist braun von Farbe, bald bräunlich-gelb, bald bräunlich-roth, von muscheligem Bruche, weich, leicht zerspringbar, fettig, schmelzbar. Werner begreift unter diesem **Bolus** auch die im Alterthume sehr berühmte **Lemnische Erde**, welche beide aus denselben Bestandtheilen, nämlich aus Kieselerde, Alaunerde, Talkerde, Kalkerde, Eisenoxyd und Wasser bestehen. Der Bolus ist vorzüglich in kleinen Partien in Basalt oder in Trapptuff eingemengt, wie in Sachsen zu Herold bei Thum, in Schlesien bei Strigau und Liegnitz, in Hessen bei Hanau und in Karlsberg bei Cassel. In Italien wird er in großen Massen auf Trachitlagern gefunden. Arzneilich wird der weiße **Bolus** in neuerer Zeit gegen Magensäure, Bauchflüsse, chronische Ruhr ꝛc. angewendet. Technisch benutzt man den Bolus in der Walachei und Türkei zum Brennen von Tabakspfeifenköpfen und andern Gefäßen, in England zur Fabrication des sogenannten Jaspisporzellans, außerdem zu Wasserfarben, als Grund zu Vergoldungen und Versilberungen auf Holz, zum Abdrucken von Siegeln und Münzen, und endlich zum Bleichen der Leinewand und Austilgen der Fettflecke. 47.

Bombai, s. Indien.

Bombardement, ist die Art des Angriffs von Festungen, welche bezweckt,

mit geringem Aufwande an Zeit und Streitmitteln die Übergabe des Platzes zu bewirken, und zwar durch ein Feuer, welches nicht sowohl gegen die Festungswerke, als gegen das Innere des Platzes gerichtet ist, um die Gebäude, welche die Vorräthe enthalten, zu zerstören, der Besatzung ein sicheres Unterkommen zu rauben und sie auf allen Punkten zu beunruhigen; ferner, die Bürgerwohnungen einzuäschern und dadurch die Einwohner zu veranlassen, auf den Commandanten der Festung so einzuwirken, daß er die Festung übergibt. Häufig wird der Zweck schon als erreicht betrachtet werden können, wenn es gelungen ist, die Vorräthe des Platzes zu zerstören. Das Bombardement wird angewendet, wenn der Belagerer nicht hinreichende Mittel hat, einen förmlichen Angriff durchzuführen, wenn die Besatzung schwach und muthlos ist, die Einwohner nicht gut gestimmt sind und sich eine zahlreiche reiche Bürgerschaft in dem Platze befindet, welche durch den Verlust ihres Vermögens bewogen werden könnte, vortheilhaft für den Angreifenden einzuwirken; endlich noch, wenn der Platz keine Casematten und bombensichern Aufbewahrungsörter hat, und die Mehrzahl der Häuser aus Holz erbaut sind. Vorzugsweise wird der Angreifende Wurfgeschütz und hauptsächlich Mörser anwenden, so wie auch Kanonen von schwerem Caliber, um mit glühenden Kugeln schießen zu können; bei einer unvollständigen Armirung der Festung wird man oft mit Haubitzen ausreichen. — Nothwendig ist es jedoch bei dieser Art des Angriffs, daß eine sehr enge Einschließung vorhergehe, damit der Belagerte nicht Gelegenheit habe, seine zerstörten Vorräthe zu ersetzen. Da es hierbei nicht auf einen Kampf mit den Batterien der Festung ankommt, so werden die Angriffsbatterien auf großen Entfernungen (1200 Schritt) zur bessern Deckung angelegt, und gestattet es das Terrain, so werden solche Punkte für diese gewählt werden müssen, von wo aus man die Einsicht in das Innere des Platzes hat, um so mehr, weil Bohrschüsse nicht nachtheilig sind, da ihr Zweck nur das Zünden ist. Ferner wird man sich wegen der größern Wahrscheinlichkeit des Treffens nach der größten Ausdehnung des Platzes aufstellen müssen. Von mehreren Seiten den Platz zu beschießen ist wegen der größern Ueberraschung, und um der Garnison keinen Punkt zu lassen, wo sie vor dem Feuer gesichert ist, vortheilhaft. Wenn das Terrain nicht hinlängliche Deckung gewähken sollte, muß der Belagerer förmliche Batterien bauen, oft wird man auch wohl gezwungen sein, förmliche Schanzen für die Batterien und zur Aufnahme von Infanterie anzulegen, um den Ausfällen der Besatzung kräftig begegnen zu können. Alle Batterien müssen zu gleicher Zeit ihr Feuer beginnen und dasselbe ununterbrochen fortsetzen, Magazine, Thürme und hohe Gebäude vorzüglich zu Zielpunkten nehmen, und dann den Ort, wo Feuer ausgebrochen ist, lebhaft beschießen, um das Löschen zu verhüten und die Verwirrung zu vermehren. Die bei einem Bombardement in der Festung zu treffenden Sicherheitsmaßregeln bestehen im Allgemeinen darin, daß beim Mangel an bombensichern Räumen für die Aufbewahrung der Vorräthe und zum Schutze der Garnison dergleichen eingerichtet werden, welche man durch bombenfeste Deckwerke von Holz, aufgeschüttete Erde und Mist bei massiven Gebäuden erlangt. Zweckmäßig wird es sein, zur Abhaltung der Nässe auf dergleichen Gebäuden die Dächer stehen zu lassen; die Keller sucht man ebenfalls durch Aufschütten von Erde und Mist bombensicher zu machen, alle Eingänge zu Magazinen müssen durch schräg angelegte Balken geblendet und vor denselben kleine Diamants (Gräben) gezogen werden, um die Räume gegen das Hineinrollen der Geschosse zu sichern. Durch Aufreißen des Straßenpflasters erlangt man den Vortheil, daß die etwa einschlagenden Bomben tiefer in die Ende dringen und beim Crepiren die Stücke nicht so weit umherschleudern. Es müssen endlich Maßregeln getroffen werden, jeden entstehenden Brand zu unterdrücken, welchem nach eine gewisse Anzahl Leute bestimmt werden, die den

Flug der feindlichen Brandgeschosse beobachten, und dann sogleich nach der Stelle hineilen, wo sie eingeschlagen sind, um das Feuer sofort zu dämpfen. Zweckmäßig wird es sein, wenn die Bürger in Lösch-Compagnien eingetheilt, und zu diesen vorzugsweise entschlossene Handwerker, namentlich Maurer und Zimmerleute, ausgewählt werden. 61.

Bombardier, bezeichnet in der preußischen Artillerie eine Charge, welche dem Range nach zwischen dem Unterofficiere und Kanoniere steht. Jede Compagnie hat 16 Bombardiere, welche bei den einzelnen Geschützen zur Bedienung derselben vertheilt werden, von denen der älteste wieder vorzugsweise zur Unterstützung des Unterofficiers dient, und vorkommenden Falles in dessen Stelle tritt. Bei der Bedienung der Geschütze werden ihnen vorzugsweise die Nummern gegeben, welche die meiste Umsicht und Aufmerksamkeit erfordern, namentlich bei den Kanonen die Nr. 4, welche unter andern die Elevation und Richtung nimmt und bei den Haubitzen außer dieser auch noch die Nr. 2, welche die Ladung in das Rohr bringt. Bei Mörsern wird 1 Bombardier zur Bedienung und 1 zum Abwiegen der Ladung abgetheilt. Die Beförderung zum B. erfolgt nächst einer guten dienstlichen und moralischen Führung auf Grund eines abzulegenden Examens, welches sich, außer der Kenntniß über das Wesen der Artillerie- und die Geschützkunst, noch erstreckt über das Schreiben mit deutschen und lateinischen Buchstaben, Rechnen der 4 Species in benannten, unbenannten Zahlen und mit Brüchen und der Regel de Tri. Als Abzeichen trägt der B. an den Ärmelaufschlägen der Montirung eine goldene Tresse. 61.

Bombassin, Bombazeen, ursprünglich ein seidener geköperter Zeug, welcher zuerst in Mailand und andern Orten Italiens verfertigt und zu Unterfutter verbraucht wurde. Nach und nach machte man denselben aus Kameelhaar, aus Baumwolle mit Schafwolle, oder aus Wolle mit Seide vermischt und zuletzt nur aus Schafwolle. Unter dem Namen Bombazets liefern die englischen Manufacturen einen Zeug, der theils ganz von Wolle und gemustert, theils von Wolle und Seide ist. Auch in Sachsen werden dergleichen B., in Rochlitz, Krimmitschau, Gera u. a. O verfertigt. 26.

Bombast, s. Schwulst.

Bombe ist die eiserne Halbkugel, welche beim Angriffe und bei der Vertheidigung von Festungen aus Mortieren (Mörsern) geworfen wird und theils den Zweck hat, den Feind hinter deckenden Gegenständen (Brustwehren) zu beschießen, theils Gewölbe, Häuser ꝛc. einzustürzen und in Brand zu setzen, theils um minenartig in Erdwerken zu wirken. Bei den verschiedenen europäischen Mächten hat man verschiedene Caliber, welche wiederum auf abweichende Weise benannt werden. In der preußischen, östreichischen, russischen und sächsischen Artillerie bezeichnet man das Caliber nach dem Gewichte einer gleich großen Steinkugel, welche vor Erfindung der Bomben aus den Mörsern geworfen wurden; in der französischen, englischen, hanöverschen und badenschen Artillerie benennt man dasselbe nach dem äußern Durchmesser der Bomben und endlich in der dänischen und schwedischen nach dem wirklichen Eisengewichte. Beide Hessen, Nassau und Würtemberg haben keine Mörser. Hiernach findet man:

In Preußen 7, 10, 25, 30 und 50pfündige und Cöhörner. Die Cöhörner oder Handmörsergranaten wiegen bei einem Durchmesser von 3,80 Zoll 4 Pfd. 16 Lth. Der äußere Durchmesser

der 7pfündigen B. beträgt bei einem Eisengewichte von circa	13¾ Pfd.	5,50 Zoll	
— 10pfünd. bei einem Gewichte von . .	— 27	— 6,36	—
— 25pfünd.	— 60	— 8,48	—
— 30pfünd.	— 65	— 9	—
— 50pfünd.	— 120	— 10,68	—

In Östreich 100, 60, 30, 10pfünd. und Cöhorner
In Rußland 5, 2 und 1 Pud und 6pfünd.
In Sachsen 48, 32pfünd. alter und neuer Art und 24pfünd.
In Frankreich 12, 10, 8 und 6zöllige
In England 13, 10, 8, 5½ und 4⅘zöllige
In Hanover 13 und 8zöllige
In Dänemark 200, 150, 100, 50 und 10pfünd.
In Schweden 100, 80, 60, 40 und 20pfünd.

Diese Hohlkörper werden nun nach der Entfernung, nach der Beschaffenheit des Zieles und dem zu erreichenden Zwecke unter den Elevationswinkeln von 25 bis 75 Graden geworfen, die gewöhnlichsten sind 30, 45 und 60 Grad. Zum Sprengen (Crepiren) werden dieselben mit einer, ihrem Caliber angemessenen Menge F. Pulvers (Sprengladung) gefüllt, welchem, um gleichzeitig den Zweck des Anzündens brennbarer Gegenstände damit zu verbinden, eine verhältnißmäßige Quantität sogenannten warm geschmolzenen Zeuges zugesetzt wird, welches aus einer Mischung von 22 Theilen Salpeter, 22 Theilen Schwefel und 3¾ Theilen Mehlpulver besteht. Für diejenigen Bomben, welche durch ihr Zerspringen wirken sollen, ist der günstigste Moment des Crepirens der, wo sich die fallende B. 6 Zoll über der Erde befindet, und dieser wird möglichst dadurch erreicht, daß die aus weichem Holze gefertigte und mit einem Satze vollgeschlagene Brandröhre (Zünder), welcher aus einer Mischung von Schwefel, Salpeter und Mehlpulver besteht, in diesem Augenblicke ausgebrannt ist und so die Sprengladung der B. entzündet. Die Bomben dagegen, welche durch ihre Fallkraft wirken sollen, dürfen natürlich erst dann crepiren, wenn der erste Zweck erreicht ist. Die Öffnung, welche zur Aufnahme der Brandröhre dient, nennt man das Mundloch, sie verjüngt sich nach unten um einige Hunderttheile und ihr oberer Durchmesser liegt bei den verschiedenen Calibern zwischen 0,66 Zoll und 1,54 Zoll. Die Eisenstärke der Bomben weicht bei den verschiedenen Mächten sehr von einander ab, sie darf übrigens nicht zu gering sein, weil die Geschosse sonst durch den Stoß der Geschützladung leicht zertrümmert, oder auch wohl beim Aufschlagen auf feste Gegenstände zerschellt werden könnten; würde man sie dagegen zu stark machen, so reichte der hohle Raum nicht zu, ihnen die gehörige Sprengladung zu geben. Nach angestellten Versuchen hat man gefunden, daß im Allgemeinen das richtigste Verhältniß des Gewichts des Geschosses als Vollkugel zu dem als Hohlkugel wie ⅓ : 1 sei. Man treibt die Bomben der größern Caliber bis zu 2800 Schritt; sie zerspringen im Durchschnitte in 14 bis 16 Stücke, welche bei den größern Calibern oft 17 bis 20 Pfd. wiegen und nun noch 600 bis 900 Schritte weit fortgeschleudert werden. Nach ältern Angaben sollen die Kammergeschütze, Böller, Meerthiere, Mortiere (Mörser) im J. 1508 in Herzogenbusch erfunden worden sein und der Charakter des spanisch-niederländischen Krieges, der sich fast ausschließlich auf den Festungs- und Belagerungskrieg beschränkte, war der Ausbildung und Vervollkommnung dieser Geschütze sehr vortheilhaft, man warf jedoch anfangs nur steinerne Kugeln aus ihnen. Nach der Erfindung der Geschütze gedenkt Robert Valturius gegen die Mitte des XV. Jahrh. in seinem Werke „de re militari“ der Bomben zuerst. Nach seiner Angabe bestanden sie aus zwei hohlen metallenen Halbkugeln, die durch Haspen und einen Reifen zusammengehalten, mit Pulver gefüllt und durch eine heraushängende Zündschnur (Stoppine) entzündet wurden. Nach Thebault sollen die Mörser erst 200 Jahre nach den Kanonen erfunden sein und bei der Belagerung von Rhodus (1522) zuerst, und in Frankreich erst bei der Belagerung von la Motte in Lothringen (1634), nachdem der englische Ingenieur Malthus die Franzosen unter Ludwig XIII. damit bekannt gemacht hatte.

angewendet worden sein. Uffano führt an, daß der Name „Bombe" nach der eisernen Brandröhre, die man später statt der Zündschnur anbrachte und die ursprünglich so geheißen habe, erst zu seiner Zeit (um das Jahr 1600) in Gebrauch gekommen sei. Seit dem 30jährigen Kriege fertigte man die Bomben aus Gußeisen und nannte sie sprengende Kugeln, während die Brandröhren den Namen „Bomben" führten. Sie wurden bald excentrisch bald concentrisch gegossen, und man wollte durch die erste Art bewirken, daß der Zünder beim Niederfallen derselben nach oben zu liegen komme; diese Absicht konnte hierdurch jedoch wegen der Rotation der Geschosse unmöglich erreicht werden. In der neusten Zeit ist man übrigens, indeß aus andern Gründen, wieder darauf zurückgekommen. — **Brandbomben**, welche in der neusten Zeit bei einigen Mächten eingeführt sind und dazu dienen sollen, Gebäude ꝛc. in Brand zu stecken, haben im Allgemeinen dieselbe Construction, wie die gewöhnlichen. Es findet nur der Unterschied statt, daß sie statt des einen Mundloches, je nach der Größe des Calibers, 4 bis 5 Brandlöcher und in diesen, bis auf einen Zünder, Zehrungssatz haben. Sie sind mit einem Satze gefüllt, der aus einer Mischung von gesiebtem Colofonium, gepulvertem Schwefel, gebrochenem Salpeter, Mehlpulver, Korn-F. Pulver, Lein- und Terpentinöl besteht; die innere Höhlung faßt eine besondere Abtheilung, welche die Sprengladung aufnimmt, die sich dann entzündet, wenn die Füllung im vollen Brande ist. Sämmtliche Bomben haben zur bessern Handhabung zu beiden Seiten des Mundloches kleine eingegossene Ösen, die über die Rundung des Metalls jedoch nicht hervorragen. Früher hatte man an den größern Bomben in Stelle dieser Ösen Ringe angebracht — **Bombenhaken** sind kleine, wie ein s geformte Haken, von denen zwei durch einen Strick verbunden werden und zum Herantragen der Bomben dienen, indem man dieselben in die auf der Bombe angebrachten Ösen einhakt. — **Bombenknüppel** sind 2 bis 3 Fuß lange und etwa 2 Zoll starke Hölzer, die zum Herantragen der Bomben dienen, welche durch 1 Mann nicht transportirt werden können. Hierzu wird der Strick, welcher die Bombenhaken verbindet, über den Bombenknüppel gelegt. 61.

Bomberg (Daniel), ein berühmter Buchdrucker, von dessen Lebensumständen nur so viel bekannt ist, daß er aus Antwerpen gebürtig war und 1517 eine Buchdruckerei zu Venedig einzig für hebräische Schriften errichtete, wobei er Juden und Christen zugleich zu gnügen suchte. So lieferte er die 5 schönen und correcten Handausgaben der hebräischen Bibel von 1517, 1521, 1525—28 1533 und 1545 in 4., die großen Bibelausgaben von 1517, 1524—25 1547—49, jede 4 Bde. Fol., den babylon. Talmud (1520. 12 Bde. Fol.; und viele andere rabbinische Werke. Ausgezeichnet sind vorzüglich seine hebräischen Typen. Er starb um 1550. 16.

Bonaventura, mit seinem eigentlichen Namen Johannes oder (nach Andern) Petrus Fidanza, von den Griechen aber Eutychius oder Eustachius genannt, geb. zu Bagnorea im Toscanischen im J. 1221, erlangte die mönchische Bildung im Franciscanerorden und die gelehrte unter Leitung des berühmten Alex. von Hales auf der Universität zu Paris, wo er durch seine Kenntnisse, durch die heilige Begeisterung in seinen Vorträgen und seine fruchtbare Schriftstellerei allgemeine Bewunderung erregte und außer der Würde eines Doctors der Theologie auch den Titel: **Doctor seraphicus** erlangte. Im J. 1256, nach dem Tode des Joh. von Parma, ward er General des Franciscanerordens, der ihm strenge Zucht und Ordnung, Vertheidigung seiner Regeln gegen mannichfache Angriffe und Erweiterung durch Laienbrüder zu verdanken hatte. Das Erzbisthum von York, welches ihm Clemens IV. antrug, nahm er nicht an. Seinen Vortheil verkannte er aber nicht, als er nach dreijähriger Vacanz des päpstlichen Stuhles seit des Letzteren Tode die Wahl auf Theobald von Visconti

(Gregor X. 1271 — 76) lenkte, der ihn zum Bischof von Albano und 1274 zum Cardinal erhob und in demselben Jahre nach Lyon sendete, um die Rechte und Bestrebungen der römischen Curie bei der beabsichtigten Friedensstiftung mit der griechischen Kirche zu vertreten. Aber bald nach der ersten Session (den 7. Mai) starb er am 15. Juli, ward durch ein prachtvolles, von Königen und Patriarchen verherrlichtes Leichenbegängniß gefeiert und zum Schutzpatron von Lyon ernannt. Sixtus IV. vollzog 1482 an ihm die Kanonisation und Sixtus V. erklärte ihn für einen Kirchenlehrer. Seine Schriften sind theils exegetischen, theils moralisch- und ascetisch-contemplativen Gehalts und füllen in der einzig vorhandenen Sammlung (Rom 1588 ff.) 8 Foliobände. 27.

Bonbon, allerlei Zuckerwerk für Kinder. In Paris werden sie zum Neujahre in den geschmackvollsten Formen gefertigt und man beschenkt sich damit gegenseitig, wobei man vorzüglich auf die Devisen oder die in denselben enthaltenen Zettelchen mit artigen Versen sein Augenmerk richtet. Auch in Deutschland spielen sie bei Bällen und andern Festlichkeiten als eine nothwendig gewordene Leckerei und Stärkung eine nicht unbedeutende Rolle. Man kocht geläuterten Zucker stark, gießt ihn auf eine marmorne Platte aus, zertheilt ihn in kleinere Stücke und erhält daraus die Bonbons. 43.

Bonchamp (spr. Bongschang), Artus de, unstreitig der fähigste Anführer in der im J. 1793 ausgebrochenen Insurrection der Vendée. Er war 1759 zu Anjou geboren, nahm mit Auszeichnung an dem Kampfe gegen die Engländer in Amerika Theil und kehrte hierauf nach Frankreich zurück, ohne bei den ersten Bewegungen in der Vendée thätig zu sein. Erst als das Volk bewaffnet und in einigen Gefechten siegreich gewesen war, stellte sich B. nebst d'Elbée an die Spitze desselben und verdängte nach der Vereinigung mit La Roche Jaquelin die Republikaner aus Bressuire und Thouars. Nach diesen glücklichen Erfolgen nahm der Krieg eine entschiedenere Richtung und in kurzer Zeit war der Aufstand in Anjou, am linken Ufer der Loire und in einem Theile von Poitou, Bocage, organisirt. B. an der Spitze der Insurgenten von Anjou bildete einen Theil der vereinigten Armee, welche den Namen der großen Vendéearmee angenommen hatte und erhielt durch militairische Kenntnisse, Muth und Gewandtheit bald ein Übergewicht über die andern Anführer. Stets der Erste und Letzte im Kampfe, verließ er diesen selten ohne verwundet zu sein, wodurch er zum Nachtheile der Armee oft zu langer Entfernung gezwungen wurde. Intriguen fremd, ohne Ehrgeiz und Eigennutz ließ er die Wahl des unfähigen d'Elbée zum General en Chef geschehen, obgleich alle Gutgesinnten ihn als den Würdigsten für diese Stelle bezeichnet hatten. Unterdessen hatte die Regierung im Septbr. 1793 kräftigere Maßregeln ergriffen; zahlreiche Truppen rückten gegen die Vendée an; eine Abtheilung der Insurgenten unter Charette wurde geschlagen, doch erfochten die nun vereinigten Heerhaufen, besonders durch B.'s Erscheinen einen vollständigen Sieg über die Republikaner. Jetzt wurde beschlossen, mit der ganzen Armee den flüchtigen Feinden nachzurücken. B., dem dieser Plan nicht mitgetheilt wurde, griff mit seiner Abtheilung allein an, konnte aber nichts ausrichten. Dadurch wurde die Eintracht unter den Anführern gestört; Charette wollte sich mit seiner Abtheilung von der Armee trennen; Lescure lieferte den heranrückenden Truppen allein ein Treffen und wurde geschlagen. B. machte nun den Vorschlag, als das einzige Mittel zur Rettung, sich auf das rechte Ufer der Loire zurückzuziehen, allein man wies ihn zurück. Eine entscheidende Schlacht wurde beschlossen und verloren (bei Chollet), am 17. Octbr. 1793. Anfangs kämpften die Vendéer mit glänzender Tapferkeit; allein als B. von einer Kugel in die Brust getroffen gefallen war, sank ihnen der Muth. B. in Bewußtlosigkeit liegend sah ihren Rückzug nicht und verschied in den Armen seiner Freunde, die ihn auf einer Barke

über die Loire übersetzen wollten. Er wurde am Ufer des Flusses beerdigt. — Mit ihm sank die Hoffnung der Vendéer dahin, und selbst die Feinde ließen seinem Talente und seinem edeln menschenfreundlichen Charakter Gerechtigkeit widerfahren. 22.

Bondu, ein Negerkönigreich Senegambiens in Afrika, zwischen 4° 40′—7° 55′ L. und 11° 25′—15° 40′ N. B., voll Wälder und Gebirge, aber auch sehr fruchtbarer Thäler und reich an Gold und Eisen. Einwohner sind die häßlichen Fullahs, die sich zum Islam bekennen und Handel mit Gold, Elfenbein, Sclaven, Tabak, Baumwolle ꝛc. treiben. Die Regierung ist despotisch, doch wird der König gewählt. 37.

Boner (Ulrich), der älteste deutsche Fabeldichter, dessen Namen erst Lessing entdeckte, lebte wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. als Predigermönch zu Bern. Sein „Edelstein", eine Sammlung von hundert Fabeln in gereimten Versen, zeichnet sich eben so sehr durch Einfachheit und Natürlichkeit des Vortrags, als durch treffende Satyre aus. Der Inhalt ist größtentheils dem Avianus und andern lateinischen Fabeldichtern entlehnt. Die erste Ausgabe des Edelsteins (Bamberg 1461. Fol.), von welcher sich bis jetzt nur noch ein einziges Exemplar vorgefunden hat, ist zugleich der älteste deutsche datirte Druck und das erste Buch mit Holzschnitten. Eine vortreffliche aus Handschriften berichtigte und mit einem Wörterbuche versehene Ausgabe besorgte G. F. Benecke, Berlin 1816. 8. Durch sie sind die früheren von Bodmer (Zürich 1757. 8.) und Eschenburg (Berlin 1810. 8.) veranstalteten Abdrücke überflüssig geworden. 67.

Bonifacius, Apostel der Deutschen. Dieser Mann, welcher die sämmtlichen Heidenbekehrer früherer christlicher Jahrhunderte verdunkelte, fing zuerst an das Christenthum im innern Deutschland herrschend zu machen; stiftete eine neue Kirchenverfassung und legte den Grund zur Oberherrschaft der röm. Bischöfe über die deutschen Gemeinden. Im J. 680 zu Kirton in England geboren, erhielt er in der Taufe den Namen Winfrid und wurde frühzeitig in das Kloster Adelstancastre in der jetzigen Stadt Exeter gebracht, welches er nach 13 Jahren mit dem Kloster Nutshelle in der heutigen Grafschaft Hampshire vertauschte. Durch die Beispiele seiner Ordensbrüder aufgemuntert, ging er im J. 716 nach Friesland, um dort die Lehre Christi zu predigen. Der König Radbod aber, welcher mit Karl Martel Krieg führte und in den Bemühungen, das Christenthum in seinem Reiche einzuführen, ein Mittel zu sehen glaubte, ihn der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen, gestattete es Winfriden nicht, als Lehrer aufzutreten. Dieser ging daher zurück und begab sich 718 nach Rom, wo ihm der Papst Gregor II. die Erlaubniß ertheilte, überall das Christenthum zu verbreiten und Bekehrungen vorzunehmen, wo er nur wollte. Er durchreiste nun einen großen Theil Thüringens, Baierns und unternahm, da während der Zeit der friesische König gestorben war, eine zweite Reise nach Friesland, wo er dießmal mit seinen Bekehrungsversuchen glücklicher war, und erhielt von dem Papste, der ihn im J. 723 wieder nach Rom berufen hatte, den Namen Bonifacius, die bischöfliche Würde und eine Menge Empfehlungsschreiben an Karl Martel, an alle christliche Fürsten und Bischöfe, welche aufgefordert wurden, ihn auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Hierauf in Hessen mit der Errichtung neuer Kirchen und Klöster beschäftigt, ließ er Mönche aus England kommen, die er in Baiern, Thüringen und Sachsen als Gehülfen gebrauchte und wurde 732 von Gregor III. zum Erzbischofe von ganz Deutschland ernannt, mit Vollmacht, überall Bisthümer zu errichten. So entstanden durch ihn die Bisthümer Freisingen und Regensburg in Baiern, Erfurt in Thüringen, wo er 743 auch das Kloster Ohrdruf stiftete, Würzburg in Franken, Eichstädt in der Pfalz. In Deutschland hat B. nach und nach acht Concilien gehalten. Nachdem er die berühmte Abtei zu Fulda

gestiftet hatte, begab er sich 754 abermals nach Friesland, um dort auch noch die übrigen Heiden zu bekehren, wurde aber am 3. Juni 755 auf dem Felde, wo er sich mit seinen Begleitern gelagert hatte, bei Dockum, in der Nähe von Leuwarden überfallen und erschlagen. Sein Leichnam wurde nach Utrecht gebracht, späterhin nach Mainz und zuletzt nach Fulda. Bei dem Dorfe Altenberga im Thüringer Walde, wo er die erste christliche Kirche des nördlichen Deutschlands erbaute, hat man ihm ein Denkmal errichtet. — Um es zu erklären, wie es ihm möglich wurde, oft eine außerordentliche Menge Menschen wie durch einen Zauberschlag umzuwandeln und für das Christenthum zu gewinnen, möge folgende Geschichte hier ein Plätzchen finden. Als B. nach Geismar in Hessen kam, fing er die Bekehrung der Einwohner damit an, daß er eine vorzüglich schöne und starke Eiche umhieb oder umhauen ließ, unter welcher ein Götze verehrt worden war. Anfangs sahen die Leute ruhig zu, weil sie meinten, der Gott des Donners werde diesen Frevel rächen und den B. durch einen Blitz tödten. Da dieß aber nicht geschahe, so gingen alle Anwesende zum Christenthume über. 60.

Bonifacius, der Name von neun mehr oder minder berühmten Päpsten, deren erster: 1) B. I. schwerlich auf den päpstlichen Stuhl gelangt sein würde, wenn nicht der vor ihm von einer kleinern Partei im J. 418 erwählte Eulalius durch seinen Ungehorsam gegen den Kaiser Honorius, der den Streit zwischen Beiden durch eine Anzahl Bischöfe zu Ravenna entscheiden lassen wollte, es dahin gebracht hätte, daß sich Honorius ohne Weiteres für ihn entschied. Er wurde also im J. 419 bestätigt. Um im Voraus neuen Unordnungen bei der Wahl seines Nachfolgers vorzubeugen, bat B. den Kaiser, solche Unruhen zu verhüten. Honorius verordnete daher, daß, wenn wieder einmal zwei römische Bischöfe zugleich gewählt werden würden, eine neue Wahl stattfinden sollte. Daher nun sei es gekommen, bemerken die Kirchenscribenten, daß erst die Könige von Italien und in der Folge auch andre Fürsten sich in die Wahl des röm. Bischofs gemischt hätten. Der Kaiser Theodosius II. entriß ihm die Aufsicht über die illyrischen Bischöfe; dennoch wußte sich B. stets mit Würde zu behaupten und schlichtete mehrere unter der Geistlichkeit seiner Zeit ausgebrochene Streitigkeiten mit großer Einsicht und Klugheit. Er starb gegen das Ende des J. 422. 2) B. II. Auch dieser hatte das Geschick, nur von einer Partei gewählt zu werden (den 1. Septbr. 530). Eine andre wählte den Dioskuros, welcher sich einen Anhang erkauft hatte und deßhalb, als er am 28. Tage nach seiner Wahl starb, noch todt vom B. mit dem Banne belegt wurde. Um diese Zeit erhielt der alte Streit der Patriarchen von Rom und von Constantinopel um den Vorrang neue Nahrung. Stephanus, Metropolitan von Larissa in Thessalien, beschwerte sich bei dem Patriarchen von Rom, den er Pater patrum und universalis Patriarcha nannte, über Bedrückungen, die er von Seiten des Patriarchen zu Constantinopel erfahren hatte. B. hielt deßhalb zu Rom im J. 531 eine Synode, auf welcher der Abgesandte des Bischofs von Larissa die römischen Bischöfe für die obersten in der Welt erklärte. So mußte das Ansehen dieser letztern natürlich immer mehr steigen. B. starb im J. 532. 3) B. III. wurde am 19. Febr. 607 röm. Bischof, nachdem er vorher nur Diaconus gewesen war. Da nämlich in jenen Zeiten die Diaconi häufig die Geschäfte ihrer Bischöfe an dem kaiserlichen Hofe verwalten mußten, so geschahe es nicht selten, daß sie mit Übergehung der Ältesten, denen man daher in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten nicht die Erfahrung zutraute, wie ihnen, zu Bischöfen gewählt wurden. Auch B. war früher als Gesandter beim Kaiser Phokas gewesen und je beliebter er sich bei ihm gemacht hatte, desto weniger darf man sich wundern, daß Phokas der röm. Kirche den ersten Rang unter allen Gemeinden feierlich bestätigte. B. starb im neunten Monate seiner Regierung. 4) B. IV., der unmittelbare Nachfolger des Vorigen, regierte vom

J. 608 bis 615. Auf seine Bitten überließ ihm der Kaiser Phokas das Pantheon, den einzigen Tempel des heidnischen Roms, von Agrippa 25 Jahre v. Chr. erbaut und allen Göttern gewidmet. B. gestaltete dasselbe zu einer christlichen Kirche um und weihete sie der Jungfrau Maria und allen Märtyrern. Sie führt den Namen della Rotonda. 5) B. V. vom J. 619 bis 625 ist vorzüglich dadurch bekannt, daß er die von Rom aus gestiftete angelsächsische Kirche zu befestigen und zu erweitern suchte, aber auch seine Oberherrschaft über dieselbe ausdehnte. 6) B. VI., erwählt im J. 896, regierte nur 15 Tage, welche hinreichten, ihn seiner Stelle für unwürdig zu erkennen. 7) B. VII. soll Benedict's VI. Nachfolger gewesen sein. Muratori und Franz Pagi sind mit Herrmann (Herrm. Contract. Chron. ad a. 974.), Marianus Scotus und Sigbert von Gemblours im Widerspruche über die Reihenfolge der Päpste dieser Zeit. Indeß sind letztere zu unwichtig, um zu weitläufigen Untersuchungen einen hinlänglichen Anlaß zu geben Es scheint als sei B.'s VII. Erwählung in das J. 974 zu setzen. Durch seine Ausschweifungen allgemein verhaßt, wurde er vertrieben. Im 8. Monate der Regierung des Papstes Johannes XIV. kam B. zurück (984), ließ jenen in die Engelsburg werfen und ihn verhungern, oder, wie eine andre Sage lautet, vergiften. Er saß noch eilf Monate auf dem päpstlichen Stuhle. Als er im J. 985 starb, wurde sein Leichnam von den Römern durch die Straßen geschleppt, zerstochen und unbeerdigt hingeworfen. Endlich begruben ihn aus Mitleiden einige Kleriker. 8) B. VIII. Unter diesem Namen stieg der Cardinal Cajetanus (Gaetani) am 24. Decbr. 1294 zur päpstlichen Würde empor. Er war zu Anagni geboren, erst Advocat, dann apostolischer Notarius, mehrmals Gesandter an auswärtigen Höfen und Cardinal, ein großer Kenner geistlicher und weltlicher Rechte, dabei stolz und listig. Er vermittelte im J. 1295 den Frieden zwischen den Königen von Frankreich und Aragonien; doch machte ihm der Kampf um Sicilien große Unruhe, wo der Bruderkrieg (zwischen Jacob und Friedrich) seit 1299 mit erneuerter Heftigkeit geführt wurde. Merkwürdig ist auch sein Streit mit dem Hause Colonna, und wenn auch die Ursache, aus welcher derselbe entstand, noch zweifelhaft ist (s. Schröckh's christl. Kirchengesch. Thl. 26. S. 528 ff.), so ist doch so viel gewiß, daß er die einzelnen Glieder dieses mit der äußersten Erbitterung verfolgte. Allein noch weit merkwürdiger ist jedenfalls sein Verhalten gegen die beiden deutschen Könige Adolph von Nassau und Albrecht von Östreich. Vom Erstern verlangte er unbedingten Gehorsam unter der Androhung, daß er nie Kaiser werden sollte, wenn er nicht gehorchte; und als Adolph im J. 1298 Reich und Leben zugleich verlor, machte B. wiederum Albrecht Vorwürfe darüber, daß er sich bei Leibzeiten Adolph's zum röm. Könige habe wählen lassen und befahl ihm, vor ihm, dem Papste, zu erscheinen und sich zu rechtfertigen, widrigenfalls er die Unterthanen desselben ihres Eides gegen ihn entbinden würde. Da sich jedoch B. mit dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen, in Streitigkeiten verwickelt hatte und sich des Kaisers als einer mächtigen Stütze gegen Philipp zu bedienen hoffte, so erkannte er ihn 1303 als röm. König an; ja er erhob diesen so hoch, als er nur konnte, um den König von Frankreich desto mehr zu demüthigen. (Vgl. hierbei d. Art. Philipp der Schöne.) Die Zwistigkeiten mit dem Letztern nahmen indeß ein trauriges Ende. Schon dadurch, daß sich B. in den Krieg, welchen Philipp mit dem Könige von England, Eduard, führte, als Friedensvermittler mischen wollte, hatte er Beide zugleich gegen sich aufgebracht, und als er vollends dem Könige von Frankreich verbieten wollte, Steuern zum Behufe des Kriegs von dem franz. Klerus zu erheben, entstand zwischen Beiden ein sehr heftiger Briefwechsel, worauf zwar das gute Vernehmen zwischen ihnen hergestellt schien, aber eben so schnell auch wieder aufgehoben wurde, als Philipp die vom Papste vertriebenen Co-

lonna's (s. oben) freundlich aufnahm. Seit dem J. 1301 erreichte die gegenseitige Feindschaft ihren höchsten Grad. Vorzügliche Schuld daran mochte der päpstliche Legat, Bernhard von Saisset, Bischof von Pamiers haben, der in dem gedachten Jahre nach Frankreich kam und den Widerwillen des Königs gegen den Papst auf das Höchste steigerte. Philipp schickte ihn nach Rom zurück. Der Papst sendete ihn wieder in seinen Kirchensprengel. Hier wurde er streng bewacht. Der Papst nahm sich seiner an, häufte Beleidigungen auf Beleidigungen gegen den König und da alle Schritte desselben, des Parliaments, und selbst des Klerus nicht vermochten, das Ansehen des Königs gegen die Anmaßungen des Papstes sicher zu stellen, letzterer vielmehr wiederholt den strengsten Gehorsam von dem erstern forderte und dieß selbst in weltlichen Angelegenheiten, schickte Philipp den bekannten Nogaret und den Sciarra Colonna nach Anagni, wohin sich B. begeben hatte. Hier wurde er überfallen, gemißhandelt und streng bewacht. Zwar ergriffen die Einwohner von Anagni aus Mitleiden die Waffen und setzten den Papst wieder in Freiheit. Kaum aber hatten ihn die Römer in ihre Stadt eingeholt, so überfiel ihn ein hitziges Fieber, er verlor seinen Verstand und starb den 11. Octbr. 1303. Ungeachtet mancherlei guten Eigenschaften, die selbst seine Gegner an ihm anerkannten, ist nicht leicht von einem Papste so viel Böses gesagt worden, als von diesem. Selbst der Ketzerei mußte er sich mehrmals beschuldigen lassen. 9) B. IX. zum Papste erwählt den 2. Novbr. 1389. Er hieß früher Peter von Tomacelli, war ein geborner Neapolitaner, Cardinal, erst 45 Jahre alt, besaß einige Sprachkunde und Beredtsamkeit, war aber sonst nicht sehr wissenschaftlich gebildet, kannte die päpstliche Amtsverwaltung so wenig, daß er unter die ihm übertreichten Bittschriften die unschicklichsten Dinge schrieb und auf die Vorträge der Advocaten im Consistorio höchst verworrene Antworten ertheilte. Desto mehr zeichnete er sich durch Körpergröße und Schönheit aus. Er trieb die Simonie und den Wucher mit Pfründen auf die unverschämteste Weise. Selbst gemeine Mönche gelangten dadurch zu Bisthümern. Anfänglich gab er sich das Ansehen, die kirchliche Einigkeit befördern zu wollen. Die Mittel, die er ergriff, konnten jedoch nicht zum Zwecke führen und so behaupteten sich Clemens VII. und seit 1394 Benedict XIII. zu Avignon als seine Gegenpäpste. Aber selbst in Rom schwankte sein Ansehen, als die Banderii, Befehlshaber der Stadtbezirke, sich gegen ihn regten. Er begab sich daher 1392 nach Perugia und weil es auch hier nicht ruhig blieb, 1393 nach Assisi, von wo er 1394 nach Rom zurückzukehren wagte. Hier aber erhob sich aufs Neue ein so gewaltiger Aufstand gegen ihn, daß ihn Ladislaus, den B. vorher zum Könige von Sicilien und etwas später auch zum Könige von Ungarn hatte krönen lassen, durch Waffengewalt schützen mußte. Gleichwohl lebte B. mehrere Jahre in benachbarten Städten, bis die Römer, seine Anwesenheit zu Rom während des Jubeljahrs für nöthig erachtend, ihn dahin zurückriefen. Jetzt war er so vollkommener Herr der Stadt, als weder ein Papst, noch ein Kaiser je gewesen war. Um gleiche Zeit nahm er Antheil an der Absetzung des Kaisers Wenzel. Dennoch wurden mehrere Versuche gemacht, ihn zur Niederlegung seiner Würde zu bewegen, weil man die Abdankung der schismatischen Päpste für das sicherste Mittel zur völligen Aufhebung der Spaltung ansahe. Die deßhalb gepflogenen Unterhandlungen waren natürlich auch für B. bisweilen kränkend und er starb den 1. Octbr. 1404 offenbar an den Folgen eines heftigen Ärgers. 60.

Bonitiren, s. Boden.

Bonnet (spr. Bonné), Charles, Naturforscher und Philosoph, geb. zu Genf 1720, stammte aus einer berühmten französischen Emigrantenfamilie, studirte wegen seines schweren Gehörs einsam, vorzüglich die Werke von Réaumur, Pluche und Swammerdam, und seine Neigung für gleiche Studien war entschieden. Zwar widmete er sich der Rechtswissenschaft nach dem Wunsche

seines Vaters, aber schon 1740 erschien sein Werk über die Fortpflanzung der Blattläuse, wofür er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris ward. Dieser Schrift folgten die Abhandlungen über die Wiedererzeugung der Würmer des süßen Wassers, das Athmen der Insekten, den Bandwurm ꝛc., und dafür ward er 1742 Mitglied der Londoner Akademie, aber auch 1743 zu Genf Doctor der Rechte. 1745 erschien sein berühmter Traité d'insectologie. Doch durch das angestrengte Forschen, woneben er einen lebhaften Briefwechsel mit den berühmtesten Naturforschern seiner Zeit unterhielt, hatten sich seine Augen entzündet und 2 Jahre lang mußte er unthätig bleiben, welche Zeit er mehr dem Denken widmete, als dessen Früchte seine Betrachtungen über den Nutzen der Blätter, die organischen Körper, die Natur ꝛc. erschienen. Durch diese philosophischen Studien geleitet wandte er sich nun auf die Betrachtung des menschlichen Geistes selbst und legte die Resultate seiner Forschungen in den beiden Abhandlungen: Essai de psychologie ou considérations sur les opérations de l'ame und: Essai analytique sur les facultés de l'ame nieder, worin er den Widerspruch der Lehren von der Prädestination und der Freiheit des menschlichen Willens (doch höchst einseitig) zu heben suchte und mehrere unhaltbare Hypothesen über das Wesen der Seele aufstellte. Noch weiter verstieg er sich in seiner Palingénésie philosophique, in welcher er neben den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele auch eine Apologie des Christenthums gab, wodurch er aber auch einen merkwürdigen Streit veranlaßte, indem Lavater von diesem letzten Theile der Schrift so ergriffen wurde, daß er ihn übersetzte unter dem Titel philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn dedicirte und diesen aufforderte, entweder zu widerlegen oder ein Christ zu werden. Aber seine ganzen Beweise sind nur Glaubensgründe und sein Hauptgrundsatz ist die Annahme einer Vorausbestimmung aller Ereignisse durch Gott; jedoch sind seine sämmtlichen Schriften vielfach ins Deutsche übersetzt und mit Eifer gelesen worden. Seine äußern Lebensverhältnisse waren einfach. Von 1752—1768 war er Mitglied des Großen Raths zu Genf und von da an lebte er auf seinem Landgute Genthod am Genfersee bis zu seinem Tode 1793. Er war zum Forscher geboren; denn unermüdlich ausdauernd im Beobachten selbst der kleinsten Gegenstände besaß er einen weitumfassenden Scharfblick, sein Styl war lebendig und blühend, sein Charakter edel und sein Sinn frommgläubig, und er hielt dadurch, daß er einen höhern Geist in der Natur fand, das Gegengewicht gegen die Ansichten seiner Zeitgenossen, Voltaire und Rousseau. 16.

Bonneval (Claude Alexander, Graf von), ein merkwürdiger Abenteurer, geb. den 14. Juli 1675 zu Paris, nahm anfangs Seedienste, trat aber später durch Ehrensachen veranlaßt unter die Garde und machte im spanischen Erbfolgekriege mit einem selbst angeworbenen Regimente bis 1705 die Feldzüge in Italien mit. Durch sein höchst ausschweifendes Leben und die Erpressungen, die er sich überall erlaubte, so wie durch seinen Hang zur Spötterei verscherzte er die Gunst der damals allmächtigen Frau von Maintenon, und wurde deßhalb trotz seiner übrigen Verdienste im Avancement übergangen. Seinen Zorn darüber ergoß er in den bittersten Verwünschungen gegen den Hof, flüchtete endlich um seine Sicherheit besorgt über die Grenze, und begab sich zum Prinzen Eugen von Savoyen. Durch dessen Verwendung kam er (1706) als General-Major in östreichische Dienste und zeichnete sich in den Feldzügen in Italien, Savoyen, Flandern und später gegen die Türken durch Muth und Entschlossenheit so sehr aus, daß er 1723 zum Generalfeldzeugmeister ernannt und in die östreichischen Niederlande geschickt wurde, um dem alten Grafen von Wehlen im Commando beizustehen. Allein sein unruhiger Geist und sein herrisches Wesen verwickelte

ihn in Streitigkeiten mit dem Unterstatthalter Marquis de Prie, und er vergaß sich zuletzt so weit, selbst gegen den Prinzen Eugen in Sarkasmen auszubrechen. Dieser entzog ihm seinen Schutz, und nun wurde B. aller seiner Würden beraubt und auf ein Jahr als Gefangener auf die Festung Spielberg gebracht. Nach Ablauf dieser Zeit flüchtete er heimlich aus Östreich und begab sich über Venedig nach Constantinopel, wo er mit Auszeichnung aufgenommen und, nachdem er zum Islam übergetreten war und den Namen Ahmed Pascha erhalten hatte, zum Pascha von 2 Roßschweifen ernannt wurde. Doch scheiterte sein Plan, eine bessere Kriegszucht unter den Türken einzuführen und dann Rache an den Östreichern zu nehmen, an der Abneigung der erstern gegen jedes Neue und seine eigne Person. Er wurde sogar aus Constantinopel verwiesen, und wollte eben seinen abenteuerlichen Plan, in Frankreich wieder Dienste zu suchen, ausführen, als ihn zu Kastemone in Asien der Tod ereilte, am 23. März 1747. — Man errichtete ihm zu Pera ein marmornes Denkmal mit einer äußerst pomphaften Inschrift. 22.

Bonpland (spr. Bongplang), Aimé, der bekannte französische Reisende und Naturforscher, Begleiter Humboldt's auf dessen Untersuchungsreise in Amerika im J. 1799. — Die Pflanzenkunde verdankt ihm besonders Berichtigungen und bedeutende Erweiterungen, denn er fand über 6000 noch unbekannte Pflanzengattungen. (Nach seiner Handschrift über diese Reise hat Kunth das Werk: „nova genera et species plantarum" 1815—1825 herausgegeben.) Mit Humboldt vereint gab er nach seiner Rückkehr die Reise in den Äquinoctialgegenden Amerikas heraus, auch erschien noch früher von ihm eine Beschreibung des Gartens zu Malmaison, dessen Inspector er 1804 geworden war. 1818 wurde er Professor der Naturgeschichte zu Buenos-Ayres, und bereiste von hier aus im J. 1820 das Innere von Paraguay, wurde aber zu St. Ana am Paranaflusse von Soldaten des Dr. Francia, Directors von Paraguay, überfallen und gefangen genommen, wovon der einzige Grund der war, daß er Paraguay-Theepflanzungen angelegt hatte. Doch wurde ihm während seiner Gefangenschaft die Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen Untersuchungen gestattet. Nachdem sich Alexander von Humboldt und der englische Gesandte zu Buenos-Ayres vergeblich um seine Freilassung bemüht hatten, erhielt er sie endlich im J. 1829 und kehrte nach Buenos-Ayres zurück. 22.

Bonstetten (Karl Victor von), der bekannte schweitzerische Schriftsteller, von dessen hoher geistiger Bildung und praktischer Lebensweisheit eine nicht kleine Anzahl von Schriften ein vollgültiges Zeugniß ablegt, wurde 1745 zu Bern geboren. Seine erste Erziehung erhielt er zu Yverdun; von entschiedenem Einflusse aber auf die Ausbildung seiner Talente war sein Aufenthalt zu Genf, wo er mit Voltaire, Saussure, Bonnet u. A. in Verbindung trat. Nach Vollendung seiner Studien zu Leyden, Cambridge, und zuletzt zu Paris, bereiste er Italien, wurde nach seiner Rückkehr Mitglied des souverainen Raths zu Bern (1775), später Landvoigt zu Nyon (1787) und zuletzt Oberrichter in Lugano. Allein die Unruhen, welche sein Vaterland erschütterten, bewogen ihn, dasselbe zu verlassen. Nach mehrjährigem Aufenthalte (1798—1801) bei seiner Freundin Friederike Brun zu Kopenhagen kehrte er zurück, wählte Genf zu seinem dauernden Wohnsitze und lebte hier zurückgezogen von allen öffentlichen Geschäften der Wissenschaft in fröhlichem Umgange mit gleichgestimmten Freunden. Er starb am 3. Febr. 1832. — Der liebenswürdige Charakter B.'s liegt offen dar in seinen Schriften. Volksbildung und Verbesserung des nationalen Wohlstandes sind die Hauptgegenstände seiner lichten eindringlichen Darstellungen. Seine Philosophie ist populär und verständlich und verliert sich nicht in tiefe metaphysische Untersuchungen, sondern ist rein praktisch. — Sein erstes Werk sind die

schön geschriebenen „Briefe über ein schweitzerisches Hirtenland." Während seines Aufenthalts zu Kopenhagen erschienen „Kleine Schriften" in 4 Bänden; 1802 ein gehaltvolles Werk unter dem Titel: „Über Nationalbildung," 1807: „Recherches sur la nature et les loix de l'imagination," 1813: „Voyage sur la scène du dernier livre de l'Enéide, suivi des quelques observations sur le Latium moderne," 1815: „Pensées diverses sur divers objects du bien public," 1821: „Etudes de l'homme ou recherches sur les facultés de sentir et de penser," 1824: „L'homme du midi et du nord" u. a. m. — Welche hohe Achtung B. verdient, bezeugt das dauernde freundschaftliche Verhältniß, in welchem er mit Salis, Matthisson, Friederike Brun und dem edeln Johannes v. Müller gestanden hat. Mit diesen Namen ist auch der Name B.'s der Unsterblichkeit übergeben. Ihm widmete Johannes v. Müller seine Briefe über die Geschichte; er lebt in Matthisson's „Erinnerungen" und Gedichten, und seine eigenen Briefe an Matthisson (1827 zu Zürich von Füßli herausgegeben) und Friederike Brun (1828 zu Frankfurt von Matthisson herausgegeben) sichern ihm für immer ein freundliches Andenken der Nachwelt. 22.

Bontekoe (spr. Bontekū), Cornelius, geb. 1647 zu Alkmaar. Sein Vater hieß eigentlich Decker, als Gastwirth erhielt er aber von seinem Schilde, das eine bunte Kuh vorstellte, obigen Namen. Er studirte Medicin, nachdem er früher Barbier gewesen war, verließ hierauf sein Vaterland, wendete sich nach Hamburg und wurde sodann, dem großen Churfürsten von Brandenburg empfohlen, Professor zu Frankfurt a. d. O. Er starb im J. 1685. B. hat sich nicht durch große Kenntnisse ausgezeichnet, wohl aber dadurch, daß er, bestochen von den holländischen Kaufleuten, in besondern Schriften den Gebrauch des Thees und Tabaks empfahl, und also derjenige ist, der diese Producte in Deutschland in Aufnahme gebracht hat. 39.

Bonzen heißen die Priester des Fo (s. d. Art.) in Japan, doch haben die Europäer diesen Namen auch den Priestern des Fo in andern asiatischen Ländern gegeben. Sie sind den Mönchen und Nonnen durchaus zu vergleichen, da sie in Klöstern beisammen leben und ihre Gottesverehrung ohne Antheil des Volks verrichten. 30.

Boot, franz. barque; engl. bark, ein kleines Fahrzeug, vorn breiter als hinten, mit Segeln und Rudern, dient zur Lichtung der Anker, zum Transporte von Holz, Wasserfässern und dergl. in das Schiff, befindet sich, wenn das Schiff unter Segel ist, zwischen dem großen und dem Fockmast des Schiffes, wird jedoch im Hafen vermittelst des Boottaues hinten angehängt. Der **Bootsmann**, fr. nocher; holl. bootsman, ist ein Unterofficier auf dem Schiffe, besorgt die Befehle des Schiffers, commandirt in dessen Verhinderungsfalle, führt hauptsächlich die Obsicht über alles Tauwerk, lichtet und wirft die Anker, beim Einlaufen in den Hafen läßt er das Schiff belegen und festmachen, die Segel beschlagen und die Raen richten, und hat auf die Stauung der Güter zu achten. Kauffahrer haben in der Regel blos einen Bootsmann, Kriegsschiffe hingegen einen Oberbootsmann, nebst mehreren Gehilfen, Unterbootsleute, holländ. Bootmansmaaten genannt. 43.

Boötes, auch **Arktophylax** oder der Bärenhüter genannt, ein Sternbild in der nördlichen Halbkugel, eingeschlossen vom großen Bäre, dem Haupthaar der Berenice, der Jungfrau, dem Berge Mänalus, der Schlange Ophiuchus, der Krone, dem Hercules und dem Drachen. Es ist leicht kenntlich an einem hellen mit röthlichem Lichte funkelnden Sterne erster Größe, der den Namen Arktur führt und unter dem Saume des Kleides beim westlichen Knie steht. Der Sage nach sah sich Philomelus, der Sohn der Ceres und des Jasion, durch seinen Bruder Plutus aller Güter beraubt genöthigt, seine Zuflucht zu neuen Erfindungen

zu nehmen und bauete den Pflug, womit er zwei Stiere davor gespannt das Land bebaut und sich davon ernährt haben soll. Zum Danke dafür habe ihn Ceres sammt dem Pfluge und dem Stiergespanne unter dem Namen Bootes in den Himmel versetzt. Er hält in der östlichen Hand eine Keule und mit der westlichen leitet er die Jagdhunde nach dem großen Bären. 33.

Bora, Katharina von, Gemahlin Luther's, war in ihrer Jugend dem Nonnenkloster Nimptsch bei Grimma übergeben worden, das sie aber, durch Luther's Schriften über Mönchs- und Klostergelübde auf richtigere Ansichten von dem Widernatürlichen ihres Standes und dem Unverbindlichen solcher Gelöbnisse hingeleitet, 1523 im 24. Lebensjahre mit Hülfe eines Torgauischen Rathsherrn Leonhard Kappe, nebst acht anderen Nonnen verließ und sich nach Wittenberg wendete. Hier wurde sie im Hause des Stadtschreibers Philipp Reichenbach aufgenommen und von Luther gegen schamlose und verleumderische Angriffe, die sogar die Aufmerksamkeit des sächsischen Churfürsten erregten, geschirmt und durch eine besondere Schrift (Ursache und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen) vertheidigt. Die Anträge des D. Glacius, Predigers in Orlamünde, wies sie entschieden ab, gab aber nicht undeutlich zu verstehen, daß sie gern Luther oder Amsdorf die Hand reichen würde, was ihr von Mehreren, namentlich auch von Melanchthon, für hochmüthiges Streben ausgelegt ward. Am 13. Juni 1525 erfolgte unerwartet in Gegenwart weniger Freunde die Trauung Luther's durch Bugenhagen mit ihr. Die glückliche Ehe, welche sie führten, wird in des Reformators Schriften selbst auf eine bald ernste und fromme, bald launige Art gepriesen und hat die Zeugnisse der Zeitgenossen für sich, wie sehr sich auch verketzernde Feinde abmüheten, mit bösem Leumund das Geschehene darzustellen. Bei Luther's Tode in Eisleben (1546) war Katharina von B. nicht gegenwärtig, nach demselben blieb sie aber, wider des seligen Mannes Rath, in Wittenberg, eine kurze Frist im J. 1546 ausgenommen, und erst die 1552 ausgebrochene Pest vermochte sie, ihren Wohnort nach Torgau zu verlegen. Auf der Reise dahin hatte aber das Durchgehen der Pferde für ihren Körper nachtheilige Folgen; sie starb den 20. Decbr. (Vgl. d. Art. Luther.) 27.

Borax, fr. u. engl. borax, kommt in Tibet, Japan, China, Persien theils als festes Mineral, theils in dem Gewässer des Sees Nobal der tibetanischen Provinz Sembul aufgelöst vor, ist ein graulich-gelblich- und grünlich-weißgefärbtes Salz, das aus Boraxsäure, Natron und Wasser besteht, und in Frankreich, Dänemark und Holland, wohin es aus dem Oriente gebracht wird, erst von seiner erdigen Mischung gereinigt, dann arzneilich als Reizmittel des Monatsflusses, gegen den Stein, gegen schmerzhafte Hämorrhoidalknoten, gegen hartnäckige Lichtscheu bei Augenentzündungen, gegen Hautflecken, Sommersprossen ꝛc. gebraucht, technisch vornehmlich zum Zusammenschweißen und Löthen der Metalle, zum Probiren der Erze, zur Basis der meisten gefärbten Schmelze, als Fluß zu Emails, zum weißen Krystallglas, zu Kunstedelsteinen, zu weißen Glasuren auf Kupfer, Eisenblech und Töpfergeschirr, zum Einbrennen des Goldes und mancher Farben auf Glas und Porzellan ꝛc. verwendet wird. Außer dem natürlichen Borax gibt es auch einen künstlichen, den man aus Boraxsäure darstellt. 47.

Bord, lat. latus, margo; fr. bord; engl. board; holl. boord, heißt der an einem Schiffe oben rings herumgehende Rand, welcher bei einigen hoch, bei andern wenig außer dem Wasser steht und wonach die Schiffe in die von hohem Bord und von niederm Bord eingetheilt werden. Packbord nennt man die linke und Steuerbord die rechte Seite des Schiffs; auch braucht man das Wort Bord für das Schiff selbst, indem man sagt: an Bord bringen, welches so viel als einschiffen oder aufladen heißt. An B. gehen heißt ins Schiff gehen und über B. werfen, etwas aus dem Schiffe ins Meer werfen. In den meisten Fällen je-

doch hat B. mit Rand einerlei Bedeutung, als Rand eines Schiffes, B. eines Heerdes, Bord- oder Randbleche, woraus der Rand der Salz- oder anderer Pfannen verfertigt wird ꝛc. 26.

Borda (Jean Charles), ein um die Mathematik und Astronomie sehr verdienter Mann, geb. den 4. Mai 1733 zu Dax im franzöſ. Departement Landes, ſtudirte bei den Barnabiten in ſeinem Geburtsorte und bei den Jeſuiten zu la Feche. Seine berühmten Entdeckungen in der Mathematik verſchafften ihm 1756 eine Stelle in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. In Kriegsdienſte getreten wohnte er 1757 als Adjutant des Marſchalls von Maillebois einem Feldzuge in Deutſchland bei. Von nun an widmete er ſich dem Seedienſte und machte 1771 auf Befehl der Regierung als Chef d'Escadre von der königl. Marine mit Verdun de la Crenne und Pingré eine Reiſe nach verſchiedenen Küſten von Europa und Afrika, um die Seeuhren zu prüfen und zugleich die Länge und Breite mehrerer Inſeln und Klippen zu beſtimmen. Die Reſultate dieſer Reiſe machten die 3 Gelehrten gemeinſchaftlich unter dem Titel: **Voyage fait par ordre du roi, en 1771 et 1772 en diverses parties de l'Europe etc.** (2 Bde. Paris 1775. 4.) bekannt. In derſelben Abſicht bereiſte B. 1774 die Azoren, die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Küſte von Afrika, welche Reiſe er nach einigen Jahren wiederholte. Als General-Major bei den Seetruppen wohnte er 1777 dem amerikaniſchen Kriege unter dem Grafen d'Eſtaing bei, wo er ſich nicht wenig auszeichnete. Als ſich 1787 die Sternwarte von Paris und Greenwich näher verbanden, brachte B. mit Delambre und Méchain die große Meridianmeſſung Frankreichs glücklich zu Stande, wobei er ſelbſt bedeutende Koſten nicht ſcheute. B. iſt der Gründer der franzöſ. Schiffsbauſchule, die noch jetzt nach ſeinen Grundſätzen geleitet wird. Er erfand ein aſtronomiſches Inſtrument mit ſehr kleinem Halbmeſſer, das die Winkel mit größter Genauigkeit mißt; man bediente ſich deſſelben beim Meſſen des Meridian. Am bekannteſten iſt B.'s Name durch die Verbeſſerung des Spiegelkreiſes geworden, deſſen erſte Idee Tobias Mayer ſchon 1767 gegeben hatte. Seine Anſichten darüber machte B. 1774 zugleich mit dem portugieſiſchen Jeſuiten Magelan bekannt, der die Beſchreibung ſeiner Erfindung, unter dem Titel: **Description des nouveaux instrumens circulaires à reflexions** (London 1779) herausgab. B.'s Werk erſchien erſt 1787 unter dem Titel: **Description et usage du cercle à reflexion** (2 Bde. Paris. 4.). Auch iſt B. der Erfinder eines neuen Inclinatoriums zur Meſſung der Neigung der Magnetnadel und mehrerer anderer Inſtrumente. Unter ſeinen übrigen Werken bemerken wir noch: **Nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule. Nouveau système de poids et mesures, adopté par les états généraux,** und als ſein vorzüglichſtes: **Tables trigonométriques décimales,** von Delambre erſt nach B.'s Tode (Paris 1801) herausgegeben. B. ſtarb zu Paris den 20. Febr. 1799. 33.

Borda'ſcher Kreis, iſt ein Inſtrument zum Meſſen der Winkel, welches aus einem 12—16 Zoll im Durchmeſſer haltenden und gleich dicken meſſingenen Kreiſe beſteht mit einem auf eingelegtem Silber eingetheilten Limbus, deſſen Theilung und die Nonien ſo eingerichtet ſind, daß man die Winkel unmittelbar ohne Repetition auf 10″ ja ſelbſt auf 5″, genau erhält. Dieſer Kreis wird durch Speichen (Arme) feſt gehalten, die ſich in der Mittelpunktsplatte vereinigen und gegen den Rand hin in der Breite abnehmen. Oberhalb und unterhalb des Kreiſes bewegen ſich wie an den Aſtrolabien mittelſt ſcheibenförmiger Centrumplatten 2 Alhidaden mit aufgeſetzten Fernröhren, deren Achſen nicht allein in jeder Lage parallel zu deſſen Ebene bleiben, ſondern die ſich auch am Rande des Kreiſes mittelſt Mikrometerſchrauben in jeder Stellung feſthalten laſſen. Der Kreis nebſt ſeinen Alhidaden kann mittelſt einer ſtählernen Achſe in einer ſtarken

messingenen Hülse sanft und stetig umgedreht werden. Diese Hülse ist mit einer gleich starken Welle in Form eines rechtwinklichen Kreuzes fest verbunden und die Welle ruht an beiden Enden mit ihren Zapfen in ähnlichen Pfannen auf Trägern. Durch die Umdrehung der Welle um ihre Achse kann man demnach das Instrument in jede schiefe Richtung bringen und um es in irgend einer schief geneigten Lage fest erhalten zu können, hat man an einem Ende der Welle einen kleinen Quadranten mit einer Schraube ohne Ende angebracht, dessen Centrum in der Wellenachse liegt und dessen Bogen nahe am Träger concentrisch mit fortgeht und durch eine besondere Fingerschraube festgestellt werden kann. Die Achse steht unterhalb mit einer trommelförmigen mit Blei ausgegossenen Vorrichtung in einer solchen Verbindung, daß durch eine Schraube ohne Ende, welche in den gezähnten Rand der Trommel eingreift, eine langsame Drehung derselben möglich wird. An den beiden Enden der obern Alhidade sind zwei, auch wohl vier facettenartig gestaltete Nonien angebracht und so läßt sich auch das starke und schwache Umdrehen der Alhidade durch eine Vorrichtung wie beim Astrolabium oder Sextanten bewirken. Die Fernröhre sind astronomisch, achromatisch mit verschiebbaren Fadenkreuzen, welche letztere sich zugleich um ihre Achsen drehen und dadurch genau in die Brennpunkte der Gläser bringen lassen. Oberhalb der obern Alhidade sind Mikroskope angebracht, um die Theilungsstriche der Nonien und des Limbus genau zu prüfen. Das ganze Instrument ruht auf einer messingenen Säule, die nach oben zu in einen Teller sich endigt, an welchen es mit Fingerschrauben befestigt wird. Der Fuß der Säule ruht in der Mitte eines eingetheilten am Rande gezahnten Kreises (Azimuthalkreis), so daß sich der Zapfen der Säule und also auch der obere Kreis nach jedem Azimuthe stellen läßt. An der Grundfläche der Säule ist die Alhidade des Azimuthalkreises befestigt, an dessen einem Ende ein Nonius mit einer Mikrometerschraube, welche in den gezahnten Rand des Kreises eingreift, um der Säule eine sanfte Bewegung zu geben, und am andern Ende eine Fingerschraube zum Feststellen desselben und der Säule befindlich ist. Die Theilung und der Nonius am Azimuthalkreise geben die Azimuthalwinkel auf 1′ oder noch genauer. Endlich stehet noch der untere Kreis und das ganze Instrument auf einem hölzernen Fuße von drei starken Armen, durch deren Enden drei verticalstehende Stellschrauben gehen, deren grobe Stellung noch durch einen unter einer der Schrauben angebrachten Hebel mit einer Schraube vermindert werden kann. Wenn mit dem obern und untern Fernrohre röhrenförmige Libellen in Verbindung gesetzt werden, so kann auch der B. Kreis zu Beobachtungen von Verticalwinkeln gebraucht werden. Diesem Instrumente sind viererlei Bewegungen zu ertheilen. 1) Beide Fernröhre können gedreht und befestigt werden. 2) Der obere Kreis kann beim Feststehen der Säule noch um seine Achse bewegt werden. 3) Die Säule ist sammt ihrem Aufsatze durch die untere Scheibe am Fuße derselben zu bewegen, und 4) kann die Neigung des obern Kreises nach zwei verschiedenen Lagen einmal mittelst der Wellenachse des Trägers und dann auch durch die Fußschrauben bewirkt werden. 33.

Bordeu (spr. Bordö), Theophil de, Arzt und medicinischer Schriftsteller, der sich durch seine Untersuchungen über die Drüsen und über das Zellgewebe, so wie durch seine sonderbare Pulslehre bei seinen Zeitgenossen einen Namen gemacht hatte, jetzt aber nur noch der Geschichte angehört. — Er war 1772 zu Iseste in Bearn geboren, ward Aufseher der Mineralwasser zu Auch und Pau, Barèges und Bagnères, und starb 1776. 39.

Bordone (in Paris), ein ausgezeichneter ital. Maler, geb. um das Jahr 1500 zu Treviso, hatte, obgleich er Schüler Titian's und anfangs dessen Nachahmer war, dennoch eine ganz eigenthümliche Manier. Sein Colorit ist noch lebendiger und mannichfaltiger als das Titian's, die Zeichnung höchst correct und die

Composition geistreich. 1538 begab er sich auf erhaltene Einladung an den Hof Franz's I. von Frankreich, und malte den König, der ihn mit Ehre und Geschenken überhäufte, nebst vielen andern ausgezeichneten Personen des Hofes. — Die berühmtesten seiner Werke sind der Ring des heil. Marcus und ein Andreas, welcher das Kreuz trägt und von einem Engel gekrönt wird. Sechs andere treffliche Gemälde dieses Meisters befinden sich auf der Wiener Gallerie. — Er starb um das Jahr 1570. 22.

Boreas, s. Winde.

Borelli (Joh. Alphons), berühmter theoretischer Arzt, war zu Neapel 1608 geboren, studirte zu Florenz unter Gallilei und dessen Vertheidiger Castelli, wurde daselbst späterhin in die Accademia del cimento aufgenommen und erhielt eine Professur. Diese gab er aber bald wieder auf, ging nach Messina und später nach Rom, wo er mit der Königin Christine von Schweden in nähere Bekanntschaft kam. Am Ende seines Lebens trat er zu Rom in einen geistlichen Orden und starb daselbst 1679. B. ist der Stifter der mechanischen Schule in der Medicin dadurch geworden, daß er, ein großer Mathematiker, in seinem unsterblichen Werke: de motu animalium, mehrere Verrichtungen des lebenden Körper (allerdings zu einseitig, doch nicht ohne Geist) nach den Gesetzen der Mechanik erklärte, wie z. B. die Muskelthätigkeit und den Schlag des Herzens. 39.

Borghese, Name eines fürstlichen Geschlechts im Kirchenstaate, welches ursprünglich aus Siena stammt. Camill B., der zweite Sohn Marc Anton's, der sich als Advokat in Rom ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, erhielt die ursprünglich für seinen Bruder um 70000 Zechinen erkaufte Auditorstelle nach dessen Tode vom Papste Clemens VIII. geschenkt, erwarb sich durch glückliche Unterhandlungen in Spanien, die Türkenhülfe für den Kaiser betreffend, den Cardinalshut und wurde endlich nach Leo's XI. Tode 1605 unter dem Namen Paul V. (s. d. Art.) zum Papste erwählt. Als solcher begründete er das Glück seiner Familie. Besonders überhäufte er Marc Anton B., den einzigen Sohn seines Bruders Johann Baptist, mit Reichthümern aller Art und dessen Nachkommen vermehrten dieselben durch kluge Benutzung der Umstände und günstige Heirathen. Die Familie hat sich bis in die neusten Zeiten in fortdauerndem Ansehen erhalten. Der jetzige Majoratsherr des Geschlechts, Camill Philipp Ludwig, geb. 1775, ältester Sohn Mark Anton's IV., vermählte sich 1803 mit Maria Pauline Buonaparte und trat mehrere Male thätig auf den politischen Schauplatz. Bemerkenswerth ist, daß er die berühmte Sammlung antiker Kunstwerke der Villa Borghese, welche von Scipio Cafarelli, Sohn der Hortensia Borghese, unter dem Namen Cardinal Borghese bekannt († 1633) gegründet worden war, an Napoleon verkaufen mußte, für welchen Preis ist unbekannt, doch spricht man von 10 Mill. Franken. Die Güter der Familie sind äußerst bedeutend und man schlägt jetzt die Einkünfte des Geschlechtsältesten auf 100000 Zechinen an. 22.

Borghesischer Fechter. Diesen Namen führt eine zu der jetzt in Paris befindlichen borghesischen Sammlung gehörige Statue, eines der herrlichsten noch vorhandenen Denkmäler der alten griechischen Kunst. Dieses Meisterwerk ist laut der Inschrift von Agasias, Dositheus Sohne aus Ephesus, verfertigt und nebst dem Apollo von Belvedere zu Porto d'Anzio, dem alten Antium wieder aufgefunden worden, wo sie wahrscheinlich vom Kaiser Caligula oder Nero aufgestellt wurde. Unser sogenannter Fechter scheint einen Krieger vorzustellen, welcher sich in einer gefährlichen Lage mit der größten Anstrengung vertheidigt; aber für einen Agasias wäre ein bloßer Fechter kein würdiger Gegenstand der Darstellung, es müßte denn, wie Winckelmann glaubt, ein Sieger in Kampfspielen sein, deren Statuen bekanntlich an dem Orte, wo sie gesiegt hatten, auf-

gestellt wurden. Die ganze Figur ist vorwärts geworfen und das linke Bein auf das äußerste hinten ausgestreckt. Das Gewicht des Körpers ruht auf dem rechten Schenkel. Der Kopf und das Gesicht ist höchst geistreich und voll Ausdruck, die Formen sind schön, das Verhältniß der Glieder untadelhaft, überhaupt der ganze Bau des Körpers musterhaft und völlig naturgetreu. Die Anstrengung, den Leib in gerade Richtung oder auf die linke Seite, wohin Blick und Angriff gerichtet ist, zu bringen, ist unübertrefflich in der heftigen Thätigkeit und Bewegung der Muskeln am Rücken und rechten Schenkel ausgedrückt. Die Statue gehört unbedingt der Periode des schönen Kunststyls an; nur die Haare erinnern an die strengere Manier des hohen Styls. Das rechte Ohr, der rechte Arm und die Spitze des Daumens am rechten Fuße ist ergänzt, von wem, ist unbekannt. Am linken Arme sind noch die Schildriemen zu erkennen und die rechte Hand hält ein Stück Lanze. Eine sehr gute antike Copie des Kopfes des Fechters, welche sich ehemals zu Rom befand und das Bruchstück einer der borghesischen ähnlichen Figur zu sein scheint, soll sich jetzt in England befinden. 36.

Borgia (spr. Bordscha), Name eines alten edeln Geschlechts in Spanien, dem außer 2 Päpsten, Calixtus III. und Alexander VI. (s. d. Artt.) mehrere theils berüchtigte, theils berühmte Männer entstammen. Die merkwürdigsten sind: 1) Cäsar B., Cardinal und Herzog von Valentinois, unächter Sohn des Papstes Alexander VI., ein gleiches Ungeheuer wie sein Vater, übte, von diesem begünstigt, alle Schandthaten, welche Grausamkeit, Wollust und Habsucht nur erdenken läßt, ungescheut aus und wußte sich, noch ehe sein Vater Papst geworden war, durch Ränke aller Art und überdieß in geistiger Hinsicht nicht so wie in körperlicher von der Natur vernachlässigt, den Weg zu den höchsten Ehrenstellen zu bahnen. Durch die unsinnigste Verschwendung oft in Verlegenheit gesetzt, verstand er es trefflich, durch Dolch und Gift seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, und den kleinern italienischen Staaten blieb fortwährend die Wahl, entweder seine Casse zu füllen oder sich seinen räuberischen Einfällen preis zu geben. Die Cardinalswürde, die er 1493 erhalten hatte, legte er 1498 nieder und begab sich mit geheimen Aufträgen an den Hof Ludwig's XII. von Frankreich, wo er die Stadt Valence zum Geschenke bekam und sich mit einer Verwandtin des Königs vermählte. Nach seiner Rückkehr setzte er den vorigen Lebenswandel ungestört fort, bis diesem endlich mit dem unglücklichen aber wohlverdienten Tode seines Vaters ein Ziel gesetzt ward. Durch den Nachfolger desselben, Julius II., wurde er mit Verlust aller seiner Güter zur Flucht nach Neapel genöthigt und von hier gefangen nach Spanien gebracht. Doch gelang es ihm nach 2 Jahren, zu seinem Schwager, dem Könige von Navarra, zu entkommen, wo er gut aufgenommen wurde. Hier blieb er, bis er endlich in einem Treffen am 12. März 1507 durch eine Lanze seinen Tod fand. Nicht minder berüchtigt wie er, ist seine Schwester Lucretia B. durch ihre unmäßigen Ausschweifungen, besonders durch den unnatürlichen Umgang, in welchem sie mit ihren Brüdern und sogar mit ihrem Vater, nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller, gestanden hat. — 2) Franz B., Herzog von Candia, Grand von Spanien und dritter General der Jesuiten, geb. 1510 zu Candia, Sohn des Herzogs Johann B., hatte schon in seiner Jugend eine übertriebene Neigung zu frommen Religionsübungen, er trat deßhalb nach dem Tode seiner Gemahlin 1548 in den Jesuiterorden und wurde 1565 nach Lainez Tode zum Generale desselben erwählt. Er setzte das noch nicht vollendete Gebäude seiner Vorgänger eifrig und mit vieler Umsicht fort, und man muß ihm, obgleich er die umfassenden Geistesgaben seiner Vorgänger nicht besaß, dennoch wesentliche Verdienste, besonders um Disciplin und Lehrmethode zugestehen. Er starb zu Rom am 1. Oct. 1572 und ist im J. 1625 unter die Heiligen ver-

setzt worden. — 3) Stephan B., Cardinal, geb. den 3. Dec. 1731 zu Velletri, liebenswürdig als Mensch und berühmt als Gelehrter und Alterthumsforscher, wurde unter Benedict XIV. Gouverneur von Benevent und 1770 von Clemens IV. zu dem wichtigen Amte als Secretair der Propaganda befördert. Neben den ihm als solchen obliegenden ausgebreiteten Geschäften trat er mit in- und ausländischen Gelehrten, gleichviel, welcher Confession sie waren, zu wissenschaftlichen Zwecken in Verbindung und widmete außerdem den größten Theil seiner Musestunden dem Studium der Alterthümer, von denen er nach und nach eine äußerst schätzbare Sammlung zu Stande brachte. — 1789 erhielt er von Pius VI. den Cardinalshut, und während der franz. Revolution nebst 2 andern Cardinälen die Dictatur von Rom; allein in Folge der Ereignisse mußte er Rom 1798 verlassen, kehrte jedoch 2 Jahre darauf dorthin zurück und wurde von Pius VII. zum Rector des röm. Collegiums ernannt. — Er starb den 23. Novbr. 1804 zu Lyon, wo er als Begleiter des Papstes, welcher zur Kaiserkrönung nach Paris reiste, tödtlich krank hatte zurückbleiben müssen. 22.

Born (Ignatz Edler von), berühmter Naturforscher und wirklicher Hofrath bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen zu Wien, geb. den 26. Dec. 1742 zu Karlsburg in Siebenbürgen, gest. den 24. Juli 1791 zu Wien. Seine Eltern, die sehr wohlhabend waren, verlor er frühzeitig; studirte vom 11. bis 17. Jahre Philosophie in Wien, trat darauf in die Gesellschaft Jesu, verließ sie aber nach 16 Monaten wieder und begab sich auf die hohe Schule zu Prag, um daselbst juristische Vorlesungen zu hören. Nach Beendigung der akademischen Laufbahn bereiste er Deutschland, Holland, die Niederlande und Frankreich, trieb nach seiner Rückkehr vorzüglich das Studium der Mineralogie, Naturwissenschaften und Bergwerkskunde, wurde 1770 Beisitzer in dem obersten Münz- und Bergmeisteramte in Prag und unternahm als solcher eine mineralogische Reise nach Ungarn, Siebenbürgen und Krain, deren Resultate in seinen an den berühmten Mineralogen Ferber geschriebenen und von diesem 1774 herausgegebenen (später ins Englische, Italienische und Französische übersetzten) Briefen über mineralogische Gegenstände enthalten sind. Auf dieser Reise hatte er sich bei dem Befahren einer Grube in den ungarischen Bergstädten eine chronische Krankheit zugezogen, die ihn veranlaßte, die Stelle eines Bergraths abzulehnen und sich auf sein Landgut Altzeblitsch zu begeben. Hier war er unermüdet thätig nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern auch für andere literärische Unternehmungen, gab 1771 Poda's Beschreibung der schemnitzer Bergmaschinen, 1772—75 seinen berühmten index fossilium heraus, war schon damals Mitglied vieler auswärtigen Akademien, unterstützte die Bestrebungen einiger böhmischer und mährischer gelehrten Gesellschaften und wurde 1776 von Maria Theresia nach Wien berufen, um das k. k. Naturaliencabinet neu zu ordnen. Diese Stellung benutzte er zu einem für die Conchyliologie äußerst wichtigen Kataloge jenes Cabinets, mit dem Titel: Testacea Musei Caesar. Vindob. 1780. mit naturgetreuen und fein illuminirten Abbildungen. Nachdem er 1779 zum wirklichen Hofrathe bei der Hofkammer im Münz- und Bergwerkswesen von der Kaiserin ernannt worden war, benutzte er seine freimaurerischen Verbindungen zu wissenschaftlichen Zwecken durch Herausgabe eines Journals für Freimaurer, das aber nie in den Buchhandel kam. Das größte Monument jedoch setzte sich B. durch seine Verbesserungen in der Amalgamationsmethode und durch das auf Befehl des Kaisers Joseph II. darüber geschriebene Werk: Über das Anquicken der gold- u. silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeise, Wien 1786. mit 21 Kupfern, das bald (1788) ins Französische übersetzt wurde und dem Verfasser einen europäischen Ruf gründete. Diese neue Amalgamationsmethode, deren Hauptvorzüge be-

trächtliche Holzersparung, gesündere Arbeit, Vermehrung der Masse edler Metalle, Ersparung des Bleies ꝛc. sind, fand zwar anfangs vielen Widerspruch, ward aber vom Kaiser eingeführt, verbreitete sich von Östreich nach Sachsen, Schweden, bis nach Mexico. Seine Bearbeitung des Katalogs des raabischen Cabinets (Wien 1790) wird in der Mineralogie zu den classischen Arbeiten gezählt. B. war an Geisteskraft und Talenten einer der größten Männer seines Zeitalters, sicherte durch seine Thätigkeit im mineralogischen Fache seinem Namen die Unsterblichkeit, besaß fast in allen übrigen Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse, sprach die meisten europäischen Sprachen, trug durch seinen persönlichen Umgang, durch seine reiche Ader des Witzes und durch seine Monachologie, eine der beißendsten Satyren auf den Geist und die Verfassung der verschiedenen Mönchsorden, 1783, (lateinisch, deutsch, französisch, englisch) mit 3 Kupfern, viel bei zur Entkräftung des Fanatismus in Östreich und zur Erweckung einer hellen Denkungsart. An der Vollendung mehrerer literarischen Arbeiten ward er durch seinen am 24. Juli 1791 erfolgten Tod gehindert. 51.

Borneo, s. sundische Inseln.

Borodino, s. Moskwa (Schlacht an der).

Borowski, Ludwig Ernst von, Erzbischof der evangelischen Kirche und Generalsuperintendent von Ost- und Westpreußen, war geboren im J. 1740 zu Königsberg, wo sein Vater Küster an der Schloßkirche war. Durch guten Unterricht vorbereitet, bezog er schon in seinem 15. Lebensjahre (1755) die Universität seiner Vaterstadt und wurde kaum ein Jahr älter (1756) von der deutschen Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen. Nicht lange nachher erwählte ihn dieselbe zu ihrem Bibliothekar. Vom Feldmarschalle von Lehwald 1762 zum Feldprediger bei seinem Regimente berufen, thaten die militairischen und kriegerischen Umgebungen B.'s weder seiner Liebe zu den Wissenschaften, noch seinem Fleiße in denselben Eintrag. Durch seine Bekanntschaft mit Gellert, wie späterhin durch den vertrautesten Umgang mit Kant und Hippel, erlangte sein philosophischer Geist jene Reife, durch die er seine doppelte Stellung als Geistlicher und als Geschäftsmann stets mit Würde behaupten konnte und welche aus seinen Schriften klar hervorleuchtet. Im J. 1770 wurde er zum Erzpriester (d. h. Superintendent) und ersten Prediger zu Schaaben, und 13 Jahre später (1783) zum Pfarrer des Neugroßgärtner Kirchspiels in Königsberg ernannt, trat 1793 als Mitglied in das Kirchen- und Schulcollegium und dehnte nun, bald darauf auch zum Consistorialrath gewählt, seine edle Wirksamkeit über die ganze Provinz aus. Während sich die königl. Familie in Königsberg aufhielt, wurde B. dem Könige persönlich bekannt, welcher dem gelehrten, frommen und geschäftserfahrnen Manne seine königl. Achtung schenkte und sein Vertrauen zuwendete. Im J. 1809 wurde er Oberconsistorialrath und Vorsteher der Deputation für Kirchen- und Schulangelegenheiten, erhielt 1811 die theologische Doctorwürde von der Universität zu Königsberg, worauf 1812 seine Ernennung zum Generalsuperintendent von Ostpreußen und 1815 die zum Oberhofprediger erfolgte. Im folgenden Jahre 1816 erhob ihn der König zum evangelischen Bischofe, ertheilte ihm 1818 den rothen Adlerorden erster Classe, 1829 die Würde eines Erzbischofs und 1831 den schwarzen Adlerorden. Als Theolog war er orthodox, aber tolerant und stets bereit zu wissenschaftlichen Untersuchungen. Zahlreiche Zuhörer fanden sich bei seinen Predigten ein. Bei einem scheinbar schwächlichen Körper blieb dennoch seine Geisteskraft ungeschwächt bis in sein hohes Alter. Er starb an einem rheumatischen Übel am 10. Nov. 1831 und das feierliche Leichenbegängniß am 22. desselben Mon. bewies, wie viele Verehrer sich der edle Greis erworben hatte. Von seinen Schriften zeichnen wir folgende zwei aus: Über die Autorschaft des Verfassers des Buches über die Ehe. Königsberg 1797

(ſ. d. Art. Hippel) und: Darſtellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's. Königsberg 1804, welche letztere Schrift Kant ſelbſt vor dem Drucke geſehen und berichtigt haben ſoll. 60.

Borromäiſche Inſeln, ſ. **Lago Maggiore.**

Borromeo (Karl), Cardinal und Erzbiſchof von Mailand, geb. zu Arona den 2. Oct. 1538, zeigte ſchon in früher Jugend eine große Neigung zum geiſtlichen Stande und ernſter Beſchäftigung jeder Art, ſo daß er, von trefflichen Lehrern ausgebildet, bereits in ſeinem 12. Jahre durch ſeine Gelehrſamkeit und würdiges Benehmen Alles in Erſtaunen ſetzte. 1554 bezog er die Univerſität zu Pavia, ſtudirte die Rechte und erhielt 1559 den Doctorhut. Von ſeinem Onkel, dem Cardinale von Medicis, der unter dem Namen Pius IV. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, wurde er 1560 zum Cardinale und kurz darauf zum Erzbiſchofe von Mailand ernannt. Alle Angelegenheiten des geiſtlichen und weltlichen Regiments gingen jetzt durch die Hände des 22jährigen Cardinals, welcher trotz der Überhäufung von Geſchäften ſelbſt noch Zeit genug gewann, auf das Tridentiner Concilium thätig einzuwirken und den endlichen Abſchluß deſſelben herbeizuführen. Er redigirte ſogar den Catechismus romanus, das hier entworfene ſymbol. Buch der kathol. Kirche. Nach ſeinem Wunſche von weltlichen Regierungsgeſchäften entbunden, widmete er ſich mit aller Kraft nur den geiſtlichen Angelegenheiten und machte deßhalb 1563 als Legat a latere eine Reiſe in ſein Erzbisthum Mailand, wodurch ſein früherer Vorſatz, dort ſeinen beſtändigen Aufenthalt zu nehmen, befeſtigt wurde, doch die Ausführung deſſelben wurde ihm erſt nach dem Tode Pius IV. (1565) möglich. Der Zuſtand des Bisthums war nicht der beſte. Unordnung, Zügelloſigkeit und Sittenverderbniß herrſchte aller Orten. Der Cardinal beſuchte perſönlich Städte und Dörfer und wirkte durch Rede und Beiſpiel, durch Strenge und Milde auf die Gemüther der Verwilderten. In den entarteten Klöſtern ſtellte er Zucht und Ordnung wieder her, ſtiftete Concilien und Synoden und ſorgte für den Unterricht der Jugend. Mit väterlicher Milde ſorgte er für Arme und Unglückliche, gab ihnen Nahrung und Troſt. Zwar ſuchten ihn ſeine Feinde zu ſtürzen, die ſpan. Regierung ward eiferſüchtig auf ihn und die ſtreng gehaltenen Mönche und Geiſtlichen waren ſo erbittert, daß ſie ihn beim Papſte und bei dem Könige verklagten, ja einer von dem Humiliatenorden, den er reformiren wollte, ſogar nach ihm ſchoß; aber er wußte ſich auf das Schönſte zu rechtfertigen und blieb im ruhigen Beſitze ſeiner Würden. Von frommem Eifer beſeelt beſuchte er ſogar die Graubündner, und ſcheute in den unwegſamen Gebirgen derſelben keine Mühe noch Gefahr, ſtiftete ein helvetiſches Prieſtercollegium in Mailand und vereinigte die 7 katholiſchen Schweizercantone zu dem ſogenannten goldnen borromäiſchen Bunde für die Beſchützung ihres Glaubens. Doch endlich erlag ſein Körper den unendlichen Anſtrengungen. Seine baldige Auflöſung fühlend, ließ er ſich vom Berge Varallo, wo er gern in einſamen Betrachtungen verweilte, nach Mailand zurückbringen, und ſtarb daſelbſt am 3. Nov. 1584. 26 Jahre darauf wurde er von Paul V. unter die Heiligen verſetzt, eine Auszeichnung, die ſchwerlich ein Anderer ſo wie er verdiente. 22.

Borſtell (Ludwig Georg Leopold von), Commandeur des königl. preuß. achten Armeecorps und General der Cavalerie, wurde 1773 geboren und trat in ſeinem 15. Jahre als Generaladjutant ſeines Vaters, welcher Generallieutenant war, in das Cüraſſierregiment von Ilow ein. Durch braves Benehmen in dem Feldzuge von 1793 ſtieg er ſchnell bis zum Major, und nahm als ſolcher 1806 an der Schlacht bei Jena Theil. Zu Anfange des folgenden Jahres gelang es ihm durch kluge Manoeuvres mit einer nur 800 Mann ſtarken Truppenabtheilung vom Marſchalle Ney, welcher Königsberg mit überlegener Macht bedrohte,

einen günstigen Waffenstillestand zu erhalten; dieß und seine bei der neuen Organisation der Armee bewiesene Thätigkeit erwarb ihm die Gunst des Königs in so hohem Grade, daß er das Commando des pommerschen Corps erhielt. 1813, als Preußen mit Frankreich den Kampf auf Leben und Tod begann, wurde B. Generaladjutant des Königs und nahm später als Brigadecommandeur an allen Kämpfen der Nordarmee Theil. Seiner Tapferkeit und Geistesgegenwart gebührt das Verdienst, zum Gewinnen der Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz wesentlich beigetragen zu haben; und bei Leipzig, wo er, nachdem der Prinz von Hessen-Homburg verwundet worden war, das Commando übernommen hatte, waren seine Truppen die ersten, welche in die grimmaische Vorstadt eindrangen. 1814 nahm er, zum Generallieutenant ernannt, beim dritten Armeecorps an den Kriegsvorfällen in den Niederlanden rühmlichen Antheil, und 1815 wurde er zum Commando des zweiten Armeecorps berufen. Zu eben dieser Zeit waren bei einigen, über die Theilung ihres Vaterlandes erbitterten sächsischen Truppenabtheilungen aufrührerische Bewegungen in Lüttich vorgefallen; Blücher hatte die Schuldigen nach Namur gesendet und ertheilte B. den Befehl, sie zu entwaffnen und die Anstifter des Aufruhrs erschießen zu lassen. Allein B. zögerte mit der Vollziehung dieses für die Sachsen so schimpflichen Befehls, und als er nach wiederholter strenger Ordre dennoch bei seinem Entschlusse beharrte, so wurde er seines Commandos entsetzt, in seinem Vaterlande vor ein Kriegsgericht gestellt und zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Doch der König begnadigte ihn noch in demselben Jahre, übertrug ihm das Commando der magdeburger Brigade und später das Generalcommando von Preußen. Seit 1825 ist B. Generalcommandeur der Rheinprovinzen. 22.

Borzone (Luciano), ein trefflicher italienischer Maler, geb. 1590 zu Genua, erhielt den ersten Unterricht von seinem als Portraitmaler geschätzten Onkel, Peter Bartolotto, und bildete sich nachher unter der Leitung Cäsar Corte's so glücklich aus, daß schon sein erstes Gemälde, ein Diogenes, allgemeines Aufsehen erregte. Unter seinen spätern Werken, welche ihn in ganz Italien berühmt machten, zeichnen sich die Portraits des Dichters Chiabrera und Thomas von Trebbiano besonders aus. Er erhielt sogar aus Spanien und Frankreich Aufträge und Guido Reni suchte angelegentlich seine Freundschaft. Er starb 1645 durch einen Sturz von einem Gerüste. Unter seinen 3 Söhnen, welche ebenfalls Künstler waren, hat sich Maria Francisco als Landschaftsmaler in der Manier Claude Lorrain's und Salvator Rosa's berühmt gemacht. 22.

Boscan-Almogaver (Juan), der erste classische Dichter und Schöpfer der neuen lyrischen Poesie Spaniens, wurde um das Jahr 1500 zu Barcelona geboren, erhielt eine gute wissenschaftliche Bildung und versuchte sich schon frühzeitig mit Glück als Dichter, und zwar im herrschenden Geschmacke seiner Nation. Als er aber um das Jahr 1526 am Hofe Karl's V. zu Granada mit dem venetianischen Gesandten Andrea Navagero bekannt und von diesem in die italienische Poesie eingeweiht wurde, so fühlte er lebhaft die Leere und Einseitigkeit der vaterländischen und beschloß, Dante und besonders Petrarca zum Muster nehmend, der Reformator derselben zu werden. Zuerst trat er mit Sonetten im Geschmacke Petrarca's hervor und führte, als sie bei dem gebildeten Theile des Volks Beifall gefunden, auch die Terzine in der spanischen Poesie ein. Trotz des heftigen Widerspruchs der alten Schule, an deren Spitze Castillejo stand, wurde seine Partei in kurzer Zeit die herrschende. Sein eifrigster Bewunderer und glücklichster Nachahmer war sein Freund Garcilasso de la Veja. B. starb um das Jahr 1544 in Barcelona, oder auf einem Landgute in der Nähe. Seine Gedichte kamen erst nach seinem Tode mit denen Garcilasso's zugleich unter dem Titel: „Las Obras de Boscan y algunas de Garcilasso de la Vega" Leon 1549

heraus. Sie bestehen aus 4 Abtheilungen, Jugendgedichte, Sonette und Canzonen, Musäus (eine Übersetzung des Gedichts von der Liebe Hero's und Leander's) und eine Beschreibung des Reichs der Liebe, welche nach der Versart, in welcher sie gemacht ist, den Namen Octava rima führt. 22.

Boscôwich (Roger Joseph), Mathematiker und Astronom, geb. zu Ragusa in Dalmatien den 18. Mai 1711, trat 1725 in das Noviciat des Jesuiterordens zu Rom und wurde 1740 im Collegio Romano Professor. Hier schrieb er mehrere mathematische und astronomische Abhandlungen: über die Rotation der Sonne, über die Ungleichheit der Jupiters- und Saturnsbewegungen, über Dioptrik, über Ebbe und Fluth, über das Licht ꝛc. Vom Cardinale Valenti erhielt B. 1750 den Auftrag zu einer Gradmessung im Kirchenstaate, die er auch mit seinem Ordensbruder P. Maire ausführte und in seinem Werke: De literaria expeditione per Pontificiam ditionem etc. Rom 1755 herausgab. Auf seine Anregung wurden die Gradmessungen in den deutsch-östreichschen Provinzen und Ungarn von P. Liesganig, in Piemont von P. Peccaria und in Amerika von Masson und Dixon unternommen. Im J. 1759 gab B. einen Abriß des Newton'schen Systems unter dem Titel: Philosophiae naturalis theoria redacta ad unicam legem virilem in natura existentium (Wien 1759. 2. Aufl. 1764.) heraus, war dann 6 Jahre Professor in Pavia und 8 Jahre Professor der Astronomie und Optik in Mailand, wo er der Stifter der Sternwarte der Jesuiten ward. Nach Aufhebung des Jesuiterordens 1773 erhielt B. von seinen Gönnern und Freunden die Einladung nach Paris zu kommen, wo er naturalisirt wurde und eine Stelle als Directeur d'Optique de la marine mit einem Gehalte von 8000 Livres erhielt, welche er aber 1783 wegen der mannichfaltigen Unannehmlichkeiten, die ihm seine Feinde verursachten, wieder niederlegte und sich nach Italien begab. Hier gab B. seine sämmtlichen Werke zu Bassano und Straßburg 1786 in 5 Quartbänden (Opera ad opticam et astronomiam pertinentia) heraus, wovon mehrere ins Deutsche übersetzt worden sind. Kaiser Joseph übertrug ihm 1786 die Aufsicht über eine Gradmessung zur Aufnahme einer Charte von der Lombardei. B. starb den 12. Febr. 1787 in einem Alter von 76 Jahren. Auch einen sehr ehrenvollen Platz nimmt B. unter den neuern lateinischen Dichtern ein, denn er besaß viel Geschmack und einen hohen Schwung der Einbildungskraft. Unter die vorzüglichsten seiner Werke gehört: Elementa universae matheseos (Rom 1754. 8.). De lentibus et telescopiis dioptricis (Rom 1755. 4. deutsch von Karl Scherfer, Wien 1765. 8.). Sein Journal d'un voyage de Constantinople erlebte 2 Auflagen 1762 und 1772, eine italienische (1784) und deutsche (1779) Übersetzung. 33.

Bosnien, Königreich, lat. Bosnia, Bosna oder Bosina, zur Türkei gehörig, liegt 33° 31′ — 33° 50′ L. 42° 44′ — 45° 17′ N. B. und grenzt nördlich und westlich an Ungarn und Slavonien, südlich an Albanien und das adriatische Meer, und östlich an Servien. Der Flächeninhalt beträgt 730 □M. Das Land ist von Zweigen der dinarischen Alpen durchzogen, welche die Höhe von 6000 Fuß erreichen; eigentliche Ebenen sind daher gar nicht vorhanden. Die größern Flüsse des Landes sind die Drina, Bosna, Unna und Verbas, welche alle von dem Hauptflusse, der Sau, aufgenommen werden. Unter den Seen sind der Katana, der Mostarska Blato bei Mostar und der Kuschko Blato die bedeutendsten. Das Klima ist im Allgemeinen mild und gesund, nur auf dem Hochgebirge ist es empfindlich kalt. Der Boden ist fruchtbar; er erzeugt viel Getreide, Mais, Tabak, Flachs, Obst, Hülsenfrüchte und Wein, eignet sich aber im Ganzen mehr zur Viehzucht, welche daher äußerst bedeutend ist, besonders zur Rindvieh-, Schaf-, Ziegen- und Schweinezucht. Die ausgebreiteten Waldungen liefern Holz jeder Gattung in Überfluß und zahlreiches Wild. Fische und

Geflügel sind in Menge vorhanden, auch wird häufig Bienenzucht mit glücklichem Erfolge betrieben. Die Gebirge enthalten Silber, Blei, Quecksilber und, wie behauptet wird, auch Gold; allein die träge Verwaltung benutzt diese Schätze nicht; nur auf Eisen baut man bei Bosnaserai und an einigen andern Orten. Eben so wenig benutzt man die vorhandenen Salzquellen und die verschiedenen Mineralien, als Marmor, Steinkohlen, Alabaster, Sandsteine u. a. m. Unter den zahlreichen Mineralwässern sind die warmen Quellen von Budimir und Novibasar, und der Sauerbrunnen von Legenicza die bedeutendsten. Die Einwohner sind ein Gemisch von Bosniaken, Serben, Kroaten, Montenegrinern, Türken, Juden und griechischen und armenischen Christen; ihre Zahl schätzt man auf 850000. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. Das Land zerfällt in drei Haupttheile: 1) das eigentliche Bosnien mit der Hauptstadt des Königreichs Bosna Seraj oder Serajewo an der Miliczka mit 60000 Einw. und äußerst lebhaftem Handel. Zwornik und Banjaluka (alte Hauptstadt) zwei befestigte Städte mit bedeutendem Verkehre. 2) Türkisch-Kroatien. Bichacz, Jaicza, Dubicza und Berbir, befestigte Städte. 3) Die Herzegowina; die Städte Mostar und Trebin, beide mit wichtigem Handel. Das Land, früher zu Ungarn, dann zu Serbien gehörig, auch kurze Zeit selbstständiges Königreich, ist seit 1463 türkische Provinz und wird von einem Pascha mit zwei Roßschweifen regiert. Die Gährungen in der neuesten Zeit, Folgen der häufigen frühern, sind bis jetzt noch nicht völlig gedämpft und werden es auch wahrscheinlich nicht, wenn die Pforte auf ihrer Weigerung, gewisse billige Zugeständnisse zu machen, verharrt. 15.

Bosporus ist der altgriechische Name der Meerenge von Constantinopel zwischen dem schwarzen und Marmormeere, ungefähr 5 deutsche Meilen lang und an einigen Stellen nur 500 Schritte breit. An beiden Ufern sind bei den Mündungen und in der Mitte feste Schlösser erbaut und reizende Partien ergötzen überall das Auge (vgl. Constantinopel und der Bosporus von J. v. Hammer). Den alten Namen soll die Meerenge von der Jo (s. d. Art.) haben, welche als Kuh dieselbe durchschwamm. 37.

Bosquet, s. Gartenkunst.

Bosse (Abraham), ein schätzenswerther franz. Kupferstecher, geb. 1611 zu Tours, hat eine sehr große Anzahl trefflicher Blätter in Callot's Manier geliefert, welche sich besonders durch Reinlichkeit und Feinheit auszeichnen, eine Folge seines eigenthümlichen Verfahrens, ohne Nachhülfe des Grabstichels mit der Radirnadel in hartem Firnisse zu arbeiten. Als Schriftsteller über die Kunst bewährte er sich in mehrern ausgezeichneten Schriften, z. B. „Traité de diverses manières de graver en taille douce" (Paris 1645); „sentiments sur la distinction de diverses manières de peinture, dessein, gravures et des originaux d'avec leurs copies" (Paris 1649) u. a. m. Das vortreffliche „Recueil d' estampes pour servir à l'histoire des plantes, exécuté par l'ordre de Louis XIV." 3 Bde. Fol. arbeitete er gemeinschaftlich mit Louis Chatillon und Nicolaus Robert. Als er seine Stelle als Professor der Perspective an der Akademie durch Lebrun verloren hatte, zog er sich nach Tours zurück und starb daselbst im J. 1678. 22.

Bossi (Giuseppe), ein äußerst gelehrter und scharfsinniger Kunstkenner und Maler, geb. 1777 zu Mailand, erhielt nach einem sechsjährigen Aufenthalte zu Rom nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt mehrere Preise und wurde an der dasigen Kunstakademie Secretair und später Professor. Mit eben so vielem Fleiße als tiefer Kenntniß legte er eine kostbare Sammlung von Alterthümern und Kupferstichen, Zeichnungen und Gemälden berühmter Künstler an; vorzugsweise aber beschäftigte er sich mit den hinterlassenen Werken Leonardo's da Vinci, rettete unter andern „das Abendmahl" dieses Meisters im Dominicanerkloster

S. Maria delle Grazie vor völliger Vernichtung und fertigte eine Copie desselben an, welche sich jetzt zu Brera befindet. Er starb im December 1815 zu Mailand. — Als denkender Schriftsteller hat er sich in den Beiträgen, die er zu Vasari's vite de' più eccellenti architetti etc. lieferte, so wie in seinem trefflichen Werke „Del Cenacolo di Leonardo da Vinci" hinlänglich bewährt. 22.

Bossiren heißt überhaupt Figuren in weichen Massen darstellen, wie in Gyps, Wachs, Thon u. dgl., und gewöhnlich bedient man sich dieser Kunst zur Verfertigung von Büsten oder von Modellen zu Bildhauerwerken. 30.

Bossuet (Jean Benigne), Bischof von Meaux. Dieser Mann, der ebenso als Prediger und als Schriftsteller wie als Hofmann glänzte, entwickelte seine ausgezeichneten Talente im Jesuitercollegium seiner Vaterstadt, Dijon, wo er den 27. Septbr. 1627 in einer angesehenen Familie geboren ward, mit einem Eifer und einer Thätigkeit, daß er oft den Namen bos suetus aratro (an den Pflug gewöhnter Stier) hören mußte. Zum geistlichen Amte bestimmt, ertheilte man ihm schon im 8. Jahre die Tonsur und im 13. ein Kanonicat in Metz, zu dem später noch die Würde eines Archidiaconus und Dechanten kam. Unter Nic. Cornet's Leitung studirte er seit dem 15. Lebensjahre im Collegium von Navarra zu Paris die theologischen Wissenschaften, zeichnete sich hierbei durch seine Fertigkeit im freien Vortrage aus, ward 1648 Licentiat, 4 Jahre darauf Doctor der Theologie und hielt sich seitdem größtentheils in Metz auf, um nach dem Auftrage der Königin Mutter, Anna von Östreich, in jenem Sprengel für die Bekehrung der Protestanten zu sorgen. Dieß letztere nöthigte ihn oft wieder nach Paris zu kommen und als er zur Bewunderung des Hofes (seit 1662) vor demselben gepredigt, in der Trauerrede auf die verwittwete Königin 1667 gezeigt, welche Kunst und Kraft er erlangt hatte, zumal da erst 2 Jahre später Bourdaloue mit ihm wetteiferte, so erhielt sein Vater von Ludwig XIV. ein Glückwünschungsschreiben zu einem solchen Sohne, er selbst aber 1669 das Bisthum Condom, das er jedoch im folgenden Jahre wieder aufgab, weil ihm der Unterricht und die Erziehung des Dauphin anvertraut ward. Diesem Prinzen widmete er fast ausschließlich seine Zeit, um dessen Gemüth für das Heilige empfänglich zu machen und ihn zu einem kenntnißreichen und rechtschaffenen Monarchen zu bilden, schrieb auch für ihn zu gleichem Zwecke einen Abriß der Weltgeschichte (Discours sur l'histoire universelle depuis le commencement du monde jusqu'à l'empire de Charles Magne. Paris 1631. 4. oft gedruckt, deutsch von J. A. Cramer mit wichtigern Fortsetzungen). Nach beendigtem Lehramte, während dessen ihn die franz. Akademie durch Aufnahme in dieselbe (1672) geehrt hatte, ernannte ihn der König 1680 zum ersten Almosenier der Dauphine und 1681 zum Bischofe von Meaux. Im folgenden Jahre ließ Ludwig XIV. die vier Artikel der gallicanischen Kirche aufsetzen, nach denen den Päpsten und der Geistlichkeit alle weltliche Macht abgesprochen, die Macht der Päpste in kirchlichen Angelegenheiten der Entscheidung der Synoden untergeordnet und den Verordnungen und Beschlüssen der römischen Curie nur in so weit Gültigkeit beigemessen wird, als in Rechts- und Glaubenssachen sie mit den Grundsätzen der gallicanischen Kirche übereinstimmten. Für diese Artikel schrieb B. das berühmte Buch: Defensio declarationis celeberrimae, quam de potestate ecclesiastica sanxit Clerus Gallicanus, d. 19. Mart. 1682. etc., welches erst nach seinem Tode im Drucke zu Luxenburg (d. i. Genf) 1730 in 2 Quartbänden erschien. Hierauf beeiferte man sich den gefeierten Kanzelredner, Theologen und Staatsmann durch immer neue Würden zu schmücken: 1693 ward er Hofprediger der Dauphine und 1698 der Herzogin von Burgund, 1695 Vorsteher der Hochschule von Navarra zu Paris und Bewahrer ihrer Privilegien und 1697 königlicher Staatsrath. Noch hatte er 1700, als Freund Arnaud's, in St. Germain en Laye die Jansenisten gegen die Angriffe der Jesui-

ten beschützt, seitdem aber sich von öffentlichen Geschäften zurückgezogen und nur dem Berufe als Bischof mit unermüdlicher Thätigkeit gelebt, als er dem Tode den 12. April 1704 erlag. Er wurde in der Cathedrale zu Meaux beigesetzt. — B. verdankte seinen Ruhm zumeist den Rednergaben, mit denen er, vorzüglich bei Leichenreden, durch Gewandtheit und Erhabenheit vor Allen glänzte und mit Bourdaloue den Zeitgenossen als Muster vorleuchtete. Unter den Apologeten und Polemikern der römischen Kirche behauptete er den ersten Rang und bewog durch seine Überredungskunst, die nicht frei von höfischer Feinheit und Verschlagenheit war, viele Protestanten, wie den Marschall Turenne und den reformirten Prediger Paul Ferri, zum Abfalle von dem protestantischen Glauben. Diesem Ziele diente seine Schrift: **Exposition de la doctrine de l'Eglise Catholique. Paris 1671. 12.** und öfter, in welcher er sogar manche Dogmen in ein zweideutiges Licht stellte, auch gegen die Orthodoxie der katholischen Geistlichkeit verstieß und mit Schlauheit unrettbare Glaubenssätze mit Stillschweigen überging, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Jac. Basnage, P. Jurieu und Fr. Spanheim haben diese Schrift am scharfsinnigsten und siegreichsten bestritten. An den 16 Bekehrungsmethoden, welche die Versammlung der Geistlichkeit 1682 bekannt machte, hatte B. vorzüglichen Antheil und brachte sie in einem Religionsgespräche zu Nismes mit Joh. Claude, jedoch damals ohne den gewünschten Erfolg, in Anwendung. Außer dem **Catéchisme de Meaux (Paris 1687. 12.)**, der bald in allgemeinen und öffentlichen Gebrauch kam, gab er die **Histoire des variations des Eglises Protéstantes** zu Paris 1688 in 2 Quartbdn. heraus, in der er von den Streitigkeiten unter den Protestanten und der Veränderung ihres Lehrbegriffs auf die Verwerflichkeit des letztern schloß. Die Entwürfe der Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken sollten sich aber auch auf Deutschland erstrecken und ihm kam der Ruf des Bischofs Rojas von Spinola, der mit dem evangelischen Abte Molanus wegen einer Bekehrung des Herzogs Ernst August von Braunschweig und seiner Unterthanen unterhandelte, sehr erwünscht. Indessen reichte seine Sophistik nicht hin, den berühmten Leibnitz, der eine Kirchenvereinigung nicht für unmöglich hielt und Antheil an den Verhandlungen genommen hatte, zu blenden, so daß sich B. noch in Zeiten zurückzog (s. d. Art. Leibnitz). Einen unrühmlichen Triumph errang B. aber über den frommen Bischof Fenelon (s. d. Art.), gegen den er (1699) eine Verdammungsbulle von 23 Sätzen aus dessen Schrift: **Explication de maximes des saintes etc.** bewirkte, denn jener konnte diesem eben so wenig den Ruhm des hohen Verdienstes um die franz. Kirche, als die Anhänglichkeit an die schwärmerische Guyon (s. d. Art.) verzeihen. Fenelon beschämte seinen Gegner durch unbedingte Unterwerfung unter den päpstlichen Willen und durch christliche Sanftmuth. Noch weit weniger war B. befähigt, mit dem gelehrten Bibelübersetzer Rich. Simon in die Schranken zu treten, gegen den er nur Verketzerungswuth zeigte. Wenn nach dem Bemerkten B.'s Charakter schon deutlich genug hervortritt, der bei allen Verdiensten und Lobpreisungen im zweideutigen Lichte erscheint, so ist nach glaubwürdigen Zeugen wohl auch erlaubt anzunehmen, daß er geschickt eine noch als Kanonicus mit dem Fräulein des Vieux geschlossene Ehe, in der er zwei Töchter zeugte, zu verbergen und diese Familie auf dem Landgute Maubéon heimlich zu erhalten mußte, wie sehr man sich auch bemüht hat, das Ganze für eine Fabel zu erklären. — **Oeuvres de Bossuet, Paris 1743—53. 8. 20 Bde. Liége 1766. 8. 22 Bde. Versailles 1819. 8. 46 Bde.** 2.

Bostandschi, eigentlich Gärtner von Bostan, der Garten, sind ein Corps in Constantinopel, welche die Gärten des Sultan besorgen und die Ruder führen, wenn er in einer Barke spatzieren fährt. Sie tragen rothe Oberkleider, hohe Cylindermützen mit herabhängendem Sacke, standen mit den ehemaligen Janit-

scharen in gleichem Solde, begleiten auch den Sultan ins Feld und eine Abtheilung derselben (die Chasseki's) sind zugleich die Vollstrecker seiner Blutbefehle. Ihr Oberhaupt ist der Bostandschi Baschi, dessen Würde der der Hausmarschälle der europäischen Regenten entspricht. 9.

Bostellen sind in Schweden solche Güter (Hemman), die man den Soldaten oder Officieren und Beamten zu Wohnungen angewiesen hat. Jede Bostelle besteht aus einer Stube, einem Stalle und einer Tenne, und hat auch wo möglich Feld und Wiesewachs. Dafür ist aber der Soldat verpflichtet, seinem Wirthe um ein billiges Tagelohn in landwirthschaftlichen Arbeiten beizustehen. Die B. der Officiere genießen die Vorrechte der Edelhöfe. 43.

Botanik, Pflanzenkunde (von βοτάνη, Pflanze), lat. botanica, phytologia; franz. botanique; engl. botany, botanics, derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher die Kenntnisse der Pflanzen zum Gegenstande hat, und zu gleicher Zeit das Studium ihrer Structur, ihrer unterscheidenden Kennzeichen, die Verrichtungen ihrer verschiedenen Organe, so wie der mannichfaltigen Vortheile, die sie dem Menschen gewähren können, umfaßt. In der neuesten Zeit hat man die Pflanzenkunde in 2 Theile abgesondert: 1) in den theoretischen, und 2) praktischen Theil. Die theoretische, auch reine B. genannt, ist entweder naturhistorisch oder philosophisch; als naturhistorische B. beschäftigt sie sich einerseits mit der botanischen Kunstsprache oder Terminologie und der Systemkunde, so wie andererseits damit, jede Pflanze nach ihren Eigenschaften so zu bestimmen, daß keine Verwechselung mit andern entstehen kann, wo sie dann als beschreibende B. (Phytographie) auftritt; als philosophische B. aber beschäftigt sie sich mit dem innern und äußern Baue der Pflanzen, ihren Bestandtheilen, der Mischung ihrer Organe und den Gesetzen, auf welche die Entstehung, Bildung, Erhaltung und Fortpflanzung sich gründet, wodurch wir eine Anatomie, Physiologie und Chemie der Pflanzen erhalten. Die praktische, auch angewandte B. zerfällt wieder in die medicinische B., ökonomische B., technische B., zu welcher letztern auch die mit der Zucht von Zierpflanzen sich beschäftigende ästhetische B. gehört, und in die Forstbotanik. Als Nebenzweige der theoretischen wie der praktischen B. muß in beiderlei Beziehung auch die Pflanzenpathologie und die botanische Geographie berücksichtigt werden. Außerdem hat man für einzelne, besonders cultivirte Zweige der B. noch andere Benennungen angenommen, wie z. B. den Namen Dendrologie, wenn man nur die Bäume und Sträucher; Agrostologie, wenn man blos die Gräser; Kryptogamologie wenn man allein die mit unsichtbaren Blüthen versehenen Gewächse zum Gegenstande seines Forschens wählt; und selbst das Gebiet dieser einzelnen Theile der B. ist gegenwärtig so umfangreich geworden, daß man wieder Unterabtheilungen von jedem bilden, z. B. die Kryptogamie in Muscologie, Lichenologie, Fucologie, Myetologie theilen mußte, zu deren Studium, jeden dieser Theile einzeln hergenommen, jetzt kaum die Dauer eines Menschenlebens ausreichen würde. In Bezug auf die theoretische B. hat man es zunächst mit der Terminologie und der Systemkunde zu thun. Die Terminologie besteht in gewissen Ausdrücken, die meistens aus dem Lateinischen und theils auch aus dem Griechischen hergenommen sind, und eine ziemlich feste Bestimmung erlangt haben, so daß man sich ihrer überall bedient, obgleich die neuern Botaniker an der Terminologie so herum gefeilt haben, daß man bei gegenseitiger Vergleichung oft nicht mehr weiß, was eckig oder rund, was gesägt oder gezähnt ꝛc. ist. Unter allen scheint die Terminologie von Edward Smith, dem berühmten Besitzer des Linné'schen Herbariums, obgleich dieselbe schon vor einigen und 20 Jahren abgefaßt worden, noch die beste zu sein. Was die Systemkunde betrifft, so wird die B. ohne eine passende Zusammenstellung der Pflanzen ein unentwirrba-

res Chaos sein. Es waren zu der Zeit, wo man den Wissenschaften wieder den früher schon einmal behaupteten Rang anwies, durch die Alten kaum 1500 verschiedene Pflanzen uns überliefert worden. Nur seitdem man anfing Systeme zu entwerfen, hat man es sich angelegen sein lassen, die Pflanzenkunde fast täglich durch neu aufgefundene Gewächse zu vermehren, so daß man deren jetzt mehr als 50000 kennt. Cäsalpin war der erste Botaniker, der ein System entwarf (1583), und bei den von ihm aufgestellten 15 Classen die Frucht und die Lage des Keims zum Unterscheidungsmerkmale wählte. Zu Systemen, welche von der Frucht genommen werden, gehören auch die, welche späterhin von Paul Herrmann, Christoph Knaut, Morison, Boerhaave und Rajus entworfen wurden. Von der Blumenkrone nahmen sie Rivin, Christian Knaut, Tournefort, Pentedera; von der Blumendecke haben sie Magnol und Linné gewählt; von den männlichen Befruchtungswerkzeugen hat Linné sein Geschlechtssystem genommen, von der Blüthe und der Frucht zugleich Haller, Gleditsch, Ludwig, Wachendorf, Wernischeck, Gieseke, Öder, Ehrhart u. A. Indeß ist unter den zahlreichen Pflanzensystemen, welche man seit Cäsalpin's Zeiten zu entwerfen versucht hat, keines mit einem so allgemeinen, auf seine Faßlichkeit gegründeten Beifalle aufgenommen worden, als das Linné'sche Sexualsystem. Nach ihm zerfällt das Gewächsreich in 2 Abtheilungen: 1) in Pflanzen mit kenntlichen Befruchtungswerkzeugen oder Phanerogamisten, und 2) in solche mit verborgenen oder unkenntlichen Befruchtungswerkzeugen oder Kryptogamisten. Die erste Abtheilung macht den wesentlichen Theil des Systems aus, und die in dieselbe gehörenden Gewächse werden sowohl nach den männlichen Befruchtungswerkzeugen, als noch außerdem nach den Geschlechtern der Blüthen geordnet, so daß diese Abtheilung die 23 ersten Classen dieses Systems umfaßt. Die Grundlagen der Classen nimmt Linné: A) von den Staubfäden, und zwar 1) nach ihrer Anzahl, wohin die 1. bis 11. Classe (Monandria Diandria, Triandria, Tetrandria, Pentandria, Hexandria, Heptandria, Octandria, Enneandria, Decandria und Dodecandria) gehören, und zwar so, daß, wenn 11 bis 15 Staubfäden vorhanden sind, die 11. Classe oder Dodecandria angenommen wird; 2) nach ihrer Einfügung auf dem Kelche, wie in der 12. (Icosandria), und nach ihrer Einfügung auf den Fruchtboden, wie in der 13. (Polyandria); 3) nach dem Verhältnisse ihrer Größe, wie in der 14. Classe (Didynamia), wo 2 Staubfäden länger als die 2 übrigen sind, und wie in der 15. Classe (Tetradynamia), wo 4 länger als die 2 übrigen sind; 4) nach ihrer Verwachsung, wo, wie in der 16., 17. und 18. Classe (Monadelphia, Diadelphia, Polyadelphia) die Staubfäden unter sich in 1, 2 oder mehrere Bündel, oder mit den weiblichen Befruchtungswerkzeugen verwachsen sind, wie in der 20. Classe (Gynandria). B) Von den Staubfäden, in Rücksicht ihrer Verwachsung in einen gemeinschaftlichen Cylinder, wie in der 19. Classe (Syngenesia). C) Von dem Blüthengeschlechte, wie in der 21. Classe (Monöcia), die aus Blüthen von getrenntem Geschlechte, nämlich männlichem und weiblichem auf einer Pflanze; wie in der 22. (Diöcia), die aus männlichen und weiblichen Blüthen besteht, welche aber so vertheilt sind, daß eine Pflanze männliche und die andere weibliche Blüthen hat, und wie endlich in der 23. Classe (Polygamia), in der die Blüthen von getrenntem Geschlechte und Zwitterblumen zugleich sind, so daß die Pflanze entweder männliche oder weibliche und Zwitterblumen trägt. Diese 3 letzten Classen finden sich gegenwärtig unter dem gemeinschaftlichen Namen der Diclinia vereinigt. Die 2. Abtheilung begreift blos eine einzige große Classe in sich, nämlich Linné's 24. Classe (Kryptogamia), zu welcher alle Gewächse gehören, deren Blüthen dem bloßen Auge nicht bemerkbar sind, und deren männliche Blüthen, unter einem stark vergrößernden Instrumente betrachtet, keine Staubbeutel, sondern, wie die Farren-

kräuter, Mooſe, Flechten und Pilze, freien Blüthenſtaub haben. Es würde zu weit führen, hier auch noch die von Linné feſtgeſetzten Ordnungen ſeiner Claſſen genauer angeben zu wollen. Es genügt in dieſer Hinſicht zu wiſſen, daß dieſe Ordnungen bei den meiſten Claſſen nach dem Griffel (nämlich von der 1. bis 13. Claſſe), bei einigen nach der Frucht (wie in der 14. u. 15. Claſſe), und bei den letzten Claſſen nach den Staubfäden gebildet worden ſind. Obgleich das Linné'ſche Syſtem der Idee eines vollkommnen nicht entſpricht, da darin nicht alle Claſſen nach einem einzelnen Merkmale beſtimmt ſind, ſondern vielmehr künſtliche, natürliche und Geſchlechtsclaſſen mit einander abwechſeln, ſo gewährt es doch dem angehenden Botaniker einen großen und wichtigen Anhaltepunkt, da durch die Verbindung mehrerer Merkmale in denſelben wenigſtens die Claſſen auf immer feſtſtehen und keine Pflanze vorkommen kann, die ſich nicht bequem in die einmal beſtimmte Claſſe und Ordnung bringen ließe. Indeß iſt hier auch nicht der Ort, die Fehler eines Syſtems zu rügen, das den beſten Botanikern der neuern Zeit zur Grundlage gedient hat, auf welcher ſie ihre verbeſſerten Syſteme und Lehrgebäude errichtet haben. Eine dieſer Hauptverbeſſerungen bietet unſtreitig das von Juſſieu aufgeſtellte und von Decandolle erweiterte Syſtem, ſo wie Lamarck's analytiſche Methode dar. Nach Juſſieu's Syſteme zerfallen die Pflanzen in 3 große Abtheilungen: 1) in Pflanzen ohne Samenlappen: Akotyledonen; 2) in ſolche mit einem Samenlappen: Monokotyledonen, und 3) in die mit 2 Samenlappen: Dikotyledonen, welche Abtheilungen wieder in beſondere Familien und Gruppen geordnet ſind, ſo daß wir hier eine Familie der Pilze, Flechten, Mooſe; der Kolben- und Cyperngräſer; der Palmen, Lilien, Asphodelen; der Banianen und Orchiden; der Ariſtolochien; der Daphnen, Lorbeern und Polygonen; der Amaranthen und Nachtblumen; der Lyſimachien, der Nachtſchatten, der Apocynen ꝛc.; der Rhododendren und Glockenblumen; der Cichorien und Corymbiferen; der Rubiaceen und Loniceren; der Doldenträger; der Ranunkeln, Kreuzblumen, Malven ꝛc.; der Myrten, Salicarien, Roſen, Hülſenfrüchte ꝛc., ſo wie der Euphorbien, Kürbiſſe, Neſſeln ꝛc. unterſcheiden; ein Syſtem, nach dem man zwar die B. nicht erlernen kann, wohl aber genöthigt iſt, dieſelbe gründlich zu ſtudiren, ein Studium, das, trotz der mit ihm damit verbundenen Mühe und geiſtigen Anſtrengung, doch den großen Vortheil gewährt, eine bedeutende Übung, die Verwandtſchaften unbekannter Pflanzen zu entdecken und denſelben ihre Beſtimmung anzuweiſen, erlangen zu können. Die nämlichen Schwierigkeiten, aber auch die nämlichen Vortheile bietet Decandolle's Reihenfolge der Pflanzen dar, der die Gewächſe blos in Kotyledonen, nämlich in ſolche, die Gefäße und Zellgewebe beſitzen, und in Akotyledonen, die aus bloßem Zellgewebe ohne Gefäße beſtehen, unterſcheidet, und aus der Lage der Gefäße, wenn dieſelbe concentriſch iſt, ſeine Exogenen oder Dikotyledonen, und aus der Lage der Gefäße in Bündeln ſeine Endogenen oder Monokotyledonen bildet. Nach dieſem Botaniker zerfallen die Exogenen in Pflanzen mit doppeltem Perigonium, d. h. wo Kelch und Blumenkrone deutlich verſchieden ſind, und in die mit einfachem Perigonium, wo entweder nur ein Kelch oder eine Blumenkrone vorhanden iſt; die Endogenen aber in Phanerogamen, deren Befruchtungswerkzeuge ſichtbar und regelmäßig, und in Kryptogamen, deren Befruchtungstheile verborgen, unbekannt oder unregelmäßig ſind. In Rückſicht der Akotyledonen unterſcheidet derſelbe blätterartige Gewächſe, die ſich ſcheinbar blattartig ausbreiten, unbekannten Geſchlechtes ſind, und blattloſe Pflanzen ohne blattartige Ausbreitung und ohne bekanntes Geſchlecht. Von Lamarck's analytiſcher Methode iſt blos im Vorbeigehen zu bemerken, daß ſie, wie J. A. Schultes ſehr richtig ſagt, der Antipode aller vorigen und aller ſogenannten natürlichen Methoden, jedoch kein Spiel des

Witzes, sondern des ausgezeichnetsten Scharfsinnes ist. Lamarck ging nämlich von dem Grundsatze aus, daß man sich nicht an einen gewissen bestimmten Theil der Pflanzen binden müsse, um ausschließlich von diesem Theile das unterscheidende Merkmal für irgend eine gegebene Pflanze herzunehmen, und daß man sich durchaus nicht kümmern dürfe, ob irgend etwas, das natürlich zusammen zu gehören scheint, von einander zerrissen werde oder nicht, wenn es nur scharf und über allen Zweifel erhaben durch dieses Auseinanderreißen bestimmt wird, nach dem Grundsatze: Contraria juxta se posita magis elucescunt. Gaudin hat nach dieser Methode einen der schwierigsten Theile der B., nämlich die Agrostographie (in seiner Agrostographia helvetica) sehr glücklich behandelt. — Die naturhistorische B. beschäftigt sich, wie bereits oben bemerkt worden, auch damit, jede Pflanze nach ihren Eigenschaften so zu bestimmen, daß keine Verwechselung mit andern entstehen kann, wo sie dann als beschreibende B. (Phytographie) auftritt. Es ist dieß die botanische Charakteristik. Diese beginnt mit Auffassung der Merkmale, welche einer Pflanzengattung eigenthümlich sind. Diese Merkmale sind entweder natürliche und können durch das Auge wahrgenommen werden, oder künstliche, die sich auf die Befruchtungstheile der Pflanzen beziehen, oder endlich blos diagnostische, die nur eine kleine Anzahl umfassen, jedoch unter keinen Umständen fehlen. Was die specifischen Merkmale betrifft, so müssen die Bestimmungen für selbige ebenfalls von Pflanzentheilen hergenommen sein, deren Eigenschaften keinen bedeutenden Veränderungen unterworfen sind, vorzüglich aber von Wurzel, Stamm, Zweigen, Blattform; ferner von Bildungen des Kelchs und der Blumenkrone, von den Verhältnissen der Nectarien, der Staubfäden der Pistillen u. dergl. m. Soll die Beschreibung vollständig sein, so muß auch Größe, Farbe, Geruch und Geschmack, Standort, Häufigkeit Dauer der Blüthezeit und die der Fruchtreife ꝛc. berücksichtigt werden. Alles dieses zusammen genommen bildet dann die Phytographie. — Die zweite Abtheilung des theoretischen Theils der B. ist die philosophische B. Diese begreift 1) die Pflanzenanatomie (Phytotomie) in sich, ein Studium, das in neuerer Zeit vorzüglich durch die Bemühungen der deutschen Botaniker in einem hohen Grade ausgebildet worden ist. So groß indeß auch die Fortschritte der Neueren in der Anatomie der Gewächse sein mögen, so befindet sich doch dieselbe noch immer in ihrer Kindheit; man hat noch zu wenig Arten zergliedert und ist noch sehr geneigt, das als Allgemeinheit zu betrachten, was vielleicht nur in einigen Fällen statt findet. 2) Die Pflanzenchemie (Phytochemie) dürfte allein im Stande sein, die organischen und unorganischen Bestandtheile der Gewächse besser kennen zu lernen, mithin unsere Kenntnisse in der Pflanzenanatomie zu erweitern. Dieses Alles kann nur dazu dienen, 3) die Pflanzenphysiologie (Phytophysiologie oder Phytonomie) auf eine Stufe zu erheben, von welcher aus diese 3 Zweige der Pflanzenkunde sich gegenseitig zu erklären und eine die andere zu dem Grade von Ausbildung zu erheben vermögen, der immer weiter zur Vervollkommnung führt. In Bezug auf den praktischen Theil der B. ist bereits im Eingange dieses Artikels das Nöthige erwähnt worden, so daß uns nur in Bezug auf die Pflanzenpathologie (Phytopathologie) und auf die Geographie der Pflanzen (Phytogeographie) noch einige Worte zu sagen übrig bleiben. In der ersten Beziehung ist es bekannt, daß die Gewächse von verschiedenen Krankheiten befallen werden können. Es wird nämlich entweder die ganze Pflanze krankhaft afficirt, und diese werden allgemeine, oder es erkranken nur einzelne Theile derselben, und diese werden örtliche Krankheiten genannt; dann gibt es unter den Gewächsen auch sporadische Krankheiten, die, wie z. B. die Auszehrung, unter einer Menge Pflanzen von einer und derselben Art eine oder die andere befallen, so wie es andererseits unter ihnen auch epidemische Affectio-

nen gibt, die, wie z. B. der Brand, der Rost und mehrere andere Krankheiten, eine große Anzahl von Gewächsen zugleich afficiren. Eben so theilt man auch dieselben in innere und äußere Krankheiten: in äußere, welche die Pflanzen von außen befallen und durch verschiedene Umstände und Unglücksfälle verursacht werden; in innere, welche aus innern Ursachen entstehen, und denen erhöhte oder verminderte Reizempfänglichkeit der Faser, in Folge von mancherlei Gelegenheitsursachen hervorgebracht, zum Grunde liegen kann. Hieraus geht nothwendig auch die Heilung der Gewächse, eine Art von Pflanzentherapie, hervor, die sich aber freilich blos auf Wegschneidung des Schadhaften, auf Veränderung des Bodens, der Lage, so wie des Grades der Wärme und Feuchtigkeit beschränkt. In Bezug auf Pflanzengeographie handelt es sich darum, die Art und Weise zu erforschen, wie die Pflanzen auf der Erde sich verbreiten, die Geschichte dieser Verbreitung zu studiren und die Perioden dieser Geschichte festzusetzen. — Was die Geschichte der Botanik betrifft, so beginnt dieselbe mit der ersten Unterscheidung einer Pflanze und ihrer Eigenschaften, und kann in 8 Perioden getheilt werden. Die erste beginnt mit den philosophischen Schulen Griechenlands; denn obgleich Hippokrates in seinen Schriften bei den Heilungsarten der Krankheiten gegen 234 Pflanzen erwähnt, so sind doch die Namen der von ihm angeführten Gewächse schwer zu errathen, und obgleich Kratejas, ein Zeitgenosse des Hippokrates, eine große Kenntniß der Kräuter und Wurzeln Griechenlands besessen haben soll, so muß doch Aristoteles, der es zuerst unternahm, auf Kosten Alexander's des Großen eine vollständige Naturgeschichte zu entwerfen, als Gründer der wissenschaftlichen B. betrachtet werden. Seine ächten Schriften über die Pflanzen sind aber verloren gegangen, dagegen ist das Werk seines Schülers Theophrastus (300 J. v. Chr.) bis auf unsere Zeiten gekommen, in welchem er mehr als 500 Gewächse beschrieben hat. Diesem klassischen Pflanzenwerke der griechischen Literatur kann blos das des Dioskorides (64 J. n. Chr.), das die Beschreibung von mehr als 600 Gewächsen enthält, an die Seite gestellt werden. Die Römer fingen nach dem Siege über Mithridates an, sich ebenfalls mehr mit der Pflanzenkunde zu beschäftigen, und die Werke eines Plinius, Cato, Varro, Columella enthalten nicht weniger einzelne, sehr schätzbare Beiträge zur Pflanzenkunde der älteren Zeit. Von dieser Zeit an, die fast das ganze Mittelalter umfaßt, schliefen beinahe alle Wissenschaften und die B. lag bis in das XVI. Jahrh. gleichsam in einem lethargischen Schlafe, aus dem sie erst die Deutschen, unter denen D. Brunfels zunächst Bemerkung verdient, und die Italiener unter den Medicis wieder erwecken sollten; und damit beginnt die 2. Periode, die von 1532 bis 1583 geht. Diese Periode eröffnet schon günstigere Aussichten. Alle Wissenschaften begannen neues Leben zu bekommen, und das menschliche Wissen war nicht mehr auf die Klöster beschränkt; und nächst Brunfels (1530) machten sich besonders Hieron. Bock (geboren 1498), Matthiolus, Arzt zu Siena (geb. 1500), Fuchs (geb. 1501), Euricus Cordus (gest. 1538), der große Polyhistor seiner Zeit Conrad Geßner (geb. 1516), der kaiserliche Leibarzt Dodonäus (geb. 1517), Carl Clusius (geb. 1526) und Matthias de Lobel (geboren 1538) um die Botanik verdient. Die 3. Periode beginnt mit Cäsalpin, und geht von 1583 bis 1593. Indeß sind die Schriften dieses Botanikers, dessen System ihn unvergeßlich macht, so selten, daß man sie nur dem Titel nach noch kennt. In dieser Periode breitete sich die Wissenschaft noch weiter aus, es wurden Reisen in fremde Welttheile gemacht, so daß z. B. der um die Südspitze Afrika's gefundene Seeweg nach Ostindien und die damit verbundenen Länderentdeckungen, ganz besonders aber die Entdeckung von Amerika der Botanik eine bedeutende wissenschaftliche Ausbeute lieferten. J. Jac. Dalechamp (geb. 1513), begann zuerst das Werk, eine allgemeine Ge-

schichte aller entdeckten Pflanzen zu schreiben, konnte es aber vor seinem Tode nicht vollenden, doch ward es späterhin durch Joh. Molinäus (1587) fortgesetzt. Camerarius (geb. 1534) hat ebenfalls viel kleine und größere Schriften über botanische und ökonomische Gegenstände, so wie auch über die Gewächse der Alten geschrieben. Leonh. Rauwolff, ein Deutscher, durchreiste in den Jahren 1573—1575 Syrien, Judäa, Arabien, Mesopotamien, Babylon, Assyrien und Armenien, und gab nach seiner Zurückkunft eine vollständige Beschreibung seiner Reise heraus, die in botanischer Hinsicht höchst wichtige Resultate geliefert hat. In der Leydener Bibliothek wird das auf seiner Reise gesammelte Herbarium von 350 Pflanzen noch jetzt aufbewahrt und J. F. Gronovius hat darnach seine Flora orientalis etc. (Leyd. 1755) bearbeitet. Joh. Bauhin (geb. 1541 zu Lyon) schrieb sein Werk de Historia plantarum, das 3600 Holzschnitte enthält, jedoch erst nach seinem Tode herauskam. Prosper Alpin ging aus Liebe zur Botanik nach Ägypten, und diese Wissenschaft verdankt ihm viele Schriften. Endlich dürfen wir in dieser Periode auch des berühmten Fabius Colonna (geb. 1567) nicht vergessen, der zwar in seinen Werken keine systematische Ordnung beobachtet hat, aber darin zeigt, wie man nach den Blüthen und Früchten Gattungen entwerfen könne; eine Idee, die fast erst ein Jahrhundert später von Tournefort ausgeführt werden sollte. Die 4. Periode, die von 1593—1694 geht, beginnt mit Caspar Bauhin, dessen ausdauernder Fleiß alles das ordnete, was durch botanische Reisen bisher entdeckt worden war. Große Verdienste um die B. erwarben sich in dieser Periode noch außerdem Besler (gest. 1561), L. Jungermann (geb. 1572 zu Leipzig), Jac. Cornutius, ein Arzt zu Paris (1635), Joh. Cösel (geb. 1606), Joachim Jung, der in seinen Schriften (1662) viele und große Kenntnisse der Natur bewiesen hat; ferner Joh. Wray, auch Ray oder Rajus genannt (geb. 1628), der ein besonderes Pflanzensystem entwarf; Elsholz (geb. 1623), welcher zuerst über die Pflanzen der Mark Brandenburg geschrieben hat; Paul Bocco, auch Sylvius genannt (geb. 1633), der in verschiedenen Werken über die merkwürdigsten und seltensten Gewächse geschrieben hat; ferner Robert Morison und so noch mehrere Andere, die, wie z. B. Barrelier, Franciscus van Sterrebeek, Breyn, Menzel, Commelyn, Paul Herrmann, Rivin, Plukenett, Petiver, Plumier, den Vorgenannten würdig zur Seite gestellt werden können. Die 5. Periode ist schon kürzer, denn sie geht blos von 1694—1717, und beginnt mit Tournefort, der zuerst die Gattungen genauer nach den Blumen bestimmte und alle bisher entdeckten Pflanzen beschrieb. Die Methode dieses Botanikers breitete sich über ganz Europa aus, und man fuhr in seinem Geiste fort, die Gräser und ausländischen Gewächse zu ordnen, bis der nicht minder berühmte Vaillant bewies, daß noch nicht alle Gattungen richtig bestimmt waren und dadurch über die Wissenschaft ein Licht verbreitete, was in dieser Hinsicht seinen Vorgängern nicht gelungen war. In dieser Periode findet man die Namen eines Pitton (geb. 1656), Sloane, eines irländischen Ritters, dessen zahlreiche Sammlung von Naturprodukten noch jetzt im britischen Museum aufbewahrt wird; ferner eines Sperard (geb. 1659), der ebenfalls eine gegen 12000 Arten von Gewächsen enthaltene Kräutersammlung hinterließ, die noch jetzt die Oxforder Bibliothek aufbewahrt. Und so haben sich nach einander in dieser Epoche auch Rudbeck, Jac. und Joh. Scheuchzer, Boerhaave, Kämpfer, Feuillée u. A. mehr oder minder große Verdienste um die B. erworben. Die 6. Periode geht von 1717 bis 1735 und beginnt mit Vaillant (geb. 1669 zu Vigny in Frankreich), dessen forschender Geist die Mängel des Tournefort'schen Systems und seiner Gattungen einsah, indem er neue Gattungen festsetzte, die kleinsten Gewächse, z. B. Moose und Pilze, zu ordnen suchte und deutlich das Geschlecht der Pflanzen nachwies. Noch deutlicher aber sind in dieser Epoche von Micheli (geb. 1679)

und von Dillen (geb. 1684) die Moose bestimmt worden. Nicht unerwähnt dürfen hier auch Ruppius und Buchsbaum bleiben, die ebenfalls zur Bereicherung der B. mit beigetragen haben. Die 7. Periode, von 1735 bis 1782 gehend, beginnt mit dem berühmten Linné (geb. 1707), der sich durch Nacheiferung seiner großen Vorgänger das große Verdienst um die B. erwarb, die Gattungen und Pflanzen richtig zu bestimmen, einen Gattungs- und Trivialnamen für dieselben festzusetzen, eine bessere Terminologie einzuführen, die verschiedenen Arten der Gewächse richtig zu beschreiben und ein leicht faßliches System zu erfinden, das auf das Geschlecht der Pflanzen gegründet ist. Vergebens widersetzten sich seiner Reform der B. mehrere der angesehensten Botaniker; sein System ward doch allmälig so gut wie allgemein. Diese 7. Epoche vereinigt eine Menge Köpfe, die, in Linné's Fußtapfen tretend, sich theils um fernere Untersuchungen der Floren fremder Länder, theils um genauere Kenntniß inländischer Pflanzen verdient machten, theils aber auch Linné's System noch weiter auszubilden suchten und dessen Gedanken von dem doppelten Geschlechte der Pflanzen auch auf unvollkommne Gewächse auszudehnen, in welcher letztern Beziehung namentlich ein Dillenius, Schmiedel und Hedwig erwähnt zu werden verdienen, mit welchem Letzteren (geb. 1730 zu Kronstadt in Siebenbürgen) eigentlich die 8. und letzte Periode beginnt, die von 1782 bis auf unsere Zeiten geht. Denn ungeachtet des Fleißes Linné's und seiner Beobachtungsgabe war es ihm doch nicht gelungen, bei den Kryptogamen die Geschlechtstheile der Pflanzen zu entdecken, Hedwig aber war so glücklich, zuerst bei Betrachtung des Dicranum pulvinatum, unter einer starken Vergrößerung, die Blüthen dieser Gewächse zu sehen, welche merkwürdige Entdeckung er weiter fortsetzte und sie nachher auf die übrigen Kryptogamen ausdehnte. Eine ganz neue Richtung aber bekam das botanische Studium in der neuesten Zeit durch Jussieu, Decandolle und Lamarck, und viele Seiten würden sich füllen lassen, wenn wir das, was ein Kolreuter, Willdenow, Wahl, Persoon, Römer, Schultes, Vendenat, Batsch, Sprengel, J. Gärtner, Reichel, Hill, von Saussure, Bonnet, Rudolphi, Treviranus, Thunberg, Al. von Humboldt, Bonpland, Labillardière ꝛc. in neuerer und in der neuesten Zeit, sowohl in der B. überhaupt, als in Bezug auf die einzelnen Zweige der Pflanzenkunde geleistet haben, hier auch nur oberflächlich wiedergeben wollten. 21.

Botanische Gärten, s. Garten.

Botanybai, Name eines großen Meerbusens an der Ostküste Neuhollands, in der engl. Provinz Sidney, unter 33° 15′ S. Br. Durch Cook, welcher diese Bai 1770 zuerst entdeckte, wurde die engl. Regierung bestimmt, hier eine Colonie zu gründen, welche mit den Verbrechern Englands bevölkert wurde. Da aber die Bai, obgleich sie zwischen den Vorgebirgen Solander und Bank den Schiffen eine bequeme Einfahrt darbietet, dennoch wegen ihrer geringen Tiefe zu einem Hafen nicht geschickt war, so wurde die Colonie weiter hinauf an den Port Jackson verlegt. — In ihr münden der Cooke- und St. Georgefluß. 15.

Bote, lat. missus, nuncius, cursor; fr. messager; engl. messenger, 1) ein Abgeschickter, zur Überbringung einer Sache oder einer Ausrichtung. Der B. steht allemal in Pflichten gegen den Absender, entweder als Diener (wozu auf sächs. Rittergütern mitunter Frohnbauern zugezogen werden), vermöge Befehls von jenem, oder als Beauftragter, vermöge freiwilliger Unterziehung, oder als beides zugleich. Mißbräuchlich versteht man unter einem Boten bisweilen (im Kriege) auch einen Wegweiser. Man hat zu gewissen Ausrichtungen verpflichtete Boten, z. B. Postboten, Amtsboten, Steuerboten, bei Gerichten zu Vorladungen und dergl. Letztere sind mit den Frohnen nicht zu verwechseln, und haben vor ihnen den Vorrang. 2) Ein von einem gewissen Orte an den andern regelmäßig abgehender Fußgänger oder Fuhr-

mann, welcher Aufträge übernimmt und ausrichtet, woraus sich das heutige Postenwesen gebildet hat. Man hatte in Deutschland viele solcher Boten, die sich mit den Geschäften der jetzigen Fahrposten abgaben, daher man in verschiedenen Gesetzen (z. B. der Leipziger Wechselordnung) es findet, daß gewisse Benachrichtigungen, z. B. Wechsel und Proteste, mit der nächsten Post oder Boten abgesendet werden sollten, wobei der Bote sogar vor der Post den Vorzug hatte. Das von der Familie Kees in Leipzig errichtete Botenfuhrwerk, bei welchem allemal für die ganze Tour ein sicherer Begleiter zugegen war, wurde vom Staate angekauft, und wird jetzt unter dem Namen „Botenamt" zu den Fahrposten mit verwendet. 3) Bei den Griechen und Römern wurde das, was jetzt durch Couriere und Estaffetten besorgt wird, durch Schnellläufer ausgerichtet, unter denen man diejenigen, welche auch die Nacht mit zu Hülfe nehmen mochten, gegen die, welche blos bei Tage liefen, vorzog. Das Botenwesen begreift sonach die wegen Absendung und Zulassung regulirter Boten bestehenden Einrichtungen in sich. 31.

Both, zwei Brüder, berühmte niederländische Maler, geb. um das Jahr 1610 zu Utrecht, von denen sich besonders Johann als Landschaftsmaler einen großen Ruf erworben hat. Er hielt sich nebst seinem Bruder Andreas, welcher in Bildniß- und Thiermalen Ausgezeichnetes leistete, lange Zeit in Rom und Venedig auf, und arbeitete mit diesem oft gemeinschaftlich. Nach dem unglücklichen Tode desselben 1650 (er ertrank in einer finstern Nacht) begab er sich nach Utrecht zurück, wo kurz darauf sein Ende erfolgte. Seine Stücke sind in Claude Lorrain's Manier verfertigt. Die meisten derselben befinden sich in Italien in Sammlungen von Privatleuten und Kunsthändlern zerstreut, werden häufig gesucht und theuer bezahlt. Sein schönstes Werk, welches man sein Testament nennt, ist die Darstellung der Mythe von Merkur und Argus. 22.

Bothnischer Meerbusen, s. Ostsee.

Botocudos heißt der zahlreichste und mächtigste Stamm der Ureinwohner Brasiliens, welcher aber noch in dem Zustande der tiefsten Wildheit lebt. Sie gehen ganz nackend, sind Menschenfresser und so unwissend, daß sie nicht mehr als 3 zählen können sollen. Der Prinz von Wied-Neuwied hat sie in seiner Reise weitläufig beschrieben. 37.

Botschafter, s. Gesandter.

Bouchardon (spr. Buschardong), Edmé, ein berühmter französischer Bildhauer und Architekt, geb. zu Chaumont 1698, gest. zu Paris 1762, ward zuerst von seinem Vater, ebenfalls Bildhauer und Architekt, später zu Paris von Coustou dem Jüngern unterrichtet, gewann hier den großen Preis und ging als königl. Pensionair nach Rom, wo er die Kunst nach den Überresten des Alterthums und nach Raphael und Dominichino studirte. Unter mehrern von ihm verfertigten Büsten zeichnen sich die von Clemens XII., von den Cardinälen Polignac und Rohan aus. Er sollte das Grabmal Clemens XI. ausführen, ward aber nach Paris zurückberufen, wo man ihm die Anwartschaft auf eine Stelle in der Akademie gab, in die er jedoch erst 1744 aufgenommen wurde. Seine vorzüglichsten Arbeiten in Paris waren: eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt, vorstellt, und die lange Zeit in den Gärten von Grosbois stand; ein Theil der Figuren an der Fontaine Neptun's zu Versailles; seine zehn Statuen auf dem Chore der Kirche St. Sulpice; die weibliche Figur am Grabmale der Herzogin von Lauraguais daselbst; die Fontaine in der Straße Grenelle ist ganz sein Werk und sein Meisterstück, und endlich arbeitete er 12 Jahre lang an dem größten Denkmale der damaligen Zeit, der Ritterstatue Ludwig's XV., welche die Stadt Paris errichten ließ. Er lieferte besonders in dem Pferde ein Muster der Vollkommenheit, erlebte aber nicht die

völlige Ausführung dieses rühmlichen Monuments. Denn er starb schon 1762. B. war ein großer und genauer Zeichner, dieß beweisen unter andern auch seine für Mariette zu dem Werke über die geschnittenen Steine (1750) verfertigten Zeichnungen, nach welchen die Kupferstiche gemacht wurden. Ihm bleibt der Ruhm, zur Zeit Ludwig's XV. den edlen Styl seiner Kunst erhalten zu haben. 51.

Boucher (spr. Buché) Jean, (Bucherus), Doctor der Theologie, Prior der Sorbonne und Prediger zu St. Benedict, ein unruhiger, streitsüchtiger Kopf, geb. 1550, nahm thätigen Antheil an den Umtrieben der Ligue, und predigte mit wüthender Erbitterung gegen Heinrich III., den er in vielen Flugschriften, am schändlichsten aber in dem berüchtigten Buche: de justa Henrici III. abdicatione e Francorum regno, libri IV, Paris 1589. 8. angriff. Er vergaß sich so weit, die Ermordung des Königs von der Kanzel herab als ein verdienstliches Werk, und den Mörder Jacques Clement als einen frommen, gottgefälligen Mann anzupreisen, lud aber dadurch, zumal da dieß an dem Tage, wo der Meuchelmord verübt ward, geschah, den gegründeten Verdacht auf sich, ein Mitschuldiger des Verbrechens zu sein. — Als er endlich auch gegen Heinrich IV. Controverspredigten hielt, so sah er sich genöthigt, nach Flandern zu flüchten. Hier erhielt er ein Kanonicat und starb im J. 1546. 22.

Boucher (François), ein französischer Historienmaler, geb. 1704 zu Paris, Schüler Lemoine's, talentvoll und geistreich, hätte der Wiederhersteller des guten Geschmacks in Frankreich werden können, wenn nicht die Eindrücke des ersten Unterrichts so stark gewesen wären, daß selbst ein Aufenthalt in Italien dieselben nicht verwischen konnte. Er wurde der Modemaler Frankreichs und lieferte, mit Lobsprüchen und Geschenken überhäuft, eine solche Menge von Arbeiten, daß er nach eigenem Geständnisse, trotz seiner nicht hohen Preise, jährlich 50000 L. verdiente. Er starb als erster Hofmaler des Königs am 7. Mai 1770. Es ist nicht zu läugnen, daß B. in der Wahl der Gegenstände einen güten Geschmack zeigte, auch ist die Composition oft anziehend und wahr; allein Zeichnung, Colorit und Bekleidung der Figuren verdienen mit wenigen Ausnahmen dieselben Vorwürfe, welche dem damals herrschenden französischen Geschmacke überhaupt zu machen sind. Hätte B. diese Klippe überwunden, so würde er mit Recht unter die größten Künstler aller Zeiten gerechnet werden können. 22.

Boucher (Alexander), einer der genialsten Violinspieler der neuern Zeit, merkwürdig durch ein eigenthümlich bizarres Wesen, wurde 1778 zu Paris geboren und hatte schon im 8. Jahre eine so bedeutende Fertigkeit, daß er sich öffentlich hören lassen konnte. Von Mangel getrieben mußte er lange Zeit den Tanzspieler machen, vernachlässigte jedoch seine höhere Ausbildung dabei nicht, so daß er bereits damals in Paris großes Aufsehen erregte. Nach der Revolution, an der er thätig Theil genommen hatte, begab er sich nach Spanien und wurde erster Solospieler in der Kapelle Karl's IV. Nach seiner Rückkehr nach Paris verheirathete er sich und lebte als Privatmann. Seine Concerte fanden ungemessenen Beifall, nicht minder gab seine Persönlichkeit Stoff zu vielen interessanten Anekdoten. Unter andern rettete er 1814 auf seiner Reise nach England, dadurch daß er den Douanen das God save the King mit Variationen vorspielte, sein Instrument vor der beabsichtigten Confiscation. Auch in Deutschland hat er durch sein meisterhaftes Spiel die Bewunderung aller Kenner erworben. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit B.'s mit Napoleon. 22.

Boudewyns (Anton Franz), ein niederländischer Landschaftsmaler aus Brüssel gebürtig, gest. daselbst 1700, dessen Stücke sich durch blühendes Colorit, schönen Baumschlag und besonders treffliche Composition und angenehme Vordergründe auszeichnen. Die Staffirung derselben besorgte sein Freund Franz Bout. 22.

Digitized by Google

Boudoir (spr. Budoar), von franz. bouder schmollen, heißt in Frankreich das Zimmer der vornehmen Damen, in welches sie sich zurückziehen, um allein zu sein. Die Etiquette gestattet Niemandem den Zutritt dahin und die Dame kann ungestört da verweilen. Die innere Einrichtung bleibt dem Geschmacke jeder Besitzerin überlassen. 9.

Boufflers (Louis François, Duc de), Marschall von Frankreich, ein minder durch Genie, als durch Tapferkeit ausgezeichneter Feldherr Ludwig's XIV., wurde am 10. Jan. 1644 geboren und bildete sich zum Krieger unter Helden wie Turenne, Luxemburg, Créqui, Condé, Catinat u. A. Seiner Entschlossenheit verdankte man häufig die errungenen Siege, wie die bei Ensheim (1674) und Fleury (1690). Zum Marschalle ernannt vertheidigte er 1695 Namur bis auf das Äußerste und übergab es erst nach wiederholten Stürmen. Durch ihn, der als Gefangener zurückbehalten wurde, leiteten die Verbündeten den Frieden ein, welcher endlich 1697 in Ryswik zu Stande kam, und 1702 commandirte er unter dem Herzoge von Burgund die Armee in Flandern und erfocht den Sieg bei Ekeren. 1708 leitete er die Vertheidigung Lille's gegen Eugen und nur wiederholter Befehl des Königs und Mangel an Bedürfnissen aller Art konnte ihn zur Übergabe der Stadt, die er 2 Monate lang vertheidigt hatte, bewegen. Doch ehrte Eugen seine Bravour und gewährte ihm die ehrenvollsten Bedingungen. Ludwig XIV. belohnte seine Verdienste durch Ertheilung der Pairs- und Herzogswürde. Im folgenden Jahre nahm er abermals an dem Feldzuge in Flandern Theil, überließ aber trotz wiederholter Aufforderungen dem jüngern Marschalle Villars das Commando und kehrte, nachdem er mit der bei Malplaquet geschlagenen Armee einen rühmlichen Rückzug gemacht hatte, nach Frankreich zurück. — Er starb in hoher Achtung am 22. Aug. 1711 zu Fontainebleau. 22.

Bougainville (spr. Bugängwiel) (Louis Antoine, Graf von), ein berühmter französischer Erdumsegler, wurde den 11. Nov. 1729 zu Paris geboren, studirte daselbst außer alten Sprachen und Mathematik auch Jurisprudenz und wurde Parliamentsadvocat. Hierauf trat er in das Militair ein, diente in verschiedenen Regimentern, war indeß auch einige Zeit Gesandtschaftssecretair in London und begab sich endlich im J. 1756 als Adjutant Montcalme's nach Granada. Hier verbrannte er nach einem äußerst beschwerlichen Marsche durch unwegsame Gebirge und Wälder eine englische Flottenabtheilung in dem See Saint Sacrement, und behauptete 1758 siegreich seine Stellung gegen die viermal stärkern Feinde. Nach der unglücklichen Schlacht bei Quebec kehrte er nach Frankreich zurück, ging als Adjutant Choiseul's zur Armee nach Deutschland und später als Chef einer Niederlassung auf die malouinischen Inseln. Da aber die Spanier mit Erfolg gegen dieß Unternehmen protestirten, so entschloß sich sein rastloser Geist zu einer Reise um die Erde. Er war der erste Franzose, welcher in die Südsee eindrang, entdeckte in ihr mehrere Inselgruppen, besuchte die Hebriden, segelte dann nördlich nach dem Cap de Delivrance (östliches Vorgebirge), und gelangte durch die nach ihm benannte Meerenge nach Neuirland und von da an die Nordküste Neuguineas. Auf diesem Wege entdeckte er viele Inseln, von denen die größte seinen Namen erhielt. (Von 172° 31′ 15″ — 173° 25′ 15″ Ö. L. und von 5° 31′ 30″ — 6° 55′ N. B.) Von den Molukken aus begab er sich über Batavia auf die Rückreise und im März 1769 langte er glücklich zu St. Malo wieder an. Die Resultate seiner Entdeckungen legte er in einem Werke nieder, welches 1771 und 72 unter dem Titel: Voyage autour du monde zu Paris herauskam. — In dem amerikanischen Kriege (1799) commandirte B. eine Flottenabtheilung mit vieler Auszeichnung, zog sich aber nachdem er kurze Zeit Maréchal de champ bei der Landarmee gewe-

sen war, von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück. Er beschloß sein Leben zu Paris am 31. Aug. 1811. 22.

Bouguer (Pierre), einer der berühmtesten französischen Mathematiker, ward 1698 zu Croisic in Niederbretagne geboren, studirte bei seinem Vater, Professor der Hydrographie, und zu Vannes, erhielt 19 Jahre alt einen Preis bei der Akademie und in den 4 folgenden Jahren noch zweimal, und schon 1729 erschien sein Traité de la gradation de la lumière, worin er das Wesen der durchsichtigen Körper untersuchte und zuerst die Idee einer Sonnenatmosphäre aufstellte. Sein Ruf ward groß und als daher die französische Akademie zur Bestimmung der Gestalt der Erde beschlossen hatte, zwei Breitegrade, einen unter dem Äquator, den andern in der Nähe des Nordpols messen zu lassen, wurde B. mit Godin und Condamine zu diesem Behufe nach Peru geschickt und er führte seine Arbeit so herrlich aus, daß die von ihm nach seiner Rückkehr herausgegebene Schrift: Théorie de la figure de la terre, Paris 1749, ihn auf den Gipfel seines Ruhmes brachte. Aber B. faßte schon in Peru den Argwohn, daß Condamine ihm seinen Ruf streitig machen wollte und griff ihn heftig nach seiner Zurückkunft an; doch der Ärger über die Streitigkeiten verkürzte sein Leben und er starb den 15. Aug. 1758. Außer den angeführten besitzen wir noch mehrere andere höchst wichtige Schriften von B. und er ist auch der Erfinder des Heliometers (s. d. Art.). 16.

Bouillé (spr. Buljé), François Claude Amour, Marquis von, geb. den 9. Nov. 1739 auf dem Schlosse Cluzel in Auvergne, machte seine Studien in dem von Ludwig XIV. gestifteten Jesuitercollegium zu Paris, trat schon 1753 in die Armee ein und zeichnete sich als Führer einer Compagnie im 7jährigen Kriege bei mehreren Gelegenheiten so rühmlich aus, daß er zum Obersten und bald darauf zum Chef des Regiments Vastan ernannt wurde. Von 1768 bis 71 war er Gouverneur von Guadeloupe, und 1777 erhielt er das Generalgouvernement von Martinique und St. Lucie zugleich mit dem Oberbefehle über die übrigen Inseln in dem nahe bevorstehenden Kriege mit England. Kaum war der Ausbruch erfolgt, so eroberte er durch einen raschen Überfall die Insel Dominique (7. Sept. 1778), bemächtigte sich im J. 1781 der Insel Tabago und im Nov. desselben Jahres der wichtigen Insel St. Eustache. Im folgenden Jahre landete er, durch den Admiral Grasse an Mannschaft und Schiffen verstärkt, auf St. Christoph, und bekam die äußerst starke Festung Brimstone-Hill im Angesichte der engl. Flotte, welche vergebens einen Entsatz versuchte, am 12. Febr. durch Capitulation in seine Gewalt. Die Beute war außerordentlich und 1100 Engländer wurden Kriegsgefangene. Im März desselben Jahres unternahm er, durch eine spanische Escadre verstärkt, eine Expedition gegen Jamaica, allein die Flotte wurde durch den englischen Admiral Rodney vernichtet und B. begab sich nach Frankreich zurück. Nach seiner Rückkehr von einer Reise in England, Holland und Deutschland, suchte er als Mitglied der Notabelnversammlungen im J. 1787 und 88 durch seinen Einfluß die drohenden Gefahren abzuwenden, und der König, einen treuen Freund in ihm erkennend, übertrug ihm 1789 den Oberbefehl im Elsaß, Lothringen und dem Franche Comté und ernannte ihn 1790 zum commandirenden Generale der Maasarmee. In diesem schwierigen Posten gelang es ihm die Gefahr drohende Gährung unter dem Militair durch kluge und, wo es nöthig war (z. B. in Nancy den 1. Aug. 1790), strenge Maßregeln zu dämpfen. Als sich der König, sein Schicksal ahnend, zur Flucht entschloß, so theilte er, der Ergebenheit B.'s gewiß, diesem den Plan mit und trug ihm auf, zu Montmedy eine Anzahl Truppen zu seinem Schutze zusammenzuziehen. Bekanntlich verunglückte die Flucht (21. Juni 1791) und B., der zur Rettung des Königs zu spät gekommen war, verließ noch

an demselben Tage Frankreich und begab sich in die östreichischen Niederlande. Von hier reiste er als Bevollmächtigter des Grafen von Provence nach Pillnitz, um sich mit den dort versammelten Fürsten über die projectirte Invasion Frankreichs zu besprechen, wohnte dem Feldzuge von 1792 unter dem Prinzen von Condé bei und begab sich endlich nach einem kurzem Aufenthalte zu dem in den Niederlanden commandirenden Herzoge von York nach England. Hier schrieb er in stiller Zurückgezogenheit die „Mémoires sur la Revolution française“ und starb am 14. Nov. 1800 zu London. 22.

Bouillon (spr. Buljong), Gottfried von, Herzog von Niederlothringen, vor allen Fürsten des ersten Kreuzzuges hervorragend durch wahre Religiosität und glänzende Tapferkeit, geb. 1061, war der älteste Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und Ida's, Schwester Gottfried's des Bucklichen, Herzogs von Niederlothringen, von dem er adoptirt und zum Erben eingesetzt wurde. Seinen edeln großmüthigen Sinn bewies er schon als 15jähriger Jüngling dadurch, daß er dem Kaiser Heinrich IV., welcher ihm nach dem Tode seines Onkels nur die Mark Antwerpen zutheilte und das Herzogthum Niederlothringen (bis 1087) vorenthielt, dennoch seine Dienste nicht versagte. Er begleitete ihn 1080 auf dem Zuge gegen den Herzog Rudolph von Schwaben und erwarb sich die allgemeine Achtung des Heeres in so hohem Grade, daß ihm am Tage der Schlacht an der Elster mit Übereinstimmung Aller das Reichspanier anvertraut wurde. Im Getümmel der Schlacht selbst drang er mit ungestümer Tapferkeit bis zu dem Platze, wo der Herzog Rudolph hielt, durch und stieß ihm seine Lanze in die Brust, so daß er einige Tage nachher zu Merseburg starb. Gleich rühmlich für ihn war sein Zweikampf mit dem Grafen Albrecht von Namur, mit welchem er wegen Gebietsstreitigkeiten in Hader gerathen war. Mit zersprungenem Schwerdte setzte er in den Schranken den ungleichen Kampf, trotz des Abredens der Kampfrichter, gegen seinen Gegner fort und streckte ihn zu Boden, schenkte ihm aber großmüthig das Leben. Eben war er im Begriffe, eine gerechte Fehde mit dem Bischofe Richer zu Verdun auszufechten, als an die europäische Christenheit durch Peter den Einsiedler und Papst Urban II. der Ruf erscholl, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen (1095). Freudig vernahm ihn der fromme ritterliche Gottfried. Ein Traum seiner Jugend sollte in Erfüllung gehen. Schnell legte er alle Streitigkeiten bei, verkaufte oder verpfändete seine Besitzungen und rief Alle, die ihm folgen wollten, unter sein Panier. (Über seine folgenden Lebensverhältnisse s. d. Art. Kreuzzüge.) 22.

Boulevards, alte und neue, ursprünglich Wälle, aber seit der außerordentlichen Vergrößerung von Paris angenehme, mit einer vierfachen Baumreihe bepflanzte Spaziergänge, wovon die mittlere breite Allee für Wagen und Reiter, die Seitenalleen für die Fußgänger bestimmt sind. Sie bilden eine fast 3 deutsche Meilen lange Promenade, an deren schönern Theilen sich hohe Gebäude, Kaffe- und Gasthäuser, Pavillons, chinesische Bäder, Theater, Gärten ꝛc. befinden. Weniger reizend sind die auf der westlichen Seite später angelegten B. Das Leben gleicht hier einem ewig wechselnden Schauspiel und die Erfindungen des Luxus reihen sich an die Bedürfnisse der dringendsten Armuth; alle kaufbaren Gegenstände findet man aufgestellt und dazwischen treiben Possen- und Marionettenspieler in kleinen Breterbuden, Bänkelsänger, Quacksalber und Wunderdoctoren ꝛc. ihre Künste. Neben Franconi's neuem von Bourla erbauten olympischen Circus, der einen Flächenraum eines rechtwinklichen Vierecks, von 154 Schuh Länge und 85 Schuh Breite einnimmt und dessen Haupt-Façade auf den Boulevard du temple links vom Theater Aubigu-comique geht, sieht man Schauplätze der Hunde und Affen, sprechender und schimpfender Papageien ꝛc. Zu jeder Zeit des Tages kann man hier andere Leute und ein anderes Leben und

Treiben beobachten, und es wird nicht leicht ein Fremder Paris besuchen, dessen erster Gang nicht nach den B. gerichtet wäre, wo er einen Theil des Tages unter ununterbrochenen Zerstreuungen aller Art angenehm zubringen kann. 26.

Boulton (spr. Bölt'n), Matthew, ein berühmter Mathematiker, geb. zu Birmingham den 14. Septbr. 1728, war der Sohn wohlhabender Eltern. Als der Vater 1749 starb, setzte der Sohn das Stahlwaaren-Geschäft desselben mit speculirender Thätigkeit fort, erweiterte die Fabrikgebäude, machte für In- und Ausland den Goldkalk zu Zimmerverzierungen nach, nahm von den kostbarsten Ölgemälden nach Eggington's Methode die täuschendsten Copien, machte neue Erfindungen in Stahlarbeiten und versorgte bald ganz England mit Vasen, Leuchtern ꝛc. Im J. 1767 errichtete er mit dem Mechaniker Watt von Glasgow eine Dampfmaschine, durch die drei Viertheile der Feuerung erspart wurden, und für die er 1769 eine Fabrik anlegte. Im J. 1788 wendete er die Dampfmaschine mit Glück auf die Münzmühle an, die nur von einem Kinde in Bewegung gesetzt zu werden brauchte, und deren 4 besondere Maschinen jede in einer Minute 70—90 Stück Münzen prägte. Vorzüglich ließ die ostindische Compagnie viele Kupfermünzen und die Compagnie von Sierra Leone viele Silbermünzen daselbst prägen. Nach dem Tode der Kaiserin Katharina sandte B. dem Kaiser Paul I. einige der seltensten Stücke aus seiner Fabrik, und erhielt dafür nebst einem verbindlichen Danksagungsschreiben eine Sammlung sibirischer Mineralien und neurer Münzen und Medaillen Rußlands. B. und Watt legten dann zu Smetwick eine Gießerei an zur Verfertigung des nöthigen Eisenwerks zu den Dampfmaschinen. Seine letzte Erfindung war die verbesserte Whitehurst'sche Maschine, wodurch vermittelst eines Scheffels Newcastler Steinkohlen 6000 Orhöfte Wasser 10 F. hoch getrieben werden und Zehnpferdekraft geäußert wird. Dieser im Industrieweſen äußerst thätige, im In- und Auslande rühmlichst bekannte Mann und Mitglied mehrer gelehrten Societäten starb im August 1809. Von seiner wohlthätigen Wirksamkeit zeugt auch, daß seine Leiche von 600 Fabrikarbeitern unaufgefordert begleitet wurde. 51.

Bourbon, das jetzt in Frankreich, Spanien und den beiden Sicilien regierende königl. Geschlecht, ein Zweig des Capetingischen Hauses. Robert, Graf von Clermont, zweiter Sohn, Ludwig IX. (des Heiligen), vermählte sich mit der bourbon'schen Erbtochter, Beatrix, und wurde somit Stammvater des jetzt noch blühenden Hauses B. Das alte Haus derselben hatte seine Besitzungen in der Provinz Bourbonnais, und starb 1187 mit Archibald VII. in männlicher Linie aus. Archibald VIII., der Sohn seiner Tochter Mahout, welche sich mit einem Herrn von St. Just und St. Dizier vermählt hatte, nahm Titel und Wappen des Hauses B. an und hinterließ einen einzigen Sohn Archibald IX., dessen Tochter Agnes, vermählt mit Jean de Bourgogne, Grafen von Charolais, Mutter der oben erwähnten Beatrix wurde Peter I. und Jacob von B., Sohn Ludwig's I. (einziger Sohn der Beatrix), Ducs de B., waren die Gründer zweier Linien, deren erste mit dem Connetable Karl B. 1527 erlosch, die zweite sich unter Antoine und Louis I., Söhnen Charles, Ducs de Vendôme (gestorben 1537), in zwei Nebenlinien theilte. Louis I. wurde der Gründer des Hauses Condé, welches durch Armand (gest. 1666) noch den Nebenzweig Conty erhielt, der aber mit Louis François Joseph de B. im J. 1814 erlosch, so wie das Haus Condé ebenfalls mit Louis Henri Joseph Duc de B., Vater des 1804 erschossenen Duc d'Enghien, ausgestorben ist (1830). Antoine de Vendôme, welcher sich mit Jeanne d'Albert, Erbin des Königreichs Navarra, vermählt hatte, wurde Vater Heinrich's IV. von Navarra, ersten Königs von Frankreich (seit 1589) aus dieser Linie, welcher durch seine Enkel Louis XIV. und Philipp I. Stifter der beiden jetzt regierenden Häuser B. und Orleans wurde

Das Haus B. zerfiel unter den Enkeln Louis XIV. in die französische und spanische Linie, letztere gestiftet durch Philipp d'Anjou (1701), erstere durch Louis, Duc de Bourgogne, Vater Louis XV. Zweige der spanischen Linie sind das königl. Haus von Neapel (1735 durch Ferdinand, Sohn des Königs Karl III von Spanien, gegründet) und die jetzt Lucca regierende Familie, welche nach einem 1817 zu Paris zwischen Östreich und Spanien abgeschlossenen Vertrage, nach dem Tode der Erzherzogin Maria Louise künftig wieder das Herzogthum Parma und Piacenza besitzen wird. Was die Bourbons durch die Revolution erlitten, gehört in die Geschichte jener Zeit und der einzelnen betreffenden Länder. Nur so viel bemerken wir, daß seit 1815 die Bourbons ihre Throne, deren sie durch die Revolution beraubt worden waren, sämmtlich wieder in Besitz genommen haben. Bekanntlich aber erhielt in Frankreich 1830 das Haus Orleans die Regierung, und die alte königl. Familie wurde gezwungen, dem Throne zu entsagen und mußte Frankreich mit dem Versprechen, nie dahin zurückzukehren, verlassen. — Die spanischen Ereignisse werden, in sofern sie für das Haus B. wichtig sind, in der Geschichte Spaniens die nöthige Erwähnung finden. 22.

Bourbon (Karl von Montpensier, Herzog von), Connetable von Frankreich, Sohn des Vicekönigs von Neapel, Gilbert von B., einer der ersten Krieger seiner Zeit, glänzend durch Muth und hohe Geistesgaben, ward am 27. Febr. 1489 geboren. Nach dem Tode seines ältern Bruders, Ludwig von Montpensier (1501), erbte er die Güter seiner Linie und hatte außerdem Aussicht auf die der ersten Linie, da Susanna, die einzige Tochter Peter's, des letzten Sprosses derselben, vermöge des salischen Gesetzes nicht succediren konnte. Auch machte er nach dem Tode des Herzogs, obgleich Ludwig XII. noch bei dessen Lebzeiten der Prinzessin Susanna die Erbschaft, mit Umgehung des salischen Gesetzes, zugesprochen hatte, seine Ansprüche geltend, und bekam den Besitz der Güter zugesprochen; doch heirathete er die Prinzessin Susanna, um allen möglichen Streitigkeiten vorzubeugen. — Als Krieger zeigte er sich zuerst im J. 1507 in dem Feldzuge gegen Genua so rühmlich, daß er sich die allgemeine Liebe der Armee und die Freundschaft von Männern wie Bayard und la Tremouille erwarb. Sein Ansehen stieg durch seine glänzende Tapferkeit in dem Kriege gegen die Venetianer (1509), und der König trug ihm daher später die Vertheidigung Burgunds gegen die Schweitzer auf, welche er mit Umsicht und glücklichem Erfolge leitete. Von Franz I. 1515 zum Connetable von Frankreich erhoben, trug er wesentlich zum Siege über die Schweitzer bei Marignano bei, blieb nach dem Abzuge des Königs als Generallieutenant von Mailand in Italien zurück und versuchte durch milde und kluge Maßregeln der unglücklichen Lombardei wieder emporzuhelfen. Doch eine Intrigue der Mutter des Königs, deren Reizen er nicht huldigen wollte, rief ihn zurück, und zuletzt wurde ihm sogar nach dem Tode seiner Gemahlin und seiner Kinder die Bourbonsche Erbschaft streitig gemacht (1521). Das eingeholte Urtheil fiel zu seinem Nachtheile aus. Noch mehr erzürnt durch verächtliche Behandlung des Königs verließ er endlich Frankreich (1523) und trat in die Dienste Karl's V. Obgleich die Pläne, die er mit diesem zur Zerstückelung Frankreichs gefaßt hatte, durch Franz I. vereitelt wurden, so wußte er doch das Übergewicht der kaiserlichen Waffen in Italien zu behaupten, und schien endlich der Erfüllung seiner geheimen Absichten nahe zu sein, als Franz I. in der entscheidenden Schlacht bei Pavia (1525) gefangen genommen worden war. Karl V. stellte wirklich unter die Bedingungen der Freilassung auch die der Abtretung der Provence und Dauphiné an den Connetable; allein Franz weigerte sich entschieden, und als er endlich um die Hand der verwittweten Königin von Spanien, Eleonore, Schwester Karl's V. anhielt, so ließ der Kaiser jene Bedingung fallen. B. begab sich nun nach Italien zurück,

um gegen die Venetianer und päpstlichen Truppen, die unterdessen ein Bündniß geschlossen hatten, die Sache des Kaisers aufrecht zu erhalten. Es gelang ihm auch durch Frundsberg's Unterstützung, die Lombardei zu säubern, und so zog er endlich 1527, nach einem ersten durch Meuterei seiner Soldaten mißlungenen Versuche, vor Rom, um den Papst zu züchtigen. Hier ereilte ihn der Tod. Bei dem Sturme auf die Stadt (am 6. Mai 1527) wurde er im Begriffe, die Mauer auf einer Leiter zu ersteigen, durch eine Flintenkugel tödtlich verwundet. Das Heer erfuhr seinen Tod erst nach der Eroberung Roms, welches nun von der erbitterten Soldateska mit der größten Grausamkeit behandelt und fast ganz zerstört wurde. — Der Leichnam B.'s wurde in Gaeta beigesetzt. 22.

Bourbon, die größte der Maskarenischen Inseln auf der Ostseite von Afrika unter 72° 58′ — 73° 42′ L. und 20° 55′ — 21° 39′ S. B. zwischen Madagaskar und der zweiten Maskare Mauritius gelegen, wurde 1502 durch die Portugiesen entdeckt und gehört jetzt zu Frankreich. Sie ist, wie die Insel Mauritius, vulkanischen Ursprungs, erhebt sich vom Ufer aus von allen Seiten gleichmäßig nach der Mitte hin zu einer bedeutenden Höhe, so daß sie von der Ferne einem abgestumpften Kegel gleicht, und hat ungefähr 112 □M. Flächeninhalt und gegen 90000 Einw. Die höchste Bergspitze, le Gros Morne, erhebt sich bis zu 10000 F. und les trois Salasses 7680 F. — Das Klima ist mild und der Boden, vorzüglich an den Küsten, äußerst fruchtbar. Er erzeugt Getreide, besonders Waizen und Mais, Caffee in großer Menge, Gewürznelken, Cacao, Baumwolle, Zimmet, Muskatnüsse, Pfeffer, Zucker, Indigo, Sago, Ebenholz ꝛc. Die Ausfuhr ist daher äußerst bedeutend und gewährt ungeachtet der starken Einfuhr noch einen ansehnlichen Überfluß. — Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs ist St. Denis. 15.

Bourbon, Name mehrerer Städte Frankreichs, von denen wir hier erwähnen: 1) **Bourbon l'Archambaud**, Städtchen im französ. Departement des Allier, während der Revolution Bourges les Bains genannt, hat warme Quellen, welche in der neuern Zeit sehr in Aufnahme gekommen sind, und ist merkwürdig als Stammhaus der Familie B. 2) **Bourbon-Lancy** (Aquae Nisineii), während der Revolution Bellevue les Bains genannt, ein Städtchen im französ. Departement der Saone und Loire, war, wie zahlreiche Ruinen zeigen, schon unter den Römern durch seine Heilquellen bedeutend. Seit 1580 sind die Bäder (6 warme und 1 kaltes) wieder hergestellt und werden jetzt in Gicht, Verstopfung, Wechselfieber, Kolik u. dergl. häufig mit Erfolg angewendet. Die Quellen können zum Trinken und Baden gebraucht werden. 3) **Bourbonne les Bains**, Stadt im französ. Departement der obern Marne, das alte Vervona, deren warme Schwefelquellen schon seit Jahrhunderten berühmt sind. Sie werden besonders gegen Lähmung und Schwäche mit Erfolg angewendet und sind äußerst zahlreich besucht. Die Einrichtungen sind trefflich. 15

Bourdaloue (Louis), geb. den 10. Aug. 1632 zu Bourges, trat in seinem 16. Jahre in den Orden der Jesuiten. Er vollendete unter ihrer Leitung seine Studien in der Rhetorik, Philosophie und Theologie und wurde dann selbst als Lehrer in diesen Fächern verwendet. Seine Oberen, welche in ihm ein vorzügliches Talent für die Kanzelberedtsamkeit wahrnahmen, schickten ihn, um sich weiter auszubilden, in die Provinz, riefen ihn aber, da seine Vorträge allenthalben mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen wurden, bald wieder nach Paris zurück, wo er mit Kraft gegen den schlechten Geschmack, die lächerlichen Manieren und den schwülstigen Styl der damaligen Prediger eiferte und durch seine gediegenen Reden voll Würde und Salbung einen so ausgebreiteten Ruf erlangte, daß ihn Ludwig XIV. zehn Mal an den Hof berief (eine seltene Auszeichnung!), um daselbst die Advent- und Fastenpredigten zu halten. Zu Montpellier, wohin

ihn der König nach Aufhebung des Edicts von Nantes geschickt hatte, um die Protestanten zu bekehren, erwarb er sich sowohl durch den Eifer, welchen er für die Sache der Katholiken bewies, als durch seine Toleranz gegen anders Denkende die Liebe Aller. In den letzten Jahren seines Lebens bestieg er nicht mehr die Kanzel, sondern widmete seine ganze Sorgfalt den Kranken und Armen. Er starb den 13. März 1704. Man nannte ihn gewöhnlich „den König der Prediger und den Prediger der Könige." Seine Reden zeichnen sich zugleich durch Einfachheit und Gelehrsamkeit aus, seine Sprache ist gedrängt, ohne trocken, tief ohne dunkel zu sein, kraftvoll und zum Herzen dringend. Die Gedanken entwickeln sich rasch und klar und wissen sich immer genau der Fassungskraft der jedesmaligen Zuhörer anzuschmiegen. Die von Bretonneau besorgte Ausgabe seiner Predigten (Paris 1707—34. 16 Voll. 8.) ist die beste; eine neuere erschien zu Versailles 1812—13. 16 Bde. 8. Die deutschen Übersetzungen dieser Meisterwerke (unter anderen Dresden 1760—67. 14 Bde. 8.) sind jetzt ungenießbar und geben keinen Begriff vom Originale. 67.

Bourdon (Sebastian), einer der vorzüglichsten franz. Maler des XVII. Jahrh., geb. 1616 zu Montpellier, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst zu Paris, begab sich dann, nachdem er von Noth getrieben einige Jahre Soldat gewesen war, nach Rom, wo er kurze Zeit Claude Lorrain's und Sacchi's Umgang genoß, und kehrte dann über Venedig nach Paris zurück. Hier verfertigte er das herrliche Gemälde der Kreuzigung des heil. Petrus für die Notre-Dame-Kirche, unternahm eine Reise nach Schweden, wo er Hofmaler der Königin Christine wurde, begab sich nach deren Abdankung in sein Vaterland zurück, wurde Rector der Akademie zu Paris und starb daselbst im J. 1671. — Die Werke B.'s, unter welchen außer dem oben angeführten noch die Ehebrecherin und der todte Christus Auszeichnung verdienen, sind theils in Poussin's, theils in Tizian's Manier ausgeführt, haben schönes Colorit und treffliche Composition, und sind alle leicht und höchst gefällig ausgeführt; doch ist die Zeichnung nicht immer correct. 22.

Bourgelat (spr. Burch'lâ), Claude, ein bekannter franz. Thierarzt, geb. 1711 zu Lyon, war anfangs Rechtsanwalt, gab aber dieses Geschäft auf, ging nach Paris, wo er die Reitkunst erlernte, und wurde darauf als Vorsteher des Reitinstituts zu Lyon angestellt. Hier beschäftigte er sich mit dem Studium der Thierheilkunde, nachdem er zuvor noch Medicin studirt hatte, und errichtete endlich zu Lyon 1762 auf seine Kosten die erste Thierarzneischule in Europa, die bald so berühmt wurde, daß sie von Ausländern besucht und ihre Schüler überall hin verlangt wurden. B. starb 1779 als Generalcommissair der Stutereien. Er hinterließ viele Schriften, doch sein Hauptwerk ist Elémens de l'art vétérinaire. 2 Voll. 39.

Bourignon (spr. Burinjong), Antoinette, war die Tochter eines Kaufmanns, die am 13. Jan. 1616 zu Ryssel in Flandern geboren, neben ungemeinen geistigen Fähigkeiten, die sich schnell entwickelten, zugleich einen überwiegenden Hang zur Schwärmerei zeigte. Sie glaubte berufen zu sein, den ursprünglichen, unter den Zänkereien der Secten verlorenen Geist des Evangeliums wieder herzustellen und entfloh in ihrem 20. Jahre ihren Eltern, die sie zu einer ehelichen Verbindung zwingen wollten. Nach mancherlei Abenteuern kehrte sie zu ihren Eltern zurück, verließ diese jedoch abermals 1640 und siedelte sich unter dem Schutze des Erzbischofs von Mons mit einigen Anhängerinnen in dem Dorfe Blatlon an. Später kehrte sie nach Ryssel zurück, erregte aber durch ihre Schwärmereien so viel Unruhen, daß die Polizei einschreiten mußte. Durch den Tod ihrer Eltern zu einem großen Vermögen gelangt, durchzog sie seit 1662 Flandern, Brabant und Holland, und hielt Reden, in welchen sie allen äußern Gottesdienst für unnützes Gepränge erklärte und das Herannahen der letzten Zeiten und die Wieder-

kunft Christi verkündigte. Auf der von einem Mechelnschen Presbyter, von Cordt, geerbten Insel Nordstrand legte sie Druckereien für ihre Schriften und die Übersetzungen derselben an, und trieb, von dort verbannt, ihr Wesen in Schleswig und anderwärts. Aus Hamburg, wohin sie sich späterhin gewendet hatte, vertrieben, ging sie 1677 nach Ostfriesland, wo der Baron von Lutzburg, ihr eifriger Verehrer, sie sehr gut aufnahm. Aber auch hier dauerte ihr Aufenthalt nur 2 Jahre. Sie mußte weichen und begab sich nach Westfriesland, wo sie den 30. Octbr. 1680 in Franecker starb. In ihren zahlreichen französisch geschriebenen und in mehrere Sprachen übersetzten Schriften zeigt sie eine hinreißende Beredtsamkeit, aber wenig Ordnung in den Gedanken und fast nie eine richtige Schlußfolge. Alles liegt in einem mystischen Helldunkel. Sich selbst hielt sie für die wahre Mutter der Gläubigen und der Hauptgrundsatz ihrer Lehre ist der: die wahre Kirche Christi sei ausgestorben, die Christenheit müsse von Neuem reformirt werden. Ihre sämmtlichen Ansichten scheinen aus der Lectüre mystischer Schriften hervorgegangen zu sein. Sie fand vielen Anhang, zu welchem auch der berühmte Naturkundige Swammerdam gehörte. 60.

Bourmont (spr. Burmong), Louis Auguste Victor de Gaisne, Graf von, den 2. Septbr. 1773 auf dem Schlosse Bourmont in Anjou geboren, trat sehr früh in Militairdienste und war bei dem Ausbruche der Revolution Officier der Garde. Als eifriger Royalist wanderte er aus und diente als Adjutant des Prinzen Condé gegen sein Vaterland. Mit dem größten Eifer suchte er als geheimer Agent zu Nantes (1790) den Aufstand in der Vendée zu organisiren und trat später, nachdem er den Feldzug am Rheine (1794) zum Theil mitgemacht hatte, zu der Armee der Royalisten in den Westprovinzen. Er ward sogleich zum Major-General und zum Mitgliede des hohen Raths, welchen die Chouans der Provinz Maine constituirt hatten, ernannt und entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Der Anführer der Insurgenten, Vicomte von Scepeaux, schickte ihn 1795 nach England, um den versprochenen Beistand zu beschleunigen; B. erreichte zwar seinen Zweck nicht, hatte aber das Glück, von dem Grafen von Artois höchst gnädig empfangen und von dessen eigner Hand mit dem Orden des heil. Ludwig's geschmückt zu werden. Nachdem die Royalisten durch den General Hoche zur Ruhe gebracht worden waren, ging er 1796 zum zweiten Male nach England, um von dem Cabinete von Saint-James die Mittel zum Wiederbeginne des Bürgerkrieges zu erhalten. Vom Grafen von Artois zum Commandanten der Provinzen Perche, Maine und Anjou ernannt, landete er 1799 in Frankreich und stellte sich an die Spitze der Chouans in Maine. Hier that er wirklich Wunder der Tapferkeit; mit 2000 undisciplinirten Insurgenten ohne Artillerie schlug er die republikanischen Truppen zurück und bemächtigte sich sogar der Stadt Mans, wo seine Leute, ohne daß er es verhindern konnte, die größten Ausschweifungen begingen. Von allen Seiten bedrängt und von den Seinen verlassen mußte er sich aber endlich unterwerfen; er ging, anscheinend allen ferneren Versuchen zu Gunsten der Bourbons entsagend, nach Paris, verheirathete sich mit dem Fräulein von Bec-d.-Lièvre aus einer alten Familie der Bretagne und richtete sein Augenmerk einzig und allein darauf, wie er die Gewogenheit Buonaparte's gewinnen könne. Nachdem die Höllenmaschine ihren Zweck verfehlt hatte, suchte er mit allen Überredungsgründen die Jacobiner als die Urheber dieses Mordversuchs bei dem ersten Consul zu verdächtigen. Aber die Unwahrscheinlichkeit dieses Vorgebens, seine ungewöhnlichen Bemühungen für die Emigrirten und sonstigen Umtriebe erregten die Aufmerksamkeit des Polizeiministers Fouché. Dieser ließ ihn 1803 festnehmen und in die Citadelle von Dijon einschließen. Zu Besançon, wohin er später gebracht worden war, gelang es ihm 1805 zu entkommen und mit seiner Familie nach Lissabon zu flüchten. Bei der

Einnahme dieſer Stadt durch Junot 1810 ward er in die Capitulation mit eingeſchloſſen und kehrte nach Frankreich zurück. Napoleon, welcher aus Achtung für den tapfern Krieger ſeine Güter nicht einmal nach ſeiner Entweichung ſequeſtrirt hatte, bot ihm ſogleich Dienſte an. B. ging zuerſt als Adjutant zu der neapolitaniſchen Armee und war während des ruſſiſchen Feldzugs bei dem Generalſtabe des Prinzen Eugen. Zum Brigadegeneral ernannt zeichnete er ſich in der Schlacht bei Dresden 1813 und vorzüglich 1814 durch die muthige Vertheidigung von Nogent gegen die verbündeten Heere rühmlichſt aus. Zur Belohnung ſeiner Tapferkeit ward er zum Diviſionsgeneral erhoben. Nach der Abdankung des Kaiſers war er keiner der Letzten, welche den Bourbonen huldigten; Ludwig XVIII. übertrug ihm das Commando der ſechſten Militairdiviſion. Kaum aber war Napoleon wieder gelandet, als B. ihm eben ſo eifrig ſeine Dienſte antrug. Die zweite Diviſion des Armeecorps, welches General Gérard commandirte, ward unter ſeine Befehle geſtellt. Napoleon ſoll lange gezögert haben, ehe er die angebotenen Dienſte annahm; ſein Mißtrauen wurde bald darauf vollſtändig gerechtfertigt, denn B. verließ am 14. Juni 1815 ſeinen Poſten und begab ſich ins feindliche Lager. Man hat ſein Benehmen dadurch zu beſchönigen geſucht, daß er die Zuſatzacte zur Reichsverfaſſung nicht beſchworen habe, aber die öffentliche Meinung hat ſich laut und deutlich genug über dieſen zweideutigen Schritt ausgeſprochen. Von Ludwig XVIII. ſogleich zum Commandanten der Nordgrenze ernannt, drang B. am 24. Juni in Frankreich ein und entſchied durch ſeine Gegenwart die Erklärung vieler Provinzen zu Gunſten des alten Herrſcherſtammes. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris ward er zum Diviſionschef der königlichen Garde ernannt. Der Feldzug der Franzoſen nach Spanien bot wenig Gelegenheit, militairiſche Talente glänzen zu laſſen, doch erwarb ſich B. als Anführer eines Theils der Reſervearmee durch ſeine ſtrenge Kriegszucht und ſchonende Behandlung der Einwohner große Achtung und erhielt noch im nämlichen Jahre zur Belohnung ſeines Benehmens die erbliche Pairswürde und das Commando der Beſatzungsarmee; ſeine allzugroße Hinneigung zu den Abſolutiſten, worüber die Spanier allgemein ihre Unzufriedenheit äußerten, bewirkte aber ſchon 1824 ſeine Abberufung. In der Pairskammer gewann er ſich durch die eifrigſte Vertheidigung royaliſtiſcher Anſichten immer mehr die Gunſt der Bourbons und am 8. Aug. 1828 erfolgte ſeine Ernennung zum Kriegsminiſter; ein unverzeihlicher Mißgriff Karl's X., denn gerade bei dem Heere erfreute ſich B. der wenigſten Achtung und konnte dieſe trotz aller ſeiner Bemühungen nicht mehr erhalten! Sein redliches Bemühen als Kriegsminiſter und namentlich die Unterſtützung, welche er den alten Kriegern der kaiſerlichen Armee angedeihen ließ, verdienen jedoch den Beifall jedes Unparteiiſchen. Sein militairiſches Talent beurkundete B. auf das Glänzendſte durch die Expedition nach Algier (ſ. d. Art.). In wenigen Wochen war er im Beſitze der Hauptſtadt. Perſönlichen Muth und Schonung der Eingeborenen können ihm und ſeinen Söhnen, von denen der eine auf der Küſte von Afrika ſein Grab fand, auch ſeine erbittertſten Feinde nicht abſprechen. Die Behauptung, er habe ſich aus dem Schatze der Caſaubah bereichert, wird durch amtliche Berichte Lügen geſtraft. B. war noch mit der Unterwerfung der herumſtreifenden Araber beſchäftigt, als die Nachricht von der Julirevolution zu ihm gelangte und ſeine Ablöſung durch den General Clauzel erfolgte. Er begab ſich hierauf nach England zu Karl X., welcher ihm den Marſchalltitel verliehen hatte. Seine Bemühungen einen Aufſtand in der Vendée zu organiſiren blieben ohne Erfolg, eben ſo wenig Ruhm hat er ſich als Kämpe Don Miguel's erworben. Ob es ihm vielleicht gelingt, im ſpaniſchen Bürgerkriege eine Rolle zu ſpielen, wird die Zukunft lehren. 66.

Bourrienne (Louis Antoine Fauvelle de), geb. den 9. Juli 1769 zu Sens,

ward in der Kriegsschule zu Brienne erzogen und machte hier die Bekanntschaft Buonaparte's, welcher er seine spätere Bedeutsamkeit verdankt. Nachdem er zu Leipzig die Rechte und fremden Sprachen studirt und eine Reise nach Polen gemacht hatte, kam er nach Paris zurück und wurde 1792 als Gesandtschaftssecretair nach Stuttgart geschickt. Der Ausbruch des Krieges entfernte ihn aber 1793 wieder nach Paris. Nach einem kurzen Aufenthalte ging er nach Leipzig, wo er sich verheirathete. Des Einverständnisses mit einem Agenten der französischen Republik verdächtig wurde er festgenommen und nach einer kurzen Haft aus Sachsen verwiesen. In Frankreich konnte er sich trotz aller Bemühungen keine bedeutende Stelle erwerben; man hatte ihn zwar von der Emigrantenliste gestrichen, schenkte ihm aber kein Zutrauen. Er blieb vergessen, bis ihn Buonaparte, welchem er geschrieben und ihre frühere Freundschaft ins Gedächtniß zurückgerufen hatte, zu seinem geheimen Secretaire machte (1797). Er ging in dieser Eigenschaft mit nach Ägypten und ward den 20. Juli 1801 zum Staatsrathe ernannt. Der Fall des Handelshauses Coulon, welches die Lieferungen der Armee übernommen hatte, brachte B.'s Theilnahme an diesen Speculationen an den Tag und veranlaßte den Verlust seiner Stelle (1802). Auf Fouché's Empfehlung ward er jedoch 1805 zum franz. Residenten zu Hamburg mit dem Titel eines außerordentlichen Gesandten des niedersächsischen Kreises ernannt. In dieser Stellung erregte er bei dem Kaiser den nicht ungegründeten Verdacht des Einverständnisses mit dem Feinde; wenigstens scheinen die ihm zur Last gelegten Verbindungen mit den Bourbonen dadurch erwiesen zu sein, daß ihm sogleich nach der Restauration die Generaldirection der Posten übertragen wurde; freilich verlor er bald wieder diese Stelle, ward aber am 12. März 1815 zum Polizeipräfecten ernannt und trat nun offen gegen seinen Gönner, der von Elba zurückgekehrt war, auf. Noch im nämlichen Jahre ward er von Ludwig XVIII. zum Staatsrathe erhoben. Das Departement Yonne wählte B. zweimal (1815 und 1821) zum Deputirten und hier zeigte sich sein Charakter im wahren Lichte. Keine freisinnige Institution blieb von ihm unangetastet; Künste und Wissenschaften, Alles, was zur Aufklärung und zum Ruhme der Nation dienen konnte, suchte er in den Hintergrund zu drängen; der ohnehin schon sehr verkümmerte Elementarunterricht sollte nach seiner Ansicht noch mehr beschränkt werden, dagegen stimmte er für reichliche Unterstützung der Pfaffen und Obscuranten. Die Julirevolution und der Verlust seines Vermögens zerrütteten endlich seinen Verstand völlig und er starb am 7. Febr. 1834 in einem Gesundheitshause zu Caen an den Folgen eines Schlagflusses. Seine „Mémoires sur Napoléon, le directoire, le consulat, l'empire et la restauration" Par. 1829. 10 Voll. 8. (deutsch Leipz. 1829. 10 Bde. 8.) geben manche Aufklärung über seine Zeit, sind aber mit unzähligen, zum Theil lächerlichen Irrthümern angefüllt. Die Einreden der bedeutendsten Männer, die dadurch in ein falsches Licht gestellt wurden, sind gesammelt in: „Bourrienne et ses erreurs volontaires et involontaires" Par. 1830. 2 Voll. 8. (deutsch Leipz. 1830. 2 Bde. 8.). Einige kleinere ihm beigelegte Schriften über Napoleon („Histoire de Buonaparte, par un homme qui ne l'a pas quitté depuis quinze ans" und „Manuscrit de Sainte-Helène" gehören anderen Verfassern an. Man hat auch, vielleicht nicht mit Unrecht, gezweifelt, ob die genannten Memoiren ganz aus seiner Feder geflossen sind. 67.

Bourrit (Marcus Theodor), der berühmte Alpenbeschreiber, geb. zu Genf im J. 1739, gest. den 7. Oct. 1819, widmete seine frühen Jahre der Schmelzmalerei, machte aber, als ihm das sitzende Leben beschwerlich zu werden anfing, kleine Bergreisen in die vaterländischen Gebirge; vorzüglich zog ihn die Kette des Montblanc unwiderstehlich an, so daß er 1775 eine Beschreibung der Ansichten des Montblanc dem Könige von Sardinien vorlegte und von diesem beschenkt

ward. Seine Kenntniß in der Musik und eine schöne Stimme hatten ihm früher die Vorsängerstelle an der Domkirche verschafft; daneben aber gab er seine Vorliebe für die Gebirgsreisen nicht auf. Im J. 1773 gab er die description des glaciers de la Savoye, 1781 die Alpes Pennines et Rhétiennes, die er Ludwig XVI. von Frankreich zueignete, 1785 die nouvelle description des glaciers de la Savoye, 1791 itinéraire de Genève, Lausanne et Chamouni, 1803 die description des cols ou passages des Alpes heraus. In allen diesen Werken, von denen er mehrere Büffon widmete, herrscht eine angenehme Lebendigkeit, so daß sie in verschiedenen Sprachen übersetzt wurden. Die Kupfertafeln darin sind von seiner eigenen Hand. Der berühmte Saussure hatte ihn sehr lieb, bereiste mit ihm die Alpen, ließ sich von ihm die Zeichnungen zu seinen Reiseberichten machen, und ertheilte der Genauigkeit, mit der dieselben verfertigt sind, das größte Lob. Nachdem B. mehr als 50 Jahre seine Reisen fortgesetzt hatte, entschlief er eines Morgens, den 7. Oct. 1819 sanft und ohne vorhergehende Krankheit. 51.

Boussole, s. Compaß.

Bouterwek (Friedrich), Hofrath und Professor der Moralphilosophie zu Göttingen, ward den 15. April 1766 zu Oker bei Goslar geboren, genoß den ersten Unterricht in der Martinsschule, dann im Carolinum zu Braunschweig, studirte in Göttingen die Rechte bis 1787, ging dann nach Hanover und Berlin, kehrte aber mit getäuschten Hoffnungen 1789 nach Göttingen zurück und habilitirte sich als Privatdocent. Schon als Student glaubte er Beruf zur Dichtkunst in sich zu fühlen und eine Menge kleiner Gedichte so wie ein Roman: „Graf Donomar" (herausgegeben 1791—93. 3 Theile) waren die Früchte seines Geistes; aber bald ergriff ihn ein gewisses Gefühl der Schwäche, und er warf sich nun auf Philosophie und Literaturgeschichte. Mit Eifer studirte er seit 1794 die Kant'sche Philosophie und erhielt schon 1796 nach Feder's Tode die außerordentliche Professur der Philosophie, von welcher er später in die ordentliche Professur einrückte. Wir besitzen von ihm: „Ideen einer Apodiktik" 1799. 2 Bände; „Ästhetik" 3. Auflage 1824. 2 Thle.; „Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften." 2. Auflage 1820. 2 Thle.; „Religion der Vernunft." 1824, und eine Sammlung kleiner Schriften (1818); doch zeigt er sich überall nur als Verarbeiter fremder Ansichten, da es ihm an Tiefe und Kraft gebrach, selbstständig aufzutreten, und konnte gegen seine Gegner nie das Feld behaupten. Ein bleibendes Verdienst hingegen erwarb er sich durch das großartige Unternehmen einer „Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit (12 Bände)," in welchem abgesehen von der oft oberflächlichen Bearbeitung doch eine Menge schätzbarer Notizen niedergelegt sind. Er starb 1828. 16.

Bouvet (spr. Buwé), Joachim, ein Jesuit, geb. um 1650 zu Mainz, befleißigte sich der Mathematik und ward 1685 mit 5 andern Missionairen nach China geschickt, wo sie vom Kaiser Kanghi bereitwillig aufgenommen wurden und die erste Missionsanstalt gründeten. Der Kaiser schickte B. 1697 zurück, um noch mehrere französ. Gelehrte zu holen und machte zugleich dem Könige von Frankreich ein Geschenk von 49 chines. Büchern. Mit 10 neuen Missionairen kehrte B. 1699 nach China zurück, wo man unterdessen eine Charte des Reichs aufgenommen hatte. Nach vielen Arbeiten und Sammlungen, welche später theils einzeln, theils in andern Werken herausgegeben wurden, starb B. den 28. Juni 1732 zu Peking. 16.

Boxen, ist eine den Engländern eigenthümliche Art von Faustkämpfen, die in der Fertigkeit liegt, sich selbst zu decken und dem Gegner Stöße auf den Arm, das Gesicht und den Unterleib mit der Faust beizubringen. Es gibt in England eigene Boxer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen und entwe-

der für Bezahlung die Streitigkeiten Anderer ausfechten, oder sich gegenseitig in einem Kreise von wettenden Zuschauern bekämpfen. Dabei sind sie gewöhnlich bis auf die Hüften entkleidet, beobachten gewisse allgemeine Regeln, z. B. den auf der Erde Liegenden nicht zu schlagen, und derjenige von ihnen gilt für den Überwundenen, der zuerst den Wunsch erklärt, aufhören zu wollen. 49.

Boydell (spr. Bädel), John, ein trefflicher englischer Kupferstecher, geb. 1719 zu Dorrington in Shropshire, Schüler von Toms, den er bald übertraf, gründete seinen Ruhm zuerst durch 6 Landschaften (Brückenbuch genannt, weil auf jedem Blatte Brücken befindlich sind), und Ansichten von London und dessen Umgegend. Der bedeutende Reichthum, den er sich durch Herausgabe aller seiner Blätter erworben hatte, setzte ihn in den Stand, die Herausgabe der Gallerie des Shakspeare zu unternehmen, ein Werk, welches unter die herrlichsten der englischen Nation gehört. Übrigens that er außerordentlich viel zur Aufmunterung der Künstler, und unterstützte sie mit der größten Uneigennützigkeit. — Er starb als Alderman der Stadt London im Jahre 1805. 22.

Boyeldieu (spr. Boaldiö) Adrian, einer der vorzüglichsten Componisten neuerer Zeit, geb. 1775 zu Rouen, erhielt seine erste Ausbildung durch den Organisten Broche in seiner Vaterstadt. Von der Natur mit viel Talent begabt, erwarb er sich durch Fleiß und anhaltendes Studiren anerkannter Meisterwerke solche Fertigkeit in der Composition, daß er in Paris, wohin er sich 1795 begeben hatte, in Kurzem Aufsehen erregte. Damals schrieb er mehrere kleine Operetten und einige sehr beliebte Romanzen, und erhielt am Conversatorium die Stelle eines Professors des Pianoforte. 1803 reiste er nach Petersburg, wo er zum Hofkapellmeister ernannt wurde, und seine „Aline" und den „Telemach" schrieb. Seit seiner Rückkehr nach Paris im Jahre 1805 sind mehrere Opern von ihm erschienen, von denen einige berühmt geworden sind, so z. B. „Jean de Paris" „le nouveau seigneur du village," „le chaperon rouge" u. a. Die geschätztesten seiner Opern, die auch in Deutschland günstige Aufnahme erfuhren, sind „Jean de Paris" und „La dame blanche." Aus ihnen besonders kann man den Werth B.'s als Componisten beurtheilen. Die Musik dieser beiden Opern ist äußerst melodienreich und anziehend, sie bewegt sich leicht und doch charakteristisch, und ist oft originell ohne gesucht zu sein. Nicht minder lobenswerth ist die Instrumentirung, die sich besonders dadurch auszeichnet, daß sie mit dem Gesange gleichmäßig fortschreitend diesen mehr unterstützt, als übertäubt; ein Vorzug, welcher vielen wirklich trefflichen Componisten abgeht. — B. ist jetzt nebst Auber der Liebling der Pariser. 22.

Boyer (spr. Boajé), Präsident der Republik Hayti (Domingo), stammt aus einer Mulattenfamilie zu Port au Prince her, erhielt seine Bildung zu Paris, und begab sich dann nach Domingo, focht gegen die Engländer, und später als Anführer der Mulatten gegen Toussaint-Louverture, wurde aber durch unglückliche Gefechte gezwungen die Insel zu verlassen. Nach seiner Rückkehr mit Leclerc wurde er Oberhaupt der Mulatten, nahm jedoch an dem Kampfe, in welchem endlich die Franzosen durch Dessalines gänzlich vertrieben wurden, keinen Antheil, unterstützte aber den Präsidenten Pethion gegen den Nachfolger Dessalines, Christoph, welcher die Republik (südwestlichen Theil Domingo's) unterjochen wollte, so kräftig, daß letzterer von seinem Vorhaben abstehen mußte. Nach dem Tode Pethion's (1818) wurde er zum Präsidenten der Republik ernannt, vereinte mit dieser nach Christoph's Tode 1822 die ehemaligen französischen und bald darauf auch die spanischen Besitzungen, so daß jetzt ganz Hayti eine Republik bildet. — B.'s Verwaltung ist unstreitig lobenswürdig, und es ist nicht zu verkennen, daß er mit Klugheit und Umsicht den außerordentlichen

Reichthum Hayti's wohl zu benutzen versteht. Er ist übrigens gewandt und ein Freund der Aufklärung und der Wissenschaften. 22.

Boyle (spr. Bäle), Robert, der engl. Philosoph, Sohn des Grafen Richard von Cork, ward 1626 zu Lismore in Irland geboren und auf dem Lande von einer Bäuerin erzogen, behielt aber dessenungeachtet einen sehr schwächlichen Körper und zeigte stets den merkwürdigen Contrast einer ausgezeichneten logischen Strenge und Klarheit und einer zuweilen sogar ausschweifenden Phantasie, so daß seine Werke in verschiedenen Fächern ganz verschiedenen Geist athmen; doch scheint ersteres mehr Naturanlage, letzteres mehr Folge erschütternder Vorfälle während einer heftigen Nervenkrankheit, die ihm in seinem 10. Jahre befiel und des Lesens der phantastischen Ritterromane, wie Amadis aus Gallien, zu sein, die man ihm bei seiner Genesung vorlegte. Schon früh zeigte er Neigung zu den ernstern Wissenschaften, erhielt im Eton-College bei Windsor seine erste Bildung und 1638 schickte ihn sein Vater nach Genf, von wo aus er Italien und das südliche Frankreich bereiste. Aber als 1642 die Unruhen in Großbritannien ausbrachen und sein Vater 1643 gestorben war, mußte er gänzlich vom Gelde entblößt durch fremde Unterstützung den Weg nach der Heimath suchen, wo er nun auf seinem Gute Stalbridge zurückgezogen, theils auch zu Oxford und London vorzüglich Physik und Chemie studirte. Seit 1644 war er thätiges Mitglied des sogenannten **unsichtbaren Collegiums**, das sich ausschließlich den Wissenschaften widmete, trat dadurch mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Großbritanniens in innige Verbindung und ward nach Cromwell's Sturze von Karl II. zum Präsidenten dieses nun zur königl. Societät der Wissenschaften zu Oxford erhobenen Collegiums ernannt. Seine Hauptbeschäftigung waren nun die Untersuchungen über die Luftpumpe und als Feind aller Theorie im Gebiete der Naturlehre suchte er nur durch Versuche zur Wahrheit zu gelangen. Seit 1660 erschienen nun eine Anzahl Schriften von ihm, in denen er die Elasticität der Luft und die Gesetze des Athmens, die Physik nach philosophischen Grundsätzen ꝛc. behandelte, vorzüglich aber in seinem „Sceptical chymist" die chemischen Theorien seiner Zeitgenossen bekämpfte und dadurch den Grund zu den spätern Untersuchungen von Mayow, Hales, Cavendish, Priestley u. A. legte. Diesen Schriften folgten seine Betrachtungen über den Nutzen der Versuche in der Naturphilosophie (1663), die Untersuchungen über die Farben (1663), über die Formen und Qualitäten (1668), über die kosmischen Qualitäten (1670), über die salzige Beschaffenheit des Meerwassers (1672), über die verborgenen Eigenschaften der Luft (1672), über den Begriff der Natur (1686), über die Endursache der Dinge (1688) und seine Medicina hydrostatica (1690) nebst mehrern gediegenen Abhandlungen in den philosophical transactions. Neben diesen Beschäftigungen trieb ihn aber, obgleich er alle geistlichen Ämter ausschlug, sein Geist auch zu religiöser Thätigkeit, wozu ihn wohl der merkwürdige Umstand veranlaßte, daß er einst nach Besichtigung des Carthäuserklosters bei Grenoble durch die wild romantische Umgebung desselben in solche Aufregung gerieth, die er dem Teufel zuschrieb, daß er Zweifel gegen mehrere christliche Lehrsätze faßte und mehrere Monate in einer großen Herzensangst lebte und fast sein Leben durch Selbstmord geendet hätte, wenn nicht die Furcht vor der Hölle zu groß in ihm gewesen wäre. Aber desto eifriger wandte er sich nun zur Vertheidigung des Christenthums, lernte noch hebräisch und trat mit den berühmtesten Theologen seiner Zeit in Verbindung. Er schrieb eine Anzahl theologische Abhandlungen, aber vorzüglich bewährte er seinen Eifer für das Christenthum durch die That, indem er die Übersetzungen der Bibel in fremde Sprachen freigebig unterstützte und so thätigen Antheil an den Missionsanstalten nahm, daß er 1662 zum Vorsteher der nordamerikanischen ernannt wurde. Höchst bescheiden, untadelhaft

fromm, eifriger Freund der Wahrheit und treuer Vasall seines Königs starb er den 30. Dec. 1691. 16.

Braake, Brake (von Brechen) nennt man in Norddeutschland 1) jedes Stück Land, das beim Durchbruche eines Deiches mit Wasser und Schlamm bedeckt worden ist, und das Wehle genannt wird, wenn das Wasser jedesmal bei der Ebbe abläuft. Daher heißt der durchbrochene Deich selbst Brakdeich und der Besitzer eines solchen Grundstücks Brakmann. 2) Das Buschwerk, welches bei dem Wasserbaue zu den Faschinen gebraucht wird. — Auch heißt Braak oder Brack alles Untaugliche, daher Brackvieh, Brackschafe ꝛc., so wie der übrig gebliebene Theil eines gescheiterten Schiffes, gewöhnlich Wrack gesprochen. 30.

Brabant, s. Belgien und Niederlande.

Brache, Brachacker, Brachfeld, Dreesche, Drösch, lat. **novale**; franz. **jachère**; engl. **fallow**, ist derjenige Theil des Ackerfeldes, der ein oder mehrere Jahre unbearbeitet und unbesäet liegen bleibt, im Frühjahre durch öfteres Beackern zur künftigen Saat vorbereitet wird, und bald zur Grasnutzung, bald zur Sömmerung dient. — Je nach dem Wirthschaftssysteme umfaßt sie einen größern oder geringern Theil des gesammten Ackerlandes, bei der gewöhnlicheren Dreifelderwirthschaft z. B. den dritten Theil. Diesen läßt man von der Ernte der Sommerfrucht an bis zum Juni liegen, benutzt ihn zur Viehweide und bricht ihn erst in diesem Monate (Brachmonat) durch wiederholtes Pflügen um, daher der Name Brache. Daß die reine B. bei sorgfältiger Bearbeitung gar nicht ohne nützlichen Einfluß auf eine reiche Ernte sei, wird jetzt allenthalben zugestanden. Denn erstens bringen die atmosphärischen Stoffe, die zur Ernährung der Pflanzen wesentlich nothwendig sind, viel leichter in den zu wiederholten Malen umgebrochenen, aufgelockerten, der Wärme und dem Sonnenlichte ausgesetzten Boden, und wirken auf dessen Fruchtbarkeit stärker ein; sodann wird der Boden durch öftere Bearbeitung locker gemacht, mit dem Dünger besser vermischt und vom Unkraute und von dessen Wurzeln vollkommen gereinigt. Die Arbeiten der B. bestehen: 1) im Reißen oder Stürzen, dem Öffnen des Bodens, das wegen der Einwirkung der Atmosphäre am besten schon im Herbste geschieht; 2) im Ebnen des gestürzten Ackers mit der Egge und sodann im Wenden desselben, beides im Frühjahre; 3) im Rühren des gewendeten Bodens mit dem Rührhaken, um das Erdreich aufzulockern und das Unkraut zu zerstören; 4) im Saatackern, womit die Furchen nach ihrer gehörigen Tiefe gezogen werden. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts betrachtete man jedoch die reine B. mit ungünstigen Augen, beklagte, daß ein so großer Theil des Ackerlandes unbenutzt liegen bleibe und fing an, den Brachacker, so wie Gartenland, mit Früchten, zuerst mit Hülsenfrüchten, Hanf, Lein, Raps, Rübsen, Möhren u. dgl., sodann auch zur Verbesserung der Viehwirthschaft mit Futterpflanzen, als Klee, Kartoffeln, Kohlrüben ꝛc. zu bebauen. Dieß nannte man die gesömmerte B. Der Abschaffung der B. stehen meist die nach dem alten Landwirthschaftsbetriebe sich richtenden Servituten entgegen, die auf den Feldern haften, wie die Hut- und Triftgerechtigkeit. Da jedoch in neuester Zeit fast ganz Deutschland jene dem Ackerbaue schädlichen Hemmnisse auf gesetzlichem Wege zu entfernen angefangen hat, so dürfte man in einiger Zeit bei Abschaffung der B. blos noch die Localität zu berücksichtigen haben. In mageren Gegenden nämlich ist die B. unstreitig von nicht geringem Nutzen, dahingegen sie bei fettem Boden den Ertrag schmälert. 43.

Brachmann (Karoline Louise), am 9. Febr. 1777 zu Rochlitz geboren, genoß in dem väterlichen Hause eine vorzügliche, auf ihre poetischen Anlagen günstig einwirkende Erziehung. Zu Weißenfels, wohin ihr Vater 1787 versetzt wurde, ward sie mit dem Dichter Friedrich von Hardenberg (Novalis) bekannt, welcher

ihre weitere äſthetiſche Ausbildung übernahm und ihrem kindlichen Geiſte jene romantiſch-myſtiſche Richtung gab, die ihre Poeſien ſo vortheilhaft auszeichnet, aber wahrſcheinlich auch die Zerſtörung des allzu erregbaren Weibes begründete. Durch ihn wurde Schiller auf ſie aufmerkſam gemacht, welcher einige ihrer Jugendverſuche in ſeine Horen und in ſeinen Muſenalmanach (1799) aufnahm. Eine jugendliche Unbeſonnenheit hatte auf ihr ſchwärmeriſches Gemüth eine ſo nachtheilige Wirkung, daß ſie ſich aus dem zweiten Stocke ihres Hauſes herabſtürzte; ſie wurde zwar vom Tode gerettet, aber von dieſer Zeit an bemeiſterte ſich ihrer eine unbezwingliche Schwermuth, welche durch den Verluſt ihrer Eltern und Freunde, ſo wie durch unglückliche und getäuſchte Liebe immer mehr geſteigert wurde, bis ſie während eines Beſuches in Halle am 17. Sept. 1822 in der Saale freiwillig ihr Leben endete. Ihre lyriſchen Gedichte, wozu ſie die meiſten Anlagen verrieth, zeichnen ſich durch Tiefe, Stärke und Innigkeit des Gefühls, durch lebendige Darſtellung und blühende Sprache aus. Einige ihrer Novellen ſind gelungen zu nennen. K. J. Schütz und K. L. M. Müller haben L. Brachmann's „Auserleſene Dichtungen" (Leipz. 1824—26. 4 Bde. 8.) herausgegeben. 67.

Bracteaten, Blechmünzen, Hohlmünzen, Straubenpfennige, ſind alte dünne mit unförmlichen Bildern verſehene Münzen, die nur auf einer Seite geſtempelt ſind, weßhalb das Gepräge auf der einen Seite hohl, auf der andern erhaben erſcheint. Sie beſtehen meiſt aus Gold- oder Silberblech, ſeltener aus Kupfer und ſind ſchon unter Kaiſer Juſtinian (527 bis 567) in Conſtantinopel, bei den nordiſchen Völkern und den Engländern geprägt worden. In Deutſchland wurden ſie unter Otto dem Großen ums Jahr 970 wahrſcheinlich in der Gegend des Harzes zuerſt geſchlagen, weil die dortigen Silberbergwerke zu dieſer Zeit reiche Ausbeute gaben. Die Blechmünzen des Kaiſers Lothar II. (1125—1137) und die vom Erzbiſchofe Adelbert I. zu Mainz (1109—1137) ſind bis jetzt als die älteſten uns bekannten anzunehmen. Als urſprüngliche Form ahmte man die byzantiniſchen Goldmünzen nach, wohin ſelbſt die Benennung Bracteat zeigt. Iſidor leitet ſie von *βραχεῖν*, rauſchen ab, denn bracteatus bedeutet ſo viel als ein Stückchen Rauſchgold; ihr urkundlicher Name iſt aber denarius, panningus, moneta u. dgl. Sie dienten zuvörderſt beim Waarentauſche und wurden ihrer Zerbrechlichkeit wegen häufig umgeſchmolzen und nach dem Gewichte geſchätzt. Später verdrängte die Tournoſenform dieſe zerbrechlichen Münzen, die aber dennoch für die Geſchichte vieler Gegenden von vorzüglichem Werthe bleiben. Sehr gute Abbildungen einer reichen Bracteatenſammlung findet man in Becker's „Zweihundert ſeltene Münzen des Mittelalters" (Dresden 1813. 4.) und in Mader's „Verſuch über die Bracteaten" (Prag 1808). 26.

Bradley (James), ein berühmter Aſtronom, geb. 1692 zu Sherburn in Glouceſterſhire in England, ward, nachdem er zu Oxford Theologie ſtudirt hatte, 1719 als Pfarrer angeſtellt. In demſelben Jahre ernannte ihn der Biſchof von Hereford zu ſeinem Kaplan und bald darauf zum Vicar von Bridſtow in Herefordſhire. Allein aus Vorliebe für die Aſtronomie und Mathematik verließ er dieſe Laufbahn wieder. Sein Oheim James Pound ermunterte und unterrichtete ihn ſelbſt in den Anfangsgründen der Mathematik und ſo brachte er es durch eigenen Fleiß dahin, daß er 1721 Profeſſor der Aſtronomie in Oxford wurde. Sechs Jahre ſpäter machte er die Entdeckung der Abirrung des Lichts bekannt. Die noch bleibenden ſehr geringen Unterſchiede in den Abweichungen beſchäftigten ihn ununterbrochen 18 Jahre lang und er fand endlich die vollkommene Erklärung derſelben darin, wenn man der Erdachſe eine geringe Schwankung beilege, welche während der Umlaufszeit der Mondsknoten, nämlich in 18 Jahren, vollendet wird. Dieſe Erfindung nannte B. das Wanken oder die Nutation der Erdachſe, verurſacht durch die veränderliche Einwirkung der Attraction des Mondes und der Sonne. Nach

Digitized by Google

Halley's Tode erhielt B. 1741 mit der theol. Doctorwürde die Stelle eines königl. Astronomen auf der Sternwarte zu Greenwich und vom Könige Georg II. 1000 Pfund Sterling zur Verbesserung des daselbst befindlichen Apparats. Hier sammelte B. 13 Foliobände voll von seinen eigenen Beobachtungen, die er im Manuscripte hinterließ und starb den 13. Juli 1762. Aus seinen hinterlassenen Handschriften erschien durch Horesby Astronomical observations made at the royal observatorium at Greenwich 1750—1762 (2 Bde. Oxford 1798—1805). B.'s Miscellaneous works and correspondence (Oxford 1832. 4.) hat Richaud herausgegeben. 26.

Bräune, lat. angina; fr. angine; engl. sore throat, wird die Entzündung der hintern Theile des Mundes und des Halses genannt, wodurch entweder das Schlucken oder das Athemholen, oder auch wohl beides mehr oder weniger gehemmt ist. Die B. zeigt sich unter verschiedenen Formen, von denen die hauptsächlichsten sich auf den besondern Sitz und auf die Art des Ausganges der Krankheit beziehen. So nennt man dieselbe Halsbräune (angina gutturalis, oder faucium), wenn sie die den Schlund, den Gaumenvorhang, dessen Säulen und die Mandeln auskleidende Schleimmembran befällt; Schlundbräune (a. pharyngea oder synanche), wenn sie den ganzen Schlund einnimmt; Speisenröhrenbräune (a. oesophagea), wenn sie, was jedoch selten ist, sich blos auf die Schleimmembran der Speiseröhre beschränkt; Kehlkopfbräune (a. laryngea), wenn sie den Kehlkopf, und Luftröhrenbräune oder Luftröhrenentzündung (a. trachealis oder cynanche), wenn sie die Luftröhre einnimmt, welche beiden letzteren Formen eine eigenthümliche Art der B. begründen, die man Croup (s. d. Art.) nennt. Befällt sie vorzüglich die Äste der Luftröhre, so gibt dieß die a. bronchialis oder bronchitis. Nach ihrem Ausgange unterscheidet man eine a. suppuratoria, wo nämlich die Entzündung in Eiterung übergegangen ist, so wie eine a. membranacea und gangraenosa, wo dieselbe mit Bildung falscher Membranen in der Luftröhre oder mit Brand sich endigt. Die a. tonsillaris, welche die Mandeln (Mandelbräune), und die a. uvalaris, welche das sogenannte Zäpfchen befällt, können nur als Formen der a. gutturalis angesehen werden. Die Alten unterschieden auch eine Halsmuskelbräune, die sie paracynanche nannten. Die durch die Krankheit erzeugten Zufälle sind nach dem Sitze der Entzündung verschieden; doch bestehen die wesentlichen Zufälle derselben in höchst beschwerlicher, schneller Respiration, schmerzhaft erschwertem Schlucken und Sprechen, Trockenheit im Halse, veränderter Stimme, Röthe und Geschwulst der befallnen Theile, aufgetriebenem, rothem Gesichte, hervorgetriebenen Augen, in dem Gefühle von Erstickung, Husten, heftigem Fieber ꝛc. Die Behandlung der B. ist rein antiphlogistisch (s. d. Art.). — Die B. kommt auch bei Pferden, noch öfter aber bei Schweinen, Schafen und Hunden vor; namentlich aber bei den Schweinen, wo sie auch mit dem Namen Halsanthrax, Kehlsucht, Kribbelkrankheit, oder wildes Feuer bezeichnet wird. Sie zeichnet sich bei diesen Thieren besonders durch das Erscheinen einer heißen, harten und gespannten Geschwulst aus, die am Halse um den Kehlkopf herum, und an der Luftröhre hinab sich erhebt, oft so schnell und in solchem Grade zunimmt, daß sie vom Kopfe an über den Hals sich erstreckt, über die Vorderbrust und zwischen den Vorderschenkeln hindurch bis über den Leib sich ausbreitet. Wenn nicht sogleich schnelle Hülfe erfolgt, wird die Krankheit tödtlich. Auch hier ist im Anfange die antiphlogistische Behandlung, und besonders der Aderlaß, angezeigt. 7.

Braga, Bragur, s. Asen.

Braganza, s. Portugal.

Brahe (Tycho de), ein ausgezeichneter Astronom, geb. den 4. Decbr. 1546 auf einem Familiengute zu Knudstrop in Schoonen, stammt aus einem sehr

alten dänischen Geschlechte, welches zum Theil noch jetzt bekannt ist. Aus Vorliebe für Tycho übernahm seines Vaters Bruder seine Erziehung und ließ ihn in seinem 13. Jahre auf die Universität zu Kopenhagen gehen, um daselbst die Rechts- und Staatswissenschaft zu studiren. Die Vorhersagungen der Astrologen, vorzüglich aber eine totale Sonnenfinsterniß, die den 21. Aug. 1560 genau an dem astrologisch berechneten Zeitpunkte daselbst eintrat, erregten Tycho's Interesse an der Sternkunde in so hohem Grade, daß er den Entschluß faßte, sich von nun an ganz dieser Wissenschaft zu widmen. Dieß war nun freilich den Plänen seiner Familie entgegen, und als B. unter Aufsicht seines Führers drei Jahre später Kopenhagen verließ, um in Leipzig seine Studien zu vollenden, erhielt jener den Befehl, ihn einzig und streng zu seinen bisherigen Studien anzuhalten. Allein seine Neigung und Liebe zur Astronomie nahm täglich immer mehr zu und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich Nachts, wenn sein Führer schlief, aus dem Bette zu schleichen, um seine Lieblingsstudien fortzusetzen. Schon in seinem 17. Jahre bemerkte B. die Unrichtigkeiten der Planetentafeln und nahm sich vor, dieselben zu verbessern. Da ihm die zum Anstellen richtiger Observationen nöthigen Instrumente fehlten, hatte er sich insgeheim eine kleine Himmelskugel gekauft, an der er die Sterne am Himmel aufsuchte. Auch bediente er sich eines kleinen hölzernen Zirkels, den er ans Auge hielt, die darauf angebrachten Dioptern gegen die Sterne richtete und so die Abstände derselben von einander maß. Die einzige Anleitung in diesem schwierigen Unternehmen waren einige von seinem Taschengelde gekaufte Bücher, in denen er jedoch nur verstohlen lesen konnte. So beobachtete er 1563 die Zusammenkunft Saturn's und Jupiter's, verließ 1565 Leipzig und kehrte wegen des unerwarteten Todes seines Vaters und Onkels in sein Vaterland zurück, wo er der Erbe eines bedeutenden Vermögens ward. Da jedoch daselbst die Astronomie in keinem hohen Ansehen stand, kehrte B. bald wieder nach Deutschland zurück und hielt sich in Rostock, Wittenberg und Augsburg auf. In ersterer Stadt war es, wo B. in einem Zweikampfe mit einem dänischen Edelmanne einen Theil seiner Nase verlor, den er durch eine künstliche von eigener Erfindung ersetzt haben soll. In Augsburg erhielt B. 1568 von Seiten der Regierung aus Dänemark die erste Aufmunterung zur Fortsetzung seiner Studien und ließ verschiedene neue von ihm erfundene Instrumente so wie einen Theil seiner großen Himmelskugel daselbst verfertigen. Da sich jetzt bessere Aussichten für seine Wissenschaft in seinem Vaterlande eröffneten und sein Name bereits in Europa berühmt geworden war, so kehrte er 1570 in dasselbe zurück, entdeckte 1572 einen neuen Stern in der Cassiopea und hielt einige Zeit auf Veranlassung Königs Friedrich II. in Kopenhagen Vorlesungen über die mathematischen Wissenschaften. 1573 verehelichte er sich, unternahm abermals eine Reise nach Deutschland, der Schweitz und Italien, und faßte den Entschluß, Basel zu seinem künftigen Aufenthalte zu wählen. Im Begriff, sein Vaterland auf immer zu verlassen, beschenkte ihn der König 1576 auf Lebenszeit mit der Insel Hveen und erbot sich, die nöthigen Instrumente zu B.'s astronomischen, mathematischen und chemischen Arbeiten anzuschaffen, wodurch B. bewogen ward, wieder zurückzukehren und seinen Wohnsitz daselbst aufzuschlagen. Der König ließ ihm die berühmte prächtige Sternwarte Uranienburg bauen, wozu auch B. bedeutende Summen verwendete und setzte ihm außerdem einen festen Jahrgehalt aus. Hier blühten seit 1580 Astronomie und andere Wissenschaften im schönsten Flore und es kamen aus allen Ländern Europas junge Leute nach Uranienburg, um sich von ihm unterrichten zu lassen. Ja selbst große Gelehrte und Fürsten besuchten ihn und schenkten seinen Einrichtungen allgemeinen Beifall. Aus seiner Schule gingen unter Andern der berühmte dänische Astronom, Mathematiker und Schriftsteller Longomontan und der östreichsche

Aſtronom Tengnagel hervor. Er ſelbſt ſetzte raſtlos ſeine Beobachtungen und Experimente fort, und reichte manchen Kranken wegen ſeiner großen Kenntniß in der Arzneiwiſſenſchaft Heilmittel und guten Rath. Hier war es, wo er das nach ihm benannte gegen Copernikus eingerichtete Planetenſyſtem einrichtete, ſeinen Meridian beſtimmte ꝛc. Der König überhäufte ihn fortwährend mit Geſchenken, Erhöhung ſeines Gehaltes und andern Ehrenbezeugungen, doch genoß er dieſes Glück nur 20 Jahre; denn nach Friedrich II. Tode, unter deſſen Nachfolger Chriſtian IV., ſiegten ſeine Feinde über ihn, die während der Minderjährigkeit des Königs die Regierung führten. Es gelang ihnen, B. von ſeinem Aufenthalte auf Hveen zu vertreiben, und als er ſich nach Kopenhagen begeben hatte, durch niedere Mittel während der Abweſenheit des Königs ihm ſein Vaterland ſo zu verleiten, daß er mit ſeiner Familie 1597 daſſelbe auf immer verließ. Von dem ſchönen Tempel der Urania war in 50 Jahren keine Spur mehr übrig. Von Waldsbeck bei Hamburg, wo ſich B. ein Jahr aufhielt, reiſete er 1599 auf die Einladung des Kaiſers Rudolph nach Prag, der ihm einen jährlichen Gehalt von 3000 Goldgulden bewilligte und ihn überdieß mit Geſchenken und Wohlthaten überhäufte. Der Kaiſer räumte ihm das Schloß Banach in der Nähe von Prag, der damaligen Reſidenz, ein, wobei er die Abſicht hatte, es in eine neue Uranienburg umzuſchaffen. In Gemeinſchaft mit Keplern ſetzte hier B. einige Zeit ſeine Beobachtungen fort, bis ihn den 13. Oct. 1601 ein unglücklicher Zufall in einem Alter von 55 Jahren aus dem Schooße ſeiner Familie riß. Tycho war trotz ſeiner Schwachheiten und Fehler einer der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit und bereicherte ſowohl die praktiſche als theoretiſche Aſtronomie mit vielen Entdeckungen, und ſelbſt Kepler verdankt ſeiner perſönlichen Anleitung viel. Die Sammlung ſeiner Schriften während ſeiner 30jährigen Beobachtungen iſt erſt 70 Jahre nach ſeinem Tode in lateiniſcher Sprache erſchienen. B.'s aſtronomiſche und andere Inſtrumente, die Kaiſer Rudolph II. kaufte, wurden 1620 nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag größtentheils vernichtet, und nur noch ein großer Sextant ſoll ſich in Prag befinden. Die große meſſingene Himmelskugel, welche 5000 Thlr. gekoſtet haben ſoll, kam nach mancherlei Schickſalen wieder nach Kopenhagen, wo ſie 1720 beim großen Brande des Schloſſes ihren Untergang fand. B.'s Leben findet man in Wandal's Mindesmerker paa Jägerpriis (Kopenhagen 1783 Bd. 1.) und in Helfrecht's Tycho Brahe (1787) beſchrieben. 15.

Brahma (auch Birmah, Bruma geſchrieben) iſt in der Mythologie der Hindu eines der höchſten göttlichen Weſen neben Wiſchnu, Schiwa und Indra, die Mythen und Begriffe über ihn ſind aber ſo verworren, daß eine genaue Entwickelung ſeines eigenthümlichen Weſens bis jetzt noch nicht möglich iſt. Der Name bedeutet das reine Sein und iſt alſo der abſtrakte Begriff der Gottheit und hat als ſolcher tauſend erhabene Beinamen, ward aber als unkörperlich gedacht. Aber die Idee des Urſeins und des Schöpfers mußte in der Naturphiloſophie der Hindu ſich bald anders geſtalten. Wiewohl urſprünglich die Sonne als das belebende Naturprincip bald darunter verſtanden ward und nach dem Naturgeſetze es nothwendig erſchien, dem männlich gedachten erzeugenden Urprincipe ein weibliches empfangendes zur Seite zu ſetzen, ſo daß die Bhawani ſeine Gemahlin ward, ſo führte der Begriff der Erſchaffung auch den der Erhaltung herbei, und die Erfahrung gab den der Zerſtörung und B. ward nun neben Wiſchnu und Schiwa als Sohn des Urpaares angenommen und als Schöpfer perſonificirt. Doch bildeten ſich bald der Wiſchnuismus und der Schiwaismus als beſondere Religionsgebäude neben dem Brahmaismus und jede Partei ſtellte nun ihren Gott als den oberſten; daher die große Verſchiedenheit und die häufigen Widerſprüche in den ſpätern Mythen, zu denen auch der Buddhaismus

noch das Seine beitrug (ſ. hierüber das Genauere im Art. Mythologie der Hindu). Abgebildet ward B. in den Tempeln der Hindu mit vier Köpfen und vier Händen, in der einen den Roſenkranz, in der zweiten eine kupferne Winkſchale, in der dritten Palmblätter und in der vierten einen Griffel haltend, dieß als Offenbarer der vier Wedahs (ſ. d. Art.). Er liegt entweder auf einer Lotusblume, dem Symbole der Schöpfung, oder reitet auf einem Schwane (Hamſa). Seine Wohnung wird entweder auf dem Gipfel des Meru (des Götterberges) oder in der Sonne angenommen. 9.

Brahmanen (auch Brachmanen oder Braminen) ſind die erſte Kaſte der Hindu, der Prieſter- und Gelehrtenſtand, welcher dadurch, daß alle Wiſſenſchaft und Kunſt von ihm ausging und bewahrt wurde, und im Beſitze der religiöſen Geheimniſſe ſich das große faſt göttliche Anſehn zu erhalten wußte. Wie alle Kaſten der Hindu von irgend einem himmliſchen Weſen als Stammvater ſich ableiten, ſo nennen ſich die B. Söhne des Brahma, und hierauf ſich ſtützend haben ſie eine Menge Vorrechte ſich zu verſchaffen gewußt, welche ſie in den heiligen Büchern als göttliche Geſetze aufgezeichnet haben. Dieſe Vorrechte beſtehen in dem ausſchließlichen Rechte, die Wedahs (ſ. d. Art.) zu leſen, die Opfer zu veranſtalten, in den religiöſen Gebräuchen zu unterrichten, von Jedermann Almoſen zu forden, vor dem Könige ſitzen zu dürfen, keine Todesſtrafe zu erleiden ꝛc. Ihr ganzes Leben iſt der Beſchäftigung mit den heiligen Büchern gewidmet und zerfällt in 4 Perioden. Bis zum 7. Jahre lebt der junge Brahmane im Hauſe des Vaters ohne alle Rechte; dann wird er durch Umlegung des Gürtels (Sennaar) und Beſcherung des Haupts bis auf einem Haarbüſchel geweiht und heißt Brahmaſſäri (Brahmanenſchüler). Dieß bleibt er bis zum 12. Jahre, wo er bei einem fremden Brahmanen lebt, mit einem Ziegenfelle bekleidet iſt, auf bloßer Erde ſchlafen und ſich in allen heiligen Gebräuchen üben muß. Nach dieſer Zeit kann er ſich verheirathen (Grahi werden), muß aber täglich gewiſſe Gebete herſagen, Opfer bringen, ſich aller berauſchenden Genüſſe enthalten und kann Handel und Gewerbe treiben. Wer aber in die vierte Stufe gelangen will, darf nie heirathen, kein körperliches Gebrechen haben, muß ſich noch 12 Jahre lang in einem Tempel unterrichten laſſen, ohne ihn zu verlaſſen und 5 Jahre gänzliches Stillſchweigen beobachten. Dann wird er Guru (Lehrer) und Prieſter. Außerdem gibt es auch Wanapraſta oder Einſiedler, welche aber wenigſtens 40 Jahre alt ſein müſſen. Dieſe ſind nur mit einem Schurze bekleidet, wohnen in den Gebirgen und Wäldern und bringen ihr Leben in beſtändigen Andachtsübungen zu. 22 Jahre muß jeder in dieſem Stande verharren, worauf es ihm frei ſteht, zu ſeinem Eigenthume zurückzukehren, bleibt er aber fortan, ſo wird er Sanyaſſi (Alles Verlaſſender) genannt und genießt des Rufs der größten Heiligkeit und der höchſten Verehrung. Dieſe Claſſe Leute ſind die, welche die alten Griechen Gymnoſophiſten nannten. 9.

Brahus, ſ. Beludſchiſtan.

Brakenburg (Regner), ein geſchätzter niederländiſcher Genremaler, Schüler von Mommers, geb. 1649 zu Harlem, deſſen Gemälde durch lebhaftes Colorit und naturgetreue Darſtellung vorzüglich ausgezeichnet ſind. Zu tadeln ſind aber häufige Wiederholungen und Incorrectheiten in der Zeichnung. — Das Jahr ſeines Todes iſt nicht bekannt. 22.

Bramante (Francesco Lazzari) von ſeiner Vaterſtadt Urbino, wo er 1444 geboren wurde, gewöhnlich Bramante d'Urbino genannt, gehört unter die größten Architekten Italiens und übertrifft ſogar in ſeinen Werken den Wiederherſteller der Baukunſt, den berühmten Brunelleschi. Talent und Neigung beſtimmten ihn, die Malerkunſt, welche er anfänglich trieb, mit der Baukunſt zu vertauſchen. Er begab ſich nach Mailand, deſſen herrlicher Dom einen gewal-

Digitized by Google

tigen Eindruck auf ihn machte, studirte mit emsigem Fleiße die Regeln der Kunst, und wußte besonders aus der Vergleichung der ältern Bauwerke mit den neuern wesentlich Gewinn für sich zu ziehen. Sein nachheriger Aufenthalt in Rom bot ihm reichliche Gelegenheit dazu dar. Papst Julius II. wurde auf ihn aufmerksam und gab ihm den Auftrag, den leeren Platz zwischen dem Vatican und Belvedere passend auszufüllen. B. that dieß durch eine prächtige Gallerie, welche seine Überlegenheit über alle Architekten seiner Zeit beurkundete. In dieser Zeit faßte Julius II. den Plan, an die Stelle der alten Basilica di St. Pietro eine Kirche aufzuführen, welche die prächtigste der Christenheit werden sollte. Die ausgezeichnetsten Architekten Italiens mußten Pläne dazu einreichen und der B.'s trug den Preis davon. Am 18. April 1506 legte der Künstler mit eigner Hand den Grund und leitete das Werk bis zu seinem Tode im J. 1514. Seine Nachfolger, unter ihnen besonders Michel Angelo, behielten Vieles von seinem Plane bei. Die 4 ungeheuren Bogen, welche die Kuppel des Gebäudes tragen, sind allein das Werk B.'s. 22.

Bramaputra oder **Burremputer** (Brahmassohn), einer der größten Ströme Asiens und vielleicht der Erde, entspringt in Tibet unter 101° 15′ L. und 31° 27′ N. B. als Trampu, wird hier schon schiffbar und wendet sich in vielen Krümmungen nach Süden. Während er unter 28° 20′ N. B. die Gebirge durchdringt, durchströmt er bis jetzt unbesuchte Gegenden, tritt aus ihnen in Assem als mächtiger Strom hervor und ergießt sich nach einer Strombahn von 420 geographischen Meilen in den Meerbusen von Bengalen. Er bildet die Grenze zwischen Vorder- und Hinterindien. 37.

Bramer (Leonhard), ein ausgezeichneter niederländischer Maler, geb. 1596 zu Delft, hielt sich von seinem 18. Jahre an eine Zeit lang zu Rom auf, wo seine Arbeiten vorzüglich geschätzt wurden und begab sich dann nach Delft zurück. Unter seinen zahlreichen Stücken rühmt man besonders seine Nachtansichten, Feuersbrünste, Höhlen, unterirdische, durch Fackeln erleuchtete Gemächer u. a. m., welche einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Auch erwähnt Descamps zweier in Rom von ihm gefertigten Gemälde, Auferweckung des Lazarus und Verläugnung des Heilands durch Petrus mit vielem Lobe. Alle stimmen darin überein, daß das Colorit B.'s vorzüglich schön und die Zeichnung größtentheils correct sei. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. 22.

Brand, 1) eigentlich der Act des Brennens (franz. embrasement; engl. burning, dann der brennende Körper selbst (lat. tilio; franz. tisson; engl. brand). So sagt man: ein Brandziegel, Porzellan, Töpferzeug ꝛc., um das Gutbrennen einer Quantität solcher Gegenstände, oder die letztern selbst damit zu bezeichnen, und nennt ein noch glimmendes Stück Holz oder eine brennende Tabakspfeife so gut, wie das Brennen einer Stadt oder eines Waldes, einen Brand. 2) In nachtheiliger Bedeutung, als Verbrennen durch Feuer, so wie für das Feuer selbst. Man bezieht solches dann vorzüglich auf zufällig entstandenes, verwahrlostes oder mit Fleiß angelegtes Feuer, in sofern dadurch an Personen oder Sachen Schaden hat angerichtet werden können oder sollen. Da es in geordneten Staaten nicht genug ist, Beschädigungen zu vergüten oder zu bestrafen, vielmehr die Sicherheit Aller es erfordert, solche auch möglichst zu verhüten; so hat man deßhalb a) Feuerverordnungen oder Vorschriften, wie theils entstandene Brände an Gebäuden, Waldungen und andern zu dämpfen, theils die Gebäude so anzulegen sind, daß Feuersgefahr möglichst vermieden werde; b) Feuerpolizeien, für das vorsichtige Behandeln leicht zündbarer Gegenstände; c) Feuerversicherungen oder Brandcassen zur Sicherstellung gegen die Gefahr aus Brandschäden. 3) Brand in medicinischer Hinsicht (lat. gangraena; fr. gangrène; engl. gangrene), haben die Schriftstel-

ler gewöhnlich die 1. Periode der Ertödtung oder des Absterbens eines Gliedertheils genannt (heißer B.), welche mit einer schnellen Verminderung des Schmerzes in dem afficirten Theile begleitet ist und wobei eine vom Gelben ins Grünliche übergehende Entfärbung des Theils stattfindet; die Oberhaut, unter welche sich eine trübe Flüssigkeit ergossen hat, löst sich ab, bis endlich die Geschwulst, Spannung und Härte der vorausgegangenen Entzündung völlig nachlassen, und man beim Befühlen des Theils ein Geräusch vernimmt, das von einer Lufterzeugung in den brandig gewordenen Theilen herrührt. In der 2. und letzten Periode aber wird der Theil ganz kalt, schwarz, faserig, bewegungslos; der Kreislauf hat in ihm aufgehört und er erscheint alles Gefühls und Lebens beraubt; man nennt diese Periode den kalten B. (sphacelus). Der B. ist in den meisten Fällen eine Ausgangsart ungewöhnlich heftiger und sich schnell entwickelnder Entzündungen mit bedeutenden allgemeinen Zufällen; oder er ist eine Folge der Einwirkung heftiger Gewaltthätigkeiten, oder kann endlich bei Personen, bei denen sich allgemeine Erscheinungen der Schwäche offenbaren, und wenn die Röthe der entzündeten Stelle bläulich, schmutzig-gelblich, der Schmerz gering und typhöses Fieber zugegen ist, zum Vorscheine kommen, so daß, diesen allen zufolge, das Wesen des Brandes in einer Erlöschung der Gefäß- und Nerventhätigkeit, wodurch partieller Tod herbeigeführt wird, besteht. Die Zersetzung des brandigen Theils ist mit einer eigenthümlichen, von dem bei der Fäulniß todter Körper sich einstellenden Geruche verschiedenen Ausdünstung verbunden, wovon der Grund in der höheren Temperatur zu liegen scheint, welchem der brandige Theil ausgesetzt ist. Wenn der brandige Theil zusammenschrumpft, die obere Haut sich nicht ablöst, die übelriechenden Ausdünstungen gering, die Schmerzen aber bisweilen sehr heftig sind, so nennt man diese Art von Zersetzung den trocknen B.; hingegen aber den feuchten B., wenn der brandige Theil an Umfange bedeutend zunimmt, die Oberhaut sich in Blasen aufhebt, welche platzen und eine reichliche Menge von stinkender, jauchiger Flüssigkeit entleeren; wo endlich alle organische Gebilde, ohne Unterschied ihrer Struktur, in eine klebrige, schmierige, graulich-weiße oder schwärende Masse verwandelt werden, gibt dieß den sogenannten Hospitalbrand. Eine besondere Art des Brandes, die durch eine sehr gesunkene Lebensthätigkeit bedingt wird, ist der an den Füßen alter Leute sich einstellende sogenannte Greisenbrand (gangraena senilis). Dieser B. schreitet so weit fort, als die Thätigkeit des Nerven- und Gefäßsystems vermindert ist, welche verminderte Thätigkeit als seine eigentliche Ursache betrachtet werden muß. Die Behandlung des Brandes im Allgemeinen beruht auf der Erfüllung von 3 Hauptheilanzeigen: 1) muß man seiner Entstehung vorzubeugen; 2) seine Fortschritte aufzuhalten und die mit ihm verbundenen allgemeinen und örtlichen Zufälle zu beseitigen, und endlich 3) die freiwillige Absonderung der abgestorbenen Theile zu befördern, oder dieselbe, wenn die Naturkräfte zu schwach dazu sind, mit Hülfe der Kunst durch eine chirurgische Operation zu bewirken suchen. — Weißer B., auch fliegendes, laufendes Feuer oder weißer Carbunkel, wird von Veith eine von den Formen der Brand- oder Anthraxkrankheit des Hornviehes genannt, die sich bei diesem durch das Entstehen von brandigen Stellen an manchen Punkten unter der Haut, besonders längs des Rückens, an den Bauch- und Brustwänden charakterisirt, und zu den allgemeinen Erscheinungen des fauligen Milzbrandfiebers gehört. Eben so kennt man auch einen B. der Schafe und der Schweine, bei welchen letzteren aber dieses Übel eben dasselbe ist, was wir im Artikel Bräune mit dem Namen wildes Feuer bezeichnet haben. — B. nennt man in der Pflanzenpathologie eine bei den Getreidearten vorkommende Krankheit; jedoch wird auch das Schwarzwerden und Vertrocknen der Blätter oder anderer Pflan-

zentheile damit bezeichnet. Er gehört, seiner Natur nach, zu den Staubpilzen, welche dadurch, daß sie die verschiedenen Getreidearten überziehen, diesen schädlich werden; namentlich thut dieß die Gattung Uredo, von der besonders 3 Arten: 1) der Schmierbrand (uredo sitophila), dem Weizen und dem Rogen; 2) der Spelzenbrand (ur. glumarum), besonders dem Buchweizen; 3) der Flugbrand (ur. segetum), vorzüglich dem Weizen, der Gerste und dem Hafer nachtheilig sind. Außerdem gibt es noch andere Gattungen von Staubpilzen, wie z. B. Rost (puccinia), Kelchbrand (accidium), Gitterbrand (roestelia) u. m. a. Durch Auswahl von Samen, die an keinem dumpfigen Orte aufbewahrt und nicht auf Feldern, wo der B. geherrscht, gewonnen worden sind, so wie dadurch, daß man dieselben, besonders in sehr fetten und feuchten Boden, nicht zu tief unter die Erde bringt, soll man den B. im Getreide verhüten können. 31. 7.

Brandenburg, s. Preußen.

Brander, franz. brulot, navire, sorcier; engl. fire-ship, ein von altem Schiffsholze zusammengesetztes leichtes, mit Pech, Schwefel, Pulver und andern leicht brennbaren Materien kunstmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man bei günstigem Winde angezündet auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder es mit 15 bis 20 Mann besetzt, nach Art der Minen anzündet, worauf sich die Mannschaft schnell in die Böte wirft und davon rudert. Der Gebrauch solcher Brand- und Feuerschiffe ist sehr alt, denn schon die Tyrer bedienten sich ihrer gegen Alexander und die Carthager gegen die Römer. 26.

Brander (Georg Friedrich), berühmter Mechaniker, geb. zu Regensburg 1713, ließ sich zu Augsburg nieder und wurde durch seine chirurgischen Instrumente, Teleskope und gläsernen Mikrometer rühmlichst bekannt, deren Beschreibung er in einer Anzahl Schriften hinterlassen hat. B. starb den 1. Apr. 1783. 26.

Brandes (Joh. Christ.), Schauspieler und dramat. Dichter, ward geboren zu Stettin 1735, erhielt der zerrütteten Vermögensumstände seines Vaters halber eine geringe Erziehung, erlernte die Handlung, mußte wegen einer Veruntreuung flüchten, bettelte sich durch Preußen, ging in Polen bei einem Tischler in die Lehre, ward dann Schweinefütterer und später Diener eines herumziehenden Wunderdoctors, hierauf Tabakshändler, kehrte aber bald nach Stettin zu seiner Mutter zurück, ward von ihr nach Berlin geschickt Bedienter daselbst und, nachdem er von hier entflohen war, zu Hamburg. Auf einer Reise mit seinem Herrn ließ er sich in Lübeck bei der Schönemannschen Schauspielergesellschaft engagiren, fand aber keinen Beifall, wurde bei der Auflösung der Truppe entlassen, war eine Zeit lang Schreiber beim Dichter Dreyer, dann wieder Bedienter, entfloh aber wieder nach Hamburg, gerieth unter falsche Spieler, ward wieder Schauspieler, spielte in Kiel und Paderborn und kam nach Auflösung seiner Gesellschaft zu der Schuchschen nach Stettin, bei welcher er in den größten Städten des preuß. Staats auftrat, ohne sich sehr auszuzeichnen. In Breslau lernte er Lessing kennen und durch diesen ward er mit Mendelssohn bekannt, welche beiden Männer entschiedenen Einfluß auf seine Kunstansichten erhielten. Aber ein Zwist trennte ihn von Schuch und er ging nach München ans Hoftheater, kehrte aber bald zu Schuch zurück, ging dann nach Leipzig, von da nach Hamburg, ward hierauf Theaterdirector in Dresden, dann Mitglied des manheimer Theaters, von wo er wieder nach Hamburg ging, bis er sich 1788 von der Bühne zurückzog und, da andere Bestrebungen fehlschlugen, sich zu Berlin durch Schriftstellerei zu ernähren suchte und in dürftigen Umständen 1799 starb. So wenig er als Schauspieler gefiel, so viel Glück machte er als dramatischer Schriftsteller und „der Zweifler," „der geadelte Kaufmann," „der Graf von Olsbach," vorzüglich aber seine „Ariadne auf Naxos," der erste Versuch eines Melodrama,

erhielten großen Beifall. Außerdem schrieb er eine große Anzahl Vor- und Nachspiele. 16.

Brandmal, griech. στίγμα; lat. stigma; franz. encaume; engl. mark burnt in, ist ein Schandzeichen eines Verbrechers, indem ihm nämlich auf dem Arme, oder dem Rücken, oder der Hand das Zeichen eines Galgen, Rads ꝛc. mit einem glühenden Stempel aufgedrückt worden ist. Doch kommt diese Strafe jetzt wohl noch, außer bei den Galeerensclaven, selten vor. — Bei den Völkern des Alterthums wurden aber auch den Sclaven solche Brandmale aufgedrückt, welche gewisse Buchstaben enthielten, um sie bei etwaiger Flucht wieder zu erkennen, ähnlich dem, wie es bei uns noch mit den Pferden zur Bezeichnung der Stuterei geschieht, aus welcher sie stammen. Selten bekamen geborne Freie solche Brandmale, doch erzählt Suetonius vom Kaiser Caligula, daß er sie selbst mehrern vornehmen Römern habe aufdrücken lassen. Zur Strafe bekamen die entflohenen, aber wiedererlangten Sclaven auf der Stirne ein φ oder F (φευκτικὸς, fugitivus, Flüchtling) eingebrannt. Auch die Kriegsgefangenen erhielten häufig Brandmale und selbst die neuangeworbenen Soldaten sollen oft, vielleicht weniger schmerzlich, eingebrannte Zeichen erhalten und die Priester der Cybele wie später die Basilidianer sich freiwillig dergleichen eingebrannt haben. Nach des Kaisers Arkadius Befehle wurden zur Wiedererkennung sämmtliche Waffenschmiede damit versehen. 35.

Brandröhren, franz. ampoulette, auch boute-feu; ital. ampolla, battifuoco und incentore; engl. incendiary, sind hölzerne, am besten aus Weißbuchenholz, sonst auch aus Eschen- oder Lindenholz gedrechselte Röhrchen, welche mit brennbarem Satze vollgeschlagen, zur Entzündung der Sprengladung der Hohlgeschosse (Granaten und Bomben) dienen. Sie bilden abgekürzte Kegel, deren oberer, etwas dickerer Theil: der Kopf, seine Aushöhlung: das Gewölbe, die innere Höhlung: die Bohrung heißen. Die Zünder werden nach dem Caliber oder der Art der Hohlkörper benannt, bei denen man sie anwendet. Doch braucht man der Gleichförmigkeit wegen für Spiegel- und Handmörsergranaten. 7- und 10pfündige Granaten und Bomben, 25- und 30pfünd. Bomben, 50-, 60- und 75pfünd. dergl. 7- und 10pfünd. Brandbomben, 30- und 50pfünd. dergl. einerlei Zünder. Die Abmessungen dieser 6 Arten sind nach der Größe der Mundlöcher und dem innern Durchmesser der Hohlkugel verschieden. Noch eine besondere Art zu den Sturmsäcken unterscheidet sich von den 7- und 10pfünd. Zündern nur durch den bedeutend größern Kopf. Der Satz, womit die Zünder geschlagen werden, muß heftig genug brennen, damit er selbst im Wasser nicht erlischt, ohne sich jedoch allzuschnell zu verzehren. Der gewöhnliche Satz besteht aus 1 Theile gestoßenem Schwefel, 2 Theilen gebrochenem Salpeter und 2 Theilen Mehlpulver und 4″ dieses Satzes müssen 21 Secunden brennen. 61.

Brandsalbe, s. Verbrennung.

Brandschatzung, franz. u. engl. contribution, I. ursprünglich diejenige Abfindungssumme, welche sich der Feind im eroberten Lande für Unterlassung des Sengens, Brennens und überhaupt der Zerstörungen geben läßt. In den frühern Zeiten waren die Kriege meist Zerstörungskriege, bei denen die Rache, Mordlust und Raubsucht eine Hauptrolle spielten. Wenn daher auch Diodor von Sicilien von den Indiern es rühmt, daß bei ihnen die Bauern für so heilig und unverletzlich angesehen worden sind, daß sie ohne Gefahr neben Kriegsheeren und Feldlagern fortgewirthschaftet haben, so beweisen dafür die Griechen und Römer in ihren Kriegen das Gegentheil. Auch Moses ließ in den eroberten Ländern Alles verheeren und niederbrennen, die Bevölkerung aber umbringen und nicht einmal die Hausthiere am Leben; in den Grenzländern nahm er das Vermögen, machte Weiber und Kinder zu Sclaven und tödtete die Männer. Die Deutschen hatten im Kriege

besondere Brennmeister, welche Geld und Geldeswerth überall forderten, außerdem sengten und brennten. Weniger arg, doch noch schlimm genug, verfuhr die franz. Republik in den ersten Jahren durch besondere Ausleerungs-Commissarien. Welche Gräuel im 30jähr. Kriege geherrscht haben, ist bekannt. Die Religionskriege machten die Sache nicht besser, indem vielmehr noch der Fanatismus hinzukam. Beispiele geben die Zerstörung von Magdeburg durch Tilly und das Verheeren der Pfalz unter Ludwig XIV. Dem Unwesen gaben jedoch der Eigennutz und die stehenden Heere zuerst den Stoß und machten dadurch einer höhern Cultur es möglich, dagegen den Sieg zu erringen — der Eigennutz, indem man einsehen lernte, daß aus dem zerstörten Lande keine Subsistenzmittel zu beziehen sind —, die stehenden Heere, indem sie den Krieg mehr zur Sache der Staatsoberhäupter machten, als zur Sache der Einzelnen, und dadurch es hinderten, daß einzelne Provinzen, Ortschaften oder Stämme sich wehrten oder gar angriffsweise zu Werke gingen. Es ist daher heutige Sitte, daß selbst das Militair es in offenen Orten nicht zu einer Belagerung kommen lassen darf. Es gibt sonach nunmehr in cultivirten Ländern gar keine eigentliche B. mehr, indem das Anerkenntniß, daß man habe verheeren wollen, zum Grunde liegen würde. II. Nennt man bisweilen noch die Geldbußen, die man dem oder jenem von den eroberten Orten nicht wegen des Krieges, sondern wegen besonderer hinzugekommener Ursache auflegt, Brandschatzungen, z. B. wenn ein schon besetzter Ort die Waffen ergriffen hat, wenn der Bürger sich mit den Waffen in der Hand widersetzt und dergleichen. III. Mißbräuchlich hat man endlich auch bisweilen die Kriegscontributionen Brandschatzungen benannt. 31.

Brandstiftung, die vorsätzliche (dolose) Anstiftung eines Brandes mit Gefahr für Personen oder Sachen. Wenig Verbrechen sind von dem Umfange und der Gefährlichkeit, wie dieses, und doch ist es in jetzigen Tagen eines der häufigsten. Es kommt vorzüglich unter zweierlei Gestalten vor: A. als gemeines Verbrechen ohne politische Beziehungen. Hier liegt theils Gewinnsucht zum Grunde, z. B. um vielleicht ein Geschenk, eine Versicherungssumme oder sonstigen Vortheil zu genießen, theils Haß, Rachsucht, Muthwille, Sucht zu zerstören, indem man neuerlich die Erfahrung gemacht haben will, daß bei jungen Personen dieser Zerstörungstrieb in der Entwickelungsperiode vom 12. bis 15. Jahre mitunter vorherrschend geworden sei. Indeß hüte man sich, jedem Verdachte der vorsätzlichen That sogleich Raum zu geben, indem es nichts Trügerischeres gibt, als entferntere Anzeichen. Nach röm. Rechte, welches specielle Anordnungen nicht liebt und daher ein eigentliches Gesetz gegen das incendium nicht hat, wurde die Sache nach den allgemeinen Grundsätzen der Beschädigung (damnum injuria datum) beurtheilt, jedoch dabei der Unterschied zwischen gemeinem Schaden und dem qualificirten Vergehen, welches das Leben des Andern gefährdet, beobachtet. Ob der Art. 125. der peinlichen Gerichtsordnung diesen Unterschied hat anerkennen wollen oder nicht, ist nicht klar, indem er „den boshaftigen Brandstifter" zum Tode verurtheilt. Diese Strafe wird jedoch in den mehresten Gesetzgebungen nur für das qualificirte Verbrechen angenommen. Nach königl. sächs. Gesetzgebung wird dagegen jedes Feueranlegen, auch wenn es erfolglos war, mit dem Tode durch Verbrennen bestraft, welches nur dahin gemildert wird, daß man dem Verurtheilten vorher den Kopf abschlägt. Dieß hat die Veranlassung zu den gehaltvollsten Untersuchungen (namentlich vom Prof. Klien) gegeben, in wiefern es möglich oder rathsam sei, bei individuellen Strafgesetzen die Beurtheilung des Richters ganz auszuschließen. B. Wichtiger noch wird die B. in politischer Beziehung, wie z. B. solche a) in Irland von dem die Zehnten verweigernden Volke gegen die Geistlichkeit und von den Pächtern (farmers) gegen den Besitzer der Pachtungen bisher verübt worden ist, um dieselben zur

Nachgiebigkeit gegen ihre Beschwerden zu zwingen oder sich zu rächen; b) die Brandstiftungen in Frankreich unter dem Minister Polignac. In der Rede des Generalprocurators nach der Julirevolution bei den Assisen am 31. Decbr. 1830 werden sie folgendergestalt charakterisirt: „Einigen (von den angeklagten Verbrechern) zu Folge hätte die Auctorität, die zur Beschützung Aller eingesetzt ist, diese Unthaten verbreitet, befohlen, besoldet und geleitet! Nach Andern muß man diese Verbrechen jener jesuitischen Camarilla zuschreiben, die durch die entsetzlichsten Mittel ihre unumschränkte Herrschaft zu begründen sich bemühte." Aus der Untersuchung hat sich so viel ergeben, daß diese durch halb Frankreich verbreiteten Gräuelthaten nicht zufällig entstanden, auch nicht von Banden gemeinen Gesindels verübt, sondern (mit Aufwendung großer Summen, indem man 18000 Francs auf einmal dazu bezogen) nach einem überdachten Plane gleichförmig geleitet worden und daß die kunstmäßig gefertigten, mit chemischen Massen gefüllten Brandkugeln, welche man heimlich in die Gebäude gebracht hatte, über den Canal nach Frankreich gekommen sind. 31.

Brandt (Sebastian), auch Brant und Brand geschrieben, lateinisch Titio, wurde 1458 zu Straßburg geboren und studirte, nachdem er in seiner Vaterstadt die erste Schulbildung erhalten hatte, zu Basel die Jurisprudenz und nebenbei mit besonderer Vorliebe die alten Sprachen und sogenannten freien Künste. Als Lehrer der Rechtswissenschaft erwarb er sich später auf dieser Universität große Verdienste um sein Fach. Im J. 1500 ging er im Auftrage des Bischofs von Basel nach Straßburg und ward dort zum Syndikus und bald darauf zum Stadtschreiber (Kanzler) ernannt, welches Amt er bis an seinen Tod (10. Mai 1521) verwaltete. Auch als praktischer Jurist und Geschäftsmann zeigte B. viele Gewandtheit und Maximilian I. verlieh ihm zur Belohnung seiner Verdienste den Titel eines Rathes und die Würde eines kaiserlichen Hofpfalzgrafen. Seine historischen und juristischen Schriften sind nicht ohne Werth, den meisten Ruf verschaffte ihm aber sein „Narrenschiff" oder „das Schiff aus Narragonien" (erste Ausg. Basel 1494. 4.), worin er die Laster und Thorheiten seiner Zeit auf eine unbarmherzige Weise geißelt. Es fand einen so allgemeinen Beifall, daß es ins Lateinische, Französische, Englische und Holländische übersetzt wurde und fast ein Jahrhundert hindurch ein allgemein beliebtes Volksbuch blieb. Geiler von Kaisersberg (s. d. Art.) hielt sogar zu Straßburg öffentliche Kanzelvorträge darüber und oft übertrifft der Commentar den Text. Von Seiten der Erfindung und Ausführung ist freilich das Narrenschiff nicht sehr zu preisen; eine Reihe von Sittensprüchen und Satyren ist planlos und wie sie der Zufall darbot zusammengestellt; die poetische Form (vierfüßige gereimte Jamben) ist nicht schlechter und nicht besser als bei andern Reimern damaliger Zeit. Die Satyre ist mehr ernst, bitter und scharf, als jovial und launig, der Witz oft sehr derb, die Sprache meistens kraftvoll und kernig, doch auch mitunter roh. Betrachten wir aber den Geist seiner Zeit, welchen er völlig begriffen hatte und den wir aus ihm genau zu erkennen im Stande sind, so müssen wir gestehen, daß grade die berührten Fehler und Tugenden seines Buchs ihm seinen ausgebreiteten Ruhm verschafft haben. 67.

Brandung, lat. aestas; franz. falaise; engl. raging of the waves, nennt man die Brechung der Meereswellen an der Küste, wenn dieselben mit Gewalt gegen das Ufer anschlagen, hoch aufschäumend zerplatzen, dann zurückfließen und wiederum anschlagen, oder auch die Stellen der Wellenbrechung selbst, vorzüglich die Untiefen und Klippen. Der Name Brandung kommt von Brand und Brennen, weil das hoch aufstäubende Wasser des Nachts leuchtet und zu brennen scheint und auch des Tages wie siedendes Wasser vorkommt. Während der Fluthzeit thürmen sich die heranbrausenden Wellen immer eine auf die andere, bilden so einen hohen Wall, stürzen beim Anprallen schäumend und brau-

send aus einander, spielen erst eine Strecke über das Ufer hinweg, fließen dann in die See zurück, kehren aber in immer steigenden Wellen allmählig zurück und bieten so vorzüglich ein imposantes Schauspiel dar. Von dieser Art ist die B. an der nördlichen Meeresküste der ostfriesischen Inseln. Wo sie stark ist, wie an steilen und felsigen Ufern, wird sie für die Seefahrer gefährlich und hindert die Landung der Schiffe. 45.

Brandversicherungen, Brandcassen, Feuerassecuranzen sind den gebildetern Zeitaltern angehörige Anstalten, um Einzelne durch vereinte Kräfte Vieler gegen den Verlust durch Feuer zu sichern, d. h. dafür schadlos zu halten. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten, dieses zu bewirken: A) In den frühesten Zeiten wurde von den Begüterten einer ganzen Provinz oder auch wohl nur von einer besondern Classe der Schade des einzelnen Mitgliedes getragen und unter sich nach festgesetztem Werthe ihrer Besitzungen ausgebracht, ohne besondere Einlage, blos gegen Zusicherung des Gegenseitigen in eintretenden Fällen. Dergleichen Einrichtungen haben mehrere der Staats- oder Landesbrandcassen. Sie sind die einfachsten und sichersten; denn die Gesellschaft kann nicht bankerout werden und es bedarf keiner Einlage. Am anwendbarsten sind sie auf Immobilien, die ihre Besitzer nicht so häufig wechseln, als andere Gegenstände des Verkehrs es thun, haben aber ihre eignen unvermeidlichen Inconvenienzen, die jedoch mitunter blos in der Verwaltung liegen. Man hat indeß B) auch noch Privatvereinigungen, bei denen der Einzelne einzelne Gegenstände auf gemessene Zeiten versichern lassen kann und dafür eine bestimmte Prämie gibt. Dergleichen Vereinigungen, Gesellschaften oder Anstalten lassen die möglichste Freiheit im Verkehre zu und gewähren dadurch für denselben unläugbare Vortheile, daher man in England dergleichen Gesellschaften hat, die bereits ein hundertjähriges Bestehen für sich haben. Da jedoch der Staat die Verpflichtung zur Sicherstellung Aller über sich hat, so wird sich derselbe auch von den auswärtigen Gesellschaften, denen er das Colligiren bei sich verstattet, die Vorlegung der auszugebenden Polizen zur Prüfung auszubedingen haben. In mehrern deutschen Staaten sind die Brandversicherungsanstalten jetzt zu Landesinstituten erhoben, wie im Weimarischen, eine Einrichtung, welche theils die gehörige Würderung der zu versichernden Gegenstände herbeiführt, theils die vorsätzliche Brandstiftung oft verhindert. 31.

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von Brantôme), Verfasser sehr interessanter Memoiren, geb. 1527 zu Périgueux, nahm aus Vorliebe zu einem ungebundenen lustigen Leben fast an allen Kriegen, die es nur irgendwo gab, mit vieler Bravour Antheil, und wurde auch bei Hofe wegen seiner Gewandtheit und Unterhaltungsgabe gern gesehn. Nach dem Tode Karl's IX. zog er sich auf seine Güter zurück und schrieb seine Memoiren, in welchen er Alles, was ihm in seinen verschiedenen Verhältnissen Merkwürdiges vorgekommen war, niederlegte. Er gibt darin eine vollständige Charakteristik seiner Zeit und erzählt mit vielem Humor und ohne auf irgend Jemand Rücksicht zu nehmen, manche sehr interessante Geschichtchen. Die Moral interessirte ihn dabei wenig und kein Zartgefühl gegen die Damen konnte ihn abhalten, Galanterien derselben mit vieler Naivetät so wieder zu geben, wie er sie wußte. Man besitzt von ihm: „Vie des grands Capitaines étrangers"; „Vie des Dames galantes"; „Vie des Dames illustres"; „Vie des Hommes illustres et grands Capitaines étrangers" u. a. m. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke ist die, welche 1740–41 in 15 Duodezbänden zu Haag erschienen ist. 22.

Branntwein, lat. vinum adustum; franz. eau de vie; engl. brandy, ardent spirit, eine spirituöse Flüssigkeit, die man durch Destillation aus gegohrnen, zuckerigen Substanzen jeder Art gewinnen kann. Die Kunst zu destilliren ist sehr alt und wurde schon von den Arabern ausgeübt; ja es wurden schon

in Indien und China seit undenklichen Zeiten aus Palmen und Datteln branntweinartige Flüssigkeiten bereitet. Indeß wird zuerst von Abul-Kasem (zu Anf. d. XII. Jahrh.) die Destillation des Weines erwähnt, und es ist wohl anzunehmen, daß nachher die europäischen Chemiker, namentlich Raymund Lullus und Arnoldus de Villanova, denen man die Erfindung des Branntweins zuschreibt, diese Kunst erst von den arabischen Ärzten gelernt haben. Zum Gegenstande des Handels ward derselbe wohl zuerst in Modena, gegen Anfang des XIV. Jahrh., von welcher Zeit an er als Verlängerungsmittel der Jugend und des Lebens einen großen Ruf erlangte, daher auch der Name Lebenswasser (aqua vitae); doch bediente man sich seiner anfangs mehr als reines Arzneimittels, namentlich gegen Pest und andere ansteckende Krankheiten, späterhin aber ward er allmälig zum Genußmittel. Dieses, so wie der ausgebreitete Handel, den man besonders auch von Venedig aus damit trieb, fingen an, ihn selten und theuer zu machen, daher man gegen die Jahre 1410—15 zuerst den Versuch machte, ihn, außer dem Wein und den Weinhefen, auch aus Bierhefen und späterhin aus gegohrenen mehligen Substanzen zu ziehen. Diese wohlfeile Gewinnung des Branntweins gab besonders im XVI. Jahrh. zu Mißbräuchen Veranlassung, gegen welche die Regierungen, obwohl vergebens, einzuschreiten versuchten. Vom XVII. Jahrh. endlich ist bis auf unsere Zeiten die Bereitungsart des Branntweins immer mehr vervollkommnet worden, so daß man gegenwärtig sich dazu der vollkommensten Geräthschaften bedient und diese Flüssigkeit aus allen mehl- und zuckerhaltigen Vegetabilien zu ziehen vermag. Am meisten aber wird er aus dem Korne und den Kartoffeln gewonnen. Aus einem Scheffel Waizen gewinnt man ohngefähr 19 Quart B., aus 1 Schffl. Roggen 14, aus 1 Schffl. Gerste 12, und aus 1 Schffl. Kartoffeln 6 Quart (das Quart zu 36 Unzen). Obgleich alle durch die Destillation gegohrner zuckeriger Substanzen erhaltene Flüssigkeiten spirituöser Art sind, so sind sie doch in Hinsicht ihrer Güte, besonders aber in Hinsicht des Geschmacks und Geruchs von einander unterschieden. Der Geruch hängt von den in den Pflanzentheilen enthaltenen ätherischen Theilen, so wie von flüchtigen Säuren und von den durch die Gährung und während der Destillation gewonnenen Erzeugnissen ab, durch welche letztere z. B. der Kornbranntwein den Fuselgeruch erhält. Es gibt, nach den verschiedenen Substanzen, aus denen man den B. gewinnt, auch verschiedene Sorten desselben. So wird der Franzbranntwein durch Destillation des Weins, der Weinhefen und Trebern gewonnen, und erhält nach den Provinzen, wo man ihn erzeugt, den Namen Cognac, Roussillon ꝛc.; aus dem Safte des Zuckerrohrs und den Rückständen desselben bei Zuckerraffinerien erhält man den Rum und die Taffia, aus den bei solchen Raffinerien sich erzeugenden Abfällen die Zuckerbranntweine, aus Reis, Zucker, Cocusnußsaft und aus der Toddypflanze den Arak (s. d. Art.), und so bereitet man in neuerer Zeit aus Pflaumen, Kirschen, Äpfeln, Runkelrüben, Mispeln, Heidelbeeren, Mohrrüben ꝛc. verschiedene Arten von Branntwein. Alle im Handel vorkommende spirituöse Flüssigkeiten bestehen, wie sie auch heißen mögen, aus Wasser, einer verschiedenen Menge Alkohols, einem gewissen Verhältnisse Essigsäure, und entweder flüchtigem oder brenzlichem Öl oder Harz, durch welche letztere Substanzen ihnen ihr eigenthümlicher Geruch, Farbe und Geschmack oder Bouquet ertheilt wird. Sind sie durch Destillation davon befreit worden, so erhalten sie den Namen rectificirter Weingeist, welcher nur noch Alkohol und Wasser in verschiedenen Verhältnissen enthält. Entzieht man ihnen so viel als möglich auch noch das Wasser, so bleibt dann nur der reine oder absolute Alkohol zurück (s. Alkohol). Der B. gehört zu den kräftigsten Erregungsmitteln, der aber nur da angewendet werden darf, wo anhaltend körperliche Anstrengungen den Organismus sehr

geschwächt haben, und dürfte daher Soldaten in Kriegszeiten, Schiffern und Seeleuten, Jägern und Bergleuten während und nach Ausübung ihres Berufs am dienlichsten sein. Mit Arzneimitteln versetzt dient er als Riechwasser zum Waschen und Besprengen ohnmächtig gewordener Personen, so wie zur Zertheilung örtlicher Entzündungen und bisweilen auch als blutstillendes Mittel. Bei Magenschwäche, Blähungsbeschwerden, Scorbut kann sein mäßiger Gebrauch ebenfalls Nutzen stiften. Als Genußmittel aber bewirkt er Abstumpfung des Geistes und Körpers, Zerstörung der Verdauungskräfte, Bildung von Verhärtungen in dem Magen, der Leber und andern innern Organen; ferner Wassersucht, Lähmungen ꝛc., so daß er, anhaltend genossen, einem langsam wirkenden Gifte zu vergleichen ist. 14.

Brasilien, Kaiserreich in Südamerika, liegt vom 4° N. B. 33° S. B. und 308° — 343° Ö. L. und gränzt südlich an Banda Oriental (Montevideo), östlich an den atlantischen Ocean, nördlich an Colombia und das französische Guayana, westlich an die la Plataſtaaten, Paraguay, Bolivia, Peru und Colombia. Der Flächeninhalt wird verschieden angegeben, am wahrscheinlichsten kann man ihn zu 126000 □M. annehmen, von denen aber kaum 2500 □M. angebaut sind. Die Ausdehnung von Osten nach Westen beträgt gegen 500 M., von Süden nach Norden 600 M. Seiner physischen Beschaffenheit nach bildet das Land eine große gegen die Küste sanft abfallende Hochebene. Das Innere ist an den Ufern der Seen und Flüsse mit dichten Urwäldern bedeckt, eben so die ungeheure Fläche im Norden an beiden Ufern des Maranhon, welche $\frac{1}{3}$ des ganzen Landes ausmacht. Überhaupt ist B., wenn man den östlichen Küstenstrich ausnimmt, ein großes zusammenhängendes Waldgebirge und nur in den innern Provinzen finden sich kahle steinichte Hochflächen, Campos genannt, welche ohne alle Vegetation nur mit dürrem Gestrippe bedeckt und durch undurchdringliche Schluchten und Thäler von einander getrennt sind. Man hält die Gebirge, die übrigens nirgends die Höhe von 6000 Fuß erreichen, für eine Fortsetzung der Cordilleras, allein ihre eigenthümliche geognostische Bildung scheint dieser Annahme zu widersprechen, wenigstens zeigen sie keine den Anden eigene vulkanische Beschaffenheit. Von Süden nach Norden zieht sich, als Scheidewand zwischen dem Küstenlande und dem Innern, in verschiedener Entfernung vom Meere (4 — 30 Meilen) das Küstengebirge (Sierra do Mar), welches sich bis zu 300 Fuß erhebt. Über dieses gelangt man in das innere Hochland, welches aus einer Menge von Süden nach Norden hinlaufender und nach allen Richtungen sich auszweigender Gebirgszüge besteht, von denen die bedeutendsten die Sierra de Mantiqueira mit dem höchsten Berge Brasiliens Itacolumi (5700 F. hoch) und die Sierra de Caraſſa mit dem 5590 F. hohen Itambé, in der Provinz Minas Geraes sind. Unter den Flüssen, die alle in den atlantischen Ocean münden, sind die vorzüglichsten folgende: 1) der prächtige Maranhon (Amazonenfluß), der größte Strom der Erde, durchströmt B. in ziemlich gerader Richtung von Westen nach Osten und nimmt eine Menge anderer Flüsse auf, unter ihnen den Rio Negro, Ringu und Madeira. Bei seinem Ausflusse bildet er viele Inseln, von denen Caviana und St. Johannes die bedeutendsten sind. 2) Der Tocantines fließt von Süden nach Norden, vereinigt sich nicht weit vom Oceane mit dem südlichen Mündungsarme des Maranhon, Tagypuru, und stürzt sich dann nach einem Laufe von 300 Meilen unter dem Namen Para in das Meer. 3) Der Rio Francisco, welcher in der Provinz Minas Geraes entspringt und nach einem Laufe von 270 Meil. in südöstlicher Richtung ebenfalls in den atlantischen Ocean mündet. 4) Der Parana fließt von Norden nach Süden, nimmt den Paraguay nebst dem Barnalda und Tiete auf und erhält, nachdem er noch den Uruguay, den Grenzfluß gegen die la Plata

Staaten an sich gezogen hat, den Namen Rio de la Plata. — Von den zahlreichen Seen sind der Dos Patos und der Rarayes die bedeutendsten. Das Klima Brasiliens ist durch die gebirgige Lage und die häufigen Seewinde gemäßigter, als man wegen der Nähe des Äquators glauben sollte, und im Allgemeinen, mit Ausnahme der sumpfigen Niederungen, gesund. Wie alle tropischen Länder, hat Brasilien nur 2 Jahreszeiten, die trockene vom September bis März, und die nasse vom März bis September. Unstreitig ist B. eines der gesegnetsten Länder der Erde. Trotz der ungeheuern Wäldermassen der uns bis jetzt noch ziemlich unbekannten innern Provinzen entwickelt doch das Land einen außerordentlichen Reichthum von Produkten in solcher Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit, wie sie nur irgend ein Tropenland hervorbringen kann. Es hat fast alle Amerika gehörige Thiergattungen, zahllose Rindviehheerden, schöne Pferde, Schweine, Schafe, Maulthiere, Hirsche, Bäre, Tapire, viele Affenarten, Armadille, Unzen, herrliche durch schönes Gefieder ausgezeichnete Vögel, als: Papageien, Kolibris, rosenrothe Löffelreiher ꝛc., Schlangen (Riesenschlangen und giftige Arten), Bienen, Schildkröten, schöne Schmetterlinge, Fische, eine Menge Insekten, als: Muskitos, Ameisen, Termiten, Scorpione, giftige Spinnen, Carabatos ꝛc. Das Pflanzenreich bringt hervor: Getreide, Mais, Reis, Gemüse, Tabak, Hanf, Flachs, Baumwolle, Kaffee, Cacao, Zucker, Vanille, Chinarinde, Paraguay- und chinesischen Thee, die herrlichsten Südfrüchte: Wein, Melonen, Ananas, Pfeffer, Ingwer, Indigo, Piment, Kohlpalmen, Kokosbäume, sehr viele Sorten schöner Nutzhölzer, wie Mahagoni u. a. Eben so groß ist der Reichthum an Mineralien: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Schwefel, Queckſilber, Salpeter, Alaun, Salz, Edelsteinen, besonders Diamanten in dem Distrikte Serro do Frio der Provinz Minas Geraes, Saphire, Topase, Aquamarine, Amethyste, Smaragde, Bergkrystalle ꝛc. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne die wilden Indianer gegen 5 Mill., von denen die Hälfte Neger, die andern Weiße und deren Abkömmlinge, freie Farbige und unterworfene Indianer sind. In den Wäldern leben noch über 100 verschiedene Stämme Indianer (gegen 2 Mill.), Gentios oder Tapuyas genannt, in Unabhängigkeit. Unter diesen sind die vorzüglichsten die Botocuden, die Coroados, Puris, Rerentes, Camacans, Cayapos und die Guaycurus am Paraguay. Der Handel Brasiliens ist äußerst wichtig; Industrie und Gewerbe aber sind noch im Entstehen, die Regierungsform ist constitutionell-monarchisch. An der Spitze des Staates steht der Kaiser, jetzt Pedro II., während dessen Minderjährigkeit eine Regentschaft die Regierung führt. B. zerfällt in folgende 18 Provinzen: 1) die Provinz Para mit Rio Negro, an beiden Ufern des Maranhon gelegen, die größte des Landes, ist eine ungeheure mit Wäldern bedeckte Niederung, fruchtbar, aber wenig angebaut. Unter den Bewohnern gibt es viele freie Indianerstämme. Zu ihr gehört auch die große durch den Maranhon gebildete Insel St. Johannes. Hauptstadt der Provinz ist Para. 2) Maranhao (am Meere) mit vielen Häfen und Plantagen. Hauptstadt San Louis de Maranhao. 3) Piouhy. Deiras Hauptstadt. 4) Ceara mit der Hafen- und wichtigen Handelsstadt Aracaty. 5) Rio grande do Norte. — Natal. — 6) Parahyba do Norte. Die Hauptstadt gleiches Namens treibt bedeutenden Küstenhandel. 7) Pernambuco. Die Stadt Pernambuco oder Fernambuco am Flusse Capibaribe mit einem Hafen und höchst bedeutendem Handel in Baumwolle und Brasilienholz. Zu dieser Provinz gehören auch die Inseln Itamarca, Fernando do Noronho und Trinidad. 8) Dos Alagoas. Die Hauptstadt Porto Calvo hat einen guten Hafen und treibt starken Handel. 9) Sergype d'El Rey. 10) Bahia (Bai). Die Hauptstadt gleiches Namens, auf der Spitze einer Landzunge in der Allerheiligenbai gelegen, ist nach

Rio Janeiro die größte und wichtigste Handelsstadt Brasiliens. Sie hat gegen 190000 Einw., bedeutende Baumwollenwebereien, Zuckersiedereien, und treibt ausgebreitete Geschäfte in Tabak, Zucker, Kaffee, Rum, Baumwolle und Farbenholz. 11) Espiritu Santo, eine sehr gebirgige Provinz mit der Hauptstadt Vittoria. 12) Rio de Janeiro, ein durch die Serra do Mar und die Serra de Mantiqueira durchschnittenes Gebirgsland; die Stadt Rio de Janeiro (s. d. Art.) ist die Hauptstadt des ganzen Reiches, Residenz des Kaisers und Sitz der Generalversammlung. 13) San Paulo. Bedeutende Vieh-, besonders Mauleselzucht. San Paulo Hauptstadt. Hafenstädte: Santos, Iguape und Paranagua. 14) Santa Catarina. Die Hauptstadt Nossa Senhora do Desterro, auf der Insel Santa Catarina, hat einen herrlichen Hafen und treibt Wallfischfang. 15) San Pedro do Rio grande do Sul, die südlichste Provinz des Landes. Die Hauptstadt gleiches Namens treibt bedeutenden Lederhandel. See Dos Potos. 16) Minas Geraes, die wichtigste Provinz Brasiliens, hat die größten Gebirge des Landes, auf denen 44 Flüsse entspringen, und außerordentlichen Reichthum an Mineralien aller Art, besonders edlen Metallen und Steinen. Villa Imperiale del Oiro Preto, Hauptstadt, vom goldreichen Ribeirao do Carmo durchflossen, treibt lebhaften Handel. Tejaco, Hauptort des Diamantendistrikts. Villa do Principe, Sabara, Paracatu, Campanha und S. Joao del Rey mit Goldminen und Goldwäschen. 17) Goyaz, ein metallreiches Hochland mit schönen Viehweiden. Unter den Bewohnern zahlreiche Indianerstämme. 18) Matto Grosso, eine mit Wald, Bergen und Thälern abwechselnde, wenig angebaute Provinz, welche uns fast ganz unbekannt ist. Hier wohnen die Guaycurus-Indianer. Die Hauptstadt ist Villa. — Geschichte. Schon im J. 1484, also noch ehe Columbus Westindien entdeckte, soll B. von Martin Behaim gesehen worden sein (1484); allein diese Angabe hat nicht erwiesen werden können. Erst im J. 1500 gelangte der portugiesische Admiral Pedro Alvarez Cabral auf einer Fahrt nach Ostindien dadurch, daß er sich weiter als gewöhnlich in die hohe See gehalten hatte, zufällig in die Nähe von Südamerika (24. April), landete zu Puerto Seguro und nahm von der neuen Entdeckung, der er den Namen Santa Cruz (später von dem rothen Holze, welches sich hier fand, Brasilien genannt) beilegte, im Namen des Königs Emanuel von Portugal Besitz. Anfangs berücksichtigte man diese Entdeckung nur wenig und schickte höchstens Verbrecher und Juden dahin, welche Holz, Papageien und Ingwer einsammeln mußten, bis endlich der König Johann III. die förmliche Colonisirung Brasiliens anordnete. Er sendete zu diesem Zwecke im J. 1549 Thomas Souza als Gouverneur dahin ab. Dieser gründete die Stadt San Salvador und unterwarf durch die Jesuiten mehrere Indianerstämme. Die junge Colonie gewann unter ihm und seinen Nachfolgern schon solche Bedeutung, daß man den Portugiesen ihren Besitz bald zu mißgönnen anfing. Als Portugal unter spanische Herrschaft gekommen war, benutzten die Holländer, welche eben mit Spanien Krieg hatten, diese Gelegenheit, nahmen 1624 von Salvador Besitz und dehnten unter dem Statthalter Moritz von Nassau ihre Herrschaft selbst über die nördlichen Provinzen und den größten Theil von Bahia aus. Als sich im J. 1640 Portugal vom spanischen Joche wieder befreit hatte, blieb es im Besitze der südlichen und Holland im Besitze der nördlichen Provinzen Brasiliens. Doch die letztern, der Bedrückungen der Holländer müde, unternahmen schon 1645 von England und Portugal heimlich unterstützt einen Aufstand und wirklich zwang der kühne Cavalcante durch mehrere siegreiche Gefechte die Holländer B. zu räumen (1654), und gegen eine Summe von 350000 Pfd. Sterl. allen Ansprüchen für immer zu entsagen (Vertrag v. 1661). Von jetzt an blieb Portugal im ungestörten Besitze des Landes. Wenn die Regierung

die ungeheuren Reichthümer der Colonie weise benutzt und durch zweckmäßige Verwaltung den Wohlstand des Volks mehr, als bei ihren engherzigen Ansichten und der Herrschsucht der Jesuiten möglich war, zu befördern gesucht hätte, so würde B. ungleich wichtiger für das Mutterland geworden sein, als es dennoch bei einem fortwährend einseitigen Regierungssysteme geworden ist. Die Benutzung der Goldwäschereien (seit 1698) und Diamantgruben (seit 1728) war neben der Erhebung von Zöllen das einzige Geschäft der Verwaltung. An eine geregelte Verfassung, durch welche die weitläufigen Provinzen in festere Verbindung hätten kommen sollen, war nicht zu denken. Die Plantagenbesitzer, größtentheils portugiesische Adelige, lebten auf ihren Besitzungen, die sie nebst vielen Privilegien von der Regierung angewiesen bekommen hatten, fast ganz in Unabhängigkeit und befestigten ihre Herrschaft fortwährend durch Ankauf von Sclaven und Unterjochung der Indianerstämme, die sie in Dörfern versammelten und bewaffneten. Die Regierung, welche die alten Privilegien der Grundbesitzer nach der Vertreibung der Holländer, welche allein von den Colonisten bewerkstelligt worden war, bestätigt und erweitert hatte, beging nun den großen, das spätere Schicksal der Colonie entscheidenden Fehler, ihr Interesse als getrennt von dem der Grundbesitzer zu betrachten. Sie hemmte den Handel durch Ausschließung aller fremden Nationen, und den Verkehr im Innern durch drückende Abgaben und Monopole. Ihre Ansprüche auf neuentdeckte Gold- und Diamantengruben auf dem Boden eines Grundbesitzers erregten allgemeine Unzufriedenheit, noch mehr aber das höchst unkluge Verfahren, nach und nach alle eingeborne Brasilianer von der Verwaltung geistlicher und weltlicher Ämter zu entfernen. Zahlreiche Auswanderungen aus fremden Staaten machten die Lage der Regierung immer schwieriger. Die neuen Ankömmlinge, in ihren Erwartungen getäuscht, äußerten laut ihre Unzufriedenheit über das herrschende System, und die freisinnigen Ideen, welche sie mitbrachten, faßten bald im Herzen des schon gährenden Volks Wurzel. Schon begann sich allgemein der Portugiesenhaß in bedenklichen Zeichen zu äußern, als im Januar 1808 die königl. Familie in B. landete und den Sitz der portugiesischen Regierung nach Rio Janeiro verlegte. Der König Johann VI. hob sogleich die Handelssperre auf, öffnete allen auswärtigen Mächten die Häfen des Landes und gestattete freie Ein- und Ausfuhr gegen geringe Zölle. Er glaubte damit genug gethan zu haben. Weder er noch seine Minister kannten aber das Land und seine Hülfsmittel. Für Gesetzgebung und verfassungsmäßige Vereinigung der einander gegenüberstehenden Provinzen geschah nichts. Statt daß man die verschiedenartigen Interessen durch kluge Maßregeln hätte vereinigen sollen, begnügte man sich damit, im J. 1815 die Selbstständigkeit und Gleichstellung Brasiliens mit Portugal zu proclamiren und einige Versprechungen zu machen. Die revolutionaire Partei wurde immer thätiger. Zwar wurde ein Aufstand zu Pernambuco im April 1817 unterdrückt, als aber die Nachricht von der 1820 in Portugal ausgebrochenen Revolution nach B. kam, sah sich der Kronprinz Don Pedro genöthigt, den Forderungen des Volks und der Truppen nachzugeben und in seinem und seines Vaters Namen die Annahme der portugiesischen Verfassung zu versprechen (26. Febr 1821). Der König, seine Anwesenheit in Portugal für nöthig haltend, ernannte Don Pedro mit unumschränkter Vollmacht zum Prinz-Regenten von B. und begab sich nach Europa (26. April). Die portugiesischen Cortes, mit dem Verfahren des Königs in B. nicht einverstanden, verweigerten den Abgeordneten der Brasilianer Gleichstellung mit Portugal, setzten fest, daß B. von dem Ministerium regiert werden solle und verlangten die Rückkehr Don Pedro's nach Portugal. Allein der Prinz-Regent beschloß nach einer von den Brasilianern erhaltenen Erklärung, daß nach seiner Abreise die Republik unabhängig

von Portugal proclamirt werden würde, der Aufforderung der Cortes nicht Folge zu leisten. Er nahm den Titel eines ewigen Vertheidigers von B. an, entließ die portugiesischen Truppen und berief eine Nationalversammlung zur Ausarbeitung einer neuen brasilianischen Verfassung (Juni 1822). Schon im August 1822 wurde die Unabhängigkeit von Portugal proclamirt und am 12. Oct. Don Pedro zum Erbkaiser von B. ausgerufen. — Vielleicht hätte es einem erfahrnen, von guten Ministern unterstützten Fürsten gelingen können, den reichlich vorhandenen revolutionairen Stoff unschädlich zu machen. Allein Don Pedro war nicht nur in der Wahl der Minister unglücklich, sondern that auch Mißgriffe hinsichtlich der ihm zu Gebote stehenden Mittel und der Art, sie zu gebrauchen. Die republikanische Partei trat offen im Kampfe gegen ihn auf, legte sein schwankendes Benehmen als Falschheit aus und erbitterte durch heftige Angriffe in Journalen und Flugschriften das Volk immer mehr gegen ihn. Sein unglücklicher Krieg mit Rio de la Plata und die Hartnäckigkeit, mit welcher er die Unterhandlungen in Europa zur Sicherstellung des portugiesischen Thrones für seine Tochter Donna Maria betrieb, vermehrte das Mißtrauen des Volkes. Noch hatten die Brasilianer nicht den alten Haß gegen die Portugiesen vergessen und mußten sehen, wie der Kaiser den Rathschlägen einsichtsvoller Männer sein Ohr verschloß und den Eingebungen seiner Günstlinge, größtentheils Portugiesen, folgte. Dazu kam die täglich wachsende Finanznoth, die man unbedingt der fehlerhaften Verwaltung des Ministerium zuschrieb. Offen brach der Unwille in der am 1. April 1829 zusammengetretenen Nationalversammlung aus. Man tadelte in den heftigsten Ausdrücken das Ministerium und selbst den Kaiser und verweigerte die Annahme des Budgets. Zwar löste Don Pedro die Versammlung auf; allein die neuen im J. 1830 zusammenberufenen Kammern zeigten denselben Geist und bewirkten die Ernennung eines neuen Ministerium. Die Lage Don Pedro's wurde immer schwieriger, das Volk war zum Aufstande reif; da beschloß er eine Reise in die wichtigste Provinz des Reichs, Minas Geraes, um deren Bewohner für sich zu gewinnen. Vergebens; sein Benehmen schreckte die Entgegenkommenden zurück. Denn nur für seine Günstlinge war er zugänglich. Plötzlich kehrte er nach Rio Janeiro zurück (März 1831), wo bereits vor seiner Ankunft bedeutende Unruhen vorgefallen waren, und glaubte durch ein aus Republikanern zusammengesetztes Ministerium die Aufregung beschwichtigen zu können. Allein die Wahl war unglücklich und auch die Verabschiedung desselben konnte das Volk nicht beruhigen. Die neuen Minister waren eben so unpopulair und so brach am 6. April der Aufstand aus. Nach der Weigerung des Kaisers, das Ministerium zu entlassen, verband sich auch Francisco de Lima, der Commandeur der in der Hauptstadt stehenden Truppen, mit dem Volke und Don Pedro sah sich verlassen. Die Lage der Dinge überschauend entschloß er sich zu Gunsten seines Sohnes Don Pedro zu entsagen (den 7. April), und begab sich schon am 8. mit seiner Gemahlin und Tochter an Bord eines Schiffes. Tags darauf wurde Don Pedro II. feierlich zum Kaiser ausgerufen. Der Exkaiser schiffte sich am 13. nach Europa ein. — Die Regentschaft, bestehend aus Carcarellas, Vergueira und Francisco de Lima, ernannten ein Ministerium und suchten vor Allem die erhitzten Parteien zu beruhigen. Nur mit großer Mühe gelang es ihnen, die blutigen Aufstände zu Bahia, Rio, Pernambuco u. a. O. zu unterdrücken. Noch gefährlicher wurde eine Empörung der Farbigen zu Ende Mais; und erst nach einer allgemeinen Bewaffnung der Bürger konnte die Ordnung hergestellt werden. — An die Stelle der interimistischen Regentschaft wurde am 17. Juni durch die Kammern eine permanente Regierung erwählt. Mitglieder derselben wurden: Joze da Costa Carvalho, Joao Brasilio Muniz und Francisco de Lima. Diese organisirten eine Bürgergarde und unterdrückten

durch sie alle spätern Versuche der Republikaner (im August und Septbr.) zu Rio, Fernambuco, Bahia und auf der Insel Ilha das Cabras. Zwar gewann die Regierung durch diese Siege an Stärke, allein die Macht der Gegenpartei war durchaus noch nicht gebrochen. Auch im J. 1832 und 33 haben wiederholte unruhige Auftritte bewiesen, wie unsicher die Lage Brasiliens bis jetzt noch geblieben ist, und es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß erst durch gänzliche Unterdrückung der einen oder andern Partei dem Lande dauernde Ruhe zu Theil werden wird. 15.

Brasilianische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man nach Milreis zu 1000 Reis; 8½ Milreis = 1 Mk. köln. a) Goldmünzen: Stücke von 1000, 2000, 4000 Reis oder einfache, doppelte und vierfache Milreisstücke. b) Silbermünzen: Stücke von 60, 75, 80, 120, 150, 160, 240, 300, 320, 480, 600, 640 Reis; die 320 Reisstücke heißen Pataccas, die von 480 Reis neue Cruſaden (cruzados novos). c) Kupfermünzen: Vintems zu 5, 10 und 20 Reis. II. Maße für trockene und flüssige Waaren. Alqueire, welcher 2016¼ par. Kubikzoll enthält. Medida à 4 Quartilhos hält 128 bis 134 par. Kubikz. Die Canada = 366 par. Kubikzoll. III. Gewichte, s. Lissabon. 26.

Brasilienholz, Rothholz, lat. lignum brasilianum; fr. bois de Brésil, bois rouge; engl. brasil, brasil-wood, ein rothes und gelbbraunes Färbeholz von einem Baume, der in Ostindien, den Antillen, Brasilien und der Guineaküste wächst. Es kommt in Knütteln und Stücken von 20—30 Pfd. in den Handel. Die beste und feinste Sorte ist das Fernambuk oder Pernambucoholz, von der Fernambuk-Cäsalpinie (caesalpina Sapan); die darauf folgenden Sorten sind das Siams-Sapanholz, das japansche oder Bimas, das Rothholz von St. Martha und Angona, das bei der Färberei und im Handel am wenigsten geachtete ist aber das Prasilettholz von Providence. Das lange und dünne wird Stockfischholz genannt. Auch in Isle de France ist das Brasilienholz jetzt einheimisch geworden. Es ist sehr hart, nimmt eine schöne Politur an, sinkt im Wasser unter, ist gleich nach dem Zerspalten blaß, wird aber an der Luft roth und wird zur Färberei, zum Lackbereiten, zu Büchsen, Violinbogen ꝛc. in großer Menge verbraucht. 26.

Brassen, franz. bras; lat. versoria; holl. brass, brassen, werden an den Schiffen die Taue genannt, durch welche die Raen oder Reen, an denen die Segel befestigt sind, gewendet oder nach dem Winde gezogen werden können. Segelt man gerade vor dem Winde, so müssen beide B. gleich stark angezogen sein, weil die Raen alsdann eine senkrechte Richtung mit dem Kiele haben müssen. Bei jedem andern Winde wird die Brasse an der Lenseite angezogen, die an der Luftseite nachgelassen, damit das Segel jederzeit voll stehen kann. 26.

Bratsche, s. Viola di braccio.

Braun, franz. brun; engl. brown, ist eine nach ihren verschiedenen Schattirungen aus mehrern oder wenigern Hauptfarben zusammengesetzte Farbe, welche theils die Natur liefert, theils die chemische Kunst darstellt. Man unterscheidet ein Dunkel- und ein Hellbraun, ein Rothbraun, ein Schwarz-, Nuß-, Oliven-, Kastanien-, Kaffeebraun ꝛc. Nach der Anwendung dieser Farbe in Handel, Künsten und Gewerben gibt es: 1) Braune Körperfarben. Dahin gehören Asphalt, der, wenn er rein ist, das schönste und dauerhafteste B. zur Ölfarbe liebert; Nußbraun; Kupferbraun; der dunkle Ocher; die ächte Umbra, die vorzüglich schön von der Insel Cypern, aus Jülich, Berg, Ilefeld und Köln kommt, und zum Braunfärben des Wachstuchs, zum Emailliren, in der Porzellanmalerei, zum Lackiren und Tünchen gebraucht wird; auch fertigt man das Umberbraun künstlich aus dem abgewaschenen Niederschlage

einer Auflösung von Glanzruß in Seifensiederlauge durch Eisenvitriol. Ferner gehören hieher die braunen Lackfarben aus Asphalt, braunem Carmin, chemischem B., Neubraun, Schönbraun, dunklem Schüttgelb, aus Birnbaum-, Pflaumenbaum- und Kienbaumrinde; die braunen Saftfarben aus Franzbeeren, aus Sepiensaft ꝛc. Der Sepiensaft ist ein in einem eigenen Beutel des Calmars, der mittleren und kleinen Sepie, und des Seepolyps enthaltener schwarzbrauner Saft, der an den italienischen Küsten gesammelt und in Fläschchen verkauft wird. 2) Braune Farben in der Färbekunst und Zeugdruckerei sind entweder dunkelbraun oder hellbraun. Zu den dunkelbraunen dienen nach gehöriger Bereitung die Galläpfel, die grünen Schalen der Wallnüsse, die Wurzeln des Nußbaums, die Erlenrinde, die Tormentillwurzel. Zu den hellbraunen Farben nimmt man eine Mischung von Orleans, Fernambuc und Potasche, das Holz des Damastpflaumenbaums, Salweidenrinde u. a. 3) Braunbeizen hat man zum Färben des Elfenbeins, Horns, der Knochen, der Haare, des Holzes, des Eisens und Stahls, der Steine, zum Bronziren von Gypsabgüssen und zur Bildhauerarbeit aus Holz. 47.

Braunkohle, franz. houille brune; engl. brown-coal, nach Keferstein ein von Bitumen durchdrungener Thon oder Gyps, in welchem sich häufig bituminisirte Vegetabilien finden; nach Andern gehört die B. zu den Überresten halbverkohlter oder in diesen Zustand durch Gährung oder durch sonst eine chemische Veränderung des Pflanzenstoffes versetzter Bäume aus der zweiten Vegetationsperiode der Pflanzenformation, die den Übergang von der ersten zu der jetzigen macht. Nach dieser letztern Annahme, daß die Braunkohlenlager aus zusammengeschwemmtem Holze bestehen, läßt sich in demselben Stamm- und Astholz, zuweilen noch mit sichtbaren Jahrringen, und daraus sogar die Holzart erkennen, so wie die meisten vom Nadelholze abzustammen scheinen. Eingetheilt wird die Gattung der B. von Werner in folgende Arten: 1) Bituminöses Holz, das sich durch Holzgestalt auszeichnet. 2) Erdkohle, von erdigem Ansehen. 3) Alaunerde, von einem im Großen schiefrigen Bruche. 4) Gemeine B., von muschligem Bruche und Fettglanz. 5) Moorkohle, die ausgetrocknet stets aufgeborsten erscheint. Geognostisch kommen nach Keferstein Flötze von Braunkohlen, Thon, Gyps, Sandstein, Sand und Mergel unter solchen Verhältnissen mit einander vor, daß sie nur eine und dieselbe Formation bilden, und höchstens das eine oder das andere Glied vorwaltet. In Deutschland bildet die Braunkohlenformation mit jenen beigesellten Gliedern meist das jüngste Flötzgebirge und liegt über dem Muschelkalke und über der Kreide. In den meisten Kohlenflötzen finden sich merkwürdiger Weise Vegetabilien, die gewöhnlich selbst zur Kohle geworden sind, wie Blätter, Stengel, Früchte, zerdrückte Erdkäfer und ihre Flügeldecken; ja in einem bei Darmstadt jüngst ausgegrabenen Braunkohlenklotze soll sich beim Spalten in einer kleinen Höhlung ein noch lebendiges Insekt munter bewegt haben, welches auf dem Darmstädter Museum in Weingeist aufbewahrt wird. Man unterscheidet zwei Hauptmodificationen, eine gelbe Art, die fast stets zwischen Gyps liegt, viel Gyps enthält, und entweder in vollkommen erdiger Form oder in festen Stücken abgesondert und compacter ist; und eine dunkle, dunkelbraune oder schwarzbraune Art, die meist zwischen Thon und Sand liegt, viel Kieselerde enthält, sich schieferförmig abblättert oder bei schwärzerer Farbe mehr compact bleibt, wie die gemeine B. und der Gagat. Die B. kommt in ganzen Braunkohlenlagern in Asien, in Amerika, vorzüglich aber in Europa vor, als in England, Böhmen, Ungarn, in Thüringen, im Saalkreise, im Mansfeldischen, in Sachsen, Hessen, am Niederrheine ꝛc. Die technische Anwendung der B. ist sehr ausgedehnt. In holzarmen Gegenden nämlich wird sie zu Backsteinen geformt, gestrichen und an der Luft

getrocknet und liefert ein lange fortglimmendes, jedoch bituminös riechendes und Lungen und Geruchsnerven angreifendes Brennmaterial, das von Lampadius zur Vitriol- und Alaunfabrikation, zum Verkohlen und zur Bereitung von Schwefelalkohol empfohlen worden ist. Aus der B. läßt sich eine sehr schöne braune Malerfarbe darstellen; sie liefert ferner durch trockene Destillation eine zum Anstreichen sehr brauchbare, dem Frankfurter Schwarz ähnliche Kohle; gibt bei eben derselben trocknen Destillation ein in der Arzneikunst und zum Bernsteinfirniß wichtiges Braunkohlenöl; gibt ferner in ihren flüchtigen Produkten das zur Gasbeleuchtung nöthige Gas, in ihrem Ruß das Material zur schwarzen Farbe; taugt aber weniger beim Ziegel- und Kalkbrennen. Vermöge ihres Kohlen- und Wasserstoffs ist die B. ein äußerst schätzbares Düngungsmittel für Felder, Wiesen und Gärten, zumal im Gemenge mit Gyps, Mergel, Düngesalz oder Holzasche und nach der durch darauf geschüttete Mistjauche bewirkten Gährung dieses Gemenges. 47.

Braunschweig, ein zum deutschen Bunde gehöriges Herzogthum im nördlichen Deutschland, zwischen 26° 50′ — 29° 2′ L. und 51° 38′ — 52° 32′ N. B. Das Land macht kein zusammenhängendes Ganzes aus, sondern wird durch Hanover in die nördliche und südliche Hälfte getheilt. Außerdem gehört noch hierher die Grafschaft Blankenburg auf dem Harze, welche ganz von Preußen und Anhalt umschlossen ist, Thedinghausen, ein Marktflecken, mitten im Hanöverschen, und Calvörde im preußischen Herzogthume Sachsen. Auch liegen die beiden Parzellen Ölsburg und Bodenburg mitten im Hanöverschen. Der Flächeninhalt des Herzogthums beträgt 73 □M., die Zahl der Einwohner 240,500. — Der nördliche Theil ist eben und hat nur eine Bergkette, den waldigen Elm und einige unbedeutende Hügelreihen, z. B. die Lichtberge, die Asse, Falstein, einen Theil des drömlinger Waldbruchs u. a. Der südliche hingegen wird von dem Harze und dessen Vorbergen, dem Sollingerwalde, Ihot, Hils, Thedingberg u. a. durchzogen. Die höchsten Berge sind der Wormberg (2880 F. hoch), die Achtermannshöhe (2706 F. hoch) und der Eversberg (2028 F. hoch). Unter den Flüssen, welche das Land bewässern, sind außer der Weser noch die Leine, Ocker, Bode, Ohre, Aller, Füse und die Innerste zu bemerken; Deiche gibt es wenige, der bedeutenste ist der Wipperdeich. Besuchte Mineralquellen sind die zu Seesen und Helmstädt. Das Klima ist gemäßigt und gesund, und im Süden auf dem Harze rauher als im Norden. An Produkten ist das Land reich, man findet alle gewöhnlichen Hausthiere, viel Wild, Fische, Bienen; Getreide besonders im nördlichen Theile, hinlänglich für das ganze Land, Gemüse, Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf, Hopfen, Obst, Färberröthe, Tabak, Holz in großer Menge; etwas Gold, Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Schwefel, Zink, Marmor, Vitriol, Stein- und Braunkohlen, Porzellanerde, Sand- und Quadersteine, Salz u. a. m. Der Handel des Landes ist bedeutend, besonders durch 2 jährliche Messen der Hauptstadt Braunschweig (s. unten); minder wichtig ist die Industrie, jedoch sind die Brauereien, die Cichorien- und Tabaksfabriken in ziemlicher Blüthe; durch die Leinwebereien und Garnspinnereien, die Eisen- und Glashütten so wie den Bergbau werden ebenfalls viele Menschen beschäftigt; auch verdienen die Gerbereien und Fabriken in Wolle und Holz angeführt zu werden. — Die Regierungsform Braunschweigs ist monarchisch, durch Landstände eingeschränkt. An der Spitze steht seit 1830 der Herzog Wilhelm. — Das Land ist in folgende 6 Distrikte eingetheilt: 1) Der Distrikt B. mit der Hauptstadt gleiches Namens (s. unten). Die Domäne Riddagshausen, Lucklum, vormals Haupsitz der deutschen Ordensballei Sachsen. 2) Der Distrikt Wolfenbüttel. Die Stadt gleiches Namens in einer sumpfigen Niederung an der Ocker ist durch die daselbst befindliche Bibliothek be-

rühmt. Salzwerk bei Ober- und Niederdahlum. Scheppenstädt mit bedeutender Leinweberei. 3) Der Distrikt Helmstädt, mit Helmstädt, Schöningen (Stadt und Salzwerk), Königslutter und Calvörde. 4) Der Distrikt Gandersheim, mit Gandersheim, Grünenglan (Spiegelhütte), Seesen und Lutter am Barenberge. 5) Der Distrikt Holzminden, mit Holzminden, Bevern, Stadt Oldendorf, Fürstenberg (Porzellanfabrik) und Thedinghausen. 6) Der Distrikt Blankenburg. In der Nähe der Stadt Blankenburg ist die Teufelsmauer, eine Kette von Steinklippen, merkwürdig. Hasselfelde. Die Baumanns- und Bielshöle in der Nähe von Rübeland. Walkenried, Zorge, Ruinen von Harzburg, Ocker und Hohegeiß, nach dem Brockenhause der höchste bewohnte Ort des Harzes (1914 F. hoch). — Geschichte Braunschweigs. Das heutige Herzogthum B., gewöhnlich Braunschweig-Wolfenbüttel genannt, war schon in frühester Zeit von sächsischen Volksstämmen bewohnt, deren Nachkommen die heutigen Bewohner des Landes sind. Im Besitze des Landes war später eine Linie des alten sächsischen Kaiserstammes; nach deren Aussterben ging es an Nordheim, dann an die Supplinburger und endlich an die Welfen über. Otto das Kind verwandelte im J. 1235 seine braunschweigischen Allodien in ein Herzogthum, welches den Namen Braunschweig-Lüneburg erhielt. In der Folge geschahen häufige Theilungen, so unter den Enkeln Magnus des Guten, Heinrich und Bernhard (1409), von denen der erstere Lüneburg und das Deisterland, der letztere B. und einen Theil Calenbergs erhielt. Unter den Söhnen Wilhelm's II. geschah eine neue Theilung (1495), in welcher Heinrich der Mittlere Wolfenbüttel und den Harz- und Weserdistrikt bekam. Seine Linie, die mittlere braunschweigische genannt, starb im J. 1634 aus. Stammvater der königl. und herzogl. Linie wurde Ernst der Bekenner. Dessen Enkel August erhielt durch den Theilungsvertrag vom 14. Decbr. 1635 die schönsten Länder des Herzogthums, nämlich Wolfenbüttel, Braunschweig, Helmstädt und den nördlichen Theil des Oberharzes. Sein Sohn Rudolf August (gest. 1704) erwarb Walkenried, Campen und Thedinghausen; Anton Ulrich, dessen Bruder und Nachfolger, ein geistreicher wissenschaftlich ausgebildeter Herr, schadete dem Lande viel durch seine Anhänglichkeit an Frankreich und trat zur katholischen Kirche über. Mit seinem Sohne Ludwig Rudolph, welcher seinem ältern Bruder August Wilhelm 1731 nachfolgte, und für den Wohlstand äußerst thätig war, starb diese Linie aus (1735), und Ferdinand Albrecht II. aus der Beverschen Linie gelangte zur Erbfolge. Unter dessen zahlreichen Söhnen hat sich besonders Ferdinand als preußischer Feldherr im 7jährigen Kriege hervorgethan. Der älteste, Karl, succedirte in der Regierung. Ziemlich zerrüttet und in großer Finanznoth hinterließ er 1780 das Land seinem berühmt gewordenen Sohne Karl Wilhelm Ferdinand (s. d. Art.). Dessen jüngerer Bruder Friedrich August wurde durch Vermählung mit der Erbtochter Herzog Erdmanns von Würtemberg, Fürst von Öls und Bernstadt in Schlesien (1792), und starb 1805 ohne Erben, nachdem er schon früher seinen Neffen Friedrich Wilhelm (s. d. Art.) zum Nachfolger erklärt hatte. Dieser bekam nach dem Tode des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, welcher keine Erben hinterlassen hatte (1806), auch die Anwartschaft auf die Nachfolge im Herzogthume B. Da aber Napoleon das Land dem Königreiche Westphalen einverleibt hatte, so konnte der Herzog erst nach dem Sturze Napoleon's im J. 1813 die Regierung antreten. Er fiel 1815 in der Schlacht bei Quatrebras und hinterließ 2 Söhne, Karl Friedrich August Wilhelm (geb. 1804) und August Wilhelm Max. Fr. Ludwig (geb. 1806). Letzterer erhielt das Fürstenthum Öls, und Karl folgte unter der Vormundschaft Georg's IV., Königs von England, in der Regierung Braunschweigs. Jetzt beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte Braunschweigs. Wie in den meisten Staaten Deutsch-

lands entwickelte sich auch hier durch das denkwürdige Jahr 1830 ein neues reges Volksleben. Mit muthiger Beharrlichkeit, auf ihre gerechte Sache sich stützend, sahen wir die kräftigen Braunschweiger gegen den trotzigen Übermuth eines tyrannischen zur Regierung unfähigen Fürsten kämpfen und siegen. — Der edle Karl Wilhelm Ferdinand hatte mit weiser Umsicht und ächter Vaterlandsliebe seinem Lande eine glückliche Zukunft zu sichern gesucht; doch war es seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm nicht möglich gewesen, das begonnene schöne Gebäude zu vollenden. Auch die vormundschaftliche Regierung, obgleich unter der Leitung des geheimen Raths von Schmidt-Phiseldeck unermüdet wirkend, ließ dennoch den allgemeinen Wunsch des Volks um Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung unberücksichtigt. So trat der Herzog Karl nicht ohne Widerspruch seines königlichen Vormundes, der seinen Charakter kannte, unter Vermittelung des Fürsten Metternich die Regierung am 30. Octbr. 1823 an. Zwar kannte man ihn bereits als einen verschwenderischen, vergnügungssüchtigen Fürsten, doch seine wahren Gesinnungen, die sich später in so abschreckendem Lichte zeigten, hatte er meisterhaft zu verbergen gewußt. Anfangs kümmerte er sich wenig um Regierungsgeschäfte und überließ sie allein dem verdienstvollen von Schmidt-Phiseldeck. Dieser, das Gute wollend und mit den Wünschen des Volkes einverstanden, hatte schon oft den Herzog um Zusammenberufung der Stände gebeten, allein vergebens. Mißvergnügt darüber, vielleicht auch die Pläne des Herzogs durchschauend, forderte er seine Entlassung. Allein der Herzog verweigerte sie entschieden und warf nun seine Maske ab. Offen begann er mit seinem Vormunde Georg IV. einen entehrenden Streit, häufte, von der boshaftesten Rache getrieben, Beleidigungen auf Beleidigungen, und verfolgte den geheimen Rath von Schmidt-Phiseldeck mit den ausgesuchtesten Schikanen. Seiner Herrschsucht war besonders die in der 1820 erneuerten Landschaftsordnung befindliche Bestimmung, daß jeder herzogliche Befehl contrasignirt werden solle, im höchsten Grade zuwider, und er verhehlte nun nicht mehr, daß er unumschränkt herrschen wolle. Schmidt-Phiseldek entzog sich der schnöden Behandlung des Herzogs durch die Flucht (im April 1827), und nun erklärte Letzterer öffentlich sein Mißfallen über die vormundschaftlichen Verordnungen, trat, seine Würde vergessend, in Schmähschriften gegen seinen Vormund auf, legte die Regierungsgeschäfte in die Hände niedriger Schmeichler, und verfuhr überhaupt so gewaltthätig und rechtswidrig, daß das Volk allgemein zu murren anfing. Die Einsichtsvollern befürchteten mit Recht, daß, wenn dem Herzog nicht gewehrt werde, der gänzliche Ruin des Landes nicht fern sei. Wahrscheinlich ist es, daß schon damals unter der gebildetern Classe im Geheimen den Absichten des Herzogs entgegengearbeitet wurde, wenigstens zeigten sich später beim Ausbruche des offenen Aufstandes Spuren eines planmäßig wirkenden Vereins in den höhern Ständen. Als endlich im J. 1829 nach wiederholten Weigerungen des Herzogs die Landstände zusammentraten und beim Bundestage um Hülfe baten, als ferner Letzterer die Anklage Georg's IV. berücksichtigend Execution gegen den Herzog verordnet hatte, so begann dieser zu unterhandeln. Allein es blieb den:n, welche den Gang der Ereignisse verfolgten, nicht verborgen, daß der Herzog nur Zeit gewinnen wollte; denn er mochte wohl das Herannahen einer Katastrophe ahnen. Nachdem er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, als Ablösung der Frohnen, Verkauf von Domänen u. a. seine Casse hinlänglich gefüllt zu haben glaubte, verließ er B. plötzlich zu Anfange des Jahres 1830 und reiste nach Paris, wo er sich durch unsinnige Verschwendung und den niedrigsten Geiz höchst verächtlich machte. Doch der Ruf der Freiheit, für ihn ein Ruf des Schreckens, trieb ihn nach Brüssel, und von da in Begleitung seines Günstlinges, des Franzosen Alloard,

nach B. zurück (13. Aug. 1830). Nur zu deutlich mußte er die erbitterte Stimmung des Volkes bemerken, allein weit entfernt, den herannahenden Sturm zu beschwören, was jetzt vielleicht noch möglich gewesen wäre, schritt er vielmehr auf der begonnenen Bahn trotzig fort. Das Elend des Landes stieg täglich immer höher; in mehrern Gegenden hatten Hagel und Überschwemmungen große Verheerungen angerichtet, die Armen der Residenz waren nahrungslos und ohne Unterstützung, und während der Abwesenheit des Herzogs hatten die despotischen Maßregeln des Kanzleidirectors Bitter, welcher während der Abwesenheit des Herzogs die Geschäfte ganz im Sinne desselben leitete, den Braunschweigern jede Hoffnung auf eine Änderung ihres Geschicks genommen. Es fehlte nicht an bedenklichen Anzeigen, das Volk drohte. Der Herzog aber war fest entschlossen, mit Gewalt jede Aufregung zu unterdrücken. Seine unbesonnenen geringschätzenden Äußerungen empörten das Volk; vergebens bat ihn (am 1. Septbr.) eine Deputation um Abhülfe der Beschwerden und Einberufung der Landstände. Die Wuth stieg aber auf das Höchste, als er am 6. Septbr. auf einem Platze der Residenz 16 Kanonen aufführen ließ. Am Abende desselben Tages zeigten sich zahlreiche aufgeregte Volksmassen in der Nähe des Theaters. Der Herzog verließ auf diese Nachricht das Schauspielhaus und warf sich eilig in den Wagen. Sein Begleiter Alloard, welcher ihm folgen wollte, wurde zurückgeworfen, und tobend mit den heftigsten Verwünschungen folgte die Menge dem Herzoge nach. Steine schlugen durch die Fenster in den Wagen, und nur der Schnelligkeit der Pferde verdankte der Herzog seine Rettung, vielleicht sein Leben. Immer noch in dem Wahne, er könne der Bewegung Meister werden, sperrte er die Zugänge zum Schlosse und wollte sich an die Spitze der versammelten Truppen stellen. Nur mit Mühe konnte er durch den General v. Herzberg von diesem unsinnigen Vorhaben abgebracht und endlich zu dem Entschlusse bewogen werden, dem Volke einige Versprechungen zu machen. Auch gestattete er nach wiederholten Bitten den Bürgern sich zu bewaffnen (doch nur mit Säbeln und Piken), wies 5000 Thlr. für die Armen an, und ließ die Kanonen in das Zeughaus zurückbringen (d. 7. Septbr.). Da er aber die Einberufung der Landstände entschieden verweigerte, auch bestimmt erklärt hatte, daß er mit Waffengewalt jede weitere Bewegung unterdrücken werde, so traute man seinen Versprechungen nicht. Die Aufregung wurde am 7. immer allgemeiner und heftiger. Mit Einbruche der Dunkelheit sammelte sich das wüthende Volk vor den Gitterthoren des Schlosses. Der Herzog ertheilte dem General v. Herzberg den Befehl, die Truppen feuern zu lassen. Allein dieser erklärte, er würde es nur dann thun, wenn der Herzog selbst commandirte. Die erbitterte Menge drang endlich in das Schloß ein. Der Herzog, für sein Leben fürchtend, und zu spät einsehend, daß Alles verloren sei, begab sich mit einem Theile der Truppen auf die Flucht, und der General v. Herzberg zog, um Blutvergießen zu meiden, die übrigen zurück. Jetzt begannen die furchtbarsten Scenen der Verwüstung, Alles, was dem Verhaßten gehört hatte, wurde zertrümmert. Die Wuth kannte keine Grenzen; Feuer sollte selbst die Wohnstätte des Tyrannen vernichten. Die Rettungsversuche der herbeigeeilten Bürgergarde wurden zurückgewiesen; nur die in der Nähe des Schlosses gelegenen Privathäuser durften geschützt werden. Mit anbrechendem Morgen lag das prächtige Gebäude in Asche. Das Ungeheure war geschehen; bestürzt betrachteten die Einwohner den Schauplatz der Verwüstung; doch einstimmig fühlte man die Nothwendigkeit, Ruhe und Ordnung herzustellen, und der Gefahr zu wehren, welche vom siegestrunknen Pöbel drohte. Schon am 8. wurde eine Bürgergarde organisirt und aus dem Zeughause vollständig bewaffnet. An demselben Tage trat ein Ausschuß der Landstände zusammen, um über die zu nehmenden Maßregeln zu berathen. Die allgemeine Stimme rief den Herzog

Wilhelm, Bruder des Vertriebenen, zur Regierung, und eben war man im Begriffe, eine Adresse nach Berlin, wo er in Militairdiensten stand, zu senden, als am 10. Septbr. die Nachricht erscholl, daß der Herzog Wilhelm in Richmond (¼ Stunde von B.) angekommen sei. Jubelnd eilte das Volk hinaus und begrüßte den ersehnten Fürsten, welcher, von der Lage der Dinge unterrichtet, bald seinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt, und von dringenden Bitten bestürmt provisorisch die Regierung übernahm. Zur großen Freude der Braunschweiger wurde bald nachher (19. Novbr.) die Verfassung vom Bundestage anerkannt. Der Herzog Karl war unterdessen aus England, wo er vergeblich den König Georg um Hülfe ersucht hatte, auf den Continent zurückgekehrt und näherte sich Braunschweigs Grenzen, um seine vermeintlichen Rechte mit Gewalt geltend zu machen. Allein umsonst suchte er die Landbewohner zu bethören; und als die Nachricht von seiner Ankunft in Hasselfelde nach B. gelangte, setzte sich sogleich eine Abtheilung freiwilliger Bürgergarden dahin in Bewegung, fand aber bei ihrer Ankunft von dem dort stationirten Militair den Herzog bereits schimpflich zurückgewiesen. So war wenigstens die Gefahr von außen her vorüber, und ein Beschluß des Bundestages (vom 2. Decbr.), nach welchem bis zur Feststellung der Verhältnisse durch die Agnaten des Welfischen Hauses dem Herzoge Wilhelm die Regierung einstweilen übertragen wurde, sicherte das Land vor fernern Versuchen Karl's. Allein mit besorglichen Blicken betrachtete man den innern provisorischen Zustand; zahlreiche, aber in ruhigem Tone abgefaßte Adressen sprachen klar und bestimmt die Wünsche des Volks aus. Die Regierung zeigte gewiß den redlichsten Willen, allein die Geschäfte hatten sich zu sehr gehäuft, als daß sie den Bitten des ungeduldigen Volks schnell genug hätte begegnen können. Noch war keine Anerkennung des Herzogs erfolgt; endlich erklärte dieser am 20. April 1831, daß von den Agnaten seines Hauses die Erledigung des herzogl. Thrones ausgesprochen, und somit die Regierung an ihn übergegangen sei. Die Bestätigung des Bundestages erfolgte aus leicht erklärlichen politischen Gründen nicht, dessenungeachtet ließ sich der Herzog Wilhelm am 25. April 1831 feierlich huldigen. Die Gemüther waren in der größten Spannung; es mußte viel geschehen, um dem Volke die Überzeugung zu gewähren, es habe nicht umsonst für sein Vaterland gekämpft. Vielleicht erwartete man zu viel; die Interessen waren zu mannichfaltig, die Verwirrung durch die vorige Regierung zu groß geworden; deßhalb mochte sich auch wohl die Zusammenberufung der Stände bis zum September 1831 verzögert haben. Man wurde mißtrauisch, zumal da es schien, als sei die Regierung hinsichtlich der Zugeständnisse mit dem Volke nicht einerlei Meinung. Doch verschwanden die wichtigsten Besorgnisse, als der Herzog bei Eröffnung des Landtags nochmals erklärte, daß er seine Verheißungen erfüllen werde. Allein eine vollkommne Entwickelung des ächt constitutionellen Lebens war bei den bedeutenden Mängeln der Verfassung nicht möglich; daher kam es, daß nur sehr langsam den Hauptbeschwerden des Volks abgeholfen werden konnte. Gewiß ist es, daß der Herzog das Gute will, und die fortdauernde Anhänglichkeit der Braunschweiger an seine Person ist eine sichere Bürgschaft einer glücklichen Zukunft. 15.

Braunschweig, lat. Brunsuiga; fr. Brunsvic; engl. Brunswick, Hauptstadt des Herzogthums B. und Residenz des Herzogs, unter 52° 15′ 35″ N. B. und 28° 12′ 12″ L., liegt in einer angenehmen Ebene an der Ocker, welche in mehrern Armen die Stadt durchfließt und umgiebt. — Der Ursprung der Stadt reicht in das hohe Alterthum hinauf, doch gewann sie erst seit 1180 (Achtserklärung Heinrich des Löwen) einige Bedeutung. Anfänglich bestand sie aus den Flecken Altstadt, Neustadt, Sack und Hagen, welche um die Burg Dankwardrode herumlagen, und lange Zeit, auch als sie in eins zusammengezogen

waren, ihre einzelnen Namen behielten. — Von großer Wichtigkeit wurde B. als Handelsplatz und Quartierstadt der Hansa, so daß alle Versuche der Herzöge von Wolfenbüttel, sie völlig zu unterwerfen, scheiterten. Erst als der Handel eine andere Richtung genommen und B. einen großen Theil seines Reichthums verloren hatte, gelang es dem Herzoge Rudolph August, sich der Stadt im J. 1671 zu bemächtigen. Zwar bekam sie billige Bedingungen, konnte sich aber dennoch nicht wieder zu ihrer vorigen Blüthe erheben, bis endlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Residenz für immer dahin verlegt wurde, Gewerbe und Handel von Neuem Aufschwung erhielten. — Wie alle alten Städte, so ist auch B. unregelmäßig gebaut, doch hat es sehr viel schöne in neuerm Style aufgeführte Gebäude, große öffentliche Plätze, breite freundliche Straßen mit Trottoirs und angenehme Spaziergänge an der Stelle der demolirten Festungswerke. Die Zahl der Häuser beträgt 3150, die der Bewohner gegen 34000 größtentheils Lutheraner. Bemerkenswerth sind: das Mosthaus, wo die alten Herzöge Hof hielten, mit dem ehernen Löwen Heinrich's, das neue Schauspielhaus, das Landschaftsgebäude, das Waisenhaus, das Zeughaus mit dem Museum der Antiken und anderer Kunstgegenstände und der Salzdahlumer Gemäldegallerie, das Neustädter Rathhaus, das Gewandhaus, das Posthaus, das Kammergebäude, die Domkirche St. Blasii mit der herzogl. Gruft, die Andreaskirche mit dem 318 F. hohen Thurme, die katholische Nicolauskirche, der herzogliche Garten und Park, das auf dem Walle im J. 1823 aufgerichtete 60 F. hohe Monument aus Gußeisen zum Andenken der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, das Collegium Carolinum u. a. Die größte Zierde der Stadt, das äußerst geschmackvolle herzogl. Schloß, wurde im J. 1830 ein Raub der Flammen. — Bildungsanstalten sind hinlänglich und in gutem Zustande vorhanden, 2 Gymnasien, eine Cadettenschule, ein Schullehrerseminar, ein anatomisch-chirurgisches Collegium, eine Industrieschule, viele Elementar- und mehrere Armenschulen. Außerdem gibt es 2 öffentliche Bibliotheken, Kunst- und Buchhandlungen, Druckereien und Leihbibliotheken. — Hauptnahrungszweige der Bewohner sind Gewerbe und Handel. Zahlreiche Fabriken liefern Leinwand, Wollenzeuge, Tücher, Kattun, Band, Gold- und Silberwaaren, Cichorien, Tabak, Farben, Spiegel, Stärke, Watte, Spielkarten, braunschweiger Grün, Glaubersalz ꝛc. Die braunschweiger Biere (Mumme), so wie englische Schlackwürste und Honigkuchen sind bekannt und machen einen wichtigen Ausfuhrartikel aus. Der Producten- und Speditionshandel ist sehr bedeutend, und wird durch 2 Messen (1492 gestiftet) unterstützt, welche nach den Leipziger und Frankfurter die wichtigsten Deutschlands sind. Die Zahl der Kaufleute in allen Handelszweigen ist groß. — Das gesellschaftliche Leben Braunschweigs ist heiter und gesellig; die angenehmen Umgebungen bieten hinlängliche Gelegenheit zu angenehmen Vergnügungen dar. Wir erwähnen nur den Bierbaumschen, Viewegschen, Rönkendorfschen und Krauseschen Garten und das herzogl. Lustschloß Richmond. — B. ist der Geburtsort Meibom's und Lafontaine's; auch wurde hier durch Jürgen im J. 1534 das Spinnrad erfunden. 15.

Braunschweiger Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Früher rechnete man nach Thalern zu 36 Mariengroschen à 8 Pf., gegenwärtig nach Thalern zu 24 guten Groschen à 12 Pf. a) Goldmünzen: Ducaten zu $2\frac{3}{4}$ Thlr.; doppelte, einfache und halbe Karld'or zu 10, 5, $2\frac{1}{2}$ Thlr. b) Silbermünzen: ganze, halbe und viertel Conv.-Species zu $1\frac{1}{3}$, $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ Thlr., 4, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ gute Groschenstücke und Mariengroschen. Neue $\frac{2}{3}$ Stücke, deren 18 auf eine feine Mark gehen. c) Kupfermünzen: 2 und 1 Pfennigstücke. II. Längenmaß: 1 Ruthe zu 8 Ellen à 16 Fuß à 12 Zoll.

1 Fuß = 126½ par. Linien. 1 Elle = 2 Fuß. III. Längenmaß: 1 Morgen = 120 □Ruthen IV. Getreidemaß: 1 Wispel Korn zu 4 Scheffel à 10 Himten à 4 Vierfaß à 4 Löcher. 1 Himt = 1565 par. Kubikz. 1 Scheffel Hafer = 12 gestrichenen Himten. V. Weinmaß: 1 Fuder zu 4 Orhoft à 1½ Ohm à 40 Stübchen à 4 Quartier à 2 Nösel. VI. Biermaß: 1 Faß zu 4 Tonnen à 27 Stübchen à 4 Quartier à 2 Nösel. 1 Faß Mumme = 100 Stübchen. VII. Handelsgewichte: 1 Schiffspfund zu 20 Liespfd. à 14 Pfd. 1 Centner zu 114 Pfd. à 32 Lth. à 4 Quentchen. 26.

Braunstein, lat. manganesium; franz. manganèse; engl. manganese, ein Metall, das Thenard in seine dritte Abtheilung der Metalle aufgenommen hat und welches in der Natur als Oxyd, als kohlen- und phosphorsaures Salz gefunden wird. Es ist fest, sieht wie frisch gegossenes Eisen, aber glänzender wie dieses, und weiß-gelblich aus, ist ferner sehr hart, körnig, sehr spröde, von 6,85 specifischem Gewicht, schmilzt nur bei einer sehr hohen Temperatur, absorbirt den Sauerstoff der Luft, zersetzt das Wasser in allen Temperaturen und kann sich endlich, nachdem es oxydirt worden, mit den Säuren verbinden. Man erhält dieses Metall rein, wenn man durch verdünnte Salzsäure gereinigtes Manganoxyd in einer sehr hohen Temperatur durch Ofenruß und Öl zersetzt. Als solches findet es keine Anwendung; doch auch im oxydirten Zustande ist der Gebrauch des Braunsteins sehr beschränkt. Man benutzt ihn dann in der Kunst, um dem Bleichwasser mehr Kraft zu geben, vorzüglich aber zur Glasur steingutner und porzellanener Geschirre; ganz vorzüglich aber bedient man sich des Braunsteinoxydes zur Bereitung des Chlors (s. d. Art.). 21.

Braut, franz. fiancée; engl. bride. Bevor ein doppelter Vertrag erfüllt wird, muß das Versprechen vorausgehen. Da, wo der Vollziehung des Ehebündnisses besondere Förmlichkeiten, wie in der römisch-katholischen sowohl als der protestantischen Kirche die Aufgebote, vorausgehen müssen, ist das vorläufige Versprechen sogar Bedingung. Vom Augenblicke dieses Versprechens an heißt die künftige Frau die Braut (lat. sponsa), der künftige Ehemann Bräutigam (sponsus), das Versprechen Verlöbniß, der Act des Versprechens die Verlobung (sponsalia), das Paar die Brautleute. Nach Sitte der Morgenländer wird der meist kurze Zeitraum vom Verlöbnisse bis zur Vollziehung der Ehe, besonders der Abend vorher, als der der unschuldigsten Vergnügungen und frohesten Erwartungen, von den beiderseitigen Familien mit vielerlei Festlichkeiten ausgefüllt. Bei den ernstern Römern kam weniger davon vor. Zur Vollziehung der Ehe waren keine Feierlichkeiten erforderlich. Selbst das kanonische Recht (cap. 23. X. de sponsal.) verlangt nur die Einwilligung der Parteien. Indeß wird in der römisch-katholischen Kirche nach den Sätzen der Kirchenversammlung von Trident die Erklärung des Eheconsenses vor dem Pfarrer des einen Theils und zwei Zeugen Seiten des andern, bei den Protestanten aber die priesterliche Einsegnung als Feierlichkeit erfordert. Das Eheverlöbniß gibt blos Ansprüche auf Vollziehung der Ehe, verleihet jedoch noch nicht die bürgerlich-rechtlichen Folgen derselben (s. Beschreitung des Ehebettes). Es gibt, zum Unterschiede von der Ehe, unter den Verlobten noch kein Erbfolgerecht gegen einander, es entsteht noch keine Schwägerschaft; die Verlöbnisse sind noch mit beider Theile Bewilligung wieder auflösbar; die B. hat, wegen des bereits gegebenen Einbringens, noch kein Unterpfands- und Vorzugsrecht, die Schenkungen unter Brautleuten sind gültig, der Bräutigam hat noch nicht die Rechte des Mannes über die Güter der B., noch nicht den Einfluß auf ihre Person und Verhalten, und so umgekehrt. Ist die Vollziehung der Ehe nur durch den Tod behindert worden, so genießt die B., auch nach der Auflösung der Verbindung, gewisse Vorzüge. Die Brautkinder succediren (neben der mütterlichen Erbfolge) in

das Vermögen des Bräutigams. Das röm. Recht (l. 12. C. de nupt.), so wie das kanonische (cap. 12. X. qui sint legit.) und in Sachsen die 49. neue Decision bestätigen solches. Schon die Geschwächte hatte nach dem röm. Rechte (nov. 108.) das Recht, für sich und ihr Kind ein Sechstel vom Nachlasse des Schwängerers zu fordern, welches auch in Deutschland die humanern Gesetzgebungen (z. B. preuß. Landrecht T. II. Tit. II. §. 581. 582.) bestätigen. Die Brautgeschenke können in der Regel nach der Auflösung der Verbindung zurückgefordert werden. Allein wenn die Auflösung nothwendigerweise durch die Schuld des einen Theils erfolgt, so kann der unschuldige Theil das Empfangene behalten und sogar das Gegebene zurückfordern. In einigen Gegenden Deutschlands haben die Gerichtsherrschaften das Recht, bei Verheirathung ihrer Töchter von den Unterthanen eine Beisteuer zur Mitgift für dieselben in Naturalien zu verlangen, die man Brautvieh, Brauthafer u. s. f. benennt. 3.

Brauwer (Adrian), ein niederländischer Maler, in der größten Dürftigkeit wahrscheinlich zu Oudenarde im J. 1608 geboren, malte schon als Kind auf Mützen, durch deren Verkauf sich seine Mutter kümmerlich ernährte, Blumen und Vögel mit so auffallender Schönheit, daß der Maler Franz Hals aufmerksam auf den kleinen Künstler wurde und ihn in sein Haus nahm. Allein eine unerträgliche Behandlung veranlaßte den jungen B., sich heimlich nach Amsterdam zu begeben. Hier fanden seine ausgezeichneten Arbeiten Beifall; allein B. trieb sich stets in Spielhäusern, Schenken u. dergl. Orten umher und arbeitete nicht eher, als bis er Geld brauchte. Daher stellen fast alle seine Stücke niedere Wirthshausscenen dar, sind aber mit einer solchen Vollendung dargestellt, daß sie selbst Rubens als unschätzbare Meisterwerke pries. Drei seiner Werke, worunter das berühmte Kartenspiel, befinden sich jetzt in Paris. B. starb in höchst kläglichen Umständen zu Antwerpen im Hospitale, wurde aber auf Rubens Veranstaltung in der dasigen Carmeliterkirche feierlich beerdigt. — Seine Werke werden jetzt noch zu äußerst hohen Preisen gekauft. 22.

Bravo oder **bravissimo**, ein Ausruf des Beifalls, trefflich! sehr gut! Es ist aber auch der Name, den die italienischen Banditen sich selbst geben und eben so (in der Mehrheit bravi) nannten sich vor dem Abfalle der südamerikanischen Staaten von der spanischen Herrschaft diejenigen, welche als erklärte Feinde derselben in den Gebirgen umherschweiften. 9.

Brawe (Joachim Wilhelm, Freiherr von), geb. den 4. Febr. 1738 zu Weißenfels, erhielt seine erste Bildung auf der Schulpforte und studirte nachher in Leipzig, wo der Umgang mit Lessing, Kleist, Weiße und Gellert sein Talent für die Poesie weckte. Er wollte eben nach Vollendung seiner Studien die Stelle eines Stiftsregierungsrathes zu Merseburg antreten, als ihn zu Dresden die Blattern überraschten, an welchen er den 7. April 1758 in seinem 20. Jahre starb. Als im J. 1756 die Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Preis für die beste Tragödie aussetzten, schickte B. seinen „Freigeist", ein bürgerliches Trauerspiel in Prosa, ein, welches zwar nicht den Preis, der von Cronegk's „Codrus" zuerkannt wurde, aber ein ehrenvolles Accessit erhielt. Freilich trug Lessing, welcher eine große Vorliebe für diese Gattung hatte, das Meiste dazu bei. Das Stück ist sowohl was den Plan als auch die Charaktere betrifft völlig mißlungen; der Dialog ist oft unerträglich. Besser in Anlage und Ausführung ist sein heroisches Trauerspiel „Brutus", in fünffüßigen reimlosen Jamben, obschon es durch sein übertriebenes Pathos zu viel an die franz. Manier erinnert. B.'s Bemühungen für das deutsche Drama verdienen jedoch alle Achtung und seine frühen Versuche beweisen, was er bei weiterer Ausbildung seines poetischen Talents hätte leisten können. Seine beiden Trauerspiele hat Lessing (Berlin 1768. 8.) herausgegeben. 67.

Brechbarkeit, lat. refrangibilitas; franz. refrangibilité; engl. refrangibility, ist die Eigenschaft der Lichtstrahlen beim Durchgange aus einer Materie (Mittel) in eine andere von verschiedener Dichte eine andere Richtung anzunehmen und gebrochen zu erscheinen; sie erfolgt, wenn die Lichtstrahlen aus der Luft ins Glas oder in irgend eine Flüssigkeit übergehen und erscheint in dem Augenblicke, wo die Strahlen die Fläche treffen, welche die Luft vom Glase oder von der Flüssigkeit scheidet. Bemerkenswerth ist, daß das weiße Licht, wenn es gebrochen wird, in Strahlen von verschiedener Farbe zerlegt wird. Rothe Strahlen werden unter gleichen Umständen weniger als orangefarbne, gelbe, grüne oder blaue, violette aber am stärksten gebrochen. Betrachtet man z. B. einen kleinen rothen Körper durch das Prisma, so sieht man ihn in geringerem Abstande von seinem wahren Orte, als einen daneben liegenden blauen. Diese verschiedene B. der Lichtstrahlen von verschiedenen Farben entdeckte zuerst Newton im J. 1666 und bauete darauf einen großen Theil seiner Theorie des Lichts und der Farben. Aus diesen Versuchen geht unwiderleglich hervor, daß nicht nur das Sonnenlicht, sondern auch das von andern Körpern zurückgeworfene nach Beschaffenheit seiner Farbe eine verschiedene B. besitze. 40.

Brechmittel, lat. emetica; franz. émétiques oder vomitifs; engl. emetics, sind eine Classe von Arzneien, die in den Organismus gebracht zunächst diejenigen Erscheinungen hervorrufen, die wir unter dem Namen Erbrechen kennen, d. h. eine plötzliche krampfhafte Zusammenziehung des Magens, so wie der ihn umgebenden Bauchdecken und des Zwerchfells, wodurch der Inhalt des Magens nach oben gestoßen und aus dem Körper entfernt wird. Obgleich das Erbrechen ein Vorgang ist, der bei vielen Menschen sehr leicht und auf die verschiedenartigsten Veranlassungen und Mittel eintritt, und man daher glauben möchte, daß die Hervorrufung des Erbrechens in gegebenen Fällen leicht und durch eine Menge von Mitteln erreichbar sein müsse; so ist dessenungeachtet die Zahl der eigentlichen Brechmittel, die sicher und möglichst gefahrlos einwirken, nicht groß. Wir benutzen als solche am häufigsten die Brechwurzel (radix ipecacuanhae) und den weinsteinsauren Spießglanz (Brechweinstein, tartarus stibiatus, tart. emeticus); von einigen andern Metallkalken aber, als dem schwefelsauren Zink und schwefelsauren Kupfer, machen wir wegen ihrer heftigen Wirkungen nur in seltnen Fällen, namentlich bei Vergiftungen, Gebrauch. Die Wirkung des Brechmittels besteht aber nicht allein in der Entleerung des Inhalts des Magens und Darmkanals, sondern erstreckt sich über den ganzen Organismus. Wenn daher der Arzt ein solches anwendet, so beabsichtigt er nicht immer und nicht allein, schädliche oder in zu großer Menge genossene Speisen und Getränke zu entleeren, wie Viele wähnen, sondern er will bald auf die gestörte Thätigkeit der Verdauungsorgane im Allgemeinen kräftig einwirken oder eine Umänderung in der Absonderung der Schleimhaut des Magens und dadurch zugleich in den Schleimhäuten andrer Organe, namentlich der Lungen, hervorbringen, oder er will Schweiß, die gewöhnliche Nachwirkung des Brechmittels, oder endlich eine kräftige Reizung des Nervensystems hervorrufen. — So wie ein jedes Mittel in der Hand des Unwissenden gefährlich werden kann, so auch das B., der wahre Arzt wird es in gewissen Fällen, z. B. bei heftigen Entzündungen und Blutungen, bei Brüchen und Vorfällen, entweder gar nicht oder nur mit Behutsamkeit anwenden. 39.

Brechung, in der Musik, ist das getrennte, auf einander folgende Anschlagen der einzelnen Theile einer Harmonie und kann in vielen von einander verschiedenen Gestalten vorkommen. Man kann durch sie eine Harmonie, aber auch in mehreren Stimmen zugleich vorstellen, so daß man den Gang der verschiedenen Stimmen verstehen kann. Diese Art von Stimmenführung enthält natürlich

eine Mehrdeutigkeit, indem in ihr bald nur eine, bald mehrere Stimmen erſcheinen; auch enthält ſie eine doppelte melodiſche Fortſchreitung, nämlich die Melodien der gebrochenen Stimmen und die Melodie der brechenden Stimme ſelbſt, die aber beide von dem Gehöre zugleich, nur eine oft vorherrſchender als die andere, empfunden werden. Hierher gehört auch das Arpeggio (ſ. d. Art.). 29.

Brechung der Lichtſtrahlen, Strahlenbrechung, lat. refractio radiorum lucis; franz. réfraction de la lumière; engl. refraction of light; griech. ἀνάκλασις, iſt die Ablenkung der Lichtſtrahlen von ihrer vorigen Richtung, ſobald ſie aus einem durchſichtigen Mittel in ein anderes von größerer oder geringerer Dichtigkeit übergehen. Der Lichtſtrahl, der beim Fortgange in derſelben Materie eine gerade Linie durchlaufen würde, durchläuft dann eine gebrochene oder eine aus zwei geraden Stücken zuſammengeſetzte Linie, die in dem Punkte, wo ſie aus dem einen Medio in das andere übergeht, einen Winkel bildet. Der Verſtändlichkeit wegen ſind die Erklärungen folgender Kunſtausdrücke nicht außer Acht zu laſſen: **Brechende Fläche** (lat. superficies refringens; franz. surface d'incidence, surface réfringente; engl. refracting surface) heißt diejenige Fläche, mit welcher zwei durchſichtige Mittel oder Materien an einander grenzen und wo die Brechung geſchieht. Den Lichtſtrahl vor dieſer Fläche nennt man den **einfallenden Strahl** (lat. radius incidens; franz. rayon incident; engl. incident ray), den Punkt, wo der Strahl die Brechungsfläche berührt, den **Einfallspunkt** (lat. punctum incidentiae; franz. point d'incidence; engl. point of incidence), den Strahl von dieſem Punkte aus hinter der Brechungsfläche den **gebrochenen Strahl** (lat. radius refractus; franz. rayon réfracté; engl. refracted ray). Die in dem Einfallspunkte errichtete ſenkrechte gegen die brechende Fläche heißt das **Einfallsloth** (lat. cathetus incidentiae; franz. la perpendiculaire à la surface réfringente; engl. the perpendicular). Der Winkel, welchen der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht, heißt der **Einfallswinkel** (Neigungswinkel, lat. angulus incidentiae; franz. l'angle d'incidence; engl. angle of incidence). Der Winkel, den der gebrochene Strahl mit dem verlängerten Einfallslothe macht, heißt der **Brechungswinkel** oder der **gebrochene Winkel** (lat. angulus refractionis s. angulus refractus; franz. l'angle de réfraction). Die Hauptgeſetze der gewöhnlichen Brechung der Lichtſtrahlen ſind folgende: 1) geht ein Lichtſtrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel über, ſo wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen oder der Brechungswinkel iſt kleiner als der Einfallswinkel; 2) geht aber ein Lichtſtrahl aus einem dichteren in ein dünneres Mittel über, ſo wird er vom Einfallslothe abwärts gebogen und es iſt hierbei der Brechungswinkel größer als der Einfallswinkel; 3) in beiden Fällen liegt der gebrochene Strahl ſtets in der Brechungsebene. Aus dieſen Geſetzen folgt von ſelbſt, daß Lichtſtrahlen, die in ſenkrechter Richtung auf die Brechungsebene fallen, in ihrer vorigen Richtung, d. i. ungebrochen fortgehen. Eine vollkommene Übereinſtimmung findet in Hinſicht auf die Dichtigkeit nicht ſtatt, denn es werden die Lichtſtrahlen beim Eintritte in brennbare durchſichtige Körper ſtärker gebrochen, als der Dichtigkeit angemeſſen iſt, und deßwegen vermuthete ſchon Newton, daß der Diamant ſeines großen Brechungsvermögens wegen ein brennbarer Körper ſein müſſe, welches ſich auch ſpäter beſtätigte. Folgende bemerkenswerthe Erſcheinung begleitet immer den Vorgang der Brechung. Der Strahl nämlich breitet ſich in der Brechungsebene aus und wird darin innerhalb eines Winkels zerſtreut, deſſen Spitze der Einfallspunkt iſt. Dieſer Winkel zeigt ſich mit verſchiedenen gefärbten Strahlen erfüllt, worin ſich hauptſächlich Violett und Roth an den Enden, Grün und Gelb in der Mitte unterſcheiden, eben ſo wie an dem ſich am Himmel bildenden Regenbogen. Die violetten Strahlen erleiden die größte, die rothen die kleinſte Brechung; die grü-

nen liegen zwischen beiden in der Mitte. Diese Erscheinung wird die Zerstreuung der Lichtstrahlen genannt, nimmt in einem und demselben Mittel mit dem Brechungswinkel zu und ist in verschiedenen Mitteln im Allgemeinen um so stärker, je bedeutender die Brechung darin ist. Auch gibt es Substanzen, in welchen sich das Licht nicht in ein einziges Bündel bricht, sondern in zwei abgesonderte und unterschiedene, deren jedem auch eine besondere Zerstreuung zukommt. Dieß ist der Fall bei allen Krystallen, deren Krystallform kein Würfel, kein regulaires Octaëder und kein Rhomboidaldodecaëder ist. Ein hindurch gehender Lichtstrahl wird hier nämlich in zwei Strahlen getheilt (daher jeder Gegenstand durch einen solchen Krystall beleuchtet doppelt gesehen wird), wovon der eine die gewöhnlichen Gesetze der Brechung befolgt und der Gang des andern noch von weit zusammengesetztern abhängt. Der erste heißt der gewöhnlich gebrochene (ordinaire) und der andere der ungewöhnlich gebrochene (extraordinaire). Beim Austritte aus dem Krystalle gehen beide Strahlen in paralleler Richtung neben einander fort. Diese Erscheinung nennt man doppelte Brechung, doppelte Strahlenbrechung (lat. refractio gemina; franz. u. engl. double réfraction). Mehrere Erscheinungen lassen sich aus der Brechung der Lichtstrahlen erklären, z. B. daß ein auf dem Boden eines mit Wassers gefüllten Bechers liegender Gegenstand, der dem Auge an sich durch den Rand des Bechers verdeckt ist, dem Auge sichtbar wird; daß ein Gegenstand unter und hinter einem ebenen Glase dem Auge fast um ein Drittel näher nach der Oberfläche des Glases erscheint, als es wirklich ist; daß Sterne noch vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem Untergange wahrgenommen werden können u. a. m. Schon Ptolemäus hat die Erscheinung der Brechung beobachtet, aber erst durch Descartes (geb. 1596, gest. 1650) sind die Gesetze derselben bekannt geworden. Die Erscheinung der doppelten Strahlenbrechung wurde zuerst im XVII. Jahrh. von Bartholin an einem Krystalle von kohlensaurem Kalke, der vorzüglich in Island vorkommt, bemerkt. Aber erst Huyghens gelang es, die Gesetze, nach denen die doppelte Strahlenbrechung erfolgt, aufzufinden. 40.

Brechwein, s. Spießglanz.

Bredow (Gottfried Gabriel), der berühmte Geschichtschreiber, ward 1773 zu Berlin geboren. Da seine unbemittelten Eltern an den talentvollen Jüngling nichts wenden konnten, nahm sich Meierotto seiner an, er studirte dann in Halle und ward darnach Lehrer am grauen Kloster in Berlin, hierauf an das Gymnasium nach Eutin gerufen und erst Lehrer, dann an Voß's Stelle Rector der Schule daselbst, von wo er später als Professor nach Helmstädt ging. Aber durch seine „Chronik des XIX. Jahrh." und die Fortsetzung von Busch's „Welthändel" ward er der westphälischen Regierung verdächtig und entging mit genauer Noth dem Gefängnisse. Gern nahm er daher den Ruf als Professor und Schulrath nach Frankfurt a. d. O. an (1809), von wo er bei der Verlegung der Universität, woran er großen Antheil hatte, mit nach Breslau ging (1811). Doch bald darauf befiel ihn eine schmerzhafte Krankheit, der er nach 3 Jahren (1814) unterlag. Sein Charakter war bieder, aber es fehlte ihm Gewandtheit im Umgange, doch haben seine Schriften bleibenden Werth, unter denen sein „Handbuch der alten Geschichte" Altona 1799, die „epistolae parisienses," „Leben der Frau von Maintenon", „Biographie Karl's des Großen" ꝛc. vorzüglich zu bemerken sind. 16.

Brée, Name zweier Brüder, welche zu den ausgezeichnetsten Malern neuerer Zeit gehören. Der älteste, Mathieu van B., geb. 1773 zu Antwerpen, hat sich als Darsteller geschichtlicher Scenen aus der ältern und neuern Zeit berühmt gemacht. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er in seiner Vaterstadt, zu Paris (unter Vincent) und in Italien. Das erste Werk, welches seinen Ruf

begründete, war der „Tod des Cato" (1798). Die Manier dieses Künstlers nähert sich der von Rubens. Man rühmt besonders sein treffliches Colorit, die Lebhaftigkeit der Figuren und eine äußerst anziehende geistreiche Composition. Wir nennen von seinen Werken außer dem angeführten noch folgende: die Taufe des heiligen Augustin, den Abschied des Regulus, den Einzug des Consuls Napoleon und seiner Gemahlin in Antwerpen, eine Darstellung der heldenmüthigen That des Bürgermeisters van Werff (1576) und einige Schiffstücke. — Sein Bruder, Philipp Jacob van B., geb. 1786, ging ebenfalls nach Italien und nahm in Pavia seinen beständigen Wohnsitz. Er ist als Historienmaler eben so berühmt geworden, wie sein Bruder und arbeitet fast in derselben Manier wie dieser. Unter seinen Werken sind die bekanntesten: Maria Stuart in ihren letzten Augenblicken (in der Gemäldegallerie von St. Cloud befindlich), Maria von Medicis nebst ihrem Sohne Ludwig XIII. vor Rubens, Atala, die Königin Blanka mit Ludwig dem Heiligen als Kind, und die Tochter des Königs Stanislaus von Polen, Maria Leczinska, als einjähriges Kind. 22.

Breenberg (Bartholomäus), geb. um das Jahr 1620 zu Utrecht, malte sehr schöne Landschaften, auf welchen gewöhnlich eine historische Scene dargestellt war. Wer sein Lehrer gewesen, ist unbekannt. Seine spätern Studien machte er zu Rom und hier erwarb er sich durch aufmerksame Betrachtung der Natur und der Werke berühmter Meister eine eigenthümliche höchst anziehende Manier. Die Figuren auf seinen Werken sind nicht von seiner Hand. Fünf ausgezeichnete Stücke dieses Meisters befinden sich zu Paris. Auch seine radirten Blätter sind sehr geschätzt. — Er starb im J. 1660. 22.

Breguet (Abraham Louis), Uhrmacher und Mechaniker, geb. d. 10. Jan. 1747 zu Neufchatel, bekannt als Vervollkommner der Uhrmacherkunst, Physik und Mechanik. Er verfertigte die ersten doppelten astronomischen Uhren, doppelte Chronometer, sympathetische Pendelwerke, Seeuhren ꝛc., auch verbesserte er die Telegraphen, wodurch er sich einen ausgezeichneten Ruhm erwarb. 26.

Breislak (Scipio), ein Deutscher, geb. 1768 zu Rom, ist einer der ausgezeichnetsten neuern Naturforscher und Geologen. Einige Zeit lebte er in Ragusa als Professor der Physik und Mathematik, dann zu Rom als Professor am collegio nazareno, reiste später nach Paris und erhielt von Napoleon die Oberaufsicht über die Pulverfabriken im Königreiche Italien. Unruhen veranlaßten ihn zu einer zweiten Reise nach Frankreich, wo er von jetzt an ohne Anstellung zu nehmen nur wissenschaftlichen Arbeiten lebte. Er starb zu Turin den 15. Februar 1826. — Als Geolog trat B. als entschiedener Gegner der Neptunischen Systeme auf, wich aber von den Vulkanisten in sofern ab, als er nicht wie diese annahm, daß der rohe noch unausgebildete Erdkörper durch Feuer eine flüssige Masse geworden und nach und nach zu der jetzigen Gestalt erhärtet sei, sondern behauptete, die Erde sei dadurch eine feste Masse geworden, daß der freie Wärmestoff, durch welchen die Flüssigkeit des Erdkörpers bedingt war, in den gebundenen übergegangen und so die Erhärtung erfolgt sei. Wie er auf diesem Grundsatze sein System fortgebaut und entwickelt hat, ist am besten aus seinen Schriften zu ersehen, von denen folgende zu erwähnen sind: „topografia fisica della Campania" (1798), „voyages physiques et lithologiques dans la Campanie," deutsch von Franz Ambros. Reuß (Leipzig 1802) „arte di salnitrajo," „institutions géologiques," deutsch von v. Strombeck. 22.

Breite (geogr.), s. Äquator.

Breitenfeld (Schlacht bei), s. Leipzig (Schlacht bei).

Breitinger (Johann Jacob), geb. den 1. März 1701 zu Zürich, studirte in seiner Vaterstadt Theologie, ward daselbst 1745 Professor der griechischen Sprache und Kanonikus des Stifts zum großen Münster und machte sich um die

Schulanstalten Zürichs sehr verdient. Er starb den 15. Dec. 1776. Außer seinen gelehrten Studien, welchen wir eine gute Ausgabe der Septuaginta (Turic. 1730 — 32. 4 Voll. 4.) verdanken, betrieb er mit Vorliebe Philosophie, Geschichte und Literatur. Sein Antheil an dem von Füßlin besorgten „Thesaurus scriptorum historiae Helveticae" (Tiguri, 1733. Fol.) ist nicht unbedeutend. Als Bodmer's unzertrennlicher Freund unterstützte er fleißig dessen Bemühungen für die Verbesserung des deutschen Geschmacks, zeichnete sich aber vor demselben durch Mäßigung und gründlichere Forschung vortheilhaft aus. Wie sehr er in jeder Hinsicht über den Ästhetikern jener Zeit stand, beweisen seine „Kritische Dichtkunst" (Zürich, 1740. 2 Bde. 8.) und seine „Kritische Abhandlung von der Natur, den Ansichten und dem Gebrauche der Gleichnisse" (Zürich, 1740. 8.) zur Genüge, obschon diese Schriften jetzt freilich völlig unbrauchbar geworden sind. 67.

Breitkopf (Johann Gottlob Immanuel), Buchdrucker zu Leipzig, zu seiner Zeit der berühmteste in Deutschland, wurde am 23. Novbr. 1719 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Bernhard Christoph B. eine Schriftgießerei und Buchdruckerei errichtet hatte. Dieser ließ an der Erziehung seines Sohnes nichts fehlen und berechnete sie besonders darauf, daß er einst einen tüchtigen Nachfolger in seinem Geschäfte an ihm erhielte. Allein der junge B. hatte entschiedene Neigung zu den Wissenschaften, besonders trieb er Latein, Geschichte und neuere Sprachen, und hörte zu diesem Behufe fleißig die Vorlesungen Christ's, Gottsched's und Mascov's. Gegen das Griechische zeigte er aber entschiedenen Widerwillen, so auch überhaupt gegen alte Dichter. Wißbegierde trieb ihn sogar zur Philosophie, die er aber bald für abgeschmackt erklärte und mit der Mathematik vertauschte. So bekam er Dürer's Werke in die Hände, las dessen Untersuchung über die mathematischen Verhältnisse der Buchstaben, und fand nun zu seinem Erstaunen, daß die Buchdruckerkunst ein höchst wichtiger Gegenstand und von jenem Gesichtspunkte aus betrachtet noch unendlicher Verbesserungen fähig sei. Von jetzt an beschäftigte er sich unermüdet mit Forschungen über Ursprung, Fortschreiten und mögliche Vervollkommnung derselben. Nach Übernahme des Geschäfts im J. 1745 trat er mit seinen neuen Buchstaben, deutschen und lateinischen, die er mathematisch berechnet und selbst gezeichnet hatte, öffentlich hervor und hatte die Freude, allgemeine Anerkennung zu erhalten. Hierauf brachte er die Kunst, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, zu einem solchen Grade der Vollkommenheit, daß er den Namen eines zweiten Erfinders derselben verdient. Auch ließ er zuerst Landcharten mit beweglichen Typen drukken und machte dieselben Versuche mit mathematischen Figuren, ohne sie jedoch bekannt zu machen. Einige Proben chinesischer Charaktere, welche er auf eben diese Art gedruckt hatte, da man sie vorher nur in Holz schnitt, bewiesen, daß die Anlegung einer vollständigen chinesischen Druckerei nicht unmöglich sei. Die Druckerei B.'s war eine der vollständigsten in Europa; sie enthielt die Stempel und Matricen von 400 verschiedenen Alphabeten. Seine Schriftgießerei beschäftigte 39 Personen und lieferte eine ungeheure Menge Buchstaben, welche auch nach Rußland, Schweden und sogar nach Amerika verschickt wurden. Dagegen mußte er eine Spielkarten- und Tapetenfabrik mit Verlust wieder eingehen lassen. Neben einer Masse von Geschäften behielt dennoch B. noch Zeit übrig zu schriftstellerischen in sein Fach schlagenden Arbeiten. 1774 erschien ein Werk: „Über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" als Vorläufer der beabsichtigten Geschichte der Buchdruckerkunst, an welcher er fortwährend arbeitete. Leider kam das Werk nicht zu Stande. Ein zweites Werk über den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa erschien 1784. Der zweite Theil dieser trefflichen Arbeit ist nach B.'s

Tode aus seinen hinterlassenen Papieren von Roch herausgegeben worden. Roch fing B. die Bearbeitung einer Buchdruckergeschichte an; allein der Tod überraschte ihn, als er erst zum 7. Capitel gekommen war. Er starb von Allen als Biedermann hochgeachtet am 28. Jan. 1794. 22.

Bremen (lat. **Brema**; franz. **Brème**; engl. **Bremen**), eine freie, seit 1815 zum deutschen Bunde gehörige wichtige Handelsstadt an der Weser, liegt unter 53° 4′ 57″ N. B. und 26° 27′ 5″ L. in einer ebenen sandigen Gegend in dem ehemaligen Herzogthume Bremen und besteht aus 2 ungleichen Hälften, der Altstadt und der kleinern Neustadt, welche beide durch die Weser von einander getrennt sind. Mit Einschluß der Vorstädte beläuft sich die Anzahl der Häuser auf 5400, die der Einwohner auf 38000, unter ihnen viele Reformirte. B. ist eine der ältesten deutschen Städte. Anfänglich ein schlechtes von Fischern und Schiffern bewohntes Dorf, gewann sie bald, nachdem hier Karl der Große im J. 788 ein Erzbisthum gegründet hatte, unter bischöflicher Regierung durch ausgebreiteten Handel Reichthum und Ansehen, und wurde eine der bedeutendsten Städte des hanseatischen Bundes. Schon Kaiser Heinrich V. beschenkte sie mit wichtigen Privilegien, welche sie in den Rang der Reichsstädte setzte. Nach Einführung der Reformation hatte sie häufige Streitigkeiten mit ihren Erzbischöfen zu bestehen, welche ihre Ansprüche auf Reichsfreiheit durchaus nicht anerkennen wollten; auch erregte die Einführung der reformirten Lehre im J. 1562 bedeutende Unruhen. Im 30jährigen Kriege wurde sie mit Sitz und Stimme auf den Reichstag berufen; allein Schweden, welches das in ein Herzogthum umgewandelte Erzbisthum im westphälischen Frieden erhalten hatte, wollte die Reichsfreiheit der Stadt nicht anerkennen und schickte 1654 und 1666 Truppen gegen dieselbe; doch wurden die Streitigkeiten durch Vermittelung beigelegt. Ausdrückliche Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit Bremens erfolgte erst 1731, als Braunschweig zum Besitze des Herzogthum Bremens gekommen war. Durch Demolirung der Festungswerke hat B. sehr an Schönheit gewonnen. Der Wall ist in eine große englische Gartenanlage verwandelt und umgibt die ganze Altstadt von einem Weserufer zum andern. Die Neustadt ist regelmäßig gebaut, weniger die Altstadt, deren Häuser mit Erkern und Fenstern überladen sind. Zu den Merkwürdigkeiten Bremens gehört: das 1405 erbaute Rathhaus mit seinem berühmten Rheinweinkeller, die Börse, das Kaufhaus, die Domkirche mit dem Bleikeller, in welchem sich die Leichname unverwest erhalten, die Ansgariuskirche mit ihrem 324 Fuß hohen Thurme, die 175 Schritte lange Weserbrücke und in ihrer Nähe die große Wasserkunst, welche die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Die Stadt hat ferner ein Gymnasium und eine Hochschule, welche aus der Gelehrten-, Handlungs- und Vorschule besteht, ein Taubstummeninstitut, eine Stadtbibliothek, Armenanstalten, ein physikalisches Institut u. a. m. Die Fabriken Bremens, als: Segeltuch-, Leinwand-, Leder-, Tabaks-, Wollenfabriken, die Zuckersiedereien, Essig- und Bierbrauereien sind bedeutend, ungleich wichtiger aber ist der Handel, welcher durch die Lage der Stadt (15 Meil. von der Nordsee) außerordentlich begünstigt wird, und in einem Zwischenhandel mit den Producten der Weserprovinzen und ausländischen Waaren besteht. Hauptartikel ist Leinwand, von welcher jährlich für 5 Mill. Thaler von hier ausgeführt wird. Ein hemmender Umstand ist jedoch immer noch die Versandung der Weser zwischen Vegesak und B., so daß die Seeschiffe zu Elsfleth oder Brake ausladen müssen, ein Nachtheil, durch welchen Hamburg bis jetzt noch Übergewicht über B. behauptet hat. Die Regierung Bremens und des dazu gehörigen $3\frac{1}{2}$ □M. (mit 9000 Einw.) enthaltenden Gebiets ist in den Händen eines aus 24 Mitgliedern bestehenden Raths, an dessen Spitze 4 Bürgermeister mit 2 Syndicis stehen. Als Glied des deutschen Bundes hat B. in

der weitern Versammlung eine besondere und in der engern mit Lübeck, Hamburg u. Frankfurt eine Gesammtstimme. Zur Bundesarmee stellt es 485 M. 22.

Bremer Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man nach Thalern zu 72 Groten à 5 Schwaren. Wirkliche Stadtmünzen. a) Ehemalige seltene, als: Ducaten zu 2¾ Thlr. Ganze, halbe und viertel Speciesthaler, ⅔ und ⅓ Stücke zu 48 und 24 Groten. b) Gegenwärtige, als: Groten von Silber nach dem Conventionsfuße. 1 und 2½ Schwarstücke von Kupfer. II. Längenmaß. 1 Ruthe = 2⅔ Klafter = 8 Ellen = 16 Fuß. Die Elle zu 4 Quartier hält 256⅔ par. Linien; 1 Fuß zu 10 und 12 Zoll ist ½ Elle. III. Flächenmaß. 1 □Fuß zu 144 □Zoll oder 100 □Zoll Decimalmaß. IV. Körpermaß. 1 Kubikfuß hält 1728 gemeine oder 1000 Decimalkubikzoll. V. Getreidemaß. 1 Last zu 4 Quart à 10 Scheffel à 4 Viertel à 4 Spinte; 1 Scheffel = 3734 par. Kubikzoll; 1 Bráu Malz zu 45 und 1 Tonne Salz zu 3⅓ Scheffel. VI. Weinmaß. 1 Ahm zu 4 Anker à 5 Viertel, 1 Ahm Rheinwein zu 45 Stübchen à 4 Quart à 4 Mingeln; 1 Ahm Franzwein zu 44 Stübchen. 1 Orhoft hält 1½ Tierze oder Ahm zu 4 Anker à 5 Viertel à 8⅔ Quart. VII. Biermaß. 1 Tonne zu 45 Stübchen. 1 Tonne Thran zu 6 Stekannen à 16 Mingel. VIII. Handelsgewicht. 1 Centner zu 116 Pfd. à 32 Loth à 4 Quentchen à 4 Orth. 1 Pfundschwer zu 308 Pfd. 26.

Bremse, Nasenknebel, Nasenzwänger, fr. forche-nez; engl. snaffle, ein Instrument, womit man den Pferden die Nase oder Oberlippe, auch wohl die Ohren einklemmt, um sie während einer Operation zum Stillstehen zu bringen. Sie besteht aus Eisen oder Holz und ist einer gewöhnlichen Eisenzange ähnlich. 26.

Bremswerk, Bremsmaschine, Bremskunst, fr. morailles; engl. burnacles, wird eine mechanische Vorrichtung genannt, welche an verschiedenen Maschinen, vorzüglich bei Windmühlen, Bergwerkgöpeln, Tretkrahnen u. dgl. angebracht ist, womit man schnell Bremsen, d. h. die ganze Maschine in ihrem Laufe augenblicklich hemmen kann. Sie bestehen gewöhnlich aus einem concentrisch liegenden Kranze (Bremskranz) mit einem ungezahnten Rade (Bremsrad). Soll die Maschine stillstehen, so wird ersterer auf das Rad niedergedrückt, wodurch sich die innere Höhlung des Kranzes schließt; wird er aber davon entfernt, so entsteht der nöthige Spielraum zwischen der Radperipherie und dem Kranze und die Maschine bewegt sich schnell wieder. Bremswerke, durch welche bei den Bergwerken große Stücke Holz oder Steine in den Schacht gelassen werden, heißen auch Steinhängemaschinen oder Holzhängemaschinen. 26.

Brennglas, Brennlinse, lat. lens caustica; franz. verre ardent; engl. burningglass, ist ein an einer oder auf beiden Seiten erhaben geschliffenes Linsenglas, welches die auffallenden Sonnenstrahlen in seinem Mittelpunkte auf einem engen Raume vereinigt, so daß dadurch wie von einem Flammenfeuer brennbare Materien angezündet werden. Noch lieber wendet man ein an beiden Seiten converes Glas an, weil dieses die Strahlen in einem engeren Brennpunkte vereinigt und sie sich mehr concentriren. Je größer das Glas und je kleiner der Brennraum ist, desto größer sind seine Wirkungen; auch müssen die Strahlen der Sonne senkrecht auf die Fläche des Glases auffallen. Will man aber die Wirkung verstärken, so bringt man bei großen Brenngläsern zwischen diesem und seinem Brennraume mit dem ersten parallel ein zweites kleineres converes Linsenglas an, wodurch sich die Strahlen in einem noch engern Raume vereinigen, und nennt diese zweite Linse das Collectivglas. Schon im Alterthume kannte man diese Brenngläser oder wenigstens denselben ähnliche und entzündete durch sie brennbare Materien. Plinius und Lactantius erwähnen gläserne und metallene Kugeln und Letzterer sagt, daß eine gläserne mit Wasser ge-

füllte Kugel, der Sonne ausgesetzt, auch in der Kälte Feuer anzünde. Aber erst zu Ende des XVII. Jahrh. wurden diese Gläser bekannter durch den sächsischen Edelmann von Tschirnhausen, der auffallend heftige Wirkungen durch sie hervorbrachte und auf seinen Gütern in der Oberlausitz eine eigene Mühle dazu anlegte, wo er einige sehr große Linsen von massivem Glase verfertigen ließ, deren Bearbeitung aber sehr mühsam war und wovon eins 33 Zoll Durchmesser und 7 Zoll Brennweite, und ein zweites 33 Zoll Durchmesser und 12 Fuß Brennweite hatte und 160 Pfund wog. Zwei der größten befinden sich noch in Paris und ein drittes kleineres von 24 Zoll Durchmesser und 9 Fuß Brennweite in Görlitz. Er brachte durch die Gläser grünes oder in Wasser geweichtes Holz augenblicklich zum Brennen; Wasser fing sogleich an zu sieden, Metalle kamen zum Schmelzen, dünnes Eisenblech, Ziegel, Bimsstein ꝛc. wurden durchlöchert und glühend; brachte man Glas schnell in den Brennraum, so zersprang es sogleich, aber langsam erhitzt schmolz es. Ähnliche Versuche sind von Cadet, Brisson, Lavoisier und Macquer angestellt worden. Es wurden zwei Gläser, die als Kugelabschnitte von 4 Fuß Durchmesser zu Kugeln von 8 Fuß Halbmesser zusammengesetzt waren und der Zwischenraum, dessen größte Dicke 5½ Zoll betrug, mit Terpentinöl gefüllt. Da aber wegen der starken Krümmung dieses Glases die Strahlen nicht eng genug zusammenfielen, so bedienten sie sich noch eines Collectivglases. Die Wirkungen dieses Glases waren weit stärker als die der Tschirnhausenschen, auch ohne jenes Collectivglas schmolz es Kupfermünzen in einer halben Minute, die jene erst nach 5 Minuten schmolzen. Mit Collectivglas schmolz Eisen in einem Augenblicke, gab einen brennenden Rauch von sich und verwandelte sich endlich in verglasete Schlacke. Homberg fand, daß die Sonne durch das Brennglas im Winter stärker wirke als im heißesten Sommer; auch glaubt Macquer dabei außerordentliche Wirkungen des Stoßes der Lichtstrahlen gegen die unter dem Brennpunkte befindlichen Körper wahrgenommen zu haben. Brewster schlägt unter dem Namen Brennkugel (burning sphere) einen Apparat vor, den man statt eines Brennglases brauchen könnte. Es werden auf einer Kugeloberfläche Linsen von willkührlichem Durchmesser und Brennweite so vertheilt, daß ihre Brennpunkte in dem Mittelpunkte der Kugel zusammentreffen; die Planspiegel müssen so angeordnet werden, daß sie die Sonnenstrahlen senkrecht auf die Linsen werfen und so sämmtliche Linsen vereinigt im Mittelpunkte der Kugel eine große Hitze hervorbringen. 40.

Brennpunkt, lat. focus; franz. foyer; engl. focus, ist bei Hohl- oder Brennspiegeln diejenige Stelle oder der Punkt, in welchem parallel mit der Achse die darauf fallenden Strahlen sich vereinigen und das Bild des Gegenstandes, von dem sie entstehen, darstellen. Gehen die Strahlen von der Sonne aus, so entsteht am Punkte der Vereinigung ihr deutliches Bild in einem engen, kreisrunden Raume, der den 108. Theil der Brennweite zum Durchmesser hat. Der B. ist also eigentlich nichts Anderes, als der Mittelpunkt des Sonnenbildes durch ihre auffallenden Strahlen hervorgebracht. Fielen ihre Strahlen nur aus einem einzigen Punkte auf die Gläser, so würden sie sich hinter denselben ebenfalls auf einem einzigen Punkte vereinigen müssen; da sie aber von allen Punkten der Sonne zugleich ausgehen, so müssen sich dieselben auch in den daneben liegenden Punkten wiederfinden, wodurch das Bild der Sonne entsteht und die Größe des Brennraumes bestimmt wird; da, wo sich die Lichtstrahlen in einer Stelle des Brennraums mehr durchkreuzen als in der andern, ist auch an diesen Stellen die Hitze am stärksten. Ein B. findet sich beim paraboliſchen Hohlspiegel, weil die entfernten von der Achse parallel mit ihr einfallenden Strahlen sich in einem einzigen Punkte vereinigen. Überhaupt unterscheidet man 1) **wirkliche Brennpunkte**, die, welche den Hohlspiegeln und convexen Linsengläsern angehören,

und 2) eingebildete Brennpunkte oder Zerſtreuungspunkte, wenn die Strahlen von convexen Hohlſpiegeln ſo zurückgeworfen und von concaven Gläſern ſo gebrochen werden, als ob ſie von einem nahe hinter der Oberfläche der Spiegel oder nahe vor den Gläſern liegenden Punkten auszugehen ſcheinen. Auch der Ellipſe, Parabel und Hyperbel werden Brennpunkte beigelegt. In der Ellipſe liegen beide Brennpunkte auf ihrer Hauptachſe in gleichen Entfernungen vom Mittelpunkte. Die Parabel hat nur einen B. in der Hauptachſe. In der Hyperbel findet daſſelbe wie bei der Ellipſe ſtatt, nur daß ſich in dieſer beide Radien an der convexen Seite des Bogens befinden, während bei jener der eine an der concaven, der andere an der convexen Seite liegt. 40.

Brennſpiegel, lat. speculum causticum; fr. miroir ardent; engl. burning speculum, iſt ein ſogenannter Hohlſpiegel, der die Sonnenſtrahlen in einem engen Raume vereinigt, wodurch ſie eine große Hitze hervorbringen. Dieſes Werkzeug kommt in ſeinen Wirkungen mit dem Brennglaſe überein, unterſcheidet ſich aber dadurch von demſelben, daß beim Hohlſpiegel die mit der Achſe parallel auffallenden Strahlen nicht gebrochen, ſondern in einem Punkte vereinigt zurückgeworfen werden, und daß bei dem Brennglaſe der Brennraum hinter denſelben, bei dem B. hingegen vor denſelben fällt. Soll ein B. gehörig wirken, ſo muß er wie das Brennglas ſenkrecht gegen die Sonnenſtrahlen geſtellt werden; da man aber dadurch einen Theil ſeiner Fläche ſelbſt beſchattet, ſo iſt er deßhalb unbequemer als das Brennglas. Die gewöhnlichen B. ſind von Glas, deren hintere Seite convex geſchliffen und belegt, die vordere Fläche aber eben iſt; ſie können aber auch aus gegoſſenem oder geſchlagenem Metalle verfertigt werden, deren innere ausgehöhlte Fläche polirt wird. Auch Holz, Pappe u. a. Materialien laſſen ſich dazu anwenden, dann muß aber die ausgehöhlte Fläche vergoldet oder mit glattem Strohe belegt ſein. Schon die Alten ſind mit dem B. bekannt geweſen; denn Euklid erwähnt in ſeiner Katoptrik ausdrücklich das Zünden der gegen die Sonne gekehrten Hohlſpiegel, und die veſtaliſchen Jungfrauen ſollen ſich der B. beim Anzünden des heiligen Feuers bedient haben. Sehr unwahrſcheinlich aber iſt es, daß Archimedes mit ſolchen Brennſpiegeln die römiſche Flotte vor Syrakus in Brand geſteckt haben ſoll, was wegen der kurzen Brennweite ſolcher Gläſer nicht wohl denkbar iſt; denn dieß wäre nur dann möglich geweſen, wenn er mehrere durch Charniere an einander befeſtigte Planſpiegel dazu benutzt hätte, die in ziemlicher Entfernung große Wirkungen hervorzubringen vermögen, wie Kirchner bewieſen hat, der 5 Planſpiegel von gleicher Größe auf einem Gerüſte ſo aufſtellte, daß ihre Strahlen 100 Fuß weit auf einer beſtimmten Stelle bedeutende Hitze hervorbrachten, und auch Buffon gezeigt hat, der 1747 168 mit Folie belegte Planſpiegel von 6 Zoll Höhe und 8 Zoll Breite durch Charniere mit einander ſo verband, daß die größte Menge derſelben das Bild der Sonne auf einen gewiſſen Punkt warf, wodurch er in Entfernungen von 20, 30 bis 150 Fuß große Hitze hervorbrachte. So zündete er z. B. mit 40 dieſer Spiegel in einer Entfernung von 60 Fuß ein getheertes büchenes Bret, und ſchon mit 12 Gläſern in einer Entfernung von 20 Fuß leichter brennbare Sachen an, ſchmolz mit 117 Gläſern Silber und Stücke Geld und entzündete mit 128 ein 150 Fuß entferntes getheertes Tannenbret. Ob aber Archimedes ſchon dieſe Zuſammenſetzung gekannt habe, iſt nicht erwieſen, doch wird auch dem Proklus Ähnliches gegen die Flotte des Vitalianus vor Conſtantinopel (1514 n. Chr.) zugeſchrieben. Im XVII. Jahrh. haben ſich mehrere Künſtler mit der Verfertigung ſolcher B. beſchäftigt, worunter ſich beſonders Villette in Lyon und von Tſchirnhauſen ſehr ausgezeichnet haben. Zwei von dem Erſtern verfertigte befinden ſich einer in Paris und einer in Caſſel. Tſchirnhauſen ließ 1687 aus einer gut polirten Kupferplatte einen Spiegel von 6 F. Durchmeſſer und

4 Fuß Brennweite verfertigen, der ſich noch gegenwärtig auf dem mathematiſchen Salon zu Dresden befindet. Mit dieſem Spiegel verglaſete er Ziegel u. Erden, durchlöcherte eiſerne und kupferne Bleche, ſchmolz Silber und ſetzte Holz in Flammen. 40.

Brennſtoff, brennbares Weſen, lat. phlogiston; franz. phlogiston; engl. phlogistic matter. Schon die früheſten Forſcher lenkten ihre Aufmerkſamkeit auf die Erſcheinungen des Feuers. Da gewiſſe Körper in freier Luft ſich ſo erhitzen, daß ſie glühen und ſich zerſetzen oder gar in helle Flammen ausbrechen, ſo nennt man dieſe verbrennliche. Dieſes Phänomen nahmen die alten Chemiker für einen eigenen Grundſtoff in den verbrennlichen Körpern an, den ſie B. nannten und von dem ſie behaupteten, daß er Anlaß zur Flamme gäbe und dieſe auch erhielte. Nach Stahl's Anſicht erhält jeder verbrennliche Körper einen eigenthümlichen B., der beim Verbrennen entweichen und das Feuerphänomen hervorbringen ſoll. Er gab dieſem Brennſtoffe den Namen Phlogiſton, daher dieſe Theorie die phlogiſtiſche genannt worden iſt, die ſich auch ein halbes Jahrhundert hindurch unverändert erhalten hat. Nur erſt durch die wiederholten Verſuche Lavoiſier's wurde jenes widerſprechende Phänomen ans Licht geſetzt. Dieſer hielt den angenommenen B. für ein bloßes Hirngeſpinnſt und verließ das Stahl'ſche Syſtem gänzlich, erklärte alle Erſcheinungen aus bloßer Zerſetzung der dephlogiſtiſirten Luft und ward der Gründer des bald von allen Chemikern Europas angenommenen antiphlogiſtiſchen Syſtems, weßhalb dieſe Antiphlogiſtiker, jene aber Phlogiſtiker heißen. 40.

Brennus, der Name mehrerer Heerführer der alten Gallier, von denen beſonders zwei in der Geſchichte berühmt geworden ſind. Einer dieſes Namens, Anführer der ſenoniſchen Gallier, welche ungefähr um das Jahr der Erbauung Roms 360 (393 v. Chr.) über die Alpen in Italien eingedrungen waren, wurde von Aruns, einem angeſehenen Bewohner von Cluſium in Hetrurien, um Abhülfe einer Ungerechtigkeit angerufen, welche ihm in einem Streite mit ſeinem Mündel widerfahren war. B. zögerte nicht, unterwarf ſich das ganze Land zwiſchen Ravenna und Picenum und rückte zuletzt vor Cluſium. Die bedrängten Cluſier baten die Römer, welche damals Veji belagerten, um ſchleunige Hülfe. Drei Brüder aus dem Geſchlechte der Fabier wurden ſogleich an den B. abgeſchickt, um ihn im Namen Roms zur Aufhebung der Belagerung aufzufordern. Sie begingen aber den Fehler, erzürnt über die Antwort des B., ſein Recht ſei ſein Schwert, ſich ſelbſt bei einem Ausfalle an die Spitze der Cluſier zu ſtellen. B., erbittert über dieſe Verletzung des Völkerrechts, ſetzte ſich nun gegen Rom in Bewegung. Vergebens forderte er die Auslieferung der Fabier; vielmehr wurden dieſe zu Kriegstribunen erwählt und rückten an der Spitze von 40000 Mann dem B. entgegen. Am Fluſſe Allia, 60 Stadien von Rom, kam es zur Schlacht, in welcher die Römer eine völlige Niederlage erlitten (vor Chr. 390). B. rückte in Rom ein, gab es der Plünderung preis und ließ, als ſein Angriff auf das Capitol, welches ein Theil der Römer beſetzt hielt, abgeſchlagen worden war, aus Erbitterung die Stadt niederbrennen. Doch das Capitol hielt ſich; 7 Monate lang ſchlugen die Römer die Angriffe der Gallier, unter dieſen einen nächtlichen, welcher durch Gänſe verrathen wurde, zurück, wurden aber endlich durch Hungersnoth zu Unterhandlungen genöthigt, in deren Folge B. nach Empfang von 1000 Pfund Gold abzuziehen verſprach. Der Tribun Qu. Sulpicius kam mit der bedungenen Summe im Lager der Gallier an, bemerkte aber bei der Abwägung derſelben, daß das Gewicht der Gallier falſch ſei. Auf ſeine Bemerkung darüber wurde er von B. verhöhnt und mußte geduldig mit anſehen, wie dieſer noch ſein Schwerdt und Wehrgehänge in die Wage warf. Da plötzlich erſchien Camillus (ſ. d. Art.) mit ſeinem aus den herumirrenden Römern geſammelten Heere an dem Orte der Verhandlung, erklärte den Vertrag

als Dictator für ungiltig und schlug in dem hierauf zwischen den Ruinen der Stadt entstandenen Kampfe die Gallier zurück. Diese brachen während der Nacht ihr Lager ab und suchten zu entkommen, wurden aber am folgenden Tage von Camillus eingeholt und völlig vernichtet. Über die fernern Schicksale des B. schweigt die Geschichte. — Ungefähr 100 Jahre später brach ein zweiter Brennus an der Spitze eines zahlreichen gallischen Heeres in Macedonien ein, bemächtigte sich nach einem Siege über Sosthenes des ganzen Landes, umging das bei Thermopylä versammelte griechische Heer und rückte vor Heraklea. Von hier zurückgedrängt ging er über den Öta und bedrohte Delphi. Von allen Seiten angegriffen konnte er die Niederlage seines Heeres nicht aufhalten. Schwer verwundet ließ er sich aus dem Treffen tragen und starb an selbst genommenem Gifte. Von seiner Armee entkam nach griechischen Berichten nicht Einer. 22.

Brennweite, lat. distantia foci; franz. distance du foyer; engl. focal distance, ist die Entfernung oder der Abstand des Brennpunktes oder Brennraumes vom Mittelpunkte der Brenngläser oder Brennspiegel, die sich durch Übung und Erfahrung sehr leicht finden läßt. Bei paraboliſchen Spiegeln fällt der Brennpunkt mit dem der Parabel zusammen, durch deren Umdrehung der Spiegel entsteht. Bei sphärischen Hohlspiegeln ist sie gleich dem Vierteldurchmesser der Kugel, wovon der Spiegel ein Theil ist. Für die an beiden Seiten conver geschliffenen Linsengläser verhält sich die halbe B. zum Radius der einen Oberfläche, wie der Radius der andern Oberfläche zur Summe beider Radien. Bei concaven Gläsern, so wie bei concav-convexen, wo der Halbmesser der convexen Fläche größer als der concaven ist, gibt es keine Vereinigung der Strahlen; daher wird der Ausdruck für die B. negativ. 40.

Brenta, Brente, Eimer Weinmaß in Italien und der Schweitz, wird in Mailand in 3 Stara à 2 Mine à 2 Quartari à 4 Pinten à 2 Boccali, in Rom in 3 Barili à 32 Boccali à 4 Foglietti, in Turin, Alessandria u. a. O. in 6 Rubbi à 6 Pinten à 2 Boccali à 2 Quartini, in Verona in 16 Basse, in Bern in 25 Maß à 4 Vierteli, in Solothurn in 5 Stützen à 5 Maß und in Tessin in 33 Pinten à 2 Pokale (Boccali) eingetheilt. 26.

Brentano (Clemens), geb. zu Frankfurt a. M. 1777, studirte zu Jena und lebte später ohne Anstellung abwechselnd zu Jena, Frankfurt, Heidelberg, Wien und Berlin. Im J. 1805 verheirathete er sich mit der bekannten Schriftstellerin Sophie Mereau, geb. Schubart, welche ihm aber der Tod schon im folgenden Jahre wieder entriß. Er trat 1818 zum Katholicismus über, ging in das münsterische Kloster Dülmen und 1822 nach Rom, wo er ein eifriges Mitglied der Propaganda geworden sein soll. Seine ersten Versuche: „Satyren und poetische Spiele" (Leipz. 1800. 8.), welche er unter dem Namen Maria herausgab, und sein Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" (Bremen 1801. 2 Thle. 8.) zeugten von einem reichbegabten Dichter, beurkundeten aber zugleich ein unklares, zerrissenes Gemüth, welches nur zu oft verletzend auf den Leser einwirken muß. Sein Lustspiel „Ponce de Leon" (Gött. 1804. 8.), ein sowohl in Hinsicht der Gedanken als auch der Sprache tolles Capriccio, bestätigte dieses Urtheil zur Genüge; ruhiger und nicht ohne gelungene Scenen ist das Drama: „die Gründung Prags" (Leipz. 1815. 8.). Andere dramatische Erzeugnisse: „die lustigen Musikanten", ein Singspiel (Frankf. 1803. 8.) und „Viktoria und ihre Geschwister, klingendes Spiel" (Berlin 1817. 8.) sind minder bedeutend. B.'s Verdienste um die ältere Literatur dürfen nicht unberührt bleiben; ihm und seinem Freunde Achim von Arnim verdanken wir „des Knaben Wunderhorn" (N. A. Heidelb. 1819. 8.), eine Sammlung von Liedern, welche als die herrlichsten Blüthen ächtdeutschen Geistes anerkannt werden müssen; ihm allein die Ausgabe der schönen Erzählung G. Wickram's: „der Gold-

faden" (Heidelb. 1819. 8.). Das vorzüglichste, von den oben gerügten Fehlern gänzlich freie Erzeugniß unseres Dichters ist die innig-rührende, durch das Einfach-Schöne des Inhalts und der Sprache ausgezeichnete „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" (in dem 2n Bdchn. der „Gaben der Milde" von F. W. Gubitz). H. Heine vergleicht C. Brentano sehr treffend mit jener Prinzessin in einem chinesischen Mährchen, deren höchste Wonne darin bestand, kostbare Seiden- und Goldstoffe zu zerreißen und welche, nachdem sie Hab' und Gut diesem tollen Spiele geopfert hatte, als eine unheilbare Wahnsinnige in einen Thurm eingesperrt werden mußte. — B.'s Gemahlin, geb. am 27. März 1761 zu Altenburg, behauptet einen ansehnlichen Rang unter den deutschen Dichterinnen. Fehlt es gleich ihren „Gedichten" (Berl. 1800—1802. 2 Bdchn. 8.) und Erzählungen („das Blüthenalter der Empfindung" (Gotha 1794. 8.) und „Kalathiskos" (Berl. 1801—1802. 2 Bdchn. 8.)) an Originalität, so kann man ihr doch eine lebendige Phantasie und ein tiefes Gefühl für die sanfte Harmonie der Natur nicht absprechen. In ihren späteren Gedichten folgte sie den Ansichten der neueren Kunstphilosophie, ohne sich von einem gehaltlosen Mysticismus irre leiten zu lassen. Die „spanischen und italienischen Novellen" (Penig 1804—6. 2 Bdchn. 8.), die Übersetzung von Boccaccio's „Siametta" (Berl. 1806. 8.) und viele Dichtungen in der „Bunten Reihe kleiner Schriften" (Frankf. 1805. 8.) sollen nicht von ihr, sondern von ihrem Gatten, C. Brentano, sein. 67.

Bresche, Sturmlücke, fr. brèche; engl. breach, nennt man eine in den Wall oder die Werke einer Festung gewöhnlich durch Geschützfeuer, manchmal auch durch Minen bewirkte Öffnung oder Weg, wodurch es ohne bedeutenden Verlust dem Fußvolke möglich wird, die Festung durch Sturm zu nehmen. Eine solche Breschelegung kommt am häufigsten bei Belagerungen vor. 26.

Bretagne, s. Frankreich.

Bretschneider (Heinrich Gottfried von), k. k. östreichischer Gubernialrath, ein durch Schicksale, offnen wahrheitsliebenden Charakter und umfassende Kenntnisse merkwürdiger Mann, geb. den 6. März 1739 zu Gera, erhielt seine erste Ausbildung in der herrnhuthischen Erziehungsanstalt zu Ebersdorf, faßte aber hier, wohl wider die Absicht seines zur Frömmelei geneigten Vaters, einen so entschiedenen Widerwillen gegen alles Mystische, daß später die Ausrottung desselben ein Gegenstand seiner Thätigkeit wurde. In seinem 16. Jahre trat er als Cornet in das sächs. Dragonerregiment Graf Brühl, machte die Schlacht bei Collin mit, wurde 1759 Offizier und gerieth als Rittmeister bei einem preuß. Freicorps in franz. Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung (1763) trat er als Landeshauptmann in nassauische Dienste, verließ sie aber bald und besuchte von 1772 an Frankreich, England und Holland. Nach mancherlei Abenteuern kehrte er zurück und erhielt durch die Fürsprache des Freiherrn von Gebler in Östreich zuerst als Kreishauptmann im Temeswarer Kreise eine Anstellung. 1778 wurde er mit dem Charakter eines Gubernialraths nach Ofen und 1784 in derselben Eigenschaft nach Lemberg versetzt. Er nahm 1809 als k. k. Hofrath seine Entlassung und starb nach mancherlei Wechsel seines Aufenthaltes zu Krzimitz, dem Schlosse seines Freundes, des Grafen von Wrthby, am 1. Novbr. 1810. — Da B. eine gelehrte Bildung nicht erhalten hatte, so müssen die gründlichen und mannichfaltigen Kenntnisse, die er in seinen Schriften so trefflich gezeigt hat, allerdings Bewunderung erregen. Sein lebhafter, schnell auffassender Geist wußte sich in den verschiedenen Verhältnissen, in denen er sich befand, mit eben so viel Leichtigkeit zu bewegen, als praktische Erfahrungen in ihnen zu sammeln. Als erklärter Feind der Mystik und der geheimen Umtriebe der Pfaffen und Jesuiten, trat er kräftig in Wort und Schrift gegen dieselben auf und enthüllte ihr

stilles Treiben, nicht achtend die Anfeindungen und Verfolgungen, die er deßhalb zu dulden hatte. Nichts entging seinem Scharfblicke; selten blieb ein Gebrechen der Zeit in seinen vielen, meist anonymen Schriften ungezüchtigt, und wenn der Umgang mit Menschen aller Stände (denn selbst Joseph II. und Leopold schätzten ihn) seiner satyrischen Feder Stoff genug darbot, so wußte er sich andrerseits durch Redlichkeit und ächten Patriotismus die Achtung aller Gutdenkenden zu sichern. Von seinen literarischen Erzeugnissen sind viele, besonders auf Localitäten und Zeitereignisse Bezug habende, in Zeitschriften zerstreut und deßhalb weniger bekannt. Von seinen übrigen Schriften nennen wir nur folgende: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther" 1774; „Familiengeschichte und Abentheuer des Junkers Ferdinand von Thon" 1775; „Fabeln, Romanzen und Sinngedichte" 1781; „Musenalmanach" 1788; „Waller's Leben und Sitten" 1793, eine gut geschriebene Schrift voll Satyre und trefflichen philosophischen Bemerkungen. Sehr verdienstlich sind die in der allgemeinen deutschen Bibliothek befindlichen Recensionen B.'s (Chiffre Fi. und Dp.), besonders die über Swedenborg's Schriften (Bd. 107.). Meusel's hist. lit. bibliograph. Magazin, der deutsche Merkur u. a. enthalten ebenfalls viele Aufsätze B.'s, auch wurde die Frankfurter gelehrte Zeitung mehrere Jahre lang ganz allein von ihm besorgt. Höchst interessant und datenreich ist das nach seinem Tode durch Göckingk herausgegebene Werk: „Reise des Hrn. von Bretschneider nach London und Paris; nebst Auszügen aus seinen Briefen von Nicolai" Berlin 1817. — B. war verheirathet und hinterließ einen einzigen Sohn in östreich. Diensten. 22.

Bretschneider (Karl Gottlieb), einer der berühmtesten Theologen unserer Zeit, ward zu Gersdorf im Schönburgschen als Sohn eines Geistlichen den 11. Febr. 1776 geboren, zuerst von seinem Vater, dann von seinem Onkel, dem Cantor in Hohenstein, und endlich auf dem Lyceum zu Chemnitz, hier zu gleicher Zeit mit Tzschirner, Winzer, Pölitz, Kreysig, Neander gebildet, studirte seit 1794 in Leipzig und eröffnete 1804 zu Wittenberg theologische und philosophische Vorlesungen, verließ aber 1806 wegen der Unglücksfälle Wittenbergs diese Stadt, ward 1807 Oberpfarrer zu Schneeberg, 1808 Superintendent zu Annaberg und 1816 auf von Ammon's Empfehlung Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Gotha, nachdem er 1812 die Würde eines Doctors der Theologie von Wittenberg erhalten hatte. Hatte er schon vorher durch gediegene Werke, wie seine Habilitationsschrift: „De libri sapientiae parte priore" Witteb. 1804; „die systematische Entwickelung der dogmatischen Begriffe" Leipz. 1805 (dritte Aufl. 1824); „Liber Jesus Siracidae" Regensburg 1806; „Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche" Leip. 1814—18. 2 Bde. (3e Aufl. 1828) und andere Schriften, sich als gelehrten und denkenden Theologen bewährt; so hat er auch ferner trotz seiner vielfachen Amtsgeschäfte unermüdlich die theologischen Wissenschaften gefördert, wie seine „Probabilia etc." über die Schriften des Evangelisten Johannis" (Leipz. 1820), sein „Lexikon über das Neue Testament" (2e Aufl. Leip. 1829) beweisen; aber vorzüglich ist er neben seinen praktisch-theologischen Werken: „über die Unkirchlichkeit unsrer Zeit" (Gotha 1820 u. 22); „Lehrbuch der Religion ꝛc." (Gotha 1824 u. 27), „Predigten" (Leipz. 1825) u. m. a., als rüstiger Kämpfer für Gewissensfreiheit und den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen aufgetreten. So gegen Harms in der „Beleuchtung der 95 reformatorischen Streitsätze ꝛc." Leipz. 1818; gegen den Engländer Rose in der „Apologie der neuern Theologie des evangelischen Deutschlands" Halle 1826; gegen die neuern Angriffe der katholischen Kirche in seinem „Heinrich und Antonio ꝛc." (Gotha 1826. 4e Aufl. 1830); gegen die Verketzerungsversuche der Hengstenbergschen evangel. Kirchenzeitung in den beiden: „Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: ob evangel. Re-

gierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben" Leipz. 1830. und in seinen Streitschriften gegen den jetzigen Consistorialrath Dr. Hahn in Breslau, wie in einer Anzahl Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, z. B. der „Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit" und der jetzt von ihm redigirten „Kirchenzeitung". Unter seinen neusten Schriften zeichnet sich besonders aus: „der Simonismus und das Christenthum" Leipz. 1832. — Seinen theologischen Ansichten nach sucht B. einen Mittelweg einzuschlagen, indem er sich mit Gabler (st. 1826) und von Ammon zu dem sogenannten rationalen Supernaturalismus bekennt (s. d. Art. theol. Systeme). 16.

Bretzner (Christoph Friedrich), ward den 10. Decbr. 1748 zu Leipzig geboren, ward Kaufmann daselbst und starb als solcher den 31. Aug. 1807. Als dramatischer Dichter erwarb er sich eine Zeit hindurch einen ausgebreiteten Beifall vorzüglich in der Komödie, in welcher Gattung das Räuschchen, der Eheprocurator, der argwöhnische Liebhaber am bekanntesten sind. Fast gleiches Glück machte er mit seinen Operntexten, unter denen Belmont und Constanze, oder die Entführung aus dem Serail, sich durch Mozart's Musik noch jetzt vielen Beifall erwirbt. Seine Schriften sind gesammelt, Leipz. 1820. 8. 4 Bde. B.'s Anlage zur dramatischen Dichtung ist nicht zu verkennen, aber das zu große Haschen nach Effect und das oft Platte seines Geschmacks selbst in den sinnreichsten Situationen gibt ihm doch nur einen untergeordneten Rang unter den deutschen dramatischen Dichtern. 16.

Breughel oder **Breugel**, Name einiger Maler: 1) Peter B., geb. 1510 zu Breughel, einem Dorfe bei Breda, war ein Schüler Kreck's von Älst, unternahm später zu seiner Ausbildung eine Reise durch Frankreich und Italien, und wurde nach seiner Rückkehr nach Antwerpen Mitglied der dasigen Akademie (1551). Er starb zu Brüssel im J. 1570. — Die Stücke B.'s stellen fast alle Naturscenen, Bauerntänze, Hochzeiten, denen er oft verkleidet beiwohnte, und dgl. dar und sind mit einer solchen Naturtreue gearbeitet, daß ihm in dieser Hinsicht nur Tenier an die Seite zu stellen ist. Colorit und Bekleidung der Figuren sind untadelhaft. Dieser Künstler ist unter dem Namen Bauern-Breughel bekannt. — 2) Johann B., des vorigen Sohn, geb. um das Jahr 1568, genannt Sammt-Breughel, weil er seine Figuren gewöhnlich mit diesem Stoffe bekleidete, erhielt seine erste Ausbildung von Peter Goekindt, bei dem er Blumen und Früchte malen lernte, reiste dann nach Italien, legte sich hier auf die Landschaftsmalerei und erwarb sich zugleich in der Darstellung kleiner Figuren bedeutende Fertigkeit. Rubens, van Baelen, Rottenhammer, Adrian van der Velde, Steenwick und Momper ließen daher häufig Hintergründe und Figuren ihrer Gemälde von B. malen. Für sein Hauptwerk wird das Paradies gehalten, zu welchem er die Landschaft und Rubens die Figuren malte. Eben so berühmt sind die vier Elemente in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindlich. B. starb um das Jahr 1642. — 3) Peter B., des vorigen Bruder, malte geschätzte Hexen- und Teufelsscenen, weßhalb er den Namen Höllen-Breughel erhielt. In der Gallerie zu Florenz befindet sich von ihm ein Orpheus, welcher vor Pluto und Proserpina die Lyra spielt, ein Werk, welches für eines seiner vorzüglichsten gehalten wird. 4) Abraham B., genannt der Neapolitaner, geb. 1672 zu Antwerpen, begab sich nach Rom und erhielt dort durch seine Blumen- u. Fruchtstücke ansehnlichen Ruf. Seine Freunde nannten ihn Rheingraf. 5) Jean Baptist B., des vorigen Bruder, wird ebenfalls als Maler geschätzt, doch hat sich wenig von ihm erhalten. 22.

Breve, von dem lat. brevis, kurz, nannten die Päpste ein Sendschreiben, welches sie auf Pergament geschrieben und mit dem Fischerringe versiegelt (sub annulo piscatoris) an Bischöfe und andere Geistliche, so wie an fürstliche Per-

sonen, ergehen ließen. Secretarius brevium ist derjenige, welcher die Breven ausfertigt. Der Gebrauch derselben hat sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten. Sie unterscheiden sich dadurch von den Bullen, daß sie nicht auf vorheriger Berathung mit dem Cardinalcollegium ergehen, die Überschrift nur den Namen des Papstes, nicht aber mit dem Titel Episcopus oder Servus servorum Dei, angibt und die Unterschrift in einem Zeichen und der Contresignatur des Ausfertigers besteht. — Von dem Worte breve leiten auch Einige das deutsche und holländische Brief (im Niedersächsischen auch Bref) ab. — In Frankreich heißt brevet auch ein königl. Gnadenbrief, durch welchen Jemandem ein Amt oder eine Würde übertragen wird, und eben so im Englischen brevet, ein Patent. 27.

Brevier, von dem lat. breviarium, d. i. ein kurzes Verzeichniß oder ein kurzer Auszug, ist das tägliche Gebet- und Erbauungsbuch der katholischen Geistlichen, franz. bréviaire; engl. bréviary, brevéer; ital. breviario. Es besteht aus einzelnen Abschnitten der heil. Schrift, Psalmen, Liedern, Collecten, Antiphonien, Responsorien, kirchlichen Symbolen und Confessionen, nebst der nöthigen Anweisung für den Gebrauch derselben beim öffentlichen Gottesdienste und bei der Privaterbauung. Nachdem schon zu Ende des II. Jahrh. die Gebetsübungen der Zahl nach und als verdienstlich von den Geistlichen anempfohlen und besonders in den Klöstern ein mehrmaliges Beten für jeden Tag zur Pflicht gemacht worden war, entstand auch das Bedürfniß eines kirchlichen sanctionirten Gebetbuchs. Anfangs enthielt es außer dem apostolischen Glaubensbekenntnisse (der Taufformel) und dem Vaterunser noch einige Psalmen und Gesänge, ohne daß jedoch derselben Umfang und Inhalt einer öffentlichen Bestimmung unterlegen hätte. Von den Päpsten Leo d. Gr. (im V. Jahrh.), Gregor d. Gr. (im VI. Jahrh.), Gregor III. und Hadrian I. (im VIII. Jahrh.), Gregor VII. (im XI. Jahrh.) erhielt es vielfache Zusätze, gewann aber dadurch an unregelmäßigem Umfange, so daß Innocenz III. im XII. Jahrh. es in abgekürzter Form brauchbarer machte. In dieser Abkürzung ward das Breviarium von Gregor IX. im XIII. Jahrh. bestätigt und bald nachher von Nicolaus III. für den Gebrauch in den Kirchen zu Rom bestimmt. Indessen enthielt es immer noch einen übermäßigen Ballast von unwichtigen biblischen und Heiligengeschichten, welche im Auftrage des Papstes Clemens VII. der Franciskaner Quignones daraus entfernte und es in dieser Gestalt mit Genehmigung des Papstes Paul III. 1535 zu Rom im Drucke herausgab. Die Verwerfung desselben (in demselben Jahre) von Seiten der Sorbonne in Paris, die es aber 1540 auch noch bestätigte, schwächte den großen Beifall nicht, den es, wiewohl nicht allgemein, erhielt. Pius V. ließ hierauf eine verbesserte Ausgabe 1568 mit einer sie auctorisirenden Bulle erscheinen; Clemens VIII. hielt auch diese noch einer Verbesserung nöthig, die 1602 herauskam, und Urban VIII. veranstaltete endlich noch mit mehreren Geistlichen eine Überarbeitung desselben, die nun als das von der katholischen Geistlichkeit allgemein zu brauchende Breviarium romanum 1631 erschien und späterhin einige wenige Zusätze erhielt. Indessen haben, wie früher, so noch jetzt die einzelnen Mönchsorden verschiedene Breviere. Da das röm. B. in lateinischer, folglich den Laien unverständlicher Sprache geschrieben ist, so hat für ihr Verständniß der kirchlichen Andachtsübungen Dereser sich verdient gemacht durch die Schrift: „Großes biblisches Erbauungsbuch oder deutsches Brevier für katholische Christen auf alle Tage des Kirchenjahres" Heilbronn 1820. 8. 4 Bde. 27.

Breyhan, s. Bier.

Briareus, s. Centimanen.

Brief, lat. epistola; franz. lettre; engl. letter, stammt vom lat. breve ab und bedeutet also eigentlich: kurze Schrift, und zwar zum Behufe einer Kundmachung, aber mehr im vertraulichen freundschaftlichen Sinne, während

ein Schreiben ein mehr abgemeſſenes Verhältniß, gewöhnlich zwiſchen Perſonen ungleichen Standes, vorausſetzt. So viele Briefe nun aber auch geſchrieben werden, ſo ſchwer iſt es doch, einen guten Brief zu ſchreiben, da der Erforderniſſe dazu zu viele ſind. Denn was 1) den Inhalt des Briefes betrifft, ſo kann derſelbe ſo vielfach ſein, als es Gegenſtände der Kundmachung gibt, und dieſer muß natürlich großen Einfluß auf 2) den Ton des Briefes äußern, der ſich anders geſtaltet, wenn man berichtet, als wenn man begehrt, anders beim Ausdrucke der Gefühle, als bei Belehrungen, anders in Geſchäftsſachen, als in blos freundſchaftlicher Mittheilung. Wie ſehr aber auch dann noch Vertraulichkeit und Etiquette, Freude und Schmerz, Forderung und Bitte, Unwille und Zufriedenheit ꝛc. darauf Einfluß haben, iſt leicht zu ermeſſen. Eine beſtimmte Regel wird ſich daher über den Ton eines Briefes nicht geben laſſen, ſondern dieſer muß aus den Umſtänden und den Gefühlen des Schreibenden ſich ergeben; aber im Allgemeinen iſt der Brief eine Unterhaltung mit einem Abweſenden, und man wird keinen Fehlgriff thun, wenn man ſo ſchreibt, wie man ſprechen würde, wenn jener zugegen wäre. Hieraus geht aber hervor, daß 3) der Styl eben ſo verſchieden ſein kann und die Kunſt deſſelben von der Freiheit der Umgangsſprache bis zur überdachteſten Abrundung der Gedanken und Sätze je nach den Umſtänden ſich ſteigern muß, wobei es jedoch auf die größere oder geringere Fähigkeit ſich auszudrücken und die Art des Styls überhaupt bei dem Einzelnen am meiſten ankommt. Am meiſten iſt 4) die Form des Briefes zu berückſichtigen, welche allein gelehrt werden kann und welche ſich in die innere und die äußere unterſcheiden läßt. Die innere Form beruht auf der Art und Weiſe, wie die im Briefe abgehandelten Gegenſtände zu einem Ganzen verbunden ſind; denn Einheit muß auch hier ſtattfinden, und dieſe bedingt ſich entweder durch die allgemeinen Geſetze der Darſtellung oder hier im Beſondern dadurch, daß man Alles, was man im Briefe ſchreibt, in Beziehung auf den ſtellen muß, an welchem man ſchreibt, und nur in ſoweit, als es zum Ganzen überhaupt gehört oder das Intereſſe irgend einer Art bei dem Empfänger erregt; denn eine bloße Erzählung oder Abhandlung iſt noch kein B., wenn ſie auch als ſolcher abgeſchickt würde. Vor Allem iſt aber logiſche Ordnung in einem Briefe eben ſo nothwendig, wie in jeder andern ſchriftlichen Darſtellung und der Schreiber muß ſich daher bemühen, die Gegenſtände ſo an einander zu reihen, wie ſie am natürlichſten und leichteſten überſehen werden können. Als Regel des Wohlſtandes gilt es hier, daß man Alles das voranſtellt, was den Empfänger betrifft und ſeine eignen Angelegenheiten erſt nachher berührt, auch daß man nie mit „Ich" anfange. Die Tendenz des Briefes ſelbſt bedingt übrigens die größere oder geringere Ausführlichkeit deſſelben, und es kommt darauf an, ob er als Zuſchrift oder als Antwort auf einen ſchon erhaltenen B. gelten ſoll; denn im erſtern Falle werden voraus die Gründe zu entwickeln ſein, welche den Schreiber zur Abfaſſung des Briefs veranlaſſen, worauf dann die Sache ſelbſt aus einander geſetzt wird, im letztern wird man Rückſicht auf den Gang der Ideen im vorliegenden Briefe zu nehmen haben. Doch läßt ſich jeder B. in drei Abſchnitte theilen: a) den Eingang, in welchem allgemeine Gegenſtände abgehandelt werden, b) die Hauptgegenſtände der Benachrichtigung in gehöriger Ordnung und c) den Schluß, in welchem man gewöhnlich eigne Verhältniſſe und Höflichkeitsformeln anbringt; was aber bei einem bloßen Billet nicht Alles nothwendig iſt, indem hier meiſt ein Eingang und künſtlicher Schluß nicht zu ſein braucht. Beſondere Regeln haben Geſchäftsbriefe und Briefe der Convenienz, bei welchen die erſtern gewöhnlich ein feſtſtehendes Formular haben, letztere allen Formeln des Anſtandes und den eingeführten Rückſichtsnahmen entſprechen müſſen. Die äußere Form der Briefe iſt mehr feſtſtehend und beruht auf einzelnen Schicklichkeitsregeln in Bezug auf Überſchrift,

Datirung, Unterschrift, Benutzung des Raumes und Brechung der Briefe. Man hat nämlich vor Allem darauf zu sehen, daß der Empfänger mit seiner standesmäßigen Titulatur angeredet werde, wenn nicht ein vertrautes Verhältniß die Förmlichkeit überflüssig macht, man muß ferner zwischen der Anrede und dem Anfange des Briefs einen verhältnißmäßigen Zwischenraum lassen, so wie jene selbst nicht zu hoch auf der Seite stellen, auf dem linken Rande der Seite immer so viel Platz lassen, daß der Leser den B., ohne im Lesen gestört zu werden, gehörig anfassen kann, Bitten und Anträge etwas eingerückt absetzen und am Schlusse mit Wiederholung einer der Anrede entsprechenden Titulatur, welche man gern nach einem kleinen Zwischenraume vom Briefe in der Mitte der Zeile beginnt, seinen Namen an den rechten Rand der Seite mit einer passenden vorgesetzten Verabschiedungsformel etwas tiefer hinsetzen, dem dann gegenüber Ort und Datum des Briefstellens kommt, wenn nicht, wie bei Geschäfts- und freundschaftlichen Briefen, diese schon an der obern rechten Ecke des Briefes am Anfange gesetzt sind. Man hütet sich gewöhnlich, den Text des Briefes so einzurichten, daß die Unterschrift an das Ende der Seite gepreßt wird und sucht dann lieber noch Raum anf der folgenden Seite dazu zu nehmen. Der Brief selbst muß dann so gefalzt werden, daß bei dem Entfalten desselben der Anfang sich von selbst darbietet, ohne daß der B. erst gewendet zu werden braucht, und um dieß zu erreichen, muß man das Petschaft gleich so aufdrücken, daß bei der richtigen Stelluug desselben der Empfänger den B. nur auf der bestimmten Seite öffnet. Anständiger ist es jeder Zeit, einen B. unter Couvert und mit Siegellack verschlossen zu versenden; nur vertrauliche oder Geschäftsbriefe können ohne Couvert und mit Oblate verschlossen sein. Auch das Format des Briefes hat seine Anstandsregeln, und das jederzeit passendste ist das längliche Viereck nach der Quere des Briefes, das um so größer sein muß, je vornehmer der Empfänger des Briefes ist. Über die Aufschrift s. Titulaturen. — Wenn dieß Alles aber nur von den Briefen des gewöhnlichen Lebens gilt, deren Wesen die Verhältnisse und die Fertigkeiten des Schreibers bestimmen, und welche als Erzeugnisse einer innern Nothwendigkeit auftreten; so müssen noch höhere Forderungen an alle die Darstellungen gemacht werden, welche sich nur der Form der Briefe bedienen, wie so viele Romane; denn in ihnen soll sich die vollendete Kunst zeigen, und es ist nicht allein hinlänglich, diese in untadelhafter Form auftreten zu lassen, sondern der Schriftsteller muß sich selbst so sehr in die fremde Individualität hineindenken, daß sich aus den Briefen selbst das Charakterbild zusammensetzen läßt. Denn wenn irgendwo, so spricht sich im Briefe die Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes aus, und nichts ist daher belehrender und der Seelenkunde fördernder, als das Leseu der Briefe ausgezeichneter Geister, welche dann zugleich auch als Muster der brieflichen Darstellung selbst gelten können, mögen diese in eignen Angelegenheiten oder in die Seele eines Andern geschrieben sein. Unter allen gebildeten Völkern hat man dergleichen gesammelt. Wir haben deren bei den Römern von Cicero, Seneca und Plinius d. j., und spätere lateinisch geschriebene vorzüglich von Erasmus von Rotterdam und Melanchthon; unter den Deutschen von Leibnitz, Lessing, Winckelmann, Klopstock, Wieland, Gellert, Rabener, Weiße, Jacobi, Garve, Abbt, Gleim, Bürger, Lichtenberg, Johann v. Müller, Mendelssohn, Herder, Mathisson, Göthe, Schiller u. A.; unter den Franzosen von Pascal, Bellegarde, Fontenelle, d'Argens, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Alembert, Crebillon, Frau v. Sevigné, Ninon de l'Enclos, Racine u. A.; unter den Engländern von Locke, Bolingbroke, Swift, William, Temple, Addison, Chesterfield, Pope, Shaftesbury, Bentley, Richardson, Lady Montague, Yorik, Gray u. A.; unter den Italienern von Manuzio, Bembo, Bentivoglio, Peter Aretin, Alga-

rotti u. A. — Anweisungen zum Briefschreiben oder Briefstellen gibt es ebenfalls fast unzählige, welche gewöhnlich die allgemeinen Regeln über den Briefstyl und Formulare nach den verschiedenen Lebensfällen darbieten; aber wer noch keinen B. schreiben kann, wird dieß auch aus dem besten Briefsteller nicht lernen, und dieser kann ihm höchstens nur für das Zufällige und das Technische an der Form des Briefes nützlich sein. Aufgezählt findet man eine große Zahl derselben in Pölitz allgem. deutscher Sprachkunde S. 507—511. Wir erwähnen nur als der besten der von Moritz, Claudius, Campe, Sternberg und Kerndörfer. 9.

Brieftaube, s. Taube.

Brigade ist eine größere Abtheilung von Kriegsvölkern, welche in der Regel bei dem Fußvolke nie die Anzahl von 6 Bataillons und bei der Reiterei die von 2 Regimentern zu übersteigen pflegt; bei der königl. preuß. Artillerie findet gegenwärtig die Einrichtung statt, daß 3 Abtheilungen dieser Waffe, wovon jede durch einen Stabsofficier befehligt wird, unter der Benennung B. vereinigt werden. In frühern Zeiten, als bei den meisten europäischen Heeren die Regimenter noch Eigenthümer hatten, fand die Bildung der Truppen in Brigaden nur dann statt, wenn größere Massen Truppen zusammengezogen wurden. Da aber nunmehr fast bei allen europäischen Heeren die Regimenter keine Eigenthümer mehr haben und ihr Rang durch Nummern bestimmt ist, so werden schon im Frieden die Regimenter in Brigaden vereinigt. Der Stabsofficier, welcher den Oberbefehl über die auf diese Weise vereinigten Regimenter führt, heißt Brigadier und ist fast immer mit dem Range eines General-Majors bekleidet; aber häufig wird diese Stellung auch nur einem Obersten zu Theil. Seine dienstliche Wirksamkeit, durch die militairischen Verordnungen eines Staates bestimmt, erstrecken sich im Allgemeinen auf Alles, was mit der Ausbildung der Truppen und Commando-Angelegenheiten zusammentrifft; aber in den meisten Staaten behalten die unter seinen Befehlen stehenden Truppen, besonders in Verwaltungs-Angelegenheiten, einen gewissen Grad von Selbstständigkeit, der seiner militairischen Wirksamkeit entzogen ist. Als sich Preußen im J. 1807 durch den Tilsiter Frieden gezwungen sahe, eine mit der Stärke seines Staates und dessen Lage nicht im Verhältnisse stehende geringere Anzahl von Truppen zu halten, so wurden die in jeder Provinz stehenden Truppen immer unter den gemeinsamen Befehl eines höhern Officiers gestellt und ihnen der Name B. beigelegt. Die Aufstellung der auf diese Weise zu Übungen vereinigten Truppen hieß Brigade-Aufstellung. Durch dieß Verfahren bezweckte man bei zukünftigen günstigen Gelegenheiten die Mittel zu schnellen militairischen Bildungen von Truppen auf einem ausgedehnten Raume in Händen zu haben und den höhern militairischen Befehlshabern Gelegenheit zu verschaffen, sich mit dem praktischen Gebrauche der vereinigten Waffen vertraut zu machen. 70.

Brigantine, Brigg, fr. brigantin; engl. brig, brigandine, en Schiff, dabei den Engländern und an den Küsten des mittelländischen Meeres sehr gewöhnlich ist. Es hat außer dem Boegspriet noch zwei senkrecht stehende Masten. Am Fockmast führt es die ordinairen Segel, am größern Mast aber fehlt das Schonfahrsegel, an dessen Statt es eine große Besaam an einer Gabel unten mit einem Baume oder Gicksegel hat. Die Brigantinen, welche zum Kriege bestimmt sind, werden mit 10 bis 20 Kanonen besetzt und vorzüglich zu Seeräubereien gebraucht. 26.

Briggs, Henry, auch Briggius genannt, ein ausgezeichneter Mathematiker, geb. 1556 zu Warleywood in Yorkshire, kam, von äußern Umständen wenig begünstigt, im J. 1579 in das St. Johnscollegium zu Cambridge, wo er sich bald in den mathematischen Wissenschaften auszeichnete. Nach Errichtung des Gresham-Collegium in London erhielt B. im J. 1596 die Professur der Geometrie, wo er sich vorzüglich mit der Bestimmung der geographischen

Breiten mit Hülfe der Magnetnadel beschäftigte. B. gab sich außerordentliche Mühe mit der Berechnung und Verbreitung der Logarithmen, deren eigentlicher Erfinder sein Freund Neper war. Letzterer hatte die sogenannten natürlichen Logarithmen in eine Tafel gebracht, bemerkte aber bald, daß es viel bequemer sein würde, wenn man das Verhältniß 10:1 zum Grundverhältnisse des Systems machen würde und faßte den Entschluß, mit B. diese neuen Tafeln zu berechnen. Doch ehe er denselben ausführen konnte, übereilte ihn der Tod und B. mußte die ganze Arbeit allein vollenden. In seiner Arithmetica logarithmica (London 1642) gab B. die Logarithmen nach dem noch jetzt gebräuchlichen Systeme von den natürlichen Zahlen von 1 bis 20000, und von 90000 bis 100000 mit 14 Decimalstellen; die Logarithmen der Sinus und Tangenten aber für alle Hunderttheile des Quadranten. B. starb zu London den 26. Jan. 1630. Unter seinen übrigen Schriften erwähnen wir vorzüglich Logarithmorum chilias prima (London 1617. 8.). Euclidis Elementorum libri VI priores etc. (London 1620. Fol.). 26.

Brighella, s. Maske.

Brigitte und Brigittenorden. Brigitte, richtiger Birgitte, war die Tochter Birger Peterson's, Ritters, königlichen Raths und Laghmans (oder Sprechers des Volks in der allgemeinen Versammlung desselben) zu Upsala und um das Jahr 1302 geboren. Das Beispiel ihrer frommen Eltern, welche eine Wallfahrt zum heiligen Grabe unternommen hatten und öftere Bußübungen anstellten, wirkte sehr frühzeitig auf die Tochter, welche schon in ihrem siebenten Jahre Visionen bekam, und sich mit Maria und Christus unterredete. In ihrem dreizehnten Jahre wurde sie mit dem Reichsrath und Laghman in Nerike, Ulf Gudmarson vermählt, welchem sie 4 Söhne und 4 Töchter gebar, dabei aber die größte Strenge in ihrem Hause einführte, meistens auf der Erde oder einem Brete schlief, einen Theil der Nacht im Gebete durchwachte, ein härenes Hemd trug, die Kranken in den Spitälern bediente und fleißig Almosen austheilte. Ihr Gemahl, der mit ihr den Tertiariern des Ordens des heil. Franciskus angehörte, zog sich endlich ganz vom Hofe zurück und ahmte der Lebensweise seiner Gemahlin nach. Die ganze Familie wallfahrtete endlich nach S. Jago di Compostella. Nach der Rückkehr und nach dem Tode Gudmarson's entsagte B. gänzlich der Welt, kleidete sich wie eine gemeine Büßende und unterwarf sich den ausgesuchtesten Peinigungen. Dem König Magnus Erikson, mit welchem sie verwandt war, gab sie oft die stärksten Verweise über seine mancherlei Ausschweifungen. Dessenungeachtet schenkte ihr dieser im J. 1348 einen Hof zu Wadstena; und hier ließ sie sogleich das in der Folge so berühmt gewordene Kloster anlegen (s. unten). Im J. 1350 reiste sie nach Avignon und Rom und drang, wiewohl vergebens, in Clemens VI., seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen. Zu einer neuen Wallfahrt nach Jerusalem glaubte sie in ihr gewordenen Offenbarungen hinlängliche Veranlassung zu finden, und starb kaum von dort zurückgekehrt zu Rom im J. 1373. Bonifacius IX. kanonisirte sie im J. 1391 und setzte ihr Fest auf den 23. August. Martin V. bestätigte, und Johann XXIII. wiederholte sogar (am 1. Febr. 1415) ihre Heiligsprechung. — Der von ihr ebenfalls in Folge vorgeblicher Offenbarungen gestiftete Orden entstand 1348 (nach Andern schon 1344) in dem zu Wadstena in Ostgothland errichteten Kloster und erhielt im J. 1370 von Urban V. päpstliche Bestätigung. Er war der Verehrung der Jungfrau Maria geweiht, wurde aber der Orden des Erlösers (S. Salvatoris) genannt, weil sie von ihm selbst die Regel empfangen zu haben behauptete. Ursprünglich sollte es ein Nonnenorden sein; es wurde aber eine Gesellschaft von Mönchen mit demselben verbunden, welche den Nonnen die Sacramente reichen und andern geistlichen Beistand leisten sollten. Beide, Mönche

und Nonnen, ſtanden unter einer Äbtiſſin, wodurch der Orden dem von Fontevraud (ſ. d. Art.) ähnlich war. Übrigens ſollen in jedem Kloſter dreizehn Prieſter, nach der Zahl der Apoſtel, den Apoſtel Paulus mitgerechnet, ſechzig Nonnen, vier Diakonen, um die Hauptlehrer der Kirche, Ambroſius, Hieronymus, Auguſtinus und Gregorius den Großen vorzuſtellen, und endlich 8 Laienbrüder oder Conversi wohnen, durch welche zuſammen, mit Ausſchluß der 13 Apoſtel, die 72 Jünger des Herrn Jeſu repräſentirt wurden. Doch erhielt dieſe Einrichtung im J. 1487 durch Innocenz VIII. manche weſentliche Veränderung, durch welchen namentlich die Zahl der Nonnen jedes Kloſters auf 20 herabgeſetzt wurde. Den ſpaniſchen Brigittinnen gab um das J. 1628 oder 1630 Marina Escobar eine neue und zwar ſehr milde Regel. Die vierte Tochter Brigittens war die, ſpäter in Schweden ebenfalls im Rufe einer wunderthätigen Heiligkeit verſtorbene, Katharina. 60.

Brillant, brillantiren, ſ. Edelſteine.

Brillen, lat. perspicilla; fr. lunettes, besicles; engl. spectacles, oculary, ſind geſchliffene Gläſer oder Linſen in Silber, Stahl, Horn u. dergl. eingefaßt, deren man ſich bedient, um bei großer Fernſichtigkeit nahe, und bei großer Kurzſichtigkeit entfernte Gegenſtände genau und deutlich zu ſehen. Nach dem Grade der Kurzſichtigkeit und Weitſichtigkeit iſt auch der Grad der Concavität und Convexität der Gläſer verſchieden; denn je kurzſichtiger das Auge iſt, deſto hohler muß das Glas ſein, weil es die von entfernten Gegenſtänden kommenden Strahlen ſo bricht, daß ſie divergirend, als kämen ſie von nahen Gegenſtänden, zum Auge gelangen, und je weitſichtiger das Auge iſt, deſto erhabener und gewölbter muß das Glas ſein, weil es die von nahen Gegenſtänden divergirend auffallenden Strahlen ſo bricht, daß ſie beinahe parallel oder ſo zum Auge gelangen, als ob ſie von entfernten Gegenſtänden kämen. Man pflegt die Gläſer nach ihrer Brennweite mit Nummern zu bezeichnen, wozu folgende Regel dient: „Man multiplicirt den gewöhnlichen Abſtand des deutlichen Sehens mit demjenigen Abſtande, in welchem das fehlerhafte Auge deutlich ſieht, und dividirt das Product durch den Unterſchied dieſer beiden Abſtände. Für ſehr reizbare Augen bedient man ſich der grün gefärbten Brillen, denen man eine vorzügliche Erhaltungskraft zuſchreibt, was jedoch nur Vorurtheil iſt; denn ſolche Brillen ſind den Augen mehr ſchädlich als nützlich. Manche Ärzte ſchreiben, um das Auge vom Schielen zu entwöhnen, Brillen vor, in denen keine Gläſer, wohl aber zwei kurze Röhren befindlich ſind, nach deren Richtung ſich der Augapfel wenden muß. Der Engländer Wollaſton erfand vor einigen Jahren die periſkopiſchen Brillen, womit man nicht blos gerade vor ſich hin, ſondern rund herum auf jeder Stelle deutlich hindurch ſehen kann, da man bei den gewöhnlichen nur die Gegenſtände deutlich ſieht, welche in die Achſe der Gläſer fallen. Die Gebrüder Dolland, ſo wie der Franzoſe Cauchoix verfertigten bald nachher mehr dergleichen Brillen und brachten ſie zur hohen Vollkommenheit. Conſervations- oder Präſervationsbrillen ſind ſolche, die eine ſehr große Brennweite haben, aber ſie verderben die Augen gewöhnlich noch mehr als andere. Den Alten war der Gebrauch dieſer unſern edelſten Sinn ſo wohlthätig unterſtützenden Gläſer völlig unbekannt, einige ſetzen ihre Erfindung ins XIII. Jahr und ſchreiben ſie den Italienern zu. Der Engländer Roger Baco erwähnt 1299 dieſelben in ſeinem Opus magnum etwas genauer. Nach Franz Redi (geb. 1626) iſt Aleſſandro de Spina (geſt. 1313), ein Mönch aus Piſa, nach Leopold del Michliore aber Salvino d'Armati (geſt. 1317), ein Bürger zu Florenz, der erſte Erfinder geweſen. Chriſtian Porſchiner aus Königsberg erfand im Jahr 1691 Brillen aus Bernſtein, die man, wenn ſie geſchliffen waren, in Leinöl ſott, wodurch ſie ihre Farbe

verloren und durchſichtig wurden. (Vergl. allgemein. hiſtoriſches Lexikon II. 473. Littrow's Dioptrik. Vollbeding's Archiv. 78. Gehler I. 462.) 40.

Brinkmann (Karl Guſtav von), königl. ſchwediſcher Kammerherr und Commandeur des Nordſternordens, geb. den 24. Febr. 1764 zu Brånokirka in der Stockholmer Landeshauptmannſchaft, ſtudirte zu Upſala, und trat, nachdem er ſeine Ausbildung in Deutſchland zu Barby und auf den Univerſitäten Halle, Leipzig und Jena vollendet hatte, im Jahre 1790 in die Staatsdienſte ſeines Vaterlandes ein. Seiner Neigung folgend wählte er die diplomatiſche Laufbahn, wurde bereits 1792 als Legationsſecretair bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in Dresden und 1794 als Geſchäftsträger daſelbſt angeſtellt. 1798 war er Geſchäftsträger zu Paris, welches er aber durch die Ereigniſſe genöthigt nebſt andern auswärtigen Diplomaten verlaſſen mußte. Von 1801—1807 fungirte er mit einiger Unterbrechung, welche durch die bekannte Zurückſendung des preuß. Ordens veranlaßt wurde, als Geſandter am Hofe zu Berlin, und von 1808—1810 als bevollmächtigter Miniſter zu London. Nach ſeiner Rückkehr aus England nahm er als Kammerherr ſeinen fortwährenden Aufenthalt zu Stockholm, und lebt nach ſeiner eigenthümlichen Art und Weiſe den Wiſſenſchaften. Er iſt ausgezeichnet als Dichter und Proſaiker, in ſeiner Mutterſprache ſowohl, als in der deutſchen, engl., franzöſ. und lateiniſchen. Unter dem Namen Selmar hat er während ſeines Aufenthalts zu Leipzig 2 Bändchen trefflicher Gedichte herausgegeben, und in Zeitſchriften und Taſchenbüchern viel Werthvolles geliefert. Vortrefflich ſind ſeine „philoſophiſchen Anſichten und Gedichte" und ein in ſeiner Mutterſprache der ſchwediſchen Akademie im Jahre 1821 überreichtes Gedicht „die Welt des Genius" erhielt den Preis. Die Briefe an ſeine Freunde und Freundinnen, mit denen er fortwährend in Correſpondenz ſteht, gewähren ebenfalls ein hohes Intereſſe; in reiner trefflicher Sprache behandelt er hier geiſtreich und philoſophiſch anziehende Gegenſtände der Wiſſenſchaft und des Lebens. — Er iſt ſtets unverheirathet geblieben. 22.

Briſeis, ein trojaniſches Mädchen, war dem Achill als Beute zugefallen. Als Agamemnon ſeine Chryſeis, theils auf Bitten ihres Vaters, theils auf Anrathen des Prieſters Kalchas, zurückgeben mußte, drohte er jene dem Achill zu rauben. Welche Folgen dieſe Drohung ſowohl als die Ausführung derſelben hatte, iſt bereits unter dem Art. Achilles erzählt. 56.

Briſſot (Peter), berühmter Pariſer Arzt, gehört in ſofern zu den Reſtauratoren der Medicin, als er im Anfange des XVI. Jahrh. (1514) ſich zuerſt dem bisherigen Grundſatze der Ärzte, zufolge der Lehre der Araber im Seitenſtiche nur wenig Blut, und zwar immer am Fuße wegzulaſſen, widerſetzte, und dagegen den Nutzen des hippokratiſchen Verfahrens, in der Nähe des entzündeten Organs reichlich Blut zu laſſen, durch die Erfahrung erwies. So richtig dieſe Anſicht iſt, ſo erregte ſie doch viel Widerſpruch, weßwegen er Paris verlaſſen mußte und ſich nach Evora in Portugal wendete. Er ſtarb 1522. Erſt nach ſeinem Tode, 1529, kam ſein unſterbliches Werk: apologetica disceptatio de vena secanda in plouritide zu Baſel heraus, das einen Streit verurſachte, deſſen Literatur 63 Werke, darunter die Hälfte in Fol., umfaßt, wobei man ſo weit ging, daß man, B. mit Luther vergleichend, bei Kaiſer Karl V. um Entſcheidung des Streits nachſuchte, was aber unterblieb, da ein ſavoyiſcher Prinz, der ſich an ſeinem Hofe aufhielt, am Seitenſtiche ſtarb, da ihm auf arabiſche Art die Ader geſchlagen worden war. 39.

Briſſot (Jean Pierre), eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der franzöſ. Revolution, wurde den 14. Januar 1754 in Ouarville, einem Dorfe bei Chartres, geboren, erhielt von ſeinem Vater, einem Paſtetenbäcker, eine nicht gewöhnliche Ausbildung und trat frühzeitig als Schriftſteller auf. Aus Eitelkeit

verwandelte er den Namen seines dem engl. ähnlich klingenden Geburtsorts Ouarville in Warville, und nannte sich Brissot de Warville. Seine Kühnheit, mit welcher er die Ungleichheit der Stände in einer seiner Schriften angriff, brachte ihn in die Bastille, aus welcher er jedoch auf Fürsprache der Frau von Genlis beim Herzoge von Orleans bald wieder befreit wurde. Hierauf heirathete er, begab sich im Auftrage des Pariser Polizeilieutenants mit geheimen Instructionen nach England, kehrte dann zurück, und reiste, vergebens eine Anstellung suchend, 1788 nach Nordamerika. Die Revolution rief ihn nach Frankreich zurück. Begierig, sich einen Namen zu erwerben, schrieb er 1789 einige heftige Flugschriften im revolutionairen Sinne, und gab ein Journal „der französische Patriot" heraus, auch nahm er thätigen Antheil an der nach dem 14. Juli 1789 gebildeten Communalrepräsentation zu Paris. Das große Interesse, welches er für das Gedeihen der jungen Freiheit zeigte, und sein wüthender Aristokratenhaß bewirkten, daß er Mitglied und kurz darauf Präsident des comité des recherches (Untersuchungscomité) zu Paris wurde. Außer dem Chevalier von Laclos war er einer der Hauptanstifter des Aufstandes auf dem Marsfelde. Als entschiedener Feind des Königs trat er aber dann auf, als er zum Deputirten bei der Gesetzgebung ernannt war; offen erklärte er, daß allen Königen Europa's der Krieg erklärt werden müsse, und verlangte zuerst die Absetzung und den Tod Ludwig's XVI. Sein Einfluß stieg, und endlich setzte er sogar die Entlassung des friedlich gesinnten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten de Lessart durch, und ließ ihn durch Dumouriez ersetzen, welcher auch wirklich am 20. Apr. 1792 Oestreich den Krieg erklärte. Robespierre, bisher der Freund B.'s, nahm dieß zum Vorwande, um diesen seinen Plänen gefährlich werdenden Nebenbuhler zu stürzen. Er verfolgte ihn mit dem größten Hasse, nannte ihn einen Verräther und Feind der Republik, warf ihm und seiner Partei Begünstigung des Föderalismus vor, und erbitterte das Volk so sehr gegen ihn, daß er endlich, der Gefahr weichend, flüchtete. Allein er wurde zu Moulins ergriffen, nach Paris zurückgebracht, und am 31. Oct. 1793 guillotinirt. — B. hat eine Menge Schriften hinterlassen, von denen sich aber keine über die Mittelmäßigkeit erhebt. 22.

Britannicus (Claudius Tiberius), Sohn des Kaisers Claudius und der Messalina, wurde im Jahre 42 n. Chr. geboren und erhielt den Namen Germanicus, nach dem glücklichen Feldzuge seines Vaters in Britannien aber mit diesem zugleich vom Senate den Beinamen Britannicus. Er war der rechtmäßige Thronerbe, allein Agrippina, die zweite Gemahlin seines Vaters, beschloß die Herrschaft ihrem Sohne erster Ehe, L. Domitius (Nero) zu verschaffen, ließ diesen von Claudius adoptiren, und hielt den B., innige Zärtlichkeit für ihn heuchelnd, in fortwährender Zurückgezogenheit, indem sie zugleich unter dem Vorwande, er sei blödsinnig, nur ihren Creaturen Zutritt zu ihm gestattete. Der Kaiser jedoch konnte die Liebe zu seinem Sohne nicht verhehlen, und als er einst äußerte, er wolle ihn mit der männlichen Toga bekleiden lassen, damit Rom einen Cäsar habe, eilte Agrippina diesem zuvorzukommen, und ließ ihren Gemahl vergiften. Nero bestieg den Thron. Die herrschsüchtige Agrippina wurde bald mit ihrem Sohne, der selbstständig regieren wollte, unzufrieden, und drohte ihm, den B. in seine Rechte einzusetzen. Nero, die Gefahr überschauend, beschloß den Tod des B. An der kaiserlichen Tafel wurde ihm eine starke Dosis von einer gewissen Locusta bereiteten Giftes beigebracht, so daß er sogleich todt zu Boden fiel (56 n. Chr.). Mit ihm erlosch das berühmte Geschlecht der Claudier. 22.

Britannien, s. Großbritannien.

Brizzi oder Bricci eigentlich Brizio (Francesco), ein bekannter italienischer Maler, geb. 1574 zu Bologna, war bis zu seinem 20. Jahre Schuhmacherlehrling, nahm aber von unwiderstehlicher Neigung getrieben bei Paserotti Unter-

richt im Zeichnen, und begab sich hierauf in die Malerschule, welche Ludovico Caracci in Bologna gestiftet hatte. Schnell verdunkelte er alle seine Nebenbuhler, selbst Guido stand ihm in der Perspective nach, und an Zierlichkeit der Zeichnung übertraf er Tiarini. In vielen seiner Stücke hat er Caracci erreicht. Er starb 1623. Von seinem Sohne Philipp B. (gest. 1675) haben sich viele kleine Stücke in Guido's Manier erhalten. 22.

Brocardica heißen die allgemeinen Rechtsregeln, welche wie die versificirten Regeln der medicinischen Facultät zu Salerno ins Volk übergegangen sind. Sie sollen ihren Namen von Burchard, Bischof zu Worms, erhalten haben, der im J. 1022 eine Sammlung von Kirchengesetzen in kurzen Sätzen bekannt machte, und B. nur die italien. Verstümmelung für Burchardica sein. 9.

Brocken (Blocksberg), lat. mons bructerus oder melibocus, der höchste Gipfel des Harzgebirges, liegt in der preuß. Grafschaft Wernigerode unter 51° 48′ 29″ N. B. u. 28° 16′ 20″ L. und erreicht nach neuen richtigen Messungen eine Höhe von 3506 F. Er besteht ganz aus Granit; sein Scheitel ist kahl und nur mit niedrigem Gestripp und Granitblöcken bedeckt. Von seiner Höhe aus genießt man eine weite herrliche Aussicht nach allen Himmelsgegenden hin; hunderte von Städten und Dörfern, und die malerischen Krümmungen der Flüsse bieten sich bei heiterem Wetter dem Auge des Beobachters dar. Zur Bequemlichkeit der Reisenden, deren man während des Sommers oft über 50 an einem Tage hier zusammen antrifft, hat der Graf Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode im J. 1800 auf der höchsten Kuppe des Bergs ein Wirthshaus bauen lassen, in welchem für alle Bedürfnisse hinlänglich gesorgt ist. Für den Brockenbesucher ist besonders merkwürdig der Hexenaltar, die Teufelskanzel, das Wolkenhäuschen, von dem man gewöhnlich den Auf- und Niedergang der Sonne betrachtet, der Hexenbrunnen, das Schneeloch, eine Schlucht, in welcher sich fast das ganze Jahr hindurch Schnee findet, und das Brockenfeld, ein tiefer Torfmoor gleich unter der Spitze des Brockens. Noch ist dieser Berg durch den sonst in ganz Deutschland verbreiteten Volksaberglauben, nach welchem hier seit undenklichen Zeiten die Hexen in der Walpurgisnacht eine solenne Zusammenkunft hielten, merkwürdig geworden. Dieser Volksglaube stammt aber nicht aus der Zeit der Bekehrung der Sachsen zum Christenthume her, sondern ist viel älter, und hat nur durch das Christenthum bedingte Veränderungen in seiner Eigenthümlichkeit erhalten. 15.

Brockes, Berthold Heinrich, geb. den 22. Septbr. 1680 zu Hamburg, genoß in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Erziehung und machte, nachdem er in Halle die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, zu seiner weiteren Ausbildung einige Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands, durch Italien, die Schweitz und Holland, und wollte gerade nach England überschiffen, als ihn Familienverhältnisse nach Hause riefen. Da ein bedeutendes Vermögen seine Unabhängigkeit sicherte, so bewarb er sich nie um ein öffentliches Amt; er erhielt aber 1720 den Beisitz im Rathscollegium zu Hamburg und ward in verschiedenen Angelegenheiten an den östreichischen, preußischen, dänischen und französischen Hof geschickt. Wenige Dichter haben wohl ein so ungetrübtes, glückliches Leben geführt, wie er. Er starb am 16. Jan. 1747. Seine Gedichte, welche unter dem Titel: „Irdisches Vergnügen in Gott" (5. Aufl. Hamburg, 1732—48. 9 Thle. 8.) gesammelt sind, erfreuten sich zu ihrer Zeit des allgemeinsten Beifalls. Sie zeichnen sich sämmtlich durch einen heiteren, frommen Sinn, leichte und fließende Versification, durch Reichthum der Bilder und oft auch durch Schönheit der Sprache aus, sind aber fast durchgehends ohne alle dichterische Begeisterung niedergeschrieben. B. kannte zu wenig die Grenzen der Poesie und der Prosa. Das Kleinlichste, der dichterischen Behandlung gänzlich Unfähige,

wurde von ihm eben so gleichgültig in Verse gebracht, wie das Erhabenste, wodurch eine fast unerträgliche Monotonie entsteht. Seine Übersetzungen von Marino's Bethlehemitischen Kindermord (Hamb. 1715. 8.), Thomson's Jahrszeiten (Hamb. 1740. 8.) und Pope's Versuch vam Menschen (Hamb. 1740. 8.) in matten Reimen sind jetzt völlig ungenießbar. Eine Auswahl seiner besten Gedichte haben Wilkens und Hagedorn (N. A. Hamb. 1763. 8.) besorgt. 67.

Brockmann, Johann Franz Hieronymus, einer der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler, ward 1745 zu Gráz in Steiermark als Sohn eines Zinngießers geboren, zeigte schon früh bedeutende Anlagen, lernte durch dreijährigen Umgang mit spanischen Kriegsgefangenen vollkommen spanisch und ward, 12 Jahre alt, zu einem Bader in die Lehre gegeben, trat kurz darauf mit Einwilligung seines Vaters in Dienste bei einem Officier eines Likanerbataillons, verließ diesen jedoch wegen übler Behandlung und ward von Mönchen in ein Kloster aufgenommen, aus dem er, die Absichten der Mönche durchschauend, zu einer Seiltänzergesellschaft floh (1760). Nach 10 Monaten ward er Ökonomieschreiber des Klosters Arnoldstein in Kärnthen und kehrte 1762 zu seinen Eltern zurück. Diese vermochte er, ihn zu der Bodenburgschen Schauspielergesellschaft gehen zu lassen, und 1765 heirathete er zu Herrmannstadt die Tochter der Directrice. 1766 wurden Beide nach Wien gerufen, aber die unbedeutenden Rollen, die B. hier spielen mußte, genügten ihm nicht, er nahm 1767 mit seiner Frau die Entlassung und engagirte sich bei der Truppe der Madame Kurz, die in den Reichsländern umherzog, und erhielt 1771 einen Ruf nach Hamburg, wo er bald der Liebling des Publikums wurde, vorzüglich als Hamlet, und sein Ruhm scholl durch ganz Deutschland. Als er 1776 nach Wien engagirt wurde und in Berlin auftrat, besuchte selbst Mendelssohn, das einzige Mal seines Lebens, das Theater, Schink widmete der Analyse seines Spiels eine große Abhandlung und Abramson prägte eine Schaumünze auf ihn. In Wien entfalteten sich endlich seine ganzen Talente, der Kaiser selbst ertheilte ihm persönliche Auszeichnungen und sein Bild ward 1787 in den Gemächern der kaiserlichen Burg unter denen anderer berühmter Schauspieler aufgehängt. 1789 wurde er Director der Hofbühne, mußte aber bald einem Cavalier weichen. Mehrmals machte er noch Kunstreisen und starb endlich 1812. — Bewundernswerth war seine Vielseitigkeit, nach welcher er in der erhabensten tragischen Rolle wie in der komischen glänzte, er war durch ein herrliches Organ unterstützt und war der Declamation so Meister, daß er des lautesten Beifalls gewiß war, mochte er auf dem Theater irgend eine Begebenheit erzählen oder im geselligen Zirkel sie vortragen. Dabei hatte er einen höchst edlen Charakter und war von Jedermann geschätzt. Auch als Schriftsteller hat er sich in einigen Dramen gezeigt. 16.

Brockmannen waren ein zwar kleines, aber durch die Behauptung der demokratischen Verfassung merkwürdiges ostfriesisches Völkchen, welches das noch jetzt sogenannte Brockmerland bewohnte. Das Volk hatte die vollkommene Souverainetät, wählte alljährlich für jede der 4 Gemeinden einen Richter, dem ein Talemann (Sprecher) zur Seite stand, vereidete sie und bestrafte die Dienstuntreue durch Niederbrennung ihrer Häuser. Gegen 400 Jahre bestand diese Verfassung, seit der Mitte des XIV. Jahrh. aber unterwarfen sie sich der Leitung eines Häuptlings und so hat sich ihre demokratische Verfassung nach und nach verloren. 37.

Brod, lat. panis; franz. pain; engl. bread, ist eines unseres gesündesten, unentbehrlichsten Nahrungsmittel, dessen wir nie überdrüssig werden, so daß wir selbst das Auskommen des Menschen überhaupt B. zu nennen pflegen. Ehe jedoch das B. in der jetzigen Vollkommenheit bereitet, ehe es gesäuert und gehörig gebacken wurde, dauerte es sehr lange, und nur stufenweise ist man dahin ge-

langt, den mehligen Bestandtheil des Getreidesamens auszuscheiden und in B. umzuwandeln. Zuerst wurde das Getreide roh und ohne alle Zubereitung, höchstens aufgequollen, genossen. Dann begnügte man sich mit bloßen Mehlsuppen, mit Breien (so diente den ersten Römern eine Art von Weizengrütze, die alica, in Suppen- oder Breiform anstatt des Brodes), mit dichten, klebrichten und schwer verdaulichen Kuchen, wie das ungesäuerte B. oder der sogenannte Osterfladen der Juden. Die Morgenländer waren die Ersten, welche ihr B. in Öfen buken; in Europa wurde dieser Gebrauch erst 583 Jahre nach Roms Erbauung eingeführt. Den Getreidesamen zerrieb man erst mit Menschenhänden zwischen den Steinen, dann durch Stampfen, durch Mörser, durch Handmühlen, bis man größere Maschinen erfand, um die Körner zu mahlen und das reine Mehl gehörig abzusondern, und endlich diese Maschinen, die bald durch die Kraft des Wassers, bald der Luft, bald durch andere Kräfte in Bewegung gesetzt werden, in der neuern Zeit außerordentlich vervollkommnete und dadurch ein bis zum zarten Staube verfeinertes Mehl erhielt. Durch die Kunst, den Mehlteig zu säuern und ihn gähren zu lassen, die wahrscheinlich von ältern Chemisten zufällig gefunden ward, zerstörte man die Klebrigkeit des Teiges, erhöhete seinen Geschmack, und bewirkte, daß man daraus ein lockeres, wohlschmeckendes und leicht verdauliches B. backen konnte. Nach dem Mehle oder dem Stoffe nun, aus dem das B. bereitet wird, gibt es Weizen-, Roggen-, Gersten-, Hafer-, Reis-, Kartoffel-, Bohnenmehl, Mais-, Hirse-, Moos-, Cassava-, Brodbaum-Brod; nach seiner Farbe weißes, halbweißes und schwarzes; nach seiner Bereitung Bäcker-, Bauer-, Franz-, gesäuertes, ungesäuertes B.; nach seinem Gebrauche Herrn-, Gesinde-, Commiß-, Hunde-, Pferde-, Kaffeebrod; nach der Backmethode ein-, zwei- oder mehrmal gebackenes B. Die Güte desselben hängt theils von den Arten und den guten Eigenschaften des Getreides und anderer Brodstoffe, theils von der Bereitungsart ab. Das angenehmste, nährendste, schönweiße, lockerkrumige, wohlschmeckendste B. liefert der Weizen, vorzüglich Winterweizen, von dem der englische und polnische der beste ist. Wie das gute Weizen- oder Weißbrod in England, zu Paris und hier und da in Deutschland gebacken wird, enthält es wenigstens 80 wirklichen Nahrungsstoff. Man benutzt es diätetisch zu Kinderbreien, zu mancherlei Speisen, zu Backwerk, zu kühlenden und nährenden Getränken in Krankheiten, und pharmaceutisch zu einem Excipiens für Pillenmassen. Das Roggenbrod ist schon weniger nahrhaft, auch für Kranke und Genesende schwerer verdaulich als das Weizenbrod, und verhält sich rücksichtlich des Nahrungsstoffes zu diesem wie = 792 : 1000, jedoch zu dem Nahrungsstoff der Kartoffeln wie = 3 : 1, hat einen kräftigen Wohlgeschmack, und ist für schwere Arbeiter, so wie das schwärzlichere Commißbrod (Soldatenbrod), gut ausgebacken, verdaulich und nahrhaft genug. Gerstenbrod verhält sich nach der Proportion des Nahrungsstoffes zu dem besten Weizenbrode wie = 940 : 1000, Haferbrod wie = 743 : 1000, Bohnenmehlbrod wie = 570 : 1000, Kartoffelbrod wie = 200 : 1000. Das ägyptische Hirsebrod, bei den Arabern dhurra genannt, in grober Dickkuchenform, ist frisch von säuerlichem Geschmacke und leicht verdaulich, aber über einen Tag alt übelschmekkend. Das Maisbrod (polenta der Italiener) ist kräftig, schmackhaft, so wie das Moos- oder Flechtenbrod, das von dem Mehle der gereinigten, zerschnittenen und gemahlenen Flechten, die in Island und auf den dürren Gebirgen Deutschlands wild wachsen, mit einem Zusatze von Getreidemehl bereitet wird. Die Brasilianer machen aus dem milden Satzmehle der Giftwurzel Mandioca ein unserm Weizenbrode ähnliches, wohlschmeckendes und nahrhaftes, nur für den Europäer minder verdauliches B. in Kuchenform, Cassava- oder Maniocbrod genannt, und die Indianer bereiten aus der Frucht ihres Brodbaums mit

oder ohne Zusatz von Getreidemehl ihr B. Bekannt ist es, daß die Bäcker betrügerischer Weise das B. oft mit Kreide oder gebranntem Kalke, mit weißgebrannter Knochen- oder Holzasche, mit Pfeifenerde, ja mit Gyps und Alaun verfälschen, um demselben eine angenehme weiße Farbe zu geben. 43.

Brodbaum, lat. artocarpus; franz. jaquier, arbre à pain; engl. bread-fruit tree, ein in die erste Ordnung erster Classe (Linné) gehöriger Fruchtbaum, welcher auf den ostindischen und Südseeinseln häufig angetroffen wird. Man unterscheidet 3 Hauptarten desselben, den wilden samentragenden, den zahmen samentragenden und den zahmen samenlosen, welcher auch Uru genannt wird und besonders auf Tahiti wächst. Die erstere Art trägt weniger Früchte als der Uru, welcher deren bisweilen 400 bringt, und deßhalb allgemein angebaut wird. Er erreicht die Höhe einer mittelmäßigen Eiche und hat feigenblattähnliche Blätter, welche einen weißen Saft enthalten. Das Fleisch der Früchte, welche gewöhnlich die Größe eines 10jährigen Kinderkopfs haben, und unreif abgenommen werden müssen, ist äußerst locker und schmeckt wie Weizenbrod mit Kartoffeln vermischt. Es wird geröstet gegessen und ist gesund und nahrhaft. — Ein anderer auf Timor einheimischer Brodfruchtbaum, wird eben so groß wie der Uru und trägt gleich große Früchte, deren Fleisch noch nahrhafter, jedoch nicht so wohlschmeckend ist. 8.

Brodbrechen und Brodverwandlung, s. Abendmahl.

Broeder (Christian Gottlob), zu Harthau bei Bischoffswerda in Sachsen 1744 geboren, dann Diaconus in Dessau, später Pfarrer zu Beuchte und Weddingen bei Hildesheim und endlich Superintendent daselbst, gestorben 1819, hat sich durch seine lateinischen Grammatiken (die große, Leipz. 1787. 16te verbesserte und vermehrte Ausgabe von L. Ramshorn 1822; die kleine, Lpz. 1795. 19te verb. und verm. Ausgabe von Ramshorn 1822.), sein elementarisches Lesebuch der latein. Sprache, 4te Aufl. 1819, in welchen er zur Förderung des Studiums der latein. Sprache viel beigetragen hat, einen verdienten Ruhm erworben. Denn sind auch die neuern Leistungen von Zumpt, Grotefend, Ramshorn und Schneider den seinigen in vieler Hinsicht vorzuziehen, so gehört ihm doch das Verdienst, zuerst in der Grammatik durch eine deutliche Anordnung des vorhandenen Stoffs, verbunden mit zweckmäßigen Beispielen aus den alten Auctoren, selbst die Erlernung der Sprache sehr erleichtert zu haben. 16.

Broek mit dem Beinamen im Waterlande in der niederl. Provinz Nordholland, ist wohl das schönste und reinlichste Dorf der Erde. Es hat 150 niedliche Häuser mit einem Gärtchen vor jedem und ungefähr 800 Einw., meistens reichen Privatleuten, enge mit glasirten Steinen zu allerhand Mustern gepflasterte Straßen, auf welchen kein Wagen fahren, Niemand reiten und kein Vieh gehen darf und welche immer gereinigt werden. Auf diesen Straßen stehen kostbare Laternenpfähle aus Quadersteinen, die Häuser haben den Haupteingang von hinten, ein anderer auf die Straße wird nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet, in den Häusern muß man stets ohne Schuhe gehen und alle Geräthe stehen stets im schönsten Glanze da. Die nöthigen Viehställe liegen außerhalb des Dorfs. 37.

Broglio (spr. Broljo) auch **Broglie**, Name einer aus Piemont abstammenden adeligen Familie, welche sich im XIV. Jahrh. nach Frankreich begab und besonders seit dem XVII. Jahrh. durch mehrere ihrer Mitglieder berühmt geworden ist. Wir nennen hier folgende: 1) **Broglio** (**Victor Maurice, Graf von**), Marschall von Frankreich, geb. 1639, nahm an den verschiedenen Feldzügen in den Niederlanden und Deutschland unter Turenne, Crequi, Condé und Schomberg rühmlichen Antheil, und erwarb sich besonders als Commandeur von Languedoc in den Jahren von 1688—1703 um den Wohlstand dieser Pro-

vinz bedeutende Verdienste. Er starb den 4. Aug. 1727 auf seinem Schlosse Buhy, nachdem er 3 Jahre zuvor den Marschallstab erhalten hatte. 2) Broglio (François Marie, Herzog von), Marschall von Frankreich, des vorigen Sohn, geb. den 11. Jan. 1671, trat frühzeitig in Kriegsdienste, diente in den Feldzügen in den Niederlanden, Deutschland und Italien mit großer Auszeichnung, und wurde bereits im 33. Jahre Maréchal de Camp. Den Marschallstab erhielt er 1734, nachdem er ihn 10 Jahre früher blos deßhalb ausgeschlagen hatte, weil ihn sein Vater noch nicht bekommen hatte. Als Commandant der Armee in Böhmen und Baiern sahe er sich durch die feindliche Übermacht zum Rückzuge genöthigt und wurde deßhalb, da er die Minister, welche seinen Fall schon beschlossen hatten, von der Nothwendigkeit dieses Manoeuvre nicht überzeugen konnte, vom Hofe verbannt. Er starb den 22. Mai 1745. 3) Broglio (Victor François, Herzog von), Marschall von Frankreich, des vorigen ältester Sohn, geb. den 19. Octbr. 1718, bildete sich unter seinem Vater zum Krieger aus und wurde schon nach der Schlacht bei Guastalla (1734) Regimentscommandant. In Böhmen, Baiern und am Rheine focht er tapfer, nahm Theil an der unglücklichen Schlacht bei Roßbach (1757), sammelte die zerstreuten Truppen und commandirte hierauf in Hessen und 1759 zu Frankfurt. Durch seinen Sieg bei Berghem (13. April 1759) erfocht er sich die streitig gemachten Winterquartiere und wurde vom deutschen Kaiser zum Reichsfürsten ernannt. In demselben Jahre erhielt er auch den Marschallstab. Doch Mißhelligkeiten mit Soubise brachten ihn bei der Frau von Pompadour in Ungnade und bewirkten eine zweijährige Verbannung (1762—64). Ludwig XVI. schätzte ihn vorzüglich und ernannte ihn 1789 zum Kriegsminister, allein B. sah sich bald drohenden Gefahren ausgesetzt und floh über die Grenze nach Luxemburg. In dem unglücklichen Feldzuge von 1792 commandirte er in Champagne eine Abtheilung Emigranten. Er starb 1804 zu Münster. 4) Broglio (Charles François, Comte de), des vorigen Bruder, geb. den 20. Aug. 1719, ist hier zu erwähnen als Director des geheimen Ministerii unter Louis XV. Bei der Regierungsunfähigkeit dieses schwachen Königs mußten Irrungen unausbleiblich sein; das geheime Ministerium erhielt oft Instructionen, welche den öffentlich gegebenen Befehlen schnurstracks entgegenliefen und B. konnte sich in dieser höchst schwierigen Stellung nicht halten. Er wurde exilirt, setzte jedoch in der Verbannung die Correspondenz mit dem Könige fort und erhielt kurze Zeit darauf die Erlaubniß zur Rückkehr. Er starb zum zweiten Male exilirt im J. 1781. Seine gesammelten Schriften geben viel Licht über den damaligen politischen Zustand Europas. 5) Broglio (Claude Victor), Sohn des Marschalls Victor François B., war 1789 als Abgeordneter des Adels von Colmar und Schlettstadt Mitglied der Generalversammlung, hat sich aber nur dadurch ausgezeichnet, daß er stets mit der Mehrzahl stimmte und zu Gunsten seines Vaters einen Aufschub der Vollziehung der gegen die Emigranten bestehenden Gesetze auswirkte. Er begab sich hierauf als Maréchal de Camp zur Rheinarmee, wurde aber, da er die Decrete vom 10. Aug. nicht anerkennen wollte und seine Vertheidigung nicht gnügend ausfiel, vor das Revolutionstribunal gestellt, verurtheilt und hingerichtet (Juni 1794). 6) Broglio (Victor, Herzog von), Pair von Frankreich, der Sohn des unglücklichen Claude Victor B., welcher während der Revolution guillotinirt wurde, geb. 1785, erhielt eine sehr gute Erziehung und erwarb sich, mit schönen Anlagen begabt, in allen Zweigen der Wissenschaft umfassende Kenntnisse. Unter Napoleon wurde er in verschiedenen Staatsgeschäften gebraucht; doch behielt er seine eigenthümlichen politischen Ansichten, das Resultat eines tiefen Studiums der Zeit und Bekanntschaft mit seinem Volke, unverändert in allen Verhältnissen bei. Er erklärte sich 1814 als Mitglied der

Pairskammer eben so sehr gegen alle gewaltsame Maßregeln der Regierung, als er auf der andern Seite offen seine Überzeugung aussprach, daß Republik eine Chimäre und Frankreichs Glück mit der Monarchie verknüpft sei. In Folge der Julirevolution wurde er provisorischer Minister des Innern (30. Juli 1830) und wirkte vereint mit seinem gleichgestimmten Freunde Guizot eifrig für die Aufrechthaltung des Königthums. Im August desselben Jahres wurde er Präsident des Staatsraths und Minister des Cultus, nahm aber bereits im Novbr., nachdem Dupont in das Ministerium eingetreten war, seine Entlassung. In der Pairskammer bestritt er heftig die verschiedenen Parteien und warf ihnen vor, daß sie nicht, wie sie vorgäben, das Wohl des Volks, sondern Anarchie und Schreckensherrschaft bezweckten. Seine Gegner nahmen davon Gelegenheit, ihn sogar einer heimlichen Abneigung gegen den Julithron zu beschuldigen und unterstützten ihre Behauptung durch das Benehmen B.'s während der Verhandlungen über die Verbannung Karl's X., in welchen er den Ausdruck Erkönig für unstatthaft erklärt hatte. Allein dieser Vorwurf ist unstatthaft. B. ist nur Doctrinair im strengsten Sinne und eng mit Thiers und Guizot verbunden. Dieß hat er als Minister des Auswärtigen (seit Octbr. 1832) fortwährend gezeigt und wenn man sein politisches Wirken aufmerksam verfolgt, so wird man stets die strengste Consequenz und eine Übereinstimmung in seinem Handeln finden, die man bei andern oft berühmter gewordenen Staatsmännern vergebens suchen wird; auch ist ihm stets die reichlichste Anerkennung von Seiten des Königs zu Theil geworden. 22.

Brokat, Brocat, franz. **brocart**; engl. **brocade**, ein seidenes mit Gold- und Silberfäden durchwebtes Zeug, mit erhabenen Blumen und anderen Verzierungen. Holland, Italien, Frankreich, Genf und verschiedene Städte Deutschlands fabriciren jetzt schöne Brokate, die sonst aus Persien und China zu uns kamen. Die persischen B. heißen Serbase und sind mit Gold durchwirkt. — **Brokatel**, franz. **brocatelle**, ist ein grobes, schlechteres Zeug von Baumwolle oder grober Seide mit erhabenen broschirten Blumen, die man zu Tapeten und andern Verzierungen der Zimmer anwandte. Die venetianischen Brokatelle waren sonst die gesuchtesten, jetzt aber werden sie auch in Frankreich und in Deutschland häufig verfertigt. — **Brokatpapier**, ein gefärbtes Papier mit aufgedruckten Goldfiguren, das nicht mehr gebräuchlich ist. — **Brokatstein**, ital. **brocatello**, die Benennung einer gewissen Art italienischen Marmors, der bald gelb und violet, bald röthlich ist. 43.

Bromatologie, die Nahrungsmittelkunde, ist ein Theil der Diätetik und umfaßt die Nahrungsmittel nach ihren chemischen Bestandtheilen, ihrer Zubereitung und ihrer Verderbniß, die Gewürze, die Getränke, und endlich die Wirkung dieser Substanzen auf den menschlichen Körper. 39.

Bronckhorst, Name von drei niederländischen Malern. **Peter B.**, geb. den 16. Mai 1588 zu Delft, malte äußere und innere Ansichten von Kirchen, wobei er zugleich mit viel Einsicht gewöhnlich historische Scenen anbrachte. Man lobt an ihm Kenntniß der Architectur; nicht minder gute Zeichnung und Colorit seiner kleinen Figuren. Gerühmt werden besonders der Tempel, wo Salomo sein erstes Urtheil spricht, und die Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel durch Jesum. Beide Stücke befinden sich zu Delft. B. starb am 22. Juni 1661. — **Johann van B.**, geb. 1603 zu Utrecht, anfangs Schüler des Glasmalers Verburg, erlernte unter der Leitung Poëlemburg's die Ölmalerei, worin er sich bald sehr auszeichnete. Noch jetzt werden seine Arbeiten geschätzt. Schöne Glasmalereien dieses Meisters befinden sich in der neuen Kirche zu Amsterdam. — **Johann B.**, zu Leyden geboren, trieb neben der Kuchenbäckerei aus Neigung Vogelmalerei in Wasserfarben. Man rühmt an seinen Stücken Natürlichkeit,

Leichtigkeit der Ausführung und Harmonie des Vorder- und Hintergrundes. Auch erwähnt man rühmlich ein von ihm gefertigtes großes Zeichnenbuch. 22.

Bronner (Franz Xaver), nach Geßner der beste Idyllendichter der Deutschen, wurde den 23. Dec. 1758 zu Höchstädt im Herzogthume Pfalz-Neuburg von sehr armen Eltern geboren. Seine Erziehung, welche Geistlichen anvertraut wurde, war sehr einseitig und nur mit Mühe und heimlich konnte er seine Lust an poetischen Erzeugnissen, worunter ihn besonders idyllische Gemälde ansprachen, befriedigen. Auf Zureden seiner Gönner und besonders seiner Mutter ging er als Mönch in das Benedictinerkloster zum heiligen Kreuz in Donauwörth; da ihm aber dieser Stand, gegen den er von jeher einen geheimen Widerwillen gehegt hatte, immer mehr mißfiel, so entfloh er 1785 nach der Schweitz. Er wurde zwar im folgenden Jahre wieder nach Augsburg gelockt, ging aber, da ihm die gemachten Versprechungen nicht gehalten wurden, 1793 von Neuem nach Zürich und übernahm die Redaction der Züricher politischen Zeitung. Nachdem er verschiedene Secretariatsposten in Zürich und Bern versehen hatte, ward er 1803 zum Lehrer an der Kantonsschule zu Aarau ernannt. Im J. 1810 folgte er einem Rufe als Professor der Physik nach Kasan, kam aber 1817 nach Aarau zurück, wo er als Professor, Bibliothekar und Präsident der allgemeinen Schweitzergesellschaft für die gesammte Naturgeschichte und 1830 als Regierungssecretair und Archivar angestellt wurde. Seiner Selbstbiographie (N. A. Zürich, 1810. 3 Bde. 8.), welche sehr anziehend geschrieben ist, ward nicht der Beifall, den sie verdient. Eine minder kalte Aufnahme fanden seine Idyllen, welche Geßner zum ersten Male (Zürich, 1787. 8.) herausgab. Er wählte vorzüglich das Fischerleben zu seinen Darstellungen, welche sich durch Frische und Natürlichkeit der Farben und durch Zartheit des Gefühls auszeichnen. Im Einzelnen übertrifft er sogar oft Geßner, den er sich zum Vorbilde gewählt hatte. Nur seine Sprache ist manchmal überladen und der Dialog zu hölzern. Die Idyllen sind unter dem Titel: „F. X. Bronner's Schriften" (Zürich, 1794. 3 Bde. 8.) gesammelt. „Der erste Krieg, oder sechzig antike Dichtungen" (Aarau, 1810. 2 Thle. 8.) und die „Abentheuerliche Geschichte Herzog Werner's von Urslingen" (Ebend. 1828. 8.) wurden wenig bekannt. Seine neuesten Dichtungen: „Lustfahrten ins Idyllenland" (Aarau, 1833. 2 Bde. 12) sind ohne alle Bedeutung und fast kindisch zu nennen. 67.

Bronze, Kanonengut, Glockenspeise, ein künstliches Metall, welches zum Gusse der Mörser, Kanonen, Glocken, Statuen und anderer Arbeiten dient. Es ist eine Legirung aus Kupfer und Zinn, oder aus Kupfer, Zinn und Zink in verschiedenen Verhältnissen; sie ist spröde, von röthlich-gelber Farbe und körnigem Bruche, auf welchem sich hier und da kleine Partien zeigen. 26.

Bronziren heißt eigentlich die Kunst einem Gegenstande, als Statuen und dgl., einen solchen Überzug zu geben, daß er das Ansehen (des aus Kupfer und Zinn gemischten Metalles) der Bronze erhält. Man braucht aber auch die Benennung B. zuweilen für solche Operationen, welche die Nachahmung von Metall überhaupt bezwecken und aus diesem Grunde hat man eine schwarze und eine silberweiße, auch eine goldfarbene Bronze. Die natürliche Bronzefarbe wird durch feingeriebenes Tombak oder Kupfer hervorgebracht (gelbe oder rothe Bronze). Man nimmt dazu zarte Metallblätter und zerreibt sie auf einem Reibsteine mit Zusatz eines klebrigen, im Wasser löslichen Stoffes, als: Gummiwasser, Jungfernhonig u. dgl. so lange, bis sie ganz fein zerrieben sind, dann wird die Masse im Wasser gehörig ausgewaschen, wo sich der Honig auflöst, das Pulver aber zu Boden fällt. Die zu bronzirenden Gegenstände werden mit Ölfarbe oder auch mit einem Firniß aus Anima Gummi und Leinöl überstrichen und wenn dieses so weit getrocknet ist, daß es noch etwas klebt, mit Bronzepulver

(franz. bronze moulu; engl. bronze pouder) überstreut und eingerieben. Das Bronzirpulver kann man auch mit Leinölfirniß anmachen und mit einem Pinsel auftragen. Auch Mussivgold (franz. or musif; engl. mosaic gold) läßt sich zum B. anwenden. Zu dem Ende läßt man Zinn, Schwefel und Salmiak, auch etwas Queckſilber zuſammen erhitzen und gelinde glühen, das Mussivgold bleibt dann zurück und das schönste davon bildet die oberste Lage, welche aus kleinen, goldglänzenden, halb durchsichtigen Flitterchen besteht, die sich fettig anfühlen und die Finger vergolden. In diesen Fällen gibt man die Vollendung durch einen Anstrich mit Weingeiſtfirniß. Oft sollen die Arbeiten, besonders die aus Gyps, eine silberweiße oder schwarzgraue eisenartige Farbe erhalten. Die weiße wird aus feingeriebenem unächtem Blattsilber oder auch Mussivsilber (franz. argent musif; engl. mosaic silber) aus Queckſilber, Wismuth und Zinn bereitet. Die eisenartige entsteht durch Einreiben von feingepulvertem und geschlemmtem Reißbleie. Zum B. der Münzen und Medaillen löst man Grünspan und Salmiak in Essig auf, kocht die Auflösung, schäumt und verdünnt sie mit Wasser, bis sie keinen weißen Niederschlag mehr fallen läßt, kocht sie abermals und gießt sie über den zu bronzirenden Gegenstand. Die Antikbronze oder der die antiken Kunstwerke auszeichnende grüne Rost ist ein Erzeugniß lange fortgesetzter Einwirkung der Atmosphäre, wozu oft ein Jahrhundert nicht hinreicht. Durch chemische Mittel wird ein solcher Überzug schnell hervorgebracht, der oft benutzt wird, um neuen Kunstwerken ein solch beliebtes alterthümliches Ansehen zu geben. Die nachgeahmte Antikbronze ist grüne Ölfarbe, womit man die Gegenstände ein- oder zweimal überzieht. Zu diesem Behufe reibt man Berlinerblau, Engelroth, Umbra und lichten Ocher oder auch Indigo, Berlinerblau, Mineralgelb und Grünspan einzeln mit Leinölfirniß ab und vermengt sie dann in gewissen Verhältnissen, bis die Schattirung herauskommt. Das Anstreichen geschieht durch einen feinen Pinsel und der zweite Anstrich wird nicht eher gegeben, bis der erste völlig getrocknet ist. Zuletzt wird der Gegenstand noch mit reinem Leinölfirniß überzogen. 26.

Broschiren, franz. brocher; engl. to stitch, heißt in seidene und wollene Zeuge oder Bänder Blumen von natürlichen Farben einweben; dieses geschieht nach einem Muster oder Patrone, auf welche die Blumen gezeichnet und die Fäden angegeben sind, wie sie der Weber nehmen muß. Auch das bloße Zusammenheften der Bücher wird broschiren genannt. 26.

Brosses (Charles de), erster Präsident des Parliaments von Bourgogne, geb. zu Dijon am 17 Febr. 1709, studirte die Rechte und neben diesen mit vorzüglichem Eifer Literatur und Geschichte. Eine Reise durch Italien (1739) veranlaßte ihn zur Herausgabe der „Briefe über den gegenwärtigen Zustand der verschütteten Stadt Herculanum" Dijon 1750, welches das erste war, was über diesen Gegenstand erschien. Durch seinen Jugendfreund Buffon veranlaßt schrieb er hierauf eine Geschichte der Seereisen nach den Australländern, fügte Charten von Robert de Vaugondy hinzu und gab sie 1756 in Druck, ein Werk, welches jetzt noch großen Werth hat. Der darin befindliche Irrthum, daß es einen Australcontinent gebe, wurde später durch Cook widerlegt. Ebenfalls sehr schätzenswerth ist die 1760 erschienene Abhandlung über den Fetischdienst, worin B. zu beweisen suchte, daß die alte Religion der Ägypter mit dem Cultus der Völker Nigritiens identisch sei. Diesem Werke folgte 1765 eine höchst geistreiche Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen, voll treffender Hypotheſen und neuer Ansichten, jedoch ohne gnügende Gründlichkeit. Während die genannten Werke erschienen und noch früher beschäftigte sich B. anhaltend und mit besonderer Vorliebe mit der Herausgabe und Ergänzung des Sallust. 3 Bände erschienen 1777 unter dem Titel: „Geschichte des VII. Jahrh. der

röm. Republik. Man müßte dieses Werk ausgezeichnet nennen, wenn der Styl eben so gut, wie die Sache wäre. Die darin entwickelte Gelehrsamkeit bleibt immer bewundernswürdig. Der 4. Band, welcher sich nach seinem Tode im Manuscripte vorfand, ist wegen seiner Voluminosität nicht erschienen. — B. starb am 7. Mai 1777. 22.

Brouckères (Charles de), ein in der neusten Zeit bekannt gewordener belgischer Staatsmann, stammt aus einem adeligen wallonischen Geschlechte und wurde 1790 zu Mastricht geboren. Seine Erziehung erhielt er in der polytechnischen Schule zu Paris, daher seine Vorliebe für alles Französische. Anfangs zur Partei der Regierung gehörend neigte er sich jedoch nach und nach zur Gegenpartei und trat endlich als offener Gegner der Regierung auf. Zum Commandanten der Bürgergarde zu Mastricht erwählt wußte er sich bald die Zuneigung der jüngern liberalen Partei zu erwerben, obgleich man ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf herrischer Strenge machte. Als Mitarbeiter an mehrern Zeitschriften und Mitglied des für Bearbeitung einer neuen Schulordnung niedergesetzten Ausschusses wirkte er eifrig im Sinne der liberalen Partei, und gewann bei dieser dadurch große Bedeutung. Um diese Zeit knüpfte er mit der Bewegungspartei in Frankreich Verbindungen an und zeigte sich besonders bei der Frage über die Verantwortlichkeit der Minister durch Wort und Schrift äußerst thätig. Um so befremdender ist es, daß er beim Ausbruche der Revolution einen müßigen Zuschauer abgab, ja es schien sogar anfangs nach seiner Äußerung, „dem Könige könne nichts Verfassungswidriges zur Last gelegt werden," als mißbillige er den Aufstand. Später nahm er jedoch an der Bewegung eifrigen Antheil und wurde, da seine Kenntnisse und Fähigkeiten anerkannt waren, Justizminister und bald nachher Kriegsminister. Einige Fehler, welche seinem reizbaren Temperamente zuzuschreiben sind, abgerechnet, hat auch wirklich B. in dieser äußerst schwierigen Stellung alles das geleistet, was nach den Umständen möglich war. Als im J. 1832 die Deputirtenkammern das Militairbudget nach seiner Ansicht unverhältnißmäßig herabsetzten, nahm er seine Entlassung. Ihm folgte die Achtung des Königs und des Volks. So viel ist gewiß, daß B. unter den Männern, welche während der belgischen Revolution aufgetreten sind, einer der ehrenwerthesten ist. 22.

Brougham (spr. Bruhm) (Henry, Lord), großbritannischer Staatskanzler, einer der berühmtesten Redner und Staatsmänner neuerer Zeit, wurde 1779 zu London geboren. Auf der Schule zu Edinburg zeigte er ungewöhnliche Talente, deren Ausbildung sich sein Onkel, der Geschichtschreiber Robertson, noch besonders angelegen sein ließ. In der Redekunst übte er sich schon damals in dem Speculative club, einem Privatvereine von jungen Leuten, und glänzte unter allen vorzüglich durch Prácision und Leichtigkeit in seinen Vorträgen. Neben diesen Übungen jedoch vergaß er nie die strengern Wissenschaften, und erwarb sich besonders in der Mathematik für sein Alter ungewöhnliche Kenntnisse. Nachdem er Edinburg verlassen hatte, durchreiste er das nördliche Europa und trat nach seiner Rückkehr mit seiner ersten Schrift „The colonial policy of the european powers" (London 1803) hervor. Trotz mancher Mängel dieses Werks muß man doch die Kenntnisse und den Scharfblick des jungen B. bewundernd anerkennen, um so mehr, da die Behandlung gerade dieses Gegenstandes schon gereifte politische Erfahrungen voraussetzt. Der Ruf, welchen B. durch dieses Werk und durch seine Reden in den Gerichtshöfen erhalten hatte, veranlaßte den Flecken Winchelsea, ihn ins Parliament zu wählen (1810). In Kurzem entfaltete er siegreich sein glänzendes Rednertalent; kräftig und oft mit dem bittersten Spotte trat er offen gegen Mißbräuche aller Art auf und stellte sich besonders die Aufgabe, eine Radicalreform in der Erziehung der Armen zu bewirken. Sein

Einfluß wuchs immer mehr, und seine anerkannte Redlichkeit und Unbestechlichkeit vermochte die angeklagte Königin Karoline ihn zu ihrem Rechtsanwalde zu wählen. Bei den berühmten Debatten über die Emancipation der Katholiken (1828 und 29) kämpfte er mit allen seinem Geiste zu Gebote stehenden Mitteln als einer der ersten Wighs für diese Maßregel, und ein Meisterstück parliamentarischer Beredtsamkeit war die Rede, welche er am 7. Febr. 1828 über die Nothwendigkeit einer Verbesserung der englischen Justiz und Gesetzgebung hielt. Als König Wilhelm IV. im J. 1830 dem Grafen Grey die Bildung eines neuen Ministerium auftrug, entging diesem nicht, daß er ohne Vereinigung mit B. nichts Entscheidendes würde ausrichten können. So wurde dieser auf den hohen Posten berufen, den er jetzt noch mit Auszeichnung bekleidet, und von Wilhelm IV. zu Baron Brougham and Vaux und zum Pair ernannt. 22.

Brouillon (spr. Brulljong), die Skizze oder der erste Entwurf einer Sache vorzüglich bei geometrischen und architektonischen Zeichnungen, dann aber jeder Entwurf, auch der schriftliche, überhaupt. 9.

Broussais (spr. Brussá), Franz Joseph Victor, geb. 1772 zu St. Malo, war erst Marinechirurg, studirte dann zu Paris Medicin und wurde da promovirt. Seit 1805 war er als Militairarzt bei der Armee in Italien, Deutschland und Spanien angestellt gewesen, 1820 wurde er Professor und klinischer Lehrer am Hôpital militaire d'instruction zu Paris, später Mitglied der medicinischen Akademie und Ritter der Ehrenlegion. B. hat sich einen großen Namen durch sein medicinisches System erworben, das von den französischen Ärzten, vorzüglich von den jüngern unter denselben, fast allgemein befolgt wird, und das unter dem Namen der physiologischen Medicin schon eine große Menge von Schriften in der französischen Literatur zu Tage gefördert hat. Nach B.'s Lehre ist die Ursache der Krankheit übermäßige Blutbereitung; diese bewirkt in einzelnen Organen einen entzündlichen Zustand, der sehr häufig durch sympathische Irritation auf andere Theile und Systeme übergetragen wird; die häufigste Entzündung ist die Magendarmentzündung (gastro-entérite), die einem jeden Fieber zum Grunde liegt und als solche nicht durch ausleerende Mittel, sondern durch Blutentziehung bekämpft werden muß. Von diesem unglaublich einseitigen, aber mit großer Anmaßung verfochtenen Systeme rührt der immer noch fortdauernde Mißbrauch der Blutegel in Frankreich her, die in ganzen Ladungen aus Polen und Ungarn dahin gesendet werden müssen. 39.

Broussonnet (Pierre Marie Auguste), ein berühmter französischer Arzt und Naturforscher, geb. zu Montpellier am 28. Febr. 1761, studirte in seiner Vaterstadt und begab sich nach erhaltener Doctorwürde nach Paris, wo er Naturgeschichte, besonders Zoologie, zu seiner Hauptbeschäftigung wählte. Während seines Aufenthalts zu London, wo er mit Banks, dem Begleiter Cook's, Bekanntschaft machte, fing er ein Werk über die Fische an, von dem aber nur 1 Heft unter dem Titel: „Ichtyologiae decas I." erschien, welches aber dadurch merkwürdig ist, daß es nach Linné'schem Systeme bearbeitet und dieses dadurch in Frankreich auch in der Zoologie allgemein geworden ist. Nach seiner Rückkunft nach Paris wurde B. Daubenton's Stellvertreter am Collége de France, dann Gehülfe desselben an der Thierarzneischule und endlich Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als Secretair der Ackerbaugesellschaft (seit 1785) erwarb er sich wesentliche Verdienste. Sein „année rurale, ou Calendrier à l'usage des cultivateurs" hat außerordentlichen Nutzen gestiftet. Das stürmische Jahr 1789 störte indeß sein ruhiges Wirken. Er wurde Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, zog sich jedoch bald nach Montpellier zurück, wurde aber hier arretirt (31. Mai) und nach Paris gebracht. Es gelang ihm, nach Madrid zu entkommen, allein auch von hier auf Anstiften der Royalisten

vertrieben begab er sich auf ein englisches Schiff, um mit diesem nach Indien zu segeln. Ein Sturm nöthigte ihn im Hafen von Lissabon an das Land zu gehen. Von hier ebenfalls vertrieben irrte er einige Zeit im Lande umher und begab sich endlich als Arzt Simpson's, des Gesandten der vereinigten Staaten am Hofe des Kaisers von Marokko, nach Afrika. Hier beschäftigte er sich fleißig mit Botanik und schickte einige werthvolle Sammlungen an Banks. Nachdem er die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten hatte und wieder in Frankreich angekommen war, schiffte er sich, zum Consul auf Mogador ernannt, dahin ein, hielt sich einige Zeit auf den canarischen Inseln auf und wollte eben in derselben Eigenschaft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung absegeln, als er von seinem Anverwandten Chaptal, damals Minister des Innern, zurückgerufen und als Professor der Botanik zu Montpellier angestellt wurde. Würdig füllte er diese Stelle aus, starb aber schon am 27. Juli 1807 im Folge eines Falles. Merkwürdig ist, daß in den letzten Monaten seines Lebens alle Eigennamen und Hauptwörter seinem Gedächtnisse entfallen, hingegen eine große Menge Beiwörter aus allen Sprachen ihm gegenwärtig waren. 22.

Brown (spr. Braun), John, und **Brownianismus**. — J. B., Gründer eines bekannten medicinischen Systems, wurde 1735 zu Buncle, einem Dorfe in Schottland, geboren. Obgleich von armen Eltern, bestimmten ihn diese doch wegen seiner sich frühzeitig entwickelnden Anlagen zu den Wissenschaften, weßwegen er die gelehrte Schule zu Dunse, und 1755 die Universität zu Edinburg, um die Theologie zu studiren, besuchte. Allein nach einigen Jahren gab er dieses Studium auf und ging als Schullehrer zurück nach Dunse. Hier war es, wo sich seine Leidenschaft zum Trunke zuerst zeigte. Nach Edinburg bald wieder zurückgekehrt, beschäftigte er sich anfangs damit, medicinische Dissertationen ins Lateinische zu übersetzen, und besuchte endlich selbst von 1760 — 63 die medicinischen Vorlesungen. 1765 heirathete er und eröffnete eine Kostschule, machte aber bei seinem unordentlichen Leben bald wieder banquerout. Eben so wenig glückte ihm seine Bemühung, ein medicinisches Lehramt zu erhalten. Da er hiervon die Schuld seinem Gönner, dem großen Cullen, zumaß, so verbreitete er, um ihm zu schaden, sein medicinisches System, fand jedoch nur wenige beifällige Hörer, denen er es vortrug. 1780 erschien es unter dem Titel: elementa medicinae. Sein wüstes Leben führte er noch bis 1787 in Edinburg fort, da endlich mußte er diese Stadt verlassen, und wendete sich nach London, um dort Vorlesungen zu halten, starb aber daselbst im J. 1788 am Schlagflusse, den er sich durch eine zu starke Gabe Opium zugezogen hatte. — Seine ärztliche Lehre — der Brownianismus — beruht auf dem Satze, daß das Leben von einer in allen Theilen des Organismus vertheilten Kraft, der Erregbarkeit, abhänge, die durch die Einwirkung der Außendinge — Reizmittel — unterhalten werde, so daß durch diesen Proceß das Leben zu Stande komme. Gesundheit besteht nach ihm, wenn die Summe der Reizmittel gemäßigt ist und mit der Summe der Erregbarkeit im Gleichgewichte steht, Krankheit tritt ein, entweder wenn die Außendinge bei zu geringem Grade der Erregbarkeit zu stark einwirken (Sthenie), oder wenn bei zu schwachen Reizmitteln die Erregbarkeit zu hoch steht (Asthenie); bei jener muß die Summe der Reize entfernt, bei dieser der Grad der fehlenden Reizmittel richtig bestimmt, und darnach das erforderliche Heilmittel gewählt werden. Hiernach unterscheiden sich die Arzneien nicht durch specifische Unterschiede, sondern blos durch den Grad ihrer Einwirkung auf den Organismus als Reizmittel; die kräftigsten Reizmittel sind Opium und Wein. 39.

Browne (Robert), ein engl. Theolog aus einer vornehmen Familie, geb. um 1550 zu Northampton, studirte zu Cambridge Theologie, bekannte sich vor-

züglich zu den Ansichten Cartwright's und fand die kirchliche Hierarchie, die Verwaltung der Sacramente, die Liturgie ꝛc. nicht mit seinen Ansichten übereinstimmend. 1580 predigte er zum ersten Male in Norwich vor holländ. Anapaptisten und fand großen Beifall, hierauf wurde er Dorfschulmeister und fing an öffentlich über das herrschende christliche Heidenthum sich auszusprechen und zur Lossagung von der herrschenden Kirche aufzufordern. Er sammelte bald einen Kreis von Anhängern um sich, die Browniſten genannt wurden, jede Priesterherrschaft verwarfen, ihre Priester aus der Gemeinde wählten und wieder absetzten, als von einander unabhängige Gemeinden sich constituirten, alle religiösen Ceremonien verachteten und die Ehe für einen bürgerlichen Contract hielten. B. wurde vor den Bischof von Norwich gerufen, da er sich aber übermüthig betrug, gefangen gesetzt. Auf Bitten seines Verwandten, des Lord Schatzmeisters Cecil, ward er nach London entlassen, wo man ihn durch Ueberredung wieder zur herrschenden Kirche zurückzubringen suchte; aber er entfloh nach Seeland und gründete in Middelburg eine Kirche seiner Partei. Im Jahr 1585 kehrte er nach England zurück; da aber alle Ueberredungskünste der Geistlichkeit und selbst seines Vaters an seiner Festigkeit scheiterten, ward er heftig von allen Seiten verfolgt und zuletzt excommunicirt (1590). Dieß beugte ihn, er unterwarf sich, bekam eine Pfründe bei Northampton, die er aber durch einen Vicar verwalten ließ, und starb 1630 an den Folgen eines heftigen Ärgers. Trotz des Abfalls des Gründers erhielt sich doch seine Secte lange und zählte schon 1592 über 20000 Anhänger, die aber heftig verfolgt größtentheils nach Holland flüchteten. Doch traten sie unter Cromwell's Protectorat als Independenten (s. d. Art.) wieder hervor. 16.

Browne (Ulysses Maximilian, Graf von), kaiserl. östreich. Generalfeldmarschall, wurde am 23. Oct. 1705 zu Basel geboren, wo sein Vater (in östreich. Diensten gest. 1721), als Anhänger des Königs Jacob II. aus Irland vertrieben, damals seinen einstweiligen Aufenthalt genommen hatte. Der junge B. nahm ebenfalls in der östreich. Armee Dienste und zeichnete sich zuerst in dem Feldzuge gegen die Türken (1737) und in Italien so rühmlich aus, daß ihn die Kaiserin 1739 zum Feldmarschall ernannte und ihm im schles. Kriege ein Commando anvertraute. 1744 kehrte er mit dem Fürsten Lobkowitz nach Italien zurück, erfocht den Sieg bei Piacenza und eroberte Genua. 1752 erhielt er das Gouvernement von Prag und 1756 das Commando der Armee, welche Böhmen vor dem Eindringen des Königs von Preußen beschützen sollte. Obgleich bei Lowositz geschlagen (1. Oct. 1756), unternahm er dennoch einige Tage darauf den berühmt gewordenen Marsch zur Befreiung der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen. Ohne jedoch etwas ausgerichtet zu haben, kehrte er nach Böhmen zurück, vertrieb die Preußen, verlor aber, als diese unter dem Commando des Königs selbst zum zweiten Male einrückten, die mörderische Schlacht bei Prag (d. 6. Mai 1757). Er selbst wurde tödtlich verwundet und starb den 26. Juni d. J. zu Prag. 22.

Bruce (James), der berühmte Reisende, ward 1730 zu Kinnaird in der schottischen Grafschaft Stirling geboren, studirte anfangs die Rechte, heirathete aber in London die Tochter eines reichen Kaufmanns und widmete sich dem Handel. Doch bald starb seine Frau, und B. bereiste nun, um sich zu zerstreuen, Frankreich, Spanien und Portugal, die spanische Regierung verweigerte ihm aber die Benutzung der arabischen Handschriften des Escurial. Nach Hause zurückgekehrt, widmete er sich dem Studium der semitischen Sprachen, namentlich der äthiopischen, und ward 1762 als Consul nach Algier geschickt mit dem Auftrage, eine Reise in das Innere Afrika's zur Entdeckung der Nilquellen zu machen. Nachdem er in Algier die arabische Sprache vollkommen erlernt und sich

auch manche medicinische Kenntnisse verschafft hatte, trat er 1767 seine Reise an, besuchte Tunis, Tripolis und andere Küstenstädte, setzte nach Candia und Rhodus über, durchreiste Kleinasien, ging über Aleppo nach Palmyra und Balbek, von deren Ruinen er Zeichnungen aufnehmen ließ, segelte von Sidon (1768) nach Cypern und von da nach Ägypten, und drang über Kahira auf dem Nile nach Syene hinauf, begab sich mit einer Karawane nach Kosseir am rothen Meere und durchreiste von da in vielen Kreuz- und Querzügen Abyssinien, bis er zur Hauptstadt Gondaar gelangte, wo ihm seine medicinischen Kenntnisse bei Heilung der Blattern große Dienste leisteten und ihm die Gunst des Hofes und die Verehrung des Volks erwarben. Von hier reiste er nach den Quellen des Nil, fand aber nur die schon von dem Portugiesen Paez früher aufgefundenen Quellen des Nahr es Asrek, denn die Hauptquellen des Nahr el Abiad liegen viel südlicher, bekleidete 4 Jahre lang in Abyssinien die Stelle eines Cavalleriebefehlshabers und hatte mancherlei Abenteuer zu bestehen. Hierauf reiste er über Sennaar, die Hauptstadt Nubiens, wo man ihm nach dem Leben trachtete, zurück und gelangte gegen Ende des J. 1772 wieder nach Syene, schiffte sich in Alexandrien ein und landete in Marseille. Zu Hause hatten unterdessen seine Verwandten, welche ihn für todt hielten, sein Vermögen eingezogen; nach dessen Wiedererlangung heirathete er zum zweiten Male, doch da seine Gattin bald wieder starb, zog er sich auf sein Landgut zurück, wo er seine Reisebeschreibung ausarbeitete und im April 1790 an einem Sturze von der Treppe starb. Die Reisebeschreibung erschien unter dem Titel: Travels to discover the sources of Nile in the years 1768—72. Edinburg 1790. 5 Bde. 4. mit vielen Kupfern. London 1805. 7 Bde. 4. mit Atlas, Edinburg 1813. 7 Bde. 8. Atlas. 4. Deutsch von J. J. Volkmann, mit Vorrede und Anmerkungen von Blumenbach, Leipzig 1790—91. 5 Bde. 8. Sind seine Nachrichten gleich nicht frei von Übertreibungen, Mährchen und Widersprüchen und fehlte es ihm überhaupt an Gediegenheit der Kenntnisse, so hat er doch eine große Menge der schätzbarsten Bemerkungen aufgestellt und sehr viel Licht namentlich über Abyssinien in jeder Hinsicht verbreitet. 16.

Bruch, gebrochene Zahl, lat. fractio; fr. fraction od. fraction de l'unité; engl. fraction, ist das Ein- oder Vielfache eines bestimmten Theiles der Einheit. Hat man nämlich die Eins oder das Ganze in eine bestimmte Anzahl gleicher Theile getheilt und nimmt einen oder etliche davon, so hat man einen Bruch. Die Zahl der genommenen Theile heißt der Zähler (lat. numerator; fr. numérateur; engl. numerator), und die Zahl, welche anzeigt, in wie viel gleiche Theile die Einheit getheilt ist, der Nenner, der Name des Bruchs (lat. denominator; fr. dénominateur; engl. denominator). Die Bezeichnung des Bruchs geschieht nach der zweiten Art die Division zu bezeichnen, nämlich der Zähler steht über und der Nenner unter dem Querstriche. Theilt man z. B. 1 Thlr. in 4 gleiche Theile und nimmt 3 solcher Theile davon, so hat man nach obiger Erklärung den Bruch $\frac{3\text{ Zähler}}{4\text{ Nenner}}$, wovon zuerst der Zähler und dann der Nenner ausgesprochen wird. Jeder Bruch kann als eine Division angesehen werden, bei welcher der Dividend zum Zähler und der Divisor zum Nenner gemacht wird; eben so auch als ein Verhältniß (s. d. Art.) zweier Zahlen, nämlich das Verhältniß des Nenners zum Zähler. Überhaupt unterscheidet man: Gemeine-, Decimal-, Duodecimal-, Sexagesimal-, continuirliche oder Kettenbrüche. Der Form nach heißt ein B. ein ächter oder ein eigentlicher, wenn der Zähler kleiner ist als der Nenner; ein unächter oder ein uneigentlicher (expression fractionnaire), wenn der Zähler eben so groß oder noch größer als der Nenner ist; ein reiner (fraction simple), wenn keine ganze Zahl davor steht; ein gemischter B. oder eine ge-

miſchte Zahl (fraction mixte oder nombre fractionnaire), wenn derſelbe mit einer ganzen Zahl verbunden iſt; ein einfacher B., wenn derſelbe nur einen Zähler und einen Nenner hat; ein zuſammengeſetzter oder gebrochener B. (fraction composée), wenn der Zähler oder der Nenner, oder Zähler und Nenner Brüche ſind, z. B. $\frac{\frac{1}{2}}{\frac{3}{4}}$ $\frac{\frac{5}{7}}{\frac{6}{11}}$. Jeder unächte B. kann, indem man mit ſeinem Nenner in den Zähler dividirt, in einen gemiſchten B. verwandelt werden, welche Verrichtung das Ganze Ausziehen genannt wird. Gemiſchte Brüche werden in unächte Brüche verwandelt oder eingerichtet, wenn man die ganze Zahl mit dem Nenner multiplicirt und den Zähler dazu addirt, wodurch man den Zähler erhält, unter welchen der vorhandenene Nenner als Nenner geſetzt wird. Bruchrechnung iſt das Verfahren mit Brüchen zu rechnen und gründet ſich auf folgende in jedem guten Rechenbuche gründlich bewieſenen Sätze. 1) Der Werth eines Bruchs bleibt derſelbe, wenn Zähler und Nenner mit einer und derſelben Zahl multiplicirt oder dividirt werden. 2) Der Werth eines Bruches wird größer, wenn man zu ſeinem Zähler, ohne ſeinen Nenner zu verändern, eine Zahl addirt; kleiner, wenn man von ſeinem Zähler eine Zahl ſubtrahirt. 3) Der Werth eines Bruchs wird ſo vielmal größer, als eine ganze Zahl die Einheit enthält, wenn man mit dieſer ganzen Zahl entweder den Zähler multiplicirt und den Nenner unverändert läßt, oder den Nenner damit dividirt und den Zähler unverändert läßt. 4) Dividirt man den Zähler mit einer ganzen Zahl und läßt den Nenner unverändert oder multiplicirt man damit den Nenner und läßt den Zähler unverändert, ſo wird dadurch der Werth des Bruches ſo vielmal kleiner, als die ganze Zahl die Einheit enthält. Der Satz 1) dient, um Brüche mit verſchiedenen Nennern unter einerlei Benennung zu bringen, und um in großen Zahlen ausgedrückte Brüche in den möglichſt kleinſten Zahlen auszudrücken. Die Sätze 2), 3) und 4) dienen für die 4 Rechnungsarten der Brüche. — Bruch in mediciniſcher Hinſicht, lat. hernia; fr. hernie; engl. rupture, hernia, nennt man ſowohl in der menſchlichen, wie in der Veterinärchirurgie die Verſchiebung eines innern Organs, vermöge deren es theilweiſe oder ganz aus ſeiner Höhle in eine andere oder an den äußern Umriſſen des Körpers heraustritt, und eine mehr oder minder große Geſchwulſt bildet. Dieſe kann aber nun im Umkreiſe des Kopfes, der Bruſt oder des Unterleibs liegen. Die erſtere Art nennt man Hirnbrüche (encephalocele), indem durch ein widernatürliches Auseinanderweichen der Schädelknochen ein größerer oder geringerer Theil des großen oder kleinen Gehirns heraustritt; die zweite Art ſind die Lungenbrüche (pneumonocele), die in der Regel nach heftigen Huſtenanfällen oder in Folge von ſtarken Bruſtwunden zum Vorſchein kommen können; die dritte Art endlich ſind die Unterleibsbrüche, die ihre Namen nach den Stellen, wo ſie ſich zeigen, und nach den Theilen, durch die ſie gebildet werden, erhalten. So gibt es einen Leiſtenbruch (hernia inguinalis), Schenkelbruch (hernia cruralis, merocele), Nabelbruch (hernia umbilicalis, omphalocele), Darmbruch (enterocele), Netzbruch (epiplocele), Harnblaſenbruch (cystocele), Mutterbruch (hysterocele), Windbruch (hernia ventosa, pneumatocele) ꝛc. Unterleibsbrüche, namentlich Leiſtenbrüche, kommen am häufigſten vor und an ihnen ſoll, nach Chauſſier, wenigſtens der 30. Menſch leiden. Nach den ſorgfältig angeſtellten Berechnungen von Arnaud, Turnebult, Juaille und Gimbernat ſoll in Italien und Spanien der 15. Menſch, in Frankreich und England der 20., im nördlichen Europa aber blos der 30. an einem Bruche leiden. Das männliche Geſchlecht wird davon mehr afficirt, als das weibliche; denn nach einem im J. 1814 von der in London zur Behandlung der Brüche errichteten mediciniſchen Geſellſchaft ertheilten Berichte fand es

ſich, daß von 7599 an Brüchen leidenden Individuen 6458 männlichen und 1141 weiblichen Geſchlechts waren. Ein Bruch am Unterleibe beſteht aus einem von der äußern Haut und dem Bauchfelle (peritonaeum) gebildeten Sacke, der eins oder mehrere Unterleibseingeweide enthalten kann. Dieſer Sack dringt entweder durch den Bauchring, oder durch die Bauchmuskeln unter die äußere Haut, hebt dieſe höher und bildet dann äußerlich eine Geſchwulſt. Der durch das ausgedehnte Bauchfell gebildete Sack wird der Bruchſack genannt: Wo es einen B. ohne Bruchſack gibt, iſt das Bauchfell durch eine bis in die Bauchhöhle gedrungene Wunde zerſchnitten, oder durch einen heftigen Stoß zerriſſen, oder durch ein Eitergeſchwür durchfreſſen worden, ſo daß dann die vorgetretenen Eingeweide unmittelbar unter der Haut in dem Zellgewebe liegen. Innen ſteht der Bruchſack durch eine Mündung mit der Unterleibshöhle in Verbindung und der Theil, der zwiſchen dieſer Mündung und der Stelle liegt, wo ſich der Sack mehr ausdehnt, heißt der Bruchſackhals. Zu den Urſachen der Brüche gehört alles das, was das Bauchfell und die Theile, welche die Unterleibseingeweide befeſtigen, zu erſchlaffen vermag; überhaupt ſcheint Schwäche vorzüglich die prädisponirende Urſache der Brüche zu ſeyn. Gelegenheitsurſachen derſelben ſind Stöße auf den Leib, ſtarke Ausdehnungen des Körpers, ſchweres Heben, heftiges Erbrechen, das Preſſen beim Stuhle, das heftige anhaltende Schreien der Kinder, auch bei dem Keuchhuſten derſelben u. dgl. m. Zu den allgemeinen Zeichen eines Bruches gehört eine jede Geſchwulſt, die am Nabelbauchringe und in der Biegung des Schenkels entſteht, ſchmerzlos iſt, plötzlich nach einer ſtarken Anſtrengung der Kräfte, nach einem Falle ꝛc. erſcheint, nicht immer von gleicher Größe bleibt, bei der Rückenlage kleiner, hingegen beim Stehen und bei gleichzeitiger Verhaltung des Athems größer wird; die ferner ſich durch Druck verkleinern oder wohl ganz in den Unterleib zurückdrängen läßt, aber beim Nachlaſſe des Druckes ſogleich wieder erſcheint, nach der Mahlzeit, oder wenn der Kranke mit Winden geplagt iſt, ſich anſpannt und vergrößert, hingegen früh nüchtern weich und klein iſt. Der Kranke fühlt nach Entſtehung der Geſchwulſt oft mancherlei Unbequemlichkeiten im Unterleibe, z. B. öftere Uebelkeiten, Koliken, Erbrechen, Leibesverſtopfung u. dergl. In Rückſicht der Gefahr, welche die Brüche darbieten, ſind dieſelben bei Kindern nicht ſo gefährlich, wie bei Erwachſenen und Greiſen, neu entſtandene nicht ſo ſchlimm, wie alte; Darmbrüche weit bedenklicher, als Netzbrüche ꝛc.; doch kann man annehmen, daß ein B., der ſich reponiren und durch ein Bruchband zurückhalten läßt, keine ſchlimme Krankheit iſt. Ein ſolches Bruchband (lat. amma, hamma, bracherium; fr. brayer; engl. truss, bandage for hernia) muß ſo beſchaffen ſeyn, daß es im Stande iſt, durch einen äußern beſtändig gleichen Druck die Stelle am Unterleibe, durch welche Eingeweide hervorgetreten ſind, genau zu verſchließen und auf dieſe Weiſe ein neues Vorfallen oder Austreten der zuvor zurückgebrachten Theile zu verhindern. Sie ſind entweder elaſtiſch oder nicht. Die nicht elaſtiſchen beſtehen aus Leder, Barchent, Leinewand oder irgend einem andern Zeuche, und ſind mit einer Pelotte verſehen; doch wegen deren Unzweckmäßigkeit gibt man gegenwärtig allgemein den elaſtiſchen den Vorzug, welche mit einer elaſtiſchen Feder verſehen ſind, die durch ein langes, ſchmales und der Körperform angepaßtes Stück Stahl gebildet wird. Dieſe Feder umſchließt die Hüfte der kranken Seite, geht nach hinten etwas über den mittlern Theil des Kreuzbeines hinaus, und endigt ſich nach vorn in eine 3eckige Eiſenblechplatte mit abgerundeten Winkeln, die man das Schild nennt, welche Platte gewöhnlich mit der Feder verniethet iſt und die auf die Bruchſacköffnung zu liegen kommende gepolſterte Pelotte trägt. An ihrer vordern ſchwach converen Fläche befinden ſich 2 Stifte, wovon der eine den Schenkelriemen, und der andere den Ergänzungsriemen aufnimmt, in dem ſich

mehrere Löcher befinden, durch die man das Bruchband nach Belieben lockerer oder fester anlegen kann. — Knochen- oder Beinbruch (lat. fractura; fr. und engl. fracture) wird in der Chirurgie die Trennung des Zusammenhangs eines oder mehrerer Knochen genannt, die entweder durch eine äußere andringende, oder in den Muskelactionen selbst begründete, drückende und dehnende Gewalt herbeigeführt wird. Die Verschiedenheiten der Knochenbrüche hängen davon ab, was für ein Knochen gerade, und welcher Theil desselben gebrochen ist; ferner von der Richtung der Fractur und der gegenseitigen Lage der Bruchstücke; und endlich von den die Verletzung begleitenden Umständen, wonach der B. entweder ein einfacher (fractura simplex), oder zusammengesetzter (fractura composita), oder auf verschiedene Art complicirter (fractura complicata) sein kann. Am häufigsten trifft der B. die langen oder Röhrenknochen, daher Arm- und Beinbrüche öfter vorkommen, als Brüche des Schulterblatts, des Brust- und Darmbeins. In Hinsicht der Richtung unterscheidet man einen Querbruch (fractura trausversalis), einen schiefen B. (fractura obliqua), wenn er eine mehr oder minder schräge Richtung nimmt, einen Längen- oder Spaltbruch (fractura longitudinalis oder asseralis), und einen Splitterbruch (fractura comminuta). Die Behandlung der Brüche stützt sich im Allgemeinen auf 3 Hauptheilanzeigen. Der erste ist die Zurückbringung der Knochenbruchstücke in ihre natürliche Lage durch Ausdehnung und Gegenausdehnung; die zweite besteht in Sicherung und Festhaltung der wieder zusammengebrachten Bruchenden durch Binden, Schienen oder die sogenannte Beinlade, bis die Befestigung oder Verwachsung des gebrochenen Knochens durch Verhärtung des aus den Bruchenden ausschwitzenden Knochensaftes (callus), der diese Enden wieder mit einander verbindet, glücklich zu Stande gekommen ist. Der dritte endlich ist die Verhinderung der Erscheinung irgend eines unangenehmen Zufalls, der hier leicht dazu treten kann, und Hebung desselben, wo ein solcher sich wirklich eingestellt hat. 40. 7.

Bruchsal, eine Stadt im Murg- und Pfinzkreise des Großherzogthums Baden an der Salza, 3 Meilen von Karlsruhe gelegen, besteht aus der Altstadt, der neuen im XVIII. Jahrh. angelegten Stadt, auch Residenz genannt, und 2 Vorstädten, welche zusammen 800 Häus. und 6700 Einw. haben. Merkwürdigkeiten sind das Schloß mit einem Lustgarten, die in erhabenem Style erbaute Peterskirche und die Wasserburg, ein großer auf einer Anhöhe dem Schlosse gegenüber mit einem Lusthause erbauter Wasserbehälter. Weinbau und Handwerke sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner. In der Nähe der Stadt befindet sich eine Saline mit 3 Gradirhäusern, welche im J. 1748 erbaut wurde und 7000 Ctr. Salz liefert. Die Quelle ist eine Stunde davon zu Ubstatt. 15.

Brucker (Jakob), der Geschichtschreiber der Philosophie, ward 1696 zu Augsburg geboren, im evangel. Collegium daselbst gebildet, studirte in Jena seit 1715 unter Buddeus, habilitirte sich 1718 und kehrte 1720 nach Augsburg zurück. Nachdem 1723 seine „historia philos. doct. de ideis“ erschienen war, ward er Rector zu Kaufbeuern, als welcher er mehrere kleinere philosophische Werke schrieb, wodurch er Mitglied der preuß. Societät der Wissenschaften ward (1731). Endlich erschien sein Hauptwerk: „Historia critica philosophiae a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta“ Leipz. 1742—44. 5 Bde. 4., wodurch er seinen Ruhm begründete; denn es war das erste vollständige Werk der Art und mit so viel Scharfsinn und kritischem Fleiße geschrieben, daß man ihn mit vollem Rechte als Begründer der Geschichte der Philosophie als Wissenschaft ansehen kann. Aber auch als Literator hat er sich durch seinen „Bildersaal berühmter Schriftsteller“ (Augsb. 1741—55.) und seinen „Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit“ (Augsb. 1747—49.) berühmt gemacht. Er

ſtarb 1770 zu Augsburg als Paſtor zum heil. Kreuz, wohin er 1744 berufen worden war. 16.

Bructerer, Bructern oder **Bruchtern**, ein im eigentlichen Weſtphalen an der Lippe und an der Mittel- und Niederweſer bis zur Ems hinab wohnender deutſcher Volksſtamm. Ihren Namen führten ſie von den ſumpfigen moraſtigen Gegenden, die man Brok oder Bruch nannte. Sie ſaßen auf ihren einzelnen Höfen in ächt patriarchaliſcher Verfaſſung. Der Hausvater war König und Prieſter in ſeiner Wehre oder Landeigenthume; im Kriege folgten ſie einem Herzoge ꝛc. (ſ. d. Art. Deutſchland). Durch die ihr Land durchſchneidende Ems theilten ſie ſich in die kleinen und großen. Im J. 12 v. Chr. herrſchte zwiſchen ihnen und den Frieſen (ſ. d. Art.) ſchon ein Krieg, als der röm. Feldherr Cl. Druſus, mit den Frieſen verbündet, auf der Ems den B. ein Schifftreffen lieferte, nach welchem ſich die Römer, obgleich ihre Flotte von der Ebbe überraſcht und nur von den Frieſen gerettet wurde, des Sieges rühmten. Mit den Cheruskern (ſ. d. Art.) u. A. verbündet fochten ſie gegen die Chatten, als Druſus (10) ungehindert bis an die Weſer zog und ihr Land verwüſtete. Im J. 9 v. Chr. kämpften ſie unglücklich gegen die Römer unter demſelben Feldherrn und abermals wurde ihr Land verheert. Beim Völkerbunde unter dem Cheruskerfürſten Hermann (ſ. d. Art.) fochten ſie unter ihrem tapfern Führer Gambriv im tautoburger Walde gegen Varus und eroberten einen röm. Adler. Hierauf nahmen ſie Theil an dem Zuge unter Hermann gegen Marbod, König der Markmannen. Im J. 14 n. Chr. ward Germanicus mit Erfolg von ihnen angegriffen, ſie verloren aber an ihn im folgenden Jahre den röm. Adler wieder und wurden geſchlagen, worauf ſie ihre Hütten ſelbſt verbrannten. 69 u. 70 nahmen ſie thätigen Antheil an dem bataviſchen Freiheitskriege unter dem tapfern Civilis (ſ. d. Art.), halfen Vetera mit belagern und kämpften dann bei Trier gegen die Römer auf dem rechten Flügel. Um dieſe Zeit ſpielte unter ihnen die Seherin Velleda, nach Art einer Königin, eine bedeutende Rolle. Als unter Trajan die Chatten bezwungen waren, wurden an deren Stelle die B., die ſeit Domitian mit den Römern Bündniſſe geſchloſſen hatten, am Rheinſtrome mächtig. Ihre Macht wurde aber, als ſie derſelben ſich überhoben, von den Chamavern und Agrivariern gebrochen und in einer einzigen Schlacht 60000 B. erſchlagen. Ihr Name, zuletzt nur noch in einem Schreiben des Papſtes Gregor II. von 720 vorkommend, verſchwindet nach und nach in der Geſchichte, indem ſich dieß Volk unter dem großen Völkerbunde der Franken (ſ. d. Art.) verlor. 32.

Brücke, lat. pons; franz. pont; engl. bridge, nennt man im Allgemeinen jede über einen Fluß oder eine Vertiefung führende gang- oder fahrbare Verbindung. Es gibt deren 2 Claſſen, ſolche, die für eine lange Dauer beſtimmt ſind, oder feſte Brücken (fr. ponts dormans) und ſolche, die nur in der Geſchwindigkeit auf kurze Zeit verfertigt worden ſind, tragbare Brücken (fr. ponts portatifs). Eine beſondere Art ſind die Zugbrücken (fr. ponts levis), um Schiffe durchzulaſſen, in welchem Falle ſie ſich gewöhnlich von ſelbſt aufthun; auch trifft man ſie häufig an Feſtungen, wo ſie über Wallgräben und Kanäle führen und entweder durch eine Welle oder mit Wippbäumen oder Räderwerk auf verſchiedene Weiſe in die Höhe gezogen werden. Die feſten Brücken ſind von Holz, Eiſen oder Stein und haben meiſt ſteinerne Pfeiler und gewölbte Bogen oder hölzerne Fahrbahnen und hölzerne Joche. Bei ihnen kommt es zuvörderſt auf gute Gründung der Pfeiler und Widerlagen an. Sie müſſen ſtark genug ſein, um dem Strome, den Eisfahrten, der Laſt der Überwölbung u. dergl. zu widerſtehen. Die Stelle, wo ein Pfeiler errichtet werden ſoll, muß mit einer ſtarken Thonwand umdämmt werden; beſteht der Grund nicht aus Stein oder feſter Erde, ſo wird ein Roſt aus Pfählen von Eichen- oder Erlenholz gelegt, welche in die Erde eingerammt

werden. Die Bogen müssen keilförmige Gewölbsteine haben, die oben dicker als unten sind. Schon die alten Römer brachten sogenannte Brückenaugen, d. h. kreisrunde Öffnungen an, die zwischen den Gurtschenkeln als hohle Walzen durch die ganze Pfeilerlänge gehen und nicht allein die Last des Oberbaues zweckmäßig erleichtern, sondern auch den Abfluß des Hochwassers befördern. Die hölzernen Brücken theilt man ihrer Construction nach in: Pfeilerbrücken, wo die Balken auf steinernen Pfeilern ruhen; gehängte Brücken, deren Gebälke durch Hängewerke getragen wird; Jochbrücken, bei denen die Balken entweder auf Jochen oder Hebern liegen, die entweder auf einem steinernen Unterbaue liegen oder auf einen Pfahlrost aufgesetzt sind, oder blos aus Reihen eingerammter Langpfähle bestehen; gesprengte Brücken, die nur bei sehr hohem Ufer, wo das Anhäufen des Eises nicht zu befürchten ist, angebracht werden können; Bogenbrücken, die von hölzernen Bogen getragen werden; Hängebogenbrücken, wo die Bogen aus krummen oder verzahnten Hölzern bestehen; bewegliche Brücken, die sich zum Theil auf einer Achse oder auf einem Baume herumdrehen und im J. 1716 vom Augustiner Nicolas erfunden worden sind ꝛc. Steinerne Brücken ruhen auf gemauerten Pfeilern, die durch Bögen eingeschlossen sind, bisweilen haben sie auch nur einen Bogen, wenn der Fluß nicht sonderlich breit ist; größtentheils bestehen sie aus mehrern Bogen, wie die B. zu Dresden, die 17 Bogen und 1100 Fuß Länge, und die zu Prag, die 18 Bogen und 1790 Fuß Länge hat. Die eisernen Brücken sind nach Art der steinernen aus großen Stücken Eisen zusammengesetzt, welche eine außerordentliche Spannung gestatten, da sie aber zu kostspielig sind, so werden sie nur selten ausgeführt. Tragbare Brücken werden meist nur im Kriege geschlagen und sind wegen des verschiedenen Bedarfs äußerst verschieden. Zu ihnen gehören: Floßbrücken (fr. ponts de radeaux), welche von starken Bäumen verankerte, mit Streckbalken zusammengebundene Flöße, oben mit Bretern oder Dielen belegt sind, und zum Passiren großer Flüsse dienen (Karl XII. schlug solche Floßbrücken über die Düna, Weichsel und Donau); fliegende Brücken (fr. ponts flottans ou volans), welche aus zwei Schiffen zusammengesetzt sind, sich mittelst eines Giertaues an einem in den Fluß geworfenen Anker hin und her bewegen und dazu dienen, große Lasten und Wagen schnell über einen Fluß zu bringen; Schiffbrücken (fr. ponts de bâteaux), welche auf Schiffe gebauet werden, indem das erste Schiff mit Tauen an zwei starke in das Wasser geschlagene Pfähle befestigt wird, die übrigen, welche 16 bis 17 Fuß Abstand von einander haben, zwei Anker bekommen und von einem zum andern ein Spanntau gezogen wird, dann die Streckbalken darüber und darauf die Dielen gelegt und mit Rödelbalken befestigt werden; Faß- oder Tonnenbrücken (fr. ponts à tonneaux), wo anstatt der Schiffe Tonnen auf eine geschickte Art mit einander verbunden und zur Unterlage benutzt werden; Rollbrücken (ponts à rouleaux), eine Art von Brücken, auf denen Rollen liegen, mit welchen man vermittelst eines Haspels die Schiffe von einem Wasser in das andere ziehen kann; Sturmbrücken (ponts à rambuques) von verschiedener Art, als: Sturmbrücken wie Fallbrücken gebaut, die zu Überfällen und andern Unternehmungen gebraucht werden. Sturmbrücken auf Fässern, Kasten oder Wagen u. dgl.; Binsen- oder Schilfbrücken, welche aus zusammengebundenem mit Bretern überdeckten Binsen- oder Schilfrohre bestehen; Lauf- oder Nothbrücken, welche aus in den Strom gefahrenen Wagen oder Kähnen gemacht sind, die mit Baumstämmen belegt werden; Seilbrücken, bei denen zwei starke Taue an zwei Pfähle, die so weit von einander stehen müssen, als die B. breit sein soll, an dem Ufer befestigt und am gegenseitigen Ufer nun zwei andere Pfähle gewunden und von diesen dergestalt wieder zurückgezogen werden, daß sie sich in der Mitte kreuzen, worauf sie mit

schwächern Seilen verbunden und mit Bretern überlegt werden; Bockbrücken (ponts de chevalets), wo zur Unterlage des Bockes nichts als ein starkes Bret dient, auf welchem die Balken ruhen; Pontonbrücken (ponts de pontons), welche aus einem durch den Gegendruck des Wassers tragenden Körper einer Art Schiff bestehen, deren man hölzerne und metallene hat und von denen erstere schiffartig gestaltet und bei gleicher Tragkraft wohlfeiler sind als letztere. Großen Beifall fanden in der neuern Zeit die Hänge- oder Kettenbrücken, deren Construction folgende ist. Man führt auf beiden Seiten des Flusses auf festem Grunde Pfeiler von Mauerwerk oder Gußeisen auf und hängt an dieselben Ketten von Eisen so, daß sie eine Kettenlinie bilden. Mit den Hauptketten in fester Verbindung gehen von den Pfeilern nach dem Lande zu die Landketten, die, weil sie die Last der Brücken zu tragen haben, in dem Grunde fest verankert sind. Von den Hauptketten hängen mit jenen verbundene Ketten senkrecht herab, die die Balken der B. tragen, welche durch Querhölzer verbunden sind; auf diese kommen die hölzernen oder gußeisernen Belegplatten zu liegen, von denen die ersteren eiserne Fahrbahnen und die letztern Steinpflaster haben. Die ältesten Hängebrücken befinden sich in China. In England wurde die erste 1741 zu Winch in Durhamshire über den Fluß Tees errichtet. Merkwürdig ist die 1825 von Telfort erbauete Hängebrücke über die Meerenge Menay, welche Anglesea von Wales trennt. Die größte Länge der 16 Ketten beträgt 16000 Fuß; die B. selbst hat zwei Fahrwege und einen Fußweg. Die älteste steinerne Brücke baute nach Diodor's Angabe die Königin Semiramis zur Verbindung der beiden Theile Babylons über den Euphrat. Sie war 3000 griech. Schuh lang, ihre Pfeiler von großen Hausteinen waren 12 Fuß von einander entfernt und die Brückenstraße 30 Fuß breit bestand aus Cedern- oder Cypressenholz. Durch Wegnahme der Balken wurde die B. des Nachts abgetragen. Die Chinesen und Perser bauten schon früh Brücken, die sich durch außerordentliche Größe auszeichneten. Die B. von Loyang über den Meerbusen von China ist ganz von Stein und die größte in der Welt. Sie ruht auf 300 Pfeilern, welche 74 Fuß von einander abstehen und wovon jeder 15 Fuß dick und 70 Fuß hoch sein soll, ihre Länge beträgt 26800 paris. Schuh. Die B. von Focheu über den Min in China soll über 22000 Fuß lang, 60 Fuß breit sein und 100 Halbkreisbögen haben, die 120 Fuß weit von einander abstehen. Die ganze Brückenhöhe wird zu 150 Fuß angegeben, die Brustlehne ist von weißem Marmor mit chinesischer Schrift verziert. Dieses ganze ungeheure Werk ist aus 24—28 F. langen und 5 F. dicken weißen Marmorblöcken zusammengesetzt. In Rom erbaute die erste steinerne B. der Quästor Ämilius, später versuchten die Römer auch den Bau der Schiffbrücken, deren Construction Avianus beschreibt. Berühmt ist die hölzerne des Julius Cäsar über den Rhein, deren er sich im Kriege gegen die Deutschen bediente und die er in seinem Werke de bello Gallico ausführlich beschreibt. Die merkwürdigsten Brücken in England sind die neue Londonbrücke von 1832, die Westmünsterbrücke von 1738—50, die Blackfriarsbrücke (Schwarzmönchbrücke) von 1760—70, die Strand- oder Waterloobrücke von 1814—17 erbaut; die B. von Dunkeldon über den Tay in Schottland, vollendet 1809; in Spanien die Toledobrücke zu Madrid über den Manzanares, die B. von Valencia über den Guadalquivir; in Italien die B. zu Vincenza, die bedeckte B. zu Florenz über den Arno, auch Ponte vecchio genannt, die bedeckte B. von Pavia über den Ticino, die über den Tanaro bei Alessandria, die Dreifaltigkeitsbrücke über den Arno zu Florenz, die Marmorbrücke ebendaselbst; in Deutschland die B. zu Regensburg über die Donau, die zu Prag über die Moldau, die zu Heidelberg über den Neckar, die Dresdner Elbbrücke; in Frankreich die B. über die Durence bei der ehemaligen Karthause von Bonpas, die erste große B. nach dem Untergange

des röm. Reichs, die B. von Avignon über die Rhone, die heil. Geiſtbrücke in Lyon, die B. Notre dame in Paris, die von Orleans über die Loire, die Concordien- und Ludwigsbrücke in Paris über die Seine ꝛc. Die berühmteſten unter den hölzernen Brücken ſind die von Tournus über die Saone, die Rheinbrücke von Schafhauſen u. a. Die erſte eiſerne B. ward bei Coalbrokdale in England über den Savern errichtet, welche auch bald Nachahmung fand. 40.

Brückenau, ein Städchen im Untermainkreiſe des Königreichs Baiern an der Sinn gelegen, bekannt durch ſeine in der Nähe befindlichen Mineralquellen. Es ſind deren drei, die Brückenauerquelle, die Sinnquelle und die Wernatzerquelle. Das Waſſer dieſer Quellen wird von Hufeland dem Schwalbacher an die Seite geſetzt und unter allen bekannten Stahlwaſſern für das reinſte gehalten. Es iſt kryſtallhell, ſehr geiſtig und von angenehm ſäuerlichem Geſchmacke. Man hat es vorzüglich heilſam gefunden gegen Krämpfe, Nervenſchwäche, Entkräftung, Hypochondrie, hyſteriſche Zufälle u. a. m. Für die Bequemlichkeit der Kurgäſte iſt durch treffliche Gebäude und andere treffliche Einrichtungen durch die Regierung, deren Eigenthum das Bad iſt, hinlänglich geſorgt. Die Umgebungen ſind höchſt reizend. 15.

Brüder, böhmiſche und mähriſche. Unter fürchterlichen Trübſalen einer ſturmbewegten Zeit, und zwar gerade da, als die Calixtiner die herrſchende Partei der Huſſiten ausmachten (ſ. d. beiden Artt.), bildete ſich (1450) eine neue Geſellſchaft, deren Streben dahin ging, ein noch reineres Chriſtenthum herzuſtellen. Vom J. 1457 an hielten ſie eigne Verſammlungen und nannten ſich Brüder. Rokyczana, ein berühmter Theolog und Oberhaupt der Calixtiner, hatte ſich geweigert, ihr Vorſteher zu werden, und reizte, unwillig über ihre Trennung von ſeiner Partei, den König Podiebrad gegen ſie auf, bewog ihn aber endlich, ihnen an den ſchleſiſchen Gebirgen einen Aufenthaltsort anzuweiſen. Nach einigen Jahren Ruhe veranlaßten aber die von ihnen vorgenommenen Verbeſſerungen in der Kirchenverfaſſung ein Verbot, welches ihren Predigern unterſagte, ihr Amt ferner auszuüben. Bald darauf erſchien ein königlicher Befehl, ſie weder in Böhmen noch in Mähren weiter zu dulden. Unter Wladislav's Regierung litten ſie anfänglich weniger, bis ſeit dem J. 1499 die Ketzerrichter harte Verfolgungen über ſie verhängten, worauf im J. 1503 ihnen alle gottesdienſtlichen Verſammlungen unterſagt und ſie ernſtlich bedeutet wurden, entweder zur katholiſchen oder zur calixtiniſchen Gemeinde überzugehen. Schon im J. 1494 hatten ſie auf einer Verſammlung ſich über ihre Trennung von der römiſchen Kirche ſtrenge Rechenſchaft gegeben und ausgeſprochen, es ſei nicht wegen des gottloſen Lebens der Römiſchkatholiſchen geſchehen, — denn zu dieſem werde Niemand gezwungen, — ſondern weil dieſelben von den Sacramenten und vom geſammten Gottesdienſte falſche Meinungen hegten und alle Andre zwingen wollten, dieſelben anzunehmen. In Bezug auf das heil. Abendmahl hielten ſie ſich feſt an die Einſetzung Chriſti. Dieſe Anſichten erhielten auf zwei ihrer nächſten Verſammlungen im J. 1499 und 1508 feſtere Beſtimmungen, nachdem ſie bereits im J. 1504 dem Könige Wladislav ein merkwürdiges Glaubensbekenntniß nach Ungarn überſandt hatten, welches Wladislav zugleich mit Böhmen regierte. Da ſie damit indeß nichts ausrichteten und die Befehle gegen ſie immer mehr geſchärft wurden, übergaben ſie dem Könige in den Jahren 1507 und 1508 noch zwei Schutzſchriften, in welchen ſie zugleich mehrere irrige Lehren der katholiſchen Kirche und Mißbräuche derſelben freimüthig beſtritten. Man ſehe hierüber: Johann Chriſtoph Köcher, drei letzte und vornehmſte Bekenntniſſe der böhm. B. und vornehmlich den hiſtoriſchen Vorbericht von den mancherlei Glaubensbekenntniſſen derſelben ꝛc. Jena 1741 und ratio disciplinae ordinisque ecclesiastici in unitate fratrum Bohemorum. Amſterd. 1660.

— Strenge der Sitten; Entfernung aller Lasterhaften aus der Gemeinde; Eintheilung der Glieder derselben in Anfänger, Fortschreitende und Vollkommene — dieß waren die Merkmale, durch welche sie sich zur Ähnlichkeit mit den ältesten Christen erhoben; aber zugleich auch die Ursachen, daß sie sich trotz der mannichfaltigsten Bedrückungen bis zum J. 1516 in Böhmen, Mähren und Polen verbreiteten. — Bald nach dem Anfange der Reformation bezeigten zwei Lehrer der böhm. B. Luthern ihren ungetheilten Beifall, schickten auch nicht lange darauf einen Abgeordneten an ihn, welchem Luther alle seine Schriften mitgab. Vergebens bemühte sich Emser dieses Einverständniß zu stören. Luther hatte stets eine günstige Meinung von ihnen und äußerte späterhin, „der Kaiser solle verständige und fromme Bischöfe, nicht aber Cardinäle, päpstliche Gesandten oder Ketzerrichter zu ihnen schicken; man müsse ihnen erlauben, nach der Nicänischen Verordnung sich einen Erzbischof in Prag zu setzen; sie auch nicht zwingen, die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt aufzuheben, weil dieses nicht unchristlich und ketzerisch sei.“ In den Jahren 1519 und 1522 schlossen sie sich immer enger an die Reformatoren an, bereiteten aber auch dadurch die Verfolgungen vor, welche sie seit 1547 trafen, in welchem Jahre der böhmische König Ferdinand I. ihre Kirchen verschließen ließ und den Befehl gab, daß alle böhm. B. binnen 42 Tagen das Land räumen sollten. Im J. 1548 zogen daher gegen tausend Mann derselben nach Polen, wurden vom Grafen von Gorka, Generale von Großpolen, sehr wohl aufgenommen, aber auch von hier durch einen königlichen Befehl wieder vertrieben. Sie folgten daher einem andern Haufen nach, der sich in das Herzogthum Preußen begeben hatte, und erhielten hier von Albrecht einen sichern Zufluchtsort. Späterhin wanderten noch mehrere der in Böhmen Zurückgebliebenen nach Sachsen, Franken und der Oberlausitz aus. Sie dauerten aber seit dieser Zeit nicht mehr als eine besondre Religionsgesellschaft fort, zumal da aus ihnen eine neue Gemeinde hervorging. Wir kennen sie unter dem Namen der Brüdergemeinde. Die für die Protestanten unglückliche Wendung, welche der 30jährige Krieg in Böhmen nahm, nöthigte die daselbst Übriggebliebenen, entweder sich zu verbergen, oder aus dem Lande zu fliehen. Unter denen, welche dieß letztere wählten, war auch der berühmte Sprachkenner Comenius (s. d. Art.). Dieser wurde auf einer Synode zu Lyssa im J. 1632 zum Bischof der zerstreuten B. in Böhmen und Mähren ernannt, und war der Letzte, der diese Würde bekleidete. Aber noch vor dem Tode desselben nöthigten neue Verfolgungen Tausende der Mitglieder dieser Gemeinde auszuwandern und in andern Ländern Schutz zu suchen. So bildete sich in Dresden um das J. 1670 eine Gemeinde von einigen Hunderten. Neunhundert sammelten sich in und bei Zittau, wo sie neue Dörfer anlegten, und gegen das J. 1722 zog endlich Christian David, der sich in Berlin zur evangelischen Kirche gewendet hatte, den letzten Rest der in Mähren zurückgebliebenen B. nach Berthelsdorf in der Oberlausitz, einem Gute des Grafen von Zinzendorf (s. d. Art.), der von nun an in dieser Geschichte auftritt. Zuerst waren es zehn Personen aus Mähren, die hier ankamen und die Erlaubniß erhielten, sich auf dem nahe liegenden Hutberge an der Landstraße, die nach Zittau führt, anzubauen. In der frommen Äußerung einer einzelnen Person, daß die Mitglieder der sich neu bildenden Gemeinde, so wie alle Einwohner unter des Herrn Hut (unter dem Schutze des Herrn) stehen möchten, hat der Name der dort angelegten Stadt Herrnhut seinen Ursprung. Der obengenannte David reiste zu seinen Landsleuten zurück, um immer mehrere zur Auswanderung aufzumuntern. Dadurch entstand aber in Mähren eine Bewegung, die manche Verfolgung nach sich zog. Der Graf von Zinzendorf verbot es daher im J. 1724, Mehrere herauszulocken, reiste aber zwei Jahre später selbst nach

Mähren und vermittelte es, daß die noch in geringer Anzahl vorhandenen in aller Stille auch wegziehen durften. Aber ſchon im J. 1723 hatte der Umſtand, daß manche Herrnhuter den lutheriſchen, andere den reformirten Lehrbegriff feſthielten, wie ſie jenen oder dieſen erlernt hatten, eine Art Separatismus hervorgerufen. Der Graf begab ſich daher 1727 ſelbſt nach Herrnhut und ſtellte, ohne ſich auf irgend einen Streit einzulaſſen, blos durch die einfache Darſtellung der Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion die Einigkeit wieder her. Alle Mitglieder unterſchrieben die bei dieſer Gelegenheit entworfenen Gemeindeordnungen oder Statuten, und die Vereinigung Aller war glücklich zu Stande gebracht. In jenen Statuten kommt unter andern folgende Stelle vor, welche den Geiſt dieſer Gemeinde deutlich erkennen läßt. „Die in Herrnhut Erweckten und in dieſer Gemeinſchaft ſtehenden Perſonen ſollen in beſtändiger Liebe mit allen Brüdern und Kindern Gottes in allen Religionen ſtehen, kein Beurtheilen, Zanken, oder etwas Ungereimtes gegen Andersgeſinnte vornehmen; wohl aber ſich ſelbſt und die evangeliſche Lauterkeit, Einfalt und Gnade unter ſich zu bewahren ſuchen.“ Bei der Handlung, wodurch dieſe Gemeindeordnung ſanctionirt wurde, ſang die Gemeinde, auf den Knien liegend, ein Lied; der Graf legte mit ihr die öffentliche Beichte ab, flehte um eine wahre Vereinigung aller Herzen, ohne Trennung und Anſtoß von außen und um die feſte Gründung auf die wahre Blut- und Kreuz-Theologie. — Der Graf von Zinzendorf geſtand ſelbſt, daß auf ſeine Anſichten, wie auf ſein Streben Spener einen großen Einfluß gehabt hätte. Die Gemeinde ſollte aus Erweckten beſtehen, d. h. aus Solchen, die bereits einen Anfang in der Beſſerung gemacht hätten. Zwölf Älteſte wurden gewählt, die auf die Beobachtung der Gemeindeordnungen ſehen ſollten. Zum Vorſteher ernannte man den Grafen ſelbſt, der mit ſeinem Freunde, dem Freiherrn von Wattewille, über Alles, was die Gemeinde betraf, berathſchlagte. Es entſtanden die Banden, d. h. Vereinigungen von einigen Wenigen, die ſich auf Jeſu Namen verſammelten, um ſich über ihren Herzenszuſtand zu beſprechen. Auch kam das ſogenannte Stundengebet auf, indem ſich anfänglich vierundzwanzig, dann aber noch mehrere verbanden, von einer Mitternacht bis zur andern in unaufhörlichem Gebete zu verharren. Etwa vorfallende Irrungen wurden von einigen dazu verordneten Brüdern, welche das hernachmals ſogenannte Gemeindegericht bildeten, mit Milde geſchlichtet. Eingriffe in das Amt der Obrigkeit erlaubten ſie ſich jedoch dabei niemals. Ihr Lehrbegriff war der proteſtantiſche, doch ohne beſondere Berückſichtigung deſſen, was den lutheriſchen und den reformirten unterſchied. Viel Wiſſen und Glauben verlangte der Graf nicht; nur mußte jeder die Lehre von der Erlöſung wohl gefaßt haben. Unterdeſſen hatte ſich Zinzendorf auch als Schriftſteller bekannt gemacht und der vortheilhafte Ruf, zu welchem die Gemeinde gelangt war, machte, daß Brüder, welche ins Voigtland, nach Saalfeld, nach Dänemark und nach Ungarn reiſten, um Zuwachs zu gewinnen, überall gut aufgenommen wurden. Im J. 1728 äußerte man von England aus den Wunſch, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, und in den beiden folgenden Jahren mußten Brüder in die Schweitz, nach Liefland und Schweden abgehen, wohin ſie förmlich eingeladen worden waren. Ohngefähr um dieſelbe Zeit entſtanden auch in Jena und in Halle kleine Colonien Herrnhuter. Da indeß neue Auswanderungen aus Mähren nach Herrnhut erfolgten und der kaiſerliche Hof deßhalb Klage bei dem churſächſiſchen führte, ſo erſchien von Seiten des letztern im J. 1732 eine Commiſſion in Herrnhut. Dieſe war zwar weder mit der Lehre noch mit der Verfaſſung der Gemeinde unzufrieden; dennoch erhielt der Graf den Befehl, ſeine Güter zu verkaufen, was doch nichts Anderes hieß, als die ſächſ. Länder zu verlaſſen. Allein im folgenden Jahre wurde dieſer

Befehl wieder zurückgenommen und nur die Aufnahme neuer Emigranten untersagt. Die Gemeinde zählte jetzt sechshundert Personen, welche die Berthelsdorfer Kirche nicht fassen konnte. Sie breitete sich daher auch räumlich immer mehr aus, und der berühmte Tübinger Theolog Bilfinger, der ein sehr vortheilhaftes Gutachten über dieselbe gab, trug auch nicht wenig zur Erhöhung der Achtung bei, welche sie überall fand. Dennoch kam im J. 1736 eine zweite Commission von Dresden nach Herrnhut, und wenn auch die von derselben vorgenommene Prüfung zum Vortheil der Gemeinde ausfiel, so wurde doch dem Grafen 1738 angedeutet, Sachsen auf immer zu verlassen. Der Grund dieses Befehls war, daß Zinzendorf die ihm vorgeworfenen Unordnungen nicht anerkennen wollte. Indeß blieb er nur 10 Jahre im Exile, während welcher die Gemeinde immer mehr zunahm. In demselben Jahre überließen derselben die Grafen von Isenburg-Büdingen ein Stück Landes zum Anbaue und so entstand die Colonie Herrnhaag. Bei Oldeslohe im Holsteinischen wurde die Colonie Pilgerruh gegründet, welche jedoch bald wieder einging. In Preußen, Holland, England und Liefland gewannen die Herrnhuter ebenfalls Eingang und Gelegenheit sich auszubreiten. Allein nun erfuhren auch die immer bekannter gewordenen Lehren derselben in der theologischen Welt mancherlei Widerspruch. Freilich gab Zinzendorf in seinen zahlreichen Schriften auch manche Blöße und damit Gelegenheit zu Angriffen auf seinen Glauben; aber auch seine Gegner erhielten sich nicht vorwurfsfrei, indem sie oft genug Wahres und Falsches vermischten, oder zu leidenschaftlich schrieben. Es wird hinreichen, einige der bedeutendsten dieser Gegner zu nennen, ohne auf die Streitpunkte selbst einzugehen. Der erste bedeutende war ohne Zweifel Johann Gottlob Carpzov; schonender urtheilte über sie Sigm. Jacob Baumgarten; schärfer Johann Philipp Fresenius, Prediger zu Frankfurt a. M. Mit Mäßigung zwar, aber auch mit Nachdruck ließen sich die beiden würtembergischen Theologen, der Abt Bengel und Christian Eberhard Weismann über sie vernehmen. Gegen die Angriffe dieser Männer schrieben Zinzendorf und einige andre Brüder Schutzschriften, bis endlich der Graf, welchem 1747 erlaubt worden war, in die churſächsischen Länder zurückzukehren, sich eine neue Untersuchung vom Dresdner Hofe erbat, in welcher die Übereinstimmung der Gemeinde mit dem augsburgischen Glaubensbenntnisse anerkannt wurde. Um gleiche Zeit erhielt sie das Amt Barby (in dessen Nähe 1767 die Gemeinde zu Gnadau entstand) zu einem Sitze angeboten, wohin im J. 1749 das theologische Seminarium aus Marienborn, im Gebiete der Grafen Isenburg, verlegt und 1754 sogar ein akademisches Collegium gestiftet wurde. Selbst nach Zinzendorf's Tode nahm die Gemeinde an Umfang, Achtung und Festigkeit zu. Niemand aber leistete ihr wichtigere Dienste, als der ehrwürdige August Gottlieb Spangenberg (s. d. Art.), welcher 1792 als ihr Bischof, 88 Jahre alt, starb. Und so hat sich dieselbe in Deutschland, Rußland, den gesammten Niederlanden, in England, Irland, Nordamerika und in vielen Missionen fortgepflanzt und erhalten. Denn schon im J. 1731 gingen 2 junge Herrnhuter auf die dänische Insel St. Thomas, um dort das Evangelium zu verkündigen. Dieselbe Absicht führte Andre 1733 nach Grönland, wo die Colonien Neuherrnhut und Lichtenfels noch bestehen. Zwei Jahre später ging eine Mission nach Georgien in Amerika. Viele wendeten sich 1739 nach Pensylvanien, und gesegnete Erfolge führten die Unternehmungen auf der Küste von Guinea, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf der Insel Ceylon zu Berbice und zu Surinam herbei. Zu den Missionen in Nordamerika, besonders in Neu-York, Maryland und Nord-Carolina, legte hauptsächlich der vielgereiste Spangenberg einen dauerhaften Grund. Auch ertheilte die Kaiserin von Rußland, Katharina II., im

J. 1764 den Herrnhutern völlige Religionsfreiheit in ihrem Reiche, worauf ſich die Brüder im Königreiche Aſtrachan niederließen, und ſchon im nächſten Jahre erſtand die bald zu einer Stadt angewachſene und von Paul I. mit großen Vorrechten verſehene Colonie Sarepta. — Was das innere Weſen dieſer Gemeinden betrifft, ſo macht ſowohl ihr Lehrbegriff als ihre Einrichtung noch einige Worte nöthig. Der erſtere theilt ſich in 3 Tropen, den mähriſchen, lutheriſchen und reformirten; denn da man allen proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen den Zutritt erleichtern wollte, ſo mußte man dafür ſorgen, daß Niemand auf den Argwohn geriethe, als ſollte ihm ein neuer Glaube aufgedrungen werden. Dieſe Tropen verſchmelzen aber gar ſehr in einander, und da einmal der Grundſatz gilt, daß auf Unterſcheidungslehren nichts ankomme, Alles aber auf die Lehre von der Erlöſung Chriſti, in welcher alle Mitglieder übereinſtimmen; ſo iſt bei ihnen von einem ſtreng ſyſtematiſch durchgeführten Lehrbegriffe nicht die Rede. Dagegen wollen ſie mehr eine Vereinigung zur Übung des praktiſchen Chriſtenthums und der Gottſeligkeit ſein und ſetzen daher das religiöſe Gefühl und ſeine Äußerungen weit über die religiöſe Denkweiſe; oder — die Religion erſcheint ihnen mehr als Sache des Gefühls denn als Sache des Verſtandes. Ihre Lehren, Vorträge, Gebete und Lieder ſind bildlich, und dieſe Bilder ſollen hauptſächlich das Mittleramt Chriſti dem gläubigen Gemüthe anſchaulich darſtellen. Daher die ſo häufig gebrauchten Ausdrücke: Lamm, Lammesblut ꝛc. Sich den dadurch erweckten Gefühlen mit Wonne überlaſſend, verfallen ſie wohl oft in das Süßliche und Spielende, was ihnen jedoch als eine unſchuldige Verirrung bei ſonſt überwiegendem Guten leicht verziehen werden kann. — Merkwürdig iſt ihre Communverfaſſung und Disciplin, zufolge welcher die ſämmtlichen Mitglieder in Chöre abgetheilt ſind, nämlich in Kinder-, Knaben- und Mädchen-, Jüngling- und Jungfrauen-, Männer- und Frauen-, Wittwer- und Wittwen-Chöre, deren jedes einzelne zur Beſorgung ſeiner beſondern Angelegenheiten einen Chorhelfer und einen Chordiener hat. Die weiblichen Chöre haben Chorhelferinnen und Chordienerinnen. So lange ſie noch unverheirathet ſind, wohnen ſie in dem Brüder- oder dem Schweſterhauſe und beſchäftigen ſich mit Künſten, Handarbeiten und gemeinſchaftlichen Andachtsübungen. Nur in großen Orten gibt es ähnliche Wittwer- und Wittwen-Häuſer. Die Ehepaare wohnen in Privatwohnungen, ſtehen aber ebenfalls unter ihren Chorbeamten. Die leitenden Behörden des Ganzen ſind 1) die Älteſtenconferenz, ein Collegium, welches ſeit dem J. 1789 die Angelegenheiten der ganzen Geſellſchaft dirigirt (früherhin leitete dieſe der Graf von Zinzendorf als Ordinarius allein). Es war ehemals in 3 Departements getheilt, in das Helferdepartement (für kirchliche Sachen), das Aufſeherdepartement (über Gegenſtände der Disciplin) und das Dienerdepartement (für ökonomiſche Angelegenheiten). Dazu kam aber bald noch ein Miſſionsdepartement, deſſen Name ſchon ſein Geſchäft andeutet; 2) das Aufſehercollegium, welches über die Erwerbsmittel wacht, die Polizei ausübt und Zwiſtigkeiten ſchlichtet. Dieſen beiden Behörden iſt 3) die Helferconferenz untergeordnet, welche blos berathet, dann aber Alles zur Entſcheidung jenen vorlegt. In außerordentlichen Fällen wird 4) der Gemeinderath zuſammenberufen, welcher aus den genannten Collegien und einem Ausſchuſſe der würdigſten Gemeindeglieder beſteht. Die kirchlichen Angelegenheiten werden von Biſchöfen, Senioren, Presbytern, Diaconen und Diaconiſſen beſorgt. Sonſt wurden gewöhnlich von 6 zu 6 Jahren allgemeine Synoden gehalten, auf welchen ſich außer den Geiſtlichen, Abgeordneten jeder Gemeinde auch ſelbſt einige erfahrne Schweſtern einfanden. Ein Wochenblatt, die Vorfallenheiten in den Gemeinden erzählend, wird an jedem vierten Sonntage (der deßhalb Gemeintag heißt) öffentlich vor-

geleſen, und um die tägliche Andacht zu leiten und zu unterſtützen, gedruckte Loſungen vertheilt, welche bibliſche Denkſprüche für jeden Tag des Jahres enthalten. Ihre Kirchen ſind meiſtens große helle Säle ohne allen Schmuck, ausgenommen die Schloßkirche zu Barby, welche ſie benutzen dürfen. Dreimal an jedem Tage wird ein kurzer Gottesdienſt gehalten, Vormittags die Kinderſtunde, um 7 Uhr Abends die Gemeindeſtunde, um 9 Uhr die Singeſtunde. Sonntags früh ſammelt ſich jede Gemeinde zum Gebet der Litanei, um 10 Uhr wird gepredigt, um 2 Uhr eine Kinderſtunde gehalten, um 3 Uhr Bibelerklärung für die Verheiratheten gegeben, worauf um 5 Uhr eine Singeſtunde für die Abendmahlsgenoſſen folgt und dann eine Gemeindeſtunde den Tag beſchließt. (Die Feier des heil. Abendmahls ſiehe in d. Art. Abendmahlsfeier.) Am Oſtermorgen begrüßt die ganze Gemeinde den Aufgang der Sonne auf dem Friedhofe, Gottesacker, unter Poſaunenſchall; Poſaunen verkünden den Tod eines Heimgegangenen und begleiten ihn, der in einem mit lichten Farben angeſtrichenen Sarge liegt, zu ſeiner Ruheſtätte. Ihre Schulen machen ſich es zur Hauptaufgabe, einen religiöſen Sinn in den Kindern zu wecken. Eine Gemeindecaſſe unter dem Namen Heilandscaſſe, meiſtens aus freiwilligen Beiträgen beſtehend, dient zur Deckung allgemeiner Bedürfniſſe und zur Unterſtützung armer Brüder. Ordnungsliebe, Einfachheit, Reinlichkeit und Mäßigkeit, Demuth und Friedfertigkeit ſind bei ihnen zu Hauſe. (Vergl. kurze Darſtellung der Geſchichte der ſogenannten Herrnhuter oder Brüdergemeinde. Berlin 1794.) 60.

Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes nannten ſich eine im XIII. Jahrh. entſtandene Religionsgeſellſchaft, deren Mitglieder ſich aus Mißverſtand der Bibelſtelle Röm. 8, 2. 14. 19—23. als Kinder Gottes frei von jedem Geſetze wähnten. Sie verbreiteten ſich vorzüglich in Italien, Frankreich und Deutſchland. Eine ihrer Hauptlehren war, durch Beſchauung und ernſtes Nachdenken verſenke ſich der Menſch in Gott und werde frei von allem Irdiſchen. Da aber das Arbeiten dieſe frommen Betrachtungen ihrer Meinung nach hindere, ſo enthielten ſie ſich deſſelben, gingen betteln, verachteten aber alle kirchlichen Einrichtungen und Mönchsregeln. In ihrer ſchlechten Kleidung oder Nacktheit zogen ſie ſich mit Recht den Vorwurf der Scham- und Sittenloſigkeit zu und wurden auf den Synoden zu Köln 1306 und zu Trier 1310 verdammt, erhielten ſich aber dennoch und gingen unter ihrem Führer Johannes 1418 nach Böhmen, wo ſie während der huſſitiſchen Unruhen verſchwanden. 60.

Brüderſchaften nennt man Verbindungen von Laien, welche, ohne aus dem Weltleben gänzlich herauszutreten, doch bisweilen als Religioſen erſcheinen wollten. Sie legten daher auch keine Kloſtergelübde ab und hatten keine kirchliche Auctorität. Deßhalb müſſen ſie auch von den eigentlichen geiſtlichen Orden wohl unterſchieden werden. Sie entſtanden und verbreiteten ſich hauptſächlich ſeit dem XII. Jahrh. Es gab ihrer eine große Menge. Über einige derſelben, z. B. über die Apoſtelbrüder, die Beguinen und Begharden, die Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes iſt ſchon an ihrem Orte geſprochen worden. Wir nennen daher hier nur noch folgende. 1) Die Brükkenbrüder (frères pontifes) von unbekannter Entſtehungszeit, deren Spuren ſich aber in Frankreich weit erhalten haben, entſtanden aus dem Bedürfniſſe, den Pilgern den Weg nach den Wallfahrtsorten zu erleichtern, da die bisher zu dieſem Zwecke beſtandenen Geſellſchaften der Lenuncularien, Lintrarien und Utricularien oft in Straßenräuber ausarteten. Das älteſte Denkmal einer ſolchen Brüderſchaft iſt die Brücke zu Avignon, auf der man im J. 1185 ſchon einen Zoll erhob; die Geſellſchaft ſelbſt wurde 1189 vom Papſte Clemens III. beſtätigt. In mehrere Zweige verbreitet beſtand ſie noch einige Zeit fort; in Italien, Spa-

nien, Schweden, Dänemark bildeten sich ähnliche Verbindungen, sie verloren sich aber nach und nach wieder und 1672 wird derselben zum letzten Male in einem Edicte Ludwig's XIV. gedacht. 2) Die Brüderschaft der heiligen Dreieinigkeit wurde 1548 vom heil. Philipp von Neri gestiftet und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Aufnahme ermatteter Wallfahrer und Pilger, wie mit der fernern Pflege und Unterstützung derer, die als Genesene aus den Hospitälern entlassen waren. Die Reinheit ihres Wandels zeichnete diese vor den meisten übrigen B. vortheilhaft aus. 3) Die Brüder und Schwestern der christlichen Schulen des Jesuskindes, 1678 zu Paris von Barre gestiftet, erwarben sich durch Errichtung zahlreicher Freischulen für arme Kinder um die vernachlässigte Jugend Frankreichs große Verdienste. Selbst während der Revolution stellten sie ihre Thätigkeit nicht ein und erfreuen sich jetzt noch eines segenvollen Bestehens. Der Name 4) Büßer umfaßt dagegen mehrere Congregationen, die sich durch die Farben ihrer Kutten in schwarze, graue, rothe, blaue, grüne, violette ꝛc. B. theilen. Sie nennen sich Büßer, weil sie die ihnen übernommenen Verpflichtungen zufolge Andern geleisteten Liebesdienste als fromme Büßungen betrachten und vereinigen in sich Personen aus allen, selbst den höchsten Ständen. In den Hauptstädten Italiens findet man sie in großer Anzahl und der Mangel an Wohlfahrtsanstalten macht sie unentbehrlich. Ausstattung armer Mädchen, Bekehrung der Buhlerinnen, Pflege hülfloser Verlassenen sind die Hauptzweige ihrer Wirksamkeit. 5) Die unter mehrern Namen vorkommenden Alexianer von dem heil. Alexius, ihrem Patrone also genannt, entstanden im XIV. Jahrh. in den Niederlanden und verbreiteten sich weit an dem Rheine hinauf. Sie nahmen sich vorzüglich der Kranken und Gefangenen an, begleiteten Verurtheilte auf den Richtplatz und ließen für Hingerichtete oder aufgefundene Leichen Seelenmessen lesen. Von den Cellen, die sie bewohnten, hießen sie Cellbrüder oder Celliten, von den leisen (lullenden) Klagegesängen, die sie bei Beerdigungen sangen, Loll- oder auch Nollharden und die schwarzen Schwestern waren ein weiblicher Zweig von ihnen. Über 6) die Flagellanten s. d. Art. Geißler. Einen rühmlichen Endzweck hatte 7) auch die 1645 zu Paris gestiftete Brüderschaft der Schuster und Schneider, welche für die religiöse Bildung unwissender Lehrlinge und Gesellen dieser beiden Handwerke sorgte. 8) Die Brüder des Todes, welche 1620 zu Rouen gestiftet, aber von dem Papste Urban VIII. unterdrückt wurden, scheinen sich nicht vorwurfsfrei erhalten zu haben. Einige andere B. sind entweder zu unbedeutend oder werden an ihrem Orte Erwähnung finden. (Über die heilige Brüderschaft in Spanien s. Hermandad.) 60.

Brüggler Secte hießen die Anhänger zweier religiösen Schwärmer Christian und Hieronymus Kohler (der erstere Tagelöhner, der letztere Wagner) zu Brügglen im Canton Bern, welche 1746 sich für die beiden Zeugen in der Offenbarung Johannis (Cap. 11, 3.) ausgaben, das Ende der Welt auf Weihnachten 1748 verkündeten, das Schicksal der einzelnen Menschen nach dem Tode durch Offenbarung zu wissen vorgaben und mit einer Frau, Namens Kießling, gemeinschaftliche Sache machten, welche sich das Weib der Offenbarung (Cap. 12, 1.) nannte. Ihre Lehrsätze waren: Wer einmal zur Seligkeit bestimmt sei, dem werde nichts als Sünde angerechnet, diese komme allein auf die Rechnung des Heilandes; das Fleisch könne keine Sünde thun; dem Gerechten sei kein Gesetz gegeben und die Kinder Gottes dürften nicht arbeiten, sondern müßten dieß nur den Ungläubigen überlassen. Als der Unfug zu groß wurde, verwies die Regierung die beiden Kohler auf 6 Jahre des Landes, doch bald kehrten sie zurück, weissagten allerhand Dinge, deren Nichterfüllung sie gut zu rechtfertigen verstanden, wurden endlich wegen Aufruhrs und Unzucht geächtet, und Hieronymus

Kohler, den man gefangen hatte, den 16. Januar 1753 erſt erwürgt und dann verbrannt. Bei der Unterſuchung fand es ſich, daß ſeine Schwärmerei durch das Leſen myſtiſcher Schriften entſtanden war. Seine Anhänger wollten ihn wieder geſehen haben; doch kehrten die meiſten nach und nach zur Vernunft zurück und da ihnen größtentheils Nichts weiter zur Laſt gelegt werden konnte, wurde ihnen auch kein Leid zugefügt. 23.

Brühl, ein in Deutſchland oft vorkommender Name von einzelnen Stücken einer Flur oder von freien Plätzen und Straßen einer Stadt, ſoll urſprünglich das Diminutivum von Brüch (Sumpf) ſein (Brüchel), und da die dieſen Namen führenden Orte gewöhnlich am tiefſten gegen die andern Theilen liegen, läßt ſich dieſe Ableitung auch ſehr wohl denken. 9.

Brühl (Heinrich, Graf von), Miniſter Auguſt's III., Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, wurde den 13. Aug. 1700 zu Gangloff-Sömmern bei Weißenſee in Thüringen geboren. Sein Vater, geheimer Rath bei dem Herzoge von Sachſen-Weißenfels, war arm und konnte deßhalb für die Ausbildung ſeines Sohnes, außer welchem er noch fünf Töchter zu verſorgen hatte, nicht viel thun, ſondern begnügte ſich damit, ihn als Page in die Dienſte der Herzogin Eliſabeth zu bringen. Der junge B. wußte ſich durch ſein angenehmes Aeußere, eine glänzende Unterhaltungsgabe und einſchmeichelndes Betragen in der Gunſt der Herzogin feſtzuſetzen und wurde bald auch Liebling des Königs Auguſt II., der ihn zum Kammerherrn ernannte und als Begleiter auf allen ſeinen Reiſen mitnahm. Der ſchlaue Günſtling benutzte die Umſtände und erwarb ſich zugleich die Neigung des Thronfolgers dadurch, daß er nach dem Tode Auguſt's II. (zu Warſchau 1733) mit der Krone und den Reichsinſignien, welche zufällig in ſeinen Händen geblieben waren, nach Dresden eilte und ſo dem neuen Churfürſten Auguſt III. die polniſche Krone ſicherte. Den dadurch erworbenen Einfluß wußte er durch kluges Benehmen und Verheirathung mit der Vertrauten der Königin, der Gräfin Kolowrath zu befeſtigen und brachte es zuletzt durch dieſe auch dahin, daß der König ſeinen Günſtling, den Grafen Sulkowsky, entließ und ihn zum Premierminiſter ernannte (1738). Nun da er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte, erlangte er in kurzer Zeit die uneingeſchränkteſte Herrſchaft über den ſchwachen König; Niemand durfte ſich dieſem ohne ſeine Bewilligung nähern und er ſelbſt ſuchte den König durch Luſtbarkeiten und oft kindiſche Zerſtreuungen aller Art von ernſten Beſchäftigungen abzuhalten. Nur zu wohl gelang ihm dieß. Ungeheure Summen wurden verſchwendet, um den eiteln prachtliebenden Fürſten zu ſchmeicheln, und der Miniſter ſelbſt umgab ſich mit einem Glanze, welcher den des Königs faſt verdunkelte. Er hatte mehr als 200 Domeſtiquen, eine Leibwache und die ausgeſuchteſte Garderobe. Man kann ſagen, daß aller Reichthum des Landes in ſeinem Hauſe zuſammenfloß. Eine nothwendige Folge dieſer unſinnigen Verſchwendungen war gänzliche Zerrüttung der Finanzen. Das ohnehin durch Auflagen beſchwerte Volk konnte nichts mehr leiſten und ſo mußte zuletzt ein Banquerout und mit ihm der Ruin des Landes herbeigeführt werden. B. ſuchte nun die zur Beſtreitung des nothwendig gewordenen Aufwandes erforderlichen Summen durch unzweckmäßige Erſparniſſe zu erhalten, und ließ ſich überdieß in das (nach der damaligen Lage des Landes) höchſt unpolitiſche Bündniß gegen Preußen ein. Das unglückliche Land mußte als Beute des Siegers die Fehlgriffe des Miniſters büßen; dieſer flüchtete ſich nebſt ſeinem Herrn nach Polen und entſchädigte ſich dort für ſeinen Verluſt in Sachſen. Er erhielt mehrere große Kronämter, kaufte ſich Ländereien und bekam nach dem Tode der Königin die derſelben zugehörig geweſene Staroſtei Zips zum Geſchenke. Kein Mittel verſchmähte er, um Reichthümer anzuhäufen, daher er in Polen bald eben ſo ſehr wie in Sachſen gehaßt

wurde. Nach Abſchluß des Hubertusburger Friedens (1763) kehrte er ſchwach und krank mit dem Könige nach Dresden zurück; noch mehr erſchütterte ihn der Tod ſeines Herrn am 5. Oct. 1763; er folgte ihm nach einem vergeblichen Verſuche, bei der neuen Regierung ſeine Rolle fortzuſpielen, am 28. deſſelben Monats nach. — Von ſeinen vier Söhnen, die von ihrer Mutter trefflich ausgebildet worden waren, erwähnen wir nur den älteſten.

Brühl (Friedrich Aloyſius, Graf v.), geb. zu Dresden den 31. Juli 1739. Er wurde von ſeiner Mutter äußerſt ſtreng erzogen und zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen angehalten. Als er nach der Meinung derſelben auf der Univerſität zu Leipzig nicht genug Fortſchritte machte, ſchickte ſie ihn nach Leyden, in der Überzeugung, daß man ihm dort nicht, wie in Leipzig, ſchmeicheln würde. Mit den ſchönſten Kenntniſſen in allen Fächern der Literatur ausgeſtattet verließ der junge B. dieſe Univerſität und begab ſich auf Reiſen, um ſeine Ausbildung zu vollenden. Im 7jährigen Kriege wohnte er einigen Feldzügen als Volontair der Armee bei und begab ſich dann nach Polen, wo er ſich mit dem Könige Stanislaus ausſöhnte und ſeine nach dem Tode Auguſt's III. verlorenen Ämter wieder erhielt. Er zog ſich jedoch nach Pförten (in der Niederlauſitz) zurück, ohne den wiederholten Aufforderungen, nach Warſchau zu kommen, Gehör zu ſchenken und ſtarb den 31. Jan. 1793 zu Berlin im Hauſe ſeines Bruders, des preuß. Generallieutenants und Oberſthofmeiſters Karl Adolf, Grafen v. Brühl. B. war das Muſter eines vollendeten Weltmannes. Seine männlich ſchöne Geſtalt und einnehmende Geſichtsbildung, verbunden mit einem anziehenden Benehmen und natürlicher Gutmüthigkeit, erwarben ihm in einem Augenblicke die Gunſt aller Herzen. Im Gebiete der ſchönen Künſte hatte er äußerſt umfaſſende Kenntniſſe; er war Dichter, Maler, und verſtand Muſik, Sprachen und Mathematik, beſonders im artilleriſtiſchen Fache. Wir beſitzen von ihm mehrere Theaterſtücke, welche zu ihrer Zeit viel Glück machten. Sie ſind geſammelt unter dem Titel: Theatraliſche Beluſtigungen von A. Fr. Gr. v. B. zu Dresden herausgekommen. 22.

Brühl (Karl Friedrich Moritz, Graf v.), Generalintendant der königlichen Schauſpiele in Berlin, wurde 1772 zu Pförten in der Niederlauſitz geboren. Sein Vater war der Graf Moritz von Brühl, jüngſter Sohn des ſächſ. Miniſters. Durch ſeine Mutter, eine höchſt geiſtreiche und gebildete Frau, wurde ihm frühzeitig eine große Neigung zu Muſik und theatraliſchen Unterhaltungen eingeflößt, der Umgang mit ſeinem Onkel (Friedr. Aloyſ.) und ein Aufenthalt zu Weimar, wo er Herder, Wieland und Göthe ſah, trugen dazu bei, dieſe Neigung zu befeſtigen. 1790 erhielt er in Berlin eine Anſtellung als Jagdjunker und benutzte hier die ſich ihm darbietenden Gelegenheiten, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Bald nachher unternahm er eine Reiſe durch Deutſchland, und hielt ſich auf dieſer faſt ein ganzes Jahr in dem ihm liebgewordenen Weimar auf. Der Umgang mit Schiller und Göthe äußerte den wohlthätigſten Einfluß auf ihn. Als Mitglied des geſellſchaftlichen Theatervereins trat er einigemal mit Beifall vor der Herzogin Amalie auf. Später lernte er zu Rheinsberg als Kammerherr des Prinzen von Preußen auch das franzöſiſche Theater kennen und beſchäftigte ſich nun, beſonders als er an den Hof der Königin berufen wurde, ausſchließlich mit Kunſt und Theater. Während ſeines Aufenthalts in Paris und London (1813) fand er die ſchönſte Gelegenheit, ſeine Anſichten zu erweitern und ſo vorbereitet nahm er 1814 den Ruf als Intendant an der berliner Bühne an. Es iſt unverkennbar und ſelbſt von ſeinen Tadlern anerkannt worden, daß er in dieſer Stellung Ausgezeichnetes geleiſtet hat. Mit unermüdeter Thätigkeit wußte er die allerdings nicht geringen Schwierigkeiten, die ſich ihm von allen Seiten entgegenſtellten, zu überwinden, und erwarb ſich beſonders

dadurch ein großes Verdienſt, daß er Männer wie Wolff, Devrient u. A. an der Bühne anſtellte und den Bühnendichtern eine würdigere Stellung verſchaffte. 22.

Brüſſel, Hauptſtadt des Königreichs Belgien und Reſidenz des Königs, liegt unter 50° 59′ 50″ N. B. und 22° 2′ L. in einer ſchönen fruchtbaren Ebene und zum Theil auf einer Anhöhe der vormals holländ. Provinz Südbrabant. Sie wird von der Senne durchfloſſen und ſteht durch den Canal Villebrock mit der Schelde in Verbindung. Der Umfang der Stadt beträgt 2 Stunden, die Zahl der Häuſer 9500 und die der Einwohner gegen 80000. Gründer Brüſſels iſt der Biſchof von Cambrai, Gerald der Heilige, welcher im VII. Jahrh. auf der Inſel der Senne eine Kapelle erbaute, um die herum bald Wohnungen entſtanden. Im X. Jahrh. war der Ort ſchon befeſtigt und hatte Märkte, und um das Jahr 1050 war er ſchon ſo bedeutend, daß die Herzöge von Brabant ihre Reſidenz hier aufſchlugen. Unter den Herzögen von Burgund wurde B. eine der wichtigſten Städte der Niederlande, und behauptete ihr Anſehen auch unter habsburgiſcher Herrſchaft. Während des niederländiſchen Befreiungskrieges blieb ſie im Beſitze der Spanier. Später verlor ſie viel von ihrer Blüthe durch Theilnahme an dem Kampfe zwiſchen Ludwig XIV. und Öſtreich, und wenn die Ereigniſſe während der franzöſiſchen Revolution nicht geeignet waren, ihr den alten Glanz wieder zu verſchaffen, ſo wird es auch jetzt nach dem verhängnißvollen Jahre 1830 (ſ. d. Art. Aufſtände) noch langer Zeit bedürfen, ehe ſie ihre alte Wichtigkeit wieder erlangt. — Die Bauart der Stadt iſt im Allgemein zu rühmen, ohne ihr jedoch Regelmäßigkeit zuſchreiben zu können. Es gibt viele palaſtähnliche Privat- und öffentliche Gebäude und lange ſchöne Straßen von anſehnlicher Breite, beſonders in der Oberſtadt; minder anſehnlich, auch nicht ſo geſund, iſt die Unterſtadt. Von den ehemaligen Feſtungswerken iſt nur noch der Wall vorhanden, die übrigen ſind in ſchöne Spaziergänge umgewandelt worden. Ausgezeichnet iſt der Königsplatz, unter allen öffentlichen Plätzen, deren B. mehrere hat, der ſchönſte. Unter den übrigen Merkwürdigkeiten erwähnen wir folgende: das Wilhelmsthor, das in den Jahren 1380 — 1442 in gothiſchem Style erbaute Rathhaus mit einem 364 Fuß hohen Thurme, auf deſſen Spitze eine kupferne übergoldete 17 F. hohe Statue des Erzengels Michael ſteht, den Staatenpalaſt mit einem ſchönen Parke, den Münzpalaſt, das neue Theater, den ehemaligen Palaſt des Generalgouverneurs, jetzt Bibliothek und Muſeum, die St. Gudulakirche, die Kirche Gaudenberg, die Kapelle Notre Dame u. a. m. Für liter. Anſtalten iſt hinlänglich geſorgt; es gibt hier eine königl. Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, eine öffentliche Bibliothek von 80000 Bänden, eine botaniſche Geſellſchaft, eine Sternwarte, ein Kunſtmuſeum, Maler- und Zeichnenſchulen, ein königl. Collegium, Elementarſchulen u. a. Handel und Gewerbe ſind in gutem Zuſtande; einen großen Theil der Bewohner beſchäftigen zahlreiche Fabriken und Manufakturen, von denen die Spitzenfabriken europäiſchen Ruf erhalten haben. Außerdem ſind von Bedeutung die Baumwollen-, Glas-, Gold- und Silberfabriken, die Kattundruckereien, Baumwollenſpinnereien, Hut-, Wagen- und Wollenzeugfabriken, Brauereien und Zuckerfabriken. Von ausgezeichneter Güte ſind die hier gefertigten Papiere, Spielkarten und Papiertapeten. Die genannten Fabriken treiben anſehnlichen Handel, welcher durch den oben angeführten Canal und einige Märkte befördert wird. In der Nähe Brüſſels liegt das prächtige königl. Schloß Laken mit einem Parke, dem Sammelplatze der brüſſeler ſchönen Welt. 15.

Brüſtung, franz. appui; engl. breast-fence, heißt in der Baukunſt das Stück Mauer, auf welcher das Fenſter ſteht und welche gewöhnlich ſo hoch iſt, daß ein Menſch mittlerer Größe beim Herausſehen durch das Fenſter mit der

Brust darauf ruhen kann. Im Schiffsbaue heißt B. die keilartige Zuspitzung der Kähne an beiden Enden. 30.

Brüten, lat. fovēre; franz. couver; engl. brood, hatch, nennt man im weitern Sinne das Entwickeln der Eier der Insekten, Fische und Amphibien, wie auch der Samenkörner der Pflanzen zu organischen Wesen in der gehörigen Wärme; im engern Sinne sagt man es von den Vögeln, wenn sie über den Eiern sitzen und durch ihre Körperwärme die in den Eiern befindliche Frucht zur Entwickelung bringen, so daß sie nach Zerbrechung der Eischale als ein lebendiges Thier hervorkommt. Den von der Natur den Thieren eingepflanzten Trieb geben die Weibchen durch ihre Stimme zu erkennen, z. B. die Hühner durch das Glucken. Sie erhalten am Bauche nach und nach eine Hitze, die sie nöthigt, sich Nester zu bauen, Eier zu legen und diese auszubrüten. Werden sie daran nicht mit Gewalt verhindert, so sind sie in Befriedigung ihres Triebes fast bewundernswürdig, bleiben Tag- und Nacht über den Eiern sitzen, vergessen das Futter, sind gleichgültig gegen drohende Gefahren, vertheidigen das Nest mit Muth und können, wenn man ihnen das Futter nicht zuträgt, aus Nahrungslosigkeit selbst das Leben verlieren. Diesen Trieb zu brüten kann man bei einigen Vögeln durch Kunst erwecken und erhöhen, nämlich durch erhitzendes Futter, wie Malz, Hanfsamen, gedörrte Kartoffeln, in Bier geweichtes Brod. Bei einigen Vögeln, z. B. bei den Gänsen, Enten, Pfauen, besorgen die Weibchen das Geschäft des Brütens ganz allein, bei andern nehmen die Männchen daran so lange Theil, als die Weibchen ihr Futter suchen, bei noch andern, z. B. den Nachtigallen, Grasmücken, Finken tragen die Männchen den Weibchen das Futter in das Nest, vertheidigen sie gegen Gefahren und verkürzen ihnen die Zeit durch Gesang. Einige Vögel brüten nur ihre eigenen Eier aus, andere lassen sich täuschen, wie die Hühner, die auch Gänse- und Enteneier, und wie das Truthuhn, das Enten-, Gänse-, Pfauen- und Hühnereier ausbrütet. Der Kukuk ist der einzige Vogel, der nicht brütet, sondern seine Eier in das Nest der Grasmücke legt und von dieser ausbrüten läßt. Die Brutzeit ist von verschiedener Dauer, ein Pfau brütet 30 Tage, eine Gans 29, eine Truthenne 27, eine Henne 21, eine Taube 15—17 Tage. Zum Ausbrüten der Eier ist die gewöhnliche Blutwärme, nach R. 30—32 Grad, erforderlich. In China und Ägypten läßt man die Eier durch künstliche Wärme ausbrüten. In Ägypten gibt es gewisse Familien, die dieses Geschäft besonders treiben und in den besonders dazu erbauten Öfen 30 bis 40000 Stück Eier auf Stroh gelegt durch die Wärme von brennendem Kameelsmiste ausbrüten. Mehrere Naturforscher haben dieses künstliche Ausbrüten auf verschiedene Weise versucht. Durch die bloße Sonnenwärme geschieht das Nämliche mit den in Sand vergrabenen Eiern der Krokodile, Schlangen, Schildkröten, mit dem Laiche der Fische und Frösche und den Eiern der Insekten. Unter diesen letztern sind die Bienen und Spinnen die einzigen, welche ihre Eier durch die Wärme ihres Körpers ausbrüten. 49.

Brugmans (Sebald Justin), berühmter holländischer Arzt und Naturforscher, wurde 1763 zu Franecker geboren, 1785 zu Gröningen promovirt und erhielt im folgenden Jahre in seiner Vaterstadt die Professur der Physik. 1795 kam er als Professor der Chemie nach Leyden, wo er zugleich den Auftrag erhielt, das Militair-Medicinalwesen zu organisiren, was er mit solchem Erfolge that, daß ihn späterhin König Ludwig in allen seinen Ämtern bestätigte und zu seinem Leibarzte machte, Napoleon aber ihm den Orden der Ehrenlegion und das Rectorat der Universität Leyden verlieh. Der jetzt regierende König ernannte ihn zum Generalinspector der Medicinalanstalten für die See- und Landmacht, in welcher Stelle er sich um die unzähligen in der Schlacht von Waterloo verwundeten Militairs aller Nationen große Verdienste erwarb. Er starb 1819. Außer mehrern

Preisschriften hat er als seine bekannteste Schrift eine Abhandlung über den Hospitalbrand hinterlassen. 39.

Brumaire (spr. Brümär), der 18., nach dem gewöhnlichen Kalender der 9. Novbr. 1799, hat durch Buonaparte welthistorische Bedeutung erhalten. An diesem Tage stürzte er das Directorium und legte dadurch den Grund zu seiner nachmaligen Größe. (Das Nähere darüber s. im Art. Buonaparte.) 1.

Brun (Heinrich), Prediger in Aurich, ist als der kirchliche Reformator Ostfrieslands zu betrachten, indem er, der wahrscheinlich in Wittenberg studirt hatte, zu Anfange des Jahres 1519 vom Grafen Edzard I. begünstigt, zuerst die Grundsätze Luther's auf der Kanzel vortrug und zwar mit solchem Eifer, daß bald ganz Aurich und kurz darauf mehrere andere Gemeinden die Reformation annahmen. Er starb um 1527. 16.

Brun (Friederike Sophie Christiane), die deutsche Schriftstellerin, ward den 3. Juni 1763 zu Tonna bei Gotha als Tochter des Superintendenten Balth. Münter geboren, der kurz nach ihrer Geburt Prediger in Kopenhagen ward. Hier stand ihr Vater mit Cramer, Klopstock, Reswitz, Sturz, Funk, Gerstenberg, Karsten Niebuhr, Reventlow, Bernstorff, Schimmelmann u. A. in Verbindung und dieser Umgang erweckte ihre dichterischen Talente schon als Mädchen; vorzüglich gewann sie in dem Umgange mit den Bernstorff'schen Kindern. Kurz nach ihrer Verheirathung mit dem Conferenzrathe Constantin Brun (1783) reiste sie mit diesem nach Petersburg, mußte aber auf der Rückreise (Anfang 1784) wegen des starken Eises im Belte zwei Monate in Hamburg verweilen, wo sie Klopstock's Umgang genoß. Im Winter 1788 ward sie fast taub und ergab sich nun noch mehr den Musen. Im J. 1791 reiste sie mit ihrem Gemahle in das südliche Frankreich und machte in Lyon Bekanntschaft mit Matthisson und in Genf mit Bonstetten. Wegen Kränklichkeit machte sie 1795 eine zweite Reise nach Italien und traf in Lugano die Fürstin von Dessau mit Matthisson, mit denen sie den Winter in Rom verlebte, worauf sie im Frühjahre 1796 die Schwefelbäder von Ischia besuchte. Gesundet kehrte sie nach Kopenhagen zurück und der dahin entflohene Bonstetten machte sie mit Joh. von Müller bekannt. 1801 machte sie auf Anrathen der Ärzte eine neue Reise in die Schweitz, wo sie in Copet bei Necker und seiner Tochter, der Frau von Staël-Holstein, wohnte, und nach Rom. Aber die wieder erhaltene Gesundheit war nur scheinbar, und von 1805—10 brachte sie theils in Genf, wo sie auch Sismondi kennen lernte, und in Rom und Neapel zu, und kehrte dann in die Heimath, die sie nun nicht wieder verließ, zurück. Doch ward sie im Winter 1813 noch einmal von einer heftigen Krankheit ergriffen. Als Schriftstellerin hat sie in einer Anzahl von Gedichten, die in Musenalmanachen erschienen und später von Matthisson bei Orell und Füßli, 2 Bdchn. herausgegeben wurden (das 3. Bdchn. erschien zu Bonn 1820), durch ihre „prosaischen Schriften" Zürich 1799—1801. 4 Bde. und die „Episoden" 4 Thle., in welchen sie ihre verschiedenen Reisen erzählt, und durch ihr Werk „Wahrheit aus Morgenträumen und Ida's ästhetische Entwickelung" (Aarau 1825), in welchem sie ihr Jugendleben erzählt, so wie durch mehrere einzelne Gedichte der neuern Zeit sich ausgezeichnet. 16.

Brunck (Richard Franz Philipp), der berühmte Philolog und Kritiker, ward den 30. Decbr. 1729 zu Straßburg geboren, studirte zuerst bei den Jesuiten in Paris, ward dann bei dem Kriegscommissariate angestellt, bei welchem er den Winter 1757 in Gießen verlebte und durch die Bekanntschaft mit den dasigen Gelehrten so für die Philologie entflammt wurde, daß er nach seiner Rückkehr nach Straßburg (1760) sich eifrig derselben, vorzüglich der bisher von ihm vernachlässigten griech. Sprache befleißigte und bald aus Neigung zur Kritik, vielleicht auch um mit seinen erlangten Kenntnissen zu glänzen, an die Herausgabe

der Classiker ging. Zuerst machte er sich an die griechische Anthologie, welche 1776 in 3 Bdn. 8. erschien, wozu er J. Gottlob Schneider in Göttingen als Mitarbeiter gewonnen hatte und wodurch er sich einen ausgezeichneten Ruhm erwarb, obwohl er noch mancher Vorbereitung bedurft hätte. Diesen folgten mehrere Ausgaben des Anakreon (1778 und 1786), Plautus (1779), einzelne Trauerspiele des Sophokles, Äschylus und Euripides für Schweighäuser's Vorlesungen, Apollonius Rhodius (1780), Aristophanes (1783), die gnomischen griech. Dichter (1784), Virgil (1785), der ganze Sophokles (1786), Terenz (1797), von denen verschiedene mehrere verbesserte Ausgaben erhielten. Unschätzbar sind seine Verdienste als Kritiker, obgleich er wegen der geringen Hülfsmittel seiner Zeit noch manches Unvollkommene liefern mußte und oft zu willkührlich verfuhr. Eine königl. Pension hatte ihm ein sorgenfreies Leben gesichert, aber der Ausbruch der Revolution entzog ihm diese nicht nur, sondern er ward sogar wegen seiner gemäßigten Grundsätze nach Besançon ins Gefängniß gebracht, aus welchem er erst nach Robespierre's Sturze wieder befreit wurde. Aber die Noth zwang ihn nun binnen 10 Jahren seine ganze kostbare Bibliothek zu verkaufen und in schmerzlicher Erinnerung lebend widmete er sich in Zurückgezogenheit nur noch den latein. Dichtern und starb gleich nach der Vollendung einer neuen Bearbeitung des Plautus den 12. Juni 1803. 16.

Brune (spr. Brühn), Guillaume Marie Anne, Marschall von Frankreich, Sohn eines Advocaten zu Brives im Departement Corrèze, geb. den 13. März 1763, studirte zu Paris die Rechte, als die Revolution ausbrach. Sogleich trat er als Grenadier in die Nationalgarde ein, wurde Mitglied eines Clubbs und gab ein Tageblatt heraus, in welchem er sich als einen eifrigen Republikaner zeigte. Später wurde er Adjutant-Major beim zweiten Bataillon der Seine und Oise, diente 1792 unter Dumouriez als Adjoint der Generaladjutanten und vollzog in demselben Jahre selbst zum Generaladjutanten ernannt den Befehl, die zerstreute Nordarmee wieder zu organisiren, so schnell und glücklich, daß er zum Brigadegeneral ernannt und zu mehrern wichtigen Aufträgen besonders in den mittäglichen Provinzen gebraucht wurde. 1796 zeichnete er sich im Lager zu Grenelle aus; im folgenden Jahre nahm er als Brigadechef unter Massena rühmlichen Antheil an dem Feldzuge in Italien und trug wesentlich zum glücklichen Ausgange der Schlacht bei Rivoli (10. Septbr.) bei. 1797 commandirte er als Divisionsgeneral in Italien die zweite Division; 1798 erhielt er das Obercommando der gegen die Schweitz bestimmten Armee, und nach glücklicher Beendigung dieses Feldzuges an Berthier's Stelle den Oberbefehl in Italien. In dieser höchst schwierigen Stellung wußte er gegen eine Menge innerer und äußerer Feinde den Ruhm der franz. Waffen aufrecht zu erhalten, und an ihm lag es nicht, daß die errungenen Vortheile wieder verloren gingen. Im folgenden Jahre commandirte er in Holland, wo er den Herzog von York zur Capitulation (von Alkmar) nöthigte, hierauf in der Vendée und im J. 1800 abermals in Italien, wo er das Glück der franz. Waffen wieder herstellte und die Östreicher aus allen ihren Stellungen am Mincio vertrieb. Später war er Gesandter in Constantinopel und nach seiner Rückkehr 1805 Commandant der Küstenarmee. 1807 ernannte ihn Napoleon zum Gouverneur der Hansestädte und Befehlshaber der gegen die Schweden bestimmten Armee in Pommern. Allein durch die bekannte Unterredung, welche er zu Schlatkow bei Anklam mit dem Könige von Schweden hielt, in welcher er den Aufforderungen desselben, zu Ludwig XVIII. überzugehen, nicht entschieden genug geantwortet haben sollte, verlor er die Gunst Napoleon's und blieb nach seiner Zurückberufung ohne Anstellung. Erst nach der Rückkehr des Kaisers von Elba erhielt er von diesem den Oberbefehl über das Observationscorps am Var. Seine verzögerte Übergabe von Toulon an Ludwig XVIII. (1815) und eine un-

zeitige Strenge machte ihn aber dem Volke so verhaßt, daß er auf der Reise nach Paris zu Avignon einem gewaltsamen Tode durch den erbitterten Pöbel nur dadurch entgehen konnte, daß er sich selbst durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. 22.

Brunehild, des westgothischen Königs Athanagild Tochter, vermählt im J. 568 mit Siegbert I., König von Austrasien, wird von gleichzeitigen Schriftstellern als klug und scharfsinnig, aber auch als höchst grausam und bösartig geschildert. Nach dem Tode ihres Gemahls, welcher in einem von ihr angestifteten Kriege gegen seinen Bruder Chilperich ermordet wurde (575), scheiterte zwar ihr Versuch, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Childebert's die Regentschaft zu erhalten; allein nach dem frühzeitigen Tode desselben erhielt sie die Vormundschaft über seine Söhne Theodebert und Theoderich und herrschte von nun an in Austrasien, welches Theodebert bekommen hätte, mit so eiserner Strenge, daß sie nach Burgund zu Theoderich zu flüchten genöthigt war. Ihre Absicht, die Brüder in einen Krieg mit einander zu verwickeln, blieb zwar unerreicht, doch gibt man ihr Schuld, den Tod Childebert's herbeigeführt zu haben. Endlich wurde sie in ihren Bestrebungen, auch Siegbert, ihrem Urenkel, die Herrschaft über Austrasien und Burgund zu sichern, von Chlotar II. (Chilperich's Sohne), ihrem Todtfeinde, gefangen genommen und beschuldigt, 10 Königsmorde begangen zu haben. Ihr Urtheil war schmähliger Tod. Nach den Berichten mehrerer Schriftsteller wurde sie 3 Tage gefoltert, dann mit den Haaren, einer Hand und einem Fuße an den Schwanz eines wilden Pferdes gebunden und zu Tode geschleift. 22.

Brunellesco oder **Brunelleschi** (Filippo), nach seinem vollständigen Namen Filippo di Ser Brunellesco Lopi, mit Recht der Wiederhersteller der Baukunst genannt, wurde 1377 zu Florenz geboren, und zeigte schon in zarter Jugend ein so entscheidendes Kunsttalent, daß ihn sein Vater, nach dessen Willen er anfangs Arzt werden sollte, endlich zu einem Goldschmidt in die Lehre gab. Doch diese Kunst genügte dem aufstrebenden Geiste des jungen B. nicht; er fühlte Kraft in sich, mehr zu leisten. Mit leidenschaftlichem Fleiße begann er mathematische Studien, Sculptur, und besonders Perspective zu treiben, welche letztere damals noch höchst unausgebildet war. Sein Freund, der Bildhauer Donatello, wurde in der Sculptur sein Lehrer, und mußte sich in mehrern Arbeiten von ihm für überwunden erklären. Schon damals wurde B. von der Baukunst mächtig angezogen; in ihr bot sich seinem Geiste ein würdiger Gegenstand für seinen Ehrgeiz dar. Nachdem er mit ungewöhnlichem Eifer die in Florenz vorhandenen alten architektonischen Denkmäler untersucht hatte, begab er sich zu demselben Zwecke mit Donatello nach Rom. Hier faßte er die große Idee zur Aufführung einer Kuppel auf dem Dome zu Florenz. Sein Plan dazu war schon gereift, Zeichnungen und Modelle dazu bereits gefertigt, als von Florenz aus die Aufforderung an die Baumeister Italiens erging, ihre Risse und Modelle einzusenden (1418). B. reiste ebenfalls nach Florenz, kehrte aber, ohne seinen Plan mitgetheilt zu haben, zurück, da er einsah, daß man ihn zu fassen nicht fähig war. Bei einer zweiten Anwesenheit in seiner Vaterstadt konnte er ebenfalls nichts ausrichten, da man ihn ältern berühmten Baumeistern nachsetzte, er aber nicht zu bewegen war, seine Zeichnungen prüfen zu lassen. Er kehrte nochmals nach Rom zurück. Endlich wurde im Jahre 1420 eine allgemeine Versammlung aller concurrirenden Architekten gehalten; auch B. fehlte nicht. Seltsame Plane kamen zum Vorscheine, B. erklärte, er würde die Kuppel auf die einfachste Art wölben, war jedoch nicht zur nähern Angabe seines Plans zu bewegen. Die Sicherheit, mit welcher er auftrat, gab endlich den Deputirten Muth, und so erhielt er den Vorzug vor allen Mitbewerbern. Einen Gehülfen, den man ihm in der Person des Bildhauers Lorenzo Ghiberti gege-

ben hatte, wußte er zu entfernen, und nun begann er das Werk, welches mit Recht unter die herrlichsten alter und neuer Zeit gerechnet wird. Doch der Tod überraschte den Meister vor der Beendigung seines Werkes, das aber genau nach seinem Modelle ausgeführt wurde. Er starb im April des Jahres 1444, und erhielt seine Ruhestätte im Dome, wo ihm von Luppiano ein Monument errichtet worden ist. — Außer seinem großen Hauptwerke hat B. noch viele andere schöne Baue, besonders in Florenz aufgeführt, welche sämmtlich seine vollendete Meisterschaft beurkunden. 22.

Bruniren oder **Brüniren**, franz. brunir; engl. burnish, heißt das Verfahren, durch welches man der Oberfläche mancher Gegenstände aus Eisen eine glänzende braune Farbe gibt, sie vor Rost schützt und zugleich das Ansehen derselben verschönert. Es wird vorzüglich bei den Läufen der Jagdgewehre angewendet und besteht eigentlich in einer dünnen Lage von Rost, die man auf dem Eisen hervorzubringen sucht, und um die geröstete Fläche zu verschönern, wird sie mit Wachs eingerieben oder mit weingeistigem Schellackfirniß überzogen und glänzend gemacht. Diesen Rost kann man leicht durch verschiedene Mittel erzeugen, z. B. wenn man sie mit gehöriger Vorsicht in einem verschlossenen Behältnisse den Dämpfen von rauchender Salzsäure aussetzt; das gewöhnlichste Mittel ist aber das Chlorantimon oder die Spießglanzbutter, die auch wohl den Namen Bronzirsalz führt, welche dünn und gleichförmig, auch mit Baumöl vermischt, auf das Eisen aufgestrichen, einige Zeit der Luft ausgesetzt wird und sodann mit dem Polirstahle polirt. 26.

Brunnen, Born, lat. puteus; franz. puits; engl. pump; ist ein entweder natürlich oder künstlich gebildeter Ort, an welchem das Wasser aus dem Innern der Erde beständig hervortritt, und aus welchem die Menschen das Wasser zum Gebrauche (vorzüglich zum Trinken) mit Schöpfeimern oder Pumpen zu Tage fördern. Die durch die Natur von selbst hervorgebrachten B. heißen Springbrunnen oder Quellen und die durch Kunst gemachten und zugerichteten, gegrabene Brunnen, welche letztere wieder in Schöpf- oder Ziehbrunnen, in Plumpen oder Pumpbrunnen, in Röhrbrunnen und Springbrunnen eingetheilt worden. Um einen B. einzurichten, gräbt man so tief in die Erde, bis sich die Wasserader zeigt, in gewöhnlichem Boden 20 Fuß, in lehmichtem oder felsichtem oft mehrere hundert Fuß. So hat z. B. der B. auf der Festung Königstein eine Tiefe von 1172 Fuß. Die Art und Weise, wie das Quellwasser in die B. tritt, hängt von der besondern Beschaffenheit und Lage der Erdschichten ab, deren richtige Kenntniß bei der Aufsuchung dieser Wasserzuflüsse vorausgesetzt wird. Gewöhnlich geschieht die Abteufung der Brunnenschächte, nach dem beim Bergbau gebräuchlichen Verfahren, durch Verzimmerung oder Abstufung der Schachtwände. Solche B., welche mittelst eines durch einen Erd- oder Steinbohrer gemachten Bohrloches zu einer tief liegenden Schicht hinabgeführt sind, so daß das Wasser bis nahe an ihre Mündung aufsteigt oder aus derselben herausfließt oder hervorspringt, nennt man artesische Brunnen, von der ehemaligen Provinz Artois im Departement Pas-de-Calais in Frankreich, wo sie in früherer Zeit mehr als an andern Orten gebohrt worden sein sollen. Durchbricht man nämlich mit dem Stein- oder Erdbohrer die Stein- oder Sandschichten bis zu erheblicher Tiefe, so muß man in das gebohrte Loch eine hölzerne Röhre oder Schlauch einsetzen, um den Zudrang der höhern unreinen Gewässer abzuhalten. Dieser Schlauch kann viereckig sein, besser ists aber, wenn er rund und aus 3 Zoll dicken und 9 Fuß langen Pfosten zusammengefügt ist, an deren unterm Ende sich ein starker eiserner Ring befindet, der über das Holz hervortritt und unten zugeschärft ist. Er wird so tief in

den Sand eingetrieben, bis er nicht tiefer vordringt, welches entweder wegen des zunehmenden Widerstandes von unten oder der Seiten, oder wegen der Thonlagen geschieht. Der Sand muß durch fortgesetztes Bohren herausgeschafft und die Thonlage durchbohrt werden. Das Emporsteigen des Wassers hängt 1) von der günstigen Lage der Schichten ab, wenn z. B. lockere mit wasserdichten abwechseln, die nach der Höhe steigen und hier in dem ausgehenden ihre Filtrirungsregion haben, in denen sie das Regen- oder Schneewasser aufnehmen und mehr abwärts führen. Je größer nun diese Filtrirungsregion ist, oder je lockerer die ausgehenden Schichten sind, um schnell Wasser aufzunehmen, desto gleichmäßiger erhält sich die Wassermasse im untern Behälter bei einem im Verhältniß zu demselben unbedeutenden Abflusse. 2) Besitzt auch eine wasserhaltige Schicht ein günstiges Aufsteigen gegen die Anhöhe, so kann aus derselben das Wasser in der Röhre nur dann gehörig ansteigen, wenn in jenen Schichten der Abfluß des Wassers gegen eine niedriger liegende Gegend nicht ohne Hinderniß erfolgen kann. 3) Wenn gleich eine Schicht in einer ziemlichen Höhe bergan steigt, und dadurch in derselben eine bedeutende Höhe der drückenden Wassersäule möglich ist, so hängt doch das Dasein der Wassersäule von der ununterbrochenen Verbindung der in derselben befindlichen Wasserkanäle ab. Sobald sich das Wasser von oben durch feine Ritzen und Spalten durchdrängen oder langsam durch dichten Sand dringen muß, so vermag es auf die niedrigern Wassertheile keinen Druck auszuüben. Für solche Schichten, in denen das Wasser eine große Druckhöhe ausüben soll, sind daher ununterbrochen mit einander in Verbindung stehende breite Spalten, Klüfte und offene Höhlungen, in denen das Wasser nach aufwärts ein Continuum bildet und zu weit verbreiteten unterirdischen Wasserverbindungen Anlaß gibt, erforderlich. Die Regionen zur Erbohrung solcher B. sind daher zunächst die aufgeschwemmten Schichten der tertiären Bildung, die gewöhnlich mit Thon und Sand oder Kalk abwechseln, demnach sowohl die wasserführenden, als auch die wasserdichten Schichten über und unter derselben enthalten, ohne welche kein aufsteigendes Wasser möglich ist. Die Gebirgsschichten älterer Formationen sind zum Bohren der artesischen Brunnen um so weniger günstig, je dichter die Gesteine dieser Gebilde werden, weil ihre Massen weniger durch fortlaufende Spaltungen und Höhlen getheilt sind und dabei seltener die nöthige Unterfangung und Ueberdeckung der wasserführenden Schichten durch dichte Lager eintritt; weßhalb in Ur- und Uebergangsgebirgen solche Versuche nicht mit wahrscheinlichem Erfolge unternommen werden können. Mehr Hoffnung dagegen liefern die in der Flötzformation abwechselnd gelagerten Schichten von Thon und buntem Sandsteine. Die auf dem Alpenkalke aufgelagerten sandigen, kalkigen und thonichten Schichten sind eigentlich die Region für die Erbohrung von Salzsolen, daher auch diese Wässer größtentheils gyps- und kochsalzhaltig sind. Die Tiefe, in welcher die Wasser auftreibende Schicht erbohrt wird, ist sehr verschieden und man muß oft 200 — 300 Fuß tief durch Thonlager bohren, ehe man auf eine Quelle kommt. Sind die Thonlager durchbohrt, so erhebt sich das Wasser über die Mündung des Bohrloches. Das Wasser der überfließenden B. ist gutes Trinkwasser, wenn die liefernde Schicht kalkiges Gestein oder Gerölle ist; es ist aber schwefelwasserstoff-, oder eisenvitriolhaltig, wenn das Bohrloch durch schwefelkieshaltige Thonschichten oder Braunkohlenlager getrieben wird. Nach einer von Osann angestellten chemischen Untersuchung enthält das Wasser eines artesischen Brunnens in Würzburg in 1 Pfd. bair. Gewicht $23\frac{66}{100}$ Gran feste Bestandtheile, welche aus: $22\frac{56}{100}$ Gran schwefelsaurem Kalk (Gyps), $\frac{31}{100}$ Gran kohlensaurem Kalk mit einem geringen Antheile von Thonerde und $\frac{79}{100}$ Gran salzsaurem Kali, mit Spuren von salzsaurer Talkerde, bestehen. Eine ausführliche Anleitung zum Bohren der artesischen Brunnen gibt Garnier's Traité

sur les puits artésiens. 2. Edit. (Paris 1826); Boner's Unterricht über die Anlage der Bohr- oder arteſiſchen B. (Münſter 1830). 40.

Brunnen, iſt ein Dorf im ſchweitzeriſchen Cantone Schwytz am Vierwaldſtädterſee und geſchichtlich berühmt, weil hier die drei Urcantone Uri, Schwytz und Unterwalden am 9. Dec. 1315 den Bund der Eidgenoſſenſchaft auf ewige Zeiten erneuerten und dann im Laufe der Zeiten ſich mehrere Male (zuletzt wieder 1814) hier zur Berathung gemeinſchaftlicher Angelegenheiten verſammelt haben. 37.

Brunner, Johann Conrad, berühmter Anatom und ſehr beliebter Arzt, iſt 1653 zu Dießenhofer in der Schweitz geboren. Er ſtudirte in Straßburg und Paris, und machte dann eine Reiſe durch England und Holland. 1675 erhielt er zu Straßburg den Doctorgrad. Hierauf begab er ſich in ſeine Heimath, wo ſein Ruf als praktiſcher Arzt ſo ſtieg, daß er Leibarzt des Churfürſten von der Pfalz und von vielen andern Fürſten, und ſogar von der kaiſerlichen Familie in Krankheiten berathen wurde; 1711 ſchenkte ihm der Churfürſt von der Pfalz das Gut Hammerſtein und machte ihn zum Freiherrn unter dem Namen Brunn von Hammerſtein. Er ſtarb 1727 zu Manheim. — Als Anatom hat er ſich durch ſeine Unterſuchungen über die große Bauchſpeicheldrüſe bekannt gemacht. 39.

Bruno iſt der Name mehrerer berühmten Geiſtlichen, unter denen zu bemerken ſind: 1) Bruno der Heidenbekehrer, ſoll ein Sprößling der adeligen Familie von Querfurt geweſen, um die Mitte des X. Jahrh. geboren und von ſeinen Eltern zum Dienſte der Kirche beſtimmt worden ſein. Nachdem er ſeine Studien bei dem Philoſophen Giddo beendet hatte, erhielt er ein Kanonikat zu Magdeburg, von wo ihn Kaiſer Otto III. zu ſeinem Hofgeiſtlichen berief. Er reiſte mit dem Kaiſer nach Rom, und hier erweckte ein Gemälde, den Märtyrertod des heil. Bonifacius vorſtellend (deſſen Namen er bei der Firmelung erhalten hatte), ſeinen Eifer für die Verbreitung des Chriſtenthums, vielleicht ſelbſt die Begierde nach dem Rufe und der Verehrung eines Märtyrers. Er theilte ſein Vorhaben dem Papſte Gregor V. mit, der ihm zum Erzbiſchofe weihen ließ, trat in den Benedictinerorden und reiſte nach Polen, wo er von Boleslaw und andern vornehmen Herren gut aufgenommen und unterſtützt wurde. Zwölf Jahre lang hatte er das ſtrengſte Leben unter Faſten, Wachen und mancherlei Büßungen geführt, als er ſich nach Preußen begab und an der ruſſiſchen Grenze das Chriſtenthum predigte. Durch Hinderniſſe und ſogar Verbote keineswegs abgeſchreckt, fuhr er fort, das Bekehrungsgeſchäft eifrigſt zu betreiben, wurde aber am 9. März 1008 nebſt 18 ſeiner Gehülfen von den Heiden erſchlagen. Die Leichname blieben unbegraben liegen. Endlich kaufte ſie Boleslaw an ſich, um, wie Dithmarus Mersburgensis in Chron. l. IV. p. 178. ſagt, für ſein Haus einen Troſt auf künftige Zeiten zu haben. 2) Bruno der Große war der dritte Sohn Kaiſer Heinrich's des Voglers und Bruder Otto's I., der ihn nach des Vaters Tode an den Hof berief und ihm als Reichskanzler die Leitung der Geſchäfte vertraute. Er ſtellte den durch den jüngern Bruder Heinrich von Baiern und Otto's Sohn Ludolf getrübten Frieden in der kaiſerl. Familie wieder her und ſtarb, eben als er ſich bemühte, auch ſeine Schweſterſöhne, König Lothar von Frankreich und Hugo Capet, mit einander auszuſöhnen, zu Rheims den 11. Octbr. 965. Er war zugleich Erzbiſchof von Köln und Erzherzog von Lothringen, ein geiſtvoller Mann, thätiger Beſchützer der Wiſſenſchaften und in Staatsangelegenheiten wohl erfahren. Darum ſchenkte ihm ſein kaiſerlicher Bruder ſein ganzes Vertrauen, ſammelten ſich ſtets die ausgezeichnetſten Gelehrten um ihn her, wählten ihn die Prälaten zu ihrem Muſter und Vorbild. Unverkennbar iſt ſein Einfluß auf den Gang der Begebenheiten ſeiner Zeit. 3) Bruno, der Stifter des Carthäuſerordens, war um das J. 1040 zu Köln geboren und bildete ſich in der Stiftsſchule von St. Cunibert und dann zu Rheims, wo ihm bald vom Erzbi-

schofe das Amt des Scholasticus oder Vorstehers der Domschule ertheilt wurde. Eine große Zahl Schüler, unter welchen auch Otto, hernachmals Papst unter dem Namen Urban II., machten seinem Unterrichte Ehre und brachten ihren Lehrer in einen weit verbreiteten Ruf. Auch werden die Dienste gerühmt, die er seit 1073 der Kirche zu Rheims als Kanzler derselben geleistet haben soll. Wahrscheinlich aber hat er Rheims schon 1080 verlassen nnd mit einigen Freunden ein einsiedlerisches Leben geführt. Endlich wies ihnen der Bischof Hugo von Grenoble die Wüste Chartreuse zu ihrem Aufenthalte an, und hier entstand der berühmte Orden der Cartheuser (s. d. Art.). B., von Urban II. im J. 1090 nach Rom berufen, verweilte dort nicht lange und gründete schon im J. 1092 eine neue Chartreuse zu Torre in Calabrien und starb am 6. Octbr. 1101. Papst Leo X. sprach ihn 1514 heilig, setzte sein Fest auf den 6. October an, und dieses wurde von Gregor XV. zu einem allgemeinen Kirchenfeste erhoben. 60.

Bruno (Giordano), gewöhnlich **Jordanus Brunus** genannt, geb. zu Nola im Neapolitanischen um 1550, einer der ausgezeichnetsten Geister und der größte Philosoph seiner Zeit, studirte als Dominikanermönch Mathematik und Philosophie, gerieth auf manche Zweifel in der Kirchenlehre und sprach sie gegen die Transsubstantiation und die Jungfrauschaft der Maria aus. Den Verfolgungen und Strafen deßhalb entzog er sich durch die Flucht nach Genf (1580), aber hier von den Calvinisten auch nicht geduldet ging er nach Lyon, Toulouse und Paris (1582), hielt hier mit großem Beifalle Vorlesungen über die Gedächtnißkunst des Raimund Lullus (s. d. Art.). Seine Angriffe auf Aristoteles zogen ihm Feindschaften zu und 1538 ging er nach London, wo er des Umgangs einer Anzahl geistvoller Männer genoß und sein satyrisches Werk „über das triumphirende Thier" 1584 herausgab, eine Allegorie über den herrschenden Aberglauben. 1585 kehrte er nach Paris zurück, sah sich aber wegen seiner Angriffe auf die aristotelische Philosophie, in denen man zugleich Angriffe auf die Kirchenlehre fand, zur schleunigen Flucht genöthigt und kam 1586 nach Wittenberg, wo er Privatvorlesungen hielt, von da aber 1588 nach Prag sich begab, jedoch schon im Juni 1589 auf Einladung der Herzöge von Braunschweig nach Helmstädt kam. 1591 finden wir ihn in Frankfurt a. M., aber als er von da nach Italien zurückkehrte, fiel er in Venedig in die Hände der Inquisition, welche ihn 1598 nach Rom ablieferte, wo er 1600 als Atheist und Ketzer verbrannt wurde, ein Schicksal, das er sehr standhaft ertrug. — B. war mit dem tiefsten Scharfsinne und der blühendsten Phantasie zugleich ausgerüstet und dieß machte ihn zu einem dichterischen Philosophen, dessen Witz die feinsten Beziehungen aufzufinden wußte. Seine Philosophie stand als Gegnerin der aristotelischen der des Pythogoras ganz nahe und gründete sich in kosmischer Hinsicht auf die neue Lehre des Copernikus. Sie ist ein vollendeter Pantheismus, denn seine Grundidee war die der größten Einheit in den mannichfaltigen Erscheinungen der Welt als Offenbarungen derselben, und er findet sich dargelegt in seinen beiden Schriften: **De la causa, principio et uno. Lond. 1584. 8.** und **De l'Infinito, Universo e Mondi. Lond. 1584. 8.**, einer Anzahl anderer Schriften ähnlichen Inhalts nicht zu gedenken. Gewiß ist, daß Gassendi, Cartesius ihn studirt, zweifelhaft, ob Spinoza und Leibnitz ihn benutzt haben. In der neuern Zeit haben ihn F. H. Jacobi und Schelling wieder hervorgezogen und Letzterer sogar seine Gespräche über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge „Bruno" überschrieben. 16.

Bruns (Paul Jakob), der deutsche Literator, ward 1743 zu Prenz in Holstein geboren, studirte in Lübeck und Jena, und hielt seit 1764 an letzterm Orte Privatvorlesungen über biblische Bücher. Bei seinem Aufenthalte in Paris (1767) lernte er Kennicott (s. d. Art.) kennen, durchreiste in dessen Auftrage 3 Jahre lang Deutschland, Frankreich, die Niederlande und Italien, um die von

Kennicott angezeigten Bibelcodices noch näher zu vergleichen und arbeitete dann bis 1780 an der Anordnung des Gefundenen. Dabei entdeckte er in Rom ein Fragment des Livius und in Oxford die ſyriſche Chronik des Barhebräus. Doch belohnten ihn die Engländer für ſeine Verdienſte blos mit dem Ehrendiplome eines Doctor legum; er ging daher nach Göttingen, von wo er nach Helmſtädt als Profeſſor der Literaturgeſchichte berufen ward, wozu ihm 1787 das Bibliothekariat und 1796 die Profeſſur der morgenländiſchen Sprachen übertragen und der Hofrathstitel beigelegt ward. Bei der Aufhebung der Univerſität Helmſtädt (1810) kam er nach Halle, wo er den 17. Novbr. 1814 ſtarb. Als Literator hat er ſich durch Bekanntmachung mancher verborgnen Schätze der Literatur einen bleibenden Ruhm erworben. 16.

Bruſt, lat. pectus; franz. poitrine; engl. chest, wird in zweierlei Bedeutung genommen. Zuerſt verſteht man die vordere und obere Fläche des Rumpfs, da, wo dieſelbe am breiteſten (daher wahrſcheinlich der Urſprung des Worts, ſo wie Bauch die vordere gebogene Fläche des Rumpfs andeutet), und vom Anfange des Halſes, dem Urſprunge der Arme und dem Bauche begrenzt iſt. Die B. iſt beim Manne breiter und in einem ſchönern Verhältniſſe zum übrigen Körper als bei der Frau, dagegen ſind bei dieſer die beiden unter der Haut liegenden Bruſtdrüſen (lat. mammae; franz. mamelles) viel mehr ausgebildet als bei jenem, und zur Milchabſonderung geſchickt gemacht. — Dann verſtehen wir unter B. den Bruſtkaſten, die Bruſthöhle (thorax), die mittelſt der 3 Höhlen des Körpers, die in ihrer koniſchen Form von den Bruſtrückenwirbeln, von den obern Rippen und von dem Bruſtbeine nach hinten von den Seiten und nach vorn, nach oben von den Anfängen des Halſes und nach unten von dem Zwerchfelle gebildet wird. Sie enthält in ihrem Raume die Centralorgane des Athemholens und des Kreislaufs, alſo die Lungen, das Herz mit den großen Gefäßen ꝛc. 39.

Bruſtwehr, franz. parapet; engl. breast work, parapet; ital. parapetto, nennt man in der Befeſtigungskunſt jede Erhöhung, hinter welcher die Vertheidiger vor dem feindlichen Feuer geſchützt ſind. Hinſichtlich des Materials laſſen ſie ſich in Erd-, Holz- und Steinbruſtwehren unterſcheiden, doch bedient man ſich im Nothfalle oder bei Belagerungen auch mit Erde gefüllter Schanzkörbe, Sandes und Wollſäcke ꝛc. Die gewöhnlichſten ſind die Erdbruſtwehren, die eine Höhe von 6—12 F. erhalten. Ihre Dicke richtet ſich nach dem vorhandenen Materiale und dem Angriffe; gegen kleines Gewehrfeuer ſchützt, wenn ſie von Erde ſind, 4—6 F., von Holz 5—6 Zoll Stärke, von Stein auch die ſchwächſte Ziegelmauer; gegen gewöhnliches Feldgeſchütz: von Erde 8—12 F., Holz 4—5 F. und von Stein 2—3 F. Bruſtwehren von Stein oder Holz ſind nicht gut anwendbar, weil, wenn ſie dem Kanonenfeuer ausgeſetzt ſind, die abgeſchoſſenen umherliegenden Stücke die Beſatzung oft mehr beſchädigen, als die Kugeln ſelbſt. Bei einer von Erde aufgeworfenen B. muß die innere Fläche oder Böſchung mit Faſchinen, Raſen oder Flechtwerk bekleidet werden, wodurch das Einrollen der Erde verhindert wird. 26.

Bruſtwerk an der Orgel. — Wenn ein Orgelwerk mehrere Manuale hat, ſo bekommt eines derſelben gewöhnlich die Hauptſtimmen, und die andern die Nebenſtimmen. Die zu den Hauptſtimmen gehörigen Pfeifen aber (Hauptwerk) erhalten ſtets die vorzüglichſte Stelle, und die der Nebenſtimmen (Nebenwerk) werden an dem übriggebliebenen Platze, gleichviel wo, aufgeſtellt. Findet dieß im unterſten Theile der Orgel, gleichſam der Bruſt des Organiſten gegenüber ſtatt, ſo nennt man ſolch ein Nebenwerk B. Die Orgelbauer nennen auch häufig bei Orgeln, welche mehrere Stockwerke Pfeifen über ſich haben, das mittelſte B. 29.

Bruttii oder **Brettii** heißen die Bewohner der südlichsten Spitze Italiens, des heutigen Calabriens, und sollen ihren Namen entweder von den Lucanern, in deren Sprache er Entlaufene bedeutet, oder vom Brettus, einem Sohne des Herkules, empfangen haben. 37.

Brutto, franz. poids brut; engl. gross weihgt; ital. al brutto, heißt bei den Kaufleuten das rohe Gewicht einer Waare, oder die Waare mit Inbegriff der Verpackung; daher sagt man: diese Waare hat brutto, d. i. sammt dem Packgut und der Emballage so und so viel gewogen, z. B. 1 Ballen Pfeffer wiegt brutto 400 Pfd. Dieses steht im Gegensatze von netto (s. d. Art.). 26.

Brutus (Lucius Junius), der letzte Sprößling des alten Geschlechts der Junier, soll seinen Beinamen von dem Stumpfsinne (brutus, dumm) erhalten haben, den er heuchelte, um den Verfolgungen des Königs Tarquinius Superbus zu entgehen. Aber diese Maske warf er 510 v. Chr. plötzlich ab, als während der Belagerung von Ardea durch Tarquinius, dessen Sohn Sextus die edle Römerin Lucretia geschändet und diese sich ermordet hatte. Herbeigeeilt zog er ihr den Dolch aus der Brust, stellte sich mit ihrem Gemahle Tarquinius Collatinus und Valerius Publicola an die Spitze der Bewegung, erklärte die königl. Würde für abgeschafft, ließ die Stadtthore schließen, errichtete eine neue Regierungsform mit zwei Consuln an der Spitze, deren erste er und Collatinus wurden, stellte den Senat von 300 Mitgliedern wieder her und errichtete so eine Aristokratie, ohne daß die Lage des Volks selbst anders wurde. Aber Tarquinius fand noch großen Anhang, eine Verschwörung zu seinen Gunsten, bei welcher auch die Söhne des B. und Verwandte des Collatinus betheiligt waren, wurde jedoch verrathen, und B. zeigte hier eine solche Consequenz und Richterstrenge, daß er trotz der vielfachen Fürbitten des Volks auch seine Söhne unter den Schuldigen mit hinrichten ließ und dadurch den Collatinus zwang, ein gleiches Urtheil über seine Vettern zu fällen. In der Schlacht, welche er hierauf dem mit Heeresmacht heranrückenden Tarquinius an der Spitze der römischen Reiterei lieferte, stieß er auf dessen Sohn Aruns und Beide stürzten nach einem heftigen Zweikampfe todt zu Boden. 37.

Brutus (Marcus Junius), der angesehenste unter den Mördern Cäsar's, mit dem Beinamen Cäpio, Neffe und Schwiegersohn des Cato von Utica, wegen seiner That der letzte Republikaner genannt, geb. um 82 v. Chr., stammte aus dem neuern Stamme der Junier, der mit ihm erlosch, beschäftigte sich in seiner Jugend eifrig mit den Wissenschaften, war Cicero's Freund, der das Buch vom Redner nach ihm benannte und zeigte in seinem Charakter eine gewisse Strenge und Verschlossenheit. Von Cäsar ward er sehr geliebt und selbst, nachdem er bei Pharsälus auf Pompejus Seite gegen ihn gefochten hatte, bald mit ihm wieder ausgesöhnt. Er ward von ihm zum Statthalter im cisalpinischen Gallien und 45 v. Chr. zum städtischen Prätor zugleich mit Cassius, seinem Schwager, ernannt. Beiden, dem republikanischgesinnten Brutus, wie dem ehrsüchtigen Cassius, schien die steigende Macht Cäsar's der Republik gefährlich zu werden. Beide verbanden sich daher Cäsar zu ermorden, bevor die Aufseher der sibyllinischen Bücher ihn zum Könige erklären möchten und er seine für den parthischen Krieg bestimmten Schaaren gesammelt hätte. Am 15. März 44 v. Chr. ward die That vollbracht, wobei B. im Eifer selbst den Cassius verwundete; aber der Erfolg entsprach nicht der Erwartung. Die Senatoren flohen, das Volk blieb kalt und gleichgültig, Antonius warf sich zum Vollstrecker von Cäsar's Testamente auf, Cicero's Vorschlag zu Amnestie brachte zum Vergleiche, die Verschwornen gestatteten die Bekanntmachung von Cäsar's Testamente, und Antonius erregte dadurch den Zorn des Volks gegen sie. Sie flohen nach Antium, schlugen die Anstellungen als Prätoren aus, aber Antonius gab ihnen

für die verſprochenen Provinzen Macedonien und Syrien, Kreta und Bithynien. Dazu trat Octavianus jetzt auf und ſtellte ſich zwiſchen die Verſchwornen und Antonius, gegen Beide gleichgültig, und laute Stimmen erklärten ſich gegen die Verſchwornen. Sie begaben ſich daher im Herbſte deſſelben Jahres nach Griechenland und erhielten in Athen Statuen geſetzt. Zwar wurden Beide als Statthalter in Macedonien und Syrien eingeſetzt, aber die zuſammengetretenen Triumvirn Octavian, Antonius und Lepidus rüſteten ſich nun gegen ſie, der Krieg brach los, B. focht zwar glücklich gegen Cajus Antonius, den Bruder des Triumvir, zog ſich aber mit ſeinen 8 Legionen nach Kleinaſien zurück, wo Caſſius mit 12 Legionen in Smyrna zu ihm ſtieß. Getrennt unterwarfen ſie nun faſt ganz Kleinaſien und die Herrſchaft zur See war ihnen auch geſichert. Aber ſie hatten das feindliche Heer ungehindert nach Griechenland überſetzen laſſen, das bei Philippi lagerte. Sie ſtellten ſich ihnen dort gegenüber, 19 Legionen ſtanden auf jeder Seite. Ein Scharmützel ward zur Schlacht, in welcher Octavian's Abtheilung vom B. geſchlagen ward, während Antonius den Caſſius ſchlug, der darauf durch die herbeieilende Hülfe getäuſcht, indem er ſie für Feinde hielt, von ſeinem Freigelaſſenen, Pindarus, ſich tödten ließ. Die Schlacht blieb unentſchieden, beide Heere bezogen die Lager wieder. Als aber die Nachricht von dem Siege der Flotte des B. anlangte, ſuchten die Triumvirn eine entſcheidende Schlacht zu liefern, und B., obwohl einſehend, daß der Feind beſſer durch Vermeidung derſelben wegen Hunger und Krankheiten aufgerieben werden könne, ward durch Meuterei der Soldaten des Caſſius gezwungen, ſie anzunehmen; aber ſeine treuloſen Soldaten flohen oder gingen über und er ließ ſich am andern Morgen von einem Griechen, Strato, das Schwerdt in die Bruſt ſtoßen. Antonius ehrte ſeine Leiche und ſchickte ſie ſeiner Mutter. 37.

Bruyn (ſpr. Breun) Cornelius de, ein bekannter niederländiſcher Reiſender und Maler, wurde 1652 im Haag geboren, ſtudirte die Malerei zu Rom und unternahm von hier aus eine Reiſe nach Neapel, Kleinaſien und Ägypten, auf welcher er ſchätzbare Bemerkungen und Zeichnungen einſammelte. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er zu Venedig Lotti's Schüler, begab ſich dann (1693) in ſein Vaterland zurück und gab ſeine Reiſen 1698 heraus. Der allgemeine Beifall veranlaßte ihn zu einer zweiten Reiſe durch Rußland, Perſien, Indien, Ceylon und andere aſiatiſche Inſeln. 1708 kehrte er mit einer noch weit reichhaltigern Sammlung als die erſte zurück, und gab die Beſchreibung derſelben mit vielen Zeichnungen 1711 heraus. Man rühmt an dieſem Meiſter große Genauigkeit und angenehmes Colorit. Er ſtarb, man weiß nicht, in welchem Jahre, zu Utrecht bei ſeinem Freunde von Mollem. 22.

Bruys (Peter von), ſ. Petrobruſianer.

Bubaſtis, Tochter des Oſiris und der Iſis (ſ. d. Artt.), eine ägyptiſche Göttin, den zunehmenden Mond bis zum Vollmond hin vorſtellend, welche Herodot (2, 60), ob ſie gleich nicht Jagdgöttin iſt, die Artemis Bubaſtis oder Artemis der Ägyptier nennt. Ihren Namen führt ſie von einer jetzt in Ruine verwandelten alten Stadt Bubaſtos in Unterägypten, an einem Nilarme gleiches Namens, mit einem ihr zu Ehren erbauten und berühmten Tempel, zu welchem jährlich an 700000 Menſchen wallfahrteten, um ein geräuſchvolles Feſt zu feiern, wobei mehr Wein verbraucht wurde, als ſonſt das ganze Jahr in ganz Ägypten. B. Hieroglyphe oder Schriftzeichen war eine Katze, weßhalb auch die Katzen in ihrem Tempel eine Grabſtätte fanden. Sie wird mit einem Katzenkopfe dargeſtellt, zugleich einen Schmuck von Hörnern auf dem Scheitel tragend, mit der durch eine Schlange ſenkrecht in 2 Theile getheilten Mondſcheibe. 32.

Digitized by Google

Bubna (Ferdinand Graf), k. k. östreichischer wirklicher geheimer Rath, Feldmarschallieutenant und Kämmerer, war der Sprößling einer alten Familie zu Zamersk in Böhmen, geb. den 26. Nov. 1768. 1784 wurde er als Cadet in ein Infanterieregiment eingestellt und 1789 als Oberlieutenant vom Grafen Kinsky zum 12. Dragonerregimente versetzt, machte in diesem und dem folgenden Jahre den Feldzug gegen die Türken und von 1792 — 97 gegen die Franzosen mit, ward 1794 Rittmeister, zeichnete sich als Parteigänger und beim Recognosciren aus, zog dadurch die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl auf sich, der ihn beim Beginn des Feldzuges 1799 zum Major und Flügeladjutanten ernannte und ihm die wichtigsten Aufträge ertheilte. Nachdem er sich 1800 in den Gefechten bei Engen und Stockach ausgezeichnet hatte, ward er als Oberstlieutenant dessen Generaladjutant, und arbeitete (seit 1801) als Oberst im Kriegsministerium unter Leitung des Erzherzogs, dem er auch in alle Übungslager folgte, wobei er 1804 ein Bein brach. Zum Vorsteher und Referenten des Militairdepartements im Hofkriegsrathe erhoben, ernannte ihn auch der Kaiser zum Generalmajor; er wohnte (2. Dec. 1806) der Schlacht bei Austerlitz unter Fürst Liechtenstein bei, begleitete diesen gleich darauf in Napoleon's Hauptquartier, um den Friedensvorschlägen beizuwohnen; und hier zeigte er, so wie nach dem Feldzuge von 1809, nachdem er zum Feldmarschallieutenant ernannt worden war, in gleicher Eigenschaft sein ausgezeichnetes Talent in der Diplomatie. Hierauf leitete er das hofkriegsräthliche Remontedepartement. Nach mehrern geführten diplomatischen Gesandtschaften an Napoleon zu Paris (Ende 1812) und wiederholt zu Dresden (1813) übernahm er, als der Waffenstillstand (17. Aug.) zu Ende ging, das Commando der 2. leichten Division und wohnte der Schlacht bei Leipzig bei. Für seine hier geleisteten außerordentlichen Verdienste schmückten ihn die Monarchen von Östreich und Preußen mit dem Ritterkreuze des Marien-Theresienordens und dem preuß. rothen Adlerorden 1. Classe. Hierauf drang er an der Spitze der 20000 Mann starken sogenannten 1. leichten Division in die Schweitz ein und besetzte den 28. Dec. Genf; überschritt hierauf den Jura und nachdem er bei Bourg en Bresse die Landesbewaffnung zerstreut, rückte er bis Lyon vor. Hier stand ihm der Marschall Augereau gegenüber, der ihn zwang, bis Genf zurückzugehen; hier behauptete er aber seine Stellung, bis die Corps des Prinzen von Hessen-Homburg und des Grafen Bianchi ankamen und der Prinz das Obercommando übernahm. Nach diesem Feldzuge wurde B. zum Generalgouverneur von Savoyen, Piemont und Nizza ernannt, blieb auch Befehlshaber der Truppen, welche die sardinischen Staaten besetzt hielten, als der König zurückgekehrt war und wußte sich zugleich als östreichischer Gesandter in Turin die Achtung und Liebe aller Parteien zu erwerben. Nach der Landung Napoleon's (Anf. März 1815) rückte er an der Spitze des 2. Armeecorps der italienischen Armee, unter dem Obercommando des Baron Frimont abermals vor Lyon und stellte nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. daselbst mit Ernst und Strenge die Ordnung wieder her. Zum wirklichen geheimen Rathe erhoben (1816) übernahm er 1818 das wirkliche Obercommando in der Lombardei, nachdem er als Stellvertreter daselbst befehligt hatte und erhielt vom Könige von Sardinien, so wie von der Herzogin von Parma, die Großkreuze ihrer Orden. Als im J. 1821 die Unruhen in Oberitalien ausbrachen, traf er bald die zweckmäßigsten Anstalten dagegen und erhielt hierauf unumschränkte Vollmacht, diese zu dämpfen. Als Anerkennung dieser geleisteten Verdienste wurde ihm das Großkreuz des östreichischen Leopoldordens, so wie der Alexander-Newskoi übersandt, auch erhielt er eine sardinische Dotation. Außerdem hatte er andere bedeutende Güter von seinem Kaiser in Böhmen geschenkt erhalten. Nachdem er alle Anstalten zur Sicherheit in Sardinien noch getrof-

sen hatte, kehrte er nach Mailand zurück, wo er betrauert von der Provinz und dem östreichischen Heere am 6. Juni 1825 starb. 25.

Bucanier (Boucaniers). Mit diesem Namen belegte man die seit ungefähr 1625 auf den Antilleninseln St. Christoph, Tortuga und Hispaniola in fast wildem Zustande lebenden Franzosen, welche sich nur mit der Stierjagd beschäftigten und nebenbei mit den Flibustiern (s. d. Art.) vereint einen Vertilgungskrieg gegen die Spanier führten. Der Name B. soll von dem Worte Bucan, welches in der Sprache der Caraiben einen Rost bedeutet, herkommen und diesen Stierjägern deßhalb beigelegt worden sein, weil sie wie die Karaiben das Fleisch auf einem Roste zum Essen zuzubereiten pflegten. Sie lebten in völliger Unabhängigkeit, gewöhnlich je zwei und zwei beisammen, und verschafften sich ihre übrigen Bedürfnisse durch Verkauf der Häute von den erlegten Stieren. Die Spanier suchten anfangs vergebens die ihnen so gefährlichen B. zu vertreiben oder wenigstens zu einer andern Lebensart zu zwingen, bis ihnen dieß endlich zu Ende des XVII. Jahrh. gelang, indem sie den Wildstand der Inseln vernichteten und somit die B. nöthigten, sich entweder zu entfernen oder Pflanzungen anzulegen. Durch letztern Umstand besonders bekam die Colonisirung der Antillen bedeutenden Aufschwung. — Ein wirklich anziehendes Gemälde von den Bucaniern hat Van der Velde in seinen „Flibustiern" geliefert. 1.

Bucentoro (Bucentaurus) hieß das Schiff, auf welchem sonst der Doge der Republik Venedig jährlich seine Vermählung mit dem adriatischen Meere feierte. Es war 100 Fuß lang und 21 Fuß breit, hatte 2 Verdecke, auf deren unterem die Ruderknechte saßen, auf dem obern aber der Thron des Dogen und auf dem Hintertheile Sitze für seine Begleitung sich befanden, war mit einem Geländer umgeben und hatte am Vordertheile 2 Schnäbel. Die Ceremonie der Vermählung selbst, ein Symbol der Herrschaft der Republik über das Meer, wobei das Schiff mit prächtigen Teppichen bedeckt wurde und welche gewöhnlich am Himmelfahrtstage, bei stürmischem Wetter auch später, statt fand, bestand darin, daß sich der Doge gegen Mittag, begleitet von dem diplomatischen Corps, dem Senate und der Hofkapelle, auf das von dem Admirale der Republik selbst geführte Schiff begab, das nach dem Lichten der Anker unter dem Geläute aller Glocken langsam feierlich durch die Reihen der im Hafen liegenden Schiffe, welche mit Kanonensalven und Musik salutirten, hindurchfuhr, bei der Insel Helena den Patriarchen nebst Gefolge aufnahm, der aus einem großen Gefäße Weihwasser zur Beruhigung der Wellen ins Meer goß und nach der hohen See steuerte. Hier angelangt trat der Doge auf eine kleine Gallerie und warf unter dem Gebete der Geistlichkeit mit den Worten: **Desponsamus te, Mare, in signum perpetui dominii** (wir verloben dich, Meer, zum Wahrzeichen einer ewigen Herrschaft) unter lautem Jubel der auf unzähligen Gondeln versammelten Menge einen Ring ins Wasser, fuhr dann nach der Kirche St. Nicolo, wo er die Messe hörte, und der Zug ging dann in voriger Ordnung zurück. 37.

Bucer, Martin, Reformator der Kirche im XVI. Jahrh. Er war geboren in Straßburg (nach Andern zu Schlettstedt im Elsaß) 1491, erhielt im Dominikanerkloster zu Schlettstedt den damals üblichen theol.-scholastischen Unterricht, ward in diesen Orden selbst 1506 aufgenommen und begab sich 1516 mit Bewilligung seines Priors auf die Universität zu Heidelberg, außer den philosophischen und theologischen Disciplinen auch die griechische und hebräische Sprache zu studiren. Bald gewahrte Franz von Sickingen die Talente des jungen Gelehrten und die Freimüthigkeit dieses Predigers, der nicht umsonst die Schriften des Erasmus gelesen hatte. Auf die Empfehlung jenes Ritters erwählte ihn der Churfürst Friedrich von der Pfalz zum Hofprediger, der um so mehr für die reformatorischen Grundsätze begeistert sprach, nachdem er (1518) Luther in Hei-

delberg kennen gelernt hatte. Auf einer Reise mit dem Churfürsten in die Niederlande zog er sich durch freie Äußerungen über die Gebrechen seines Ordens den Haß desselben zu und mußte in Landstuhl unter Sickingen's schirmender Hand sich das Asyl suchen. Aus diesem begab er sich während der Fehden des Ritters mit dem Churfürsten von Trier 1521 nach Worms, den Glaubenshelden in der größten Gefahr zu sehen und zu sprechen. Hierauf hielt er sich 6 Monate lang bei dem Pfarrer Heinrich Motherer in Weißenburg auf, bis sie Beide vom Großvicar zu Speyer vertrieben wurden. Nun fand er erst (1523) auf die Dauer in Straßburg den sichern Zufluchtsort, wo er auf Kanzel und Katheder gegen die römische Kirche die neue Lehre vertheidigte und unter Mitwirkung des Domdechanten, Grafen v. Hohenlohe, die Reformation befestigte. Auch dem Vorurtheile des Cölibats begegnete er durch sein Beispiel, indem er sich mit einer Nonne, Labenfeltz, verheirathete. Im folgenden Jahre (1524) ward unter seiner Leitung von Theologen und Predigern Straßburgs öffentlich eine Erörterung der neuen Religionsverfassung abgegeben und mit Aufhebung des katholischen Ritus dieselbe ins Leben eingeführt. Jetzt begannen die Abendmahlsstreitigkeiten zwischen Zwingli und Luther, bei denen B. anfangs sich auf die Seite des Ersteren neigte, wie bei den Religionsgesprächen zu Bern (1528) und zu Marburg (1529), später aber vermittelnd auftrat, in dieser Absicht Luther zu Coburg 1530 besuchte, dann für Straßburg, Costnitz, Memmingen und Lindau die Confessio tetrapolitana entwarf und dem deutschen Kaiser auf dem augsburger Reichstage übergeben ließ und derselben Mittelstraße in der Abendmahlslehre folgte, als er 1531 mit Ökolampadius in Ulm die Reformation einführte. Aber das Ungenügende dieser milden Unbestimmtheit zeigte sich immer deutlicher. In Schweinfurt unterschrieben 1532 die Abgeordneten jener 4 Städte die Augsburgische Confession und Bucer und Capito 1536 in Wittenberg einen Vergleich (Concordia Vitebergensis), der eine völlige Glaubensvereinigung enthielt. Nun erschien B. als erklärter Lutheraner auf den Conventen in Schmalkalden 1537, Frankfurt a. M. 1539, Leipzig 1539 und Regensburg 1541 und zum zweiten Male 1546. Der Churfürst und Erzbischof von Köln, Hermann Graf von Wied, lud im letztern Jahre B. ein, die in seiner Umgebung für die Kirchenverbesserung getroffenen Anstalten zu fördern, weßhalb er mit Melanchthon sich nach Bonn begab, doch vergebens arbeitete, da den Churfürsten der päpstliche Bann traf und besonders Gropper, der B. vorher empfohlen, mit Hülfe des kölnischen Domcapitels und der Jesuiten alle Bemühungen vereitelte. Wie sehr B. auch zum Frieden geneigt war und selbst den Vorwurf zu großer Nachgiebigkeit gegen die Katholiken nicht gescheut hatte, so ließ er sich doch nicht bewegen, das Interim 1548 in Regensburg zu unterschreiben. Mit Lebensgefahr kehrte er durch Würtemberg, das spanische Truppen besetzt hielten, nach Straßburg zurück, das ihn aber nicht mehr schützen konnte, da es zur Annahme des Interim vom Kaiser gezwungen ward. Um so willkommener war für ihn die Einladung Cranmer's nach England. Für immer verließ er mit Paul Fagius Deutschland und lehrte seit dem J. 1549 an der Universität in Cambridge. Doch schon im folgenden Jahre betrauerten die bewunderungsvollen Schüler den Tod des P. Fagius und am 27. Febr. 1551 den ihm nachgeschiedenen B. Beide Leichname wurden in der Marienkirche zu Cambridge feierlich beigesetzt und unter der katholischen Regentin Maria den 6. Febr. 1556 verbrannt, Elisabeth erklärte aber 1560 das gegen sie ergangene Decret der Inquisition für nichtig und übergab ihr ehrwürdiges Andenken der Nachwelt. B.'s Schriften sind größtentheils dogmatisch-exegetische über das A. und N. T., unter denen seine lateinische Übersetzung und Erklärung der Psalmen, die er unter

dem Namen Aretinus Felinus herausgab, in Italien viel zur Verbreitung protestantischer Begriffe und Ansichten beitrug. 2.

Buch, lat. liber; franz. livre; engl. book, leitet man gewöhnlich wie das lat. liber (eigentlich Baumrinde) von dem Buchenbaume her, dessen Rinde zum Schreiben benutzt worden sein soll. Die alten Römer unterschieden aber liber von volumen, und verstanden unter letzterem, was wir Buch im Allgemeinen nennen, jede vollständige größere Schrift, unter ersterem aber nur einen größern Abschnitt eines ganzen Werks, den auch wir Buch nennen, z. B. Cicero's 3 Bücher von den Pflichten. Bei uns ist B. die allgemeine Benennung, während wir unter Heft, Abhandlung ꝛc. die kleinern Schriften verstehen. 9.

Buch (Leopold von), ein berühmter deutscher Physiker und Geognost, geb. 1777, hat sich durch gründliche Untersuchungen über die formelle innere und äußere Ausbildung der Erde wesentliche Verdienste um die physischen Wissenschaften erworben. Mit großem Scharfsinne hat er aus den auf seinen fortwährenden Reisen (in Deutschland, Frankreich, Italien, Schweden ꝛc.) gemachten Beobachtungen dargethan, daß die vulkanischen Wirkungen nicht, wie man vor ihm allgemein annahm, stets dieselben sind, sondern, in sofern die Vulkane entweder der Lage der Urgebirge, oder einer von dieser verschiedenen Richtung folgen, als verschieden angenommen werden müssen. Von seinen Schriften nennen wir folgende: „Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien," „Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln" und „Reise durch Norwegen und Lappland." — B.'s Wohnort ist Berlin. 22.

Buchanan, Georg, als Geschichtschreiber und Dichter eben so, wie durch sein unruhiges Leben und seine mannichfachen Schicksale berühmt, von armen Eltern (1506) zu Kilkerne, einem Dorfe der Grafschaft Lenox in Schottland geboren, hatte seiner sorgsamen Mutter und deren Bruder Jak. Harriot die erste Erziehung und die Unterstützung, mit der er zur Erlernung der Wissenschaften sich im 14. Lebensjahre nach Paris begab, zu verdanken. Aber die pedantische Methode, mit der man die humanistischen Wissenschaften zu jener Zeit betrieb, verleitete ihm das Studium derselben, und der Tod seines Oheims nöthigte ihn, kaum von einer Krankheit genesen, in sein Vaterland zurückzukehren. In der Verzweiflung nahm er, 18 Jahre alt, Militairdienste, doch ungewohnt dieser Lebensweise verfiel er schon im ersten Jahre in eine Krankheit, und kehrte nach wiedererlangten Kräften zu den früheren Studien zurück. In St. Andrews widmete er sich, unter Leitung des Joh. Major, der Philosophie, und folgte demselben bald darauf nach Paris, wo er ein armseliges Leben hinfristete, bis ihm im J. 1526 das Lehramt der Grammatik im Collegium St. Barbara daselbst zu Theil wurde. Bereits war Luther's Lehre bis in das Herz Frankreichs gedrungen und auch sein eigenes ward von den allgemeinen Stürmen, die sie erregte, heftig bewegt. Mit dieser Sinnesänderung begleitete er 1529 den Grafen Kenned von Cassils nach Schottland, und ward hier Lehrer des spätern Grafen Jak. Murray, natürlichen Sohnes des schottischen Königs Jakob V. Da verfaßte er ein Spottgedicht auf die Franciskaner, Somnium betitelt, und ihre darauf erfolgten Anfeindungen entfremdeten ihn der katholischen Kirche immer mehr. In dieser Zeit starb die schottische Königin Magdalena an Gift, und Jakob V., dessen Leben durch eine Verschwörung ebenfalls bedroht ward, erkannte zwar in den Franciskanern seine Feinde, wollte aber eine förmliche Untersuchung vermeiden. Er hielt es für gerathener, B.'s geißelnde Satyre zu benutzen und verlangte dessen Hülfe. In zweideutigen Worten lieferte B. ein kurzes Gedicht und, als dieses dem Könige nicht genügte, die Satyre: „Franciscus," welche die Laster und Gebrechen dieses Ordens in ihrer ganzen Blöße zur Schau stellte. Wüthen-

der ergrimmte der Orden und der Cardinal David Beton, Erzbischof von St. Andrews, ließ ihn als verdächtigen Ketzer gefänglich einziehen. B. entfloh nach England, das aber unter Heinrich VIII. weder den Römlingen noch den Lutheranern zur Freistätte diente, von da nach Paris, wohin aber auch der Card. Beton als päpstlicher Legat gekommen war, und von hier nach Bordeaux, in welche Stadt ihn Andreas Govea berufen hatte, um seiner Schule als Lehrer zu nützen. Innerhalb der drei Jahre, in denen er hier wirkte, verfaßte er zum Schulgebrauche zwei lateinische Trauerspiele, Jephtes und Baptistes, und übersetzte die Medea und Alceste des Euripides. Doch blieb er auch hier von den Verfolgungen des Card. Beton nicht frei, bis diesen Jakob's V. Tod aus Frankreich abrief. Die Pest vertrieb darauf B. aus Bordeaux und nachdem er sich einige Zeit lang auf den Gütern des Michel de Montaigne aufgehalten, lebte er seit 1546 als Lehrer im Collegium des Cardinals le Moine mit den berühmten Gelehrten Turnĕbus und Muretus. Aber schon im folgenden Jahre erging an ihn, auf Empfehlung des Andreas von Govea, die Einladung, am neugestifteten Collegium zu Coimbra in Portugal die Philosophie zu lehren. Er folgte derselben, betrauerte 1648 schon den Tod seines Gönners, ward von den Franciskanern sogar in dieser Entfernung feindselig angeklagt und mußte in die Kerker der Inquisition wandern, aus denen er einem Kloster zum Gewahrsam übergeben ward. Sobald er wieder in den Besitz seiner Freiheit gelangt war, schiffte er sich nach England ein, wo er sich aber nicht wohl fühlte und (1553) nach Frankreich zurückkehrte. Der Marschall Cossé, dem er die Tragödie Jephtes (1554) gewidmet hatte, ernannte ihn zum Lehrer seines Sohnes Timolĕon und während dieser Zeit von 5 Jahren betrieb er die theologischen Wissenschaften, und begann das Gedicht über die Weltkugel, Sphaera, das jedoch unvollendet blieb. Im J. 1560 sah er sein Vaterland wieder, in welchem ihm die völlig geänderten Verhältnisse gestatteten, seine protestantischen Religionsansichten unumwunden auszusprechen. Nach einer kurzen Unterbrechung (1565) in Frankreich erwählte ihn 1566 Maria Stuart zum Erzieher des erst zu erwartenden Sohnes (nachherigen Jakob's I. von England) und übertrug ihm indessen das Amt eines Vorstehers über das Collegium St. Leonhard zu St. Andrews. Mit Undank aber belohnte er seine Gönnerin, als sie nach England geflüchtet war, und vertheidigte in York (1568) durch eine ausführliche Schrift (Detectio s. de Maria Scotorum regina totaque ejus contra regem conjuratione — plena atque tragica historia, zuerst gedruckt 1571. 8.) den Aufruhr des Grafen von Murray, ja selbst den Charakter dieser Frau stellte er auch in seiner schottischen Geschichte auf die herabwürdigendste Weise dar. Dessenungeachtet blieb ihm im Auftrage des geheimen Staatsraths von Schottland die Erziehung des jungen Jakob anvertraut, für den er später das Buch: De jure regni apud Scotos dialogus (Edinb. 1580. 4.) schrieb. Die Königin Elisabeth belohnte ihm die ihr geleisteten Dienste durch einen jährlichen Gnadengehalt von 100 Pfund und Jakob I. bewahrte ihm gleichfalls seine Gunst durch Ertheilung mehrerer Ämter und Würden und ernannte ihn zuletzt zum Director der königlichen Canzlei und geheimen Siegelbewahrer. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in stiller Zurückgezogenheit in Edinburg zu, um sein umfassendes Werk: Rerum Scoticarum historiae libri XX. (von 330 v. Chr. bis 1553), das er schon im J. 1568 begonnen hatte, zu vollenden. Er starb den 28. Septbr. 1582. Es ist schwer, ein genügendes Urtheil über seinen Charakter und seine Verdienste zu fällen. Sind auch die gehässigen Verunglimpfungen der Katholiken nicht zu billigen, so steht er doch als Achselträger zwischen den römischen und protestantischen Glaubensgenossen, seinen Satyren fehlte der edle Zweck, seinen Geschichtsbüchern, so lehrreich sie für die ältere Zeit sind, mangelt in den letzten Perioden die historische Treue, und auf

die Geistesgröße, die sich überall mit vieler Gelehrsamkeit in seinen Schriften ausspricht, hatte sein unstätes Leben nachtheilig eingewirkt. In der lateinischen Dichtkunst hatte er eine allgemein anerkannte Wissenschaft errungen, und seine Paraphrasis poetica psalmorum Davidis erlebte eine Menge Auflagen. Sein Leben hat er selbst schriftlich der Nachwelt hinterlassen. — Georgii Buchanani Scoti opera omnia etc. Edinburgi. 1715. 2 Voll. fol. 27.

Bucharei, der bei uns gebräuchliche Name für eine große Länderstrecke in Hochasien, zunächst innerhalb und außerhalb des Imaus der Alten. Man unterscheidet die große Bucharei in Westen, von der kleinen östlich gelegenen. Beide haben gleichen Flächeninhalt, zusammen ungefähr 50000 □M., und die westliche hat wohl nur deßhalb den Namen große erhalten, weil sie sich eher als die östliche zu einem Staate bildete. Die kleine, seit 1757 zu China gehörig und von den Chinesen Turfan genannt, wird nördlich durch den großen Altai, den Bogdo und Allak von der Mongolei, südlich durch den Mustag von Tibet, und westlich durch das Nebelgebirge, Belur, Imaus und die Bergebene Pamir von Turkestan oder Dschagatai (Tatarei) geschieden. Das Innere wird von dem Gebirge Mussart durchzogen, und zerfällt dadurch in zwei Hälften, die nördliche und südliche. Im Allgemeinen ist die kleine Bucharei ein großes steppenreiches Hochland, reich an Gold, Silber, Salpeter, Schwefel, Kupfer und andern Mineralien, doch finden sich auch einige fruchtbare Gegenden, in welchen man Getreide, Baumwolle, Reis, Südfrüchte, Wein, Obst u. dergl. baut. Zwischen den Gebirgen Mussart und Mustag liegt die große Wüste Schaschin. Bewohner des Landes sind Tataren, welche bedeutenden Karawanenhandel treiben. Der Name Buchar bedeutet Gelehrter, und wurde von den Mongolen den Bewohnern dieser Gegenden deßhalb beigelegt, weil damals besonders zu Buchara der Sitz der muhammedanischen Gelehrsamkeit war. — Hauptstationen des Karawanenhandels sind die Städte Jerken am Flusse gleiches Namens und Kaschghar, ehedem der Hauptsitz eines Herrschers aus der Dynastie Dschingischans. — Turfan ist der Sitz eines Chans. — Die große B., durch den Belur und den Imaus von der kleinen getrennt, aber mit ihr in Verbindung stehend durch Karawanenpässe, ist der südliche Theil Turkestans, oder der freien Tatarei, welche, von Turkomannischen Stämmen bewohnt, und zum Unterschiede von den südwestlichen von Mongolen besetzten Ländern Turkestan, oder nach einem Sohne Dschingischans Dschagatai genannt wurde. Die Bewohner der großen B. sind theils usbekische Tataren, jetzt der herrschende Stamm, theils Bucharen (eigentlich Tadschiks, die alten Ureinwohner), theils Araber, Perser und Kalmücken. Der bedeutende Handel ist in den Händen der Bucharen, und besonders lebhaft in Samarkand, einer volkreichen Stadt am Flusse Sirefchan, und in der Hauptstadt Buchara, wo der Chan residirt. — Diese liegt unter 80° 19′ L. und 39° 27′ N. B. in einer sandigen Ebene, ist von einer ungeheuern Größe, da außer der eigentlichen Stadt noch eine Menge Ortschaften innerhalb der äußern Ringmauer liegen, von einer Menge Canälen durchschnitten, hat 12 Thore, enge ungepflasterte Straßen, 360 Moscheen, 260 Lehranstalten, viele Basars, Bäder und Gräber von Heiligen und über 200000 Einwohner. Der Chan residirt in einer festen Citadelle. Die Stadt ist sehr alt und ward 699 n. Chr. von den Arabern erobert, und 909 der Sitz der Samaniden (s. d. Art.), wodurch sie zu ihrer Blüthe gelangte und von denen sie als Hauptsitz der Gelehrsamkeit den Namen erhielt (s. oben), dann ward sie 1197 durch Chowaresm-Schah und 1220 von Dschingischan eingenommen, wobei sie in Flammen aufging. Wieder aufgebaut nahm sie um 1370 Timur weg, bis sie 1498 von den Usbeken erobert wurde, die sie noch besitzen. Jetzt ist sie der Hauptsitz des mittelasiatischen Karawanenhandels und eine der wichtigsten Handelsstädte Asiens, der Stapelplatz

ruſſiſcher und chineſiſcher Waaren. Sie iſt der Geburtsort vieler berühmten muhammedaniſchen Gelehrten, unter andern des Avicenna (ſ. d. Art.). 15. 37.

Buchbinder, lat. bibliopegus; franz. relieur; engl. bookbinder. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß das Buchbinden älter ſei, als die Buchdruckerkunſt, obgleich es erſt nach der Erfindung derſelben, alſo im XV. Jahrh., ein zünftiges Gewerbe bildete. Schon vor Chr. Geb. hatten die Ägyptier, Perſer, Griechen und Römer anſehnliche Bibliotheken von geſchriebenen und aufgeleimten Bücherrollen, die ſie um einen Stab gewickelt in Büchſen von Cedernholz oder andern koſtbaren Materialien verſchloſſen. In Ägypten fing man zuerſt an die Schilfblätter am Rücken mit Schnüren zu Büchern zuſammenzuheften; eben ſo band man Wachstafeln ein und gab ihnen ſtatt der Deckel zwei Breter, ſpäter heftete man Pergamentblätter zuſammen und theilte ein ſehr ſtarkes Werk in mehrere Rollen ab, wodurch allmählig das Format zu den gegenwärtigen Büchern entſtand. Das Vervielfältigen der Bücher durch die Buchdruckerkunſt leitete aber endlich darauf, das Einbinden derſelben zu verbeſſern. Man gab nun den aus dicken Bretern gemachten Deckeln der erſten Bände einen Ueberzug von Pergament oder Schweinsleder und den Ecken einen meſſingenen Beſchlag und ſchnürte den Rücken derſelben mit Riemen feſt zuſammen, bis ſpäter das Heften mit Faden und Nadeln aufkam. Zweckmäßiger erſetzte man nachher die ſchweren Breter der Deckel mit Pappe, ließ ſie jedoch noch ohne Steifung. Bald nachdem die Buchbinder anfingen eine Zunft zu bilden, fing man auch ſchon an den Schnitt der Bücher zu vergolden oder mit Farben anzuſtreichen. Im XVII. Jahrh. kamen die ſaubern engliſchen und franzöſiſchen Bände auf. Die Deutſchen haben in dieſer Kunſt ungemein viel geleiſtet, und die Verdienſte Kalthöber's, Wiedemann's in Wolfenbüttel u. A. verdienen mit Recht geſchätzt zu werden. Die erſte Arbeit des Buchbinders iſt das Collationiren und Ordnen der gedruckten Bogen nach den Seitenzahlen, wozu man ſich jetzt der unter der erſten Druckſeite befindlichen Signatur, die meiſt aus fortlaufenden Zahlen beſteht, bedient. Hierauf folgt das Planiren, was jedoch nur bei ungeleimtem Druckpapiere nöthig iſt. Zu dieſem Behufe werden die Bogen durch warmes, dünnes mit Alaun verſetztes Leimwaſſer gezogen, wodurch ſie gleichſam geleimt und in Schreibpapier verwandelt werden. Nach dem Trocknen werden ſie mit dem Schlaghammer auf einem Steine, dem Schlagſteine, ſehr gleichmäßig und hinreichend ſtark geſchlagen, wodurch das Papier einen Theil ſeiner Steifigkeit und Elaſticität verliert und überhaupt das Buch dünner und feſter wird. Jetzt folgt das regelmäßige Zuſammenlegen und Falzen der einzelnen Bogen, worauf ſie zum zweiten Male geſchlagen werden, welches erſt auf der einen und dann auf der andern Seite geſchehen muß, und dieſes nennt man das Formatſchlagen. Da nun dieſes Schlagen eine ſehr anſtrengende und oft ſogar der Geſundheit nachtheilige Arbeit iſt, ſo haben die B. Bauer in Blankenburg und Langemann in Hanover zum Preſſen der Papiere eine Maſchine erfunden. Von hier aus werden die Bücher in die Heftlade, an deren Haken ſenkrecht ausgeſpannte Schnüren befeſtigt ſind, gebracht, dieſe werden in gewiſſen Abſätzen am Rücken des Buchs angemacht und die einzelnen Bogen daran angeheftet. Die neuen Einbände der Bücher haben faſt alle glatte Rücken und ſelten noch erhöhte Wülſte oder Bünden, weßhalb an den Stellen das Buch mit Einſchnitten verſehen wird, in welche die Schnüren verſenkt werden. Das geheftete Buch wird auf dem Rücken geleimt und zwiſchen zwei Bretern abgepreßt, wodurch an beiden Seiten deſſelben die zur Aufnahme des Deckels dienenden Falze entſtehen. Nun werden die Bücher mittelſt des Schnitthobels in der Beſchneidepreſſe beſchnitten, der Schnitt vergoldet oder mit Erd- und Körperfarben gefärbt. Zu erſterem Behufe trägt man das Gold auf den mit

Eiweiß oder Gummi bestrichenen noch feuchten Schnitt auf und glättet es mit dem Polirzahne. Das Ansetzen des bereits abgeformten Deckels und die Bildung des Rückens richtet sich nach dem Ueberzuge, der aus Leder, Papier, Pergament, Taffet ꝛc. bestehen kann und damit sich dieser an allen Theilen des Deckels genau anlege, wird das Buch geschnürt und eine Zeit lang in der Presse gelassen. Die Form der Bücher theilt man in Folio, Quart, Octav, Duodez und Sedez. Die Arten des Einbandes sind ganz und halb Englisch, ganz und halb Franz, marmorartig schattirt ꝛc. Auch die vor einigen Jahren vom Advocat Decourdemanche in Paris erfundenen beweglichen Einbände verdienen erwähnt zu werden. Die Blätter derselben sind wie gewöhnlich zusammengebogen und gefalzt, aber jedes Blatt für sich allein geheftet. Da nun der Rücken des Bandes nicht geleimt ist, so läßt sich jedes Blatt einzeln herausnehmen und entweder durch ein andres ersetzen oder ganz hinwegnehmen. Diese sehr sinnreiche Einrichtung ist vieler Anwendungen fähig, indem man bei gedruckten Werken Nachträge, Abänderungen und Zusätze beliebig einschalten und aufbewahren kann. 26.

Buchdruckerkunst, lat. typographia; franz. imprimerie, die Kunst, Bücher durch das Abdrücken von feststehenden Lettern zu vervielfältigen, läßt sich hinsichtlich des dabei vorkommenden Verfahrens in drei verschiedene Classen theilen. 1) Die xylographische, die der Zeit der Erfindung nach die älteste, aber jetzt seltener vorkommende Methode ist. Man schneidet in eine hölzerne Tafel die Schrift oder Lettern so, daß die Form eine aus dem Ganzen gearbeitete, mit erhabenen Zügen versehene Fläche dargestellt, die dann mit Schwärze überzogen und auf das Papier abgedruckt wird. Die ersten holländischen Drucke sind von dieser Art, auch jetzt findet man sie noch bei den Chinesen im Gebrauche. 2) Die typographische, welches Verfahren das jetzt allgemein gebräuchlichste ist und darin besteht, das Abzudruckende aus einzelnen Buchstaben (Typen, Lettern) zu einer Form zusammenzusetzen und abzudrucken. 3) Das stereographische Verfahren besteht darin, daß man die Form, wie bei dem typographischen, aus einzelnen Lettern zusammensetzt und als Stempel benutzt, welche in die weiche Form eingedrückt die Matrice geben, von der man die Platten oder Tafeln abgießt. Die praktische Ausübung der B. hat sich seit ihrem ersten Entstehen nicht sehr wesentlich verändert. Auf einem Regale oder Pulte vor dem Setzer steht der Schriftkasten, in welchem für jede Art der Typen besondere Fächer befindlich sind, in denen die am häufigsten vorkommenden Lettern jedesmal dem Setzer am nächsten und die übrigen mehr oder weniger in alphabetischer Reihenfolge liegen. Damit nun der Setzer das abzudruckende Manuscript oder Blatt zur Hand habe, ist auf dem Kasten ein Tenakel oder Blatthalter angebracht, auf welchem das Blatt vom Divisorium gehalten wird. Letzteres ist gabelförmig gespalten und kann allmählig von einer Zeile zur andern über das Blatt heruntergeschoben werden. Beim Zusammensetzen einzelner Lettern bedient sich der Setzer des Winkelhakens, eines messingenen Lineals, an dessen Grundfläche sich rechtwinklig zwei Seitenwände befinden und das zugleich die Länge aller Zeilen genau bestimmt. Sind nun auf diese Weise nach und nach alle Seiten nach dem angebenen Formate fertig, so werden sie in die Form gebracht und so geordnet, daß sie auf dem gedruckten Bogen genau auf einander folgen. Dann werden zwischen die einzelnen Seiten Stege nach der Größe des Papierbogens gebracht und das Ganze mit dem Kranze oder eisernen Rahmen umgeben, welcher mit dem Deckel und Rähmchen versehen auf dem Laufbrete der Buchdruckerpresse sich befindet. In die Presse eingehoben, werden nun erst so viele Probeabdrücke gemacht, als nöthig sind, um die sich im Satze vorfindenden Fehler zu verbessern, worauf dann die eigentliche Vervielfältigung durch den Druck beginnt. Früher bediente man sich zum Auftragen der Farbe der sogenann-

ten Druckerballen, an ihre Stelle sind aber jetzt die elastischen Auftragewalzen gekommen, durch welche die Druckarbeit erleichtert, die Schrift mehr geschont und die Farbe gleichförmiger aufgetragen wird. Das Papier muß, um es weicher und nachgiebiger zu machen, befeuchtet werden, in welchem Zustande es die Farbe schneller und gleichförmiger annimmt. Das Drucken selbst geschieht, indem die Form vermittelst eines einfachen Mechanismus unter die Preßplatte gebracht, diese durch den Preßbengel heruntergedrückt und der Abdruck auf dem Papiere bewerkstelligt wird. So können zwei bei der Presse angestellte Personen täglich ungefähr 2000 Abdrücke liefern. — Geschichte der Buchdruckerkunst. Das xylographische Verfahren des Bücherdrucks soll schon den Chinesen unter dem Kaiser Wu-Wang ums Jahr 1084 v. Chr. bekannt gewesen sein. Diese bedienten sich hölzerner Tafeln, in die sie ihre Buchstaben oder vielmehr Sprachcharaktere einschnitten, sie schwärzten und anfangs auf Leder, später auf weißes durchsichtiges Papier abdruckten. Eben so die Japaner. Einige Schriftsteller behaupten auch, daß die Mexikaner in Amerika schon vor der Ankunft der Spanier daselbst zu schreiben und zu drucken verstanden hätten, doch ohne Grund; denn diese besaßen blos eine Art von Bildnißschrift, um ihre Gedanken Andern mitzutheilen, ähnlich den hieroglyphischen Figuren der alten Ägyptier. Bei den Griechen findet man zu den Zeiten des Plato Siegel mit gegossenen Buchstaben, übrigens aber weiter nichts, was mit der B. Ähnlichkeit hat. Auch die Römer hatten messingene Stempel von einzelnen Buchstaben, welches man an den zu Venedig und im herculanischen Museum zu Portici aufbewahrten Lampen von gebrannter Erde noch wahrnehmen kann. Die eigentliche Erfindung der B. gehört den Deutschen an, aber über wenige Gegenstände ist wohl so Vieles geschrieben, über wenige so Unsinniges gefabelt worden, als über die Erfindung der B. Die wenigen gleichzeitigen Quellen und die Erzeugnisse dieser Kunst selbst, wohl die sichersten Dokumente, wurden nicht berücksichtigt; man baute nur Hypothesen auf Hypothesen und verunstaltete die wahre Geschichte bis zur Unkenntlichkeit. Erst den Bemühungen G. Fischer's und P. Lambinet's gelang es, das Unhaltbare und Falsche allmählig in den Hintergrund zu drängen und der Wahrheit ihr Recht zu verschaffen. Nach den bis jetzt bekannt gewordenen Quellen möchte Folgendes mit Gewißheit aufzustellen sein. Die zweideutige Erfindung des Harlemer Costers (s. d. Art.) schwebt im Nebel und gewährt dem Forscher keinen sichern Anhaltepunkt. Die ersten zuverlässigen Spuren der neuerfundenen Kunst gewahren wir zu Straßburg. Gutenberg (s. d. Art.) aus Mainz mußte um das J. 1420 in Folge damaliger Streitigkeiten zwischen den Bürgerlichen und Patriziern mit seiner Familie diese Stadt verlassen und wir finden ihn erst 1434 zu Straßburg wieder, wo er verschiedene Künste, wie Steinschleifen, Spiegelpoliren u. a. m. trieb. Im J. 1436 schloß Gutenberg mit mehrern Straßburgern einen Contract ab, worin er diesen gegen eine bestimmte Summe nebst den genannten Künsten auch noch eine andere geheime Kunst zu lehren versprach, — unstreitig die B., denn aus den Acten des Processes, welchen diese Verbindung zur Folge hatte, läßt sich auf den Gebrauch beweglicher Lettern schließen; von einer Presse ist bestimmt die Rede. Aber es blieb bei erfolglosen Versuchen und Straßburg kann aus dieser Zeit auch nicht ein einziges gedrucktes Blatt aufweisen. Erst nach seiner Zurückkunft nach Mainz (um das J. 1448) kam Gutenberg durch die Geldunterstützung und den Rath des Johannes Fust (s. d. Art.) zum langersehnten Ziele. In ihrer 1450 gemeinschaftlich errichteten Werkstätte druckten sie zuerst mit ganzen Holztafeln und mit einzelnen aus Holz, später aus Erz oder Zinn geschnittenen Buchstaben. Da aber dieses Verfahren zu viel Zeit und Arbeit kostete, so verfielen sie endlich auf den glücklichen Gedanken, die Lettern zu gießen. Sie gossen also Formen für alle Buchstaben des Alphabets und erzeugten vermittelst

derſelben eine beliebige Anzahl von Typen. Die erſten Verſuche, welche Gutenberg's und Fuſt's Preſſe lieferte, waren unſtreitig Donate, von denen wir aber nur noch wenige Fragmente beſitzen. Die neue Kunſt war ſchon ziemlich weit gediehen, hatte aber doch noch nicht die nöthige Vollendung erreicht; denn die gegoſſenen Formen waren unzureichend, zumal zur ſchnellen Hervorbringung völlig gleicher Lettern. Peter Schöffer (ſ. d. Art.) von Gernsheim, welcher wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit in der Holzſchneidekunſt in der Gutenberg-Fuſt'ſchen Druckerei angeſtellt war, erfand endlich ein leichteres, noch jetzt übliches Gußverfahren. Er ſchlug nämlich die ſeither gegoſſenen Formen mit einem Stahlſtempel (Punze), woran der Buchſtabe geſchnitten war, in Metalltäfelchen ein und goß ſodann aus dieſen geſchlagenen Formen (Matricen) die Lettern. Durch dieſes Verfahren mußte ein Buchſtabe dem andern völlig gleich werden und man konnte jetzt in kurzer Zeit eine große Menge derſelben erzeugen. Gutenberg und Fuſt, im Beſitze ſolcher Typen, ſannen nun auf größere Unternehmungen; ſie begannen die 42zeilige Bibel (2 Bde. Fol.), welche wahrſcheinlich im J. 1455 vollendet wurde und jetzt noch als ein Meiſterſtück der Typographie gelten kann. Aber ſchon während dieſer Arbeit entzweiten ſich die Druckherrn, vermuthlich weil Schöffer, den Fuſt auf ſeiner Seite hatte und unterſtützte, zu große Anſprüche machte, die Gutenberg nicht befriedigen konnte und wollte. Es kam zu einem Proceſſe, worin der Letztere verurtheilt wurde, die ihm von Fuſt geleiſteten Geldvorſchüſſe nebſt Zinſen zurückzuzahlen. Ob nun Gutenberg dem Ausſpruche des Gerichtes Genüge geleiſtet oder ob er ſich die Druckwerkzeuge, auf welche dem Kläger Fuſt das Pfandrecht zuſtand, hinwegnehmen ließ, wie man gewöhnlich annimmt, bedarf noch einer näheren Unterſuchung. Einige Andeutungen aus ſpäterer Zeit, welche dieſes Proceſſes, als eines noch unentſchiedenen, erwähnen, ſcheinen zu beweiſen, daß Gutenberg gegen die erſte Entſcheidung Einſprache that. Vielleicht gab dieſer das durch Schöffer's Erfindungen erzeugte und vollendete Bibelwerk nebſt den dazu gebrauchten Typen zur einſtweiligen Befriedigung ſeines Gegners heraus; auf dieſe Art läßt ſich auch der ſpätere Gebrauch der Typen der 42zeiligen Bibel in der Fuſt'ſchen Officin erklären. Gewiß iſt es, daß ſeit der Trennung der Geſellſchaft zwei Druckereien in Mainz beſtanden, welche ſich weſentlich durch die Lettern, welche zu ihren Erzeugniſſen gebraucht wurden, unterſcheiden. Fuſt wußte durch die Kenntniſſe und die Geſchicklichkeit Schöffer's ſeinen Nebenbuhler bald zu überholen, wie das prachtvolle Pſalter von 1457 und ſeine ſpäteren Drücke beweiſen. Gutenberg behielt die ſchlechteren Lettern, womit die „Manūg d' chriſtēheit widd' die Durkē" von 1455 (vgl. das vollſtändige Facſimile bei Aretin, „über die frühſten univerſalhiſtoriſchen Folgen der Buchdruckerkunſt" München 1808. 4.) und zum Theil die Ablaßbriefe von 1454 und 55 von ihm und Fuſt gemeinſchaftlich gedruckt wurden, bei und brauchte ſie noch zum Drucke des Kalenders von 1457 (vgl. Fiſcher's „Notice du premier monument typographique" Mayence 1804. 4.) und der 36zeiligen Bibel (2 Bde. Fol.), welche man gewöhnlich, aber ohne hinreichenden Grund dem Albert Pfiſter zu Bamberg, der dieſe Typen ſpäter an ſich brachte und noch einige kleinere Werke damit vollendete, zuſchreibt. Die Beweiſe, welche dieſe Bibel Mainz vindiciren, können hier nicht entwickelt werden. Nach 1457 gebrauchte Gutenberg andere Lettern, wie man aus dem Catholikon von 1460 erſehen kann, welche aber den Schöffer'ſchen bei weitem nicht gleichkommen. Die Gehülfen, welche ſich jetzt allmählig aus beiden Druckereien und zwar früher als 1462, wie man gewöhnlich annimmt, verbreiteten, machten die neuerfundene Kunſt bald allgemeiner. Bamberg, Köln und Straßburg können nach Mainz die erſten Druckwerke aufweiſen. Eine kritiſche Geſchichte der Erfindung und Verbreitung der B. fehlt uns bis jetzt noch; G. Fiſcher's „Essay sur les monumens typographiques de

J. Gutenberg“ (Mayence 1802. 4.) und P. Lambinet's „Origino de l'imprimerie“ (Paris 1810. 2 Voll. 8.) sind die einzigen Werke, welche den Forscher nur einigermaßen befriedigen können. C. A. Schaab's „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst“ (Mainz 1830—31. 3 Bde. 8.) ist eine sowohl dem Inhalte als der Form nach geschmacklose und völlig unbrauchbare Compilation. In Italien war 1465 im Kloster Subbiaco die erste Druckerei von Sweynheym und Pannartz, welche zuerst mit griechischen Lettern druckte; in Frankreich 1469 durch Gering, deren sich Ludwig XI. annahm; zu Ofen in Ungarn 1473 durch Huß; zu Westmünster in England 1474 durch Caxton; zu Barcelona in Spanien durch Spindeler und 1500 zählte man in Europa schon über 200 thätige Officinen. Aber auch eben so schnell ward sie über andere Welttheile verbreitet, so daß es 1521 eine Officin in Abyssinien; 1569 eine in Mexiko, 1577 in Goa, 1590 in Lima, 1630 in Nordamerika, 1647 in Malta gab. Obgleich die berühmten Buchdrucker der Familien Manutius von 1488—1580, de' Giunta von 1492—1592, Elzevir von 1595—1680 u. A. mehr diese Kunst auszubilden und nach allen Gegenden hin weiter zu verbreiten suchten, so konnten sie es doch nicht hindern, daß sie später in technischer Hinsicht sehr wieder in Verfall kam, obwohl sich hin und wieder einzelne, namentlich holländische, Officinen auszeichneten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts nahmen sich wieder mehrere berühmte Männer ihrer an und suchten sie wesentlich zu verbessern. Sanlecque in Paris erfand die ersten gegossenen Notentypen, die 1754 durch J. G. J. Breitkopf in Leipzig noch mehr vervollkommnet worden sind; auch ersann Letzterer den Landchartendruck mit zusammengesetzten Figuren und gab den Schriften gefälligere Formen. Auch durch Bodini in Parma und Ambrosius Didot in Paris sind die Lettern sehr verbessert worden. Zu derselben Zeit erfand Haas in Basel die systematische Zusammensetzung der Stücklinien und Zwischenzähne, und Franz Bailey von Philadelphia ein Verfahren, Matricen zu Buchstaben zu verfertigen, die nicht nachgeahmt werden können. Aber erst am Ende des XVIII. und zu Anfange des XIX. Jahrh. zeigte sich ein immer regeres Streben nach Vervollkommnung der B., so wie aller in dieses Fach schlagenden Nebenzweige. Man wendete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf den Abdruck ganzer Tafeln, indem man die mit beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten Seiten, nachdem sie vorher auf das Genaueste corrigirt worden waren, mittelst eines Gusses in ganze Platten zu verwandeln suchte, wobei nicht zu befürchten ist, daß sich die Buchstaben bewegen, herausfallen und bei einer neuen Auflage neue Fehler entstehen können. Der erste Erfinder derselben soll zu Ende des XVII. Jahrh. J. van der May in Leyden gewesen sein, der mit solchen Platten eine holländische Bibel gedruckt haben soll, deren Formen sich noch in den Händen des Buchhändlers Luchtmans in Leyden befinden sollen. Diese Art zu drucken wurde hauptsächlich in Holland betrieben, kam aber, weil sie immer noch sehr unvollkommen und kostspielig war, später fast ganz wieder außer Gebrauch. Der erste, der sie wieder in Anwendung brachte, war Firmin Didot, der Sohn des Ambrosius Didot. Dieser gab ihr eine weit größere Reinheit und Gleichförmigkeit, verbunden mit einer bedeutenderen Wohlfeilheit. Nach ihm wurde sie durch Stanhope in London noch mehr vervollkommnet. Die so verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen von *στέρεος*, feststehend, und *τύπος*, Form, Gestalt. Sein erstes mit solchen Platten gedrucktes Werk sind Callet's logarithmische und trigonometrische Tafeln (1795). Er nimmt bewegliche, etwas kürzere als die gewöhnlichen und aus einer härteren Masse bestehenden Lettern, die auf die gewöhnliche Weise gesetzt worden sind und drückt jede fertige Seite in eine weiche Gypsmasse ab, die nun als Matrice für die ganze Seite und beim Abdrucke auf eine messingene Platte geschoben wird, die die Stelle der Form vertritt und

dem Ganzen mehr Haltung gibt. Jene beweglichen Lettern sind also die Patricen, die zur Verfertigung dieser Matricentafeln dienen und können alsdann zum weitern Gebrauche wieder aus einander genommen werden. — Um die Verbesserung der Buchdruckerpresse haben sich in neuerer Zeit mehrere Buchdrucker und Mechaniker verdient gemacht. Diese lassen sich in zwei Hauptclassen theilen, nämlich solche, wo der Druck durch eine Schraube, und solche, wo er durch Hebel hervorgebracht wird. Erstere sind die ältere meist aus Holz und letztere die neuere aus Gußeisen verfertigte Art. Wilhelm Haas in Basel war der erste, der im J. 1772 bei ihr den Mechanismus der Münzpresse anwandte, und 1793 war sie in der Druckerei seines Sohnes in größter Thätigkeit. Didot, Pierre und Amisson brauchten in ihren Druckereien ähnliche Pressen. Die Stempelpressen von Ridley in London und Freitag in Gera scheinen wenig Nachahmung gefunden zu haben. Kinski zu Hartfort in Connecticut hat eine Presse erfunden, welche die Schwärze auf die Lettern selbst aufträgt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Höchst sinnreich erdacht und ihrer vorzüglichsten Leistungen wegen sehr beliebt geworden ist die Presse des Lord Stanhope. Auch an der Presse von Cogger vom Mechanikus Hofmann in Leipzig verfertigt und mit mehreren Verbesserungen in Deutschland eingeführt befinden sich die Stanhope'schen Hebel und eine ähnliche Spindel. Die von Georg Clymer aus Philadelphia erfundene Columbiapresse hat sich einen bedeutenden Ruf erworben. Nicht minder wichtig sind die Strebepressen des Amerikaners Triadwell und die sogenannte Albionpresse von Dunne. Sehr vortheilhaft sind die von zwei Deutschen, König und Bauer, in England erfundenen Druckmaschinen oder Schnellpressen (s. d. Art.), durch die bei der möglichsten Ersparniß an Handarbeit zugleich die größte Schnelligkeit des Drucks bewirkt wird. — Buchdruckerschwärze ist eine zum Drucken der Bücher gebrauchte schwarze Farbe, die in Paris am schönsten und vorzüglichsten bereitet und selbst nach andern Ländern versandt wird. Gutenberg druckte anfänglich mit Schreibtinte; da diese aber zu flüssig war, bediente er sich später des Lampenrußes. Erst Faust und Schöffer erfanden ums Jahr 1450 die ordentliche Druckerschwärze, welche aus Kienruß und starkem Firniß bereitet wird. (Vgl. Prechtl's technologische Encyklopädie (3. Bd. S. 253—424. Stuttgart 1831); Donndorff's Geschichte der Erfindungen (Quedlinburg und Leipzig 1817—21. 6 Bde.); Täubel's Wörterbuch der Buchdruckerkunst (2 Bde. Wien 1805)). 26. 66.

Buchhalten (Buchhaltung), franz. tenir les livres; engl. keep books; ital. tenere libri di conti, di ragione, ist eines der nothwendigsten Erfordernisse bei jeder Geschäftsführung und daher unerläßliche Bedingung im kaufmännischen Fache und im Staatshaushalte. Der Hauptzweck derselben ist genaue Controlirung der Ausgabe und Einnahme, und je zusammengesetzter das Geschäft selbst ist, desto umfassender muß auch die Buchhaltung sein, weßhalb die Einrichtung und die Anzahl der nöthigen Bücher sehr verschieden sein kann. Im Allgemeinen unterscheidet man die einfache und die doppelte oder italienische Buchhaltung, welche letztere ihre Entstehung einem Franciskanermönche, Lucas Paciolus, aus Borgo im Kirchenstaate (im XV. Jahrh.) zu danken haben soll, ohne jedoch damals die gegenwärtige Ausbildung erlangt zu haben. Als eine Abart der italienischen Buchhaltung ist auch die englische, von einem gewissen E. T. Jones in neuerer Zeit erfunden, noch zu bemerken. Bei der einfachen Buchhaltung wird jede Waare (eben so wie Geld oder Wechsel ꝛc.) nur nach ihrem Creditor oder Debitor, bei der doppelten hingegen von jedem Artikel Creditor und Debitor zugleich eingetragen. — Zu einer geregelten kaufmännischen Buchführung gehören wenigstens 3 bis 4 Bücher, eine Prima-Nota (Tages-Strazze oder Manual), in welche alle nicht baar abgemachten Geschäfte eines Tages der

Reihe nach notirt werden; ein Cassa-Buch, in welches alle empfangenen und gemachten Zahlungen, also alle baar abgemachten Geschäfte, eingeschrieben werden; ferner ein Conto-Correnten-Buch (auch Memorial und Strazze genannt), in welches die einzelnen Posten der Prima-Nota und des Cassa-Buches auf die darin befindlichen gehörigen Contis gebracht werden; und endlich ein Hauptbuch, in welchem nur die im Conto-Correnten-Buche auf jedem Conto stehenden einzelnen Posten zusammengetragen und unter gewisse möglichst wenige Contis gebracht werden. Es ist also das Hauptbuch in kleinen nicht verwickelten Geschäften sehr entbehrlich und wird durch das Halten eines Inventurbuchs ganz ersetzt. Außerdem muß sich jeder Kaufmann, je nachdem die Art seines Geschäfts es erfordert, noch einige Bücher (Beibücher) zur Übersicht und der Ordnung wegen halten. 30.

Buchhandel, franz. librairie; engl. book-trade, ein bedeutender Zweig der menschlichen Geschäftsthätigkeit, mußte mit dem Bedürfnisse entstehen, Exemplare von vorhandnen Schriften sich anzuschaffen, und bald fanden sich überall Leute, welche aus dem Handel mit Büchern ein eignes Gewerbe machten, dadurch aber die Verbreitung der Literatur ungemein förderten. Spuren des Buchhandels finden sich schon bei den Griechen, bei denen sich eine Menge Leute davon nährten, daß sie Bücher abschrieben, die sie dann an die Gelehrten verkauften, oder das Abschreiben für Andere verrichteten, welche dann mit ihrem Vorrathe handelten. So fanden sich in Athen, und später in Alexandrien Buchläden, deren zur Zeit des Kaisers Augustus es auch in Rom gab und später mehrere aufgeführt worden, wie die Gebrüder Sosius, Trypho, Atrectus. Dionysius, Jucundus, Secundus u. A. m.; auch finden sich schon Spuren von Schriftstellerhonorar. Mit dem Falle des römischen Reichs mußte mit der Cultur auch der Buchhandel zu Grunde gehen, und erst nach dem XI. Jahrh., nach Errichtung höherer Lehranstalten, scheinen die Bücher aus den Händen der Mönche wieder verbreitet und durch Buchhändler verkauft worden zu sein, die Bibliatores oder Stationarii hießen und unter der Aufsicht der Universitäten standen, wie in den Statuten der Pariser Universität von 1275 und denen der Wiener ausdrücklich erwähnt wird. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst mußte aber der B. ein neues Leben bekommen. Zuerst verlegten die Buchdrucker ihre Bücher selbst, bald aber zeigen sich auch bloße Buchhändler, Buchführer genannt, wie Giunta in Venedig (um 1490) und Rinmann in Augsburg (um 1508—1524). Die Handelsstadt Venedig war auch der Hauptsitz des Buchhandels, obwohl Fust und Schöffer zum Verkaufe ihrer Bücher nach Paris gereist sein und schon 1485 die Frankfurter Messe besucht haben sollen, und Koburger in Nürnberg bedeutende Geschäfte machte und selbst eine Filialhandlung in Lyon hatte. Georg Willer gab 1564 den ersten Meßkatalog heraus, um welche Zeit man auch anfing die Leipziger Messen mit Büchern zu beziehen. Immer mehr wurden die Bücher nun Handelsartikel und besonders die Welser und Fugger in Augsburg ließen auf ihre Kosten viele Handschriften abdrucken und verkaufen. Ob die zu strenge Censur oder die Eifersucht der deutschen Buchhändler gegen die französischen, italienischen und niederländischen, welche immer noch das Übergewicht zu behaupten suchten, Schuld ist, daß der Buchhandel von Frankfurt sich hinwegzog, ist nicht ganz ermittelt; genug, die Deutschen verlegten ihre Büchermesse nach Leipzig, wo sich der B. auch den Hauptsitz gegründet hat, und seitdem die ausländischen Buchhändler sich mehr zurückgezogen haben, der Centralpunkt der deutschen Literatur entstanden ist, welcher durch die Ausführung des projectirten Baus einer Buchhändlerbörse sich noch fester begründen wird. — Der B. selbst ist entweder Verlags- oder Sortiments- oder Commissionshandel. Der Verlagsbuchhändler übernimmt nach abgeschlossenem

Accorde mit dem Autor und Bezahlung eines verhältnißmäßigen Honorars die Herstellung des ganzen Werks durch den Druck als sein Eigenthum auf sein Risiko, läßt nach Maßgabe des zu erwartenden Absatzes eine bestimmte Anzahl Exemplare abdrucken, bestimmt nach einem in Beziehung auf Kosten und möglichen Absatz berechneten Verhältnisse den Preis der einzelnen Exemplare und versendet sie an die einzelnen Handlungen entweder als Novität und a condizione, um es zu vertreiben, oder auf Verlangen. Der Vertrieb der einzelnen Bücher ist Sache des Sortimentsbuchhändlers, und es ist dabei in Deutschland die Einrichtung getroffen, daß diesem ein Theil des Preises als Rabatt nachgelassen wird, wofür er aber für Porto und Spesen bis zu seiner Behausung sorgen muß. Je weniger letztere betragen, desto mehr kann er mit Berücksichtigung des eignen Vortheils seinem Abkäufer dann selbst Rabatt gestatten. Zur Erleichterung des Verkehrs ist nun aber unter den deutschen Buchhändlern die Übereinkunft getroffen worden, daß alle in Deutschland erschienenen Bücher von Leipzig aus bezogen werden, weßhalb jeder auswärtige Verlagsbuchhändler dort ein Lager seines Verlags hält oder (gewöhnlicher) einen Commissionair hat und bis dahin seine Bücher portofrei versendet. Des leichtern Verkehrs wegen haben aber die süddeutschen Buchhändler auch ihre Commissionaire in Frankfurt, Nürnberg und Wien, die norddeutschen in Berlin. Der Buchhändler, bei welchem ein Buch bestellt wird, wendet sich daher bei nicht in Leipzig erschienenen Büchern immer nur durch den Commissionair an den Verleger vermittelst eines Verlangzettels. Dieser sendet dann das Buch sogleich, wenn es vorräthig ist, oder läßt es von dem Verleger kommen, und dadurch ist es möglich, daß ohne Weitläufigkeit die Bücher schnell verschafft werden können. Jede Ostermesse versammeln sich hierauf die Buchhändler in Leipzig, um ihre gegenseitigen Rechnungen in Abschluß zu bringen und über ihre Unternehmungen sich zu verständigen. 35.

Buchner (August), ein um die deutsche Sprache sehr verdienter Gelehrter, wurde am 2. Novbr. 1591 zu Dresden geboren, wo er auch seine Schulbildung erhielt. Er widmete sich zuerst der Jurisprudenz, später aber der schönen Literatur und starb als Professor der Dichtkunst zu Wittenberg den 12. Febr. 1661. — Er war der erste deutsche Professor, welcher es nicht unter seiner Amtswürde hielt, Vorlesungen über seine bisher fast gänzlich vernachlässigte Muttersprache zu halten. Sein „Kurzer Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" (Jena, 1663. 8.) enthält für seine Zeit ganz neue und vortreffliche Bemerkungen über Styl und Metrik. Seine deutschen Gedichte, in welchen er Opitz zum Vorbilde nahm, sind minder bedeutend. 67.

Bucholz (Andreas Heinrich), geb. am 25. Novbr. 1607 zu Schöningen im Herzogthume Braunschweig-Wolfenbüttel, studirte auf der Universität Wittenberg die Theologie und ward 1637 Rector des Gymnasiums zu Lemgo. Später (1641) wurde er zum Professor der Dichtkunst und Moral auf der Universität Rinteln ernannt. Er starb den 20. Mai 1671 als Superintendent und Schulinspector zu Braunschweig. Seine Romane: „des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte" (Braunschweig 1659. 2 Bde. 4.) und „der christlichen königlichen Fürsten Herkules und Herkuladiska anmuthige Wundergeschichte" (Braunschweig 1659. 4.) fanden zu ihrer Zeit einen außerordentlichen Beifall. Zu loben ist allerdings die christliche und zugleich patriotische Tendenz des Verfassers, auch ist ihm die Gabe der Erfindung keineswegs abzusprechen, hätte er nur nicht alle Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit auf die seltsamste Weise verletzt und seine Sprache durch gesuchte Witzspiele und durch einen nicht leicht höher zu treibenden Bombast ungenießbar gemacht. Seine „Geistlichen deutschen Poemata"

(Braunschweig 1651. 2 Thle. 12.) fanden weniger Theilnahme, als sie verdienen. 67.

Bucholz (Christian Friedrich), einer der ausgezeichnetsten deutschen Chemiker, Hofrath, Professor und Apotheker zu Erfurt, geb. am 19. Septbr. 1770 zu Eisleben. Sein Vater, der von 1775 an die Römerapotheke zu Erfurt eigenthümlich besaß, starb kurz nachher, und dem talentvollen Knaben wußte sein zweiter Vater, Apotheker Voigt, so wie sein Oheim, der Bergrath B., bald eine große Vorliebe für Chemie und Pharmacie einzuflößen. Im J. 1784 trat er bei dem Apotheker Fiedler zu Cassel in die Lehre, war dort äußerst thätig und widmete einen großen Theil der Nacht dem Selbststudium in Sprachen und Naturwissenschaften. Nachdem er 1789 Cassel verlassen hatte, arbeitete er 2 Jahre lang in der Apotheke zu Ochsenfurt als Gehülfe, worauf er von 1791 bis 94 in die Klauersche Apotheke zu Mühlhausen trat. Schon jetzt fühlte B. die vielen Mängel der damaligen Pharmacie, trieb vorzüglich das Studium der Chemie, und schrieb als ersten schriftstellerischen Versuch einen Aufsatz über das essigsaure Kali, der in Trommsdorff's Journal der Pharmacie I. 1. S. 220 ꝛc. abgedruckt ist. Als B. 1794 seines Vaters Apotheke zu Erfurt übernahm, richtete er dieselbe auf das Beste ein, studirte Philosophie, Geschichte, Mathematik, Sprach- und Naturkunde gründlicher als zeither, und begann bald durch eine große Reihe von Abhandlungen in den meisten pharmaceutischen, chemischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften, so wie durch selbstständige Werke, die alle in mehrern Auflagen erschienen sind, an der Vervollkommnung der Pharmacie und Chemie eifrig zu arbeiten. Zu diesen schätzbaren Schriften gehören sein Taschenbuch für Ärzte, Physiker und Apotheker, Erfurt 1795 und 1796, seine Beiträge zur Erweiterung und Berichtigung der Chemie, in 3 Heften von 1799—1802, sein Grundriß der Pharmacie für die ersten Anfänger in der Apothekerkunst, 1802 und 1804, sein Almanach für Scheidekünstler und Apotheker, Weimar 1803—1818, Katechismus der Apothekerkunst 1810, Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten, Leipzig und Basel 1812 und 1818 ꝛc. Seine Verdienste wurden anerkannt von vielen gelehrten Gesellschaften, die ihn als Mitglied aufnahmen, und von Karl von Dalberg. Im Jahre 1808 erhielt er von der Universität Rinteln die Würde eines Doctors der Pharmacie, 1809 ward er zu Erfurt Doctor der Philosophie und Assessor des damaligen Collegii medici et sanitatis, 1810 außerordentlicher Professor und Beisitzer der philosophischen Facultät daselbst und 1815 fürstlich schwarzburg-sondershausenscher Hofrath. Mit Gehlen unternahm er nicht nur wichtige chemische Untersuchungen, sondern stiftete auch mit demselben ein noch jetzt fortwirkendes Unterstützungsinstitut für würdige ausgediente Apothekergehülfen, und mit Trommsdorff den ebenfalls noch fortbestehenden collegialischen Verein unter den Apothekern Erfurts. Während der Besatzung Erfurts durch die Franzosen im J. 1813 ward er von diesen nebst noch 30 seiner Mitbürger als Geißel an einem höchst ungesunden Orte des dasigen Petersberges so lange eingekerkert, bis eine ungeheure Contribution aufgebracht war. Durch seine frühern Arbeiten im Laboratorio schon schwach auf den Augen geworden, erblindete er gänzlich, aber auch mit geschlossenen Augen waltete B. still und heiter und thätig fort bis zu seinem am 9. Juni 1818 erfolgten Tode. Er war religiös, gewissenhaft in seinem Berufe, unermüdet thätig, anspruchslos, offen, für das Gute erglüht und stets heiter. Ihm zu Ehren hat R. Brandes eine Fossiliengattung Bucholzit genannt. 51

Buchschulden, eine von den Handelsbüchern der Kaufleute hergenommene Benennung für gewisse Arten von Handelsschulden. Dem Kaufmanne ist sein Handelsbuch, in welchem er die gemachten Geschäfte von Tage zu Tage auf-

zeichnet, sein Gedächtniß und sein Beweis. Da sich ein Geschäft auf das andere, ein Buch auf das andere, in der Zeitfolge bezieht, und jedes Buch sein Register hat, so ist es nicht möglich, an dem, was einmal eingetragen worden ist, in späterer Zeit etwas zu verändern, oder ein neueres Geschäft als früheres nachzutragen, oder gar ein solches zu fingiren, ohne die Übereinstimmung aller Theile zu verletzen, und dadurch entweder bei Vergleichung der einzelnen Blätter des Buches mit dem Register oder der Bücher unter sich die Verletzung bemerklich zu machen. Deßhalb genießt das keinen sichtbaren Fehler an sich tragende Handelsbuch des Kaufmanns gegen die sonstige Regel, daß Schriften zwar wider den Aussteller, aber nicht für ihn beweisen, beim Beweise sogar eine vorzügliche Glaubwürdigkeit gegen den andern gegenüberstehenden Kaufmann, welcher als Sachkenner die Richtigkeit in seinem Innern anzuerkennen gezwungen ist. Dieser, wie alles Vernunftgemäße, durch allgemeine Anerkennung zur Gewohnheit gewordene Vorzug der Handelsbücher bei den Kaufleuten, welchen die Juristen mit einem Privilegium vergleichen, bringt es denn zu Wege, daß der Kaufmann die bedeutendsten Posten weggibt und wiederum andere dagegen anvertraut erhält, ohne mehr zu thun, als solches jedesmal in das dazu bestimmte Buch ein- und daraus in das allgemeine Buch überzutragen, und vom Andern zu erwarten, daß er ein Gleiches thue, ohne sich also irgend ein schriftliches oder anderes Bekenntniß darüber geben zu lassen. B. nennt man daher 1) bei Kaufleuten eben sowohl Außenstände als die eigenen Schulden, welche man blos ins Buch eingetragen hat, im Gegensatz von Wechsel- oder andern Schulden, worüber man sich irgend eine Versicherung hat geben lassen. 2) Da die B. beim Concurse in die letzte Classe der allgemeinen Schulden kommen, so bedient man sich des Ausdrucks B. mitunter auch für unbevorzugte Forderungen oder Schulden der letzten Classe. 38.

Buchstaben, lat. literae; franz. lettres; engl. letters, sind eigentlich die Zeichen der einzelnen Sprachlaute, in sofern sie geschrieben werden, doch versteht man gewöhnlich auch die Laute selbst darunter. Jede Sprache hat deren eine bestimmte Anzahl, und da die menschlichen Organe im Allgemeinen überall dieselben sind, so ist auch die größte Zahl derselben in allen Sprachen einander gleich, und nur der vorherrschende Gebrauch einzelner Organe läßt oft noch einige bilden, während vielleicht wieder andere nicht vorkommen. Die Anzahl der möglichen Laute läßt sich aber sehr gut bestimmen, da wir die Arten, wie sie gebildet werden, leicht übersehen können und den Sprachorganen ein gewisser Spielraum nur angewiesen ist. L. Olivier nimmt dieselben auf 40 an, indem er natürlich nur die scharfbegrenzten Laute feststellt, während mancherlei Umstände dieser wohl manche seine Nüancen gewähren können, viele Laute einzelner Sprachen aber, die nicht dabei berücksichtigt zu sein scheinen, meistens Doppellaute sind, welche man also zerlegen muß. Sämmtliche B. zerfallen überall in zwei Classen, Vocale (Selbstlauter), welche sich durch bloße Öffnung des Mundes und Hervorstoßen der Luft bilden, und Consonanten (Mitlauter), bei denen der Ton noch durch einen Theil des Mundes gepreßt wird. Jede Sprache hat 3 Haupt- oder Urvocale aufzuweisen (a, i, u), als die reinsten und am schärfsten begrenzten Laute, zwischen denen die übrigen als Übergänge oder Mischungen mitten inne liegen, aber der organischen Entstehung nach hat man zu unterscheiden, ob man den Hintermund mehr oder weniger erweitert; denn im erstern Falle entsteht das a, o und u, je nachdem der Vordermund mehr oder weniger sich öffnet, im letztern das i, und aus einer mittlern Erweiterung das e, aus dem dann das á, ó und ú sich bildet. Alle zwischen diesen Vokalen liegende Laute müssen nur als Modificationen der einzelnen betrachtet werden. — Die Consonanten haben mancherlei verschiedene

Eintheilung erfahren, man theilt sie nach der Art der Entstehung oder der Modalität ihres Wesens oder nach den Organen ein, mit welchen sie gebildet werden. Nach der letztern gewöhnlichen Eintheilung zerfallen sie in Kehllaute oder Hauche, Gaumenlaute, Zungenlaute, Zahnlaute, Lippenlaute, Nasenlaute (wozu im Sanskrit noch die Gehirnlaute kommen). Sie entstehen dadurch, daß die einzelnen Organe des Mundes sich an einander andrücken und entweder die Luft so durch sich hindurchlassen oder diese durch ein Wiederentfernen von einander abstoßen. Der Unterschied der sogenannten harten und weichen Consonanten findet nur im letztern Falle statt, indem entweder der Laut rasch abgestoßen wird (harte) oder die Organe langsam sich trennen und veranlassen, daß die Brust sich erweitert (weiche), weßwegen man auch oft letztere nach einer andern Eintheilung Brustlauter genannt hat. Obgleich nun aber die B. so verschieden sind, so läßt sich doch ein genauer Übergang unter ihnen nachweisen, und wie i und u zum j und w werden und den Übergang zu den Gaumen- uud Lippenlauten bilden können, so haben auch die sogenannten flüssigen Buchstaben (liquidae) etwas Vocalartiges an sich, so daß z. B. im Sanskrit zwei besondere Vermischungen (li und ri) als Vocale aufgeführt werden, und die häufige Verwechselung der Laute unter einander zeigt vielfach von ihrer innern Verwandtschaft. — Den deutschen Namen B. selbst leitet man gewöhnlich von dem Gebrauche der alten Deutschen her, durch Zusammenstellung kleiner Stäbchen ihre Gedanken gleichsam zu malen, wie die Peruaner sich kleiner Schnürchen bedienten, und selbst die gradlinige Runenschrift der alten Scandinavier soll ihren Namen von Rónne, einer Baumgattung, abgeleitet haben. 9.

Buchstabenrechnung, lat. arithmetica speciosa s. litteralis; franz. logistique spécieuse; engl. logistic, lehrt, wie man die verschiedenen arithmetischen Operationen mit allgemeinen Zeichen vorzunehmen habe. Die unbenannten Zahlen, womit sich die Arithmetik beschäftigt, bezeichnen blos die Menge der Einheiten, ohne die Art derselben zu bestimmen. Läßt man nun außer der Art der Einheit auch die Menge derselben unbestimmt, so werden die Resultate der Rechnung mit solchen unbestimmten Quantitäten ganz allgemein sein. Zur Bezeichnung solcher unbestimmten Größen schicken sich die Buchstaben am besten, da sie nicht blos für das Auge, sondern auch für das Gehör verschieden sind. Um die Addition, Subtraction, Multiplication und Division der Buchstabengrößen anzuzeigen, gebraucht man die in der Arithmetik eingeführten Zeichen (+) (—) (X) (.) (:), jedoch wenn eine Buchstabengröße mit einer andern zu multipliciren ist, schreibt man sie ohne weiteres Zeichen neben einander. So zeigt z. B. a+b die Summe, a—b die Differenz, ab das Product, a:b oder $\frac{a}{b}$ den Quotienten der Quantitäten a und b an. Soll eine Buchstabengröße mehrere Male genommen werden, so setzt man ihr die Zahl der Vervielfachung, 1 ausgenommen, vor. Die Zahlen, welche die Vervielfältigungen anzeigen, heißen Coefficienten. So sind z. B. bei den Vielfachen 5 cd, 19 fg, mab, nde die Zahlen 3, 4 und die die Zahlen repräsentirenden Buchstaben m, n die Coefficienten. Ein Product aus mehrern gleichen Factoren heißt überhaupt eine Potenz, Dignität. So ist das Product aa die zweite Potenz oder das Quadrat, aaa die dritte Potenz oder der Cubus, aaaa die vierte Potenz oder das Biquadrat, aaaaa die fünfte Potenz ꝛc. Um diese Ausdrücke abzukürzen, schreibt man a^2 statt aa; a^3 statt aaa; a^4 statt aaaa; a^5 statt aaaaa; a^m statt aaaaa...a so, daß nur einer dergleichen Factoren gesetzt und durch eine oben zur rechten Hand an denselben geschriebene Zahl, welche der Exponent heißt, bemerkt wird, wie viel solcher gleichen Factoren in dem durch den ganzen Ausdruck angezeigten Producte enthalten sind. Der Factor, welcher mehrere Male wieder-

holt eine Potenz gibt, heißt die Wurzel der Potenz, welches man mit $\sqrt{}$ (einem aus einander gezogenen r) bezeichnet, in welches die Zahl, welche den Grad anzeigt, gesetzt wird, ausgenommen beim zweiten Grade, für welchen das Zeichen schlechtweg gebraucht wird. So ist: $\sqrt{a^2} = a$ = die Wurzel des zweiten Grades oder die Quadratwurzel; $\sqrt[3]{a^3} = a$ = die des dritten Grades oder die Cubikwurzel; $\sqrt[4]{a^4} = a$ = die des vierten Grades, oder die Biquadratwurzel; $\sqrt[5]{a^5} = a$ = die des fünften Grades oder die fünfte Potenzwurzel; $\sqrt[m]{a^m} = a$ = die des mten Grades oder die mte Potenzwurzel. Eine gegebene Größe in eine Potenz erheben (potenziren) heißt daher ein Product aus lauter Factoren bilden, die der gegebenen Größe gleich und deren so viele sind, als der Exponent Einheiten hat. Die Wurzel von einem verlangten Grade aus einer gegebenen Größe ziehen (extrahiren) heißt eine Größe finden, welche in die Potenz, deren Exponent dem Grade der Wurzel gleich ist, erhoben, der gegebenen Größe gleich wird. Die durch + und — verbundenen Theile einer Buchstabengröße heißen Glieder; daher ist eine Größe eine einfache, eingliedrige (monomium), wenn sie nur aus einem einzigen Gliede, eine zusammengesetzte, und zwar eine zweigliedrige (binomium), wenn sie aus zwei Gliedern, eine dreigliedrige (trinomium), wenn sie aus drei Gliedern, eine vielgliedrige (polynomium), wenn sie aus vielen Gliedern besteht. Sollen mit allen Gliedern zusammengesetzter Größen Veränderungen vorgenommen werden, so schließt man diese in Klammern ( ) ein. So ist z. B. $(a+b)+(a-b)$ die Summe, $(a+b)(a-b)$ das Product ꝛc. dieser Binomien. Gleichnamige Größen (homogenea) heißen solche, wenn dieselben Buchstaben auf einerlei Art verbunden sind, im Gegentheil sind sie ungleichnamig (heterogenea). So sind $3a^2b$ und $7a^2b$ gleichnamige und $3a^2b$ und $7ab^2$ ungleichnamige Größen. Von gleichem Grade oder von gleicher Dimension sind die Glieder einer zusammengesetzten Größe, wenn in den Gliedern die Summen der Exponenten einander gleich sind, z. B. in $a^3+3a^2b+3ab^2+b^3$ beträgt die Summe der Exponenten eines jeden Gliedes 3. Nach irgend einem Buchstaben geordnet nennt man eine zusammengesetzte Größe, wenn ihre Glieder in einer solchen Ordnung auf einander folgen, daß das Glied, worin die höchste Potenz dieses Buchstabens vorkommt, voraussteht, sodann das Glied folgt, worin die nächstkleinere Potenz desselben Buchstabens vorkommt u. s. f., und die Glieder, welche diesen Buchstaben gar nicht enthalten, zuletzt stehen, z. B. $3x^5-15x^4y+32x^3y^2-36x^2y^3+13xy^4+3y^5$ sind nach den Buchstaben x geordnet. Da in der B. die Addition und Subtraction blos durch die Zeichen geschehen kann, so muß man erstlich die Rechnung mit entgegengesetzten Größen vollkommen inne haben, ehe man zur Erlernung der Buchstabenrechnung schreitet. Die ältern Mathematiker bedienten sich zur Bezeichnung der unbekannten Größen willkührlicher Zeichen, z. B. R (Radix); C (Cubus) ꝛc. Johannes de Buteon, ein Mönch aus der Dauphiné, führte in der Mitte des XVI. Jahrh. für dergleichen unbequeme Zeichen der unbekannten Größen die großen lateinischen Buchstaben ein. Franz Vieta bezeichnete am Ende des XVI. Jahrh. die bekannten Größen auch durch Buchstaben. Fast zu gleicher Zeit führte der Engländer Harriot der Bequemlichkeit wegen den Gebrauch der kleinen lateinischen Buchstaben ein. Calesius bezeichnete die zusammengesetzten Größen mit einem langen Striche über denselben (später bediente man sich der Klammern); und er war auch der erste, der die jetzige Bezeichnungsart der Potenzen einführte und die Lehre von denselben begründete. Newton und Leibnitz haben auch undeterminirte Exponenten bei den Dignitäten eingeführt. 40.

Bucht, s. Bai.

Buckingham (Georg Villiers Herzog von), ſ. Jakob I. und Karl I.

Buckink (Arnold), merkwürdig als der erſte, welcher Landcharten auf Kupfer ſtach. Sweynheim verband ſich mit ihm zur Herausgabe des Ptolemäus, da er wohl einſah, daß die große Anzahl von Charten, welche ſich im Manuſcripte vorfanden, im Holzſchnitte nicht befriedigend ausfallen würden. Allein ihn ereilte vor der Vollendung des Werks der Tod; B. ſetzte es fort und gab es im J. 1478 zu Rom heraus. Die Charten B.'s haben vor allen den ſpätern Ausgaben beigegebenen den Preis behalten, wenn man nicht die in der von Mercator beſorgten Ausgabe befindlichen denen B.'s vorziehen will. 22.

Budde (Buddeus), Johann Franz, geb. d. 25. Juni 1667 in der pommerſchen Stadt Anklam, durch häuslichen Privatunterricht für die akademiſchen Studien, die er in Wittenberg 1685 begann, vorbereitet, war bereits im 20. Lebensjahre habilitirter Magiſter am letztern Orte und 2 Jahre darauf in Jena, wo er durch philoſophiſche und humaniſtiſche Vorleſungen ſeinen Ruf ſo begründete, daß er 1692 Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache am Gymnaſium in Coburg und 1693 Profeſſor der philoſophiſchen Moral in Halle ward, 1705 aber, nach angenommener theologiſcher Doctorwürde, der Berufung nach Jena als Profeſſor der Theologie folgte und, ſeit 1715 Prof. primarius, dann Kirchenrath und Inſpektor der altenburgiſchen und gothaiſchen Landeskinder, dieſer Univerſität durch ſein Wirken einen weitverbreiteten Ruhm erwarb. Den 19. Nov. 1729 erlag er einer Bruſtkrankheit in Gotha, wohin ihn Amtsgeſchäfte gerufen hatten. B. beſaß eine allſeitige philologiſche, philoſophiſche und theologiſche Bildung, und wiewohl er nicht der Schöpfer neuer Syſteme geworden iſt, ſo leiſtete er dennoch der Wiſſenſchaft durch große literariſche Thätigkeit weſentliche und bleibende Dienſte. Außer einer bedeutenden Anzahl Programme und Diſſertationen und kleineren Schriften verdienen ſeine Elementa philosophiae, die lange Zeit auf Schulen und Univerſitäten zum Leitfaden dienten, die Institutiones theologiae dogmaticae (Lips. 1723. 4. und öfter) und Institutiones theologiae moralis (Lips. 1711. 4. und öfter), beſonders aber die Isagoge historico-theologica ad theologiam universam singulasque ejus partes (Lips. 1727. 2 Voll. 4. und 1730) vorzüglicher Erwähnung. Ein reiches Feld, ſeine vielumfaſſende Gelehrſamkeit zu beurkunden, gewährte ihm das „Allgemeine hiſtoriſche Lexikon ꝛc." (Lpz. 1709 ff. 3 Foliobände, vermehrt von Iſelin, Baſel 1729), das er mit mehreren Gelehrten herausgab. Obgleich er ſich der Orthodoxie der lutheriſchen Kirche nicht entfremdete, ſo hielt er ſich doch von nutzloſen verketzernden Streitigkeiten fern und fühlte ſich bei ſeinem rechtlichen und ſanftmüthigen Charakter weit mehr zur Spener'ſchen Schule hingezogen, die auf ein thätiges Chriſtenthum drang. Der größere Theil ſeiner Schriften iſt lateiniſch geſchrieben, deren claſſiſcher Styl noch jetzt als Muſter dient. 2.

Buddha, der Stifter einer in Süd- und Oſtaſien weit verbreiteten Religion und dann ſelbſt vergöttert, gewährt noch jetzt den Erklärern ſo viele Schwierigkeiten, daß an eine vollkommen richtige Auffaſſung deſſelben noch nicht zu denken iſt. Der Name, der im Indiſchen „erhabene Weisheit" bezeichnet, findet ſich wieder als Benennung eines Planeten (des Merkur), auf Ceylon als der des höchſten Gottes und hat ſich in dem perſiſchen Worte بت (bud), Götze, erhalten; auch bezeichnet er die Würde eines höchſten Heiligen und es werden 22 unter dieſen Namen zu verſchiedenen Zeiten auftretende Männer aufgezählt, deren letzterer eigentlich Sakia oder Sommonokodom hieß, aber den Namen Buddha vorzugsweiſe erhielt und als Stifter des Buddhaismus genannt wird. In dieſem einigen ſich vielleicht auch alle Sagen und wenn man ſelbſt ein hohes Alter deſſelben angenommen hat und ihn eines Theils ſowohl mit dem Hermes

und Merkur der Griechen, als dem Wodan (Odin) der Skandinavier, andern Theils mit Noah in Verbindung bringt, weil die Sage erzählt, daß er einst bei einer großen Fluth auf einer Arche sich gerettet habe, und Neuere deßhalb einen ältern und einen jüngern B. unterscheiden; so geht doch aus dem ganzen Geiste der südasiatischen Religionen, denen die Idee einer Seelenwanderung eigen ist, verbunden mit den überlieferten einstimmigen Nachrichten hervor, daß dieser B. ungefähr um 600 v. Chr. als Reformator des Brahmaismus oder als eigner Religionslehrer aufgetreten ist und einen idealen Pantheismus gelehrt hat, gewöhnlich Nihilismus genannt, dem zufolge die sichtbare Welt nur eine Offenbarung des göttlichen Wesens sei und endlich sich wieder in das Unsichtbare oder das Nichts auflöse, aber sich dann wieder in einer andern erneue. Die allgemein in Asien angenommene Sage von mehrern Katastrophen der Erde mag diese Theorie erzeugt haben, man ging aber dann weiter, nahm eine verschiedene Anzahl derselben an, sagte, daß mit einer neuen Sichtbarwerden des Unsichtbaren ein neuer B. entstehe und die Gewohnheit, Religionsstifter selbst zu Göttern oder Verkörperungen derselben zu machen, äußerte sich auch hier und mit der Vermischung mancher Ideen wurde natürlich auch hier rückwärts auf ältere Zeiten geschlossen. So ward B. als eine Verkörperung der Wischnu oder auch des Brahma angenommen, der als Mensch sich den Betrachtungen des Unendlichen hingab und nach der vollendeten Reihenfolge der Verwandlungen wieder Gott ward. Er soll den 15. Mai 542 v. Chr. gestorben sein, von welchem Tage an die Buddhisten ihre Zeitrechnung beginnen. Seine Lehre erhielt sich neben dem Brahmaismus, bis endlich um 80 n. Chr. die Brahmanen die Buddhisten mit Gewalt vertrieben, worauf sich diese über Tibet, China, Japan, Hinterindien ꝛc. verbreitete und hier bald zur herrschenden Religion wurde (vgl. Fo und Lamaismus). In moralischer Hinsicht haben die Buddhisten 5 Verbote, das des Tödtens, des Stehlens, der Lüge, des Trinkens berauschender Getränke, des gewaltsamen Entführens einer Frau und nehmen 10 verschiedene Sünden gegen diese Verbote an. 9.

Budget, 1) wörtlich ein Beutel, 2) die öffentliche Ausgabe und Einnahme eines Staats, einer Provinz oder Gemeindheit, 3) die Berechnung darüber. In England muß der Finanzminister dem Unterhause das jährliche B. vorher zur Prüfung und Genehmigung vorlegen, eine Sitte, deren Nützlichkeit, — als Ersatz der frühern Steuerbewilligungen — auch auf dem festen Lande in den constitutionellen Staaten Eingang gefunden hat. Hierbei ist jedoch nicht etwa anzunehmen, daß das ganze B. etwa verworfen werden könne, was an sich unmöglich ist; sondern es können nur einzelne Ansätze, welche als unnöthig oder übertrieben oder drückend erscheinen, auf das angemessene Verhältniß zurückgeführt oder durch etwas Anderes ersetzt, oder es können über die Art der Verwendung verwilligter Summen die nähern Bestimmungen beigefügt werden. Ist die Sache in Ordnung, so sagt man: das B. sei angenommen, und es ist ein sehr gutes Zeichen für den Minister, wenn ihm nicht viel Ausstellungen gemacht worden sind. 31.

Budjatingerland, s. Oldenburg.

Bücherverbot. Bald nachdem sich unter den Priestern der christlichen Kirche eine hierarchische Gewalt gebildet hatte (seit dem Anfange des IV. Jahrh.), strebte man die untergeordneten Gläubigen auch dadurch im Gehorsame zu erhalten, daß man ihnen verbot, ketzerische Schriften zu lesen, die sie im Glauben irre machen könnten, während sich die ersten Schüler der Apostel mit der bloßen Warnung vor dem Lesen heidnischer Bücher begnügt hatten. Um den Abscheu vor solchen von der Kirche verdammten Büchern zu erhöhen, ließ man sie, gewöhnlich von Henkersknechten, öffentlich verbrennen und sprach über die Ab-

schriften derselben die drohendsten Fluchformeln aus. Daher ist es auch gekommen, daß die Werke der Häretiker nur fragmentarisch noch in andern Schriften erhalten worden sind, da man sogar bei ihrem Verbergen das Seelenheil für gefährdet erachtete. Nur wo politische Verhältnisse der Ausführung des hierarchischen und namentlich päpstlichen Machtgebots entgegentraten, und wo man in gewisser Allgemeinheit das Widerrechtliche der römischen Bannflüche erkannte, wurden trotz des ausgesprochenen Interdicts die zum Feuer verdammten Bücher in Abschriften noch gerettet, z. B. die von Wiclef und Huß. Allein nach Erfindung der Buchdruckerkunst trat so Manches aus älteren und neu entstehenden Büchern ans Licht, welches dem römischen Papstthume mehr oder minder offen widersprach und durch die schnelle Verbreitung gefährlich sich ankündigte. Daher wurde schon 1479 eine Aufsicht über zu druckende Bücher in Rom angeordnet (s. Censur), um dem Überhandnehmen des schriftlichen und öffentlichen Protestirens zu steuern. Sie nahm an Strenge zu, je mehr Luther's Kirchenreformation sich der alten päpstlichen Verfassung entgegenstellte, nachdem sie Leo X. noch durch eine besondere Bulle 1515 geschärft hatte. Jeder, welcher verbotene Bücher las, besaß und verbarg, ward mit dem Banne bedroht und mußte, wie in Spanien und Italien, in den Inquisitionskerkern büßen. Zu Venedig erschien 1549 das erste Verzeichniß verbotener Bücher im Drucke (Index librorum prohibitorum, cura Joannis della Casa), dem dann eine Menge anderer nachfolgten; zu Florenz 1552, zu Mailand 1554, zu Venedig 1554, zu Rom 1557 und 1559 u. a. m. Das Lesen solcher Bücher ist noch jetzt in der römisch-katholischen Kirche theils ganz untersagt, theils nur unter vorhergegangener Bewilligung des Bischofs erlaubt, unter dem die einzelnen Mitglieder derselben stehen. Die Wirkung empfahl diese Maßregel auch den politischen Gewalthabern, denen es nicht genug war, die Manuscripte der Bücher vor dem Drucke dem zeitlichen Censorurtheile zu unterwerfen, sondern die auch inländische und ausländische Schriften zu confisciren und zu unterdrücken befahlen und noch jetzt gebieten. Aus den Verzeichnissen solcher kirchlich und politisch verbotener Bücher kann man zum Theil auch die an den einzelnen Höfen herrschenden Grundsätze in Bezug auf Kirchen- und Staatsverfassung nach den verschiedenen Zeiten kennen lernen. 27.

Büchse, s. Schießgewehr.

Bückeburg, Residenzstadt des souverainen Fürsten von Lippe-Schaumburg, liegt unter 52° 15′ 47″ N. B. und 26° 41′ 11″ Ö. L. in der Nähe des Harrlberges an dem Auebache und hat 450 Häus. und 2000 Einw. Sie ist im Allgemeinen gut gebaut, mit Mauern umgeben und ziemlich wohlhabend. Die Wälle, welche ehedem das Residenzschloß umgaben, sind jetzt in angenehme englische Anlagen umgewandelt worden. B. ist der Sitz sämmtlicher Regierungsbehörden. 15.

Bückler (Johann), bekannter unter dem Namen Schinderhannes, welchen er wahrscheinlich daher bekam, weil sein Großvater Wasenmeister war und sein Vater auch einige Zeit dieses Handwerk trieb, wurde im J. 1779 zu Nastätten in der niedern Grafschaft Katzen-Elnbogen geboren. Schon in frühester Jugend ward er durch sein unstetes Leben mit schlechtem Gesindel und Gaunern bekannt und erlernte von ihnen die Elementargrundsätze der Diebskunst. Sein erster Versuch war ein gelungener Pferdediebstahl. Während seines Dienstes bei dem Scharfrichter von Bärenbach wußte er mit vieler List den Bauern das Vieh aus den Ställen zu holen, bis er entdeckt und verhaftet wurde. Er entsprang aber schon in der ersten Nacht und kam zu der damals berüchtigten und durch den Einfall der Franzosen in Deutschland begünstigten Bande von Pferdedieben, welche von dem gefürchteten schwarzen Peter angeführt wurde. Zum zwei-

ten Male eingefangen entwischte er mit Hülfe eines andern Erzspitzbuben, des rothen Link, und verübte bald darauf in Gesellschaft des schwarzen Peters seinen ersten Raubmord an einem Juden. Als Peter sich in eine andere Gegend, wo er sich sicherer glaubte, entfernte, trat B. an die Spitze der Räuberbande. Der Polizei gelang es zwar zum dritten Male (1799) seiner habhaft zu werden, aber trotz aller angewandten Vorsicht entwischte er auch dieses Mal mit Lebensgefahr und beschloß nun sich nicht mehr mit Pferdediebstählen und dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, sondern das Handwerk ins Große zu treiben. Er sammelte also ein furchtbare, gut bewaffnete Bande um sich und setzte bald durch seine kühnen Straßenräubereien die Bewohner des linken Rheinufers in Furcht und Schrecken. Besonders aber hatte er es auf die Juden abgesehen, welchen er, wenn sie von den Jahrmärkten zurückkamen, ihr gelöstes Geld abnahm. Sein Name allein reichte schon hin, Hunderte derselben in Todesangst zu versetzen; sie entrichteten ihm sogar freiwillig einen bestimmten Tribut und er stellte ihnen zum ungestörten Betriebe ihres Handels Sicherheitskarten aus. Um diese Zeit verband er sich mit einem sehr schönen Mädchen, Julie Blasius, aus Bodenweiherbach, welches dem gefürchteten Räuberhauptmanne mit unendlicher Liebe ergeben war und ihn bis an sein Ende nicht verließ. Er dichtete auf sie ein Lied, welches auf dem Hundsrück so bekannt und beliebt war, daß kein Dorffest gefeiert wurde, ohne daß es dabei gesungen worden wäre. Schinderhannes war, obschon ihn fast alle Bewohner dieser Gegend kannten, bei solchen Gelegenheiten oft selbst zugegen und machte sich mit seinen Spießgesellen weidlich lustig. Die Beamten wagten aus Furcht keinen Gewaltstreich gegen ihn und er ging stets ungefährdet davon, bis er endlich bei Wolfenhausen von einem Streifcorps als verdächtig angehalten, erkannt und nach Frankfurt gebracht wurde. Man lieferte ihn sogleich nach Mainz ab (1802), wo er vor ein Specialtribunal gestellt und nebst neunzehn seiner Raubgenossen zum Tode verurtheilt wurde. Während der Untersuchung bewies er, weil er dadurch Begnadigung zu erhalten glaubte, die größte Wahrhaftigkeit und eine außerordentliche Liebe für seinen Vater und seine Julie, von welchen er alle Schuld abzuwälzen suchte. Am 21. Nov. 1803 ward das Urtheil an dem kaum 24jährigen Verbrecher durch die Guillotine vollzogen. Auch als Romanheld ist Schinderhannes schon oft, aber noch nie mit Glück aufgetreten. 66.

Bührlen (Friedrich Ludwig), geb. am 10. Septbr. 1777 zu Ulm, erhielt seine erste Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich später auf den Universitäten Landshut und Würzburg der Jurisprudenz. Nach vollendeten Studien (1806) besuchte er Wien, ward 1809 zum Landgerichtsassessor im Eichstädtischen und 1811 zum Registrator in Stuttgart ernannt, wo er noch lebt. Außer verschiedenen Aufsätzen in Zeitschriften besitzen wir von ihm: „Lebensansichten" (Stuttg. 1814. 8.), „Ansichten von höheren Dingen" (Stuttg. 1829. 8.), beide philosophischen, höchst ansprechenden Inhalts; „Bilder aus dem Schwarzwalde" (Stuttg. 1828—31. 2 Bde. 8.), eine Art Reisebeschreibung; „Erzählungen und Miscellen (Tübing. 1817—20. 2 Bde. 8.), „Neue Erzählungen" (Frankf. 1823—25. 2 Bde. 8.), „Neueste Erzählungen" (Stuttg. 1830. 8.), „Zeitansichten eines Süddeutschen" (Stuttg. 1833. 12.), „Der Enthusiast" (Stuttg. 1833. 2 Bde. 8.). B. ist einer der wenigen deutschen Dichter, welche das Poetische im alltäglichen Leben der niedern Stände homerisch aufzufassen und darzustellen gewußt haben. Man kann ihn in dieser Hinsicht am besten mit Th. G. v. Hippel und Ulr. Hegner vergleichen. 67.

Bülow (Friedrich Wilhelm, Graf von Dennewitz), königl. preuß. General der Infanterie, Ritter des schwarzen Adlerordens, Großritter des eisernen Kreuzes u. m. a. hohen Militairorden, ward geboren den 16. Febr. 1755 auf dem Bülow'schen Familiengute in der Altmark, ein älterer Bruder Heinrich Bülow's.

Nachdem er mit dieſem eine ſorgfältige Erziehung genoſſen hatte, ließ er ſchon frühzeitig eine vorherrſchende Neigung zu den Waffen blicken. In ſeinem 14. Jahre wurde er als Junker beim Regimente Graf Lottum in Berlin eingeſtellt und im Juli 1793 als Stabscapitain zum Gouverneur des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen ernannt und machte als ſolcher den Feldzug von 1793 ehrenvoll mit. Bald wurde er zum Major erhoben. Während der Belagerung von Mainz (1793) gab er glänzende Beweiſe von Tapferkeit, indem er den beabſichtigten Überfall von Marienborn vereitelte und durch Erſtürmung der Zahlbacher Schanze viel zur Eroberung dieſer wichtigen Feſtung beitrug, und ward in Anerkennung ſeiner Verdienſte mit dem Militairverdienſtorden geſchmückt. 1795 hörten ſeine Functionen beim Prinzen Ludwig auf und zur oſtpreußiſchen Füſilierbrigade verſetzt erhielt er ein Bataillon. 1805 zum Oberſtlieutenant erhoben nahm er im folgenden Jahre unter l'Eſtocq Theil an der Vertheidigung von Thorn und focht bei Waltersdorf mit Auszeichnung. Im Novbr. 1808 ward er Generalmajor und Brigadegeneral, 1811 leiſtete er als Gouverneur von Oſt- und Weſtpreußen dem Staate die weſentlichſten Dienſte. Zu Anfange des Feldzuges 1813 lieferte er am 5. April ein glückliches Treffen bei Möckern gegen die Franzoſen, die unter dem Vicekönige von Italien bei Magdeburg auf das rechte Elbufer übergeſetzt waren, nahm am 2. Mai Halle und indem er am 4. Juni bei Luckau ſiegte, ſchützte er das vom Marſchall Oudinot bedrohete Berlin. Nach dem Waffenſtillſtande (17. Aug. 1813) ward ſein Corps unter die Befehle des Kronprinzen von Schweden (ſ. Bernadotte) gegeben. An der Spitze des dritten preuß. Armeecorps in der Schlacht bei Großbeeren (23. Aug.) war er der Held des Tages, wodurch Berlin zum zweiten Male gerettet ward, zum dritten Male endlich half er es retten durch den glänzenden Sieg bei Dennewitz (6. Sept.), der durch ſeine trefflichen Dispoſitionen ſo glorreich errungen ward. In Anerkennung dieſer Großthaten nahm ihn ſein König in die kleine Anzahl ſeiner Großritter des eiſernen Kreuzes auf, ernannte ihn zum Generallieutenaut, ſo wie er mehrere höchſte Orden von ſeinem Könige, von Rußland, Öſtreich, Schweden u. A. erhielt. Mit der Belagerung von Wittenberg beauftragt geweſen verband er ſich (ſeit den 4. Octbr.) wieder mit der Nordarmee und nahm thätigen Antheil an der Völkerſchlacht bei Leipzig von Paunsdorf und Reudnitz her (18. Octbr.) vordringend, half daſſelbe erſtürmen und brach, während die Verbündeten an den Rhein zogen, nach Holland auf, deſſen er ſich mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Doesburg (22. Novbr.), Zütphen (24. Novbr.) waren Zeuge ſeiner Tapferkeit, er nahm Arnheim mit ſtürmender Hand (30. Novbr.), vertrieb die Franzoſen aus ihrer erſten Stellung bei Bommelerwaard (3. Decbr.) und ſchloß die Feſtungen Gorkum und Herzogenbuſch ein (Mitte Decbr.). Zu Anfange des J. 1814 ſammelte B. ſeine Truppen bei Breda, um nach Flandern und Brabant vorzudringen. Nach der Einnahme von la Fère und Soiſſons verband er ſich mit der ſchleſiſchen Armee unter Blücher (ſ. d. Art.), half den Sieg bei Laon, wo er das Centrum commandirte und Leully wegnahm (9. März), erfechten und beſchloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris, wo er zum General der Infanterie ernannt vom Könige von Preußen in den Grafenſtand unter dem ehrenvollen Titel: Graf Bülow von Dennewitz erhoben wurde, der auch auf ſeine Nachkommen übergehen ſollte. Als ſolcher übernahm er nach dem Friedensſchluſſe das Generalgouvernement von Oſt- und Weſtpreußen. Im Feldzuge 1815 erhielt er den Oberbefehl des vierten Armeecorps, das er in Eilmärſchen Blüchern zuführte, um an der Schlacht bei la belle Alliance (18. Juni) Theil nehmen zu können, wobei er ſich an der Spitze des 15. Infanterieregiments, das fortan den Namen: Regiment Bülow von Dennewitz führen ſollte, mit Ruhm bedeckte. So kehrte dieſer ausgezeichnete Preußenheld am 11. Jan. 1816 auf

seinen vorigen Posten nach Königsberg in Preußen zurück, starb aber daselbst schon am 25. Jan. — Hochgeachtet ward B. auch als Bürger und Mensch; der Kriegskunst auch theoretisch stets sich hingebend, liebte er die schönen Künste, besonders die Tonkunst und brachte es hier schon in früher Zeit zu einer großen Vollkommenheit; seine Compositionen, unter denen mehrere Motetten, der 51. und 100. Psalm und eine Messe sich auszeichnen, fanden allen Beifall. Seinem Andenken errichtete König Friedrich Wilhelm eine marmorne Statue zu Berlin. 25.

Bülow (Adam Heinrich Dietrich, Freiherr von), ward geboren um 1757 zu Falkenberg in der Altmark, auf einem Gute seines Vaters, trat, nachdem er eine im elterlichen Hause vorzügliche Erziehung genossen hatte und in der Militairakademie zu Berlin zum Kriegsdienste vorbereitet war, in seinem 15. Jahre bei dem vormaligen preuß. Infanterieregimente No. 46. in denselben ein. Dieser Dienst behagte aber dem feurigen B. eben so wenig, als der bei der Cavallerie (seit 1780) Desto mehr fesselte ihn das Studium des Polybius, Tacitus und Rousseau. Er nahm seine Entlassung und begab sich in die Niederlande, um 1790 gegen den Kaiser Joseph II. zu kämpfen. Der Ruf eines preuß. Kriegers verschaffte ihm bald bei dem Corps des Generals von Schönfeld eine Officiersstelle, er fand aber bei der Talentlosigkeit und Indolenz desselben keine Gelegenheit zur Auszeichnung und kehrte in seinen Hoffnungen abermals getäuscht in seine Heimath zurück. Aus Liebe zur dramatischen Kunst stellte er sich nun an die Spitze einer Schauspielergesellschaft, stieß hier aber auf Schwierigkeiten, gab sein Vorhaben auf und schiffte sich 1791 mit seinem Bruder Ulrich nach Amerika ein. Nachdem er Pensylvanien und einen Theil Neuyorks zu Fuße durchwandert hatte, fand er sich jedoch in dem Bilde, das er sich von Amerika geschaffen hatte, getäuscht und kehrte nach 10 Monaten (1792) nach Europa zurück. Der unverhältnißmäßig hohe Preis von Glaswaaren in Amerika leitete beide Brüder auf eine Handelsspeculation und sie schifften sich mit diesem Artikel 1792 nach Amerika ein. Da sie sich aber genöthigt sahen, ihre Waaren auf Credit zu geben, so kehrten sie zwar im J. 1795 abermals mit einer Glasladung dahin zurück, kamen jedoch verarmt und von allen Seiten betrogen 1797 nach Europa zurück. Diese Reisen hatten Heinrich v. B. nicht nur ganz von seiner Vorliebe für Amerika zurückgebracht, sondern er schrieb nun mit entschiedenem Hasse gegen die Bewohner desselben ein Werk: „Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande" 2 Thle. Berl. 1797. 8. Ein gediegener Aufsatz von ihm gegen die heftigen Angriffe, die dieses Werk erlitt, befindet sich in der von Archenholz damals herausgegebenen Zeitschrift „Minerva" im Decemberheft 1796. Wegen seiner bedürftigen Lage und angefeuert durch die militairischen Schriften Berenhorst's (s. d. Art.) von 1798—99 betrat er den von diesem eingeschlagenen Weg und widmete der Theorie der Kriegsführung, so wie der Militairphilosophie seine tiefen Forschungen, deren Resultate er in dem Werke: „Geist des neuern Kriegssystems" Hamburg 1799. 8. 2. Aufl. 1801. niederlegte, worin er zuerst die Begriffe Taktik und Strategie unterschied, die bestmöglichste Operationsweise durch mathematische Figuren und Berechnungen versinnlichte ꝛc. Das Buch fand seine Lobredner und Tadler. Wenigstens trug es das Gepräge des Scharfsinns. B., der dieß fühlen mochte, kam 1799 nach Berlin, um beim Generalstabe oder im Departement des Auswärtigen eine Anstellung zu suchen. Man fand jedoch keinen Beruf sich mit ihm einzulassen. Er sah sich daher auch ferner auf Schriftstellerei beschränkt, worin er sich zu seinem Nachtheile nicht selten Bitterkeiten erlaubte. Jetzt erschien unter seinem Namen (Dietrich v. B.): „Physisches Staatswohl oder eine Finanzeinrichtung, vermöge welcher Reichthum stets die Belohnung gemeinnütziger Tugend sein würde" Berlin 1800. 8. und er griff darin Regierung, Finanzsy-

steme und Diplomatik an, nachdem er bereits 1799 eine Übersetzung von Mungo Park's Reisen aus dem Englischen (Hamb. 8.) geliefert hatte. Ohne alle Hülfsquellen als den Hamburger Correspondenten schrieb er im Winter 1801 die Geschichte des Feldzugs von 1800 (Berl. 8.). Von Freunden und Buchhändlern unterstützt ging er nach England, um über dieses eine Zeitschrift zu schreiben, worüber er mit einem Berliner Buchhändler einen Contract geschlossen hatte; da dieses Journal aber, nachdem er dort angekommen war, keine Abnehmer fand, mußte er eine Zeit lang in das Londner Schuldgefängniß gehen; nach halbjährigem Aufenthalte in England begab er sich nach Paris, woraus er nach 3jährigem Aufenthalte, wie es scheint, verwiesen ward; er kehrte im Sommer 1804 nach Berlin zurück. Nun zeigte sich seine Schriftstellerthätigkeit aufs Neue. Eine Brochüre: „Napoleon Buonaparte" zur Vertheidigung desselben, der ihn hatte vertreiben lassen und den er bitter haßte, steigerte das Vorurtheil gegen ihn so weit, daß man nicht abgeneigt war, ihn sogar für einen französischen Spion zu halten. In kurzer Zeit (1805) folgten die Werke: „Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte" Leipz. 2 Thle. 8.; „Lehrsätze des neuern Kriegs" Berl.; „Kritische Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen" Berl. 2 Thle. (worin er diesen als Feldherrn über seinen Bruder, den König Friedrich II., setzte). Nach der Schlacht von Austerlitz erschien von ihm und in seiner bittern Manier geschrieben: „Geschichte des Feldzugs von 1805", das auch dieserhalb in Leipzig verlegt werden mußte. Die Gesandten der darin angegriffenen Regierungen drangen in Berlin auf B.'s Bestrafung. Er ward im Aug. 1806 verhaftet und in Folge einer Criminalunterſuchung nach Ausbruch des Krieges 1806 nach Colberg und noch vor dessen Belagerung nach Königsberg gebracht. Von da entsprungen und nach Curland entkommen fiel er einem Schwarme Kosaken in die Hände, die ihn nach Riga transportirten, wo er bald nachher als Gefangener am Nervenfieber starb. — Daß dieser übrigens scharfsinnige Denker zuweilen überspannte Ideen gehabt habe, beweist die merkwürdige nach seinem Tode erschienene Schrift: „Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chretienne ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de H. de Bulow" Philadelphia (Berlin 1809. 8.), worin er zu beweisen sucht, daß die Lehre Swedenborg's 1817 und 18 die katholische und protestantische verdrängen werde; der Vorwurf der Narrheit aber, den man ihm oft gemacht hat, möchte wohl etwas zu moderiren sein. Dieß bewährt sich durch seine militairischen Schriften. Denn wenn er vielleicht auch noch mehr geleistet hätte, wenn er einen Feldzug im Generalstabe hätte mitmachen können, so ist doch sein Bestreben in einem Zeitalter, wo der militairische Geist zu schlummern schien, über Strategie nachzudenken gewiß dankenswerth und seine in der „Geschichte des Feldzugs von 1805" ausgesprochene Beurtheilung des franz. Seefeldzugs wird ihm zum ewigen ehrenvollen Denkmale seiner militairischen Kenntnisse gereichen, da die später über diesen Gegenstand bekannt gewordenen Instructionen Napoleon's beweisen, daß dieser gerade so zu handeln beabsichtigte, wie es B. vorgeschlagen hatte. 25.

Bülow (Gottfried Philipp von), wurde den 29. Sept. 1770 zu Braunschweig geboren, studirte zu Helmstädt die Rechte, trat dann in die Staatsdienste seines Vaterlandes ein, wurde 1819 zweiter Kammerdirector und 1826, nach Schmidt-Phiſeldeck's Flucht, erster Minister. Ohne die persönliche Zuneigung des Herzogs zu besitzen und sogar von diesem wegen seines offenen und redlichen Charakters beargwöhnt, war er nur deßhalb zur Übernahme der Geschäfte berufen worden, weil der Herzog seiner gerade bedurfte. Es darf daher nicht befremden, daß er, weit entfernt die ihm seiner Stellung nach zukommende oberste Leitung der Angelegenheiten zu erhalten, vielmehr nur den ersten Vollstrecker der Befehle des geheimen Cabinets, welches aus unwürdigen Creaturen des

Herzogs bestand, abgeben mußte. Auffallend ist es aber, daß er in dieser höchst schwankenden und für ihn drückenden Stellung ausharren, Befehlen, die nur zu oft die bestehenden Verträge verletzten, durch seine Unterschrift Beglaubigung ertheilen, und so einen großen Theil der Verantwortlichkeit auf sich laden konnte. Er hätte seine Entlassung nehmen müssen, um das Volk in der Wahrheit seiner Behauptung, daß er dem Herzoge oft vergeblich Vorstellungen gemacht habe, zu überzeugen. So wurde er aber mit Karl in die Katastrophe verwickelt, und, nachdem er seine Entlassung genommen, in Anklagestand versetzt. Er übersandte der Regierung schriftlich seine Vertheidigung und ließ sie auch durch den Druck bekannt machen; allein sie erschien in mehrern Punkten nicht als genügend, so daß sie von vielen Seiten öffentlich angegriffen wurde. Auf den Wunsch des Herzogs jedoch wurde die Untersuchung niedergeschlagen und B. zog sich mit einer angemessenen Pension auf eins seiner Güter zurück. 22.

Bülow (Heinrich, Freiherr von), königl. preuß. Bevollmächtigter bei der londoner Conferenz, wurde in Meklenburg-Schwerin im J. 1790 geboren. Sein Vater hatte ihn für die diplomatische Laufbahn bestimmt und sandte ihn deßhalb trefflich vorbereitet auf die Universität Heidelberg. Da erscholl 1813 der Ruf zu den Waffen und auch B. verließ seine Studien, um in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten. Als Lieutenant beim Corps des Grafen Wallmoden und Adjutant des russischen Parteigängers von Nostitz nahm er thätigen Antheil an den Ereignissen und kehrte mit einem Orden belohnt 1814 nach Heidelberg zurück. Doch das folgende Jahr entriß ihn nochmals seiner friedlichen Beschäftigung; er zog unter den Siegern mit in Paris ein und wurde bald darauf durch den Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, bei den in Frankfurt beginnenden Verhandlungen angestellt. Unter der Leitung seines Chefs, des Freiherrn v. Humboldt, lernte er in kurzem den Geschäftsgang kennen und erwarb sich durch Kenntnisse, Fleiß und Gewandtheit volle Anerkennung seiner Obern. 1817 begleitete er den Freiherrn von Humboldt, dessen jüngste Tochter er geheirathet hatte, als Gesandtschaftssecretair nach London, übernahm dort nach der Rückkehr Humboldt's die alleinige Leitung der Geschäfte und kehrte nach einigen Jahren mit dem Rufe eines ausgezeichneten Diplomaten nach Berlin zurück, wo er als geheimer Legationsrath in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen wurde. Nach mehrjähriger rühmlicher Thätigkeit in dieser Stellung erhielt er 1827 den erledigten Gesandtschaftsposten zu London, ein vollgültiger Beweis, wie hoch man seine Verdienste schätzte. Noch jetzt bekleidet er diese wichtige Stelle; und allgemein ist man darüber einverstanden, daß er eben so sehr die Würde seines Monarchen zu behaupten als durch Mäßigung das friedliche Verhältniß zwischen den conferirenden Mächten zu erhalten weiß. Noch sind die Verhandlungen nicht geschlossen und überhaupt zu wenig über den Gang derselben bekannt geworden, als daß man den wesentlichen Antheil, den Herr von B. daran genommen, bestimmt beurtheilen könnte. Dieß muß einer spätern Zeit aufbewahrt bleiben. 22.

Buenos Ayres, ein zu der La Plata-Union in Südamerika gehöriger Staat unter 311° 35′ — 320° 14′ Ö. L. und 33° — 41° S. B., grenzt nördlich und nordwestlich an den Parana, Rio de la Plata und an die Staaten Santa Fe und Entre Rios, westlich an den Staat Cordova, südlich wird es durch den Negro von Patagonien getrennt, und südöstlich und östlich ist es vom atlantischen Oceane umgeben. — Der erste Europäer, der dieß Land betrat, war der Spanier Juan Diaz de Solis, welcher im J. 1515 zur Untersuchung Brasiliens ausgeschickt worden war. Zwar wurde er von den Einwohnern ermordet, allein schon 9 Jahre darauf erschien Sebastiano Gabotta, segelte den Rio de la Plata (dem er diesen Namen deßhalb gab, weil er glaubte, daß das

Silber, welches ihm von den Indianern gebracht wurde, hier auch zu finden sei) hinauf, und machte nach seiner Zurückkunft eine so übertriebene Beschreibung von dem Silberreichthume jener Gegenden, daß 1535 Pedro de Mendoza von der spanischen Regierung zur Colonisirung des Landes abgeschickt wurde. Dieser gründete am linken Ufer des la Plata eine Niederlassung, die er von der daselbst befindlichen gesunden Luft Buenos Ayres nannte. Als aber das Nachsuchen nach edlen Metallen vergeblich blieb, berücksichtigte man diese Colonie nur wenig, sahe jedoch mit dem Fortschreiten der Cultur ihre Wichtigkeit ein, da von hier aus das Gold und Silber Peru's viel leichter nach Europa transportirt werden konnte, als wie bisher auf dem Meere über die Landenge von Panama. So wurde endlich 1748 der Colonie die Handelsfreiheit mit dem Mutterlande gestattet und 1778 das Land zu einem Vicekönigreiche erhoben. Der Reichthum und Wohlstand stieg nun immer höher; vergebens suchten sich die Engländer 1806 nach einer Überrumpelung der Hauptstadt des ganzen Landes zu bemächtigen; sie wurden wieder vertrieben und Spanien blieb im Besitze der Colonie bis 1816, wo das Volk entrüstet über den Umsturz der Cortesregierung durch Ferdinand VII. (1814) sich für unabhängig erklärte. Innere Unruhen, Streit zwischen den verschiedenen Provinzen, die nicht alle gemeinschaftliche Sache mit Buenos Ayres machen wollten, verhinderten die Sicherstellung des neuen Staates, bis sich endlich 15 Provinzen im J. 1825 unter dem Namen Republik der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata oder argentinische Republik als selbstständig constituirten. — Der Flächeninhalt von B. A. beträgt ungefähr 5800 □M. Das Land ist eine große fortlaufende Niederung mit nur wenigen Erhöhungen, arm an Quellen, aber desto reicher an stehenden Gewässern. Unter den Flüssen sind außer der Mündung des Parana, dem Rio de la Plata, noch der Colorado, Saladillo und Negro bemerkenswerth. An Producten erzeugt B. Mais, Kartoffeln, Hanf, Flachs, Obst, Rhabarber, Holz und Getreide wenig, aber ungeheure Thierheerden, besonders Ochsen, welche in wildem Zustande zu tausenden die Steppen bewohnen, Pferde, Bienen, zahmes und wildes Geflügel, Schlangen in großer Menge; Salz, Salpeter, Sandsteine, Thon ꝛc. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf ungefähr 180000, nach Andern jedoch auf 200000 und darüber. Diese sind theils Farbige und Neger, theils, und zwar die meisten, Nachkömmlinge der Spanier. Ihre Hauptbeschäftigung außer dem Handel ist Viehzucht, Landwirthschaft und Fischerei. Die Industrie ist noch höchst gering. Die Verfassung ist demokratisch; an ihrer Spitze steht ein Congreß, welcher die gesetzgebende, und ein oberster Director, welcher die vollziehende Gewalt ausübt. Über das Nähere, so wie über die specielle Eintheilung des Landes sind der Nachrichten zu wenige und diese nicht hinlänglich beglaubigt. — Die Stadt Buenos Ayres, unter 43° 36′ 28″ S. B. und 319° 8′ 45. L. Haupt- und Bundesstadt der ganzen Union, Sitz des Generalcongresses und des Präsidenten, am linken Ufer des la Plata auf einer Anhöhe gelegen, ist eine offene, aber schön und äußerst regelmäßig gebaute Stadt mit ungefähr 7000 größtentheils einstockigen Häusern und 80000 Einw. Sie hat 12 Kirchen, mehrere Klöster, eine Citadelle und eine Rhede, welche fortwährend mit Schiffen aller Nationen bedeckt ist. Für wissenschaftliche Ausbildung ist hinlänglich gesorgt durch eine Universität, Akademie der Medicin und Jurisprudenz, literarische Gesellschaften und eine 20000 Bände starke öffentliche Bibliothek. Die Bewohner nähren sich von Fischerei, Schifffahrt und Handel. Der letztere besonders ist äußerst wichtig und immer noch im Steigen begriffen. Überhaupt ist B. A. als Stapelplatz und Centrum aller vereinigten Provinzen anzusehen. 15.

Buen Retiro, ein am östlichen Ende von Madrid auf einer Anhöhe gelege-

nes königl. Luſtſchloß, erbaut im erſten Viertel des XVII. Jahrh. von dem Herzoge von Olivarez, und ſeit 1645 Eigenthum der königl. Familie. Es bildet ein Viereck und war ehemahls im Innern äußerſt prächtig, hat aber in dem ſpaniſch-franzöſiſchen Kriege ſehr viel gelitten. Seine Lage benutzend hatten die Spanier 1808 daſſelbe befeſtigt, um von hier aus die Stadt vor dem Andrange der Franzoſen zu ſichern. Allein ſie verloren es (mit ihm die Stadt) und der Feind, welcher ſich hier feſtſetzte, um es als Citadelle zur Behauptung der Stadt zu benutzen, wandelte die prachtvollen Gemächer zu Caſernen um. — Von ausgezeichneter Schönheit iſt der zum Schloſſe gehörige Park, welcher 2 Stunden im Umfange hat und der beliebteſte Spaziergang der Madrider iſt. 15.

Bürg (Joh. Tobias), berühmter Aſtronom, ward 1766 zu Trier geboren und auf Empfehlung ſeines Lehrers dem Präſes der kaiſerl. Studiencommiſſion von Swieten in Wien bekannt, der ihn ſtudiren ließ. Er widmete ſich der Mathematik, ward 1791 Profeſſor der Phyſik in Klagenfurt und 1792 Adjunct der Sternwarte zu Wien. Sein Ruhm ſtieg bald ſehr hoch, als 1798 das franz. Nationalinſtitut die Preisfrage aufſtellte: Aus wenigſtens 500 Mondbeobachtungen die Epochen der mittlern Länge des Apogäums und des aufſteigenden Knotens der Mondbahn zu beſtimmen. Mit mehr als 3000 Beobachtungen löſte er die Frage auf einem ſinnreichen Wege, und das Inſtitut beſtimmte ihm ⅔ des ausgeſetzten Preiſes, da die Arbeit ſeines Mitbewerbers, Alexander's Bourard, ebenfalls vorzüglich gefunden ward; doch verdoppelte der Conſul Buonaparte den ausgeſetzten Preis und jeder erhielt einen ganzen (260 Dukaten). Mit dem Leopoldsorden geſchmückt und mit Enthebung von ſeinem Amte zum Behufe ſeiner Studien, arbeitete er nun ſeine Mondtafeln aus, welche zu Paris 1806. 4. erſchienen und ſeinem Namen die Unſterblichkeit geſichert haben, da er dieſen für die Schifffahrt ſo höchſt wichtigen Theil der Aſtronomie auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat. 16.

Bürge, lat. vas; franz. garant; engl. waranter, iſt diejenige Perſon, welche gegen den Andern für den Dritten einſteht, d. h. ſich verpflichtet, a) entweder, daß der Dritte ſeine Verbindlichkeiten, ſo wie ſie eingegangen ſind, erfülle, oder b) daß derſelbe ſich gewiſſer Handlungen, die dem Andern unangenehm ſind, enthalte (ſ. Bürgſchaft). 10.

Bürger, lat. civis; franz. bourgeois, citoyen; engl. citizen, burgess oder commoner; ital. cittadino und borghese, kommt von Burg, einem befeſtigten Orte her und dieſes wiederum von bergen, in Sicherheit bringen. Bürger heißt ſonach 1) ein Burgbewohner, dann ein Bewohner der Stadt; dagegen Pfahlbürger der Bewohner der Vorſtadt, welcher am Walle und an den Pfählen wohnt. 2) Der vollberechtigte Städter, im Gegenſatze des aufgenommenen Fremden oder Schutzverwandten. 3) Der Bewohner von Städten und Flecken, zum Unterſchiede vom Landmanne oder Dorfbewohner (Edelmann und Bauer), alſo als Glied eines beſondern Standes, des Bürgerſtandes. 4) Im Allgemeinen endlich jeder Bewohner eines Staates, Staatsbürger, alſo der Menſch in Socialverhältniſſen. So ſagt z. B. Denon in ſeinen Reiſen von den Unternehmern der Rieſenwerke der Pyramiden und Tempel in Egypten: für den Menſchen und Bürger jedoch „geſchah Nichts". — Wenn von beſondern Rechten der B. (Bürgerrechten) die Rede iſt, ſo bezieht man ſolches gemeiniglich auf die zweite Bedeutung. Den Bürgern, unter welche in den ältern Zeiten nur Freie, nicht aber Leibeigne und Knechte aufgenommen wurden, waren die ſogenannten ſtädtiſchen Gewerbe ausſchließend vorbehalten, in ſofern ſich ſolche vom Feld- und Gartenlande unterſcheiden und entweder als eigentliche Gewerbe die Veredlung von Naturerzeugniſſen oder Hervorbringung neuer Geſtalten angehen, oder als

Handel den Einkauf und weitern Vertrieb von Waaren betreffen, oder endlich in Anschaffung der Lebensmittel bestehen. Dafür mußten die Bürger nicht allein die Staatsvertheidigung, sondern auch die Abgaben und allgemeinen Lasten übernehmen und erhielten von den Schutzverwandten nur einen mäßigen Beitrag dazu. In den neuern Zeiten, da die frühern Veranlassungen zu den Absonderungen der Städter unter sich immer mehr wegfallen, hat man dahin zu wirken gesucht, alle festen Bewohner einer Stadt in eine einzige Classe (die Bürgerschaft) als volle B. aufzunehmen, dadurch die Lasten gleich zu vertheilen und die vollen Kräfte Aller zu gewinnen. Mit den noch bestehenden Zünften und Innungen ist es mehrern Staaten ebenfalls gelungen (wie in England), den Ausartungen des Zwangs, welcher das Talent zurückhält und durch die ihn begleitenden Spionerien und Angebereien, ja sogar Verführungen, um zu denunciren und die Strafgelder zu beziehen, auf allgemeine Demoralisirung hinführt, durch Einführung der Patente eine Abhülfe zu geben. Denn es ist unläugbar, daß derjenige, welcher in einem, obschon als Handwerk angesehenen Gewerbe etwas Hervorstechendes leistet, woran das Talent mehr Antheil hat, als die Fertigkeit in Handgriffen, dann nicht mehr Handwerker ist, sondern auf einer höhern Stufe steht. Das Bürgerrecht, welches durch den Bürgerbrief ertheilt wird, besteht in den Bevorzugungen der vollberechtigten Städter, so wie der Bürgereid und die Bürgerpflicht sich auf die Verbindlichkeiten der B. und deren Erfüllung beziehen. Der geleistete Bürgereid bewirkt es, daß man den unter Verweisung auf ihre Bürgerpflicht ertheilten Versicherungen zweier unbescholtenen B. so viel Glaubwürdigkeit schenkt, um in Administrationsangelegenheiten auf den Grund derselben ein Zeugniß auszustellen. Bürgerlicher Gehorsam ist derjenige Arrest, wozu sich der B. (als Städter), auch wenn er nicht wechselfähig ist, zur Sicherstellung übernommener Verbindlichkeiten verpflichten kann. Bürgergarden, Communalgarden, endlich sind aus den angesehensten Bürgern und selbstständigen Einwohnern der Städte gebildete Compagnien, welche in Friedenszeiten den innern Militairdienst in der Stadt thun sollen. Die Einführung der Bürgergarden rührt von den Franzosen her, welche es in der Gewohnheit hatten, sich in den besetzten Ländern, da wo sie den Einwohnern nicht traueten, der Angesehensten für ihre Person zu versichern und zugleich deren Einfluß auf das Volk zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung zu benutzen. Die Bürgerkrone, vom bloßen Eichenlaub, ohne Schmuck oder Beziehung auf Geldwerth erhielt und trug als den größten Ruhm bei den Römern derjenige, welcher einem B. das Leben gerettet hatte. Bürgerlich nennt man das Schlichte, Ungezwungene, den gebildeten Menschen als solchen Bezeichnende, zum Unterschiede des gezwungenen Anstandes des Vornehmern. 24.

Bürger (Gottfried August), wurde am 1. Januar 1748 zu Wolmerswende bei Halberstadt, wo sein Vater Prediger war, geboren. Weder in den Lehrstunden im väterlichen Hause, noch auf dem Lyceum zu Aschersleben zeigte der schwärmerische Knabe das geringste Talent für die gewöhnlichen Schulkenntnisse, wohl aber eine unverkennbare Anlage zur Poesie. Beißende Epigramme auf seine Mitschüler zwangen ihn bald (1762) das Lyceum zu Aschersleben mit dem Pädagogium zu Halle zu vertauschen. Hier machte er so schnelle Fortschritte, daß er schon nach 2 Jahren im Stande war, auf der dortigen Universität das Studium der Theologie, wozu ihn sein Großvater, der Hofherr Bauer in Aschersleben, bestimmt hatte, zu beginnen. Er konnte aber dem ihm aufgedrungenen Fache so wenig Geschmack abgewinnen, daß er es bald gänzlich vernachlässigte und nur Ästhetik und Philologie mit wahrer Lust und Liebe betrieb. Der Umgang mit dem famösen Klotz mag vielleicht nicht ohne günstigen Einfluß auf

seine Geistesbildung gewesen sein, aber sein sittlicher Charakter litt dadurch so sehr, daß ihn der erzürnte Großvater, von welchem er seit dem Tode seines Vaters (1765) völlig abhängig geworden war, von Halle zurückrief. Dieser ließ sich jedoch bald wieder von seinem Enkel besänftigen und ertheilte ihm sogar die Erlaubniß, sich zu Göttingen der Jurisprudenz zu widmen (1768). Aber hier gerieth der leichtsinnige Jüngling bald in das Netz einer Verführerin und sank nach und nach so tief, daß ihm sein Großvater alle fernere Unterstützung versagte. B., sich auf einmal am Abgrunde des Verderbens sehend, raffte sich auf und suchte nun durch unermüdlichen Fleiß einzuholen, was er versäumt hatte. Er schloß sich an Boie, Voß, Hölty, Miller, die beiden Stolberge, Leisewitz, Cramer, welche Mitglieder der damals in Göttingen entstandenen und später auf die deutsche Literatur so einflußreich gewordenen Dichtervereins waren, an und studirte mit ihnen die besten Muster der älteren und neueren Poesie. Dieser Verbindung verdankt B., wie er selbst gesteht, einen großen Theil seiner Bildung und seines Dichterruhmes. Einige seiner vorzüglichsten Dichtungen, z. B. „Die Nachtfeier der Venus," „Herr Bachus," fallen in diese Zeit. Auf die Empfehlung seines eifrigsten Freundes Boie ernannten ihn 1772 die Herren von Uslar zu ihrem Justizbeamten zu Altengleichen im Fürstenthume Calenberg. Obschon diese Stelle nicht sehr einträglich war und seinem Geiste wenig zusagte, so schützte sie ihn doch gegen augenblicklichen Mangel und söhnte ihn sogar mit seinem Großvater wieder aus; denn kaum hatte dieser vernommen, daß sein Enkel sich ernstlich um ein Amt bewerbe, als er ihm sogleich das zur Bezahlung seiner Schulden zu Göttingen und zur nöthigen Caution erforderliche Geld überschickte. B., welchen das Unglück unablässig verfolgte, kam durch die Falschheit eines Freundes um diese Summe und seine Vermögensumstände waren durch diesen Verlust auf immer zerrüttet. Dazu kam noch seine unglückliche Verbindung mit der ältesten Tochter des hanöverschen Beamten Leonhart zu Niedeck (1774); denn schon als er seine Braut zum Altare führte, trug er die glühendste Liebe für ihre Schwester Auguste, welche er in seinen Gedichten unter dem Namen Molly verewigte, im Herzen. Dieses Verhältniß war für ihn die Quelle unsäglicher Leiden und unaufhörlicher Verläumdungen. Während seines Aufenthaltes auf dem Lande und unter dem Drucke so manches Kummers entstand sein Meisterwerk „Lenore", „Das Lied vom braven Manne" und andere Gedichte, welche 1778 (Götting. 8.) zum ersten Male gesammelt erschienen; auch bearbeitete er die Hexenscenen aus Shakspeare's Macbeth für die hanöversche Bühne und versuchte eine Übersetzung von Homer's Iliade, welche aber, da F. L. v. Stolberg dieselbe Arbeit ankündigte, nur Fragment blieb. Nachdem B. bei einer unkluger Weise übernommenen Pachtung eines Landgutes in Appenroda (1780) die ihm von seinem Schwiegervater zugefallene Erbschaft verloren und der Tod ihm seine Gattin (1784) entrissen hatte, legte er auch sein Amt, welches ihm durch mancherlei Chikanen verleidet wurde, nieder und ging wieder nach Göttingen, wo er durch die Herausgabe des „Musenalmanachs" (welchen er von 1779 bis 1794 besorgte) und durch Vorlesungen über Ästhetik und deutschen Styl so viel gewann, daß er die Schwester seiner verstorbenen Gemahlin heimführen konnte. Zufriedenheit und Glück kehrten nun wieder bei ihm ein, weilten aber leider nur kurze Zeit, denn schon im folgenden Jahre raubte ihm der Tod seine geliebte Molly; mit ihr verlor er allen Muth und jegliche Kraft seines Geistes und der Gram zerrüttete bald völlig seine Gesundheit. B. mußte jetzt mehr als je arbeiten, denn obschon ihm die Universität 1787 die Doctorwürde ertheilte und ihn 1789 zum außerordentlichen Professor ernannte, so bezog er doch bis an sein Ende nicht den geringsten Gehalt und mußte sein Leben durch schlecht bezahlte Übersetzungen fristen. Hierher gehören: „Wunder-

bare Reisen und Abentheuer des Freiherrn von Münchhausen", aus dem Engl. (Götting 1787. 8.) „Benjamin Franklin's Jugendjahre", aus dem Franz. (Berl. 1792. 8.). Auch veranstaltete er eine zweite Ausgabe seiner Gedichte (Götting. 1789, 2 Thle. 8.). Doch das bitterste Leid seines Lebens war ihm noch vorbehalten. Seine romanhafte Verbindung mit einem Mädchen aus Stuttgart, Elise Hahn, welches ihm in einem Gedichte Herz und Hand angetragen hatte, endete nach einer sechszehnmonatlichen peinlichen Ehe damit, daß er sich von dem „verschwenderischen, üppigen, heuchlerischen, verbuhlten und ehebrecherischen Weibe", wie er sie selbst nennt, scheiden lassen mußte. Von Schmerz und Krankheit niedergebeugt zog sich B. von allem menschlichen Umgange zurück und ohne ein Geschenk der hanöverschen Regierung wäre der Lieblingsdichter der Nation in seinen letzten Lebensjahren kaum dem bittersten Mangel entgangen. Er starb den 8. Juni 1794 an der Lungenschwindsucht im 46. Jahre seines Alters. — War gleich B.'s moralischer Charakter nicht ganz fleckenlos, so sank er doch nie zur Gemeinheit herab. Güte des Herzens, Anspruchslosigkeit, Rechtlichkeit wiegen seine Fehler, welche er ohnehin bitter genug entgelten mußte, bei weitem auf. — Seine Gedichte leben größtentheils in dem Munde des deutschen Volkes und werden so lange darin leben, als Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindungen nicht von ihm gewichen sind. Am höchsten stehen B.'s Romanzen; mimische Lebendigkeit und Fülle der Gedanken zeichnen sie durchgehends aus. Das eifrige Studium altenglischer Balladen hatte ihm in dieser Gattung den wahren Weg gezeigt. Seine „Leonore" wäre allein hinreichend, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Auch im Liede, in der Ode, Elegie, poetischen Erzählung und im Epigramme versuchte sich B. mit dem größten Glücke. An Pracht und Fülle der Sprache kommt ihm kein Dichter seiner Zeit gleich. Das Sonett ward von ihm wieder zu Ehren gebracht und es gelang ihm meisterhaft; nur in scherzenden Gedichten war er unglücklich und er fiel zu leicht ins Derbe und Rohe, was freilich auch, wenigstens größten Theils, seinen individuellen stets ungünstigen Verhältnissen und dem genial sein sollenden Streben seiner Zeit angerechnet werden muß. Schiller faßte diese Schattenseite seiner Gedichte allzustreng auf und sprach ihm geradezu die Kunst zu idealisiren ab; seine Muse, meint der von Sophismen der Kant'schen Philosophie irre geleitete Recensent, „trage einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter, Liebe sei ihm selten etwas Anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben". Bekannt ists, wie tief B., dem außer seinem wohlverdienten Lorberkranze Nichts mehr geblieben war, durch diese Kritik gekränkt wurde. A. W. Schlegel wußte die Verdienste des deutschen Volksdichters besser zu würdigen, obschon auch auf sein Urtheil Kant'sche Ansichten einen ungebührlichen Einfluß äußern. Die besten Ausgaben von B.'s Werken, worunter die neuste zu Göttingen 1829 — 33 in 8 Bdn. 16. erschien, besorgte K. Reinhard, welcher auch das „Lehrbuch der Ästhetik" (Berl. 1825 8.) und das „Lehrbuch des deutschen Styls" (Berl. 1826. 8.), welche aus des Dichters Vorlesungen zu Göttingen entstanden, zum Drucke beförderte. — B.'s dritte Gattin trat nach der Trennung von ihm in verschiedenen Städten als Schauspielerin auf und machte sich als Verfasserin mehrerer Romane („Irrgänge des weiblichen Herzens," Jena, 1812. 8. u. a. m.) und Schauspiele („Adelheid, Gräfin v. Teck," Hamb. 1799. 8. „Das Bouquet," Lemgo 1801 8. u. a. m.) bekannt. 67.

Bürgi (Justus), ein berühmter Mathematiker, wurde 1552 in Lichtensteig im schweitzerischen Canton St. Gallen geboren, widmete sich der Mathematik und ward 1579 Hofuhrmacher des Landgrafen Wilhem IV. von Hessencassel und 1597 kaiserlicher Hofmechanicus zu Wien, kehrte aber 1622 nach

Cassel zurück und starb daselbst 1632. Von ihm sind eine Menge schätzbare mathematische und astronomische Instrumente, die im Kunstcabinete zu Cassel aufbewahrt werden, und er ward Erfinder des höchst wichtigen Triangularinstruments (1592). Ob er gleichzeitig mit Neper die Logarithmen erfunden und zuerst den Pendel zur Bestimmung der Zeit benutzt habe, wird aber bestritten. 16.

Bürgschaft, franz. garantie, caution; engl. caution, surety. Um sich theils gegen Unannehmlichkeiten und Gefahren zu decken, theils der Erfüllung von Verbindlichkeiten bei dem Dritten zu versichern, hat die Erfahrung verschiedene Wege gebahnt. In passiver Hinsicht sind solches Geißeln und Pfänder, in activer Bedeutung die fidejussio und adpromissio des röm. Rechts. Beide Verhältnisse werden im gemeinen Leben unter dem Namen der B. im Allgemeinen begriffen, worunter sonach auch die Cautionen gehören. Wenn nämlich A. der Fall eines von freier Willkühr oder auch Böswilligkeit des Andern befürchteten Schadens bevorsteht, und man erhält vom Dritten die Versicherung, daß er für die Unterlassung der befürchteten That stehen wolle, so sagt man, der Dritte verbürge den Schaden. Hier enthält die gegebene Zusicherung die Übernahme einer eignen, jedoch nur eventuellen, Verpflichtung für den eintretenden Fall und hat mit der fidejussio und adpromissio des röm. Rechts nichts gemein. Der Fall würde nach den Regeln der Selbstschuld zu beurtheilen sein, wobei jedoch die Frage, ob die Bürgschaftsleistung gratis oder gegen Belohnung zugesichert worden sei, oder ob die Verhütung des Übels in der Macht des Versicherers gestanden habe oder nicht, von entscheidendem Einflusse ist. B. Eigentliche Bürgschaft, B. im engern Sinne. Hier bezeichnet nichts den Gegenstand genauer als der Ausdruck adpromissio, als eine der Verpflichtung des Andern hinzugegebene Verpflichtung. Die eigentliche B. setzt allemal eine bereits vorhandene Verpflichtung als Hauptschuld voraus, der sie nur beitritt. Sie ist daher blos accessorischer Natur, kann ohne die Gültigkeit von jener nicht gedacht werden und nicht auf mehr gelten, als in der Hauptschuld liegt, obschon die Art der Execution gegen den Bürgen härter ausfallen kann, als gegen den Hauptschuldner. Da man nicht annimmt, daß der Bürge mehr habe leisten wollen, als den Gläubiger wegen der Hauptschuld zu sichern, so kommt dem Bürgen 1) die Ausflucht der Ordnung oder Vorausklage zu, d. h. er ist nicht eher gehalten, als bis man beim Hauptschuldner nichts hat erlangen können und dieß bewiesen hat. 2) Bei mehrern Bürgen, die sich neben einander verpflichtet haben, kommt einem jeden die Ausflucht der Theilung zu, d. h. man kann vor der Hand nur von einem jeden Einzelnen seinen Antheil fordern. Allen Bürgen endlich steht 3) die Ausflucht (das Recht) der Klagerechtsabtretung zu, d. h. sie verlangen, daß ihnen gegen geleistete Zahlung das Klagerecht gegen den Hauptschuldner abgetreten werde. Zur Übernahme von Bürgschaften wird Dispositionsfähigkeit verlangt. Indeß sind von Übernahme der Bürgschaften ausgeschlossen Frauenspersonen und besonders Ehefrauen für die Ehemänner, indem selbige blos unter Beobachtung besonderer, in den Gesetzen jedes Landes vorgeschriebener, Förmlichkeiten dazu zugelassen werden. 10.

Büsch (Johann Georg), der verdienstvolle Mathematiker, ward 1728 zu Alten-Meding, einem Dorfe bei Celle, geboren, studirte zu Göttingen Theologie, und gab seit 1751 zu Hamburg als Candidat Privatunterricht, bis er 1756 das Lehramt der Mathematik am Johanneum daselbst erhielt, welches er bis an seinen Tod, den 5. Aug. 1800, verwaltete. — B. war ein in jeder Hinsicht liebenswürdiger Mann, gleich ausgezeichnet an Geist und Herzen, wie durch praktischen Blick und ein sehr fruchtbarer Schriftsteller im Fache der Geschichte und der Reisebeschreibungen, über Staatswirthschaft, Seerecht, Handlungs-

wiſſenſchaften, Mathematik, Mechanik; ſein Hauptwerk aber iſt ſeine „Abhandlung über den Geldumlauf mit anhaltender Rückſicht auf die Staatswirthſchaft und Handlung, Hamburg 1780. 8. und zu ſeinen vorzüglichſten Verdienſten, welche Hamburg auch durch Errichtung eines Denkmals geehrt hat, gehören die Begründung einer Handelsakademie in Hamburg (1767), der erſten in Europa, die Verbeſſerung der Armenanſtalten daſelbſt, die Stiftung der Societät zur Verbürgung hypothekariſcher Anleihen, der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und Gewerbe (1765) und der von dieſer errichteten Navigationsſchule, der Handwerksſchule, der Rettungsanſtalt für Verunglückte, der Brandverſicherungsanſtalt, der Privatanſtalt zur Heilung armer Kranken ꝛc. und ſein Andenken wird daher immer in Segen bleiben. 16.

Büſching (Anton Friedrich), königl. preuß. Oberconſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums im grauen Kloſter zu Berlin, der Begründer der wiſſenſchaftlichen Erdbeſchreibung und der beſte geographiſche Schriftſteller ſeiner Zeit, wurde am 27. Septbr. 1724 zu Stadthagen im Fürſtenthume Schaumburg-Lippe geboren. Von ſeinem Vater, einem höchſt liederlichen, dem Trunke ergebenen Advocaten, wurde nichts für ſeine Erziehung gethan, um ſo eifriger benutzte er aber den Unterricht, welcher ihm von dem Superintendenten des Orts, Dr. Hauber, und zwei andern braven Männern, Edler und Zell, unentgeltlich ertheilt wurde. 1744 bezog er die Univerſität Halle, nachdem er ein Jahr lang Schüler der dortigen Waiſenhausſchule geweſen war. Männer, wie Baumgarten, Meier, Knapp u. A. wurden hier ſeine Gönner, und mit einigen gleichgeſinnten Freunden ſtudirte er ſo fleißig, daß er bereits 1746 eine theolog. Abhandlung drucken laſſen konnte. 1748, in demſelben Jahre, wo er Vorleſungen über den Jeſaias und das neue Teſtament zu halten anfing, folgte er dem Rufe des däniſchen geheimen Raths von Lynar als Erzieher des älteſten Sohnes deſſelben nach Köſtritz, und begleitete ihn 1749 nach Peterburg. Auf dieſer Reiſe, die überhaupt von großem Nutzen für ihn war, faßte er den Plan, die vorhandenen ihm mangelhaft erſcheinenden Erdbeſchreibungen durch eine beſſere zu erſetzen. Unermüdet arbeitete er nach ſeiner Rückkehr (1750) an ſeinem damaligen Aufenthaltsorte Itzehoe an der Realiſirung dieſes Plans, ſo daß ſchon 1752 die Staatsbeſchreibung von Holſtein und Schleswig im Druck erſchien. Hierauf legte er ſeine Hauslehrerſtelle nieder, um in Kopenhagen bei ſeinem Freunde Hauber ungeſtört ſeinem Werke leben zu können, und begab ſich nach zweijährigem Aufenthalte zu demſelben Zwecke von da nach Halle. Kurz nachher aber erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Göttingen, und die Anwartſchaft auf eine theologiſche Profeſſur. Statt letzterer jedoch, die man ihm deßhalb verweigerte, weil ſeine theologiſchen Anſichten von der Orthodoxie abwichen, bekam er 1759 eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie. Aber ſchon 1761 nahm er den Ruf als Prediger an der lutheriſchen Predigergemeinde zu Petersburg an, wo er während der Dauer eines 4jährigen Aufenhalts die intereſſanteſten Notizen über Rußland einſammelte. Nach ſeiner Rückkehr, welche durch mancherlei Kränkungen von Seiten ſeiner Feinde herbeigeführt wurde, nahm er die Stelle eines Oberconſiſtorialraths und Directors der verbundenen berliniſchen und kölniſchen Gymnaſien an (1766) und ſtarb als ſolcher nach raſtloſem ſegensreichen Wirken am 28 Mai 1793. — Seine zahlreichen Schriften im theologiſchen und pädagogiſchen Fache werden, obgleich ſie ſehr werthvoll ſind, von ſeinen Arbeiten im Fache der Erdbeſchreibung bei weitem übertroffen. Sein großes Werk, die neue Erdbeſchreibung, erſchien ſeit 1754 und wurde nicht nur in Deutſchland, ſondern faſt in allen europäiſchen Ländern für das beſte dieſer Art anerkannt. B. ſelbſt hat es nicht vollendet, ſondern nur 4 Bände und die erſte Abtheilung des 5. geliefert. Außerdem müſſen

müſſen

wir noch als höchst verdienstlich erwähnen sein „Magazin für die Historie und Geographie der neuern Zeiten" 22 Bde. (1767—1788) und die wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten, geographischen, statistischen und historischen Büchern und Sachen, 15 Jahrgänge (v. 1773—1787). In dem 6. Bande seiner „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer" (1783—1789) hat er eine sehr interessante Autobiographie geliefert, welche den Stempel der Wahrheit an sich trägt und die Hauptquelle seiner Lebensgeschichte ist. — Von 13 Kindern (aus 2 Ehen) waren bei seinem Tode nur noch 3 Söhne am Leben. Von diesen verdient hier eine Stelle: Joh. Gustav Büsching, geb. zu Berlin den 19. Sept. 1783. Er studirte die Rechte und wurde 1806 als Regierungsreferendarius zu Berlin angestellt. Allein die Jurisprudenz sprach ihn nicht an; denn eine unbezwingliche Neigung trieb ihn zur Alterthumskunde, und es war ihm daher sehr erwünscht, als er 1811 eine Anstellung als Archivar zu Breslau erhielt. In diesem Amte erwarb er sich durch wissenschaftliche Reisen in Schlesien um die Alterthümer dieses Landes treffliche Verdienste, ohne deßhalb die gesammte deutsche Archäologie dabei aus dem Auge zu verlieren. Mit rastlosem Fleiße und tiefem Forscherblicke hat er manch schönes Denkmal der Vorzeit aus dem Dunkel hervorgezogen, und vieles zur Aufklärung geschichtlicher und poetischer Erzeugnisse des deutschen Alterthums beigetragen. Er starb am 4. Mai 1829 zu Breslau, wo er seit 1822 als ordentlicher Professor der Philosophie angestellt gewesen war. — Von seinen Schriften nennen wir nur folgende: „Zeitbücher der Schlesier," „heidnische Alterthümer," „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des XVI. Jahrh.," „Ritterzeit und Ritterwesen," „Abriß der deutschen Alterthumskunde" u. a. m. 22.

Büste (v. ital. busto), franz. buste; engl. bust, ist die künstliche Darstellung des menschlichen Kopfs, und in der Bildhauerkunst dasselbe, was in der Malerei das Portrait (s. d. Art.) ist, und kann entweder eine wirkliche Person darstellen (Portraitbüste) oder eine Idealbüste sein. Ihre Entstehung leiten die Büsten von den Hermen (s. d. Art.) her, doch fühlte man bald das Unangenehme des Eindrucks, den ein bloßer Kopf machte, und gab ihnen noch einen Theil der Brust als Basis (daher der deutsche Name Brustbild). Später nahm die Sitte, Büsten zu setzen, in Griechenland und Rom sehr überhand, und in Rom erhielten die vornehmern Familien das Recht, die Büsten ihrer berühmten Vorfahren in den Vorhallen der Häuser aufzustellen (jus imaginum), von denen eine große Menge, meistens aus Gold oder Bronze, bis auf unsre Zeiten gekommen sind. Diese Sitte hat sich dann auch in unsern Zeiten erhalten. Die Forderungen, welche an eine B. gemacht werden, sind die in den bildenden Künsten überhaupt geltenden, doch erwartet man hier wegen des geringen Umfangs und der Wichtigkeit des dargestellten Gegenstandes die genaueste Beachtung des Gesichtscharakters überhaupt. In der Antikenkunde machen die Büsten theils wegen der verschiedenen Größe und Darstellung der Basis, theils als wichtiger Beitrag zur Geschichte und Mythologie der Alten einen bedeutenden Theil aus. Die wichtigsten Schriften darüber sind: Gurlitt's Versuch über die Büstenkunde, Magdeburg 1804. 8. Böttiger's Andeutungen zu 24 Vorlesungen über Archäologie. Dresden 1806. 8. 30.

Buffon (Georges Louis Leclerc, Graf von), einer der größten Naturforscher der neuern Zeit, ward am 7. Septbr. 1707 zu Montbar in Bourgogne geboren und machte seine ersten Studien auf dem Collegium zu Dijon, wo er schon eine entschiedene Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften zeigte. Hier ward er auch mit dem Hofmeister des jungen Lord Kingston bekannt, in dessen Gesellschaft er England und Italien durchreiste. Nach seiner Zurückkunft widmete er sich einzig und allein den Wissenschaften und begann seine schriftstelle-

rische Laufbahn mit den Übersetzungen einiger Werke von Hales (1735) und Newton (1740). Schon in den Vorreden, welche er diesen vorausschickte, bemerkte man den edeln, kraftvollen Styl, welcher seine späteren Schriften so vortheilhaft auszeichnet. Unter seinen mathematischen Untersuchungen verdient besonders die über die Brennspiegel des Archimedes Beachtung. Die damit angestellten Versuche gelangen ihm vollkommen. Als im J. 1739 Dufaï, der Intendant des königlichen Gartens, starb, ward B. zu seinem Nachfolger ernannt. Dieses bestimmte ihn, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen. Nach zehnjähriger Arbeit, welche er auf das Sammeln von Materialien und auf die Ausarbeitung derselben verwendet hatte, erschien 1749 der erste Band seiner Naturgeschichte, welcher die Theorie der Erde enthielt und mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde, obschon sie durch die Kühnheit der Hypothesen den Leser mehr überraschte als überzeugte. Diesem folgte die Naturgeschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere (1750—67). Die Theorie, welche B. über die Zeugung aufstellte, hat sich durch Haller's und Spalanzani's Forschungen als unfehlbar erwiesen. Zu bemerken ist noch, daß der anatomische Theil der genannten Werke dem Naturforscher Daubenton angehört. An der Naturgeschichte der Vögel (1770—83) war Guenaud von Monbelliard B.'s geschickter Mitarbeiter. Den Bänden über die Mineralien (1783—88), welche B. allein bearbeitete, soll es an Genauigkeit fehlen, besonders soll die Vernachlässigung chemischer Experimente sehr fühlbar sein. Nach seinem Tode, welcher am 16. April 1788 erfolgte, erschienen Supplemente zu seinen Werken, worunter sich vorzüglich die Epochen der Natur auszeichnen. Er sucht darin seine Theorie der Erde gegen die ihm gemachten Einwürfe zu vertheidigen, kommt aber oft selbst auf Resultate, die seinen früheren Ansichten gradezu widersprechen. — B. ist Geschichtschreiber, Redner, Maler und Dichter zugleich; seine Ansichten sind kühn, die Anlage seiner Werke vortrefflich, seine Gemälde prächtig. Er belehrt fast immer und unterhält stets; manchmal wird er hinreißend, bezaubernd, und zwingt uns oft dann noch, wenn unsere Vernunft widersprechen muß, zur Bewunderung. Selbst seine Irrthümer tragen den Stempel des Genies und beurkunden den großen Mann. In der Kunst seine Ideen zu verallgemeinern und seine gemachten Erfahrungen zu verbinden, ist er ein unübertrefflicher Meister. Durch ihn wurde ein tieferes Studium der Naturwissenschaften in Frankreich angeregt, wo sie seitdem mit einem Eifer betrieben wurden, wie fast in keinem andern Lande. Die beste Ausgabe ist noch immer die erste, mit der Fortsetzung von Lacépède (Par. 1749—1808. 44 Voll. 4.); sie wird vorzüglich wegen der Schönheit ihrer Kupfer geschätzt. Wir besitzen auch eine deutsche Übersetzung von F. H. W. Martini und B. C. Otto, welche in folgende Abtheilungen zerfällt: Allgemeine Naturgeschichte, Berl. 1771—74. 7 Bde. 8. Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, Berl. 1772—1802. 23 Bde. 8. Naturgeschichte der Vögel, Berl. 1772—1810. 35 Bde. 8. Die Naturgeschichte der Mineralien ist von C. E. Wünsch (Leipz. 1784. 8.) frei bearbeitet. 67.

Buffone, franz. bouffon, ist in der italienischen komischen Oper (opera buffa) der Schauspieler oder Sänger, welcher die komische Rolle spielt. Die Hauptaufgabe des Buffone ist, die Zuschauer durch allerhand Späße, Mimik, Kleidung und selbst durch die eigenthümliche Art seines Gesangs zum Lachen zu bringen. Er unterscheidet sich dadurch von dem Komiker des Lustspiels, daß er nicht wie dieser eine bestimmte komische Rolle charakteristisch durchzuführen nöthig hat, sondern nach Belieben selbst mit Übertreibungen Alles zu seinem Behufe benutzen kann; es ist ihm sogar gestattet, wenn er es vermag, die ernsthaftesten Scenen in das Lächerliche zu ziehen. Man leitet das Wort B. von dem latein. buffa her, weil nämlich die Spaßmacher die Backen aufbliesen und sich selbst schal-

lende Ohrfeigen zu appliciren pflegten. Andere leiten es von buso, einer Art Frösche, ab. Die Italiener unterscheiden bullo cantante und bullo comico. Ersterer muß ein wenigstens leidlicher Sänger sein, letzterer hingegen im vollen Sinne des Worts Possenreißer. 29.

Bug, franz. jarret; engl. withers, nennt man den Theil des Vorarmes bei dem Pferde, welcher unter der Schulter liegt und vom Querbeine gebildet wird und dessen Gestalt meistens von der Lage dieses Knochens abhängt. Da derselbe mit dem Schulterblatte articulirt, so ist dessen Lage auf die Gestalt des Bugs von wesentlichem Einflusse. Liegt das Querbein zu flach, so articulirt es nicht gut mit dem Schulterblatte und dem Ellenbogen; liegt es hingegen zu senkrecht, so hindert es wieder die leichte und freie Bewegung dieses Theils. Im erstern Falle entsteht daraus ein Vorbug und im letztern Falle ein gedrückter Bug. — Buglähme, écart, entr'ouverture, ist nach der Ansicht des berühmten franz. Thierarztes Barthelemy, die man jetzt allgemein für die richtige hält, nichts Anderes als eine Dehnung oder Verdrehung oder Verstauchung des Gelenkes zwischen dem Schulterblatte und dem Oberarmbeine. Da das Pferd in diesem Falle das Glied nicht biegen kann, so muß es, sobald es genöthigt wird, dasselbe vorwärts zu bewegen, einen Kreisbogen damit beschreiben und der franz. Thierarzt sagt dann: das Thier bugle (franz. il fauche). Ein Hauptsympton, woran man dieses Übel erkennt, soll darin bestehen, daß das Thier, wenn man in der Gegend des Schultergelenks oder auf die in den unteren und oberen Gruben der Schulterhöhe liegenden Muskeln stark drückt oder den Fuß in die Höhe hebt, den untern Theil des Gliedes biegt und denselben nach allen Richtungen hin bewegt, Schmerzen zu erkennen gibt. Zu den bekanntesten Ursachen der Buglähme gehören das Ausgleiten, das Stürzen, das zufällige Auseinanderspreitzen der Beine während des Ganges, wenn sich das Pferd im Laufen mit der Spitze des Oberarmbeines an einen festen Körper stößt ꝛc. Die Behandlung derselben besteht anfangs in Waschen mit kaltem, lauem oder warmem Wasser, in der Anwendung des Aderlasses, besonders aber in Einreibungen mit flüchtigem Terpentinöl. Arboval rühmt in dieser Hinsicht besonders eine Mischung von 6 Theilen dieses Öls und einen Theil Lorbeeröl, flüssigem Ammonium und Kampher; veraltete Buglähme wird noch außerdem mit Anlegen von Haarseilen und durch das Glüheisen behandelt. 42.

Bugenhagen, Johann (Dr. Pomeranus), der verdienstvolle Reformator im XVI. Jahrh., besonders für das nördliche Deutschland. Er ward seinem Vater, Rathsherrn in Wollin unweit Stettin, den 24. Juni 1485 geboren, legte den Grund seiner gelehrten Bildung auf dem Gymnasium zu Stettin und der hohen Schule in Greifswalde, und ward schon im 20. Lebensjahre Rector der Schule zu Treptow, die durch seine Thätigkeit eine weit verbreitete Berühmtheit erlangte. Um so zuversichtlicher übertrug ihm (1517) der Abt des Klosters Belbuck, Bolduan, die Unterrichtung der Mönche in der heil. Schrift, und der Herzog Bogislav X. das schwierige Geschäft, eine Geschichte Pommerns zu schreiben, dessen er sich nach Bereisung der pommerschen Klöster bereits im folgenden Jahre (1518) entledigte (Pomeriana in quatuor libros divisa etc. Gryphisw. 1728. 4.). In dieser Zeit drang bei dem lebhaften literarischen Verkehre zwischen Wittenberg und Pommern auch hierher die Kunde von Luther's Neuerungen und 1520 kam durch Otto Slutow, Inspector der Kirche zu Treptow, Luther's Buch von der babylonischen Gefangenschaft in B.'s Hände. Seine anfängliche Mißbilligung verwandelte sich bald in die festeste Überzeugung von der Wahrheit des Gehalts dieses Buches und die reinste Verehrung Luther's. Er wünschte sich nun nach Wittenberg und, da der Bischof Manduwel (Manteufel) zu Camin ihn mit verdächtigen Augen betrachtete und durch seine Verfolgung die vom Lutherthume

schon angesteckten Mönche zu Belbuck bereits zum guten Theile ausgetrieben hatte, so wählte er zu Anfange des J. 1521 diesen Sitz der Reformation zum festen Aufenthalte. Bald hatte er sein Lehrertalent erprobt und ward Professor und (1523) Pastor daselbst. Die Berufungen nach Danzig (1524) und Hamburg (1525) machten ihn zwar Wittenberg nicht untreu, aber von nun an begannen seine Reisen zur segensreichen Ausbreitung in Deutschland und den angrenzenden Ländern. Seine Befähigung hierzu hatte er (1528) in der Begleitung Luther's bei der Visitation der sächsischen Kirchen und Schulen erwiesen. In demselben Jahre ordnete er in Braunschweig die kirchlichen Angelegenheiten und ertheilte dieser Stadt eine Kirchenordnung (Der Erbarn Stadt Brunschwig christlicke Ordeninge ꝛc. Wittenb. 1528.). Gleiches Verdienst erwarb er sich in Hamburg vom 9. Octbr. 1528—9. Juni 1529, wo der Magistrat aus seinen Händen die neue Kirchenverfassung empfing (Ordeninge der Erbarn Stadt Hamborg tho Denste dem Evangelio Christi ꝛc. Hamb. 1529.). Dasselbe geschah 1530 und 32 durch ihn in Lübeck (Der Keyserlicken Stadt Lübeck christlicke Ordeninge tho Denste dem hilgen Evangelio ꝛc. Lüb. 1531.). Mit Caspar Cruciger und Joh. Äpinus, erstem Superintendenten in Hamburg, ward er 1533 Doctor der Theologie. Doch auch das Vaterland machte an ihn seine Ansprüche geltend und wie es schon dessen plattdeutsche Bibelübersetzung (zuerst gedruckt zu Lübeck 1533) benutzte, so nahm es auch die von ihm, auf Einladung der pommerschen Herzöge Barnim und Philipp I., verfaßte und vorher (1534) auf dem Landtage zu Treptow besprochene Kirchenordnung (Kercken Ordeninge im Lande tho Pomern ꝛc. Wittenb. 1535.) willig an, wie sehr auch der Bischof Manduwel mit einigen Äbten und Adeligen sich widersetzte, da B. seinen Grundsätzen durch eine Kirchenvisitation um so sichern Eingang verschaffte. Solche Verdienste und solcher Ruf waren es werth, daß ihm im J. 1536 die Generalsuperintendur in Sachsen übertragen ward. Aber auch dieses Amt verhinderte ihn nicht, selbst bis nach Dänemark sein reformatorisches Wirken auszudehnen. Christian III., dem die katholische Geistlichkeit sich durch aufrührerische Ränke verhaßt gemacht hatte, berief ihn dahin und von 1537—41 (ein Besuch des schmalkaldischen Convents im J. 1540. abgerechnet) war er ununterbrochen mit der Reformation dieses Landes beschäftigt, lehrte selbst auf der Universität zu Kopenhagen und führte das Rectorat, bestellte an die Stelle der widerspenstigen Bischöfe Generalsuperintendenten und gab dem Lande die vom Könige genehmigte Kirchenordnung (Ordinatio ecclesiastica regnorum Daniae et Norwagiae ac ducatuum Sleswici et Holsatiae etc. Hafn. 1537.). Ihm ward auch die Ehre zu Theil, den dänischen König und dessen Gemahlin 1537 feierlich zu krönen. Das Anerbieten, Bischof von Schleswig zu werden, schlug er aus. Kaum aber in Wittenberg wieder angelangt, riefen ihn ausgebrochene Unruhen abermals nach Braunschweig, die begonnene Reformation neu zu befestigen, was ihm durch eine wiederholte Kircheneinrichtung in diesem Herzogthume gelang (Christlicke Kercken-Ordeninge im Lande Brunschwig Wolfenbüttelschen Deels ꝛc. Wittenb. 1543) und im folgenden Jahre (1544) erfuhr auch Hildesheim ein gleiches Wirken (Christlicke Kerckenordeninge der löfliken Stadt Hildensſem, mit e. Vorrede Antonii Corvini. Hanover 1544). Die Ruhe, welche ihm von nun an der ununterbrochene Aufenthalt gewähren konnte, erlangte er auch jetzt nicht. Im J. 1546 stand er an Luther's Sarge und hielt ihm eine Leichenpredigt, im Jahre darauf betrübte ihn der schmalkaldische Krieg und Wittenberg's Belagerung, 1548 war er mit Melanchthon der hervorragendste Verfasser des Leipziger Interims (s. d. Art.) und sah sich Verunglimpfungen aller Art preisgegeben; sogar körperliche Hinfälligkeit und Erblindung auf einem Auge verleideten ihm sein Alter. Er starb in der Nacht vom 19—20. April 1558. Seine Gattin, mit

der er sich 1522 verehelicht, überlebte ihn mit ihrem Sohne, Johann B., der Professor der orientalischen Sprachen, dann Doctor der Theologie und Superintendent in Wittenberg ward und als Propst in Kemberg 1592 starb. — Die von B. hinterlassenen Schriften sind außer den genannten theils homiletischen und theologisch-praktischen, theils exegetischen Gehalts; unter ihnen wird die Erklärung der Psalmen (Interpretatio in Librum Psalmorum. Norimb. 1523 und öfter) vorzüglich geschätzt. (Vgl. Zietz, Joh. Bugenhagen, zweiter Apostel des Nordens, nach seinen Lebensschicksalen und seiner Wirksamkeit für die Gestaltung der evangel. Kirche. 2. Aufl. Lpz. 1834. Kraft, diss. de J. Bugenhagii in res scholast. emendatas meritis. Hamb. 1729. und: comment. de J. Bugenhagii Pom. in res ecclesiasticas meritis. Hamb. 1831. 4.) 2.

Bugge (Thomas), nach Tycho de Brahe der größte dänische Astronom, ward 1740 zu Kopenhagen geboren, vertauschte das Studium der Theologie mit dem der Mathematik und erregte durch seine Beobachtung des Durchgangs der Venus (1761) so die Aufmerksamkeit, daß er 1762 als geographischer Landmesser zu Kopenhagen angestellt ward und nachdem er zum Behufe der von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Charte von Dänemark das Land aufgenommen hatte, 1777 Professor der Astronomie und Mathematik bei der Universität wurde, welches Amt er nach einer Reise durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich u. England antrat. Als solcher war er der Wiederhersteller des astronomischen Studiums in Dänemark, bildete eine große Anzahl tüchtiger Männer heran, machte mehrere astronomische Entdeckungen, z. B. über den Algol und den Saturn, erfand ein neues Nivellirungsinstrument mit Quecksilber, verfertigte einen Inclinationscompaß für die Abweichung der Magnetnadel und veranlaßte durch seine trigonometrischen Messungen nicht allein eine richtigere Steuerkatastereinrichtung in Dänemark, sondern auch eine Bestimmung für die Schifffahrt gefährlicher Stellen in dem Sunde und den beiden Belten. Er nahm auch 1798 in Paris an den Berathungen über die nach den Naturgesetzen angegebene neue Einrichtung der Maße und Gewichte in Frankreich Theil. Von seinem Könige ward er mit dem Titel eines wirklichen Etatsrathes und dem Danebrogorden, von einer großen Anzahl gelehrter Gesellschaften mit der Mitgliedschaft beehrt. Unter seinen Schriften ist vorzüglich seine „Beschreibung der Ausmessungsmethode bei den dänischen Charten" (deutsch Dresden 1788) sehr berühmt geworden. Er starb 1815. 16.

Buggisen, ein Volksstamm auf der Insel Celebes, welche einen malaischen Dialekt reden, aber von den Malaien selbst sehr verschieden sind. Sie sind äußerst lebhaft und muthig und sehr rachgierig, haben eine gelbbraune Farbe, und langes schwarzes und glänzendes Haar und sind Muhammedaner. Ihr mächtigstes Reich ist Boni auf Celebes. 37.

Bugsiren, Buchsiren, franz. remorquer; engl. tow, haul, heißt ein Schiff wegen Mangel an Wind oder um Klippen und Sandbänke zu vermeiden ꝛc. mittelst Bote und kleiner Fahrzeuge ans Land oder in den Hafen ziehen, zu welchem Behufe am Hintertheile des Schiffes und am Boegspriet ein Tau befestigt wird, welches man das Bugsir- oder (wird das Schiff von einem andern Schiffe fortgezogen) das Schlepptau nennt. 26.

Bujukdĕre, großes Thal (vom türk. bujuk, groß, und dĕrĕ, Thal) heißt ein freundliches Städtchen im Norden von Constantinopel an der Meerenge in einem reizenden Thale und ist die gewöhnliche Sommerresidenz der christlichen Gesandten zu Constantinopel, die hier prächtige Paläste haben. Das Leben daselbst ist äußerst angenehm und die schönen Quai's und Spaziergänge bieten vorzüglich in mondhellen Nächten ein sehr buntes Leben dar. 37.

Bukarest, s. Wallachei.

Bukowina, s. Östreich.

Bularchos, ein griechischer Maler um 730 v. Chr., soll zuerst verschiedene Farben zu seinen Gemälden angewendet haben, wie er überhaupt der älteste Maler war, von welchem sich selbst im Alterthume noch Gemälde erhalten hatten. 30.

Bulgaren, ein in der Türkei und einem Theile Östreichs wohnender slawischer Völkerstamm, welcher früher an der Wolga in Unabhängigkeit lebte und ein mächtiges Königreich bildete, welches nördlich an Kasan, östlich an die kalmückische Tartarei und südlich an Astrachan grenzte. Den Namen B. leitet man von Bulgar oder Bolgar, der alten Hauptstadt derselben ab, welche an der östl. Seite der Wolga lag und, wie ihre Ruinen zeigen, eine sehr ansehnliche Stadt gewesen sein muß. Im V. Jahrh. wurden die B. zuerst durch einen Einfall, den sie in Illyrien und Thracien versuchten, in Europa bekannt, und später finden wir sie hier förmlich eingewandert an dem rechten Donauufer in den Gegenden nördl. vom Hämus. Hier kamen sie mit den Ungarn oft in feindliche Berührung und waren häufig Bundesgenossen der griechischen Kaiser, die jedoch bisweilen selbst auch ihre verheerenden Streifereien erfahren mußten. Endlich wurden sie im J. 1275 durch König Stephan IV. Ungarn zinsbar und theilten die Schicksale dieses Reichs, bis sie im J. 1392 zum größten Theile wenigstens unter türkische Herrschaft kamen, in welcher sie bis jetzt geblieben sind. Eine Provinz des türkischen Reichs führt von ihnen den Namen Bulgarien (Bulghar-Ili); über diese s. d. Art. türkisches Reich. 15.

Bulgarin (Thaddäus), der vorzüglichste Romanschriftsteller Rußlands, ward 1789 in Lithauen geboren. Er kam als Knabe in das Cadettenhaus zu Petersburg, wo er seine Muttersprache zwar gänzlich verlernte, aber in der russischen desto bedeutendere Fortschritte machte. Er kämpfte zuerst unter russischer Fahne in den Kriegen gegen Frankreich und Schweden, trat dann in französische Dienste und kam 1810 zu der spanischen Armee. Nach Napoleon's Sturze gab er die militairische Laufbahn auf und widmete, nachdem er sich zu Petersburg niedergelassen hatte, seine Muse einzig und allein literarischen Arbeiten. Einige periodische Schriften (das „nordische Archiv," 1823 und die „nordische Biene," 1825), so wie sein dramatischer Almanach (1825), der erste, welcher in Rußland erschien, begründeten bald seinen Ruf. Ihnen folgte später (1829) ein größeres mit allgemeinem Beifalle aufgenommenes Werk, „Iwan Wuishigin" oder der russische Giblas (deutsch von A. Oldekop, Petersb. 1830, 4 Bde. 8.), ein vortreffliches Sittengemälde, an welches sich 1830 die „Geschichte des Peter Iwanowitsch Wuishigin" (deutsch von S. Nork, Leipz. 1834, 3 Bde. 8.) anschloß. „Der falsche Demetrius" (Petersb. 1830. 4 Bde.), ein historischer, in Walter Scott's Manier gehaltener Roman machte seinen Namen in ganz Rußland bekannt. Außer den angeführten Werken besitzen wir noch von ihm „Erinnerungen aus Spanien" (1823), welche durch seinen frühern Aufenthalt in diesem Lande entstanden, und eine Sammlung seiner kleineren in periodischen Blättern zerstreuten Schriften (deutsch von A. Oldekop, Leipz. 1828. 4 Bde. 8.), welche eine Reihe gut geschriebener historischer Aufsätze, Novellen, Kriegsscenen, Biographien, humoristischer Sittenschilderungen, Parabeln und Allegorien enthalten. 67.

Bull nennen die Engländer jede Art von derbem Witze und Widersinnigkeiten sowohl im Reden als im Betragen (Practical Bull) und legen dieselben vorzüglich den Irländern bei, weßhalb sie sie auch häufig Irish Bulls nennen. Das Wort ist wahrscheinlich mit hull, junger Stier, verwandt und von den Hörnerstößen hergenommen. Das berühmteste Werk darüber ist: Essay on Irish Bulls by R. L. Edgeworth and M. Edgeworth. Lond. 1802. 8. —

Einen ähnlichen Zusammenhang scheint die englische Nationalcaricatur John Bull zu haben, welche unter dem Bilde eines alten starkleibigen und untersetzten Burschen mit dreieckigem Hute, rother Weste, ledernen Hosen und einem dicken Eichenstocke den derben englischen Charakter personificirt, von Swift zuerst in der „Geschichte John Bull's" dargestellt und seitdem zum gewöhnlichen Sprüchworte der Engländer geworden ist. Eine treffliche Schilderung desselben findet sich im 2. Bande von Irwing's Skizzenbuche. 9.

Bulle ist ursprünglich ein lateinisches Wort: bulla, das zuerst ein Siegel, d. h. sowohl den Siegelabdruck als das dazu gebrauchte Werkzeug, den Stempel (Petschaft), bedeutet zu haben scheint. Später wurde das unter irgend eine Urkunde angehängte, meistens in Metall ausgedrückte Siegel darunter verstanden. Goldene Bullen waren wahrscheinlich schon bei den griechischen Kaisern zu Constantinopel üblich; in Deutschland kommen sie erst unter den Ottonen (933 — 1002) vor. Seit jenen Zeiten wurden sie indeß nur bei wichtigen Urkunden gebraucht, oder wenn damit die höhere Würde dessen, für welchen die Urkunde ausgestellt war, anerkannt, oder endlich eine bedeutende Taxe dafür erhoben werden sollte. Aus der Zeit der deutschen Könige während des großen Interregnums stammen keine her. Außerdem finden sich goldene Bullen an Urkunden, welche Könige fremder Staaten, italienische Fürsten und die Republik Venedig ausgefertigt haben. Gewöhnlich waren diese Bullen von der Größe eines doppelten Ducatens; einige jedoch auch von beträchtlicherem Umfange. So soll z. B. der deutsche Kaiser Heinrich III. eine goldne B. von einem griechischen Kaiser zugeschickt erhalten haben, aus welcher hernachmals ein goldner Kelch für eine Kirche zu Goslar verfertigt wurde. Die Nachfolger Kaiser Karl's IV. bedienten sich goldner Bullen von 7 Zoll im Durchmesser. Später wurden sie nicht mehr massiv gearbeitet, sondern bestanden aus zwei dünnen Blättchen, welche durch ein 2 Zoll hohes Blech von demselben Metalle mit einander verbunden waren. Bei minder wichtigen Ausfertigungen, oder wenn der, welcher dieselbe suchte, die Taxe für eine goldne B. nicht bezahlen wollte, wurde ein in rothes Wachs abgedrücktes und in eine vergoldete Kapsel eingegossenes Siegel gegeben. In den päpstlichen Kanzelleien wurden schon im VII. Jahrh. und seitdem fortwährend mit sehr seltnen Ausnahmen bleierne Bullen gebraucht. Das gewöhnlichste Gepräge derselben seit dem XI. Jahrh. enthält auf der Hauptseite die Köpfe der Apostel Paulus und Petrus mit der Aufschrift **SPA** und **SPE** und auf der Rückseite den Namen des Papstes. In der Zwischenzeit von der Wahl bis zur Krönung bedienen sich die Päpste der Halbbullen (bulla blanca oder defectiva), d. h. die nur die Apostelbilder, aber keinen Namen auf der Rückseite tragen, welche leer ist. Merkwürdig ist eine B. des Papstes Paul II., welche sich an einer Urkunde vom J. 1471 in dem oranischen Landesarchive zu Dillenburg befindet. Sie zeichnet sich vor den gewöhnlich unförmlichen Bullen andrer Päpste durch ihre geschmackvolle Gestalt aus, durch welche sie einer schöngeprägten geränderten Münze gleicht. Auf der Hauptseite sitzt der Papst in vollem Ornate mit der Krone auf seinem Throne; auf jeder Seite ein Cardinal ebenfalls im Ornate mit dem Cardinalshute bedeckt; um ihn herum knien und stehen Gläubige. Am obern Rande links liest man: **Paulus PP II.** Auf der Kehrseite sitzen die Apostel Paulus und Petrus, der Erste mit einem Schwerdte, der Andere einen Schlüssel haltend; jeder hält in der Linken ein Evangelienbuch; zwischen ihnen erhebt sich ein Pilgerkreuz auf einem Gestelle. Vom obern Rande herunter laufen in zwei Colonnen die Buchstaben **S. Paul, S. Petr.** Ihre Häupter umgibt ein Heiligenschein. Die Urkunde enthält die Johann V. und seiner Gemahlin ertheilte Erlaubniß vor einem tragbaren Altare an ungewöhnlichen Orten Messe lesen zu lassen. — Die zweite Hauptbedeutung des Wortes **Bulle** ist: die

Urkunde selbst, die damit beglaubigt ist. Diese werden nach ihren Anfangsworten benannt und von einander unterschieden. So gibt es z. B. die Bullen: Exurge Domine, — In Coena Domini, — Ex omnibus afflictionibus, — Romanum decet Pontificem, — Unigenitus, — Dominus ac Redemptor noster etc. Wir werden die wichtigsten an ihrem Orte erwähnen. Vor allen ist aber die goldne Bulle Kaiser Karl's IV. oder das deutsche Reichsgrundgesetz zu erwähnen, die im J. 1356 publicirt wurde und zwar der erste Theil Cap. 1—23, welcher das Gesetz für die Kaiserwahlen und die Bestimmungen über die Zahl und die Rechte der Churfürsten enthält, zu Nürnberg, der zweite Theil, Cap. 24—30. eine Anzahl besonderer Bestimmungen und Erläuterungen zu den frühern enthaltend, zu Metz. Sie hat bis zur Auflösung des deutschen Reichs (1806) ihre volle Gültigkeit behalten. 60.

Bulletin heißt der tägliche oder stündliche Rapportzettel, der einen militairischen oder ärztlichen Bericht enthält, ferner jeder Befehlszettel, den die Obrigkeit z. B. bei Einquartierungen, bei Frohndiensten oder bei andern Gelegenheiten ausgibt, oder ein Passirzettel, oder ein Gesundheitspaß, oder in der Handlung ein Interimsschein über bezahlten Zoll. Übrigens hieß das Buch, in welches die Verhandlungen des franz. Nationalconvents eingetragen wurden, vorzugsweise B. und der mit dem Niederschreiben Beauftragte Bulletiniste. Bei den Franzosen nennt man auch die Wahlzettel von jeglicher Art, selbst die bei der Papstwahl, Bulletins. 45.

Bullinger (Heinrich), der zweite schweitzerische Reformator genannt, geb. 1504, war der Sohn eines Priesters zu Bremgarten bei Zürich im Concubinate erzeugt, bildete sich auf der Schule zu Emmerich seit 1516 und seit 1520 zu Köln, ward 1523 Lehrer im Kloster zu Cappel und 1525 nach Zürich zu einer Disputation mit den Wiedertäufern berufen, und studirte 1527 noch einmal daselbst unter Zwingli, ging mit diesem 1528 auf das Religionsgespräch zu Bern, ward 1529 Prediger zu Bremgarten an demselben Tage, wo durch ihn die Reformation dort eingeführt ward, flüchtete sich aber nach der unglücklichen Schlacht bei Cappel (1531) nach Zürich, ward an Zwingli's Stelle dort zum Antistes gewählt und predigte hier bis 1538 täglich. Das züricher Kirchen- und Schulwesen erhielt durch ihn eine völlige Umgestaltung, er nahm an Bucer's Bemühungen zur Vereinigung der Protestanten über die Abendmahlslehre und an der Abfassung des ersten helvetischen Glaubensbekenntnisses, so wie an der Beilegung der Mißhelligkeiten zu Genf und Neufchatel wesentlichen Antheil; aber seine Stellung brachte ihn auch in manche Streitigkeiten. So trat er gegen die Verunglimpfungen des Bischofs Johann Faber zu Wien 1532 auf; gegen Luther's Äußerungen über Zwingli 1545; gegen die Anmuthungen der tridentinischen Kirchenversammlung, daß die Schweitzer auf ihr erscheinen sollten 1549, wofür er mit dem Banne belegt ward; gegen die von Brenz vertheidigte Ubiquitätslehre 1561 und deren spätere Vertheidiger Wyttenbach (1570) und Jakob Andreä (1575). Am längsten beschäftigte ihn die Widerlegung der Wiedertäufer. Er starb den 17. Sept. 1575. Mit Festigkeit des Charakters vereinte er Güte des Herzens, mit gewissenhafter Pflichttreue Liebe zu geselligen Freunden, mit strenger Orthodoxie Mäßigung bei seinen Streitigkeiten. Sein Ansehen war außerordentlich groß und weit verbreitet; mit fünf Königen, zwei Königinnen und den angesehensten Personen seiner Zeit stand er im Briefwechsel. Neben einer großen Anzahl meist praktisch-theologischer Schriften ist seine Züricher Chronik in 4 Bdn. zu erwähnen. 16.

Bullion heißt in England die Gold- oder Silberbarre, aus welcher das Geld geprägt wird; dieser Name bekam aber 1810 eine außerordentliche Berühmtheit. Denn war bisher die Bank von England die einzige Niederlage

der B. gewesen und hatte sie immer nur so viel ausprägen lassen, als zur Einlösung der als currente Münze geltenden ihr dargebrachten Banknoten nöthig war, so hörte durch die von Napoleon angeordnete Continentalsperre plötzlich der Verkehr mit dem Auslande auf, England mußte große Opfer bringen und selbst die Kaufleute konnten ihre Geschäfte mit dem Auslande nur durch Baarsendung abmachen. Dadurch verminderte sich die Zahl des circulirenden Goldes und die der Banknoten mehrte sich durch neue Anleihen ins Ungeheure; aber es trat auch die Erscheinung ein, daß die Unze Barrengold, die bisher 3 Pfd. 17 Schill. 10½ Pf. kostete, mit 4 Pfd. und darüber bezahlt wurde; natürlich daß dadurch die Bank selbst in große Verlegenheit gerieth, aber auch viele es sich zum Geschäfte machten, die Guineen einzuschmelzen und in Barrengolde zu verkaufen, obgleich die Todesstrafe darauf steht und dieses Barrengold an Gehalte geringer sein muß. Es ward daher eine besondere Bullion-Committee zur genauern Untersuchung dieser Erscheinung und der damit zusammenhängenden Frage, ob das Gold im Preise gestiegen oder der Werth der Banknoten gefallen sei, niedergesetzt. Beide Meinungen wurden vertheidigt, doch brachten die folgenden Jahre die Sache wieder in Ordnung und außer den Folgen einer vermehrten Staatsschuld, die daraus entstanden, ging noch die Veränderung daraus hervor, daß man von nun an die Guineen zu 20 Schilling, dem Pfd. Sterl. gleich, ausprägte, während sie früher 21 Schill. gegolten hatten, und das Ausland ward mit den bisher unbekannten englischen Finanzspeculationen durch die vielen darüber erschienenen Schriften vertrauter. 30.

Bulwer (spr. Bölwr), Eduard Earle Lytton, ein noch lebender englischer Dichter und Schriftsteller im Gebiete der schönen Literatur, geb. 1803, erhielt nach dem Tode seines Vaters, des Generals Bulwer (1806) von seiner Mutter eine sehr sorgfältige Erziehung und bezog trefflich vorbereitet die Universität zu Cambridge. Hier beschäftigte er sich lediglich mit Poesie und Literatur und schrieb sein erstes Werk, ein Gedicht über die Bildhauerkunst, welchem ein Preis zuerkannt wurde. Nun folgten in kurzen Unterbrechungen die Erzeugnisse seiner Muse, Romane, unter ihnen auch geschichtliche, und einige satyrische Schriften, ernsten und launigen Inhalts. Sie haben sämmtlich gute Aufnahme gefunden und verdienen sie durch ihren innern Gehalt. Die vorzüglichsten derselben sind folgende: „Falkland“; „Pelham“ (1828 ins Deutsche übersetzt von Richard); „The disowned“; „Devereux“; „Paul Clifford“; „Eugene Aram“. 22.

Bund, 1) im Allgemeinen, eine Menge, ein Haufen gleichartiger, durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehaltener Gegenstände (lat. fascis; franz. fasceau; engl. bundle); daher ein Bund Schlüssel, ein Bund Getreideähren u. dgl.; 2) besonders bedient man sich des Ausdrucks von mehrern durch gemeinschaftliches Interesse zusammengehaltenen physischen oder moralischen Personen, vorzüglich von Staaten. Der Verband, welcher in gegebenen Zusicherungen besteht, nennt man das Bündniß (lat. foedus; franz. ligue, alliance, confédération; engl. league, alliance, confederacy). In Beziehung auf Staaten unterscheidet man vorzüglich zwei solcher Verhältnisse, je nachdem bei dem einen derselben mehr die Einheit über die Mannichfaltigkeit vorherrschend ist oder umgekehrt, nämlich den Bundesstaat und den Staatenbund. A) Ersterer bildet im Grunde ein Ganzes, ein einem einzigen Staate ähnliches Gebilde. Zu diesem gehört unter den neuern der Nordamerikanische Freistaat. Dieser verwaltet seine Angelegenheiten zwar durch einen Congreß der einzelnen Staaten, welcher sich regelmäßig zu Washington versammelt; allein die Abgeordneten dazu werden vom ganzen Volke gewählt, so daß je 33000 Wähler einen Abgeordneten schicken. Außer diesem gibt es noch einen Senat, welcher ebenfalls vom ganzen Volke ge-

wählt wird, wie die Senate der einzelnen Provinzen bei sich, so daß man Congreß und Senat mit den ersten und zweiten Kammern der constitutionellen Staaten des Festlandes vergleichen möchte. Dem Congresse ist die gesetzgebende Gewalt fürs Ganze anvertraut, d. h. für alle dazu gehörigen Staaten, bestehend in dem Befugnisse, alles dasjenige, was das Wohl aller Provinzen fördert, anzuordnen, worüber den einzelnen Staaten das Recht nicht zugestanden werden kann, weil dieß dem Ganzen leicht nachtheilig werden möchte. Die Gegenstände sind Handels-, Fabrik- und Zollwesen, Münze, Maße, Gewichte, Bewilligung von Abgaben, Einrichtung von Gerichtshöfen u. dgl. in den innern, so wie Sicherung und Erhaltung der Unabhängigkeit und Freiheit, Krieg und Friede, Nationalbewaffnung, Flotte, Verbindung mit fremden Staaten und dgl. in den äußern Angelegenheiten; kurz das, was man Hoheits- und Administrationsrechte über das Ganze nennen möchte. B) Der Staatenbund dagegen enthält das Bündniß unabhängiger Staaten zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, mit Behauptung ihrer einzelnen Unabhängigkeit. Dergleichen Verbindungen reichen nur so weit, als der besondere angenommene Zweck es erheischt. Denn im Übrigen hat jeder einzelne Staat die völligen Hoheitsrechte sich vorbehalten und verwaltet seine innern sowohl als äußern Angelegenheiten für sich, unabhängig von dem störenden Einflusse des Bundes; nur hat er sich alles dessen zu enthalten, was dem Zwecke des Bundes zuwider sein würde. Eine der letztern mehr sich nähernde Verbindung macht der deutsche Bund aus, welcher jedoch beim Erstehen, als Rheinbund, sich dem erstern Verhältnisse mehr näherte, indem er einem ziemlich unbeschränkten Protector in der Person des franz. Machthabers unterworfen war. (S. Deutschland.) Die einzelnen berühmten Staaten-, Städte- und Ritterbündnisse werden unter ihren besondern Namen vorkommen. 17.

Bundeslade war bei den Hebräern die heilige Kiste, in welcher (1 B. d. Kön. 8, 9.) die mosaischen Gesetztafeln aufbewahrt wurden. Nach Hebr. 9, 4. soll sie auch ein Körbchen von dem Manna, welches die Hebräer auf ihrem Zuge aus Ägypten durch die arabische Wüste nährte, und den blühenden Stab Aaron's, durch welchen dessen hohenpriesterliche Würde bestätigt wurde, enthalten haben. Aus 2 Mos. 16, 33. 34. und 4 Mos. 17, 10. scheint indeß hervorzugehen, daß Manna und Stab nicht sowohl in der Lade, als vielmehr vor derselben aufbewahrt werden sollten. Sie bestand aus Föhren- (Akazien-) Holz, war 2½ Ellen lang, 1½ Ellen breit und 1½ Ellen hoch, inwendig und auswendig mit feinem Golde überzogen und mit einem oben herumlaufenden goldenen Kranze verziert. Vier goldene Ringe an den Ecken dienten dazu, um sie vermittelst der durch dieselben hindurchzusteckenden hölzernen und ebenfalls vergoldeten Stangen aufzuheben und zu tragen. Der Deckel, 2 Mos. 25, 17. 21. Gnadenstuhl genannt, bestand aus feinem Golde und trug an beiden schmalen Enden zwei Cherubim von gediegenem Golde, welche die Flügel über den Gnadenstuhl ausbreiteten und ihre (wie es aus 2 Mos. 25, 20. gefolgert werden zu müssen scheint) niederwärts auf den Gnadenstuhl blickenden Gesichter einander zukehrten. Sie stand gewöhnlich im Allerheiligsten der Stiftshütte und behauptete diesen Platz auch nach der Erbauung des Salomonischen Tempels. Bisweilen wurde sie als heiliges Panier mit in den Krieg genommen, mußte aber, bevor die Leviten sie aufheben durften, eingewickelt werden, weil das Anschauen, wie das Berühren derselben nach dem Volksglauben den Tod brachte. (Vgl. 1 Sam. 6, 19. 2 Sam. 6, 6. u. a.) Bei der Zerstörung des Salomonischen Tempels ist sie entweder den Eroberern in die Hände gefallen und von ihnen mit hinweggenommen, oder ein Raub der Flammen geworden, denn seit dieser Zeit kommt sie in der Geschichte der Hebräer nicht weiter vor. Zeugnisse alter Schriftsteller scheinen für ihre Verbrennung zu sprechen. — Was den Ursprung dieser Lade betrifft, so haben meh-

rere Gelehrte dieselbe für eine Nachbildung der bei den alten Ägyptiern schon früher vorhandenen ähnlichen Lade angesehen (vgl. Plutarch. de Iside et Osiride etc. in Opp. mor. el. phil. T. VII. p. 466. ed. Reiske und Heeren's Ideen ꝛc. II. Abthl. 2. Thl. S. 831.). Aber auch die Bewohner Iliums bedienten sich einer solchen Lade, um das Bild des Dionysos aufzubewahren, und überhaupt kommen dergleichen bei Griechen, Römern und andern Völkern vor. Indessen konnten die Hebräer wohl von selbst auf den Gedanken kommen, ein Geräth zu verfertigen, welches die Gesetze, ihnen so heilig, vor Beschädigung oder Zerstörung schützen konnte. Dieser Zweck wurde aber um so sicherer erreicht, wenn das Gefäß selbst als unverletzlich dargestellt wurde und daher dürften wohl alle die im Volksglauben so fest gehaltenen Sagen von dem Gefahr und Tod bringenden Anschauen und Berühren der Lade zu erklären sein. — Von einer merkwürdigen Nachahmung derselben erzählt uns die Geschichte der franz. Revolution. Als zu Paris am 10. Aug. 1793 das bekannte Bundesfest und die Annahme der Constitution gefeiert wurde, lagen die Bundestafeln, worauf die in der Constitution festgesetzten Rechte der Menschheit und namentlich der Bürger standen, ebenfalls in einer Lade, welcher der ungeheure Zug des Volkes nach dem Marsfelde (damals Bundesfelde) folgte, um das ewig bleibende Staatsgesetz des franz. Volkes zu beschwören. Man weiß aber, daß diese Ewigkeit nicht länger als bis den 28. desselben Monats und Jahres dauerte. 60.

Bundschuh. Mit diesem Namen bezeichnete man in den Bauernkriegen die in einzelnen Gegenden Deutschlands ausgebrochenen Aufstände. Der erste Bauerntumult, welcher diesen Namen erhielt, war der 1502 im Dorfe Unter-Grünbach im Bisthume Speier, und den Ursprung dieser Benennung suchte man gewöhnlich darin, daß man behauptete, die Bauern hätten auf einer hohen Stange einen Schuh gleichsam als Fahne vor sich hergetragen, auch sollte ein Bauer dieses Namens dazu veranlaßt haben; allein richtiger ist es, wenn man annimmt, daß dieser Ausdruck von einem damals bei den Soldaten gewöhnlichen Schuh entlehnt sei, welcher auf beiden Seiten lange Rieme hatte und kreuzweis an den Beinen festgebunden wurde. 1.

Bunik (Johann), ein geschätzter niederländischer Landschaftsmaler, geb. 1654 zu Utrecht, erhielt von Hermann Saftleven einen dreijährigen trefflichen Unterricht, bereiste hierauf Deutschland und zuletzt Italien, wo er sich acht Jahre lang beim Herzoge von Modena als erster Maler desselben aufhielt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland erhielt er einen Ruf nach England, wo ihm der König Wilhelm III. die Ausschmückung des Schlosses Loo auftrug. Er starb 1717. — Die Werke B.'s zeichnen sich besonders durch Naturtreue aus und werden von den Niederländern unter die besten dieses Genre gerechnet. 22.

Buonaparte, ein altes schon im Mittelalter (um 1272) ausgezeichnetes italienisches Adelsgeschlecht, dessen Namensverzeichniß in das goldene Buch zu Treviso eingeschrieben war und das in Florenz hohe Ämter bekleidete. Da sich dieses Geschlecht in den florentinischen Bürgerkriegen im XIII. und XIV. Jahrh. zu den Gibellinen hielt, ward es von den Guelphen verfolgt und vertrieben, worauf sich ein Zweig in Corsica zu Ajaccio (s. d. Art.) niederließ und alle Vorrechte des Adels auf dieser Insel genoß. Ein Abkömmling dieser Familie war Karl B., geb. 1745. Er studirte zu Pisa die Rechte und war ein Mann von großem Rednertalente und sehr lebhaftem Verstande. Als Patriot und Krieger befand er sich unter der Zahl derer, die unter Pascal Paoli (s. d. Art.) den Franzosen 1768 auf der Insel einen tapfern Widerstand leisteten, verließ aber im Juni dieses Jahres dieselbe, kehrte jedoch auf Ludwig's XV. Einladung wieder dahin zurück. 1766 heirathete er die durch ihre Schönheit und Charakterfestigkeit auf der Insel ausgezeichnete Maria Lätitia Ramolini, ward 1776 als Mitglied einer aus dem Adel

der Insel gewählten Deputation nach Paris gesandt und hierauf Beisitzer des königlichen Gerichtshofes zu Ajaccio. Er starb, wie man sagte, am Magenkrebse zu Montpellier 1785, wohin er sich seiner Gesundheit wegen begeben hatte. Seine Gemahlin hatte ihm 13 Kinder geboren, wovon ihn 8 überlebten: Joseph, Napoleon, Lucian, Ludwig, Elisa (s. Bacciochi), Pauline (s. Borghese), Caroline (s. Murat) und Hieronymus B. — Maria Lätitia, geb. den 25. Aug. 1750 zu Ajaccio, aus dem mächtigen Hause Colalto abstammend, heirathete Karl B. in ihrem 17. Jahre und theilte die Gefahren ihres Gemahls während des Bürgerkrieges, indem sie ihn zu Pferde begleitete. Als Wittwe lebte sie in sehr beschränkten Umständen, fand aber an dem Gouverneur, Grafen von Marbeuf, einen Beschützer. Da die Engländer Corsica eroberten, flüchtete sie nach Marseille (1793). Im Nov. 1799 begab sie sich zu ihrem Sohne Napoleon nach Paris, wo sie nach dessen Kaiserkrönung (2. Decbr. 1804) die Hoffitte zu einer Kaiserin-Mutter machte. Sie erhielt einen Hofstaat und ward zur Beschützerin aller milden Anstalten Frankreichs ernannt. Stets fürchtete sie den Sturz des Kaisers, war sehr sparsam und nie hat sie ihre Größe verblendet. Seit 1814 lebt sie in Rom bei ihrem Stiefbruder dem Cardinal Fesch (s. d. Art.). Nachdem schon durch den pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 die Familie B. aus Frankreich verbannt worden war, wurde diese auch von der Amnestie (s. d. Art.) Ludwig's XVIII. ausgeschlossen (6. Jan. 1816) und auch die neue Orleansische Dynastie hat die vorgeschlagene Amnestie nicht bestätigt. 25.

Buonaparte (Napoleon), ward geboren zu Ajaccio (s. d. Art.) auf Corsica den 15. Aug. 1769; nach Andern den 5. Febr. 1768. B. ist einer von den außerordentlichen Männern, der deßhalb nicht genauer zu beurtheilen ist, weil die Parteinahme für und wider ihn noch zu groß, und die Zeit noch nicht da ist, wo die Weltgeschichte — das Weltgericht — ihren unwandelbaren Spruch über ihn ausgesprochen haben wird. Auch hier können nur die Thatsachen aufgezählt werden, die sich innerhalb des Wirkungskreises dieses Angestaunten ereigneten. Der junge Bonaparte (diese schon in seinem Taufscheine vorkommende Schreibart behielt er bei) erhielt die einfache und in Gebirgsländern übliche abhärtende Erziehung. In seiner Kindheit zeichnete er sich blos durch Lebhaftigkeit des Temperaments, jenen Eigensinn und jenen Widerwillen gegen das Nichtsthun aus, die bei Kindern von glücklichen Anlagen gewöhnlich bemerkt wird. Auf Verwendung des Grafen von Marbeuf, Gouverneurs von Corsica, erhielt er auf der königlichen Militairschule zu Brienne, wo auf Kosten des Staats junge Leute für das Ingenieur- und Artilleriefach gebildet wurden, einen Platz (1778). Hier lebte er in auffallender Absonderung von seinen Kameraden, zugänglich nur für Wenige, die sich sein Vertrauen zu erwerben wußten, gebieterisch und streng gegen die, welche sich ihm entgegenstellten. Wenn es ihm darum zu thun war, übte er zuweilen einen bedeutenden Einfluß auf seine Mitschüler aus, und wurde bei kleinen belustigenden Fechterspielen der jungen Krieger nicht selten zum Anführer gewählt, wobei er schon seine Gewandtheit und seinen Unternehmungsgeist zeigte. Durch die Übung seiner Urtheilskraft und durch die Erwerbung gediegener Kenntnisse erlangte er auch jene fast unbegrenzte Combinationsgabe, durch welche es ihm in der Folge möglich ward, die schwierigsten und verwickeltsten Unternehmungen auf die einfachste und kürzeste Weise zu lösen. Sein mathematischer Lehrer war stolz auf den jungen Insulaner. Für Kenntnisse, die nicht mit seinem gewählten Berufe in Beziehung standen, blieb ihm wenig Zeit und Lust. Schon damals zeigte er jene Sehnsucht nach Auszeichnung, so wie ein Hinneigen zur Volkssache; kannte er doch schon den Freiheitssinn seines Vaters und dessen Haß gegen Unterjochung. Im October 1784 kam er mit einem empfehlenden Zeugnisse in die Hauptmilitairschule nach Paris. Hier studirte er eifrig,

vorzüglich die Geschichte des Alterthums, und weidete sich an den Großthaten der Helden Plutarch's und an Ossian's Schlachtgesängen. Durch die Besuche des berühmten Abbé Raynal wurde zwar sein Geschmack nicht verbessert, allein seine Wißbegierde in allen Zweigen der Wissenschaft sehr erhöht. So viel er auch täglich las, so war sein Gedächtniß doch stark genug, Alles fest zu halten, und seine Urtheilskraft reif genug, um es zu ordnen und zu verdauen; denn während seines ganzen übrigen thatenvollen Lebens standen ihm die gesammelten Kenntnisse zu Gebote. Nach Plutarch hatte er seine Meinungen und seine Denkart so sehr geregelt, daß Paoli später erklärte: B. sei ein junger Mann von antikem Gusse und gleiche den classischen Helden. Im Juli 1785 ward er als Unterlieutenant im Artillerieregiment de la Fère angestellt und fast unmittelbar darauf zum Oberlieutenant bei dem in Valence liegenden Corps befördert. Jetzt besuchte er mehr als bisher die Gesellschaften und benutzte mit Glück seine Persönlichkeit beim zweiten Geschlechte. Er strebte auch nach den Ehren der Literatur; denn als die Lyoner Akademie einen Preis über Raynal's Frage: welches sind die Grundsätze und Institutionen, durch welche das menschliche Geschlecht den höchsten Grad von Glückseligkeit erreichen kann? ausgesetzt hatte, wurde derselbe dem jungen Krieger zuerkannt. Als aber ernstere Zeiten und mit ihnen die Revolution nahte, erklärte er sich für die Volkspartei. Als General soll er gesagt haben: „wäre ich Feldmarschall gewesen, so hätte ich die Partei des Hofes ergriffen, als armer Lieutenant konnte ich das nicht." 1792 befand sich B. in seiner Heimath, als der General Pascal Paoli von Paris nach Corsica gesandt wurde, um diese Insulaner für die demokratische Partei zu gewinnen. Interimistisch ward B. an die Spitze eines Bataillons corsischer Nationalgarden gestellt. In dem hier ausgebrochenen Bürgerkriege ward er der Gegner Paoli's, da dieser auf die Seite Englands trat. B. focht zwar tapfer gegen diese, wurde aber nach einigen fruchtlosen Expeditionen durch ein Decret auf Paoli's und Pozzo di Borgo's Veranstaltung mit seiner Familie aus Corsica verbannt und floh nach Frankreich, während er jene in Marseille ließ; jetzt lebte er von Unterstützungen seines Landsmannes, des corsischen Abgeordneten Salicetti, und schrieb mehrere kleine Schriften. Als nach dem 10. Aug. sich auch die Süddepartements gegen Frankreichs Hauptstadt erklärten; focht B., im 4. Artillerieregimente angestellt, vor Lyon unter General Cardeaux, zeichnete sich in dem kleinen Kriege aus und stieg bis zum Artilleriemajor. Besonders bewährte sich sein kriegerisches Talent vor Toulon, das er, nachdem es seit dem 28. Aug. in die Gewalt der Engländer gekommen war, durch seine zweckmäßigeren Anstalten, vorzüglich durch den von ihm zuerst in Vorschlag gebrachten Angriff auf Klein-Gibraltar wieder eroberte (19. Decbr.). Zur Belohnung ward er an diesem Tage zum Brigadegeneral der italienischen Armee ernannt. Mit Unrecht ist oft behauptet worden, es wären mehrere Hunderte von den Bürgern Toulons durch ihn erschossen worden; vielmehr hat er, auf eigne Gefahr, vielen Franzosen die Auswanderung erleichtert. Nachdem er die Küsten des mittelländischen Meeres besichtigt und in Vertheidigungsstand gesetzt hatte, ging er ins Hauptquartier der italienischen Armee zu Nizza (27. März 1794). Er fand das Heer in einem schlechten Zustande, entmuthigt und vom Feinde hart bedrängt. Sobald er aber Einfluß auf den Oberbefehlshaber Dumerbian und die Volksrepräsentanten Ricors und Robespierre gewonnen hatte, drang er bei diesen mit einem kühnen Angriffsplane durch; bald fielen Oneglia und andere Städte und schon am 7. Mai sah man sich im Besitze des Col de Tende; die Franzosen hatten sich längs der ganzen Alpenkette verbreitet und ihren rechten Flügel an die Thore Genuas gelehnt, woraus sie ihre Zufuhr bezogen. Da hätte der 9. Thermidor fast seiner Laufbahn ein Ende gemacht; denn er war in den Verdacht einer Übereinstimmung mit den

Schreckensmännern gerathen. Die gemäßigte Partei ſuchte die Heere von ihren Gegnern zu reinigen und auch B. wurde von Aubry, dem Präſidenten des Militairausſchuſſes, von der italieniſchen abberufen, und da er eine Anſtellung als Infanteriegeneral bei der Weſtarmee (in der Vendée) ausſchlug, weil er darin eine Zurückſetzung ſah, ſo blieb er ein disponibler Officier, deſſen Beförderung von ſeinem Betragen abhing. Jetzt lebte er zu Paris in den beſchränkteſten Umſtänden von Unterſtützungen des berühmten Schauſpielers Talma, gegen den er auch in der Folge immer eine Art von Freundſchaft bewies; dagegen mußte ſpäter Aubry als Verbannter zu Demerary ſterben. — Endlich ward B. zum Commandanten einer Artilleribriegade in Holland ernannt, und eben war er im Begriffe dahin abzugehen, als die allgemeine Empörung der pariſer Sectionen gegen den Convent am 5. Oct. 1795, letzterm einen tapfern Anführer gegen jene nöthig machte. Am Tage der Sectionen focht B. unter Barras, der ihn, eingedenk der Belagerung von Toulon, empfohlen hatte, ſchlug die Sectionen in den Straßen von Paris, und Barras, anſpruchslos genug, ließ ihm nicht nur dieſen Ruhm allein, ſondern ſchlug ihn mit Erfolg zum zweiten Oberbefehlshaber der Armee des Innern vor, und als er ſelbſt ins Directorium gewählt wurde, trat B. ſtatt ſeiner als Oberbefehlshaber ein. Im März 1796 heirathete er die ſchöne und reiche Wittwe des Generals Beauharnois, und ein bedeutender Schritt auf der Bahn des Glücks war damit gethan; denn unmittelbar darauf wurde er zum Obergeneral der italieniſchen Armee an Scherer's Stelle vorgeſchlagen, und nach erfolgter Genehmigung reiſte er am 21. März von Paris ins Hauptquartier nach Nizza ab. Hier wollte man den König von Sardinien zum Frieden zwingen oder ihn ſeiner Staaten berauben, ſodann den Po überſchreiten und die Lombardei erobern. Zwar ſtanden ihm bei dem zu beginnenden Werke (27. März) die bewährteſten Generäle zur Seite, dagegen war das Heer muthlos, abgeriſſen und um ein gut Dritttheil ſchwächer als das feindliche. Doch B. begeiſterte ſeine Truppen durch kühne Worte und ſchlug die Verbündeten bei Montenotte (am 12. April) vorzüglich dadurch, daß er in den Rücken der Öſtreicher drang und mit überlegenem Kriegsgeiſte die Vortheile benutzte, die ihm der fluchtähnliche Rückzug der Feinde gab; der piemonteſiſche General Provera mußte ſich bei Milleſimo ergeben und Colli ward bei Dego geſchlagen (14. April); B. trennte die Piemonteſer von der Hauptmacht, brachte ihnen bei Montovi abermals eine Niederlage bei und zwang den turiner Hof zum Waffenſtillſtande, dem bald der Vertrag vom 29. April 1796 folgte. Nirgends war das Erſtaunen größer als in Paris, wo man zu Ehren des glücklich begonnenen Feldzugs Siegesfeſte feierte. B. ging über die Trebbia, behandelte Parma als Sieger, wo man für die Erhaltung des heil. Hieronymus von Correggio (ſ. d. Art.) vergeblich eine Million, nach Andern 2 Mill. bot. Hierauf wendete er ſich gegen die Öſtreicher, ging am 7. Mai bei Piacenza über den Po, ſprengte die öſtreichiſche Diviſion Liptai nach Pizzighitone und erſtürmte die Brücke von Lodi über die Adda (10. Mai). Er trieb den Feind vor ſich her, der nur die Vertheidigungslinie des Mincio zu behaupten ſuchte. Von jetzt an nannten ihn die Soldaten den kleinen Corporal, und dieſe Benennung wurde ſeitdem nie ganz vergeſſen. Der Herzog von Modena bat um Frieden, indem er nach Venedig flüchtete. Am 9. Mai ſchloß B. mit dem Herzoge von Parma einen Waffenſtillſtand, ſo wie am 17. mit dem Herzoge von Modena. Der Friede mit dem Könige von Sardinien am 18. Mai zu Paris abgeſchloſſen konnte für Frankreich kaum noch vortheilhafter ſein. Die kurze und ſtarke Linie des Mincio hielt die Franzoſen im Weitervordringen nicht auf; ſchon zeigten ſie ſich, nachdem ſie das öſtreichiſche Heer über den Oglio verfolgt hatten, am 30. Mai vor Borghetto; die franzöſiſchen Grenadiere warfen ſich in den Fluß,

säuberten das entgegenstehende Ufer vom Feinde, und nachdem das ganze Heer über die schnell wieder hergestellte Brücke gesetzt war, fand es die Östreicher in Schlachtordnung. Kaum hatte jedoch das Feuer angefangen, als Beaulieu, indem der Feind ihn über den Guarda-See zu umgehen drohete, den Rückzug antrat, um sich in den tyroler Alpen zu verbergen. Pizzighitone und Cremona fielen, und am 29. capitulirte Mailands feste Citadelle. Mantua ward blokirt und Italien war für Östreich wenigstens für den Augenblick verloren. Hart ließ B. im Tone und Anstande eines Souverains den General-Proveditor von Venedig Foscarini an, sich bitter über die Parteilichkeit der Republik beklagend, und indem er erklärte, „daß es mit der Neutralität vorbei sei," besetzte er Verona (1. Juni), Legnano und andere feste Plätze. Doch lehnte die Republik Venedig das angetragene Bündniß ab. Jetzt wandte sich B. gegen den Papst und ließ Ferrara, Bologna und Ancona besetzen (bis zum 19. Juni), trieb auch hier unermeßliche Summen ein und sendete diese nebst den herrlichsten Kunstwerken nach Paris. Am 23. schloß er einen Waffenstillstand mit dem Papste zu Bologna, nach welchem dieser die besetzten Plätze abtrat. Um diese Zeit hatte das Directorium die Absicht, daß er sein Heer mit Kellermann theile, allein der Obergeneral wollte lieber seine Stelle niederlegen, als die erkämpften Vortheile aufopfern. Am 26. Juni rückte er über die Apenninen in das neutrale Toscana ein, besetzte Livorno und bemächtigte sich daselbst alles den Östreichern, Russen und Engländern zustehenden Eigenthums; ging dann eiligst nach Roverbella bei Mantua zurück, da inzwischen General Wurmser (s. d. Art.) von der Rheinarmee abgerufen sich mit 60000 M. Östreichern dem Guarda-See (29. Juli) genähert hatte. Da aber dieser Feldherr sein Heer getheilt hatte, so daß 20000 M. unter Quosdannowich nach Brescia aufbrachen, während die größere Macht zwischen dem See und der Etsch zog, ging B. jener Abtheilung, die Belagerung von Mantua aufhebend, zuerst entgegen, und schlug sie bei Brescia, bei Castiglione und bei Lonato, und die Hauptmacht am 5. Aug. Die errungenen Vortheile benutzend drängte B. die Östreicher aus dem Engpasse von Calliomo und brachte ihnen unter Davidowich in der Schlacht bei Roveredo (5. Septbr.) eine bedeutende Niederlage bei. Trotz dieses Sieges ließ sich B. nicht weiter nach Tyrol verlocken, stieß aber in den Ebenen der Brenta auf die Kaiserlichen und griff sie zu verschiedenen Malen mit einer Macht von 30 bis 36000 M. mit gutem Erfolge an, so daß das wurmsersche Corps endlich ganz aus einander ging. Während er nun Mantua von Neuem blokirte, republikanisirte er Italien. Da er aber vergeblich Verstärkung vom Directorium forderte und Östreich fest entschlossen war, die Lombardei wieder zu erobern, daher auch seine Macht in Friaul und Tyrol zu verstärken fortfuhr, ward er gezwungen, zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Er erklärte den Herzog von Modena für abgesetzt, weil er dem Feinde gegen die Gesetze des Waffenstillstandes Lebensmittel zuzuführen erlaubt hatte und schuf aus den Staaten Modenas, denen er die Legationen Bologna und Ferrara beifügte, die cispadänische Republik (16. Octbr.). Dieß that er jedoch ohne Zustimmung des Directoriums; denn das Verhältniß zu diesem war ein so eigenthümliches geworden, daß von einer Abhängigkeit B.'s gar nicht mehr die Rede sein konnte. Daß Genua und Neapel unter harten Bedingungen einen Frieden erhielten (Octbr.), so wie daß ihn Mailand mit 12000 M. unterstützte und der Papst seiner Behandlung überlassen wurde, erfüllte jedoch B.'s Wünsche nur zum Theil; denn den Herzog von Parma mußte er um Spaniens willen schonen. Zwar konnte er den bis auf 60000 M. verstärkten Östreichern, die unter Alvinzy bis Bassano vorgedrungen waren, um Mantua zu entsetzen, nur etwa 29000 M. entgegenstellen; denn mit 8 bis 9000 M. hielt er außerdem Mantua besetzt, aber am 6. Novbr.

schlug er die Kaiserlichen bei Carmignano und Bassano, ging auf Verona zurück, trieb sie den 15. und 16. in der Moorgegend von Arcole mit großem Verluste von 15000 M. nach Tyrol und nach der Brenta (18. Novbr.) und besetzte hierauf die Etsch von Dolce bis zum Meere. Zu einem Waffenstillstande oder gar zu einem Frieden mit Östreich rieth er jedoch dem Directorio nicht, verlangte aber eine Verstärkung von 30000 M., um innerhalb zweier Monden den Frieden in Wien dictiren zu können. Dieß hieß freilich fordern, daß alle Staatsoperationen auf ihn übergingen. Man ahnete seinen Ehrgeiz in Paris, was er wußte, daher erschien der General Clar bei ihm, um zu beobachten, im Hauptquartier, den er aber durch seine Überlegenheit irre leitete. — Inzwischen hatte auch der Krieg mit Venedig seinen Anfang genommen. Den 25. Decbr. besetzte er das Schloß von Bergamo und bemächtigte sich der Waffen des Podesta, der sich viel Mühe gegeben hatte, die Provinz zu einer Empörung zu bewegen. Verstärkt drang zwar jetzt Alvinzy auf B.'s Linie längs der Etsch ein, wurde aber, da auch B. Verstärkung erhalten hatte, von diesem bei Rivoli den 14. Jan. 1797 geschlagen und aufs Neue nach Tyrol vertrieben. Da unterdessen eine östreichische Colonne von 6000 M. bis Mantua unter Provera vorgedrungen war, eilte B. vor Mantua zurück und Provera streckte die Waffen, wodurch Wurmser, in die Festung zurückgeworfen (16. Jan.) wurde. Joubert nahm Alvinzy 7000 Gefangene ab (in 3 Tagen hatten die Franzosen 22000 Gefangene gemacht) und Wurmser verließ durch eine ehrenvolle Capitulation Mantua (2. Febr.), mit dessen Falle Italien vollständig erobert und dieser in den Jahrbüchern des Kriegs ewig denkwürdige Feldzug beendigt war. Nachdem nun B. am 1. Febr. dem Papste den Waffenstillstand aufgekündigt hatte, ging er den folgenden Tag nach Bologna ab, vertrieb 8000 päpstliche Soldaten aus ihrer Stellung bei Senio, nahm Forli, Cesena, Rimini ꝛc., ging bis Ancona, wo sich 3000 M. päpstliche Truppen, unter einem östreichischen General Colli, ergeben mußten und erwartete zu Tolentino (13. Febr.) die Anerbietungen Pius VI., denn er wollte dem Papste nicht alle weltliche Macht nehmen, was das Directorium nicht ungern gesehen hätte, sondern nur eine oder die andere Provinz, und ihn einer Kriegssteuer zum Feldzuge gegen Östreich unterwerfen. In diesem Sinne erfolgte der tolentiner Vertrag vom 19. Febr. 1797. Rasch wandte sich nun B. gegen den tapfern Erzherzog von Östreich, der sich hinter dem Tagliamento aufgestellt hatte, drang in Kärnthen, Krain und Tyrol ein, besetzte Gradiska (19. März), Görz (20.) Triest ꝛc. und hatte in 14 Tagen den Gipfel der Alpen erreicht. Vergebens waren die Anstrengungen der Östreicher gewesen; am 7. April rückte er in Leoben ein, wo er am 17. April 1797, gerade als seine Lage wegen der im Rücken besonders in Venedig ausgebrochenen Unruhen anfing gefährlich zu werden, mit Östreich einen Präliminarfrieden schloß. Nun erklärte er in einem Manifeste vom 4. Mai 1797 der Republik Venedig den Krieg und bildete, als diese Regierung am 12. von selbst zusammenstürzte, die cisalpinische Republik. Hierauf vereinigte er die jonischen Inseln Corfu, Zante, Cephalonia, St. Maura und Cerigo mit Frankreich und sicherte auf diese Weise sich wichtige Posten im adriatischen und mittelländischen Meere. Am 17. Oct. 1797 schloß er mit Östreich zu Passeriano den nach dem Dorfe Campo Formio genannten Tractat und an dem Tage, wo dieser in Paris bekannt gemacht wurde, sah er sich zum Generalissimus der sogenannten Armee des Oceans ernannt (26. Oct.). Inzwischen ging er mit Bonnier und Treilhard als vorsitzender Deputirter der französischen Gesandtschaft zum Friedenscongresse nach Rastadt, eilte aber, nachdem die Auswechselung des Vertrags von Campo Formio daselbst geschehen war, getrieben von seiner natürlichen Ungeduld nach Paris, wo er am 5. Dec. unerkannt anlangte. Ihn zu sehen war der allgemeine Wunsch; ihm zu Ehren feierte Paris das Fest vom 10. Decbr.

überall zeigte er sich einfach und gesprächig, zugleich aber streng und beinahe unempfindlich für das Vergnügen. Für seine Gattin bewies er eine ungemeine Zuneigung; theilte jedoch ihren Geschmack für Zerstreuung nicht. Seine Unzufriedenheit mit den organischen Gesetzen der Republik hatte er schon im Angesichte der Directoren und anderer Räthe geäußert und zwischen ihm und jenen lag unverkennbar etwas Gefahrbringendes; schon fingen die Franzosen an sich für ihn als für ein Individuum der Alleinherrschaft zu interessiren. Zwar schien das Directorium öfters um seinen Rath verlegen und von einem Minister befragt gab er stets seine Meinung mit derjenigen Überlegenheit des Tacts, die ihn in Sachen der Verwaltung und Regierung eben so auszeichneten, wie in den des Krieges; zugleich nahm er eine Stellung, nach welcher er keiner Partei angehörte. Anfangs 1798 weigerte er sich standhaft der Feier des 21. Jan. (Feier des Königsmordes, s. Ludwig XVI.) beizuwohnen und gab der Regierung, als diese darauf drang, in sofern nach, daß er als Mitglied des Nationalinstituts Antheil an derselben nahm. Frankreich hatte noch den mächtigsten seiner Feinde zu bekämpfen, aber obwohl B. die vom Directorium beabsichtigte Landung im westlichen England zu unterstützen schien, so mißbilligte er doch im Grunde dieselbe: zur möglichen Zerstörung und zum Untergange eines zahlreichen Heeres wollte er nicht beitragen. Aber zum Gelingen mußten, da die Anstalten noch mehrere Monate erforderten, Herbstnebel und Winterstürme abgewartet werden und es war ihm, dem Thatendurstigen, unmöglich, ein ganzes Jahr hindurch müssig zu bleiben. Er hatte vielmehr schon in Italien einen nicht minder riesenhaften Plan auf einer Reise zur Besichtigung der wider Großbritannien getroffenen Anstalten gefaßt und legte ihn nun dem Directorium vor, den Entschluß nämlich eines Unternehmens auf Ägypten. Auf der Stelle wurde dieser erörtert, aber erst dann genehmigt, nachdem er von B. standhaft vertheidigt worden war. Wie hierauf B. unter Segel geht, Malta nimmt, bei dem Fort Marabu unweit Alexandrien landet, Ägypten erobert, den Zug nach Syrien unternimmt und St. Jean d'Acres Blokade erfolgt, s. d. Art. Ägyptische Expedition der Franzosen. So lange sich B. in Asien befunden hatte, war keine Nachricht aus Europa bis zu ihm gelangt. Bei Gelegenheit der Auswechselung von Kriegsgefangenen erhielt er nach der Schlacht von Abukir (25. Juli) endlich die nöthige Belehrung durch Sidney Smith, worauf er sich mit Berthier, Lannes, Murat, Marmont und einigen Andern heimlich einschiffte und am 9. Oct. in Frejus glücklich landete. Inzwischen war die französische Republik aus dem Zustande der Krisis hervorgetreten, worin sie sich seit der Schlacht bei Novi (15. August) und der Landung der Engländer und Russen in Holland (27. Aug.) befunden hatte. Mächtig hatte er sie verlassen und unmächtig fand er sie wieder. Mit unbeschreiblichem Jubel ward B. von den Franzosen empfangen und wie im Triumphe langte er (16. Oct.) in Paris an. Er, der seit dem Unternehmen auf Ägypten die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen hatte, ward bald der Mittelpunkt zurückgesetzter Generale und gefallener Minister; und selbst dem Directorium blieb am Ende nichts Anderes übrig, als dem Strome folgen. Noch war er nicht acht Tage in Paris, als er auch die Seele der Regierungsgeschäfte wurde; alle Parteien, die es in Paris gab, waren bereit mit B. abzuschließen. Bei dem Allen entzog er sich mit der ihm eigenthümlichen Zurückhaltung den Bewerbungen, wies ab, so viel er konnte, zeigte sich gar nicht öffentlich und ging nur verstohlen aus. Dadurch reizte er die Ungeduld und machte sich die Auswahl leicht. Endlich entsprach die Partei der Gemäßigten seinen Ansichten, deren Repräsentanten die Directoren Sieyes und Roger-Ducos waren, noch am meisten; daher verabredete er am 15. Brumaire (6. Novbr.) mit Sieyes folgenden Umwälzungsplan der beste-

henden Regierung: es sollten die beiden Räthe, die ihre Entlassung noch an demselben Tage einreichten, um die drei übrigen Directoren zur Entsagung ihrer Stellen zu bewegen, auf 3 Monate außer Thätigkeit gesetzt und die fünf Directoren durch drei provisorische Consuln abgelöst werden; während der Zeit wollte man eine Art von Dictatur ausüben und sich mit der Entwerfung der neuen Constitution beschäftigen. Bei den Vollziehungsmitteln suchte er das Ungesetzliche möglichst zu verhüllen und bediente sich dazu der Constitution, um die Constitution zu stürzen, eine Gefahr wurde vorgespiegelt, um eine wirkliche herbeizuführen. — Als ob von Gewaltstreichen, denen man ausweichen wolle, gegen die Nationalrepräsentation die Rede wäre, ließ Sieyes am 18 Brumaire früh 8 Uhr (9. Novbr.) durch einen Ausschuß durch Mehrheit des Raths der Alten, die auf seiner Seite waren, ein Decret abstimmen, wonach der gesetzgebende Körper auf den 18. Brumaire nach St. Cloud versetzt (dazu nur war der Rath der Alten nach Constitution III berechtigt) und B. mit der 17. Militairdivision zum beschützenden Generale bestimmt wurde, und dieser zugleich vor die Schranken des Raths der Alten gefordert, schwur er die Republik zu erhalten; hielt dann im Garten der Tuilerien Musterung und ließ St. Cloud u. andere Orte besetzen. Inzwischen hatten sich die Deputirten der 500 in ihrem Sitzungssale versammelt und beriethen sich, wiewohl vergeblich, über Widerstandsmittel. Barras reichte noch an diesem Tage seine Entlassung ein und so waren die übrigen zwei Directoren Gohier und Mouliens vereinzelt. Am Abend sah sich B. mit Sieyes und Ducos im Rathe der Alten, wiewohl nach heftigen Debatten, zum Consul erwählt. Während der Nacht blieb zufolge B.'s Anordnungen Alles ruhig. Stürmischer noch war die Sitzung der 500, wo Lucian Buonaparte das Präsidium führte, der vergeblich zu Ordnung aufforderte, als man von allen Seiten „Nieder mit der Dictatur! Keine Dictatur! Es lebe die Constitution!" schrie. Der Präsident sah sich genöthigt, den Lehnstuhl zu verlassen; da trat B., aus dem Rathe der Alten kommend, begleitet von Grenadieren, die er am Eingange zurückließ, in den Saal; bei seinem Anblicke schrie man: „Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen!" Ohne daß B. hier hätte zum Worte kommen können, drang die Menge auf ihn ein. Die Grenadiere trugen ihn, ohne daß er jedoch von Dolchstichen verletzt worden wäre, wie so oft behauptet worden ist, die Abgeordneten zurückdrängend aus dem Saale, und die Generale Murat und Leclerc zerstreuten hierauf mit einem Grenadierbataillon die Deputirten. Nach einem Decrete desselben Tages von den hierauf wieder zusammengebrachten 50 Mitgliedern des Raths der 500, sah sich B. mit Roger-Ducos und Sieyes zu vorläufigen Consuln ernannt, zugleich waren die Räthe bis zum 1. Ventose (20. Febr.) vertagt. Diese drei beschworen nun vor dem Rathe der Alten die Souverainetät des Volkes, Einheit und Untheilbarkeit der Republik, Freiheit und Gleichheit, so wie das Repräsentativsystem; gleich in der ersten Sitzung (11. Nov.) führte B. den Vorsitz und bald zeigte es sich, daß er die Meinungen immer ausschließender beherrschte. Am 15. Dec. wurde die vierte Verfassung der Republik, die Consularcharta des Jahres VIII., bekannt gemacht. B. erhielt durch sie auf 10 Jahre die höchste Gewalt mit allen Attributen. Mit der ihm eignen Thätigkeit eines Monarchen ging er nun an die Errichtung des Staatsgebäudes und wußte die Gehülfen, die er dazu bedurfte, geschickt zu wählen. Alles fand er im tiefsten Verfalle; das Kriegs- und Finanzwesen wurde neu geordnet, dagegen die Lasten des Volks bedeutend gemindert; durch Begünstigung des Handels, der Gewerbe, des Straßenbaues, der Schifffahrt, des Ackerbaues die Hülfsquellen des Landes ergiebiger gemacht. Der erhöhete Ertrag der Staatsgüter sicherte den Credit, so daß in kurzer Zeit beträchtliche Anleihen unter billigen Bedingungen gemacht werden konnten. Die grausamen

Verordnungen, welche die Angehörigen der Ausgewanderten oder bewaffneten Royalisten für deren Betragen verantwortlich machten, wurden sogleich abgeschafft; er widmete den Staatsgefangenen, der Religion und den wissenschaftlichen Anstalten, vor Allem der Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege seine Aufmerksamkeit; nahm sich der Ausgewanderten an, so daß von 80000, welche auf der Liste standen, etwa 1000 auf derselben blieben; suchte die Chouans, die ihr Wesen vorzüglich in den westlichen Provinzen getrieben hatten, an sich zu ziehen und hatte deßhalb eine persönliche Unterredung mit dem Parteigänger Georg Cadoudal. Diese und andere energische Maßregeln ließen das Beste von der neuen Regierung hoffen. Da die Republik noch von äußern Feinden bedroht war, lag B. Alles dran, daß man nicht blos in Frankreich glauben möchte, er wolle den Frieden. Nichts Schlimmeres aber hätte ihm widerfahren können, als wenn er allgemeine Geneigtheit zum Frieden gefunden hätte. Eigenhändig schrieb er daher in leeren Phrasen mit Beisetzung der üblichen diplomatischen Formalitäten sowohl an den König von England als auch an das wiener Cabinet. Beide Schritte blieben ohne Erfolg, indem England einen Frieden nicht eher eingehen wollte, als bis Frankreich in seine alten Grenzen zurückgetreten sein würde und Östreich konnte geschlossener Verträge mit England halber dieser Macht nicht ungetreu werden, auch wollte es die in Italien errungenen Vortheile retten; Baiern folgte dem Antriebe Östreichs; Rußland überließ die Coalition seinem Schicksale. So hatte es B. nur mit England und Östreich zu thun. In dem neuen Feldzuge von 1800, der gegen Östreich gerichtet war, kam ihm Alles darauf an, seine Gegner irre zu leiten. Am 6. Mai hielt er Heerschau über 8000 Mann bei Dijon, während sich das für Italien bestimmte Heer auf verschiedenen Wegen nach Lausanne bewegte, von wo aus der Übergang über den St. Bernhard versucht werden sollte. Inzwischen war Moreau am 1. Mai an der Spitze eines mehr als 150000 M. starken Heeres von Constanz bis Kehl an sechs Orten zugleich über den Rhein gegangen, um hier den General Kray so zu beschäftigen, daß er nicht den Östreichern in Oberitalien unter Massena zu Hülfe komme. Schon am 3. war Kray bei Engen geschlagen und bis Ulm zurückgedrängt. B. hatte die großen Schwierigkeiten des Überganges über den St. Bernhardsberg (17 — 20. Mai) glücklich besiegt; er wendete sich nach Mailand (2. Juni), stellte die cisalpinische Republik wieder her, ging über den Po und schlug die Östreicher bei Marengo (13. Juni). Unermeßlich waren die politischen Folgen dieser Schlacht. B. ward Herr von Oberitalien und der in wenig Tagen um 28000 Mann geschwächte Melas leitete am folgenden Tage einen Waffenstillstand zu Alessandria ein. B. eilte, nachdem Massena den Oberbefehl übernommen hatte, nach Frankreich zurück, wo ihn der Volkstaumel vergötterte. In Deutschland trug Moreau einen Vortheil nach dem andern über die Östreicher davon; am 23. Juli ging er bei Blenheim und Dillingen über die Donau und besetzte Augsburg und München (27.). Der Waffenstillstand zu Parsdorf am 15. Juli sicherte auch den Franzosen die wichtigsten Vortheile. Man rechnete auf einen nahen Frieden und schon am 28. Juli ward in Paris zwischen der Regierung und dem östreichischen Generale St. Julien auf den Grund des Friedens von Campo-Formio ein Präliminarvertrag geschlossen, den aber der Kaiser verwarf, weil er hier ohne England nicht einseitig Frieden schließen, ja nicht einmal einseitig unterhandeln konnte und eine in Vorschlag gebrachte neue Unterhandlung, zu welcher auch England hinzugelassen werden sollte, scheiterte zuletzt an der eigensüchtigen Politik des englischen Premierministers, worauf B. (Anf. Sept.) die Stillstände zu Alessandria und Parsdorf aufkündigte. Östreich erkaufte eine längere Frist durch Übergabe der Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg. Neue Unterhandlungen scheiterten an der Gemeinschaft Östreichs mit England;

am 28. Nov. ward der Krieg erneuert. Der glänzende Sieg Moreau's bei Hohenlinden am 3. Dec. brach Östreichs Kraft; unaufhaltsam drangen die Franzosen bis über die Ens, schon streiften die Vorposten bis 10 Meilen von Wien, da erklärte der Minister Cobenzl, der schon früher Friedensunterhandlungen halber nach Luneville gesendet worden war (am 31. Dec.), er sei beauftragt, auch ohne englischen Beitritt zu unterhandeln. — Unterdessen hatte B. bei seiner Rückreise aus Italien nach Paris (Anf. Juli) über Lyon und Dijon zugleich den Wiederaufbau dieser Städte angeordnet und in Paris neben der Leitung dieses Feldzuges neue Schöpfungen, wie die Bank, die Tilgungscasse, und als eine beträchtliche Quelle von Einkünften das sogenannte Enregistrement begonnen; dabei ward umständliche Kenntniß von allen den stattgefundenen Verschleuderungen und Betrügereien während der Directorialregierung genommen; die Ansprüche der Staatsgläubiger wurden untersucht; mit Nordamerika zu Anfange Septembers ein Friede und gleichzeitig ein Handelstractat abgeschlossen. Aber auch immer mehr schwanden die republikanischen Formen, immer mehr vereinigten sich alle Regierungskräfte in ihm und er unterließ nicht das Volk daran zu gewöhnen. Dabei begann eine große Zahl, besonders der Anhänger der alten Monarchie und der Republik, ihn zu hassen, ja es war in vertrauten Zusammenkünften von nichts Geringerem die Rede, als wie man B. durch Carnot (s. d. Art.) ersetzen wollte. In dieser Zeit wendete sich der Prätendent, Graf von Lille (s. Ludwig XVIII.), der damals zu Königsberg in Preußen lebte, mit einem eigenhändigen Schreiben an den ersten Consul, ihn an die Rechte des Hauses Bourbon erinnernd. Durch eine vielleicht unvermeidliche, aber deßhalb nicht minder verletzende Antwort (vom 7. Sept.) wurde die Erbitterung nur noch mehr angeregt. Mehrere Verschwörungen gegen B. mißlangen (im Sept. und Oct.). Am 24. Dec. sollte die sogenannte Höllenmaschine ihn in der Straße St. Nicaise in die Luft sprengen. B. entging aber seinem Untergange dadurch, daß sein Kutscher aus irgend einem Grunde in eine andere Straße einlenkte und die Maschine zu spät losgedrückt wurde. Die Untersuchung wurde gegen die Democraten geführt und ob auch nichts gegen sie erwiesen war, so brachte man doch 8 aufs Schaffot und etwa 130 wurden nach Guyana transportirt. Der wahre Thäter, Namens St. Regent, eins der ehemaligen Vendeehäupter, wurde später entdeckt. Inzwischen befestigten diese Versuche auf B.'s Leben nur seine Gewalt. Von jetzt an bewachte eine Consulargarde von 8000 M. nicht blos die Tuilerien, B.'s gewöhnlichen Aufenthalt, sondern auch die übrigen ihm anheim gefallenen ehemaligen königl. Schlösser. — Am 9. Febr. 1801 unterzeichneten Joseph Buonaparte und Graf von Cobenzl den luneviller Friedenstractat, dessen Bekanntwerdung in der Hauptstadt das Volk von den Carnevalsbelustigungen jubelnd zum ersten Consul hintrieb (12. Febr.). Während aber das Ausgleichungsgeschäft von Östreich, aus dem Grunde, weil die Kaiserkrone selbst bedroht ward, weit hinausgeschoben wurde, war der Haupttheil dieses Friedens von B. beim Abschlusse schon vollzogen, doch konnte derselbe weder in Frankreich noch in Deutschland bekannt werden, ohne alle Hellsehenden mit Furcht zu erfüllen. Indessen war aber die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik vom Kaiser anerkannt worden. B. trat mit Rußlands Kaiser, Paul I., in freundschaftliche Verhältnisse und wurde von diesem zu einer Coalition gegen England, das durch sein freilich streng berechnetes Verfahren in Bezug auf die neutrale Flagge dessen ganzen Unwillen auf sich gezogen hatte, eingeladen. Dieser nordischen Conföderation trat auch Preußen, Schweden und Dänemark bei und folgten in diesem Jahre der Friede zwischen Frankreich und Neapel (28. März), das Concordat mit Pius VII. (15. Juli), der Vertrag mit Pfalzbaiern (24. Aug.), der Friede zu Madrid mit Portugal (29. Sept.) und der Präliminarfriede zu London mit England (1. Oct.),

der Definitivfriede mit Rußland, da nach Paul's Tode (in der Nacht vom 23. zum 24.) Rußland in der Convention vom 17. Juni 1801 das Recht kriegführender Mächte die unter Convoy gehenden Handelsschiffe der Neutralen zu visitiren anerkannt hatte; eben so am 9. Oct. der Präliminarfriede mit der Pforte, nachdem die Räumung Ägyptens (s. ägyptische Expedition) bereits erfolgt war, und den 26. Juni der eigentliche Friede zu Stande kam. Seit dem Beginne der Revolution feierte Frankreich sein erstes allgemeines Friedensfest (9. Nov.). Da nun England die Aussicht auf den Beistand irgend einer europäischen Macht verloren hatte, so folgte auf den Präliminarfrieden zu London (1. Oct. 1801) auch der für Frankreich und dessen ersten Consul ehrenvolle Friede zu Amiens (26. März 1802). Während dem hatte jedoch B. die Umgestaltung der Filialrepubliken vorgenommen; im Haag (batavische Republik) wurde der Palast des gesetzgebenden Körpers im Nov. 1801 geschlossen und die neue Constitution eingeführt; geräuschlos war die Umgestaltung zu Genua (ligurische), und Mailand erhielt Befehl, seine Notablen (452) zu diesem Staatsgeschäfte auf den 1. Jan. 1802 nach Lyon zu senden, wo ihnen B. (26. Jan.) eine Verfassung gab (cisalpinische Republik) und da zugleich die Unabhängigkeit dieser Republik im luneviller Frieden anerkannt worden war, Präsident der nunmehr „italienischen" Republik ward, nachdem er erklärt hatte, unter ihnen keinen zu dieser Würde Fähigen zu finden. Auch Bern (helvetische) erhielt seine Mediationsacte (19. Febr.); die Zukunft ins Auge fassend trennte er von der helvetischen Republik das Walliserland, um sich durch diese unabhängige Republik eine Militairstraße nach Mailand zu sichern. Überhaupt bereitete er jetzt die Zukunft durch eine Abänderung aller politischen Verhältnisse vor. Der König von Sardinien erhielt den Besitz von Savoyen nicht wieder und um das Großherzogthum Toskana zu erwerben, mußte sich Spanien nicht blos zur Abtretung des Herzogthums Parma gegen den Inhalt früherer Verträge, sondern auch der amerikanischen Landschaft Louisiana verstehen und diese wurde an die Nordamerikaner verkauft, um die franz. Staatscasse zu bereichern. Nicht weniger war er im Innern bemüht, Alles zu einem unbedingten Gehorsam gegen seine Regierungsbefehle zu bringen. Er wandte seine Aufmerksamkeit auf die Schulen und den Handel, schloß diesen im mittelländischen Meere zu sichern mit Algier (17. Dec. 1801) und mit Tunis (23. Febr. 1802) Frieden, und errichtete am Ende dieses Jahres besondere Handelskammern in den vornehmsten Städten; ließ die in Italien und Ägypten erbeuteten und gesammelten Kunstschätze in einem Museum ordnen; legte neue Straßen, Canäle und andere Bauten an, stellte Preisaufgaben und erhob das Concordat vom 15. Juli 1801 zum Staatsgesetze (8. April), nachdem es die Erörterung des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers bestanden hatte. Durch die Friedensschlüsse von Luneville und Amiens hatte sich B. für Frankreich so unentbehrlich gemacht, daß man neue 10 Jahre seiner Wirksamkeit zuzulegen (7. Juni) im Begriffe stand, als sich unvermuthet der Gedanke eines Consulats auf Lebenszeit entwickelte. Als ihm der Entwurf mit einer Stimmenmehrheit von beinahe 4½ Mill. vorgelegt wurde, sagte er: „Das Leben eines Bürgers gehört dem Vaterlande; das franz. Volk will, daß das meinige ihm ganz und gar geweiht sei; ich gehorche seinem Willen. Die Freiheit, die Gleichheit und die Wohlfahrt Frankreichs werden gesichert werden. Das beste der Völker wird auch das glücklichste sein. Werde ich dann auf den Befehl Dessen, von welchem Alles ausfließt, die Gerechtigkeit, die Ordnung und die Gleichheit auf Erden zurückgeführt haben: so werde ich meine letzte Stunde ohne Bedauern, so wie ohne Unruhe über das Urtheil der Nachwelt schlagen hören." Die Veränderung in der Verfassung Frankreichs ward hierauf wesentlich; der Oberconsul erhielt das Recht, seine Nachfolger zu ernennen und Krieg sowohl zur Vertheidigung der Republik, als

zum Ruhme derselben zu führen. Im J. 1803 ließ nun B. dem Prätendenten (s. Ludwig XVIII.) zu Königsberg in Preußen durch einen Vertrauten Vorschläge zu einer glänzenden Schadloshaltung machen, jedoch war die darauf erfolgte Erklärung nur zu sehr geeignet, B. in die Bahn zu führen, worin er sich von nun an bewegte. Der Friede von Amiens ward von England nicht erfüllt, weder Malta, noch Ägypten, noch das Vorgebirge der guten Hoffnung wurden geräumt, „weil sich Frankreich seit dem Tractate vergrößert habe", und Tageblattschreiber verbreiteten Gehässiges über den Oberconsul; da aber dennoch eine Kriegserklärung von Seiten Englands nicht erfolgte, so ließ B. dessen Gesandten, Lord Withworth, rufen, drang bei diesem auf entschiedene Erklärung, und nach der Abberufung desselben von seiner Regierung (12. Mai) erfolgte auch die des franz. Botschafters von London (16. Mai). So erwünscht aber auch für B. ein Krieg mit England war, so nahm er doch die Miene der Überraschung an, damit das Volk sich gewöhne, in ihm den erblichen Herrscher zu erblicken, erklärte alle in Frankreich befindlichen Engländer von 18 bis 20 Jahren für Kriegsgefangene, ließ mitten unter Zurüstungen durch ein Armeecorps unter Mortier Hanover besetzen und es erfolgte die Convention von Solingen (3. Juni). Der Ersatz für Frankreich war durch die glückliche und rasche Beendigung des Feldzuges (vom 26. Mai bis 5. Juli) für den seit dem Wiederausbruche des Kriegs von England auf dem Meere zugefügten Schaden groß. Ungesäumt schloß nun B. mit Spanien einen Vertrag auf eine jährliche Geldhülfe von 77 Mill. Franken und die von einer britischen Seemacht bedrohten Seestädte Neapels Peschiera, Otranto, Tarent ꝛc. wurden durch Gouvion St. Cyr schon vor Mitte Mai wieder besetzt. Aber B. behandelte, seitdem er den Titel eines Präsidenten der italienischen Republik angenommen hatte, ganz Italien als Souverain und Piombino wurde mit Frankreich vereinigt. Rücksichtslos verfuhr er auch mit der batavischen Republik, die er, obgleich ihre Unabhängigkeit im luneviller Frieden anerkannt worden war, ebenfalls als Provinz behandelte. Nun verschloß er den Engländern die Küsten auf der langen Strecke von den Elbmündungen bis zum Hafen von Tarent und machte vermuthen, daß er eine Landung in England beabsichtige. Hier aber wurden die Gesetze der Angelsachsen und ein Statut Heinrich's III. wieder ins Leben gerufen, wodurch ein allgemeiner Aufstand bezweckt wurde. Nicht weniger als 734 Segel schwärmten in den nordischen Meeren und 7 Flotten blokirten sämmtliche Häfen und Flußmündungen vom Sunde bis zu den Dardanellen. B. hingegen übertraf sich in dieser Zeit an Thätigkeit und eine Anzahl wohlthätiger Einrichtungen, wie die Einführung eines neuen Gesetzbuchs (les cinq codes), die Unterdrückung der kleinen Lotterien, die Einführung von Kunstausstellungen in allen Departements, die Aufhebung der von den Generaleinnehmern verübten Bedrückungen, die Anlegung von Canälen und Straßen waren die vorzüglichsten Früchte derselben. Nie hatte ein erblicher König für Frankreich in so kurzer Zeit so viel gethan und ein Bourbon auf franz. Throne mehr Vertrauen in die Franzosen gesetzt. Vorboten neuer Stürme kamen aber von außen her. Um die Mitte des Jan. 1804 hatte man darauf gewettet, der erste Consul werde den April nicht erleben; Briefe aus Wien an pariser Handelshäuser warnten vor nahen Erdbeben u. dgl. und von drei in Paris aufgefangenen Banditen entdeckte einer eine Verschwörung von 50 Personen gegen B. in der Hauptstadt, die in London verabredet und von englischem Gelde unterstützt wurde; von diesen wurde General Moreau (s. d. Art.) am 20. Febr. verhaftet und zu 2jähriger Gefangenschaft verurtheilt, erhielt aber von B. die Erlaubniß, sich nach Nordamerika einzuschiffen (22. Juni); General Pichegru entleibte sich mitten im Laufe der Untersuchung (6. April). Chouans wurden am 25. Juni guillotinirt, Armand und Jules Polignac, Söhne des ehemaligen Herzogs von Polignac

(ſ. d. Art.), ſo wie Andere begnadigt. Die Unterſuchung warf jedoch auch Verdacht auf den Herzog von Enghien (ſ. d. Art.). Dieſer wurde am 15. März zu Ettenheim verhaftet und den 20. erſchoſſen. Dieſe Hinrichtung erſchütterte ganz Europa, beſonders erklärten ſich die Höfe Schwedens und Rußlands in den ungemeſſenſten Ausdrücken, letzterer rief ſeinen Geſandten Markow ab (31. Aug. 1804) und ſprach von Genugthuung. Die franz. Regierung ſuchte ſich aber durch Bekanntmachung gewiſſer Acten: „Bündniß der Jacobiner Frankreichs mit dem engliſchen Miniſterium" zu rechtfertigen, wo der Briefwechſel Francis Drake's, des engliſchen Geſandten am churbaierſchen Hofe mit dem Jacobiner Mehlé de la Touche, Theilnehmer einer frühern Verſchwörung gegen B., aufgedeckt wird und wo es in einem Briefe Drake's heißt: „es liegt ſehr wenig daran, durch wen das Unthier (Buonaparte) hingeſtreckt werde, wenn nur Alle bereit ſind, ſich der Jagd anzuſchließen." — Obgleich nun aber B. ſchon längſt mit ſich ſelbſt im Reinen war, den Kaiſertitel anzunehmen, ſo mußte doch die letzte Verſchwörung dazu dienen, glauben zu machen, als ob zur Sicherheit und Exiſtenz des franz. Volks ihm der Kaiſertitel aufgedrungen werde; es geſchah eilig die bezweckte Anregung vom Senate, der Stadt Paris und Lyon bei B., worauf eine Botſchaft von St. Cloud (15. April) den Senat aufforderte „ſeinen ganzen Gedanken auszuſprechen." Nur ein einziger Tribun, Carnot, ſprach gegen das Kaiſerthum (30. April). Am 18. Mai ernannte ein Senatusconſultum B. als Napoleon I. zum Erbkaiſer der Franzoſen. Hiermit beginnt ein neuer Act ſeines Lebens. Zum Kaiſer ausgerufen (20. Mai 1804) umgab Napoleon (ſein Familienname wurde nun in den Hintergrund geſtellt) ſeinen Thron ſogleich mit Großdignitairen. So ernannte er von den zu kaiſerlichen Prinzen erhobenen Brüdern Joſeph und Ludwig, jenen zum Großwähler, dieſen zum Connetable des Reichs, Cambaceres ward Reichserzkanzler, Lebrun Reichserzſchatzmeiſter, und die vorzüglichen Generale wurden zu Marſchällen ernannt. Ludwig XVIII. unterließ zwar nicht von Warſchau aus eine Rechtsverwahrung gegen die Thronanmaßung vom 6. Juni 1804 zu erlaſſen; dieſe wurde aber den Franzoſen durch das Amtsblatt bekannt gemacht und nach dem 14. Juli (der Feier des Ordens der Ehrenlegion) reiſte Napoleon in das Lager nach Boulogne ab; gab am 10. Sept. das Decret, welches die großen Decennalpreiſe verordnete, die von ihm eigenhändig am 9. Nov. (18. Brümaire) vertheilt und durch welche große Leiſtungen in allen Wiſſenſchaften belohnt werden ſollten, ordnete auf dieſer Reiſe die Schulden der Rheindepartements, ſchloß einen Vertrag über die Rheinzölle und kehrte Anfangs Novembers nach Paris zurück. Außer England, Schweden, Rußland und der Pforte erkannten ihn alle Fürſten an. Am 2. Dec. erfolgte die Kaiſerkrönung durch den Papſt in der Kirche Notre-Dame, wobei Napoleon ſich die Krone ſelbſt aufſetzte und die Kaiſerin ſie aus den Händen ihres Gemahls knieend empfing. Jetzt wäre die Revolution beendigt geweſen, wenn der grenzenloſe Ehrgeiz Napoleon's ihr nicht eine Ausdehnung gegeben hätte, die ſchwerlich in ihr ſelbſt lag. Durch die Unbeſtimmtheit des Senatusconſultum in der Abſtufung der Auctoritäten ſah er ſich zwar von Allen, die ihr Glück durch ihn bereits gemacht hatten, geſtützt, aber auch gedrängt, ihren Anſprüchen zu gnügen; auch ernannte er ſeinen Stiefſohn Eugen Beauharnais und ſeinen Schwager Joachim Murat zu Prinzen, jenen mit dem Titel eines Staatserzkanzlers, dieſen mit dem Titel eines Reichs-Großadmirals und Gouverneurs von Paris. Bei der Überlegenheit des britiſchen Seeweſens war es Napoleon nie Ernſt mit einer Landung in England geweſen, ſondern er hatte bei den übertriebenen Rüſtungen nur den Zweck gehabt, die Verbündeten dieſer Macht ſchneller auf den Kampfplatz zu locken, wo er des Erfolgs gewiß war. Um aber doch den Vorwurf von ſich abzulehnen, als gehe er noch anders als vertheidigungsweiſe zu

Werke, schrieb er (2. Jan. 1805) an den geisteskranken König von England, Georg III. (s. d. Art.) und sprach vom Frieden, erkannte aber aus der vom Staatssecretair Mulgrave an seinen Minister Talleyrand (s. d. Art.) gegebenen ausweichenden Antwort (vom 14. Jan.) die Verbindungen und Verhältnisse Englands mit andern Mächten, besonders mit Rußland und daß, wenn Rußlands und Frankreichs Streitkräfte auf einander stießen, Östreich oder Preußen oder beide zugleich sich für Rußland zu Stützpunkten hergeben mußten. So des Krieges mit dem festen Lande gewiß verbannte Napoleon alle Schonung aus seinem politischen Verfahren gegen das von England vertheidigte Gleichgewichtssystem, und ein am 12. Jan. mit Spanien abgeschlossener Tractat, der 5 Linienschiffe und 5000 M. Landungstruppen zu seiner Verfügung stellte, ließ ihm nur um so freiern Spielraum. Italiens Angelegenheiten wurden nun auf eine Weise behandelt, daß Östreich sich bedroht sah. Für die Veränderung der italienischen Republik war schon das Nöthige vorbereitet, als am 17. März die vornehmsten Beamteten der italienischen Republik in Paris erschienen, um Napoleon die Krone Italiens anzubieten. Er nahm sie an und führte von dem Tage an den Titel eines Kaisers der Franzosen und Königs von Italien. Am 2. April trat er hierauf mit seiner Gemahlin die Reise zur Krönung nach Mailand an, wo er sich die Krone selbst mit den Worten aufsetzte: „Gott gibt sie mir; wehe dem, der sie antastet!“ (26. Mai) und zum Andenken an diesen Tag den Orden der eisernen Krone stiftete. Am 7. Juni wurde dann sein Stiefsohn Eugen zum Vicekönige von Italien ernannt und gleichzeitig erfolgte die Einverleibung der ligurischen Republik in das franz. Reich; die Republik Lucca wurde in ein Fürstenthum verwandelt, das er an seine mit dem General Bacciocchi (s. d. Art.) vermählte Schwester Elisa verschenkte (26. Juni); das Gebiet Genuas mit Parma, Piacenza und Quastalla wurde mit Frankreich verbunden (30. Juni). Ehe er aber Mailand verließ, ordnete er noch die Verhältnisse der Kirche zum Staate, schaffte viele Klöster, vorzüglich des Bettelordens u. a. ab, die sich nicht mit der öffentlichen Erziehung, Krankenpflege und andern nützlichen Verrichtungen beschäftigten, gab aus den eingezogenen Klostergütern der unbeendigten Domkirche zu Mailand die Mittel, ihren Ausbau zu vollenden, theilte auf dem Schlachtfelde von Marengo das Kreuz der Ehrenlegion aus und legte daselbst den Grundstein zu einer Pyramide. Sein Verfahren gegen Italiens Bewohner war jedoch wohlthätig, obgleich man eine Verletzung des Völkerrechts darin finden wollte. Unterdessen hatte sich vom 3. Dec. 1804 bis zum 11. April 1805 eine Coalition zwischen England, Schweden, Rußland (welches sich anheischig machte, Preußen zum Kriege mit sich fortzureißen) und Östreich gebildet, wonach Frankreich auf allen Seiten angegriffen und durch einen Einfall der Östreicher in dem mit Frankreich verbündeten Baiern der Feldzug eröffnet werden sollte. Um nun das Vertrauen der Coalisirten zu sich selbst zu verstärken, fuhr er fort zu versichern „es werde kein Continentalkrieg entstehen“ und ließ durch das Amtsblatt den Engländern nachmals mit einer Landung drohen. Fast täglich zog er aber frische Truppen nach Italien, ging, nachdem er daselbst Alles angeordnet hatte, nach Paris zurück (Mitte Juli) und begab sich in das Lager von Boulogne (3. Aug.), um die Küsten zu besichtigen. Jetzt erhielt die Küstenarmee den Befehl zur Einschiffung; plötzlich aber ward am 27. Aug., als nur erst ein Corps an den Bord der Flotte gebracht worden war, Befehl zur Ausschiffung gegeben und diese Armee nunmehr die „große Armee“ genannt, in 7 Corps getheilt, und geführt von den Marschällen Bernadotte, Marmont, Davoust, Soult, Lannes, Ney und Augereau, gegen 100000 M. stark, stand Mitte Sept. am Oberrhein. Nach Paris zurückgekehrt erfuhr Napoleon, daß die Östreicher unter dem Erzherzog Ferdinand am 8. Septbr. den Inn überschritten

hatten, was den bisher mit Östreich statt gefundenen Verhandlungen plötzlich ein Ende machte. Am 23. Septbr. erklärte er nun in einer Senatssitzung, sich an die Spitze des Heeres gegen Östreich zu stellen; am 25. und 26. Septbr. ging die französische Armee über den Rhein, Napoleon verband sich Anfang October mit den Churfürsten von Würtemberg und Baden, am 2. Octbr. stießen die baierschen Truppen zu seinem Heere, und schon den 6. ward der östreichische General Mack umgangen und von Napoleon gezwungen, am 15. zu Ulm mit 25000 M. zu capituliren. Auch noch andere Corps streckten das Gewehr und diese 80000 M. starke östreichische Armee war in kurzer Zeit vernichtet. Dagegen waren die französischen Waffen zur See unglücklich; denn die vereinte Flotte der Franzosen und Spanier wurde in der Schlacht bei Cap Trafalgar durch den englischen Admiral Nelson (s. d. Art.) vernichtet (21. Octbr.). Auch Preußen, dessen Neutralität verletzt worden war, gestattete dem russischen Kaiser nicht nur den Durchmarsch eines Heeres durch Schlesien nach Mähren, sondern trat auch der Coalition bei, jedoch nicht, ohne sich dabei Verhandlungen bei Napoleon zur Annahme billiger Bedingungen vorzubehalten. Inzwischen waren nun die Russen unter Kutusow (s. d. Art.) über die Donau vorgedrungen (15. Octbr.), aber Napoleon rückte rastlos vor, Braunau fiel ohne Schwerdtstreich in seine Hände, und als er erfuhr, daß die Östreicher unter dem Erzherzog Karl nach dem blutigen Treffen bei Caldiero (v. 29 bis 31. Octbr.) auf dem Rückmarsche seit dem 1. Novbr. seien, beschleunigte er um so mehr seinen Marsch und schon am 13. Novbr. zog Murat in Wien und Napoleon in Schönbrunn ein, so daß nun die Vereinigung der Russen mit den aus Italien sich zurückziehenden Östreichern unmöglich war. Nachdem sich aber Napoleon durch den General Savary um eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander vergeblich bemüht hatte, erfolgte (am 2. Decbr.) die sogenannte Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (s. d. Art.), und am 4. kam der Kaiser von Östreich zu ihm auf das Schloß zu Austerlitz, wo Beide einen Waffenstillstand schlossen (6. Decbr.), dem zu Folge die Russen ungehindert heimzogen. Auch mit Preußen, das sich von Rußland losgesagt hatte, schloß Napoleon den Vertrag vom 15. Decbr. 1805, nach welchem diese Macht Hanover annehmen, dagegen Cleve und Neufchatel an Frankreich abtreten solle, worüber sich später Preußen und England entzweiten. Am 26. Dec. folgte der Friede von Presburg, der Östreich schöne Provinzen entriß, dagegen Baiern, Baden und Würtemberg vergrößerte. Da aber unterdessen ein Heer von 20000 M. vereinigter Russen und Engländer in Neapel glücklich zu landen versucht hatten (19. Novbr.), schleuderte nun Napoleon, ohne zu fragen, ob Ferdinand IV. im Stande gewesen war, dieser Macht zu widerstehen, jenes Decret vom 27. Decbr. 1805 gegen diesen, wonach diese Dynastie der Bourbons aufgehört hatte zu regieren, und Joseph B. (s. B. Joseph) ward beauftragt, an der Spitze eines Heeres diesen Ausspruch zu vollziehen. Napoleon war nach München, wo seine Gemahlin bereits eingetroffen war, geeilt, und beschenkte zum Neujahr die Churfürsten von Baiern und Würtemberg mit den Königstiteln; der Prinz Vicekönig von Italien ward mit der Prinzessin Auguste, ältesten Tochter des Königs von Baiern, und die Nichte der Kaiserin Josephine mit dem Erbprinzen von Baden vermählt. Napoleon reiste am 17. Jan. 1806 nach Paris ab und nahm nach einem Senatsbeschlusse vom 26. Jan. den Beinamen „der Große" an, konnte sich auch dessen um so mehr erfreuen, da sein gefährlicher Feind Pitt (s. d. Art.) gestorben war (23. Jan.). Am 2. März eröffnete er nun die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers, in welchen die Weltherrschaft Frankreichs laut ausgesprochen wurde; mit England wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft, deren Veranlassung diese Macht selbst gab (26. März), und das Familien-Statut vom 20. März 1806 gab Napoleon eine unumschränkte Herr-

schaft über alle Regenten seines Hauses. Am 30. März ernannte hierauf Napoleon seinen Bruder Joseph zum Könige von Neapel und Sicilien, nachdem sich Ende Januar Ferdinand IV. (s. d. Art.) geflüchtet hatte, und nicht lange darauf wurde auch die batavische Republik, die er in das Königreich Holland umschuf, mit einem Könige in seinem Bruder Ludwig (s. B. Ludwig) beschenkt (24. Mai), Murat wurde zum Großherzog von Berg, und Talleyrand, Bernadotte und Berthier wurden zu Fürsten ernannt (s. d. Artt.). Seinen übrigen ausgezeichneten Generalen wies er in den eroberten Ländern Dotationen an. Bei einem Kriege mit Rußland aber, der zur Sicherung Napoleon's unvermeidlich schien, war das Königreich Preußen nicht aus den Augen zu verlieren. Die Ursachen eines Krieges mit letzterm wurden Holland und der Rheinbund (s. d. Artt.) (12. Juli), zu dessen Protector sich Napoleon aufwarf, indem er Alles aufbot, Friedrich Wilhelm III. zu solchen Erklärungen zu vermögen, die ihm das Recht gäben, förmlich gegen ihn zu Felde zu ziehen. Auf die Nachricht von dem Vorrücken der preußischen Heere forderte er die Mitglieder des Rheinbundes zur Vertheidigung der gerechten Sache auf, und am 25. Septbr. war er schon auf dem Wege nach Mainz, wo ihm der General Knobelsdorf ein Schreiben Fr. Wilhelm's III. überreichte, dessen Inhalt zwar unbekannt geblieben ist, worauf er aber lächelnd zu Berthier sagte: „Marschall, wir haben eine Ausforderung erhalten, welche auf den 8. Octbr. lautet" (an welchem Tage Napoleon's Antwort erfolgen sollte) — „ohne auszuruhen, müssen wir nach Sachsen vordringen." Ohne daß die Preußen zum Angriffe kamen, umging er ihren linken Flügel, schlug am 9. und 10. Octbr. einzelne Corps bei Schleiz und Saalfeld, bereitete so die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (s. d. Artt.) vor, schlug an beiden Orten die Preußen am 14. Octbr. gänzlich, und trennte hierauf Sachsen von dem Bunde mit Preußen. Panisches Schrecken hatte Alles ergriffen, und bei einer lebhaften Verfolgung war bei den einzelnen Corps an keinen nachdrücklichen Widerstand zu denken; viele Plätze ergaben sich ohne alle Gegenwehr. Während der friedlich gesinnte König von Holland gegen Hanover vordrang, um Hameln zu berennen, mußte General Mortier das Fürstenthum Fulde besetzen und den Churfürsten von Hessen aus seinem Lande verjagen. Dem Herzoge von Braunschweig, der um Schonung seiner Lande flehte, ließ Napoleon zurücksagen: „sein Haus habe aufgehört zu regieren." Eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Unfällen brachte die preußische Monarchie binnen Monatsfrist ihrer Auflösung nahe. Nachdem Napoleon in Berlin eingezogen war (28. Octbr.) ließ er am 21. Novbr. ein Decret bekannt machen, wodurch England in Blokadezustand erklärt ward, und dieß bildete die Einleitung zu dem in der Folge so verrufenen Continentalsysteme (s. d. Art.). Dieß aber und die übertriebensten Forderungen an Preußen vermochten den König, die seit Anfang November eingeleiteten Friedensunterhandlungen mit Napoleon abzubrechen (1. Decbr.). In Posen unterzeichnete dieser nun am 11. Decbr. den Frieden mit Sachsen, dessen Truppen er auf dem Schlachtfelde bei Jena von der Krigsgefangenschaft losgesprochen hatte. Zwar eilten 90000 M. Russen unter den Generalen Bennigsen und Burhöwden den Preußen (40000 M.) zu Hülfe, aber die Schlacht bei Pultusk (26. Debr.) entschied nichts, und nach der nach einer mehrwöchentlichen Waffenruhe erfolgten mörderischen Schlacht bei Preußisch-Eilau (7. u. 8. Febr. 1807), wo nach russischen Berichten 30000 Franzosen fielen, räumte Bennigsen in der nächstfolgenden Nacht das Schlachtfeld, während sich Napoleon hinter die Passarge zurückzog, am 14. Juni aber die Russen und Preußen bei Friedland vollständig schlug und sein Hauptquartier zu Tilsit nahm. Nun ward aber ein Waffenstillstand mit Rußland geschlossen (21. Juni), der am 25. auch auf Preußen ausgedehnt wurde, und an eben diesem Tage erfolgte die Zusam-

menkunft Napoleon's mit dem Kaiser Alexander auf dem Niemen, worauf am 7. und 9. Juli der Friede von Tilsit unterzeichnet wurde, dem zu Folge „der König von Preußen auf die Verwendung des Kaisers Alexander die Hälfte seiner Staaten zurückerhielt." Doch blieb Danzig in den Händen Napoleon's zur Abwehr des englischen Handels, und Westphalen, Franken, Niedersachsen mit Magdeburg und der Altmark wurde in ein Königreich Westphalen verwandelt, welches der jüngste Bruder des Siegers Hieronymus erhielt. In dieser Zeit politischer Stürme spielte Napoleon, durch die Freundschaft Alexander's gehoben, den Universalmonarchen mit großer Verwegenheit, und eilte, seine Franzosen in Preußen unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Brune zurücklassend, im Triumphe über Dresden (17. Juli) nach St. Cloud, wo er die Aufwartung deutscher Fürsten empfing. Seine erste Sorge war nun, das Tribunat aufzuheben (19. Aug.); er gab dem Reiche jedoch ein neues Institut durch Errichtung eines Rechnungshofes (cour des comptes); sodann erfolgte die Organisirung des Königreichs Westphalen. Die Zerstörung Copenhagens durch die Engländer vom 2. bis 7. Septbr. und die hierauf erfolgte Entführung der dänischen Flotte durch dieselben führte auch den Kronprinzen von Dänemark in seine Armee, und am 16. Octbr. ließ er 16000 Spanier aus Hetrurien zur Deckung Dänemarks gegen die Engländer dahin aufbrechen. Auch zur freien Einwirkung auf die pyrenäische Halbinsel stand ihm nun nichts mehr entgegen, und längst war das nach Portugal bestimmte Heer unter Marschall Junot auf dem Marsche, als er mit Spanien durch Alcudia (s. d. Art.) zu Fontainebleau die geheime Convention vom 27. Octbr. 1807 schloß, nach welcher das Haus Braganza aus Portugal verjagt, das Reich selbst aber zwischen Alcudia und Napoleon getheilt werden sollte. Hierdurch wurde zugleich die große Revolution eingeleitet, welche sich mit der Freiwerdung des spanischen und portugiesischen Amerika endigen sollte. Den Prinz-Regenten von Portugal trieb die Gefahr vor den Forderungen Napoleon's nach Brasilien (29. Novbr.), und den Tag nach dessen Einschiffung rückte Junot in Portugal ein. In Spanien erfolgten nun die Auftritte, wie sie eine verkehrte Politik nur herbeiführen konnte; der geheimgehaltene Tractat von Fontainebleau hatte in Madrid die traurigsten Folgen. Um aber die entstandene Umwälzung noch vollständiger einzuleiten, machte Napoleon gegen Ende d. J. eine Reise nach Italien, verwandelte das von ihm gestiftete Königreich Hetrurien wieder in ein Großherzogthum Toscana und schlug es zum französischen Reiche, so daß am Schlusse des J. 1807 ganz Italien ein Bestandtheil des französischen Reichs war, nur den Kirchenstaat, bestehend aus den Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino, ausgenommen. Merkwürdig vor Allem aber ward Napoleon's Aufenthalt in Italien durch das Decret von Mailand vom 17. Decbr. 1807, eine Verschärfung des bekannten berliner Blokadedecrets enthaltend. Jenes Decret, worin er im Namen sämmtlicher Souveraine Europas sprach, den König von Schweden und den Papst ausgenommen, setzte aber in allgemeines Erstaunen. England hatte jedoch durch die gewaltsame Entführung der dänischen Flotte die Veranlassung dazu gegeben. Rußland erhob sich am 6. Novbr. gegen England und legte nach 4 Tagen auf die englischen Schiffe in russischen Häfen ein Embargo; ihm folgte Preußen und Östreich, dieses am 9. Novbr., jenes am 1. Decbr. Der Mittelpunkt und die Seele dieser Richtung gegen seinen Erbfeind war Napoleon, und es hatte mithin am Schlusse des J. 1807 sein Herrscherleben als Universalmonarch den Höhepunkt erreicht. — Zu Anfange dieses Jahres vereinigte Napoleon die Städte Kehl, Cassel und Wesel mit Frankreich und sicherte sich den freien Eintritt in das Königreich Holland, und während Rußland Schweden bekriegte (seit Febr.), ergriff Napoleon Maßregeln, den Fortgang seiner Unternehmungen zu sichern. Die erste war die Beschrän-

kung des Papstes, indem er dem vorgeschlagenen Generale Miollis den Auftrag ertheilte, sich Roms und des ganzen Kirchenstaats zu bemächtigen, so wie den Papst in seinem Palaste auf eine Art gefangen zu halten, daß nichts Nachtheiliges für Frankreich von ihm ausgehen könne. Eine andere war die Stiftung eines Erbadels (1. März). An die geschaffenen Könige, Prinzen und Herzöge mußten sich untergeordnete Titel von Grafen, Baronen und Rittern anschließen, „um den kaiserlichen Thron mit dem Glanze zu umgeben, der seiner Würde zukäme". Während dem hatte Napoleon 80000 Conscribirte unter dem Vorwande gefordert, als wäre die ganze pyrenäische Halbinsel von den Engländern bedroht; seine Generale bemächtigten sich unter dem Vorgeben, sie wären Freunde und Verbündete, mit einer Entschlossenheit der spanischen Grenzfestungen, die keinen Widerspruch gestattete, und als sich der Großherzog von Berg der Hauptstadt näherte, war die Bestürzung der Königsfamilie so groß, daß sie nach Mexiko auszuwandern entschlossen war. Der Friedensfürst war in Verzweiflung; die Leidenschaft des Volkes stieg immer mehr und am 19. März erfolgte die Abdankung Karl's IV. (s. d. Art.) und der Prinz von Asturien ward als Ferdinand VII. (s. d. Art.) zum Könige ausgerufen. Durch geheime Ränke wußte aber N. die Zwistigkeiten zwischen Ferdinand und seinen unköniglichen Eltern zu erhalten, um sich dann zum Richter zwischen beiden Parteien aufwerfen zu können. Am 23. März besetzten die Franzosen Madrid und während die französischen Blätter vorher nur von Erschütterung des spanischen Thrones gesprochen hatten, behaupteten sie jetzt: „Karl IV. habe die Krone nicht freiwillig niedergelegt, die äußerste, die widerrechtlichste Gewalt sei im Spiele, der große Proceß schwebe vor dem Richterstuhle des Kaisers und werde zu Bayonne abgeurtheilt werden". Am 2. April ging N. von St. Cloud nach Bayonne ab, wohin sich auch Ferdinand VII. locken ließ, dessen Eltern freudig dem Rufe N.'s folgten. Es ward diesem nicht leicht, Ferdinand zur Thronentsagung zu bewegen; als aber die Königin gleich einer Megära N. bat, „den Entarteten aufs Blutgerüst führen zu lassen", widerstand der unglückliche Ferdinand nicht länger und am 6. Mai wurde die Entsagungsacte unterschrieben. N. konnte durch ein einziges Wort, einen einzigen Zug tief erschüttert werden; so auch hier: außer sich lief er in den Schloßgarten, um frische Luft zu schöpfen und konnte den Gedanken an eine Mutter nicht los werden, die ihren Sohn aufs Blutgerüst wünschte. — Die spanischen Bourbons wurden nach Compiegna zu Valançay versetzt; und N.'s Bruder, Joseph, vom Throne Neapels nach Bayonne gerufen, um durch diesen den eben erledigten Thron wieder zu besetzen; der Großherzog von Berg (s. Murat) bestieg den Thron von Neapel (15. Juli) und das dadurch erledigte Großherzogthum gab N. später dem unmündigen Sohne seines Bruders Ludwig. Bereits am 2. Mai hatten aber in Madrid zwischen den Eingebornen und den Franzosen die blutigsten Auftritte statt gefunden; eine gleiche Erbitterung gegen diese hatte sich dem ganzen Reiche mitgetheilt, die sich am vollständigsten bei der Belagerung von Saragoza offenbarte und erst nach der mörderischesten Schlacht auf den Höhen von Medina de Rio Secco (14. Juli) langte der neue König in Madrid an. Zu derselben Zeit brach auch in Portugal eine allgemeine Insurrection aus, die nach der Capitulation von Cintra (Ende Aug.) mit dem Abzuge der Franzosen aus diesem Lande endigte. Auf das Kräftigste wurde die pyrenäische Halbinsel von England unterstützt. N., der jetzt fühlte, daß Ruf und Ruhm auf dem Spiele stand, war entschlossen, sich selbst an die Spitze des gefahrvollen Unternehmens zu stellen, und um den Erfolg in neuen Glanzthaten zu sichern, wurden die krieggewohnten Truppen aus Preußen abgerufen, wodurch dieß unglückliche Königreich die erste Erleichterung erhielt. Um sich aber die öffentliche Meinung zu erhalten,

hauptsächlich aber um auf Östreich ein wachsames Auge zu haben, welches durch starke Rüstungen seine Aufmerksamkeit erregte, lud er den Kaiser Alexander nebst vielen andern europäischen Regenten auf den 17. Sept. zu einer Zusammenkunft in Erfurt ein. Nach 17tägigem Beisammensein, binnen welchem beide Kaiser England vergeblich zum Frieden zu bewegen suchten, trennte man sich wieder. Inzwischen hatte Spanien die drohendste Stellung angenommen; 10000 Spanier entkamen aus dem Norden glücklich nach Großbritannien, von wo sie zeitig genug nach Spanien übergesetzt wurden. Von Paris, wohin N. (Mitte Oct.) zurückgekehrt war, ging er daher, nachdem er die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers eröffnet hatte (29. Oct.) nach Bayonne ab; schlug am 19. Nov. die Spanier unter Cuesta bei Burgos, besiegte Blaka bei Espinosa (11.), sprengte ein spanisches Heer unter Castaños und Balafox bei Tudela (23.) und am 4. Dec. ergab sich Madrid. Spanien war gedemüthigt. Nun schaffte er die Inquisition ab, setzte die Zahl der span. Klöster bis auf ein Drittel herab und übertrug seinen Generalen die Verfolgung jener Engländer, die aus Portugal vorgedrungen waren und sich nach einem hitzigen Treffen bei Lugo (10. Jan. 1809) einzuschiffen genöthigt sahen. Mehrere Plätze Spaniens bewiesen jedoch eine beispiellose Standhaftigkeit und in Sevilla hatte die Centraljunta von Madrid mit Georg III. am 14. Jan. einen Friedens- und Bündnißvertrag geschlossen, was durch die Anstalten, welche Östreich gegen Frankreich traf, besondern Nachdruck erhielt. Östreichs Entschluß, den Kampfplatz aufs Neue zu betreten, fand auch eben so viel Billigung als Bewunderung, indem N.'s Politik den allgemeinsten Unwillen erregte, obgleich auch seine Widerstandsmittel bei weitem überwiegend waren. Denn er hatte nicht weniger als 12 Armeen auf den Beinen, die von dem Marke Polens, Preußens, Dänemarks, Hanovers, Dalmatiens, Albaniens, Italiens, Neapels und Spaniens genährt wurden, außer den zahlreichen Rheinbundstruppen und den 160000 Conscribirten des vorigen Jahres. Aber um seine am meisten bedrohten Bollwerke in Deutschland zu stützen, mußte er Spanien verlassen und Östreich besiegen. Deßhalb forderte er schon von Valladolid die Rheinbundsfürsten auf, ihre Contingente in Bereitschaft zu halten und seine Marschälle erhielten Befehl, nach Baiern zu ziehen. Östreich sendete eine Armee von 36000 M. gegen das Herzogthum Warschau, eine andere 70000 M. stark gegen Italien, und der Erzherzog Karl ging am 9. April mit 220000 M. über den Inn. N., davon am 12. in Paris unterrichtet, war schon am 16. in Dillingen und nachdem er sich zu Donauwerth von der Stellung des Erzherzogs überzeugt hatte, rief er aus: „Die Rechnung ist leicht gemacht; innerhalb 3 Tagen wird Deutschlands Sache entschieden sein" (17. April). Oudinot schlug die Östreicher bei Pfaffenhofen und Davoust gleichzeitig bei Thann (19.). Am 20. April griff N. den Mittelpunkt des Feindes bei Abensberg an und schlug ihn, eben so bei Eckmühl (22.); Regensburg fiel (23.) und der Erzherzog Karl zog sich nach Böhmen zurück. Außerordentliches war vollbracht, der Weg nach Wien geöffnet; fernere Anstrengungen der Östreicher waren vergeblich. Am 10. Mai langte N. vor Wien an, dessen Vorstädte bereits von Franzosen besetzt waren, löste nach der Capitulation Wiens (12. Mai) die östreichische Landwehr auf, lud (15.) die Ungarn ein, sich eine neue Dynastie aus ihrer Mitte zu wählen und erklärte am 17. Mai den gesammten Kirchenstaat, da alle Versuche, den Papst zu einer Verzichtleistung auf seine weltliche und zeitliche Macht zu bewegen, scheiterten, für einen Bestandtheil des französischen Reichs, nach dessen Besitznahme (9. Juni) ihn der Papst zwar in Bann (11. und 12. Juni) that, dieser aber hierauf nach Savona gebracht ward. Zwar verlor N. am 21. und 22. Mai gegen den Erzherzog Karl die Schlacht bei Aspern und Eßlingen und die erwarteten Russen, die

endlich an Galiziens Grenzen erschienen, zogen sich bald wieder zurück (Ende Mai). Für Östreichs Vortheil wirkte auch der Aufstand in Tyrol sehr thätig (s. d. Art. u. d. Art. Hofer); aber was in Deutschland zur Abschüttelung des französischen Jochs versucht wurde, schlug fehl (s. d. Artt. Schill, Major; Dörnberg, Oberst) und fruchtlos war der Zug der Östreicher nach Italien, so wie der nach Polen geblieben. — Verstärkt durch mehrere Armeecorps ging N. (in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli) zum zweiten Male über die Donau; ein Angriff bei Enzersdorf auf die Östreicher an diesem Tage entschied zwar nichts, desto entscheidender aber für ihn war der 6. Juli, wo er in dem furchtbaren Kampfe bei Wagram den Feind schlug, worauf der Waffenstillstand von Znaym folgte. Jetzt erst erschienen die Engländer auf Östreichs längst vorhergegangenes Ansuchen an der Schelde und besetzten nun zwar die Insel Walcheren, verfehlten aber im Ganzen ihren Zweck im hohen Grade. N. hatte gute Ursachen, nicht länger in Wien zu verweilen, wenn seine und Frankreichs Angelegenheiten sich nicht täglich verschlimmern sollten; am 14. Oct. schloß er daher den Frieden von Wien. Am Tage vorher lief er aber zu Schönbrunn Gefahr, von einem jungen Deutschen, Namens Staps, eines Predigers Sohn aus Naumburg, ermordet zu werden, der jedoch ergriffen und, N.'s Begnadigung verschmähend, hingerichtet ward (14. Oct.). Frankreich hatte unterdessen außer durch die Scheldeexpedition die beträchtlichsten Verluste in Amerika, Afrika und in den ostindischen Gewässern erlitten, so daß es Ende d. J. aller seiner Colonien beraubt war. — Am 26. Oct. kam N. nach Paris zurück, ihm folgten sämmtliche Könige des Rheinbundes und er feierte in ihrer Gegenwart den Tag der Kaiserkrönung (2. Dec.) — Der Empörungsgeist der Spanier nahm jedoch zu; das Verhältniß Frankreichs zu Rußland war so gut wie aufgelöst; in Italien schwankte Alles; selbst Frankreichs Bewohnern konnte der vorgespiegelte Ruhm keinen Ersatz mehr für die großen Opfer geben; N. selbst konnte seine Lage nicht vortheilhaft nennen, zugleich erkannte er aber seine seit dem 18. Brumaire übernommene Rolle und sagte zu einem seiner Vertrauten: „Ein großer Ruf ist ein großer Lärm; je mehr man davon macht, desto weiter verbreitet er sich. Meine Macht hängt an meinem Ruhme, mein Ruhm aber hängt an den Siegen, die ich davon getragen habe. Eroberung hat mich zu dem gemacht, was ich bin und nur Eroberung kann mich aufrecht erhalten. Eine neue Regierung muß blenden und in Erstaunen setzen; wirft sie keinen Glanz mehr, so zerfällt sie". Zu seinen Plänen in Bezug auf Spanien und England war daher eine neue Täuschung nöthig, und da nach Rußland nur Östreich ihm schaden konnte, so mußte zuerst diese Macht gewonnen werden. Nachdem er daher am 10. Januar sich von seiner kinderlosen Gemahlin getrennt hatte, bewarb er sich um die Hand der Erzherzogin Marie Louise von Östreich und am 2. April wurde das kaiserliche Paar durch den Cardinal Fesch zu Paris getraut. — Ferner war der Besitz der Nordküsten nöthig; daher ward Hollands Selbstständigkeit aufgehoben und dieses Land am 9. Juli 1810 mit Frankreich vereinigt, nachdem sein Bruder Ludwig den 1. Juli abgedankt hatte. Eben so zog N. von Wesel aus schief durch das nördliche Deutschland bis Lübeck die neue französische Grenze und setzte sich in den Besitz der Ems-, Weser- und Elbemündungen, wodurch er aber mehrere Eingriffe in bestehende Verträge und Differenzen mit Rußland und Schweden erregte, zumal da der vertriebene Herzog von Oldenburg sich in russischen Schutz begab. Das französische Reich hatte jetzt 130 Departements, die von 41 Mill. Menschen bewohnt waren. — Auch auf der pyrenäischen Halbinsel erfochten N.'s Heere im J. 1810 unter den Marschällen Massena und Soult manchen Sieg, litten aber auch durch Einzelgefechte, und seine Militairregierungen und die eigenmächtigen Verfügungen seiner Generale über die Hülfsquellen dieses Landes erbitterten die

Spanier immer mehr. Am 20. März 1811 gebar die Gemahlin N.'s einen Thronerben, der schon vor seiner Geburt als König von Rom bezeichnet ward. Frankreich sah jetzt bedeutungsvolle Institutionen zum Dasein kommen; auf verschiedene Zweige der Gerichtsordnung und des Handels, die Verwaltung, wandte N. seine Aufmerksamkeit; dagegen war ein neues Decret gegen die Presse vom 13. Oct. noch drückender als alle frühern. Doch eine Rekrutirung der Armee (120000) von der Conscription 1812 (21. Dec.) belebte Frankreich und zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich, da man den Zweck derselben noch nicht deutlich erkannte; denn Spanien war bis auf Cadix und Alicante Ende 1811 erobert. Europas politischer Himmel fing daher im folgenden Jahre an sich zu verfinstern und Alles war auf seiner Hut. Schwedens Land- und Seemacht nahm eine Ehrfurcht gebietende Stellung an, Preußen erwachte zum neuen innern Leben, Rußland suchte zu Georgewo mit der Pforte Friede zu machen, was jedoch N.'s Politik geschickt zu hindern wußte, denn auf letzteres war es abgesehen. Die ersten Monate des J. 1812 wurden in Frankreich mit Rüstungen zu einem bevorstehenden Kriege hingebracht und alle Vorkehrungen zur Ausführung des Plans getroffen. Schweden näherte sich zwar dem russischen Kaiser und schloß mit diesem einen Allianztractat gegen Frankreich und mit England Frieden, aber Östreich versprach N. mit 30000 M. zu unterstützen, England verwickelte er in einen Krieg mit Nordamerika, und mit Preußen schloß er das Defensivbündniß vom 24. Febr. Ganz Mitteleuropa hatte er in Bewegung gebracht, um „das Continentalsystem aufrecht zu erhalten" und reiste am 9. Mai, als er in Frankreich alle Anstalten zur Sicherheit getroffen hatte, von St. Cloud nach Dresden ab, wo er die deutschen Fürsten um sich versammelte und Alexander's Ultimatum verwarf (28. Mai), das sich gegen die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg ins französische Reichsgebiet, das Continentalsystem und die bedenkliche Vergrößerung des Herzogthums Warschau aussprach. Am 18. Juni traf N. in Gumbinnen ein, wo er die Kriegsheere musterte. Ihn begleiteten nach Rußland die Könige von Neapel und Westphalen, sein Adoptivsohn der Vicekönig von Italien und sämmtliche Marschälle Frankreichs, den in Ungnade gefallenen Massena ausgenommen. Das über 500000 M. starke Heer rückte nun nach dem Niemen vor. Der linke Flügel aus dem preußischen Contingente (20000 M.) und französischen und polnischen Truppen bestehend, drang über Tilsit nach Dünaburg vor; das Centrum, bestehend aus dem Kerne der französischen Truppen, den Garden, Italienern ꝛc., geführt von Davoust, Oudinot, Ney, Murat u. A., brach von Elbing, Heilsberg, Thorn und Plock in verschiedenen Zügen nach Kowno auf. Der rechte Flügel, bestehend aus Polen, Franzosen und dem östreichischen Contingente (30000 M.) unter dem Könige von Westphalen, Schwarzenberg und Vandamme, nahm von Warschau, Pulawy und Lublin aus seine Richtung nach Grodno, Mir, Rozana und Slonin. Die Russen, mit Einschluß von 17000 Kosaken, nur 250000 M. stark, hatten bei ihrer Stellung den rechten Flügel an das baltische Meer gelehnt und dehnten ihre Linie, die vorzüglichsten Punkte Kurlands deckend, über Szawle, vorwärts von Wilkomir, Wilna, Grodno u. Slonin aus, unter General Essen II., dem Kriegsminister Barclay de Tolly, dem Generallieutenant Grafen v. Witgenstein, dem General Pahlen u. A.; der Kosakenhetman Platow hatte seine Stellung in Bialystock, ein besonderes, aber nicht vollzähliges Heer deckte Volhynien. Bis nach Wilkowisky vorgedrungen sagte er daher in einer Proclamation (22. Juni) zu seinem Heere: „Der zweite polnische Krieg hat seinen Anfang genommen; Rußland hat seine Eide gebrochen — es wird von seinem Verhängnisse fortgerissen und sein Geschick wird vollendet werden". Am folgenden Tage erfolgte der Übergang des französischen Centrums

über den Niemen. Die Russen aber zogen sich zurück und suchten den Feind durch Märsche zu ermatten und hierdurch gewannen die Begebenheiten eine ganz andere Gestalt; ein anderer Plan mußte entworfen werden. Nachdem daher N. die Deputation des polnischen Adels, welche die versprochene Wiederherstellung Polens verlangte, mit leeren Entschuldigungen abgefertigt hatte, suchte er nun die zweite russische Westarmee von der ersten zu trennen und Davoust mußte von Wilna auf Minsk und Bobruisk vorgehen. Ihm folgte der König von Westphalen an der Spitze der Polen. Dieser wurde aber bei Romanow und Mir geschlagen und unterdessen entkam der Fürst Bagrathion, Befehlshaber der zweiten Westarmee; Davoust schob die Schuld auf den König von Westphalen und ein Streit darüber zwischen diesem und N. endigte damit, daß Hieronymus nach Cassel zurückging. Am 1. August langte N. mit dem Centrum bei Witepsk an und entwarf den Plan zur Schlacht bei Smolensk, die am 17. Aug. gekämpft wurde und so blutig war, daß sie den Franzosen 10000 M. an Todten und Verwundeten kostete. Barclay de Tolly (Befehlshaber der ersten Westarmee) verließ während der Nacht die brennende Stadt, um sich auf Moskau zurückzuziehen, ohne daß Marschall Junot seinen Auftrag, ihn abzuschneiden, ausführen konnte und auch das blutige Gefecht bei Valutina-Gora, welches Barclay de Tolly, durch neue Truppen verstärkt, diesem lieferte, brachte den Franzosen keinen großen Vortheil. Die Eifersucht zwischen Barclay de Tolly und Bagrathion bewog hierauf Alexandern die beiden Westarmeen zusammenzuschmelzen und sie unter den Oberbefehl des eben von der Donau zurückkehrenden 70jährigen Golenitschew Kutusow (s. d. Art.) zu stellen, und nun wurde das Dorf Borodino, 14 Werst vorwärts Mosaisk gelegen, zu dem Punkte gewählt, wo man den Feind erwarten wollte. N. war den Russen nachgezogen in der Hoffnung durch die Einnahme Moskau's Alexandern zu unterwerfen und kam am 5. Sept. ins Angesicht des russ. Heeres mit dem Vorsatze zu schlagen. Als am 7. Sept. früh die Sonne hell hervortrat, rief N.: „dieß ist die Sonne von Austerlitz" und schlug hierauf die schwächern Russen in einem furchtbaren Kampfe (s. Schlacht an der Moskwa). Diese zogen sich aber in großer Ordnung zurück und erst den folgenden Tag konnte N.'s Avantgarde Mosaisk besetzen. Um den Plan N.'s scheitern zu machen, ward nun von den Russen der denkwürdige Beschluß der Niederbrennung Moskaus gefaßt und diese angeordnet. Mit dem Gouverneur von Moskau war in diesem Falle die Räumung der Hauptstadt verabredet und die Einwohnerschaft der Hauptstadt bis auf 15000 der untersten Volksclasse schloß sich an das russ. Heer an, das sich nach Kaluga zurückzog. Am 14. Sept. hielt N. seinen eben nicht glänzenden Einzug in Moskau und nahm Besitz vom Kreml; aber betrogen in seiner Erwartung von den hier gehofften Hülfsmitteln, sah er sich vollends bis zur Bestürzung getäuscht, als bald in allen Quartieren der Stadt Feuer ausbrach und er sah sich genöthigt, zu Fuße die Stadt zu verlassen; seine Verlegenheit wurde durch den Kaltsinn, womit Alexander die bereits gemachten Friedensanträge aufnahm, nur noch vermehrt. Unter der Zeit eilten die Russen unter Tschitschakof u. A. auf den Kriegsschauplatz. Anstatt aber schleunig auf Smolensk und Wilna zurückzugehen oder die Russen zu verfolgen, ließ N. sich mit Friedensunterhandlungen länger hinhalten; denn den Russen kam es nur auf Zeitgewinn an. Nachdem er aber am 15. Oct. alle Kranke und Verwundete nach Smolensk vorangeschickt hatte, gab er nach einem 34tägigen Aufenthalte in und um Moskau den Befehl zum Aufbruche, worauf am 18. Oct sein aus nur noch 100000 M. bestehendes Heer nach Kaluga aufbrach. Nur Marschall Mortier blieb zurück, um den Kreml in die Luft zu sprengen, was 5 Tage nachher theilweise geschah; gerade an dem Tage, wo in Paris die außerordentliche, die Umstoßung des Throns bezweckende Verschwörung ausbrach.

Nachdem Kutusow der franz. Reiterei unter dem Könige von Neapel eine Niederlage beigebracht hatte (18. Oct.), kam er N. auf halbem Wege entgegen und zwang diesen, seinen Weg nach Smolensk einzuschlagen. Der Fürst Poniatowsky war den 22. auf Vareja marschirt, wohin das ganze Heer zu folgen im Begriffe stand, als man am 23. erfuhr, die Russen zögen sich nach Malo-Jaroslawez. Um von ihnen nicht beunruhigt zu werden, mußte man sie schlagen. Dieß that der Vicekönig von Italien und eroberte die Stadt (24. Oct.); doch war dadurch wenig gewonnen, weil Kutusow den Weg nach Wisma einschlug und den General Miloradowitsch zwischen seinen Truppen und der Straße von Mosaisk marschiren ließ, indeß die Kosaken den Marsch des Feindes durch Abbrechung der Brücken ꝛc. erschweren sollten. Die Franzosen gingen mit unendlichem Nachtheile zurück; auf dem langen Wege von Malo-Jaroslawez bis Smolensk waren sie ohne Brod und Fourage, und wurden von einem an Reiterei überlegenen Feinde rastlos verfolgt. Bald lösten sich die Regimenter in Nachzügler auf, die entweder von den russ. Soldaten gefangen genommen oder von den Bauern erschlagen wurden; auch mußte das Geschütz wegen des entstandenen Glatteises zurückgelassen oder vergraben werden. Unter so unsäglichen Beschwerden langte das franz. Heer etwa 60000 M. stark am 9. Nov. in Smolensk an; an Erholung war nicht zu denken und zu andern Übeln gesellte sich jetzt eine ungewöhnliche Kälte. N. ging bei dem ferneren Rückzuge mit seinen Garden voran und stieß bei Krasnoi auf einen ihm bei weitem überlegenen Heerestheil Kutusow's, den er unter dem Beistande des Vicekönigs von Italien schlug (18. Nov.). Marschall Ney, dessen Ankunft nicht abgewartet werden konnte, sah sich in Gefahr, abgeschnitten oder gefangen genommen zu werden und rettete sich nach mehrern vergeblichen Versuchen, das russ. Heer zu durchbrechen, mit Aufopferung seines Geschützes rechts über den Dnieper, von wo aus er bei Orsza zu N. stieß. Während jetzt Kutusow mit seinem Heere von der Verfolgung ausruhete, operirten seine Feldherren im Westen und Nordwesten. Dort hatten sich Admiral Tschitschakof und General Tormasow vereinigt und Schwarzenberg verdrängt, hierauf war Tschitschakof über Minsk nach Borisow aufgebrochen, hatte die Polen zurückgeschlagen und sich in den Besitz dieser Stadt gesetzt (24. Nov.). Im Nordwesten hatte Wittgenstein verstärkt durch die in Finnland gestandenen Divisionen die Franzosen unter Oudinot's Befehl aus ihren Verschanzungen bei Polotzk (20. Oct.) vertrieben und sich dann wieder nach der Beresina gewendet, und seine Vereinigung mit Tschitschakof würde den Überrest der Franzosen dort aufgerieben haben, hätte nicht Marschall Victor, von Cadiz abberufen, an der Spitze eines neuen Armeecorps (des neunten) jetzt den Kriegsschauplatz betreten. Während Oudinot nach Borisow wieder vordrang und nach dem Übergange über die Beresina zwischen hier und Borisow eine das von Smolensk ankommende Heer deckende Stellung angenommen hatte, warf sich Victor zu eben diesem Zwecke dem Grafen von Wittgenstein entgegen. Am 25. Nov. langten die Trümmer der großen Armee an der Beresina an und während sich also Oudinot mit Tschitschakof und Victor mit Wittgenstein schlug, wurde der Übergang bei Semlin bewerkstelligt (27.). Er dauerte 2 Tage und übertraf an Furchtbarkeit, da alle Ordnung aufhörte, Alles, was die neuere Kriegsgeschichte aufzuweisen hat; über 7000 Menschen verunglückten; Victor verlor 1100 M., General Partonneaux wurde mit 3 Brigaden gefangen und außerdem fielen gegen 6000 Nachzügler in die Hände des Feindes. Hier endete jene „große Armee", die seit mehrern Jahren das Schrecken Europas gewesen war, und Preußen und Östreicher ausgenommen, welche letztere sich nach Galizien zurückgezogen hatten, blieben 3 Tage nach jenem Übergange von einer halben Million Streiter nur 7000 M. Fußvolk und 1800 Reiter übrig, welche Wider-

ſtand leiſten konnten. Mit ihnen und den Nachzüglern langte der König von Neapel, dem N. das Obercommando übertragen hatte, in Wilna an, wo er noch große Verluſte erlitt. Am 5. Dec. reiſte N. mit Coulaincourt, Duroc und Mouton von Smorgoni ab und langte am 18. Dec. nach Mitternacht in Paris an, um in aller Eile alle Unfälle zu verbeſſern und den Krieg fortzuſetzen. Über Kowno war der König von Neapel inzwiſchen nach Königsberg in Preußen aufgebrochen und beſtimmte das 10. Armeecorps unter Macdonald zur Belagerung von Riga; erhielt jedoch am 18. Dec. Befehl zum Rückzuge. Das preuß. Contingent, geführt vom Generallieutenant von York, folgte dieſem Zuge in 2 Meilen weiter Entfernung, als es ſich plötzlich von ruſſ. Truppen, unter dem Generalmajor von Diebitſch aufgehalten ſah; York's erſter Gedanke war ſich durchzuſchlagen, als ihm aber der ruſſ. General mit Freundſchaftsanträgen entgegenkam, capitulirte er zu Tauroggew (Ende Dec.), wonach die Preußen bis nach Ankunft der Befehle ihres Königs ſich als neutral betrachten, jedenfalls aber 2 Monate lang nicht gegen die Ruſſen fechten ſollten. Dieſer mit vieler Umſicht eingegangene Vertrag wurde in Frankreich eine Verrätherei genannt, welche die „große Armee" genöthigt habe, das Land zwiſchen dem Niemen und der Weichſel zu verlaſſen. Wirklich zog ſich der König von Neapel auf dieſen Abfall nach Poſen zurück, wo er den Oberbefehl auf den Vicekönig von Italien übertrug. Da die Vortheile der Ruſſen unter Miloradowitſch im Herzogthume Warſchau, wo die Regierung durch eine Proclamation vom 7. Jan. 1813 das Volk zu den Waffen gerufen hatte, nicht geringer geweſen waren, ſo ging der Vicekönig ohne Zeitverluſt nach Berlin. — Niemals ſah man N. in Paris thätiger als jetzt. Während der Zeit aber war (im Jan. 1812) Lord Wellington an der Spitze von 52000 Engländern, unterſtützt von 24000 Portugieſen, über die portugieſiſch-ſpaniſche Grenze gedrungen und hatte im Fluge Ciudad Rodrigo und Badajoz erobert (Anf. April), war dann wieder nach den Norden Portugals zurückgegangen, wieder in Spanien vorgedrungen, wo es bei Salamanca zur entſcheidenden Schlacht kam (21. Juli) und hatte König Joſeph gezwungen, Madrid zu verlaſſen. Marſchall Soult gab die Belagerung von Cadiz auf und die Engländer beſetzten Madrid. Zwar gab Wellington den Kampf für jetzt auf, König Joſeph ging noch einmal nach Madrid; der Hauptzweck aber, Cadiz zu entſetzen, womit N.'s Herrſchaft auf Spanien von ſelbſt zuſammenfiel, war nicht minder erreicht. Seine Gewalt fing daher an ganz andre als die beabſichtigten Wirkungen hervorzubringen und ſo ward ſeine Lage bedenklich; doch bewahrte er ſeine Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart. In franz. Zeitungsartikeln figurirte immer noch eine große Armee, die nur ergänzt werden dürfe, und der Senat bewilligte (10. Jan.) eine neue Aushebung von nicht weniger als 250000 M. Nur die Macht der Begebenheiten, wohin hauptſächlich N.'s Unempfindlichkeit und Härte gegen Preußen und Alexander's erneuerte Freundſchaft mit dieſem gehörten, führten endlich den Abfall Friedrich Wilhelm's von der franz. Allianz herbei. Inzwiſchen waren die Ruſſen bei Wriezen über die Oder vorgedrungen und am 20. Febr. erſchienen plötzlich einige 80 Koſaken vor Berlin, wo der franz. Gouverneur Augereau beinahe von ihnen aufgehoben worden wäre. Am 1. März ſchloß Preußens König mit Alexander in Kaliſch perſönlich einen Vertrag, wodurch der Grund zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe gelegt wurde, in dem beſtimmt wurde, daß Rußland 180000 M., Preußen hingegen außer den Feſtungsbeſatzungen 80000 M. ins Feld ſtellen wollte. Während nun das Wittgenſtein'ſche Corps in Berlin einrückte (11. März), wurde das Band der Freundſchaft zwiſchen beiden Monarchen in Breslau noch enger geknüpft; am folgenden Tage übergab der Freiherr von Hardenberg (ſ. d. Art.) dem franz. Geſandten

Marquis von St. Marsan Preußens Kriegserklärung. Die erste Folge in Paris davon war, daß eine neue Forderung von 180000 Conscribirten (3. April) gemacht ward. Gefaßt auf Napoleon's Rache rüstete sich Preußen, um diese abzuwenden, zum letzten Kampfe. Am 29. März hatte Östreich mit Rußland einen Waffenstillstand geschlossen; England unterstützte nicht nur die Mächte des festen Landes mit Geld, sondern schloß auch einen Tractat mit Schweden (3. März), nach welchem diese Macht 30000 M. gegen Frankreich stellen wollte; hierauf wurde ein Trutz- und Schutzbündniß zwischen Preußen und Schweden errichtet (22. April), wodurch letzteres sich verpflichtete, ein Corps von 27000 M. zu den Truppen stoßen zu lassen, welche der Kronprinz von Schweden in Deutschland befehligen würde; außerdem versetzte England den General Moreau aus Amerika nach Deutschland, damit es nicht an einem erfahrenen Generale fehle, der der Kriegskunst N.'s gewachsen wäre. Mitten unter den Rüstungen suchte sich zwar N. mit Pius VII., den er von Savona nach Fontainebleau hatte bringen lassen (Juni 1812), wieder auszusöhnen, jedoch vergeblich. Am 29. März übertrug er seiner Gemahlin die Regentschaft, um dieser und seinem Sohne die Gemüther der Franzosen näher zu bringen und zugleich Östreich auf seine Seite zu ziehen. Bereits am 2. April hatten die Feindseligkeiten an der Niederelbe bei Lüneburg, so wie an der Mittelelbe bei Möckern zum Nachtheile der Franzosen ihren Anfang genommen, als N. (15. April) Paris verließ und sich an der Spitze von 120000 M. bei Lützen aufstellte, den Verbündeten unter den Befehlen der Generale Blücher und Wittgenstein bei Groß-Görschen am 2. Mai eine Schlacht lieferte, worauf sich diese in guter Ordnung zurückzogen. N. folgte ihnen und trug erfolglos in Dresden auf einen Waffenstillstand bei den Verbündeten an, indem Östreich ein Heer in Böhmen bildete. Bei Bautzen griff er die Verbündeten (20. Mai) von Neuem an und drängte sie über Görlitz nach Schlesien zurück. Vor dieser Stadt verlor er aber einen seiner treuesten Freunde, den Marschall Duroc, durch eine Stückkugel (22.). Bei Heinau fügte Blücher (26. Mai) durch ein Reitergefecht den Franzosen einen bedeutenden Schaden zu. Am 31. Mai eroberte Davoust Hamburg. Der Verlust bei Bautzen, die bedrohete Communication, außer dem daß ihm im Norden der Kronprinz von Schweden, im Süden der Kaiser von Östreich bedrohete, bewogen endlich N., so wie die Verbündeten, zur Vollendung ihrer Rüstungen, zu einem Waffenstillstande bis zum 20. Juli, der im Dorfe Poischwitz bei Jauer den 4. Juni abgeschlossen wurde. N. ging mit seinen Garden nach Dresden zurück. Zwar hatte er (Mitte Juni) an Dänemark einen neuen Bundesgenossen erhalten; allein dafür standen seine Angelegenheiten in Spanien desto schlimmer. Lord Wellington war an der Spitze von 70000 M. gegen den Ebro vorgedrungen und hatte den König Joseph zur Flucht genöthigt; und durch die Schlacht bei Vittoria (21. Juni) ging Spanien für Frankreich verloren. N. schickte daher den Marschall Soult nach den Pyrenäen zurück, um Frankreich von dieser Seite zu decken. Ungern nahm er eine Vermittelung von seinem Schwiegervater an; und auf dem zu Prag zu haltenden Congresse (seit 12. Juli) wurde zwar der Waffenstillstand bis zum 10. Aug. verlängert, allein N.'s Bevollmächtigter erschien erst 2 Tage vor dessen Ablauf, und ehe irgend etwas festgestellt war, trennte man sich wieder. Am 12. Aug. erfolgte Östreichs Kriegserklärung. N. verließ sich auf seine ungeheuern Heeresmassen. Er stellte den Verbündeten 462000 M. entgegen, wovon 80000 M. 13 Festungen in Polen, Preußen und Sachsen vertheidigten, nur fehlte es ihm an Reiterei und geschickten Artilleristen. Östreich hatte 3 Armeen ausgerüstet, die eine war gegen N., der bei Dresden ein befestigtes Lager besetzt hielt, unmittelbar bestimmt, die andere gegen Baiern, um dessen Abfall vom Rheinbunde zu bewirken, die dritte operirte

gegen den Vicekönig von Italien in Mailand. Preußen hatte sein Heer durch die Landwehr auf 277000 M. vermehrt; Rußland auf 249000, von welchem 57000 als Reserve in Polen zurückgeblieben waren; der Kronprinz von Schweden erschien mit 30000 M., und dieser Coalition (s. d. Art.) schloß sich Portugal und Spanien an. Eine aus Östreichern, Russen und Preußen bestehende Armee (die große), geführt von Schwarzenberg, 237000 M. stark, stand in Böhmen, wobei, um die Einheit der Beschlüsse zu sichern, sich die drei verbündeten Monarchen befanden, die zweite in Schlesien, etwa 100000 M., gehorchte den Befehlen des Generals Blücher, bestehend aus Preußen und Russen, eine dritte, unter dem Kronprinz von Schweden (s. Bernadotte), die Nordarmee genannt, gegen 154000 M. stark, deckte Berlin und war ein Verein von Schweden, Russen und Preußen. Bald nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes ließ N. durch den Marschall Oudinot, indem dieser auf Berlin losdrang, die Feindseligkeiten eröffnen; die Franzosen wurden aber vom General Bülow bei Groß-Beeren geschlagen (23. Aug.) und nach Wittenberg zurückgedrängt. Gleichzeitig war N. nach Schlesien aufgebrochen, wo Blücher sich in die Stellung von Jauer zurückzog. N. übergab dem Marschall Macdonald das Obercommando und eilte mit seinen Garden nach Dresden zu der (26. Aug.) schon begonnenen Schlacht zurück, zwang dort die Verbündeten zum Rückzuge, und schlug sie (27.); bei Culm ward aber Vandamme mit 10000 M. gefangen genommen, wobei die Franzosen 81 Kanonen verloren (30. Aug.). Auch an der Katzbach (s. d. Art.) hatte General Blücher über sie einen vollständigen Sieg errungen (26. Aug.) und drängte sie fechtend auf Dresden zurück; diese und andere Unfälle für N. vermehrte noch der Sieg des Kronprinzen von Schweden über Ney bei Dennewitz (6. Septbr.). Die Pause, die nun eintrat, benützten Parteigänger zu Ausführung kecker Unternehmungen. Am 3. Octbr. ging Blücher, der sich, nach Bautzen vorgedrungen, rechts gewendet hatte, (3. Octbr.) bei Elster über die Elbe, um sich mit der Nordarmee zu vereinigen; gleichzeitig mit dem Aufbruche N.'s von Dresden (8. Octbr.) schloß Baiern mit Östreich eine Convention zu Ried, der zu Folge sich der baiersche General Wrede mit 50000 gegen N. bei Hanau aufstellte. Nachdem die Bemühungen des Königs von Neapel, die Verbündeten in ihrem Laufe zu hemmen, ganz vergeblich gewesen waren, wurde am 16. und 18. Octbr. in der großen Völkerschlacht bei Leipzig (s. d. Art.) N., nachdem dessen Unbesiegbarkeit der russische Feldzug beendet hatte, um den Ruf als Feldherr gebracht, der die Grundlage seiner Größe gebildet hatte, und kam, da sich Wrede ihm vergeblich entgegenstellte (30. Oct.), mit etwa 35000 M. in Mainz an (2. Novbr.). Sein Bruder Hieronymus verließ unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig sein westphälisches Königreich, und der König von Neapel begab sich mit seinem Contingente in sein Königreich; verdrängte Fürsten kehrten wieder in ihre Erbstaaten zurück; Würtemberg, Baden und Hessendarmstadt beeilten sich, mit den Verbündeten Frieden zu schließen, Sachsen wurde als eroberte Provinz betrachtet. Unter dem Vorwande: „die Absicht der Verbündeten sei, Frankreichs Freunde für ihre Treue zu bestrafen und den Krieg nach Frankreich selbst zu wälzen," forderte N. durch seine Gemahlin beim Senate eine Conscription von 280000 M.; am 9. Novbr. kam er selbst in Paris an und verlangte 300000 M. aus alten, längst für frei erklärten Classen, zur Verfügung des Kriegsministers, so wie eine Erhöhung der Steuern. Der Senat bewilligte Alles. Am Schlusse des J. 1813 waren die Verbündeten noch geneigt, N. und seine Dynastie nicht zu stürzen, nur Frankreich auf seine natürlichen Grenzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückzuführen, und schon wurde Manheim als der Ort bezeichnet, wo die Unterhandlungen statt finden sollten. Allein N. wollte lieber den Krieg. Um sich den Verbündeten

mit geübten Truppen entgegenwerfen zu können, entließ er ohne Zeitverluſt Ferdinand VII. aus Valenzay, ſchloß mit ihm ein Friedensbündniß, damit er das Heer, das am Fuße der Pyrenäen ſtritt, zu ſeiner Verfügung erhalte; am 23. Jan. 1814 gab er dem Papſte ſeine Freiheit wieder. Am 20. Decbr. hatte er die Eröffnung der geſetzgebenden Behörde bewerkſtelligt, ſah ſich aber wegen ihrer Friedensliebe genöthigt, dieſe Verſammlung wieder aufzulöſen. Nachdem der Kronprinz von Schweden nach der Niederelbe aufgebrochen war, ſchloß Dänemark mit Schweden Friede (14. Jan.), gleichzeitig auch mit England und ließ gegen britiſche Hülfsgelder 10000 M. zu den Verbündeten ſtoßen. Sehr bald war Holland von den Franzoſen geräumt. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg war bei Baſel, Laufenburg und Schafhauſen über den Rhein gegangen (21. Decbr.), Blücher bei Manheim, Caub und Coblenz (1. Jan.) und man hatte nun die Abſicht, durch die Schweitz, durch die Franche-Comté und durch Lothringen auf der einen, über die Moſel und Maas auf der andern Seite nach der Marne und Aube vorzudringen und von der Champagne aus gemeinſchaftlich nach Paris zu ziehen. Nachdem aber N. ſeine Gemahlin aufs Neue zur Regentin ernannt und alle Vertheidigungsanſtalten der Hauptſtadt getroffen hatte, ging er am 25. Jan. zum Heere ab, und beſchloß, zu Chalons-ſur-Marne angekommen, einen Angriff auf das ſchleſiſche Heer. Der Kampf entſpann ſich bei Brienne (30. Jan.) und endete am 1. Febr. bei la Rothière mit einer Niederlage für N. Er ging hierauf nach Troyes zurück. Von jetzt an lag für N. die größte Schwierigkeit darin, ſich vor Paris im Felde zu erhalten, da ihm die Verbündeten mit einer Heeresmacht von einer halben Million weit überlegen waren, und wirklich verſtärkte er ſein Heer aus Spanien, den Niederlanden und durch Conſcribirte um beinahe 60000 M. Die Generale der Verbündeten drangen auf dem kürzeſten Wege nach Paris vor und bildeten nun auf dem linken Ufer der Seine und auf beiden Ufern der Marne einen Halbzirkel, in deſſen Mitte Troyes lag. — Schon zu Frankfurt (10. Oct. u. 27. Nov.) hatten die Verbündeten mit N. Friedensunterhandlungen anzuknüpfen geſucht und dieſe ſollten nach mehrern Unterbrechungen zu Chatillon-ſur-Seine am 5. Febr. fortgeſetzt werden. Dem Scheine nach hatte N. den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Coulaincourt (Herzog von Vicenza) dahin abgeſendet. Während aber die Verbündeten Frankreich die alten Grenzen ſichern wollten, wenn N. ihnen 6 der wichtigſten Grenzfeſtungen räumte, hatte N.'s Bevollmächtigter die Weiſung, Alles hinzuhalten und nichts zu bewilligen. N. ſah ſich zu der Zeit durch die ungünſtige Stellung der Feinde im Vortheile; er ſchlug am 10. den ruſſiſchen General Olſufieff bei Champaubert und am folgenden Tage den General Sacken bei Montmirail. Blücher, den Marſchall Macdonald verfolgend, war durch die Champagne vorgedrungen, ohne die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, ſah ſich am 14. bei Vauchamp und Etoges von N. ereilt, von deſſen Generalen Grouchy und Marmont umzingelt, und mußte ſich mit dem Bajonette einen Weg bahnen. Von der Verfolgung der ſchleſiſchen Armee abſtehend ging N. mit 100000 M. auf Schwarzenberg los, um dieſem eine Schlacht von entſcheidendem Erfolge zu liefern. Jetzt überbrachte ihm ein Eilbote die Nachricht von einem Siege, den der Vicekönig von Italien am Mincio über Bellegarde (v. 8—10 Febr.) erfochten hatte. Schwarzenberg, der (16. Febr.) bis Bray vorgerückt war, zog ſich über die Seine zurück und ſtellte ſich am rechten Ufer bei Mory auf (21. Febr.). Bei dieſem Rückzuge erlitt der Kronprinz von Würtemberg, indem er dem General Gerard und N. ſelbſt den Übergang über die Seine verwehrte, am 18. Febr. einen empfindlichen Verluſt. N., jetzt im Glücke, verwarf alle Friedensanträge, um ſo mehr, da Augereau den General Bubna von Lyon nach Genf zurückgetrieben hatte. Die Friedensun-

terhandlungen zu Chatillon rückten also nicht von der Stelle, und ohne Blücher's Unermüdlichkeit und Starrsinn würde der Zweck des ganzen Feldzugs verfehlt worden sein; dieser drang mit 100000 M. bis in die Stellung an der Aisne (3. März) vor, zog N. von der Verfolgung Schwarzenberg's ab, mußte aber bei Craone nach einem hitzigen Gefechte weichen (7. März) und erlitt am 9. bei Laon durch Aufreibung seines rechten Flügels einen so starken Verlust, besonders am Geschütz, daß er seinen Angriffsplänen entsagen mußte. Den 19. März ging nun auch der Congreß zu Chatillon aus einander, nachdem die 4 großen Mächte zuvor (1. März 1814) den seitdem nicht wieder erneuerten Vertrag zu Chaumont geschlossen hatten, dessen Tendenz ein europäischer Weltfriede für jetzt und alle künftige Zeiten war, gegründet auf das Gleichgewichtssystem und auf die Unabhängigkeit der Nationen. Da N. nach der Schlacht bei Arcis-sur-Aube (20. März), die von Mittag bis Mitternacht gedauert hatte, zu der Überzeugung kam, daß er die Verbündeten von dem Marsche nach Paris länger nicht verhindern könne, nahm er seine Zuflucht zur List. Er brach, statt die Schlacht zu erneuern, plötzlich am 21. von der Aube nach der Marne auf, ging bei Vitry über diesen Fluß und stromaufwärts nach St. Dizier; dieß Alles in der Voraussetzung, daß die Verbündeten für ihre Communication besorgt ihm folgen würden, 2 Divisionen unter Marmont und Mortier zur Deckung der Hauptstadt zurücklassend. Diese schlug aber Schwarzenberg, während Winzingerode N. zum Schein verfolgte, bei Soude St. Croix (25. März) und die schlesische Armee machte bei la Fère-Champenoise die beiden Corps unter den Generalen Pacthod und Amey zu Gefangenen. Am 30. wurde der Montmartre von Blücher erstürmt und in der nächsten Nacht kam eine Capitulation mit der Stadt Paris zu Stande. Den 31. erfolgte der Einzug der Verbündeten in Paris. N., von dem Marsche der Verbündeten nach Paris unterrichtet, hatte sich nach Fontainebleau begeben und am 30. schon wegen Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Unterhandlungen angeknüpft. Als aber die Verbündeten darauf nicht eingingen, unterzeichnete er gegen die ehrenvollsten Bedingungen, worunter auch die Souverainetät der Insel Elba war, die Entsagungsacte vom 11. April 1814. Am 20. reiste er von Fontainebleau nach Frejus, um sich von da nach Elba einzuschiffen (28. Apr.), und am 3. Mai lief er in Porto-Ferrajo ein. Auf Elba beschäftigte er sich mit der Cultur der Insel und Übung seiner ihm bewilligten Garden (etwa 1400 M.). Nachrichten aus Frankreich, die ihm die Unzufriedenheit mit der neuen Regierung meldeten, bestimmten ihn jedoch das Größte zu wagen. Am 26. Febr. 1815 verließ er mit ungefähr 1140 M. Elba, ging am 1. März in dem Meerbusen von Juan glücklich vor Anker, und traf am 20. Mai Abends unter Jubelgeschrei der Franzosen in Paris ein, das Ludwig XVIII. erst in der Nacht des 19. verlassen hatte. Auf dem Congresse zu Wien am 13. wurde wider sein Erwarten die Quadrupelallianze von Chaumont gegen ihn erneuert und der Bann des Völkerrechts über ihn ausgesprochen. N.'s Streitmassen beliefen sich auf 213000 M., die Heere der Verbündeten auf 800000 M. In der Nacht des 12. Juni reisete er von Paris ab, warf sich zuerst Blüchern entgegen und schlug ihn bei Ligny, wandte sich dann rasch gegen Wellington (18.), und schon hatte er bedeutende Vortheile errungen, als plötzlich Bülow, sodann Blücher, den er vernichtet zu haben glaubte, in den Flanken erschienen und Schrecken und Verwirrung in dem französischen Heere verbreiteten, und so erlitt N. die entscheidendste Niederlage bei Waterloo oder la belle Alliance. Er floh nach Paris, wo er am 22. zum zweiten Male abdankte, begab sich sodann nach Malmaison, von da nach Rochefort, um sich mit seinem Gefolge an 57 Personen nach Amerika einzuschiffen. Hier aber hatten bereits die Schiffe der Engländer zu kreuzen angefangen. Am

15. Juli begab er sich daher aus Furcht, den Bourbons ausgeliefert zu werden, freiwillig auf das englische Kriegsschiff Bellerophon, in die Hände des Capitain Maitland, nachdem er zuvor an den Prinzregenten von England geschrieben und ihm gemeldet hatte „daß er komme, sich am Heerde des britischen Volks niederzulassen". N. wurde aber trotz seiner mündlichen und schriftlichen Protestationen an den Bord des Northumberland gebracht (6. Aug.), und nach der Insel St. Helena, seinem nunmehrigen Bestimmungsorte geführt, um dort als europäischer Staatsgefangener unter dem Namen General Buonaparte bewacht zu werden. Sein Gefolge bestand aus den Generalen Bertrand, Montholon und ihren Gemahlinnen, General Gourgaud und dem Staatsrathe Las Cases nebst dessen Sohne, so wie 9 männlichen und 3 weiblichen Bedienten. Am 17. Oct., gerade 100 Tage nach seiner Abreise von Paris, ging er in Jamestown auf St. Helena ans Land. — Hier dictirte er seinen Freunden die Geschichte seiner Feldzüge in Italien und Ägypten. Schon im J. 1816 fing er an zu kränkeln und Streitigkeiten zwischen dem Gouverneur Sir Hudson Lowe und N.'s Gefährten, von welchen Einige die Insel verließen, so daß nur der General Bertrand und Gen. Montholon bei ihm zurückblieben, vermehrten seinen Kummer. Zwei Geistliche (Buonavita und Vinagli), um die er gebeten hatte, und ein Arzt (Antomarchi) vermehrten im Sept. 1819 seine Umgebung wieder. Nur einmal lebte er auf die Nachricht der in Spanien und bald hernach auch in Unteritalien ausgebrochenen Unruhen (1820) wieder auf. Jetzt ein Schatten näherte er sich schnell der Gruft und nachdem er am 15. April 1821 sein Testament gemacht hatte, dem er (24.) 4 Codicille beifügte, starb er am 4. Mai 1821. Sein letztes Wort war „Heeresspitze" und sein letzter Blick auf das Brustbild seines Sohnes gerichtet. So endigte Napoleon Buonaparte in einem Alter von 51 Jahren 8 Wochen 20 Tagen. Seine Beerdigung fand am 7. Mai im Geraniumsthale, als dem von ihm selbst gewählten Ruheplatze, statt. Seine Gestalt war klein, die breite und erhabene Stirn kündigte einen festen Willen an, in seinen hellblauen Augen paarten sich Milde und Trotz. Früher sehr mager, gewann er in den Dreißigen eine sehr schnelle Fülle. Bei größter Reinlichkeit war ihm Mäßigkeit in Essen und Trinken angeboren. Seine Einbildungskraft und sein Scharfsinn grenzte an das Wunderbare und im Gespräche beherrschte er Andere durch neue Ansichten und durch kühne Bilder, deren er sich bediente. Wenn gleich ein guter Mathematiker focht er sophistisch, spitzfindig, abspringend immer auf seinem eigenen Grund und Boden. Er schätzte Tugend nur, in sofern sie bereit war, sich seinen Plänen unterzuordnen. — Von den unzähligen Schriften über Napoleon erwähnen wir nur hier die umfassendern: Saalfeld, „Geschichte Napoleon Bonaparte's," 2. Aufl. Leipz. 1817. 2 Bde. „Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich unter Ludwig XVI. ꝛc." Leipz. 1826 u. fg. 4 Thle. von einem Ungen. (preuß. Gen. v. Schütz). „Geschichte Napoleon Buonaparte's" von Friedr. Buchholz, Berlin 1827—29. 3 Bde. „Die Geschichte der Kriege in Europa seit 1792" gibt einen andern Verfass. 3 Thle. Leipz. 1829. an. — Mehrere Schriften sind Napoleon untergeschoben worden; ächt sind: „Lettre à Mr. Butta Foco, député de Corse à l'Assemblée nationale," Dole 1791 und eine Schrift im jacobinischen Geiste: „le Souper de Beaucaire, Avignon 1793; dann, nicht als eine vollständige Geschichte seines Lebens, sondern als Beiträge, die er seinen Freunden auf St. Helena in die Feder dictirte: „Mémoires pour servir à l'histoire de France etc." London 1822—24. 8 Bde., Paris 1822—24. 8 Bde. Was die Kriegsliteratur anlangt, so können wir uns hier nur auf die „Handbibliothek für Officiere," 2. Bd. Literatur der Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte, vom königl. preuß. Generalmajor Dr. J. G. v. Hoyer, Ver-

lin 1832 beziehen, wo eine genaue Aufzählung der so vielen dahin gehörigen Schriften angetroffen wird. 25.

Buonaparte (Joseph), ältester Sohn der Familie B., geb. den 7. Jan. 1767 zu Ajaccio, ist ein Mann von sehr einnehmender Gestalt und nicht gewöhnlichen Fähigkeiten. Er studirte zu Pisa die Rechte und trieb auch in der Folge Rechtsgeschäfte; 1793 flüchtete er mit seiner Mutter nach Marseille, wo er sich mit Julie Clary, Tochter eines reichen Kaufmanns, Schwägerin des jetzigen Königs Karl Johann von Schweden, verheirathete (1794). Als sein Bruder Napoleon immer mehr stieg, ward er 1796 Kriegscommissair, Bataillonschef der Volontairs nationaux und Chef der Administration des Heeres von Italien, später (nach dem 18. Fructidor) Abgeordneter Corsicas in der Nationalversammlung und 1797 Gesandter in Rom, das er heimlich verließ, nachdem General Duphot an seiner Seite ermordet worden war; trat hierauf als Mitglied und Secretair in den Rath der 500 (21. Juni 1798) und ward nach dem 18. Brumaire Staatsrath und Tribun. Napoleon fand an ihm einen geschickten Unterhändler und als solcher schloß Joseph ein Freundschafts- und Handelsbündniß mit den nordamerikanischen Staaten zu Paris am 30. Sept. 1800, unterzeichnete 1801 den Frieden zu Luneville, 1802 den zu Amiens und war auch bei dem 1801 zwischen Napoleon und dem Papste abgeschlossenen Concordate thätig. Nach Napoleon's Erhebung zum Kaiser sah er sich schnell hinter einander zum Senator, Großofficier der Ehrenlegion und der eisernen Krone, zum französischen Prinzen und Großwahlherrn des Reichs erhoben (1804). Unter seinen Brüdern schätzte ihn Napoleon am meisten. Obgleich von gemäßigtem Charakter und kein besonderer Soldat stieg er doch zum Obersten, Brigade- und Divisionsgeneral empor, erhielt (27. Dec. 1805) den Oberbefehl über die Armee, die gegen Neapel bestimmt war, bemächtigte sich ohne Schwierigkeit des Reichs, zog am 15. Febr. 1806 in die Hauptstadt ein und ward durch das Decret vom 30. März 1806 zum Könige beider Sicilien ernannt. Nur auf zwei Punkten folgte Widerstand: in Gaëta, das durch den tapfern Prinzen Ludwig von Hessen-Philippsthal vertheidigt wurde, und in Calabrien, wo Ferdinand IV. treue Anhänger hatte, die von den Engländern unterstützt wurden; am 11. Juni aber fiel die Seestadt. Joseph regierte nach der Maxime seines Bruders Napoleon, jedoch mit Einsicht und Milde, schaffte das Feudalsystem ab, hob die geistlichen Orden auf, zog ihre Güter ein und ordnete die Finanzen, theilte das Reich in 13 Provinzen und stiftete Schulen, eine Akademie der Wissenschaften und Künste. Bei dieser Verwaltung war sein Finanzminister Graf Röderer vorzüglich thätig; diese war aber noch nicht beendigt, als Joseph durch Napoleon's Machtspruch zu diesem nach Bayonne berufen wurde, den erledigten Thron von Spanien und Indien einzunehmen; den seinigen erhielt Murat (s. d. Art.). Am 10. Juni kündigte sich Joseph den Spaniern als ihren künftigen König an, dem sie sich aber kräftig widersetzten. Erst nach der Schlacht von Medina (14. Juli) zog er am 20. in Madrid ein. Um die Spanier zu gewinnen, that er Alles; so vermied er geflissentlich irgend einen Franzosen im Staatsdienste anzustellen und gab am 23. ein Amnestiedecret. Alle Mittel, die Herzen zu gewinnen und die Ruhe herzustellen, waren aber fruchtlos. Nach den Unfällen, die die Franzosen in der Sierra Morena durch den spanischen General Castaños erlitten hatten, mußte der neue König schon in der Nacht des 31. Juli aus Madrid flüchten und sich hinter den Ebro zurückziehen. Als Napoleon an der Spitze eines bedeutenden Heeres Madrid wieder erobert hatte (4. Decbr.), kehrte Joseph wieder dahin zurück. Sein Verhältniß zu den Spaniern war jetzt nur verschlimmert, der Widerstand, auf den er überall stieß, blieb unbesieglich (s. Spanien). Durch die mörderische Schlacht von Talavera de la Reyna

(26. Juli 1809) wurde nichts entschieden; hierauf wurde der spanische General Vanegas von ihm geschlagen und noch in diesem Jahre wurde das ganze spanische Insurgentenheer aufgelöst. Die Schlacht bei Occaña 1810 öffnete ihm den Weg nach Sevilla, allein die Standhaftigkeit von Cadiz und Wellington's machte die völlige Eroberung Spaniens unmöglich. Der unglückliche Feldzug der Franzosen nach Portugal (1811) erschütterte Joseph's Thron immer mehr; nach der Schlacht bei Salamanca (21. Juli 1812) konnte er nicht länger in Madrid bleiben und brach nach Valencia auf. Zwar kehrte er noch einmal nach Madrid zurück, allein Wellington's Vordringen nach dem Ebro und die Schlacht bei Vittoria (21. Juni 1813) zwang ihn Spanien auf immer zu verlassen und er begab sich auf sein Landgut Morfontaine. 1814 befehligte er die Nationalgarde mit Unentschlossenheit und willigte in die Capitulation von Paris, begab sich nach Napoleon's Sturze auf das von ihm erkaufte Landgut Prangin im Waadtlande mit einem Einkommen von 500000 Franken, die ihm der Exkaiser bei den Verbündeten gesichert hatte. 1815 kehrte er nach Paris zurück und schiffte sich nach der Schlacht bei Waterloo nach Nordamerika ein. Im September zu Neuyork angelangt gründete er an dem Flusse Mobile eine Niederlassung und lebt dort unter dem Namen eines Grafen Survilliers den Wissenschaften und betreibt den Landbau im Großen. 1799 hat er einen Roman „Moina" geschrieben, der 1814 neu aufgelegt wurde. Seine Gemahlin lebt unter dem Namen einer Gräfin von Survilliers in Brüssel. 25.

Buonaparte (Lucian), Prinz von Canino, geb. zu Ajaccio, 1772 ist nächst Napoleon das merkwürdigste Glied dieser Familie. Beim Ausbruche der französischen Revolution ergriff er mit Enthusiasmus die Volkspartei, erhielt bei der Armeeverwaltung eine Anstellung (Anf. 1794), ward Mitglied des Revolutionsausschusses zu St. Maximin im Vardepartement; verlobte sich hier mit Demoiselle Boyer, der Schwester eines Gastwirthes, die er erst 1795 heirathete; verlor seinen Posten nach Robespierre's Sturze (10. Thermidor [28. Juli] 1794) und lebte nun zu Marseille in großer Dürftigkeit; ward aber nach dem Steigen seines Bruders Napoleon Kriegscommissair (1796) und Abgeordneter bei dem Rathe der 500 (1799). Hier spielte er als Präsident (18. und 19. Brumaire) [9. und 10. Novbr.] zu St. Cloud eine der bedeutendsten Rollen, ward hierauf Minister des Innern und beförderte als solcher Wissenschaften, Künste und den öffentlichen Unterricht, ging als Gesandter nach Spanien (Oct. 1800), wo er großen Einfluß auf die königl. Familie übte, besonders auf die Königin Marie Louise, und leitete daselbst auch eine Verheirathung Napoleon's mit der Infantin Isabelle ein, die nur durch dessen Gemahlin Josephine hintertrieben ward. 1801 unterzeichnete Lucian mit dem spanischen Friedensfürsten zu Badajoz den Frieden zwischen Portugal und Spanien; trat, nach Paris zurückgekehrt (März 1802) in das Tribunal, und beförderte das zwischen Napoleon und dem Papste (15. Juli 1801) geschlossene Concordat, wodurch er sich die Achtung Pius VII. erwarb; ward Großofficier der Ehrenlegion, wofür er gestimmt hatte, und verheirathete sich zum zweiten Male (seine erste Gemahlin war bereits 1802 gestorben) mit der schönen Jouberteau (1803), Wittwe eines Wechselagenten, nachdem er eine von Napoleon ihm vorgeschlagene Vermählung mit der Königin von Hetrurien ausgeschlagen hatte. Dieß und das Streben Napoleon's nach Alleinherrschaft, dem sich Lucian stets widersetzte, vermehrte die zwischen Beiden längst bestandenen Mißhelligkeiten, so daß er auf die Villa Nemori sich zurückzuziehen sich bewogen fand (1804) und dort theils seiner Familie, theils den Studien und Wissenschaften lebte. Vergeblich bot ihm später Napoleon den Thron von Italien oder den von Spanien an, jedoch stets unter der Bedingung der Trennung von seiner Gemahlin. Endlich schiffte er

sich, um dem Zorne des Kaisers zu entgehen, 1810 mit Pässen vom großbritannischen Gesandten Hill am sardinischen Hofe und einem starken Gefolge nach Nordamerika ein, sah sich jedoch schon in Cagliari von den Engländern angehalten und nach Großbritannien gebracht (im Decbr.), wo er dann unter Aufsicht eines englischen Officiers als Kriegsgefangener auf dem Lande lebte, aber mit Schonung behandelt wurde. Nach dem Sturze Napoleon's (1814) ging er nach Rom zurück, wo der Papst ihn mit dem 1808 erkauften Fürstenthume Canino belehnte. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba ward Lucian, in Paris angelangt, zum Pair und französischen Prinzen ernannt, stimmte aber nur dann Napoleon's Plänen bei, als dieser nach liberaleren Grundsätzen zu regieren versprach. Als nach der Schlacht bei Belle Alliance die Repräsentantenkammer in Paris das Vaterland als in Gefahr befindlich erklärt hatte, rieth er seinem Bruder die Auflösung dieser Kammer und die Übernahme der Dictatur. Ob er gleich in der Pairskammer das alte: Der König ist todt, es lebe der König! geltend machen wollte, so wurde er doch bald durch die Frage zum Schweigen gebracht: „Wer ihn, den römischen Prinzen, zum französischen Pair ernannt habe?" Nach Ludwig's XVIII. zweiter Thronbesteigung entwich er nach Italien, ward jedoch von dem östreichischen Generale Grafen Bubna (s. d. Art.) angehalten und nach Turin auf die Citadelle gebracht; auf Verwenden des Papstes jedoch wieder losgelassen (Sept. 1815); kehrte hierauf nach Italien zurück, wo der päpstliche Stuhl sich anheischig machte, dafür Sorge zu tragen, weder ihn noch Jemand von seiner Familie aus dem Kirchenstaate ziehen zu lassen. 1817 bewarb er sich, wiewohl vergeblich, um Pässe nach Amerika. Er lebt abwechselnd zu Rom und in dessen Umgegend und er soll sich während des Consulats seines Bruders ein großes Vermögen erworben haben, das sich aber immer mehr vermindert. Unter seinen Brüdern besitzt er nächst Napoleon das meiste Talent; er ist zwar kein glänzender Dichter, aber ein ausgezeichneter Redner und war ein guter Repräsentant. Er schrieb einen Roman: „Stellina" Paris 1799; ein vages Heldengedicht: „Charlemagne" London 1814 und ein ähnliches „la Cyrnéide" Rom 1819. Die Memoiren sind ihm untergeschoben, jedoch werthvoll und nicht ohne Interesse, London 1818 und Paris 1819. 2 Bde. 25.

Buonaparte (Ludwig, Graf von St. Leu), geb. zu Ajaccio den 2. Sept. 1778, kam jung nach Frankreich und erhielt seiner Neigung zum Militairstande gemäß in der Artillerieschule zu Chalons seine Erziehung, begleitete Napoleon nach Ägypten (19. Mai 1798), kehrte mit Depeschen von dort zurück (14. März 1799), ging nach dem 18. Brumaire (9. Nov.) als Gesandter nach Berlin, ward durch Napoleon mit dessen Stieftochter Hortensia Beauharnois (s. d. Art.) gegen seine Neigung und ganz unglücklich verheirathet, 1804 zum Connetable und Generaloberſten der Carabiniers, 1805 zum Generalgouverneur von Piemont und den 24. Mai 1806 zum Könige von Holland ernannt, nachdem die Generalstaaten Veranlassung erhalten hatten, förmlich bei Napoleon darum zu bitten. Ludwig, dem die Einsamkeit lieber war, als der Glanz des Throns, nahm den gefährlichen Auftrag, einen Handelsstaat zu regieren, dem jeder Verkehr mit England untersagt war, an, indem er in feierlicher Staatsversammlung erklärte: „Ich werde in Holland regieren, weil das Volk es wünscht und Ew. Majestät (den Kaiser Napoleon bezeichnend) dieß befehlen." Im Feldzuge gegen Preußen (1806) rückte er wider Willen ins Feld, drang die Unternehmungen seines Bruders Napoleon unterstützend gegen Hanover vor, um Hameln zu berennen. Ludwig hatte sich als König durch Humanität, Achtung vor dem Gesetze und Eifer für sein Volk bei diesem allgemeine Liebe und das Vertrauen anderer Fürsten erworben. Napoleon, der durch die Besetzung der

illyrischen Provinzen seit 1809 allen Communicationen Östreichs mit England ein Ende gemacht zu haben glaubte, wollte auch den Versuch mit Holland machen; Ludwig war nun eifrig bemüht, die Vereinigung Hollands mit Frankreich abzuwenden und schloß deßhalb mit dem Kaiser einen Vertrag (16. März 1810), nach welchem unter andern lästigen Bedingungen auch die Mündungen aller Flüsse mit Franzosen und Holländern besetzt werden sollten, um die franz. Zollaufseher zu beschützen. Da dieß aber zwischen den holländ. Schmugglern und jenen zu heftigen Reibungen, sogar zu Beleidigungen der Leute des franz. Gesandten führte, so ließ Napoleon, Genugthuung fordernd, 20000 M. unter Marschall Oudinot in Holland einrücken. Entrüstet über seines Bruders Treulosigkeit legte Ludwig, bevor Oudinot die Hauptstadt erreichte, zu Gunsten seines Sohnes am 1. Juli 1810 die Regierung nieder, den Holländern erklärend: „daß die Überzeugung, nichts, weder für ihr Interesse noch für ihre Wohlfahrt thun zu können, vielmehr ein Hinderniß besserer Gesinnungen von Seiten seines Bruders gegen die Bewohner Hollands zu sein, ihn zur Entsagung bewogen habe." Vollständiger erklärte er sich in einer Zuschrift gegen das gesetzgebende Corps. Auf diesen Abschied ging er nach Deutschland und ließ sich unter dem Namen eines Grafen von St. Leu in den Staaten des Kaisers von Östreich zu Gráz nieder. Er war unter den Napoleoniden der Einzige, dem man Vertrauen schenkte. Bei seiner Regierung hatte Ludwig die größte Uneigennützigkeit bewiesen und sogar nach seiner Entsagung alle Apanage für sich und seine Familie abgelehnt.. 1813 bot er Napoleon unter der Bedingung der Wiederherstellung Hollands unter einer franz. Dynastie seine Dienste an, die jener aber ausschlug. Zu Anfange 1814 ging er nach Paris, ward aber von Napoleon kalt aufgenommen. Nach dessen Abdankung (11. Aug. 1814) begab er sich nach Lausanne, von da nach Rom, wo er auch trotz Napoleon's Einladung (1815) blieb. Hier ward er von seiner Gemahlin Hortensia geschieden. Er schrieb einen Roman „Maria" Paris 1814. 3 Bde., ferner: „Documents historiques et reflexions sur la gouvernement de la Hollande, par Louis Buonaparte, Exroi de Hollande" London 1821. 3 Bde. 25.

Buonaparte (Hieronymus oder Jerome, wie er sich unterzeichnete), Herzog von Montfort, geb. den 15. Nov. (nach Andern den 15. Dec.) 1784 zu Marseille (n. A. zu Ajaccio), ward im Collége zu Juilly erzogen, das er nach dem 18. Brumaire verließ und sich dem Seedienste widmete; diente bei der Expedition nach St. Domingo unter Leclerc (1801) als Schiffslieutenant, kehrte mit Depeschen von diesem zurück und kreuzte als Fregattencapitain zwischen Martinique und Tabago. Von den Engländern verfolgt floh er nach Nordamerika, wo er (Ende 1803) in Baltimore die Tochter des Kaufmann Patterson, Elisabeth, heirathete. Er kehrte zwar mit ihr nach Europa zurück (1805), verließ sie aber, um dadurch seinen Rücktritt in das Haus des kaiserlichen Bruders zu erleichtern, und versöhnte sich mit diesem, bald nach dessen Krönung zu Mailand, in Genua (Anf. Juli). Nicht sogleich wurde er zum kaiserl. Prinzen erhoben, ein Verdienst mußte diese Auszeichnung rechtfertigen; deßhalb sendete ihn Napoleon an der Spitze einer Schiffsabtheilung nach der afrikanischen Küste, um alle in algierische Gefangenschaft gerathene Franzosen, Italiener und Ligurier zu befreien; am 31. Aug. kehrte er mit 231, man weiß nicht wie, geretteten Sclaven zurück. Als Contreadmiral führte er ein Geschwader von 8 Linienschiffen nach Martinique; befehligte in dem Kriege gegen Preußen (1806) unter Leitung des Generals Vandamme (s. d. Art.) das 10. Armeecorps, bestehend aus Sachsen, Baiern und Würtembergern, drang in Schlesien ein, eroberte Breslau (Jan. 1807), ward Divisionsgeneral, belagerte und nahm alle schlesische Festungen. Der tilsiter Frieden (8. u. 9. Juli 1807) schuf ihm das Königreich Westphalen.

Durch Napoleon mit Katharina, königl. Prinzessin von Würtemberg, vermählt (22. Aug.), langte er am 10. Decbr. mit ihr in Cassel an, wo ihm am 1. Jan. 1808 gehuldigt wurde und lebte nun, unbekümmert um die Regierungsgeschäfte, in behaglicher Üppigkeit. In dem Kriege Napoleon's mit Östreich (1809) unternahm er einen Zug nach Sachsen gegen die Kaiserlichen, während dem der Herzog von Braunschweig-Öls aus Sachsen durch Westphalen (Juli) drang und Oberst Dörnberg (s. d. Art.) einen Aufstand gegen ihn in Gang brachte. Dieß Alles, so wie der Einfall des preuß. Major von Schill (s. d. Art.) (Anf. Mai) gab ihm vollauf zu thun. Das Stocken des Handels, der sehr bedeutende Kriegsaufwand und die Mißgriffe in der Verwaltung überhaupt hatten den gänzlichen Verfall der Finanzen herbeigeführt und da auch die Erwartungen des zusammenberufenen Reichstages (Ende 1809) fehlschlugen, so gerieth das Reich in eine sehr mißliche Lage. Dazu kam der Krieg in Rußland (1812), wohin der König sein Contingent führte. Dort befehligte er den rechten Flügel der großen franz. Armee. Seine Unerfahrenheit im Operiren mit einem großen Heere sollte der kriegsgeübte Divisionsgeneral Vandamme verbessern und doch geschah es, indem man franz. Seits die erste Westarmee unter Barclay de Tolly (s. d. Art.) von der zweiten unter Bagrathion (s. d. Art.) zu trennen suchte, daß auf dem Marsche von Wilna auf Minsk die unter Hieronymus Befehl stehenden Polen übereilt den ersten Russen, die sie sahen, ein Treffen lieferten und sich schlagen ließen; Bagrathion entwischte und die Vereinigung der Russen geschah. Darüber und wegen der Requisitionen, die sich Hieronymus selbst erlaubt hatte, entspann sich ein Streit zwischen ihm und Napoleon, dem zufolge jener heimging. Während seiner Abwesenheit hatte das Ministerium in Cassel den Staatsbanquerout erklärt. Hier lebte er wieder in gewohnter Weise, bis ihn Czernitscheff (s. d. Art.) am 30. Sept. 1813 vertrieb. Er kehrte aber am 17. Oct. zurück, um seine Kostbarkeiten zu retten und mit diesen nach Paris zu flüchten. Nach dem pariser Frieden (1814) behielt er den Titel eines Prinzen, so wie sein Privatvermögen und verließ Frankreich (April), während seine Gemahlin auf einer Reise nahe bei Fontainebleau durch einen räuberischen Überfall ihres ehemaligen Stallmeisters Marquis von Maubreueil aller ihrer Kostbarkeiten und Diamanten beraubt wurde, die sie jedoch später wieder erhielt. 1815 eilte Hieronymus, nachdem er sich in der Schweitz, in Gráz und in Triest aufgehalten hatte, und Napoleon von Elba zurückgekehrt war, nach Paris, ward Pair von Frankreich und führte in der Schlacht bei Belle Alliance (s. d. Art.) eine Division mit vieler Tapferkeit, ward hier am Arme verwundet, verließ nach Napoleon's Abdankung (22. Juni 1815) Paris (27. Juni), lebte unter dem Namen eines Grafen von Montfort unter dem Schutze seines Schwiegervaters zu Elwangen und ging von da nach Östreich, wo er die Herrschaften Wald bei St. Pölten, Krainburg und Schönau (bei Wien) kaufte. Hier lebt er mit seiner Gemahlin, seinen Unterthanen Wohlthaten erzeigend. Als er sich in Geldverlegenheit befand, wandte sich seine Gemahlin an den Kaiser Alexander, der ihr 1822 150000 Fl. Conventionsmünze sogleich auszahlen ließ und ihr einen Jahrgehalt von 25000 Rubeln Papiergeld aussetzte; auch erhielt sie nach Beendigung eines Güterprocesses in Paris eine bedeutende Summe zuerkannt. 25.

Buonarotti, s. Angelo (Michael).

Buquoy (spr. Bükoa), Georg Longueval, Graf von, Freiherr von Beaur, Schriftsteller über Mathematik, Naturwissenschaften, Staatswirthschaft ꝛc., stammt aus dem alten Geschlechte der Longueval, Freiherren von Beaur in Artois, ward 1781 zu Brüssel geboren, studirte zu Wien Mathematik, Physik und Chemie, machte 1803 eine Reise durch Italien, die Schweitz und Frankreich und zog sich dann auf seine Güter in Böhmen zurück, wo er sich allein den Wis-

senschaften widmete. Seine vorzüglichsten Werke sind: eine der franz. Akademie 1815 eingereichte Abhandlung über die Dynamik, der er ein neues Princip unterlegte; die Theorie der Nationalwirthschaft; das nationalwirthschaftliche Princip; umgekehrte Ableitungen der Functionen und sein didaktisches Gedicht: „Ideale Verherrlichung des empirisch gefaßten Naturlebens." Auch für das Fabrikwesen und die Landwirthschaft hat er viel geleistet und durch Erfindung des Hyalith und das herrliche Krystallglas, welches auf seinen Gütern verfertigt wird, sich auch in den Naturwissenschaften einen bedeutenden Namen erworben. 16.

Buräten oder **Bratzker**, ein Mogolenstamm an der Südgrenze Sibiriens bei den Flüssen Angara, Tunguska, Salenga und Argun, ungefähr 100000 Köpfe stark und seit der Mitte des XVII. Jahrh. unter russischer Oberherrschaft. Sie sind den Kalmüken sehr ähnlich, sind aber weniger fleischig, klein, bartlos und schwächlich, scheeren das Haar bis auf einen Haarbüschel, den sie in Zöpfe flechten und sind gute Reiter; außerdem aber sind sie schmutzig, diebisch, furchtsam, mißtrauisch und zänkisch, leben in Vielweiberei und nähren sich von Jagd und Viehzucht, weßwegen sie ihre Wohnorte verändern, doch treiben jetzt auch einige Ackerbau. Ihre Sprache ist ein rauher mogolischer Dialekt, ihre Religion der Lamaismus (s. d. Art.) und sie verehren gute (**Buchon**) und böse Geister (**Okodöl**). Sie zerfallen in Stämme (**Chottone** oder **Derewuschki**) eingetheilt, welche von Ältesten (**Sassul**) regiert werden und wovon jeder wiederum in 10—12 Abtheilungen (**Aimaki**) zerfällt Mehrere Chottone stehen zusammen unter einem Fürsten Sai-Sang. Sie verfertigen vorzüglich mit Silber ausgelegte Eisenwaaren, womit sie auch Handel treiben. 30.

Burchiello, ein merkwürdiger italienischer Volksdichter des XV. Jahrh., geb. zu Florenz, wo sein Vater Giovanni Barbier war, hieß eigentlich Domenico, nahm aber den ihm vom Volke beigelegten Namen Burchiello, womit dieses wahrscheinlich die eigenthümliche Art seiner Poesien bezeichnen wollte, an. Er setzte das Geschäft seines Vaters fort und machte sich durch Scherze und Possenreißereien, die er in eine Art Sonnette brachte, in Florenz so beliebt, daß seine Barbierstube stets von Besuchenden, selbst Vornehmen und Gelehrten, wimmelte. Die Witze B.'s sind derb und beißend, aber oft originell, haben jedoch für unsere Zeit zum größten Theile ihre Verständlichkeit und deßhalb das Interesse verloren, da sie gewöhnlich Örtlichkeiten zum Gegenstande haben; auch ist ihre Sprache so dunkel und mit Provincialismen angefüllt, daß selbst spätere Commentatoren mit ihren Versuchen, sie für die jetzige Zeit genießbar zu machen, gescheitert sind. Aus dem schmutzigen ausgelassenen Tone, welcher in den meisten dieser Poesien herrscht, hat man auf den Charakter B.'s schließen wollen; er hat jedoch viele Vertheidiger gefunden. B. starb 1448 zu Rom. — Die erste Ausgabe seiner Sonnette erschien 1475 zu Bologna. Außerdem sind in diesem und dem folgenden Jahrhunderte noch mehrere erschienen. 22.

Burckhardt (Johann Ludwig), der berühmte Reisende, stammte aus einer angesehenen Familie zu Basel und ward 1784 zu Lausanne geboren. Sein Vater war Oberst eines in englischem Dienste stehenden Schweitzerregiments. Seit 1800 studirte er in Leipzig, dann in Göttingen, ging 1806 nach London, bot sich da als der gesuchte Reisende im Innern Afrikas an, bereitete sich in London und Cambridge zu diesem Vorhaben vor und erhielt 1809 seine Instructionen. Diesen nach reiste er über Malta, wo er orientalische Kleidung und den Namen Ibrahim annahm, um als ein indisch-arabischer Kaufmann zu gelten, denn er hatte die arabische Sprache vollkommen in seiner Gewalt. So kam er nach Aleppo und Damaskus und brachte 2½ Jahre in Syrien mit Studien und kleinen Ausflügen in die benachbarten merkwürdigen Orte, auf den Libanon und die Gegenden jenseits des Jordan zu, wo er eine Menge alter Ortschaften entdeckte

und viele Inschriften copirte. Endlich 1812 trat er die Reise nach Kahira an und entdeckte auf ihr viele Ortschaften und Ruinen der Dekapolis, die noch den alten biblischen Namen führten, sah den Schauplatz der israelitischen 40jährigen Wüstenreise und gelangte den 4. Sept. in Kahira an. Um sich noch mehr vorzubereiten, wollte er von hier aus erst einige kleinere Reisen machen, reiste erst (1813) mit Empfehlungen von Muhammed Ali nach Nubien, mußte aber in Tinareh, weil man ihn für einen ägyptischen Spion hielt, wieder umkehren und entdeckte auf dem Rückwege eine Anzahl der prächtigsten Ruinen, ging dann (1814) mit einer Karawane als armer arabischer Kaufmann verkleidet bis Sejendi in Nubien, und setzte von dem Hafen Suakin am rothen Meere nach Dschidda in Arabien über, traf Muhammed Ali in Taif, der ihn von zwei gelehrten Scheichs über das moslemische Gesetz examiniren ließ, und reiste, als er das Examen zur Zufriedenheit derselben bestanden hatte, nach Mekka, als der erste Europäer, der diese Stadt seit der Entstehung des Islam betreten hatte, machte die große Wallfahrt nach dem Berge Aráfat mit und war nun unter dem geehrten Gewande eines Hadsché (Pilger) vor jeder Entdeckung sicher. In Medina ergriff ihn im Januar 1815 ein heftiges Fieber, er genas jedoch wieder und schiffte vom Hafen Jembo aus nach dem Sinai, von wo aus er zu Lande über Sues nach Kahira zurückkehrte. Nach einem neuen Ausfluge nach den Gegenden des Sinai (1816), wo er mehrere wichtige Entdeckungen machte, erkrankte er aber von Neuem in Kahira und starb daselbst den 15. Oct. 1817. Seine Papiere bekam der englische Generalconsul Salt, um sie an die Universität Cambridge zu senden, wohin auch seine Tagebücher vollständig gelangt sind; doch sind viele schätzbare Notizen über Syrien verloren gegangen. Diese Tagebücher erschienen in zwei Bänden, englisch 1819 und 1822 und wurden von Gesenius, Weimar 1823 ins Deutsche übersetzt; doch ist das Werk noch nicht vollständig. 16.

Burdet (Sir Francis), der englische Parliamentsredner, ward geboren am 25. Jan. 1770, erhielt seine erste Bildung in der Schule zu Westminster, dann in Oxford und ging zuletzt unter der Leitung Chevalier's zur Zeit der französischen Revolution auf Reisen, wo er durch eigne Beobachtungen und durch den Umgang mit berühmten Staatsmännern seine politischen Überzeugungen faßte. Nach seiner Rückkehr durch eine reiche Heirath zu noch größerm Vermögen gelangt und 1796 für den Flecken Boroughbridge zum Parliamentsglied ernannt trat er auf die Seite der Opposition als heftiger Anhänger der neuen Whigs, und bemühte sich im Unterhause eine gleichmäßige Volksrepräsentation zu gründen, wodurch er sich die Stimme des Volkes erwarb, sprach 1799 mit Eifer für eine gesetzmäßigere Behandlung der politischen Gefangenen, und trat, nachdem er 1802 durch einen Aufwand von 40000 Pfd. Sterl. für Middlesex ins Parliament gewählt worden war, zuerst kräftig gegen Addington's schwaches Ministerium auf, stimmte dann nach Pitt's Tode unter Fox mit den Ministern, und forderte, als er 1807 für Westminster gewählt wurde, lauter und dringender eine wahre und gleichmäßige Repräsentation, wobei er allgemeines Stimmrecht und jährliche Parliamente zur Hauptgrundlage seines Reformplanes legte. Im J. 1810 erließ er an seine Wähler einen gedruckten Brief, der einem Anhänger der Ministerialpartei Veranlassung gab, gegen ihn die Anklage einer Verletzung der Würde und der Vorrechte des Hauses zu erheben, und es wurde gegen ihn trotz aller Anstrengungen der Opposition ein Verhaftsbefehl erlassen. Ein deßhalb entstandener Volksaufstand beschützte ihn 3 Tage lang, bis endlich die Gerichtsbeamten in sein Haus drangen und ihn mit Gewalt in den Tower brachten, wo er bis zur Prorogation des Parliaments zwei Monate gefangen saß. Seitdem stieg er immer höher in der Volksgunst, sprach muthig gegen die Gewaltschritte der Minister, bemühte sich mit großer Wärme für die Abschaffung der

leider noch jetzt im britischen Heere üblichen grausamen Körperstrafen, drang nach Napoleon's Rückkehr von Elba auf Frieden mit Frankreich und beschuldigte die Minister einer Verletzung der Verträge, wodurch sie den Sturz des Kaisers herbeigeführt und die treulosen Bourbonen wieder auf den Thron gesetzt hätten, brachte 1818 von Neuem den Antrag auf die Verbesserung der Parliamentsreform ins Unterhaus, erklärte sich gegen die Maßregeln, durch welche Castlereagh im J. 1819 aus Furcht die Freiheit der Presse beschränkte und blieb bis zu dieser Zeit ein unerschrockner und gefeierter Volksführer. Allgemach trat er aber mit vorrückendem Alter und weil ihm nach Befriedigung seines Ehrgeizes das Interesse der Güteraristokratie nicht ganz fremd war, aus der ersten Reihe der heftigen Wortführer der Volkspartei zurück, doch behielt er das Vertrauen seiner Wähler, kämpfte immer noch für die Zwecke der Whigpartei, näherte sich unter Canning mit seinen politischen Freunden dem Ministerium, sprach seitdem besonders auch für die Rechte der Katholiken in Irland und brachte 1827 seinen Antrag zur Erleichterung derselben ins Parliament; doch fiel der Antrag, obgleich von Canning unterstützt, mit einer sehr geringen Mehrheit durch. Im folgenden Jahre 1828 wiederholte er seinen Antrag, unterstützte ihn durch eine kräftige Rede, und das Unterhaus entschied für die Nothwendigkeit, den Katholiken in Großbritannien und Irland politische Rechte zu gewähren. Obgleich diese Maßregel von den Lords damals zurückgewiesen wurde, so trug B.'s Sieg doch wesentlich zu der durch die Parliamentsacte vom 13. April 1829 erfolgten Emancipation der Katholiken bei. Bei den Verhandlungen über die Parliamentsreform in den J. 1831 u. 1832 stritt er sowohl im Unterhause als in den dazu gestifteten Volksversammlungen nach seinen alten Ansichten für dieselbe. B. zeichnet sich, ohne sich durch gründliche Studien zu dem Berufe eines Staatsmannes vorbereitet zu haben, durch viele parliamentarische Gewandtheit, durch leichte Auffassung und klare Darstellung aus. Seine Reden sind einfach, aber lebendig und werden von ihm mit einem gewissen einschmeichelnden Tone und einem natürlichen Nachdrucke gehalten. 51.

Bureau (spr. Büro), eigentlich ein grobes wollenes Zeug, noch gröber als Bure (von bourre, Scheerwolle), mit dem man vormals Tische und Tafeln, vornehmlich in Gerichtsstuben, Kanzleien, Rentämtern u. dergl. zu überziehen pflegte. Daher nennt man den Arbeitsort eines Staatsbeamten und das ihm untergeordnete Personale noch jetzt B., und die Ordnung und Wirkung des Bureauwesens im Systeme der Staatsverwaltung Bureaukratie, als Gegensatz des Collegialsystems. Da der Vorstand des Bureaus für seine Geschäftsbehandlung allein verantwortlich ist, eine Verantwortlichkeit, der beim Collegialsysteme alle dabei betheiligte Räthe gleich unterworfen sind, so folgt nothwendig daraus, daß die nicht verantwortlichen Bureaubeamten von dem an der Spitze des B. stehenden Staatsbeamten gewählt, besoldet und entlassen werden. Dieß hat zu dem Vorwurfe geführt, den man der Bureaukratie macht, daß sie die Eigenmacht und Willkühr begünstige, das Ehrgefühl der Dienerschaft schwäche und ihr den Sinn von Hausbedienten gebe, daß sie die Staatsgeschäfte meist an den Mindestfordernden bringe, mehr zu einem handwerksmäßigen als zu einem wissenschaftlichen Betriebe führe, und daß der Verwaltungschef die Bureaukosten zum Nachtheile des Dienstes großentheils für sich verwende. Weil nun die Bureaukratie meist die allgemeine Stimme gegen sich hatte, so ernannte man bei Bureaus von Bedeutung auch die Secretaire von Staatswegen, damit sie in Abwesenheit des Directors für die Bureaugeschäfte dem Staate einstehen möchten. Im Ministerialbureau arbeiten übrigens mehrere verantwortliche Staatsbeamten. Es sind hier nämlich die verschiedenen Ministerialgeschäfte in verschiedene Bureaudivisionen, und diese wieder in Bureaus im engern Sinne abgetheilt.

Der Vorstand des Bureaus trägt dem Vorstande seiner Division, und dieser dem Minister vor, so wie auch die Vorstände der Divisionen die Sachen zu unterschreiben pflegen, welche sich gleichförmig nach bestimmter Regel abmachen lassen. Wo wie bei den hanöverschen Landdrosteien dem Bureaudirector Staatsbeamte als Räthe beigegeben, die Vorträge in Sitzungen gehalten und die Stimmen gesammelt werden, ist dieß mehr als eine Umänderung der Bureaukratie, ein glücklicher Versuch, die Vortheile des bureaukratischen und collegialischen Systems mit einander zu verbinden und ihre Nachtheile zu entfernen. Daß das Bureauwesen nur in Verwaltungssachen, nicht aber auch für das Gerichtswesen, wo Mehrere richten sollen, annehmbar sei, ist unbezweifelt; aber darüber ist der Streit noch nicht entschieden, ob im Verwaltungsfache das bureaukratische oder das collegialische System das zweckmäßigere sei, und da sowohl für die Bureaukratie als gegen dieselbe gewichtige Gründe vorgebracht werden können, so bleibt wohl ein Vorherrschen der Bureaukratie in allen den Fällen, welche rasche Entschließung und Vollziehung fordern, wie Polizeisachen, technische Ausführungen ꝛc., in allen übrigen Verwaltungssachen aber eine Verbindung beider Systeme die beste Ordnung des Geschäftsbetriebes. 45.

Burg ist bei den alten Deutschen jeder befestigte Ort. Man kann das Wort entweder von por, hoch, erhaben, ableiten, weil die Burgen gewöhnlich auf Anhöhen erbaut wurden, oder von beorgan, bergen, befestigen. Gleichbedeutend ist Veste, Feste und Burgfeste. Die ersten, obwohl hinsichtlich der äußern und innern Einrichtung von den spätern abweichenden, Burgen in Deutschland wurden von den Römern erbaut; daher behielt man in Urkunden das latein. Wort castrum bei. Die eigentlichen deutschen Burgen bestanden anfangs nur aus einem oder zwei mit einander in Verbindung stehenden Thürmen, gewöhnlich auf einem Berge, von dem man eine weite Aussicht hatte und dienten dem kriegerischen Adel zum Schutze und der Vertheidigung gegen feindliche Angriffe. Die Sicherheit, welche eine B. gewährte, veranlaßte nun viele, sich in der Nähe derselben mit Bewilligung des Burgherrn niederzulassen, und so entstanden häufig auf diese Art Städte, wie noch viele mit B. zusammengesetzte beweisen. Schon Karl der Große fand auf seinen Zügen gegen die Sachsen feste Burgen, die ihm oft viel zu schaffen machten; zahlreicher wurden sie während der Einfälle der Ungarn und der Slaven unter Heinrich I. und seinen Nachfolgern; während der Blüthe des Ritterthums aber war ganz Deutschland damit bedeckt, was sich aus der Menge der adeligen Geschlechter, dem herrschenden Faustrechte und dem geringen kaiserlichen Ansehen sehr wohl erklären läßt. Ein großer Theil dieser Burgen wurden Schlupfwinkel für Wegelagerer, daher es nicht befremden darf, wenn erzählt wird, daß Rudolph von Habsburg in Thüringen allein über 70 Raubschlösser zerstört habe. Mit dem Verfalle des Ritterthums und der Erfindung des Schießpulvers verfielen auch die Burgen. Unter ihren Trümmern ruht das Mittelalter; s. d. Art. Ritterburgen. 1.

Burgbann, im Allgemeinen Burg- oder Stadtgerichtsbarkeit, bezeichnet auch oft die Grenzen des Gebiets und das Burggericht selbst. Das letztere ist gleichbedeutend mit Burgding oder Burggeding. 1.

Burgfriede hieß 1) ein zwischen den Gliedern eines adeligen Geschlechts (s. Ganerben) abgeschlossener Vertrag, in welchem die Ansprüche jedes Einzelnen, so wie seine Obliegenheiten hinsichtlich des gemeinschaftlichen Besitzes der Stammburg, ihrer Erhaltung und Vertheidigung festgesetzt waren. 2) Überhaupt ein Vertrag mehrerer verbündeten Adeligen über den gemeinschaftlichen Besitz irgend einer Burg, deren Erhaltung und Benutzung. 3) Der Bezirk um die Burg herum, auch Behalt genannt, welcher in die Verträge, sie mochten von einem Einzelnen oder Ganerbschaften ausgehen, mit einbegriffen war.

Nach den Gesetzen des Ritterthums durfte Niemand, wenn ihm nicht vorher ein Absagebrief geschickt worden war, bis über die Grenze dieses Bezirks nach der Burg zu verfolgt werden. Lagen, wie häufig der Fall war, Städte in der Nähe einer Burg, so bezeichnete gewöhnlich eine Mauer den Unterschied zwischen dem Burgfrieden und der städtischen Gerichtsbarkeit. 4) Bedeutet B. gewisse auf den Burgen und Schlössern geltende gesetzliche Bestimmungen, nach welchen jedem bei harter Strafe (Verlust der rechten Hand) die Störung des Friedens und der Ordnung durch Gewaltthätigkeiten untersagt war. 1.

Burggraf war, wie aus der Zusammensetzung des Wortes hervorgeht, ein Graf, welcher mit der Aufsicht über eine Burg und das dazu gehörige Gebiet beauftragt war. Die ersten Burggrafen waren wahrscheinlich kaiserliche Vögte, später aber kommen auch fürstliche und bischöffliche Burggrafen vor; auch führte bisweilen das Haupt der Burgmänner (Ganerben) einer Burg diesen Namen, wie z. B. der B. von Friedberg. Die von Kaiser und Reich gesetzten Burggrafen hatten zugleich die richterliche Gewalt über den ihnen untergebenen Bezirk, und wurden nach und nach erblich. Einige von ihnen gelangten zu großer Macht, wie z. B. die Burggrafen von Nürnberg. Nicht minder wichtig war das Burggrafthum zu Magdeburg und das zu Meißen. In neuer Zeit findet sich der Titel noch in Östreich, wie z. B. der Gouverneur von Böhmen Oberstburggraf heißt, und in Churhessen, wo er aber nicht mehr bedeutet, als das Amt eines bloßen Schloßvogtes (Castellans). 1.

Burglehn, lat. feudum castrense, eine besondere, wahrscheinlich im XII. Jahrh. entstandene Art des Lehns, bei dessen Übernahme sich der Vasall verpflichten mußte, die Burg seines Lehnsherrn zu bewachen und zu vertheidigen, wofür er daselbst Wohnung und gewisse Grundstücke zur Benutzung erhielt. Dergleichen Lehnsträger hießen Burgmannen. Sie waren nur in dem Falle ihrem Herrn auch zur Heeresfolge verpflichtet, wenn sie außer dem B. noch ein Mannlehn von ihm hatten. Gewöhnlich bekam der Burgmann vom Lehnsherrn die Einkünfte von einem Capital, oder eine Summe Geldes, wofür er Besitzungen ankaufte, welche er dem Oberlehnsherrn in Lehn gab. Auf diese Weise sicherte der Herr seine Besitzungen, und der Burgmann konnte ebenfalls seine Güter vermehren. Verschieden von den Burgmännern dieser Art sind die Burgmänner einer Burggrafschaft, welche nur zur Vertheidigung der Burg verpflichtet, aber nicht im Nießbrauche der dazu gehörigen Einkünfte waren. 1.

Burgmair, Hans, ein deutscher Maler, geb. 1474 (1473) zu Augsburg, erhielt, wie man allgemein annimmt, seine Ausbildung von Albrecht Dürer, seinem Freunde. Unverkennbar ist es wenigstens, daß dieser großen Einfluß auf seine Manier geübt hat. Die Gemälde B.'s, von denen mehrere in den Gallerien zu München, Wien und in Augsburg vorhanden sind, zeichnen sich durch angenehmes Colorit und eine gewisse Lebhaftigkeit der Figuren aus, ohne daß sie jedoch ganz von den Fehlern des damals herrschenden Geschmacks frei wären. Sie sind fast alle von geringem Umfange. — Einige behaupten, daß B. auch in Kupfer gestochen und Holz geschnitten habe, allein es ist wohl nur anzunehmen, daß er die Zeichnungen dazu verfertigt habe. — Er starb um das Jahr 1559. 22.

Burgund. Die Burgunder, auch Burgundionen, Gundbadinger, Gundobader, wohnten ursprünglich zwischen der Niederoder und Niederweichsel in der Neumark und der Südhälfte von Westpreußen, ruhig in Dörfern oder Burgen (woher vielleicht ihr Name), bis sie im Kriege mit Fastida, Könige der von den Weichselmündungen heraufdrängenden Gepiden zum Auswandern gegen Westen hinter die Saale gezwungen wurden; kriegten hier mit den Alemannen (s. d. Art.) wegen der Salzquellen, zogen dann (nach 376) von Valentinian

(ſ. d. Art.) eingeladen, 80000 Mann gegen die Alemannen unter ihrem Heerführer Gonthakar (Günther) und ließen ſich fortan am Rheine, Neckar und Kocher nieder; drangen, von andern Volksſtämmen mit fortgeriſſen, 407 in das römiſche Gallien ein und erhielten durch Vergleich mit den Römern (413) um die Loire, Rhone und Saone in Helvetien und Savoien Wohnſitze angewieſen. Da ſpäter ihre Macht den Römern gefährlich zu werden drohete, wies ihnen Aëtius (ſ. d. Art.) diejenigen Grenzen an, die Italiens Vormauer am Fuße der Alpen ausmachten. Nach Sidonius Apollinaris waren ſie Männer von 6 bis 7 Schuh hoch, die die Freiheit als das höchſte Gut ſchätzten und ſich der Thierhäute zur Bekleidung bedienten. Sie gehorchten einem Älteſten (Hendin), deſſen Regierungsdauer von ihrem Glücke oder Unglücke in Schlachten, Mißwachſe ꝛc. abhing; er wurde dann von ihrem Siniſt oder Oberprieſter als Organ des Willens der erzürnten Götter abgeſetzt. Bei Attila's (ſ. d. Art.) Einbruche ſoll Günther und bald darauf ſein Sohn gegen den Hunnenkönig geblieben ſein (um 450); Kunde davon gibt das Nibelungenlied (ſ. d. Art.). Nach dem Erlöſchen der alten Dynaſtie der Burgundionen ward Gundioch, aus dem weſtgothiſchen Königshauſe der Balthen, von ihnen zum Könige gewählt. In der Folge erweiterte Aëtius wieder ihre Grenzen und ſeit 465 ſoll das burgundiſche Reich die Landſchaften Franche-Comté, Bourgogne, Lyonnois, Nivernois, Beaujolois, Vivarais, Orange, Avignon, einen Theil der Provence, Dauphiné, Savoyen und die Schweitz bis zum Fuße des Grimſels begriffen haben. Das Land erhielt erſt um 470 den Namen Burgund. Nach Gundioch's Tode wurde das Königsamt unter ſeine vier Söhne: Hilperich, Godogiſol, Gundebald und Godomar getheilt, von denen ſich nur Gundebald, deſſen Reſidenzſtadt Beſançon war, in den Kriegen gegen die Weſtgothen (484) unter Eurich, gegen die Franken (499 u. fg.) unter Chlodwig, in dem Beſitze von ganz B. behauptete, der ſich nun eifrig der Bildung und Verſittlichung ſeines Volkes annahm; auf einem Reichstage zu Ambariacum (Ambieu) wurde auch ein Geſetzbuch, das ſeinen Namen führte, freilich nach damaliger rauhen Sitte, die **Lex Gundebalda**, abgefaßt. 534 wurden ſie von den Franken (ſ. d. Art.) beſiegt und ihr Reich ward mit dem fränkiſchen unter Dietbert von Metz, aus dem Stamme der Merovinger, vereinigt; nach dem Ende dieſer Dynaſtie (875) gelangte der Graf Boſo von Vienne, Schwager Karl's des Kahlen, zur burgundiſchen Königswürde, unter welchem es ſich zu einem beſondern Staate bildete, von den Alpen, der Rhone, der Saone und dem Jura begrenzt, mit der Hauptſtadt Arles, daher das burgundiſche Königreich auch das arelatenſiſche oder Arelat, und von ſeiner Lage an der Weſtſeite des Jura das cisjuraniſche genannt wurde, beſtehend aus der Franche-Comté (Hochburgund), den Gebieten von Châlons und Maçon in Bourgogne, Vienne und Lyon, einem Theile von Savoyen und der Provence. 888 ſchuf der Guelfe und lotharisch-helvetiſche Herzog Rudolph, Sohn des Grafen Conrad's und Neffe des Königs Hugo von Frankreich, das transjuraniſche oder das neue burgundiſche Königreich an der Oſtſeite des Jura gelegen, welches die Grafſchaft B. (Franche-Comté), die Schweitz, dieſſeits der Rüß, Wallis, einen Theil von Savoyen umfaßte. Zu gleicher Zeit entſtand das Herzogthum B., deſſen Hauptprovinz Bourgogne (Burgund in eigentlicher Bedeutung), jenſeits der Saone, vom Herzoge Richard, dem Bruder Boſo's, gebildet und beherrſcht ward. 930 ward das cis- und transjuraniſche B. vereinigt und von Rudolph II. regiert. Nie war der Name der Burgunder in größerem Anſehn geweſen; verlor aber unter den folgenden Regenten mehr und mehr an demſelben, bis nach dem Erlöſchen dieſes neuburgundiſchen Mannsſtammes (1032) B. oder Arelat unter dem deutſchen Kaiſer Konrad II. dem Salier Deutſchland einverleibt ward. Nach und nach löſte ſich

das Verhältniß B.s zu Deutschland wieder auf, bis jenes nach Karl's IV. (s. d. Art.) Tode (1364) endlich in mehrere kleine Staaten zerfiel und diese nun Frankreich einverleibt wurden. — Das Herzogthum B. fiel nach dem Tode Richard's seinem Sohne Rudolph zu, der zu Soissons zum Könige von Frankreich gekrönt ohne Erben starb (936). Durch Heirath kam die größte Hälfte an Otto, dem Bruder des Königs Hugo Capet's (s. d. Art.). Nach dem Aussterben dieser Linie fiel es (1361) theils als Lehn, theils aus dem Grunde der nächsten Verwandtschaft an die Krone Frankreichs (s. d. Art.), zu deren Nachtheil König Johann seinen jüngsten Prinzen, Philipp den Kühnen, damit belieh, der die zwei Dynastien der Herzoge von Burgund stiftete. Er verheirathete sich mit Margarethe von Flandern (1369), Erbin Ludwig's III. († 1382); nach dessen Tode er die Franche-Comté und Artois, so wie Flandern, Nevers, Rethel, Mecheln und Antwerpen erhielt. Als der mächtigste Pair von Frankreich hinterließ er seinem Sohne Johann dem Unerschrockenen, der den Herzog Ludwig von Orleans in Paris (1407) ermorden ließ (s. Karl VI. von Frankreich), alle seine Länder bis auf Nevers, Rethel und Antwerpen. Johann wurde auf der Brücke von Montereau 1419 niedergestoßen; sein Sohn und Erbe Philipp der Gute vermehrte seine weitläufigen Besitzungen durch Ankauf von Namur (1430), durch Erbschaft mit Nevers, Rethel, Antwerpen, Brabant, Limburg; Holland, Zeeland, Hennegau und Friesland nöthigte er der Gräfin Jacobäa, Tochter des letzten Grafen Wilhelm VI. von Hennegau, ab (1433) und endlich kaufte er Luxemburg und die Grafschaft Chiny. Er starb, nachdem er zu Brügge den Orden des goldnen Vließes (10. Jan. 1430) gestiftet hatte. Sein Sohn Karl der Kühne ward, als er noch Geldern und Zütphen erkaufte (1473), einer der mächtigsten Fürsten Europas. So hatte sich das Herzogthum B. auf eine Höhe erhoben, die schwer auf Frankreich zurückwirkte (s. Frankreich, Karl VI. und VII.); alle Hülfsquellen des Nationalwohlstandes flossen reichlich, Landbau und Fabriken, so wie der Handel standen im Flore, Künste und Wissenschaften blühten. 1477 fiel Karl der Kühne während des Krieges mit der Schweitz in der Schlacht bei Nancy. Seine Erbschaft, die in der Geschichte nur die burgundische Erbschaft hieß, fiel an seine Tochter Maria, die sie mit ihrer Hand Maximilian von Östreich zubrachte, wodurch sie dann an Karl V. und an dessen Sohn Philipp II. von Spanien fiel. Seit 1493 führte B., dessen Name überhaupt aus dem Staatensysteme Europens verschwand, den Namen der Niederlande; die nördlichen Provinzen rissen sich von Spanien los (1579) und bildeten die Republik der vereinigten Niederlande, die südlichen hingegen kamen durch den spanischen Successionskrieg an Östreich. Es verliert sich nun die Geschichte der Niederlande in die von Spanien, Frankreich und Östreich (s. d. Art. Niederlande). 32.

Buridan (Johann) aus Bethune, gehörte zu den ausgezeichnetsten Nominalisten der Universität Paris im XIV. Jahrh. und war der Verfasser einer Anzahl von Abhandlungen und Commentaren über die Schriften des Aristoteles. Von seinem Leben sind nur einzelne Anekdoten bekannt, unter denen die berühmteste ist, daß er nach seinem Satze: Nimmt man an, daß der Wille unter gleichen Umständen und bei gleichen Gründen sich zu einem Entschlusse und auch zum Gegentheile bestimmen könne, so kann es keine Grundsätze geben; behauptet man das Gegentheil, so verschwindet alle Freiheit, die Frage aufgestellt habe: was ein Esel thun würde, der gleich stark von Hunger und Durst geplagt, sich gleich weit zwischen Futter und Tränke befände; welche Frage unter dem Namen Buridan's Esel zum Sprüchworte geworden ist. 16.

Burke (spr. Börke) Edmund, wurde den 1. Jan. 1730 zu Dublin geboren, wo sein Vater als Advocat in großem Ansehn stand. Seine erste Bildung

erhielt er zu Ballytore in der Anstalt des Quäkers Shakleton, wo er glänzende Fortschritte in alten Sprachen und der Geschichte machte, und sich schon mit englischer Poesie und Literatur zu beschäftigen anfing. Mit dem 10. Jahre bezog er die Universität seiner Vaterstandt und setzte neben der Jurisprudenz seine Lieblingsstudien Mathematik, Philosophie und Geschichte mit dem glücklichsten Erfolge fort. Bereits im J. 1749 erschienen von ihm einige geistreiche Parodien von den allgemein beliebten politischen Flugschriften des Apothekers Lucas zu Dublin, worin er diesen so lächerlich machte, daß er seine Feder hinfort ruhen ließ. 1753 begab er sich nach London, um die praktische Jurisprudenz zu erlernen und beschäftigte sich nebenbei zur Erwerbung seines Unterhalts mit kleinen schriftstellerischen Arbeiten, welche ihm die Bekanntschaft Garrick's, Goldsmith's, des Dr. Nugent (dessen Tochter seine Gattin wurde) und anderer gelehrten Männer verschaffte. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte er zuerst durch die 1757 erschienene Schrift: **Enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful**, ein Werk, durch welches er sicher Johnson's Freundschaft und die Gunst des Lord Lyttelton und Hamilton's erwarb. Nicht mindere Anerkennung fand das bekannte **Annual Register**, welches er 1758 herauszugeben anfing. Nachdem er von 1761 kurze Zeit mit Hamilton in Irland gewesen war, wurde er durch mehrere Flugschriften (1763) mit Fitzherbert bekannt, welcher ihn in nähere Berührung mit dem Marquis von Rockingham brachte. Jetzt beginnt seine eigentliche politische Laufbahn. Rockingham wurde 1767 Minister und B. dessen Privatsecretair und bald darauf für den Flecken Wendower Mitglied des Parliaments, in welchem seine erste Rede über die Stempelacte großen Beifall erhielt. Das schwankende Benehmen Rockingham's bewirkte dessen Entlassung, wodurch auch B. auf seine Thätigkeit im Parliamente beschränkt wurde. Desto eifriger nahm er an den literarischen und politischen Unterhaltungen bei der Lady Montague und im Clubb zum Türkenkopf in Gerardstreet Theil und beschäftigte sich außerdem ununterbrochen in der Redekunst. Mit glänzender Beredtsamkeit trat er 1768 als das Organ der Rockingham'schen Partei gegen das Ministerium des Herzogs von Grafton auf, und spielte dieselbe Rolle nach dessen Sturze gegen das Ministerium des Lord North, indem er als Wortführer der Opposition in vielen Reden, welche für Meisterstücke parliamentarischer Beredtsamkeit gelten, das Verfahren gegen die Amerikaner angriff. Wie jetzt, behauptete er auch 1774 als Abgeordneter der Stadt Bristol unumwunden, daß der amerikanische Krieg ungerecht und für England verderblich sei. In der zweiten Parliamentssitzung fuhr er in seinen Angriffen gegen das Ministerium fort und bewirkte hauptsächlich, daß North seine Entlassung nahm und Rockingham an dessen Stelle trat. Während der kurzen Dauer dieses zweiten Ministeriums Rockingham's war B. Geheimerath und Kriegszahlmeister, bekleidete auch diese Stellen unter dem im Jahre 1783 kurze Zeit bestandenen sogenannten Coalitionsministerium (zusammengesetzt aus North's und Fox's Anhängern), verlor sie aber und überhaupt seine frühere Bedeutung mit dem Eintritte Pitt's. In dem berühmten Processe gegen Warren Hastings, Generalgouverneur von Ostindien, bewies er sich als heftigen Feind des Angeklagten und hielt in dieser Angelegenheit Reden, die die Bewunderung von ganz England auf sich zogen; doch verlor er sehr viel in der öffentlichen Meinung durch unehrerbietige Äußerungen gegen den König, bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Einsetzung einer Regentschaft (1788). Seit dieser Zeit zog die französische Revolution die alleinige Aufmerksamkeit B.'s auf sich. Mit der glühendsten Beredtsamkeit und philosophischem Scharfblicke machte er auf die Gefahren aufmerksam, die Europa und England von Frankreich aus drohten, und es ist unbezweifelt, daß das beharrliche Kämpfen des englischen Volks und Ministeriums

gegen Frankreich besonders seinem Einflusse zuzuschreiben ist. Sein Hauptwerk darüber ist: Reflections on the Revolution in France and on the proceedings in certain Societies in London relative to that event etc. (1790). Der König erkannte das Verdienst B.'s an und ertheilte ihm eine Pension von 3700 Pfd., — da er die Pairswürde vorher ausgeschlagen hatte. — B. starb am 8. Juli 1797 an Entkräftung. — Seine Werke erschienen unter dem Titel: Works of Edmund Burke. London 1792 — 1813. 4. 6 Bde. 22.

Burken, ein in neuerer Zeit gebräuchlich gewordener Ausdruck, durch welchen man die eigenthümliche Art bezeichnet, mit welcher William Burke, ein Schuhmacher zu Edinburg, im J. 1828 mehrere Personen ermordete, um die Leichname an Ärzte zu verkaufen. — In Folge des in England bestehenden Gesetzes nämlich, nach welchem nur hingerichtete Verbrecher der Anatomie übergeben werden durften, war fortwährender Mangel an Leichnamen, welche eben deßhalb nur für übermäßig hohe Preise zu erhalten waren. Man suchte sich daher heimlich Leichname zu verschaffen und es fanden sich in allen größern Städten Leute (resurrection-men, die Auferstehungsmänner genannt), welche im Einverständnisse mit den Todtengräbern frisch begrabene Leichname bei Nacht wieder ausgruben und verkauften; ja es fanden sich Spuren von gewaltsamen Ermordungen. Zwar wurden durch einen Parliamentsbeschluß im J. 1827 alle die in Armenhäusern und Spitälern Verstorbenen, welche nicht von den Angehörigen zurückgefordert wurden, der Anatomie überlassen, allein die Universitäten zu Glasgow und Edinburg sahen dennoch dem Mangel dadurch nicht abgeholfen, weil dort die Zahl der nicht zurückgeforderten Todten gewöhnlich sehr gering war. Daher dauerte das Unwesen besonders in Edinburg fort und man konnte die Spuren gewaltsamer Ermordungen nicht mehr verkennen. Endlich wurde Burke nebst seinem Nachbar Hare verhaftet und Beide eine Frau ermordet zu haben überwiesen. Burke, zum Tode verurtheilt, gestand ein, daß er mit Hare nach und nach 16 Personen gewaltsam ums Leben gebracht und an den Dr. Knox zu Edinburg verkauft habe. Er gab an, daß er die unglücklichen Opfer gewöhnlich berauscht und dann durch Zuhaltung des Mundes und der Nase mit Hare's Beistande erstickt habe. — Dr. Knox hatte stets der Versicherung Burke's, daß die Leichname an ihn verkauft worden wären, Glauben beimessen und zufrieden, daß er fortwährend frische Körper erhielt, nie Verdacht geschöpft. — Burke wurde hingerichtet. 1.

Burlesk, s. komisch.

Burmann, eine holländische Gelehrtenfamilie, stammt ursprünglich aus Köln, und flüchtete sich im 30jährigen Kriege nach Holland. Aus ihr bemerken wir: 1) Franz B., geb. 1632 zu Leyden, gest. 1679 als Professor der Kirchengeschichte zu Utrecht, ist der Verfasser vieler theologischen Schriften und zu ihrer Zeit geschätzten Commentare über die meisten Bücher des A. T. Sein ältester Sohn 2) Peter B. der ältere, geb. 1668 zu Utrecht, besuchte seit 1681 die Schule daselbst und fand vorzüglich in seinem Lehrer Johann Georg Grävius einen väterlichen Freund. Er wandte sich zur Jurisprudenz, die er auch in Leyden noch fortstudirte und erhielt 1688 zu Utrecht die juristische Doctorwürde. Nach einer Reise durch Deutschland und die Schweitz zur Besuchung der Bibliotheken ward er 1691 Advocat und Steuereinnehmer, aber 1696 auf Grävius Empfehlung Professor der Beredtsamkeit und der Geschichte und Bibliothekar an der Universität, in welchem Amte er seinen Ruhm begründete. Von nah und fern strömten zahlreiche Schüler herbei, aber sein beißender Witz verschaffte ihm viele Feinde und man sah ihn gern scheiden, als er 1715 als Professor der belgischen Geschichte und der Poesie nach Leyden ging, wo er neben Jacob Gronov mit ausgezeichnetem Beifalle lehrte. Er starb den 31. März 1741. Seine Ge-

lehrsamkeit war durch großen Fleiß außerordentlich geworden, doch erstreckte sie sich nur auf die lateinischen Classiker, deren er eine große Anzahl herausgab; aber er klebt zu sehr an den Worten, ohne in den Geist der Schriftsteller einzugehen und als Kritiker leistete er wenig. Seine Ausgaben sind daher nur noch als Materialiensammlungen zu gebrauchen. 3) Peter B. der jüngere, Neffe des vorigen, ward 1713 zu Amsterdam geboren und von seinem Oheim Peter B. d. ält. erzogen. Er widmete sich der alten Literatur und Jurisprudenz, ward 1734 Dr. juris und 1736 Professor der Beredtsamkeit und Geschichte zu Franecker, wozu er 1741 auch die Professur der Dichtkunst erhielt, ging aber schon 1742 in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium nach Amsterdam. Aber auf den Ruhm seiner Vorfahren stolz betrug er sich übermüthig gegen andere Gelehrte und dieß brachte ihn in manche Streitigkeiten, unter denen die mit Chr. Ad. Klotz am heftigsten geführt ward. Er starb den 24. Juni 1778. Seine Ausgaben der Classiker sind voll von Conjecturen und Spitzfindigkeiten, ohne eine geregelte Gelehrsamkeit zu beurkunden, obgleich ebenfalls mit einer großen Menge Materialien angefüllt. 16.

Burmann (Gottlob Wilhelm), eigentlich Bormann, ein deutscher Dichter, ward 1737 zu Lauban geboren, bildete sich zu Löwenberg und Hirschberg in Schlesien, studirte in Frankfurt a. d. O. seit 1758 die Rechte und lebte dann als Privatgelehrter in Berlin durch Musikunterricht, Gelegenheitsdichten und Schriftstellerei, gerieth aber oft in die größte Noth und schien schon vergessen, als er am 5. Jan. 1805 durch ein kurzes Gedicht in den Zeitungen seine Noth bekannt machte; aber er war denselben Tag am Morgen gestorben. Von der Natur körperlich vernachlässigt war er auch in seinem Betragen ein großer Sonderling, eigensinnig, bizarr und unstetig, wodurch sein talentvoller Geist sehr viel litt. Als Clavierspieler und Improvisator war er sehr geschätzt und er besaß eine besondere Gabe, oft 4—5 Stunden lang in leichten Versen zu sprechen und jedem Stoffe ein poetisches Gewand zu geben; doch hing er zu sehr an Günther's (s. d. Art.) Manier. Am bekanntesten sind von ihm: Fabeln, Dresden 1768 u. öft.; Lieder in 3 Büchern, Berlin 1774; Gedichte ohne den Buchstaben R, Berlin 1788. 16.

Burney (Dr. Charles), ein englischer Componist und musikalischer Schriftsteller, wurde 1727 zu Worchester geboren, bildete seine schönen Talente unter der Leitung des Musiklehrers Arne aus und bekam später eine Anstellung in einem Orchester. Mehrere seiner Compositionen aus dieser Zeit fanden Beifall; seine Hauptabsicht jedoch war, eine allgemeine Geschichte der Musik zu schreiben. Zu diesem Behufe fing er an Materialien zu sammeln, unternahm 1770 und 1772 Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland, und ließ, gleichsam als Vorläufer seines großen Werks, von 1772—73 das Tagebuch seiner musikalischen Reisen erscheinen, welches viel Aufsehen erregte und auf das Hauptwerk äußerst gespannt machte. Endlich im J. 1776 erschien von diesem der erste Theil, und 1782, 1787 und 1789 die übrigen. Dieses Werk umfaßt die Musik der alten und neuern Völker, und hat als das erste in dieser Art, trotz seiner großen Mängel, gewiß die Anerkennung verdient, die ihm zu Theil wurde. Besonders ist die engl. Musik mit vieler Gründlichkeit abgehandelt und im letzten Bande befindet sich eine treffliche Kritik der Händel'schen Werke. Außer diesem Hauptwerke hat man noch von B. eine Biographie des Metastasio und Händel's, von denen letztere durch Eschenburg in das Deutsche übertragen worden ist. B. starb im April 1814 als Organist am Chelsea-Hospital zu London. 22.

Burns (Robert), ein schottischer Dichter, geb. 1759, Sohn eines Gärtners in der Grafschaft Ayr, erhielt nur eine sehr nothdürftige Ausbildung in der Schule seines Dorfes, nährte aber seinen lebhaften Geist durch das Lesen von

Ritterromanen, Dichtern und den bei den Schotten so beliebten theologischen Unterhaltungen. Seine Gedichte schottischen Dialekts und volksthümlichen Inhalts sind ausgezeichnet durch die ihnen inwohnende Kraft und Originalität. Die äußere Lage B.'s war wegen seiner ausschweifenden Lebensart nicht die beste. Verschiedene Geschäfte, welche er anfing, z. B. Pachte u. dgl., mußte er stets wieder aufgeben. 1786 wurde er von dem Doctor Blacklock nach Edinburg eingeladen und hier mit vieler Auszeichnung behandelt. Nach 2jährigem Aufenthalte daselbst, während dessen er aber seinen unrühmlichen Lebenswandel fortsetzte, übernahm er abermals eine Pachtung in der Grafschaft Dumfries und wurde auch als Beamter an der Accise angestellt, verwaltete indeß beide Geschäfte so schlecht, daß er dem gänzlichen Ruine nahe kam. Da starb er am 21. Juli 1796 im 37. Jahre seines Lebens. — Die Gedichte B.'s, welche von den Engländern sehr geschätzt werden, sind zu wiederholten Malen einzeln noch bei seinen Lebzeiten und eine Gesammtausgabe derselben in 4 Bdn. im J. 1800 herausgekommen. 22.

Burnu, ein mächtiges Negerreich in Afrika zwischen 28—37° L. und 12—18° N. B., enthält ungefähr 15000 □Meil. mit etwa 2 Mill. Einw., die Neger, zum kleinsten Theile Araber sind. In seinem Umfange liegt der große Landsee Tsad, in den sich beide Flüsse Schary und Jaou ergießen und wo eine Menge Inseln liegen. Der Boden ist größtentheils sandiger Thon, auf welchem durch die Sonnenhitze alle Vegetation abstirbt, aber es umschließt eine Anzahl fruchtbarer Oasen, auf welchen sich auch die Bevölkerung zusammendrängt. Diese nährt sich von Viehzucht, Jagd und einigem Handel. Regent ist ein Sultan, der zu Birnie, einer Stadt mit 30000 Einw., residirt; aber die eigentliche Gewalt ist in den Händen von Schemîn el Chami, einem ehemaligen Fidchi (Schullehrer) in Fessan und Scheich el Korân (Koranerklärer), welchen letztern Titel er auch jetzt noch führt. Er residirt in Kuka (8000 Einw.) und stellt ein Heer von 50000 Mann, von denen ⅔ berittten und bepanzert sind. Die neusten Nachrichten über dieses Land haben wir von Burckhardt und Denham. 37.

Bursche, lat. puer; franz. garçon; engl. fellow, 1) ein ledigerjunger Mann, der noch nicht selbstständig ist. Der Ausdruck ist an sich indifferent. Die Bedeutung erhält er erst durch das Beiwort, z. B. braver Bursche, junger Bursche ꝛc.; 2) im engern Sinne versteht man unter Bursche, bei Instituten, in denen es Steigerungen gibt, die unterste Stufe, z. B. Lehrbursche, Jägerbursche ꝛc., daher man unterm Militaire die Gemeinen „die Bursche" nennt; 3) nennt man die Gesammtheitjungerlediger Männer eines Standes die Bursche. So nennen sich die Studirenden auf einer Universität, wenn von Allen die Rede ist, gern Bursche, und die Gesammtheit Burschenschaft. 24.

Burschenschaft. Es hat unter den Studirenden auf deutschen Universitäten von jeher Verbindungen gegeben, die bald mehr, bald weniger geheim gehalten wurden, je nachdem ihr Bestehen verboten war oder nicht. In den neuesten Zeiten haben deren zwei die Aufmerksamkeit der Regierungen erregt und ihr Mißfallen sich zugezogen. Es sind dieß der Tugendbund und die daraus hervorgegangene allgemeine Burschenschaft. Als im J. 1812 auf dem europäischen Continente der Übermuth der franz. Gewaltherrschaft endlich unerträglich zu werden anfing und die Stimme Aller wider dieselbe sich erhob, war die an die Rücksichten des Interesse noch ungewöhntere Jugend längst schon vom Unmuthe gegen den gemeinschaftlichen Feind hingerissen. Was im J. 1806 schon zu Halle geschah, ist bekannt. Es hatte dieß die Auflösung der Universität zur Folge. Allein die Verwiesenen trugen ihre Grundsätze nur anderswohin. Gar bald bildete sich zu Königsberg unter den Studirenden eine geheime Verbindung, welche als der Tugendbund hernach bekannt wurde und an der auch wohl Andere

Antheil nahmen. Da ihre Grundsätze waren, eine bis zur Schwärmerei gehende Vaterlandsliebe, Reinheit der Sitten, Redlichkeit und Treue zu bewahren und durch Erziehung eines veredelten Geschlechts dem einreißenden Unrechte einen Damm entgegenzusetzen, so zählte der Bund die edelsten Männer unter den Professoren zu seinen Mitgliedern, welche dann an dem bald beginnenden Freiheitskampfe persönlich Antheil nahmen. Wie nun zu Anfange des Jahres 1813 auch die Regierungen, welche mit Wohlgefallen diesem Wirken zugesehen hatten, es wagten, im offnen Aufstande dem Zwingherrn entgegenzutreten, so benutzte man die vaterländisch-religiöse Stimmung der Mitglieder des Tugendbundes zum gemeinsamen Kampfe. Was die Ideen von Freiheit, von Vaterland, von großmüthiger Selbstaufopferung für dasselbe in dieser Zeit für Wunder gethan hat, muß die Nachwelt glauben und, wenn sie es vermag, begreifen. Dieses einmal angefachte Feuer mochte jedoch nach dem Frieden nicht so schnell, als Mancher es wünschte, maschinenmäßig wieder erlöschen. Es entwickelte sich vielmehr unter den Studirenden die Idee, den Tugendbund zu erweitern, ihre bisher verschiedenartigen Verbindungen zu einer allgemeinen zu erheben und unter dem Namen einer allgemeinen Burschenschaft die Verbindung aller Studirenden auf allen deutschen Universitäten zu dem gemeinschaftlichen Zwecke eines veredelten Burschenlebens zu erhalten. Diese Idee war von Jena ausgegangen. Auch hier waren die edelsten Männer für das Gedeihen der Sache begeistert. Indeß zwei Klippen sind es, die das Bestehen von Gemeinwesen unter Erwachsenen schon erschweren, der unerfahrenen Jugend aber es ganz unmöglich machen: die Absonderungen der Aristokratie und der Mangel an Subordination, wodurch das in der Anlage vortrefflichste Institut gar bald ausartet. Einige Feuerköpfe unter den Studenten hatten bei einem nichts weniger als auf so etwas berechneten Feste auf der Wartburg eine Imitation der von Luther vorgenommenen Verbrennung der päpstlichen Bannbulle vor dem Elsterthore zu Wittenberg vorgenommen und einige ihren Ideen abholde Bücher den Flammen übergeben. Es wurde solches auf eine gehässige Weise von einem Manne denuncirt, der sich 1806 zu Halle durch ein entgegengesetztes Benehmen Zutrauen erworben hatte. Wie viel derselbe auf der andern Seite dafür gewirkt hat, um die Begeisterung einer hoffnungsvollen Jugend von Verirrungen ab- und zu höhern Zwecken anzuleiten, ist nicht so bekannt geworden. Die Verbindung der allgemeinen Burschenschaft mußte nun den ursprünglichen edlern Zweck verfehlen und trat gar bald als Gegensatz der immer wieder weiter sich verbreitenden Aristokratie auf. Wohl mögen die jugendlichen Köpfe vom Freiheitsschwindel ergriffen und von der großartigen Idee der Zeit begeistert und aus Unmuth über die Nichterfüllung gehegter Hoffnungen zu tief in das politische Triebrad einzugreifen gestrebt und zur Herbeiführung einer ihren Ideen angemessenen Zeit sich verpflichtet gefühlt haben, wohl auch die Tendenz des Burschenbundes selbst in der That eine den bestehenden Einrichtungen und dem monarchischen Principe feindselige Richtung genommen haben (s. demagogische Umtriebe); ob aber der Bund selbst so gefährlich war, als man ihn finden wollte, wird häufig bezweifelt und es ist zu bedenken, daß es nur der aufbrausende jugendliche Muth war, der bei reifern Jahren gern in ruhige Bedächtigkeit übergeht. Aber die Ermordung Kotzebue's durch Sand (s. d. Artt.) gab das Signal für die Regierungen zu untersuchen, Commissionen wurden in Mainz und später in Köpenik niedergesetzt, eine Menge Studenten, Mitglieder der Burschenschaft, gefangen gesetzt und 6 Jahre lang die Untersuchung geführt, welche die angegebenen Resultate gewährte. Die schuldig Befundenen bekamen mehrjährige Festungsstrafe, wurden jedoch später größtentheils begnadigt. Die Sache gerieth darauf ziemlich in Vergessenheit. In den neusten Zeiten hat man aber in einzelnen deutschen Staaten von den Umtrieben einer im Geheimen fortwirken-

den Burschenschaft mancherlei Befürchtungen vorgegeben und mancherlei politische Phänomene ihr zuschreiben wollen. Ob jedoch die Geneigtheit des Menschen den ihm zur Zeit noch unbegreiflichen Erscheinungen eine geheimnißvolle Ursache unterzulegen die Ursache hiervon ist oder ob wirklich die Geister einer abgeschiedenen Verbindung noch als Lemuren ihr unheimliches Wesen treiben, ist bis jetzt, wenigstens den Laien nicht kundbar geworden. 24.

Burtscheid, ein Städtchen in der preuß. Rheinprovinz ½ Stunde südöstlich von Aachen gelegen, bekannt durch die daselbst befindlichen warmen Mineralquellen, welche vorzüglich in Hautkrankheiten und Steinbeschwerden sehr heilsam sind. Die eine, der Kochbrunnen oder warme Pütz genannt, hat eine Temperatur von 53° R. und die große ganz bedeckte Quelle noch einige Grad mehr. Aus letzterer werden fast alle größeren Badehäuser mit Wasser versorgt, z. B. das Rosenbad, das Schwerd, das Drieschbad, die 3 Schlangen, das Kaiserbad u. a. Auf einer Anhöhe in der Nähe des Rosenbades liegt ein Trinkbrunnen mit klarem bitterlich salzigem Wasser (46° R.). Die Einrichtung der Bäder und die Wohnungen sind trefflich, und die Umgebung, besonders die Nähe Aachens, bietet den Kurgästen mancherlei angenehme Zerstreuungen dar. 15.

Busaco, ein Städtchen in Portugal am Mandego östlich von Coimbra, ist bekannt worden durch die Schlacht den 27. Septbr. 1810, in welcher Wellington mit 30000 Engländern und Portugiesen gegen die 50000 M. starken Franzosen unter Massena, von denen er angegriffen ward, mit glücklichem Erfolge kämpfte, so daß diese 4000 Todte und Verwundete und mehrere Hundert Gefangene zurückließen, während die Verbündeten in Allem 1300 verloren hatten. Doch wurden sie am folgenden Tage von den Franzosen umgangen und mußten sich nach Lissabon zurückziehen. 37.

Busbec (Augier Ghislen v.), ein berühmter Diplomatiker und Gelehrter, ward 1522 zu Comines in Flandern geboren, studirte hierauf zu Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua, ward 1554 Secretair der römisch-kaiserlichen Gesandtschaft in London und 1558 zur Ermittelung des Friedens Gesandter in Constantinopel, von wo er zuerst nach Amasia in Kleinasien zum Sultan Soliman II. reisen mußte. Er erlangte zwar nur einen 6monatlichen Waffenstillstand, entdeckte aber zu Angora das berühmte **Monumentum Ancyranum** des Augustus. Auf einer kurz darauf erfolgten zweiten Gesandtschaft, die 7 Jahre dauerte und endlich einen 8jährigen Waffenstillstand herbeiführte, sammelte er eine Anzahl griechischer Inschriften und Manuscripte, die sich jetzt in Wien befinden, so wie mehrere naturgeschichtlichen Entdeckungen, ward dann Erzieher der kaiserlichen Kinder, begleitete 1570 die Erzherzogin Elisabeth, Verlobte Karl's IX., nach Paris, ward Obersthofmeister der jungen Königin und später Gesandter des Kaisers Rudolph II. Die Bürgerkriege unter Heinrich III. veranlaßten ihn nach Flandern zu gehen, aber er ward auf der Reise dahin angefallen und starb wenige Tage darauf (den 28. Oct. 1592) zu Maillot bei Rouen an einem hitzigen Fieber. — Seine Werke über die Türkei sind noch jetzt schätzenswerth und er war der Erste, welcher die Schwachheit der Pforte aufdeckte und die Furcht vor den Türken minderte. Dahin gehören: **Consilium de re militari contra Turcas instituenda** und **Legationis Turcicae epistolae**; beachtungswerth sind auch seine: **Epistolae ad Rudolphum imperatorem e Gallia scriptae**, als wichtiger Beitrag zur französischen Geschichte der Zeit. Seine Schriften sind gesammelt in: **Busbequii Omnia quae exstant** (Leyden 1633. Amsterd. 1660. Basel 1740). 16.

Buschetto (spr. Busketto), der größte Baumeister des XI. Jahrh. und der Gründer des alttoskanischen Baustyls, scheint gegen 1080 gestorben zu sein und

hat sich vorzüglich durch die Erbauung des prächtigen Doms zu Pisa ein herrliches Denkmal gesetzt. 16.

Buschmänner (Bosjesmans) oder, wie sie sich selbst nennen, Saabs, sind die Bewohner der öden unwirthbaren Landstriche in Südafrika, welche sich von der Capcolonie bis zu dem Orangerivier hin ausdehnen. Ihr eigentliches Vaterland sind die kalten schneereichen Höhen, welche als östliche Fortsetzung der Schneegebirge das Quellland des Orangerivier bilden. Von hier aus streifen sie in das Gebiet der Beetjuanen, der Korana, eines gutmüthigen Hottentottenstammes, und selbst der Capcolonie. Sie sind ein kleiner hagerer Menschenschlag, thierischroh, räuberisch und grausam, ohne die geringste menschliche Cultur, und durch ihre Streifereien ein Schrecken ihrer Nachbarn. Ihre Sprache ist eben so schnalzend wie die der Hottentotten, klingt aber widriger und hat bei weitem nicht den Reichthum derselben. Sie leben in einzelnen Familien und rotten sich nur dann in größere Haufen zusammen, wenn sie einen Angriff befürchten oder einen Raub ausführen wollen. — Die Capcolonisten stellen oft förmliche Jagden auf sie an. 15.

Busembaum (Herrmann), ein Jesuit, geboren zu Notteln im Münsterischen 1600, seit 1640 Professor der Moral zu Köln, ist durch das berüchtigte Werk: Medulla theologiae moralis, Münster 1645 merkwürdig, das er auf Befehl seiner Obern schrieb und worin die laxen Grundsätze der Jesuiten in ein System gebracht sind. Das Buch ward theilweise von den Päpsten verdammt, in manchen Ländern ganz verboten; aber die Jesuiten machten es zum classischen Lehrbuche ihrer Moral und veranstalteten überall neue Auflagen, so daß 1670 zu Lissabon schon die 45. Auflage erschien. Neuere vermehrte Ausgaben erschienen zu Köln 1707 von La Croix, welche in Frankreich verbrannt wurde, zu Rom 1757 (3 Bde.) und zu Bonn 1760. Fol. 16.

Busiris, König von Ägypten, nach der Fabel der Grausame, Sohn Poseidon's und der Lysianassa, Tochter des Epaphos, opferte alle Fremde, die in sein Land kamen, den Göttern. Veranlaßt wurde diese Sitte durch eine Dürre, die, nach dem Rathe des Propheten Thrasios aus Cypern, nur abgewendet werden könne, wenn alljährlich ein Fremder geopfert würde, worauf B. mit dem Seher selbst den Anfang machte. Auch soll während der Dienstzeit Hercules (s. d. Art.) auf seiner Reise, sobald er Ägypten betrat, in diese Gefahr gekommen sein. Gebunden und mit Kränzen geschmückt ließ er sich ruhig zum Opferplatze führen, aber kaum war er daselbst angelangt, so sprengte er seine Bande, überfiel und tödtete B. sammt den Opferpriestern. B. deutet man auf das Grab des Osiris (s. d. Art.), wo die alten Ägypter diesem alljährlich Menschen opferten. Diese Gewohnheit hemmte gar sehr den Handel, bis Hercules (phönicische Seefahrer aus Tyrus) hier die Menschenopfer abschaffte. Diese Thatsache, ursprünglich hieroglyphisch gedacht, wurde später von den Dichtern Griechenlands auf mannichfaltige Weise dargestellt. 32.

Buße, griech. *μετάνοια*; lat. poenitentia; franz. pénitence; engl. penitence, penance; ital. penitenza, bedeutet ursprünglich Strafe, daher Geldbuße und büßen: Jemandem Strafe auferlegen und Strafe leiden, so wie auch das lat. poenitentia (Reue, Besserung) mit poena (Strafe) verwandt ist, während das griech. *μετάνοια* zugleich auch eine Änderung des Sinnes und Geistes anzeigt. Nach dem Lehrbegriffe der römisch-katholischen Kirche zerfällt die B. in die Reue über das begangene Böse und die mit ihr verbundene Herzenszerknirschung (contritio cordis, nach Ps. 51, 19.), in das vor dem Geistlichen abgelegte Sündenbekenntniß (confessio oris, vergl. die Artt. Beichte, Ohrenbeichte), und in die Abbüßung der vom Geistlichen auferlegten Kirchenstrafen (satisfactio operis, vergl. die Artt. Ablaß, Indulgentien), worauf die Freisprechung des

Büßenden oder die Absolution erfolgt. Luther verwarf das Zweite und Dritte als wesentliche Theile der B., weil der Christ nur Gott seine Sünden zu bekennen hat, und weil man in die Übernahme der auferlegten Kirchenstrafen (poenae canonicae) selbst etwas vor Gott Verdienstliches setzte, was mit dem Begriffe der göttlichen Gnade unvereinbar ist. Nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche erfordert die Buße: Anerkenntniß und Bereuung der Sünden, zuversichtlichen Glauben an die göttliche Vergebung um Christi willen, und ernstes Bestreben nach Besserung. Der evangelische Lehrbegriff erkennt demnach auch die Nothwendigkeit der guten Werke (digni fructus poenitentiae) an, legt ihnen aber nicht den Werth bei, daß man durch sie bei Gott etwas verdiene, und verwirft gänzlich die Annahme, daß Jemand sich einen Schatz von überflüssigen guten Thaten erwerben könne (vergl. den Art. Heilige). Daher sind auch bei den Protestanten alle von Seiten der Kirche willkührlich bestimmten Bußübungen aufgehoben, wie weit auch ihr Alter in der christlichen Kirche hinaufreicht. Denn schon im II. Jahrh. wird die B. nicht blos als ein moralischer, sondern auch als kirchlicher Act gefunden, der in öffentlichem Beten, Kniebeugungen, Fasten, Anlegung von Trauerkleidern ꝛc. nach jüdischer Religionssitte bestand. Aber in der Folge kamen noch Casteiungen, ascetische Abtödtung des Fleisches u. dergl. hinzu, die bereits im IV. Jahrh. durch Synodalbeschlüsse (zu Illiberis, Arelate, Ancyra, Neocäsarea) einen strengern Charakter annahmen, und wie in der katholischen Kirche selbst, so noch mehr bei einzelnen Secten und in den Klöstern sich in eine förmliche rigoristische Anstalt umwandelten. Zum Theil verfiel man besonders im Mittelalter auf so harte und widernatürliche Bußübungen, daß die christlichen Büßer den chinesischen, indischen, merikanischen u. a. nichts nachgaben. — In der kathol. Kirche gehört die B. zu den 7 Sacramenten (Conc. Trident. Sess. VII. can. 1.), in den protestantischen dagegen blieb sie von der Zahl derselben ausgeschlossen, obgleich Melanchthon noch in der Apologie der Augsburger Confession (Art. VII.) sie den Gegnern nachgebend und im weitern Sinne ein Sacrament genannt hatte. 2.

Bußtag, franz. jour de pénitence; engl. fastday; ital. giorno di penitenza. Man hat den Ursprung der Buß- und Bettage von dem großen Versöhnungsfeste der Juden abgeleitet, wohl aber mit größerem Rechte von ihrer Sitte, bei allgemeiner Noth Buß- und Fasttage zu halten, um den Zorn Jehovah's zu besänftigen. Diese letztere Ursache bewog wenigstens in der christlichen Kirche, Bußtage anzuordnen, wie bei weit verwüstenden Erdbeben zu Constantinopel unter Theodosius dem Großen und im V. Jahrh. zu Vienne in Frankreich unter dem Bischofe Claudius Mamertus. Ihnen waren jedoch schon die ersten Christen im I. und II. Jahrh. durch die Gewohnheit vorangegangen, in Zeiten der Verfolgung und der Drangsal gemeinschaftlich durch Gebet sich zu stärken. Von den Päpsten Gregor dem Großen im VI. und Martin I. im VII. Jahrh. wurden hierauf für bestimmte Zeiten des Jahres Bußtage anbefohlen, an welchen nicht blos das „Kyrie Eleison! (Herr erbarme dich!)" zur Abwendung allgemeiner Unglücksfälle ertönte, sondern wohl auch der höhere Zweck moralischer Besserung beabsichtigt wurde. In der letztern Absicht wurde diese öffentliche Religionsfeier in der römisch-katholischen, wie in den evangelisch-protestantischen Kirchen noch jetzt zwei- oder dreimal des Jahres angeordnet, und zwar in der Regel Freitags, mit Hindeutung auf den Todestag des Heilandes. Außerdem haben aber auch zur Tröstung und Aufrichtung der Gemüther bei ungewöhnlich traurigen Vorfällen, welche ganze Länder betrafen, außerordentliche Bußtage statt gefunden. In den evangelischen Gemeinden bestehen sie nur in erhöheter Feier des Gottesdienstes und Untersagung aller Festlichkeiten, zu denen die Katholiken noch das Fasten und Enthalten von gewissen Speisen, namentlich des Fleisches, hinzufügen. 27.

Bustrophēdon (βουστροφηδόν), ochsenwendig, nannten die Griechen die alte Art zu schreiben, wie sie noch auf alten Inschriften, z. B. der sigäischen, welche Chishull 1726 in der Nähe des alten Troja fand, und den vom Abbé Fourmont in die königl. Bibliothek zu Paris gebrachten, gefunden wird, und nach welcher man am Ende der Zeile nicht wieder von Vorn anfing, sondern sogleich unter dem letzten Worte nach der entgegengesetzten Seite fortfuhr. Der Name entstand von der Gewohnheit mit dem Griffel in Wachs zu schreiben, welcher hier mit einem pflügenden Stiere verglichen wird. 9.

Butan, auch **Tanguſtan**, ein ziemlich unbekannter asiatischer Staat auf dem Himalehgebirge zwischen 106 — 113° L. und 26 — 29° N. B., unter chinesischer Oberherrlichkeit stehend, enthält 3000 □M. und etwa 1500000 Einw., die Nachkommen der alten Bhutias zu sein scheinen und sich zum Lamaismus bekennen. Es ist ein wohlangebautes Hochland mit tiefen Thälern, sehr fruchtbar und zur Viehzucht, dem Hauptgewerbe der Bewohner, geeignet. Die Einwohner sind ein großer kräftiger Menschenschlag, welche einen tibetanischen Dialekt reden, und stehen unter dem Dharma Lama, welcher die geistliche und weltliche Macht in sich vereinigt und wie jeder andere Groß-Lama betrachtet wird, aber in geistlicher Hinsicht noch unter dem Dalai Lama steht und wieder 2 Lamas unter sich hat. In weltlicher Hinsicht läßt er das Land von einem Gilong (Geistlichen), der Daeb Radscha heißt und 3 Minister zur Seite hat, regieren. Die Gilong nämlich sind die eigentlichen Herrn des Landes, wohnen größtentheils in Klöstern und bilden eine große Anzahl, da viele diesen Stand wählen. Übrigens herrscht hier Vielmännerei. Die Hauptstädte sind Tassisudon, wo der Daeb Radscha residirt und Wandipur, Residenz des Dharma Lama. 37.

Bute (John Stuart, Graf), stammte aus einem vornehmen schottischen Geschlechte ab und trat zuerst im J. 1737 als Parliamentsmitglied im öffentlichen Leben auf. Als Gegner der Minister wurde er in das folgende Parliament nicht gewählt und zog sich auf seine Güter zurück; doch begab er sich 1745 nach London, um dem Hofe seine Dienste gegen den Prätendenten anzubieten. Schwerlich würde er aber die noch dauernde Abneigung gegen ihn überwunden haben, wenn er sich nicht durch andere Umstände das Wohlwollen des Prinzen von Wales, Bruders des Königs Georg II., zu erwerben gewußt hätte. Er blieb dessen steter Begleiter und hatte sich auch bei der Gemahlin desselben so in Gunst zu setzen gewußt, daß er nach dem Tode des Prinzen (1751) bei dessen noch unmündigem Sohne (später Georg III.) zum Kammerherrn und insgeheim zum Erzieher ernannt wurde. Mit großer Schlauheit wußte er die Umgebungen des Fürsten zu entfernen und seinen Einfluß bei diesem zu befestigen. 1760 starb der König; einige Tage darauf wurde B. Mitglied des Staatsraths, und nach der durch ihn bewirkten Auflösung des Parliaments (1761) an Holderneß's Stelle Staatssecretair. Die bisherigen Minister wurden entlassen (nur Pitt erhielt sich bis zum Octbr. des genannten Jahres) und B. besetzte die höchsten Ämter mit Torys, besonders Schotten. Vom Parliamente erhielt er trotz dem, daß man ihn schon zu fürchten anfing, erst nach langen stürmischen Verhandlungen die Sanction des Friedens, welchen er allerdings mit glänzendem Erfolge, jedoch mit Aufopferung des Königs von Preußen, mit Frankreich zu Fontainebleau abgeschlossen hatte. Allein eine durch den Krieg nothwendig gewordene Anleihe, die er durch eine Steuer auf den Cyder decken wollte, erbitterte das Volk gegen ihn, und obgleich das Parliament seinen Antrag angenommen hatte, der Vollziehung der Maßregel mithin nichts mehr im Wege stand, so zog er sich dennoch aus dem Ministerium zurück (1766). Einige Zeit noch blieb er Mitglied des Staatsraths, behielt als solches seinen ganzen Einfluß und wird sogar für den Urheber der berüchtigten Stempelacte gehalten. Später

aber zog er sich auf sein Schloß Lutton in Berkshire zurück, wo er seine letzten Lebensjahre in der Beschäftigung mit den Wissenschaften, besonders der Botanik zubrachte. Seine von ihm verfaßten botanischen Tabellen, welche er für die Königin schrieb, sind sehr selten, da nur 12 Exemplare davon gedruckt worden sind. Von Kennern wird übrigens ihr Werth nicht hoch angeschlagen. — B. starb am 10. März 1792 mit dem Rufe eines braven rechtlich denkenden Mannes. Als Staatsmann hat er sich allerdings einige Verdienste um England erworben; allein ihm fehlte die nöthige Gewandtheit in Geschäften und der schnelle Überblick über die Lage der Angelegenheiten. Außerdem war sein stolzes herrisches Benehmen nicht geeignet, ihm die Liebe des Volkes zu verschaffen. 22.

Butler (Samuel), geb. 1612 zu Strensham in der Grafschaft Worcester, Sohn eines Pächters, zeigte bereis auf der Universität zu Cambridge große Neigung zur Literatur und schöne Talente für die Dichtkunst. Auch nach seiner Rückkehr von der Universität behielt er als Gehülfe eines Friedensrichters Muse genug zur Beschäftigung mit der Poesie, der er später nach einer Anstellung bei der Gräfin von Kent ausschließlich lebte. Von großem Einflusse auf ihn war die mit Selden und dem berühmten Puritaner Samuel Luke gemachte Bekanntschaft und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch diese in der Idee zu einem großen satyr.-komischen Gedichte bestärkt wurde, welches unter dem Titel: „Hudibras" erschien. In diesem berühmten Gedichte macht B. die damals herrschenden religiösen Secten und politischen Parteien im höchsten Grade lächerlich. Sein Held Hudibras, dem Don Quixotte ähnlich, vertheidigt wie dieser das Ritterthum, eben so ergötzlich den religiösen Fanatismus, und hat auch einen Sancho Pansa in der Person seines Dieners „Ralph" zur Seite. Es ist natürlich, daß dieses Werk zur damaligen Zeit außerordentliches Aufsehn erregte, zumal da es höchst charakteristisch, geistreich und witzig geschrieben ist. Besonders wurde es am Hofe Karl's II. mit Enthusiasmus aufgenommen und der Dichter dafür belohnt, jedoch nicht so, daß es für seine Bedürfnisse hinlänglich gewesen wäre, denn er starb 1680 in großer Armuth. Jetzt hat der Hudribas allerdings nicht mehr das frühere Interesse, wird aber von den Engländern wegen seiner Nationalität und als treffliche Charakteristik der damaligen Zeit noch sehr geschätzt. Es sind mehrere Ausgaben davon erschienen, von denen die von 1744 und die 1793 zu London herausgekommene die besten sind. Außer diesem Hauptwerke hat B. noch einige andere Schriften geschrieben, von denen der „Hudibras am Hofe" zu bemerken ist, in welchem der Dichter ziemlich deutlich seine Unzufriedenheit mit dem Hofe an den Tag legt. Dieses Werk erschien nebst einigen andern, die aber nicht von B. sein sollen, nach seinem Tode unter dem Titel: Nachgelassene Werke von Butler, in 3 Bdn. 22.

Butter, lat. butyrum; franz. beurre; engl. butter, wird der fette und ölige, gelblich-weiße Theil der Thiermilch genannt, wenn er aus derselben durch beständige Bewegung in den dazu eingerichteten Butterfässern oder Butterrollen mechanisch geschieden und zu einer concreten, festern, doch weichen Substanz verwandelt wird. Die Erfindung des Buttermachens schreibt man gewöhnlich den Scythen, Celten oder den alten Deutschen zu. Wenigstens ist es ausgemacht, daß die alten Griechen die Milch nur zum Trinken oder zur Bereitung der Käse anzuwenden wußten, daß die Römer zwar B. machten, dieselbe aber nicht zur Speise, sondern nur zur Arznei gebrauchten, und daß die Ostindier die Butter erst durch die Holländer kennen lernten. Die Bereitung der B. geschieht dadurch, daß man den Milchrahm (Sahne, Schmante, lat. cremor lactis), d. i. die fetten, öligen und obenaufschwimmenden Theile der Milch durch fortgesetztes Schlagen, Rühren, Rütteln oder durch das sogenannte Buttern zerreißt und immer feiner zertheilt, wobei sich die Butterheile von den Zie-

ger-, Käse- und Molkentheilen immer mehr trennen, einander anziehen und in Klumpen sich zusammensetzen. Diese Butterklumpen müssen sodann, um sie von den noch zurückgebliebenen Käse-, Zieger- und Buttermilchtheilen ganz zu befreien, durch Wasser rein ausgewaschen werden. Bei allen hierzu nöthigen Gefäßen und bei allen Arbeiten muß die höchste Reinlichkeit obwalten. Um der B. einen reinen Wohlgeschmack zu geben, rahme man die Milch eher ab, lasse den Rahm nicht so lange stehen und reinige die B. auf das Sorgfältigste. Die Holländer, deren B. so beliebt ist, melken ihr Vieh zwei Mal des Tages, rahmen die Abendmilch am folgenden Morgen und die Morgenmilch Nachmittags ab und verarbeiten den Rahm sogleich. Je eher gebuttert wird, desto lieblicher und frischer schmeckt die B. Deßhalb buttert man hier und da unmittelbar nach dem Melken, und die auf diese Art gewonnene Buttermilch gibt einen sehr guten Käse. Milch von frischmelkenden Kühen läßt die Buttertheile viel leichter fahren, als die von altmelkenden. Bei schwüler Sommer- oder Gewitterluft, wo die Milch oft ihre Butter nicht absetzen will, stellt man das Butterfaß während des Butterns in kaltes Wasser und tröpfelt den Saft von einer halben Citrone zur Milch; bei Kälte hingegen befördert Wärme und ein geringer Zusatz von Weingeist die Butterscheidung. Gegen das baldige Ranzigwerden der B., zumal im Sommer, schützt man sie durch gehöriges Salzen oder durch Einschlagen derselben in leinene Tücher, die zuvor mit in Wasser aufgelöster reiner Pottasche oder mit Buchenholzaschenlauge befeuchtet wurden. Das Entranzen alter übelschmeckender B. bewirken unsere Köchinnen dadurch, daß sie mit derselben während ihres Schmelzens zerstückte Kochzwiebeln mit erhitzen und den süßlichen Geschmack sodann durch Auswaschen der B. entfernen. Gute frische Gras-, Klee- oder Maibutter aus Kuhmilch ist die consistenteste, schön gleichfarbig, geschmeidig, fettreich, von mildem und angenehmem Geschmacke; die Kraut-, Herbst- oder Winterbutter von Körnerschrot-, Klee-, Heu- und Grummetfütterung muß zum Längerstehenlassen etwas stärker gesalzt und in wohlausgelaugte Gebinde oder in luftdichte Steintöpfe eingedrückt sein. Weniger fest, aber ganz weiß von Farbe ist die B. aus Ziegenmilch, die nach Chevreul außer den gewöhnlichen Bestandtheilen der B. der Kühe (liquides Öl, Fettstoff, gelbfärbender Grundstoff, besonderer Riechstoff und etwas Essigsäure, und nach Bérard an Elementartheilen 64 Kohlenstoff, 14 Sauerstoff und 19 Wasserstoff) auch noch Hyrcinsäure mit sich führen soll. Die B. der Schafe, Eselinnen und Stuten führt mehr Öl bei sich als die B. der Kühe und Ziegen. Je nachdem aber die B. mehr oder weniger Fettstoff enthält, ist sie auch mehr oder weniger schmelzbar. — Schmalz oder Schmelzbutter nennt man sie, wenn man durch das Schmelzen der B. die Zieger-, Käse- und Buttermilchtheile daraus abgesondert hat. Die sodann in flachen Gefäßen mit kaltem Brunnenwasser abgekühlte B. muß in reine eichene oder buchene Gebinde eingelassen, ganz rein, schön wachsgelb und von reinem frischem Geruche und Geschmacke sein. Um ihre Güte auch nach innen zu prüfen, hat man Stech- oder Probireisen, womit man vom Boden des Schmalzkübels etwas zum Kosten herausticht. Jede B., welche alt und ranzig, streifig und vielfarbig, zu viel gesalzen, zu stark ausgesotten und scharf brenzlich schmeckend, noch von Buttermilch triefend, zu blaß, bröcklich und mager ist, verdient schlecht genannt zu werden, so wie die von gefüttertem Branntweinspülig, Leinkuchen ꝛc. einen eignen widrigen, thranigen, von Wiesenknoblauch einen Zwiebel-, von weißen Rüben einen bitterlichen, und von unausgelaugten fichtenen Gebinden einen unangenehmen Harzgeschmack angenommen hat. Verfälscht wird die B. oft mit Kalk, Kreide, Sand, mit zuviel grobkörnigem, steinigem Salze, mit geriebenen Kartoffeln, mit frisch ausgepreßtem Mohrrübensafte, mit dem Giftsafte der großen Schöllkraut-

blume u. a. Als innerliches Arzneimittel dient die B. ungeſalzt, friſch, gut ausgewaſchen zu einem einhüllenden, abſtumpfenden, allgemeinen Mittel gegen ſcharfe Giftſtoffe und gewiſſermaßen zu einem Präſervative dagegen für Arbeiter in Arſenikhütten, Laboratorien, für Giftfarbenarbeiter, Ölmaler, Vergolder, Metallarbeiter, Töpfer, Tüncher u. a. Äußerlich gebraucht man ſie beim Wundwerden der Haut, als erweichendes Mittel bei leichten Zellgewebeverhärtungen, bei Hämorrhoidalknoten, als Baſis zur Queckſilberſalbe und zu andern Salben. Die Hottentotten auf dem Cap und die Berbern in Nubien reiben ſich täglich mit friſcher Butter die Haut ein, um ſie geſchmeidig und fettig zu erhalten und die Hautoberfläche zäher, feſter und für ein Meſſer ſchwieriger verwundbar zu machen. Die Morlachenmädchen, Tataren u. A. ſalben ſich ihr Kopfhaar damit ein. Wie wichtig die B. in diätetiſcher Hinſicht iſt, iſt bekannt. Sie dient auf Brod genoſſen zu unſerer Nahrung und außerdem zur Bereitung vieler Speiſen. Nur ſchwächt zu häufiger Genuß die Verdauungskräfte. Techniſch benutzt man ſelbſt alte B. ſtatt anderer Fettſtoffe zum Hausſeifeſieden, zum Schutze des aufzubewahrenden Fleiſches gegen Fäulniß, ſtatt des Öls zum Brennen in den Lampen, in den Zuckerraffinerien zur Mäßigung des Aufwallens des zweiten Zuckerſudes. 43.

Buttleriſche Rotte war eine ſchwärmeriſche Secte, welche ſich im J. 1705 im Wittgenſteinſchen bildete. Sie beſtand aus einem Candidaten der Theologie, Juſtus Gottfried Winter, einem Arzte, Joh. Georg Appenfelder, einem Schreiber, Sebaſtian Ichtershauſen und einer Frau Eva von Buttler, deren Mann Pagenhofmeiſter in Eiſenach geweſen war. Letztere wurde vorzugsweiſe die Mutter genannt, während die 3 Männer vorgaben, die göttliche Dreieinigkeit zu repräſentiren. Eine Menge ſchwärmeriſcher Lehren, vorzüglich ein höchſt unzüchtiges Leben waren die Vorwürfe, welche man ihnen machte, und obwohl ſich bald eine Anzahl Bekenner fanden, ſo wurde die Secte doch bald wieder unterdrückt. 35.

Buttmann (Karl Philipp), der berühmte Sprachforſcher, ward 1764 zu Frankfurt am Main geboren, ſtudirte zu Göttingen, ward dann Erzieher der deſſauſchen Prinzen, lebte hierauf als Privatgelehrter in Berlin, ward 1800 Profeſſor am joachimsthaler Gymnaſium und Secretair der königlichen Bibliothek und zweiter Bibliothekar und Mitdirector des philologiſchen Seminars. Einen bleibenden Ruhm hat er ſich durch die größern und kleinern grammatiſchen Lehrbücher der griechiſchen Sprache erworben, in denen er bei einer lichtvollen Ordnung mit großer Schärfe des Urtheils das Material vorgelegt und außerordentlich viel zu einem tiefern Studium der griechiſchen Sprache beigetragen hat, wie die vielen Auflagen derſelben bewieſen. Ein ſchätzbarer Beitrag zur griechiſchen Worterklärung iſt ſein „Lexilogus“ Berlin 1818 und öfter. Außerdem hat er eine große Zahl werthvoller Abhandlungen in die von ihm gemeinſchaftlich mit F. A. Wolf herausgegebenen „Muſeum der Alterthumskunde“ u. „Museum antiquitatis“, ſo wie als Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften über die älteſte Mythologie der ſemitiſchen Völker verfaßt. 16.

Buwaihiden oder **Bujiden** ſind eine perſiſch-muhammedaniſche Dynaſtie im X. und XI. Jahrh. n. Chr., von einem perſiſchen Fiſcher in Dilem abſtammend, deſſen 3 Söhne ſich durch militairiſche Tugenden ſo auszeichneten, daß ſie in die höchſten Staatswürden einrückten, aber unter dem ſchwachen Chalifen ſich eigene Herrſchaften in Perſien gründeten. Ihre Nachkommen erweiterten ihre Macht und riſſen endlich auch alle Gewalt in Bagdâd an ſich, daß ſie, wie die Majores domus bei den Merowingern, die Chalifen in völliger Abhängigkeit von ſich erhielten. Ihre Herrſchaft dauerte bis zum Falle des Chalifats

durch die Seldschuken. Noch sind eine Menge unter ihrer Herrschaft geprägte Münzen übrig. 37.

Burhöwden (Friedrich Wilhelm, Graf von), ein verdienter russischer General, wurde den 14. Sept. 1750 zu Magnusdahl, einem Krongute auf der Insel Moen, welches sein Vater in Pacht hatte, geboren und als der sechste und jüngste Sohn seiner Familie bereits 1760 nach Petersburg in das Cadettenhaus gebracht. Ausgezeichnete Tapferkeit und nicht ungewöhnliche Talente, welche er in den Jahren 1769 und 1770 im Türkenkriege entwickelte, veranlaßten den General-Feldzeugmeister Orlow, ihn zu seinem Adjutanten, und später auf einer Reise durch Deutschland und Italien zu seinem Begleiter zu wählen. B. benutzte die ihm dargebotene Gelegenheit zu seiner Ausbildung trefflich und stieg nach seiner Rückkehr durch Verheirathung mit einer vornehmen Russin bald zum Obersten und Flügeladjutanten der Kaiserin. 1789 commandirte er in Finnland gegen die Schweden, entsetzte Friedrichshamm, rettete Wiburg und dadurch die russische Flotte vor der Vernichtung. Eben so rühmlich kämpfte er 1792 und 1794 unter Suwarow als Generalmajor in Polen, dessen Verwaltung er zur größten Zufriedenheit der Kaiserin und der Polen selbst mit Milde und Umsicht bis 1796 leitete. Der Kaiser Paul übertrug ihm hierauf (1797) das Militairgouvernement von Petersburg, verwies ihn aber, Einflüsterungen Gehör gebend, auf seine Güter. Alexander jedoch rief ihn zurück und ernannte ihn zum Generalgouverneur von Curland, Esthland und Liefland. In dem Feldzuge von 1805 in Deutschland commandirte B. den linken Flügel der unter Kutusow in Mähren operirenden großen russischen Armee, vermochte aber trotz der ausgezeichnetsten Tapferkeit nicht den Sieg an die russischen Fahnen zu fesseln. Nicht glücklicher war er 1806, wo er eine Heeresabtheilung von 50000 Mann unter Kamensky befehligte; er wurde sogar durch Bennigsen's Bericht, daß die Schlacht bei Pultusk nur durch B.'s Fahrlässigkeit verloren worden sei, seines Commandos entsetzt und zurückgerufen, allein für unschuldig erkannt und nach dem tilsiter Waffenstillstande mit dem Commando der zertrümmerten russischen Armee beauftragt, die er auch in kurzer Zeit wieder schlagfertig aufstellte. Die schönste Kriegsthat B.'s ist unstreitig die Eroberung Finnlands im J. 1808; denn wenn man bedenkt, daß nicht nur natürliche Schwierigkeiten, sondern auch eine starke schwedische Armee und ein erbittertes, feindselig gesinntes Volk entgegenstanden, so muß man um so mehr bewundern, daß B. mit kaum 40000 Mann binnen 10 Monaten fast das ganze Land erobern konnte. Sieggekrönt, doch mit gänzlich zerrütteter Gesundheit begab sich B. zurück und unternahm eine Reise auf seine Besitzungen bei Wien, erhielt aber die gewünschte Genesung nicht; er starb kurz nach seiner Rückkehr auf seinem Gut Lohde in Ehstland am 23. Aug. 1811. 22.

Burtorf, eine Baseler Familie, in welcher seit länger als 200 Jahren der Lehrstuhl der morgenländischen Sprachen auf der Universität Basel gewissermaßen erblich gewesen ist. Der Stammvater und zugleich der berühmteste war Johann B., geb. 1564 zu Kamen in Westphalen, welcher, nachdem er in Hamm und Dortmund die erste Bildung erhalten und zu Marburg, Herborn, Heidelberg, Basel und Genf sich der Theologie und hebräischen Sprache gewidmet hatte, zu Basel 1690 Professor der hebräischen Sprache wurde. Diesem Studium widmete er nun seinen ganzen Fleiß und der Ruf seiner Gelehrsamkeit darin ward bald so groß, daß selbst die gelehrtesten jüdischen Rabbinen verschiedener Länder seine Bekannntschaft suchten und ihn öfter um Rath fragten, wie eine Anzahl noch vorhandener Briefe beweist; aber auch mancher vortheilhafte Ruf an ihn erging, den er jederzeit ausschlug, und die berühmtesten Männer seiner Zeit mit ihm in Verbindung standen. Er starb 1629. Unter seinen vielen noch jetzt

werthvollen Schriften bemerken wir nur seine: Synagoga judaica (Basel 1603.), eine jüdische Dogmatik; Biblia hebraica cum paraphrasi chaldaica et commentariis rabbinorum. 2 Tom. fol. Bas. 1618.; Tiberias s. commentarius Masorethicus, 2. Ausg. Bas. 1665. 4.; Lexicon chaldaico-talmudico-rabbinicum, von seinem Sohne vollendet. Basel 1640. fol. — Dieser Sohn, Johann B., ward 1599 geboren, von seinem Vater gebildet und schon in seinem 16. Jahre Magister, besuchte dann noch die Universität Heidelberg, wohnte der Synode zu Dortmund bei, gab hierauf 23 Jahre alt sein Lexicon chaldaicum et syriacum. 1622. 4. heraus, ging 1623 nach Genf, wo selbst Turretin und Le Clerc bei ihm talmudisch und rabbinisch lernten, ward 1624 Diaconus zu Basel und 1630 Nachfolger seines Vaters auf dem hebräischen Lehrstuhle. Unter der großen Menge seiner Schriften bemerken wir nur seinen: Tractatus de punctorum vocalium et accentuum V. T. origine etc. 1648. 4., worin er die schon von seinem Vater aufgestellte Ansicht von einer göttlichen Eingebung der hebräischen Vocalzeichen vortrug, die er dann gegen L. Cappell zu Saumur, der sie angriff, mit Heftigkeit vertheidigte und durch sein Ansehen bewirkte, daß sie später als Glaubensartikel in die helvetische Consensformel aufgenommen wurde. Er starb 1664. — Die andern Männer aus dieser Familie sind weniger berühmt. 16.

Buzot (Franc. Leon. Nic.), berühmt als Volksrepräsentant in der franz. Revolution und allgemein bekannt unter dem Namen des Unglücksproph eten, am 1. Mai 1760 zu Evreux geboren, ward nebst seinem Collegen Petion in der Nähe von Castillon im J. 1793 auf freiem Felde todt und von Wölfen halb verzehrt gefunden. Beim Ausbruche der Revolution wurde er, ein ausgezeichneter Advocat, schon 1789 zum Deputirten gewählt, forderte zuerst eine republikanische Staatsverfassung, verlangte, weil er überall Verschwörungen zu sehen glaubte, deßhalb unaufhörlich düstere Weissagungen vortrug und dadurch sich obigen Namen zuzog, in der constituirenden Versammlung gleich anfangs die Bewaffnung aller Franzosen ohne Ausnahme, verlangte ferner die unbeschränkteste Preßfreiheit, die Aufhebung des Kriegsgesetzes gegen Aufstände und die Vollmacht für das gesetzgebende Corps, auf die Verabschiedung der Minister anzutragen. Nach der Auflösung der constituirenden Versammlung ward er Vicepräsident des peinlichen Gerichts zu Paris, gehörte im Convente zu den Häuptern der Gironde, denuncirte Robespierre, seitdem er bemerkte, daß dieser die Herrschaft über seine Collegen zu erlangen strebe, als begehrend nach der Dictatur und griff ihn überhaupt unaufhörlich an, bewirkte ein Decret zur Einrichtung einer ausgewählten Garde in jedem Departement zum Schutze des Convents gegen die Demagogen, die damals mit Despotismus die Gemeinden von Paris leiteten (aber die Gegenpartei wiegelte den sämmtlichen pariser Pöbel dagegen auf und das Decret mußte zurückgenommen werden), und suchte der von nun an gegen ihn stets erhobenen Anklage des Royalismus durch sein Decret vom 23. Oct. 1792 zu entgehen, wodurch er gegen jeden zurückkehrenden Emigrirten und gegen den, der die Wiederherstellung des Königsthums vorschlagen würde, die Todesstrafe festsetzte. Allein sein unaufhörliches Dringen auf Wiederherstellung von Ruhe und Gerechtigkeit und weil er bei dem Processe des Königs nach der Verwerfung der Appellation an das Volk zwar für den Tod desselben, jedoch mit Aufschub der Vollziehung des Urtheils gestimmt hatte, machte ihn verdächtig und er ward mit andern seiner Partei von den Gegnern geächtet. Am Tage des Sturzes der Gironde, am 31. Mai 1793, flüchtete er sich mit mehrern Collegen, munterte den Aufstand in den Departements, vorzüglich Eure und Calvados auf, ward aber von der herrschenden Partei, die diesen Versuch unterdrückte, außer dem Gesetze erklärt; man decretirte, daß sein Haus niedergerissen und an des-

sen Stelle ein Galgen mit einer Lästerschrift gegen ihn errichtet werde; er selbst floh in die Bretagne, segelte nach Bordeaux, irrte, nachdem er umsonst sich Anhänger zu verschaffen gesucht hatte, lange und oft ohne Nahrung umher, und endete mit seinem Collegen Petion wahrscheinlich durch Gift. Alle Girondisten übrigens, mit Ausnahme Couvent's, starben eines gewaltsamen Todes. 51.

Byng. Zwei Männer dieses Namens, Vater und Sohn, sind als Admirale in der Geschichte Englands merkwürdig. Georg B., geb. 1663, stammte aus einer vornehmen Familie in der Grafschaft Kent ab, trat schon im J. 1678 in Seedienste und wurde 1688 Lieutenant. Seine glänzende Tapferkeit während einiger Expeditionen, denen er unter Russel und Rooke beiwohnte, bewirkten 1703 seine Ernennung zum Contreadmiral der rothen Flagge. Als solcher eroberte er das Jahr darauf mit seiner Escadre Gibraltar und leistete überhaupt während des span. Successionskrieges so wesentliche Dienste, daß er zum Admiral der blauen (1708) und 1710 zum Admiral der weißen Flagge ernannt wurde. Unter seine rühmlichsten Thaten gehört unstreitig die Expedition nach Sicilien in den Jahren 1718—20. Durch das eben so entschlossene als kluge Verfahren B.'s wurden die von den Spaniern bedrohten kaiserl. Besitzungen gerettet, Sicilien selbst erobert und dadurch der König von Spanien zur Annahme der ihm von der Quadrupelallianz vorgeschriebenen Bedingungen genöthigt. Zur Belohnung wurde B. von Georg V. zum Schatzmeister der Admiralität, zum Pair und Contreadmiral von Großbritannien erhoben. Unter Georg II. erhielt er die Leitung des ganzen Seewesens und behielt sie bis zu seinem Tode, den 28. Jan. 1730. — Von seinen 11 Söhnen hat der vierte, John B., eine traurige Berühmtheit erhalten. Er wurde 1705 geboren, nahm zeitig Seedienste und stieg schnell von Stufe zu Stufe. 1745 befehligte er als Contreadmiral der blauen Flagge, um die Landungsversuche des Prätendenten zu verhindern, eine Escadre an der englischen und schottischen Küste. 1747 commandirte er als Viceadmiral der weißen Flagge im mittelländischen und 1755 als Viceadmiral der rothen Flagge im atlantischen Meere. Im folgenden Jahre wurde er zum Admiral der blauen Flagge und Commandanten der für das mittelländische Meer bestimmten Flottenabtheilung ernannt, und erhielt den Befehl, unverzüglich nach Minorca abzusegeln, um diese Insel den Franzosen wieder zu entreißen. Die einzige Festung St. Philipp wurde noch von dem tapfern Generale Blakney behauptet und B. hatte den Auftrag, Alles aufzubieten, um diesen zu entsetzen. Wirklich erschien er vor der Insel, kehrte aber nach einem unentschiedenen Treffen mit dem franz. Admirale Galissonière nach Gibraltar zurück, worauf die Festung capituliren mußte. Die Entrüstung in England war allgemein; B. wurde gefangen nach London gebracht, trotz Pitt's Vertheidigung vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und am 14. März 1757 im Hafen zu Portsmouth auf einem Kriegsschiffe erschossen. Wenn auch wirklich zugegeben werden muß, daß B. nicht genug Energie bewiesen hatte, so versichern doch selbst englische Schriftsteller, daß es ihm bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln aller Art dennoch bei der größten Tapferkeit nicht möglich gewesen sein würde, St. Philipp zu entsetzen, ja sie sagen offen, daß die Minister absichtlich, um ihre Fehlgriffe zu bemänteln, alle Schuld auf den Admiral geschoben hätten. 22.

Byron (spr. Beirn), John, engl. Commodore, aus einem alten normannischen Geschlechte abstammend, wurde den 8. Nov. 1723 geboren. Erst 17 Jahre alt nahm er Seedienste und begab sich zur Flotille, welche unter dem Oberbefehle Lord Anson's nach Chili bestimmt war. Die Fregatte, auf welcher er sich befand, war unglücklicherweise überladen und litt an der Westküste von Patagonien Schiffbruch. 145 Mann, unter ihnen B., retteten sich in einem Bote und segelten, trotz des entgegengesetzten Befehls des Capitains, in südlicher

Richtung, um die Magelhan's Straße zu erreichen. Die Drangsale, welche B. auf dieser unglücklichen mehrjährigen Irrfahrt auszustehen hatte, sind fast unglaublich und von ihm selbst beschrieben worden. Wie durch ein Wunder entging er dem Tode und kam 1745 wieder in England an. Sogleich nahm er wieder eine Anstellung bei der Flotte und zeichnete sich besonders in dem Kriege gegen Frankreich (1755—63) durch mehrere rühmliche Thaten aus; so sprengte er z. B. im Canale das franz. Schiff le Diamant in die Luft und verbrannte den größten Theil der bei Louisburg in Amerika stationirten franz. Schiffe. Im J. 1764 unternahm er auf Georg's III. Befehl eine Reise in die Südsee, entdeckte mehrere Inseln, berichtigte die Nachrichten über Patagonien und die Falklandsinseln, und brach überhaupt durch dieses Unternehmen die Bahn für folgende Entdeckungen. Er kam 1766 wieder in England an und trat nur noch einmal im J. 1779 als Commandant einer Flotte in den nordamerikanischen Gewässern thätig auf. Er starb 1786 zu London. 22.

Byron (spr. Beirn), George Gordon, Lord, der berühmte engl. Dichter, höchst merkwürdig durch eine düstere, menschenfeindliche, oft grauenerregende Richtung seines Gemüthes, die sich in seinen Handlungen, wie in seinen poetischen Erzeugnissen ausspricht. Noch sind über seine Lebensumstände und Familienverhältnisse so viele unverbürgte, oft abenteuerliche Gerüchte im Umlaufe, daß es jetzt, so kurz nach seinem Tode, noch nicht möglich ist, das Wahre von dem Falschen gehörig zu sondern. Wir werden uns daher nur an das notorisch Wahre halten und so kurz wie möglich die nöthige Übersicht über das Leben dieses denkwürdigen Menschen zu geben suchen. Er wurde den 22. Jan. 1788 auf einem seiner Familie gehörigen Gute in dem schottischen Hochlande geboren. Seinen Vater, John Byron, Sohn des Commodore gleiches Namens, hat er nie kennen lernen, denn dieser verließ kurz vor oder nach der Geburt George's, von Schulden gedrückt, seine Familie und starb 1791 zu Valenciennes. In den wildromantischen Gebirgen seines Geburtslandes fand der junge B. reichliche Nahrung für seine schwärmerische zügellose Phantasie; das Unheimliche, Geisterhafte, das in der Natur des schottischen Hochlandes vorwaltet, drückte sich gewaltig und in grellen Zügen in seine Seele ab; das Milde und Angenehme aber sprach ihn nicht an. So war er die erste Zeit seiner Jugend größtentheils sich selbst überlassen und zu heftig waren jene Eindrücke, als daß sie während des Aufenthaltes auf Schule und Universität (zu Cambridge) hätten verwischt werden können. Poesie war seine Lieblingsbeschäftigung; schon im 13. Jahre hatte er ein Trauerspiel gedichtet und bald darauf gab er einige Kleinigkeiten heraus, welche aber heftig getadelt wurden. Schon damals war sein Hang zur Satyre auffallend, und ganz zügellos erscheint er in der gegen seine Kritiker geschriebenen Satyre: „English bards and scotch reviewers.“ Einen gewaltigen Eindruck und fast gänzliche Zerstörung seines innersten Wesens brachte eine unglückliche Liebe zu der Tochter seines Vormundes hervor. Als er ruhiger wurde, war er ein Menschenfeind geworden; alles Göttliche, Erhabene war ihm zu gering, höchstens nur ein Gegenstand seines bittersten Spottes. Aus der größten Einsamkeit, wo er sich selbst die ausgesuchtesten Seelenqualen bereitete, stürzte er wie unsinnig in einen ihn fast verschlingenden Strudel von Zerstreuungen; Abneigung der Menschen ließ ihn kalt; Zuneigung, die ihm wegen seines glänzenden Geistes oft und besonders bei dem schönen Geschlechte zu Theil ward, war ihm gleichgültig; kurz er war ein in sich zerrissener Mensch, der durch eine dämonische Gewalt, Alles, was der Welt und dem Menschen angehörte, zu hassen, verdammt zu sein schien. Plötzlich 1809, nachdem er mündig geworden war, verließ er England und bereiste Spanien, Portugal und Griechenland, schwamm in seinem barocken Trotze über den Hellespont und kehrte nach 2 Jahren nach

England zurück, dichtete und ſchwärmte, liebte und verzweifelte, bis er ſich 1815 mit der an Geiſt und Körper reizenden Miß Milbant vermählte. Doch ſchon 1816 wurde die Ehe, aus welchen Gründen iſt unbekannt geblieben, getrennt und B. unternahm eine zweite Reiſe durch die Niederlande, Schweitz und Italien, lebte an verſchiedenen Orten, oft wie ein Aſcet, oft in ſtürmiſchem Treiben und dichtete. Eine Zeit lang lebte er mit der Gräfin Guiccioli, die er zu Ravenna hatte kennen lernen, in trautem Verhältniſſe; aus ihren Armen eilte er endlich nach Griechenland, um dem lange unterdrückten, wieder auflebenden Volke durch Rath und That beizuſtehen. Hier ſtarb er am 19. April 1824 zu Miſſolunghi. Die Griechen trauerten, denn ſie hatten ihm viel zu danken. Sein Leichnam wurde durch ſeinen Begleiter den Grafen Gamba, Bruder der Gräfin Guiccioli, nach England zurückgebracht und in der Abtei Newſtead beigeſetzt. — So außerordentlich B. als Menſch iſt, ſo merkwürdig und mit Recht berühmt iſt er als Dichter geworden. Man kann ihn als ſolchen kurz ſo charakteriſiren: wie er war, ſo dichtete er; unheimlich, düſter, ſpottend, zerſtörend, ſchmachtend in einem Augenblicke und mit dem ſeltſamſten Widerſpruche weiß er das Gemüth des Leſers zu erſchüttern, ſelten zu beruhigen, und erregt Mitleiden und Bewunderung zugleich. Seine Helden ſind wie er, ſchwankend, unſtät, zu wenig handelnd, ſondern ſtets ſich auflehnend in ungeſtümer Verzweifelung gegen jede höhere Macht, dem Schickſale trotzend und jammernd in unglückſeliger Zerriſſenheit. Scenen der Zerſtörung und alles Schrecklichen, was die menſchliche Phantaſie nur ausdenken kann, ſind ihm die liebſten und mit vollendeter Meiſterſchaft dargeſtellt. Mit hohem trefflichem Schwunge weiß er dagegen die Herrlichkeiten der Natur zu beſchreiben; die anziehendſten Bilder, wahr und verführeriſch, zaubern den Leſer oft in ein ihm unbekanntes romantiſches Land, aber im Hintergrunde lauſcht die Wehmuth, die Verachtung, der Spott. — Seine bedeutendſten Dichtungen, von welchen das Geſagte gilt, ſind: „Childe Harald“, ein Gedicht in vier Geſängen, enthaltend eine Beſchreibung ſeiner Reiſen; „The Giaoar“; „The corsair“; „The siege of Corinth“; „Fare-thee well“ (Lebewohl); „Manfred“; „Beppo“; „Mareppa“; „The vampyr“, eine Geiſtergeſchichte; „Die beiden Foscari“; „Sardanapel“ u. a. m. Berüchtigt iſt ſein „Don Juan“, eines ſeiner letzten Erzeugniſſe, durch die unerklärliche Leichtfertigkeit, welche darin herrſcht. Wir verweiſen den Leſer, welcher mehr über B.'s Leben und Dichtungen zu wiſſen wünſcht, auf folgendes Werk: „Lord Byron en Italie et en Grèce etc., par le Marquis de Salvo“ London 1825. 22.

Byſſus, lat. byssum; franz. byssе, nannten die Alten 1) die Seide der Steckmuſchel (pinna marina), die im mittelländiſchen Meere bei Smyrna, Sicilien, Corſica, Minorca und vorzüglich im Golf von Tarent gefangen wird. Dieſe Seide iſt der koſtbarſte und ſchönſte aller bis jetzt bekannten Webeſtoffe, blos zu Prachtgewändern beſtimmt. Sie iſt eine bei zweiſchaligen, kopfloſen Mantelthierren (von Cuvier zu der Familie der Auſterartigen [ostracea] gezählt) vorkommende Bildung, welche in einem Bündel biegſamer Fäden beſteht, die von hornartiger Subſtanz, von ſehr verſchiedenem Grade der Feinheit ſind, aus der Baſis des Fußes oder dem Stumpfe des Thiers kommen, ſich in mehr oder weniger Fäden zertheilen und an den Meeresgrund, an Felſen oder andere fremde Körper ſehr feſt anſetzen und ſo das Thier anheften. Der B. oder der Bart der Pinnen (Steckmuſcheln, pinna nobilis) wird wegen ſeiner ausnehmenden Feinheit und Schönheit zu mancherlei Geweben, zu Strümpfen, zu Handſchuhen, theils ohne, theils mit Zuſatz anderer verwebbaren Stoffe, zumal in Neapel, Sicilien, Malta und dem ſüdlichen Frankreich benutzt. Dieſe gelbbraunen Gewebe ſind nicht nur von ſchönem Anſehn, ſondern geben auch eine

sehr warme Bekleidung. 2) B. hieß ferner bei den Alten ein Gewebe aus der seltneren gelblichen oder röthlichen Baumwolle und aus Flachs, aus den Zeiten der Semiramis, das damals zur gewöhnlichen Kleidung und zum Einwickeln der Mumien diente. Endlich mag man wohl 3) unter B. alle kostbar gewebte Zeuge verstanden haben. 47.

Byzantinische Literatur. Unter dieser Benennung begreift man die griechische Literatur von Constantin dem Großen bis auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken (306—1453). Die Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion konnten nicht ohne durchgreifenden Einfluß auf Kunst und Wissenschaften bleiben. Mehrere durch die Religion und das Staatsleben des vorchristlichen Alterthums bedingte Disciplinen wurden durch das Christenthum, welches wieder andere Zweige des Wissens erzeugte, verdrängt. Die Literatur gehörte nicht mehr dem gesammten Volke, sondern dem Hofe, der Geistlichkeit und den Schulgelehrten an. Die politischen Verhältnisse waren dem Gedeihen der Wissenschaften nichts weniger als günstig; fremde uncultivirte Horden drängten von allen Seiten das ohnmächtige Reich und warfen die Provinzen, welche nach und nach ihre Beute wurden, in den Zustand der Rohheit zurück. Die griechische Sprache verfiel seit dem IV. Jahrh. immer mehr, eine Menge barbarischer Wörter fanden Eingang und es entstand ein eigenes Gemisch, gewöhnlich der hellenistische Dialekt genannt. Die Schriftsprache trennte sich allmälig von der Sprache des gemeinen Lebens, aus welcher endlich das Neugriechische hervorging. Die Grammatiker, deren es eine Menge gab, kümmerten sich wenig um die Läuterung oder Weiterbildung der Sprache ihrer Zeit, sie begnügten sich damit, Glossare anzulegen und die vorhandenen classischen Schriften unter bestimmte Rubriken zu bringen oder Auszüge daraus zu machen, wodurch für uns mancher Schatz des Alterthums verloren ging. — Eben so wenig fehlte es an Dichtern. Die Hauptstadt wimmelte von Genies, welche jedes Wort und jede Bewegung der Kaiser und ihrer Umgebung in erbärmlichen Versen besangen. Außer Nonnos von Panopolis, dem besten Dichter der byzantinischen Zeit, welcher in einem Epos von 48 Gesängen die Thaten des Bacchus besingt und der eine Menge unbedeutender Nachahmer fand, verdienen nur die Epigrammatisten Erwähnung. Die besten Erzeugnisse ihres Witzes sind in der Anthologie (herausg. v. T. Jacobs, Lpz. 1813—17. 3 Voll. 8.) gesammelt und durch Stolberg's und Herder's Übersetzungen auch dem des Griechischen nicht kundigen Leser bekannt geworden. Unter den Romanschriftstellern, welche eine der classischen Zeit unbekannte Gattung der Poesie schufen, sind Achilles Tatius, Heliodorus und Longus mit Auszeichnung zu nennen. — Die neuplatonische Philosophie, welche vorzüglich durch Proklos (412—485) zu großem Ansehen gelangt war, wurde in Athen gelehrt, bis Justinian (529) diese der christlichen Religion und also auch dem Staate widerstreitende Schule schloß; später beschäftigte man sich fast nur mit der Erklärung Aristotelischer Schriften. — Die meiste Berücksichtigung verdienen die Byzantinischen Historiker, welche nicht nur über die Geschichte ihres Landes, sondern auch über die früheren Schicksale der mongolischen, tatarischen und slavischen Völker Licht verbreiten; freilich sind sie größtentheils nur fleißige Compilatoren, welche von Kunst und Schönheit der Darstellung fast keinen Begriff haben, und nur die wichtigsten von ihnen können hier in chronologischer Reihenfolge angeführt werden. Zosimus erzählt mit prüfender Unparteilichkeit und in einer klaren Sprache die Geschichte von Augustus Zeiten bis 410; Prokopius, der vorzüglichste Geschichtschreiber dieser Zeit, stellt als Augenzeuge die Kriege mit den Persern, Gothen, Vandalen und Mauren dar (400—545); Agathias, auch als Dichter bekannt, setzte ihn bis 559 mit

Einsicht und Geschicklichkeit fort, was man an den jetzt folgenden Chronisten nicht rühmen kann. Zonaras (bis 1118), Nicetas Akominatos (1118—1204), Nicephoros Gregoras (1204—1359), Leo Diakonus (1333—1453), Laonikus Chalkokondylas (1298—1462), Joannes Dukas (wichtig v. 1341 bis 1462), Georg Phrantzes (1401—1477) bilden zusammen eine fortlaufende Geschichte und ergänzen einander wechselseitig. Unter den Historikern, welche einzelne Zeitabschnitte oder das Leben einzelner Regenten behandeln, sind noch zu nennen: der Kaiser Constantinus Porphyrogenneta, welcher außer seinen Schriften über Staatsverwaltung, Hofceremoniel und Taktik eine Biographie seines Großvaters, des Kaisers Basilius (867—886) verfaßte; Anna Komnena, welche nicht ohne Geschick, aber nicht mit Unparteilichkeit die Regierungsgeschichte ihres Vaters, Alexius I. (1081—1118) darstellte, und Joannes Kantekuzenos, dessen Geschichte (1320—1357) man wenigstens im Allgemeinen eine lobenswerthe Aufrichtigkeit nicht absprechen kann. (Durch die Bekanntmachung der byzantinischen Geschichtschreiber erwarben sich P. Labbe, A. Fabrotti und Carl du Fresne große Verdienste; sie erschienen unter ihrer Leitung zu Paris 1645—1711 in 26 Bden. Fol. und wurden zu Venedig 1729—1733, 27 Bde. Fol. nachgedruckt. Eine neue Ausgabe, welche Niebuhr zu Bonn 1828 begann, umfaßt bis jetzt 18 Bde. 8.) Unter den Kirchenhistorikern dürfen Eusebius (bis 324), Sozomenus (323—439), Theodoretus (325—429) und Euagrius (bis 593) nicht mit Stillschweigen übergangen werden. — Die Mathematik wurde von den Neuplatonikern bis zur Aufhebung ihrer Schulen eifrig betrieben; die späteren Leistungen eines Heron im VII. und Psellos im XI. Jahrh. sind ohne große Bedeutung. — Die Naturwissenschaften geriethen durch den immer mehr überhandnehmenden Aberglauben gänzlich in Verfall und es findet sich in diesem Zeitraume kein einziger Schriftsteller dieses Fachs, welcher der Erwähnung werth wäre. — Eben so wenig Fortschritte machte die Medicin; man hielt sich an die Aussprüche der älteren Ärzte, besonders des Galenus; die bedeutendsten seiner Nachbeter sind Oribasius im V. und Aetius und Alexander von Tralles im VI. Jahrh. — Die Jurisprudenz wurde allein mit Eifer betrieben und eine vorzügliche Rechtsschule blühte zu Berytus in Syrien. Unter Mitwirkung der bedeutendsten Rechtsgelehrten entstanden nach und nach die officiellen Gesetzsammlungen des Theodosius (438), Justinian (529) und Leo VI. (887). Auch dem Kirchenrechte, welches allmälig aus den Beschlüssen der Concilien hervorging, fehlte es nicht an Bearbeitern. — In der Theologie wurde, so lange man noch Philologie und Philosophie damit verband, Vorzügliches geleistet; später aber artete sie in hartnäckige Streitigkeiten, woran nicht nur der Klerus, sondern auch der Hof Theil nahmen, und in kleinliche Spitzfindigkeiten aus und ein grober Aberglaube verbreitete sich allmälig über das ganze Reich. (Man vergl. über den Zustand der Wissenschaften unter den byzantinischen Kaisern den 3. Band von F. Schöll's Geschicht der griechischen Literatur, übersetzt v. M. Pinder, Berl. 1830. 8.) 66.

Byzantinisches Reich. Das byzantinische oder oströmische Reich entstand durch die Trennung des großen röm. Reichs, als Theodosius der Große bei seinem Tode im J. 395 seinem ältern Sohne Arcadius den morgenländischen und dem jüngern Honorius den abendländischen Theil zuwies. Damals umfaßte es in Europa die Länder vom Hellespont bis zur Donau und zum adriatischen Meere, in Asien reichte die Grenze bis an den Euphrat und oftmals bis an den Tigris, ferner erstreckte es sich über Ägypten und, wiewohl nur auf kurze Zeit, selbst über Nordafrika und über Italien. In dem Jahrtausend des Bestehens dieses Reichs (395—1453) drängt sich eine unermeßliche Fülle von Begebenheiten zusammen, deren hauptsächliches Resultat das allmälige Verschwinden

des Reiches iſt; denn als es die Osmanen zerſtörten, war eigentlich nur ein trauriger Reſt übrig, welcher den alten Namen zwar noch hatte, den alten Umfang aber nicht mehr beſaß. Die Verfaſſung des Reichs war despotiſch, wie es überhaupt die Verfaſſung des römiſchen Kaiſerreichs vor der Theilung geweſen war; zwar beſtand auch anfangs in Conſtantinopel ein ſogenannter Senat, war aber bedeutungsleer und unter Leo dem Philoſophen gänzlich aufgehoben. Der byzantiniſche Despotismus näherte ſich mit der Zeit dem aſiatiſchen, umgab ſich mit pomphaften Titeln und knechtiſchem Ceremoniel. Die Provinzen wurden von Statthaltern, Procuratoren oder Rectoren verwaltet und waren einem regelmäßigen, drückenden Steuerſyſteme unterworfen. Die byzantin. Kaiſer waren in Erfindung von Abgaben den neuern Finanzkünſtlern wohl noch überlegen, die Monopole wurden immer herrſchender, die Ämter vom Kaiſer verkauft, daher die Bereicherungsſucht der Beamten und der Druck des Volkes, zumal des Bauernſtandes, der in einer Art von Leibeigenſchaft ſich befand. Das Reich war kein Nationalſtaat, es wohnten viele an Sprache und Sitte verſchiedene Völker in ſeinem Schoße, obgleich in den höhern Ständen allenthalben die griechiſche Sprache herrſchte. Die Völker, von allen öffentlichen Geſchäften und aller Theilnahme an der Regierung völlig ausgeſchloſſen, zeigen, wie das ſchon im römiſchen Reiche vor der Theilung geweſen war, eine von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr bemerkbar werdende Erſchlaffung und Ermattung. Die ſogenannten Legionen des Reichs werden daher von den Kaiſern größtentheils aus Barbaren, vornehmlich aus Hunnen, Bulgaren, Saracenen und Deutſchen gebildet; die kaiſerliche Garde, beſonders die βαράγγοι (Beilträger), ſcheint faſt immer aus Deutſchen beſtanden zu haben. Die Kriegskunſt ward freilich fortwährend wiſſenſchaftlich betrieben, ohne daß jedoch dadurch, mit Ausnahme des griechiſchen Feuers, durch deſſen Anwendung das Reich mehr als einmal gerettet ward, ſich etwas Bedeutendes aus dieſem Studium ergeben hat. In den erſten Jahrhunderten hatte das Reich noch eine mächtige Flotte, welche zuletzt faſt ganz verſchwindet, weil das Reich eine Provinz nach der andern verliert und ſtufenweiſe zuſammenſchrumpft. Auf die Geſetzgebung äußert in den ſpätern Jahrhunderten die chriſtliche Philoſophie einen großen Einfluß, das Civilrecht iſt wohlgeordnet, das Criminalverfahren aber vermöge des Despotismus grauſam und barbariſch; Tortur, Brandmarken, Augenausreißen ſind tägliche Strafen. Die tauſendjährige Dauer des Reichs durch das ganze Mittelalter hindurch wird, während in dem übrigen Europa die größte Finſterniß herrſcht, für Wiſſenſchaft und Kunſt von Wichtigkeit. Die Religionsſtreitigkeiten dienen zur Ausarbeitung der katholiſchen Dogmatik der chriſtlichen Kirche; die Grundſätze, welche von den griechiſch-byzantiniſchen Gelehrten feſtgeſtellt worden ſind, werden ebenfalls in dem Abendlande angenommen. Das bloße Daſein des Reichs dient ferner zur Aufbewahrung der claſſiſchen Schriftſteller und der Kunſtwerke des Alterthums, obgleich in ſeiner eigenen Literatur und in ſeiner eigenthümlichen Kunſt ein verkehrter Geſchmack vorwaltet. In der Hauptſtadt Conſtantinopel ward ein ſtarker Verkehr getrieben, weil die Stadt ein Stapelplatz für Aſien und Europa war, nur trieben die Einwohner den Handel nicht ſelbſt, ſondern mehr die Venetianer und Genueſer. Das Geſchlecht Theodoſius des Großen endete bald, nachdem die förmliche Trennung von dem abendländiſchen Reiche erfolgt war. Der Sohn des letzten Alleinkaiſers, Arcadius, herrſchte bis 408, ihm folgte ſein Sohn Theodoſius I. bis 450. Der Mannesſtamm des großen Theodoſius war ausgegangen; die Schweſter der letztern bemeiſterte ſich der Herrſchaft und nahm den alten Senator Marcian zum Gemahl und Mitkaiſer, mit dem im J. 457 das Haus des Theodoſius vollſtändig unterging. Das Reich war in dieſer Zeit wie durch einen Zufall gerettet worden, indem die

Deutschen und die Hunnen ihre Angriffe mehr auf den abendländischen Theil des Römerreichs richteten, das auch 476 von den Deutschen ganz zerstört wurde. Indessen sind Deutsche auch auf byzantin. Boden gedrungen, die Ostgothen besetzen um 454 die Provinz Pannonien und behaupten es selbst noch, als sie unter ihrem Könige Theodorich Italien 489—493 erobern; doch hat sich die Kraft der Deutschen dabei erschöpft. Nach dem Aussterben des Theodosianischen Hauses ward der Thron bald durch Kabalen des kaiserlichen Hofes, bald und öfter nach dem Willen des Heeres und seiner Befehlshaber besetzt. Es entsteht ein ordnungsloser Zustand in der Succession, der das Reich auf das Entsetzlichste verwirrt und zu dessen allmäliger Auflösung nicht wenig beigetragen hat. Leo I. wird durch den Heerbefehlshaber Aspar auf den Thron erhoben; auf ihn folgt 474 sein Ekel Leo II., der jedoch nur einige Monate herrscht, so daß noch vor Ende des Jahres 474 dessen Vater Zeno folgt, unter dessen Herrschaft der Kern der Ostgothen Italien erobert. Dogmatische Streitigkeiten hatten das Reich seit seiner Trennung von dem abendländischen Theile bis auf diese Zeit gar sehr erschüttert. Solche Zwistigkeiten regten damals das allgemeine Interesse auf und beschäftigten alle Stände in noch weit größerem Maße, als politische und staatsrechtliche Fragen in unsern Tagen. Mit großer Heftigkeit stritt man um die Fragen, ob eine oder ob zwei Personen, ob eine oder zwei Naturen in Christo angenommen werden müßten, und über die Weise der Verbindung derselben. Die Gegner der siegreichen Ansicht, Schismatiker, Ketzer von den Orthodoxen genannt, flüchteten theils über die Grenzen des Reichs, theils erhielten sie sich innerhalb derselben, wie besonders die Monophysiten in Ägypten. Auch diese Secten wurden einflußreich auf das Schicksal des Reiches, indem sie sich zuweilen, um dem Drucke der Orthodoxen zu entgehen, in die Arme äußerer Feinde warfen. Diese dogmatische Frage brannte noch unter dem Kaiser Zeno fort bis 491, und er vermochte nicht die Gemüther zu beruhigen. Die Gemahlin des Zeno, Ariadne, gab einem Beamten, dem Anastasius, ihre Hand und erhob ihn auf den Thron, unter dessen Herrschaft die Bulgaren um 500 über die Donau drangen und sich des jetzt noch nach ihnen benannten Landes bemächtigten. Auch hatte Anastasius eine sehr beunruhigte Regierung, weil er der Lehre der Monophysiten anhing. Nach seinem Tode (518) setzte sich ein Befehlshaber des Heeres, Justinus I., auf den Thron, erfaßte was in der christlichen Kirche als Orthodoxie galt, erhob die von der Synode zu Chalcedon im J. 551 ausgesprochenen Sätze zum Gesetze, wodurch die Gegner oder Ketzer von allen Stellen des Heeres und der Civilverwaltung ausgeschlossen wurden, und ernannte im April 527 seinen Neffen Justinian zum Mitkaiser, der ihn auch noch in demselben Jahre auf dem Throne folgte. In der langen Herrschaft Justinian's I. schien das byzantin. Reich eine große Kraft nach außen zu entwickeln; das Reich der Vandalen in Afrika ward durch den tapfern Belisar gestürzt 534, das Reich der Ostgothen ebenfalls in einem fast 20jährigen Kampfe 536—554, besonders durch Belisar und Narses, während unterdessen die Longobarden in Pannonien eindrangen. Aus frühern Gesetzsammlungen ließ Justinian eine neue und große Sammlung (Codex Justinianeus) veranstalten, deren Inhalt im byzantin. Reiche Gesetzeskraft erhielt, und die unter ihm veranstalteten Gesetzbücher, die Pandekten, Institutionen und Novellen haben selbst in Deutschland bis auf die neueste Zeit ihre Gesetzeskraft behalten. Im J. 551 ward unter ihm der Seidenbau zuerst nach Europa gebracht. Mit großem Eifer verfolgte er die Ketzer und die Heiden, die sich hin und wieder noch fanden. Der schwache Glanz, welcher sich unter seiner Herrschaft über das byzantin. Reich verbreitet hatte, verschwand aber schon unter seinem Schwestersohne und Nachfolger Justinianus II. seit 565 zum Theil wieder. An der Donau erschien aus Asien das wilde Volk der Awaren. Von diesen

gedrängt verließen die Longobarden Pannonien, zogen unter ihrem Könige Autharich nach Italien (568) und entriſſen dem byzantin. Reiche den größten Theil Italiens. Nur Sicilien, ein Theil von Unteritalien mit den Städten Neapel, Amalfi und die Umgebung von Rom, das ſogenannte Exarchat von Ravenna, verblieb dem Reiche. Doch auch dieſer Beſitz iſt im Laufe der Zeit immer mehr zuſammengeſchmolzen, und es zeigt von großer Schwäche, den nicht ſehr zahlreichen Longobarden nicht widerſtehen zu können. Juſtinus II., der ſich den prunkenden Titel: „unſere Ewigkeit" beilegte, nahm 574 den Befehlshaber der Garde Tiberius zum Mitkaiſer an, der ihm 578 folgte, aber nur 4 Jahre herrſchte und 582 den Mauritius zum Nachfolger hatte, welcher aber durch eine Empörung des Heeres 602 ſchon wieder geſtürzt ward. Ein Officier des Heeres, Namens Phokas, ward zum Kaiſer ausgerufen, jedoch ſchon im J. 610 durch Heraklius geſtürzt, weil er mit unſinniger Grauſamkeit, der Folge einer ſteten Furcht, herrſchte. Unter Heraklius drängen ſich wichtige Begebenheiten. Zuerſt ſcheinen die Neuperſer und die Awaren ſich zum Untergange des byzantin. Reichs verſchworen zu haben, die Awaren dringen bis Conſtantinopel vor, während die Neuperſer unter ihrem Könige Chosru II., nachdem ſie Ägypten, Syrien und Kleinaſien überſchwemmt haben, bis an den Helleſpont kommen, wo ſie der Mangel an einer Flotte aufhält. Dem Kaiſer gelingt es, theils durch Unterhandlungen mit den Awaren, theils durch Siege über die Perſer das Reich zu retten. Mit den letzten wird 628 ein Friede geſchloſſen, der ſie ganz auf ihre alten Grenzen zurückweiſt. Aber unmittelbar darauf im J. 632 beginnen die Angriffe der Bekenner des Korans auf das Reich, die in wenigen Decennien dahin führten, daß Syrien bis zum Taurus, Ägypten und Nordafrika verloren gingen, und das byzantin. Reich ſchon in ſeiner ſchönſten Hälfte vernichtet ward. Kaiſer Heraklius ſtarb am Anfange dieſer Ereigniſſe im März 641, nachdem er in der Kirche in der guten Meinung, die Anhänger der Lehre von einer oder von zwei Naturen in Chriſto durch den Satz, daß nur ein Wille in demſelben geweſen ſei, zu vereinigen, einen neuen böſen Streit hervorgerufen hatte. Dieſe Vorſtellung des Kaiſers ſo wie deren Anhänger, der Monotheleten, wurde vom größten Theile der orthodoxen Biſchöfe 680 als ketzeriſch verdammt. Heraklius Sohn, Conſtantinus I., ward von ſeiner Stiefmutter Martina 642 getödtet, die ihren Sohn Herakleonas auf den Thron erhob. Dieſer ward durch eine neue Revolution geſtürzt, und der grauſame Conſtans, der Sohn des Conſtantinus, gelangte zur Herrſchaft, wurde aber 668 in Italien erſchlagen, und ihm folgte ſein Sohn Conſtantinus Pogonatos, der gleich bei ſeiner Thronbeſteigung ſeinen Brüdern die Naſen abſchneiden ließ. Die Flotte der Araber erſchien 673 vor Conſtantinopel und drängte die Stadt bis 679. Nur die Anwendung des griechiſchen Feuers rettete Reich und Hauptſtadt. Conſtantin Pogonatos ſtarb 685 und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne, dem grauſamen Juſtinian II. Ihn ſtürzte der Feldherr Leontius 695. Dieſer behauptete ſich jedoch nur bis 698, wo er von dem Feldherrn Apſimar, unter dem kaiſerlichen Namen Tiberius II. bekannt verſtümmelt ins Kloſter geſchickt ward. Er war jedoch zu dem Chan der Chazaren entronnen, mit deſſen Hülfe er 705 ſich wieder in den Beſitz von Conſtantinopel ſetzte. Die Reſtauration ward mit Greueln und Blut begleitet, und er vermochte ſich daher nicht lange zu behaupten. Ein Armenier, Namens Bordanes, warf ſich zum Kaiſer auf, als welcher er Philippicus genannt wird, und Juſtinian II. fand 711 einen ſeines Lebens würdigen Untergang. Die Thronrevolutionen drängen ſich in Conſtantinopel ſchnell hinter einander, das Reich iſt in ſeinem Innern furchtbar zerriſſen und von außen ſinnen die arabiſchen Chalifen auf einen neuen Angriff auf Conſtantinopel. Phillippicus wird ſchon 713 von dem Geheimſchreiber Artemius geſtürzt, der ſich als Anaſtaſius II.

auf den Thron ſetzt. Die Flotte, welche gegen die Moslemen kämpfen ſollte, empörte ſich gegen ihn und rief einen Steuereinnehmer, Theodoſius, zum Kaiſer aus, der jedoch 717 von dem Feldherrn Leo aus Iſaurien geſtürzt ward. Die Araber griffen 717—718 das Reich an und vierzehn Monate lag ihre Flotte vor Conſtantinopel. Leo rettete zum zweiten Male Reich und Hauptſtadt. Die Angriffe der Araber wurden ſeit dieſer Zeit weniger furchtbar, weil Schwäche und Zwieſpalt in das Chalifat ſelbſt kam. Damals hatte in der chriſtlichen Kirche und beſonders im Morgenlande die göttliche Verehrung der Bilder bereits überhand genommen und die Chriſten wurden von Juden und Muhammedanern Abgötter geſcholten. Leo wollte den Bilderdienſt abſtellen und regte dadurch einen Streit auf, der ſich 120 Jahre lang fortſpann, und mit einem Siege der Bilderfreunde oder Ikonodulen über die Bilderfeinde oder Ikonoklaſten endete. Die Biſchöfe von Rom, eifrige Bilderfreunde, nahmen von den Verfolgungen der beiden Kaiſer Leo's bis 741 und ſeines Sohnes Conſtantin's Kopronymos bis 775 Gelegenheit, ſich der kaiſerlichen Gewalt zu entziehen, wodurch für dieſe auch die weltliche Macht über die Stadt Rom verloren ging. Der Sohn Conſtantin's, Leo der Chazare (775—780) erhielt zwar die Verordnungen gegen die Bilder aufrecht, enthielt ſich aber wilder Verfolgungen. Seine Gattin Irene, welche das Reich für ihren Sohn Conſtantin verwaltete, ließ 787 auf einer Synode den Bildern zwar nicht göttliche, aber doch Verehrung zuſprechen, ließ ihrem Sohne 797 die Augen ausreißen, um die Herrſchaft zu behalten, ward aber 802 vom Schatzmeiſter Nicephoros geſtürzt, der durch Kriege mit den Bulgaren und Arabern beſchäftigt um den Bilderſtreit ſich wenig kümmerte. Er fiel 811 gegen die Bulgaren. Sein Schwager Michael I. ſchwang ſich auf den Thron, den er nur zwei Jahre behauptete, weil er 813 von einem Feldherrn, Leo dem Armenier, geſtürzt ward. Dieſer Leo begann eine neue Verfolgung gegen die Bilderfreunde, wurde aber dafür von ihnen 820 in der Kirche ermordet. Michael II. oder der Stammelnde kam auf den Thron; ihm folgte ſein Sohn Theophilus 829—842, der gegen die Bilder- und Heiligenverehrung die heftigſten Maßregeln ergriff. Nach ſeinem Tode übernimmt ſeine Gemahlin Theodora die Vormundſchaft für Michael III., läßt 842 durch eine Synode die Synodalbeſchlüſſe von 787 beſtätigen, und die Verehrung der Bilder, der Heiligen, der Mutter Maria, der Reliquien nimmt fortan ſo überhand, daß darüber die Verehrung Gottes und Chriſti faſt in Vergeſſenheit kommt. Michael III. ward nach unwürdigem Leben von ſeinem Günſtlinge Baſilius dem Macedonier geſtürzt 866. Baſil war ein Mann von Kraft, der Ordnung in das durch viele Palaſtrevolutionen und feindliche Angriffe verworrene Reich zu bringen wußte. Mit dem Anfange des IX. Jahrh. verſchwanden anſcheinend die Gefahren für das byzantin. Reich von Seiten der Araber, zuerſt weil blutige Thronſtreitigkeiten unter den Chalifen ſelbſt ausbrachen, dann weil ihr ungeheures Reich in eine Menge kleiner Theile ſich auflöſt, zuletzt weil die fanatiſche Kraft ſelbſt, mit welcher die Araber anfangs auftraten, zu verrauchen begann. Es gelingt dem Kaiſer Baſil, die Nachfolge auf ſeinen Sohn Leo den Philoſophen, ſo genannt, weil er eine große Menge ſchlechter Bücher ſchrieb und ſich mit den geheimen Wiſſenſchaften beſchäftigte, zu bringen im J. 886. Jeder Kaiſer verſuchte die Thronfolge in ſeiner Familie feſtzuſetzen, aber ein Reichsgeſetz über eine feſte Thronfolge ward nicht gewonnen, und lange erhielt ſich, mit Ausnahme der Paläologen, keine Familie auf dem Throne. In einer Menge von Palaſtrevolutionen und blutiger Unthaten verſchwenden die Byzantiner die ihnen übriggebliebene geringe Kraft. Unter Baſil und Leo erfährt das Reich keinen erſchütternden Angriff, und auf Leo folgt 911 ſein noch ganz junger Sohn, Conſtantin IV. Porphyrogenneta. Die Palaſtrevolutionen beginnen von

Neuem, der Feldherr Romanos Lekapenos läßt ſich zum Kaiſer krönen, nimmt jedoch den jungen Conſtantin zum Mitkaiſer an. Beide lebten lange in ziemlichem Frieden dahin, bis endlich der herangewachſene und erſtarkte Conſtantin 944 ſeinen Mitkaiſer ſtürzte. Die Auflöſung des Chalifats und der Umſtand, daß die byzantin. Legionen einige tapfere Feldherrn fanden, führte dem Reiche einige Siege zu, doch war das Reich zu ſchwach, dieſelben verfolgen zu können. Zwar drangen die Feldherrn Leon und Nicephoros in Syrien ein bis über den Euphrat, aber die alten Einwohner Syriens hatten das Chriſtenthum verlaſſen und ſich zum Glauben der Araber gewandt; deßhalb konnte man Syrien nicht behaupten. Conſtantin ward durch ſeinen ausſchweifenden Sohn Romanus II. 959 vergiftet, der Letztere ſtarb jedoch ſchon 963 und hinterließ zwei junge Söhne, Conſtantin V. Porphyrogenneta und Baſil II. Deſſenungeachtet rief das Heer noch überdieß den tapfern Nicephoros, der 961 die Inſel Kreta den Muhammedanern wieder abgekämpft hatte, zum Kaiſer aus, die Kaiſerin Mutter Theophano reichte ihm ihre Hand, und das Reich hatte dem Namen nach drei Kaiſer. Der tapfere Nicephoros faßte endlich wieder Fuß jenſeits des Taurus und eroberte 964 die große Stadt Antiochia. Aber die Kaiſerin verliebte ſich in den großen Feldherrn Zimisces, ließ 969 ihren Gemahl Nicephoros ermorden und jenen zum Kaiſer ausrufen. Der Patriarch, die Stadtbehörden und das Volk von Conſtantinopel wurden bei ſolchen Gelegenheiten leicht gewonnen. Des ritterlichen Zimisces erſtes Werk war, daß er die verliebte Theophano verbannte. Nach ſeinem Tode 976 kamen endlich Conſtantin und Baſilius allein zur Herrſchaft. Der Erſtere war höchſt unbedeutend, der Letztere ein Mann von großer Kraft, der in einer Reihe furchtbarer Kämpfe endlich 1018 die Bulgaren dem Reiche unterwarf und daſſelbe bis an die Donau ausdehnte. Von ſeinen Siegen empfing Baſilius den Beinamen Bulgaroktonos, der Tödter der Bulgaren. Bei ſeinem Tode 1025 blieb die Alleinherrſchaft ſeinem Bruder Conſtantin V., der ihm jedoch bald folgte, 1029, nachdem er den Feldherrn Romanos Arygios genöthigt hatte, ſeiner 48jährigen Tochter Zoe die Hand zu reichen. Dieſer war ein tapferer Mann, drang über den Euphrat und eroberte 1033 die große Stadt Edeſſa. Wenige Jahre darauf, 1036, traten die Seldſchuken, ein wildes Volk, aus dem mittlern Aſien, doch zum Koran ſchon bekehrt, in Südaſien auf, eroberten es in wenig Decennien und es entſtanden allenthalben ſeldſchukiſche Dynaſtien, für deren Oberhaupt der Sultan zu Bagdad galt, neben welchem der Chalife, jedoch nur als kirchliches Oberhaupt, ebenfalls blieb. Im byzantiniſchen Reiche iſt man achtlos darauf, die elenden Hofcabalen, das farbenloſe Hin- und Hertreiben dauert fort. Zoe opfert den Romanos Arygios einem neuen Liebhaber Michael IV. oder dem Paphlagonier, der aus dem Bette der alten Kaiſerin auf den Thron ſteigt. Zu derſelben Zeit, wo dem Reiche von Oſten her eine neue Gefahr droht, wird auch die Stellung deſſelben zu dem Abendlande immer feindlicher; die Eiferſucht der römiſchen Päpſte und der conſtantinopolitaniſchen Patriarchen bricht 1053 in einem Bannſtrahle aus, den der Patriarch Cerularius über die ganze abendländiſche Kirche ſchleudert, den aber der röm. Biſchof Leo IX. 1054 erwiedert. Nach dem Tode Michael's IV. 1041 adoptirt Zoe einen Verwandten Michael V., den ſie aber aus Herrſchſucht ſchon in demſelben Jahre wieder entfernt, und mit einem neuen Gemahle Conſtantin VII. Monomachus 1042 erſetzt, der ſie überlebt und 1054 ſtirbt. Das kaiſerliche Haus beſtand nun nur noch in Zoe's Schweſter Theodora, welche einen Feldherrn adoptirte, der als Kaiſer Michael VI. Stratiotikos hieß. Die Angriffe der Seldſchuken auf das Reich werden immer bedenklicher, aber die Thronrevolutionen haben ihren ungeſtörten Fortgang. Michael VI. wird ſchon 1057 von em Feldherrn Iſaak Komnenos geſtürzt, der ſeinen Gegner nur überwunden zu

Digitized by Google

haben ſcheint, um 1059 in das Kloſter zu gehen. Komnenos ernannte ſeinen Freund Conſtantin Dukas zum Kaiſer, der 1067 ſtarb. Seine Gemahlin Eudoxia machte den ſchönen Feldherrn Romanos Diogenes, der ſich eben erſt gegen ſie empört hatte, zu ihrem Gemahle und Kaiſer 1068. Er zieht den anrückenden Seldſchuken entgegen, wird geſchlagen und gefangen 1071; dieſe erobern faſt ganz Kleinaſien, nur ein Theil der Weſt- und Nordküſte bleibt den Byzantinern, und 1074 gründet ſich das Sultanat von Iconium. Romanos Diogenes war zwar bald aus ſeiner Haft entlaſſen worden, benutzte ſie aber vergebens, den von Michael VII. eingenommenen Thron wieder zu beſitzen. Michael wird 1077 von Nicephoros Botaniates und dieſer 1081 von Alexius Komnenos geſtürzt. Die Seldſchuken kommen beinahe bis an die Küſten des Bosporus, erobern Nicäa, die Slaven in Servien haben ſich unabhängig gemacht und ſo iſt das Reich in dieſer zweiten Periode abermals zur Hälfte zuſammengebrochen. Nun treten die Kreuzzüge ein und friſten dem Reiche allerdings das Leben, indem ſie größere Sicherheit vor den Seldſchuken gewähren und gleich anfangs Nicäa dem Reiche wiedergeben. Allein das große Mißtrauen zwiſchen den Byzantinern und Abendländern und ein tiefgewurzelter religiöſer Haß ließen im Abendlande die Anſicht aufkommen, daß nach Unterjochung der ketzeriſchen Griechen Aſien um ſo feſter behauptet werden könne. Alſo lebten die drei erſten komneniſchen Kaiſer, Alexius bis 1118, Johannes bis 1143, Manuel bis 1180 in ſteter Angſt, ſo oft ein neues Kreuzheer durch ihr Land nach Aſien zog, immer fürchtend, daß der Sieg auch mit gegen ſie gerichtet ſei. In dieſer Angſt ergriffen ſie Maßregeln, welche die Kreuzfahrer erbittern mußten, Manuel zumal ſtand ſelbſt mit den Seldſchuken gegen die Kreuzfahrer in geheimer Verbindung. Nach ſeinem Tode geſtalten ſich im byzantiniſchen Reiche wieder unſelige Verhältniſſe, der junge Alexius II. folgt auf dem Throne, ein Enkel des Alexius I., Namens Andronikos, bemächtigt ſich erſt der Reichsverweſung, dann läßt er den Knaben ermorden und ſteigt ſelbſt auf den Thron 1183. Ein anderes Mitglied des Hauſes Iſaak Komnenos macht ſich auf der Inſel Cypern unabhängig und nennt ſich ebenfalls Kaiſer. In der gegen Andronikos 1185 ausgebrochenen Revolution, in der er durch die Wuth des Volks ſeinen Untergang findet, kommt Iſaak Angelos auf den Thron, den ſein Bruder Alexius III. 1195 blenden und ins Gefängniß werfen läßt und ſich ſelbſt auf den Thron ſetzt, der Sohn aber des Entthronten findet Gelegenheit, nach dem Abendlande zu entrinnen. Eine Anzahl franz. und ital. Grafen und Herren hatten 1198 — 1199 das Kreuz genommen und mit Venedig über eine Anzahl Schiffe angeblich zu einer Meerfahrt nach Syrien einen Tractat geſchloſſen, dabei hatten auch der Doge Dandolo und viele Venetianer das Kreuz genommen. Mit dieſen Kreuzfahrern ſchloß der geflüchtete Alexius 1202 einen Vertrag, vermöge deſſen ſie den Iſaak wieder auf den Thron ſetzen und dafür tüchtig bezahlt werden ſollten, zugleich aber, daß dann die morgenländiſche Kirche unter den Gehorſam des Papſtes gebracht werde. Die Kreuzfahrer hielten den Vertrag, ſtürmten Conſtantinopel den 17. Juli 1203, zogen Iſaak aus dem Gefängniſſe, ſetzten ihn mit ſeinem Sohne Alexius auf den Thron und eroberten für ihn das ganze Reich. Die beiden Kaiſer konnten aber die Bedingung, die morgenländiſche Kirche unter die abendländiſche zu bringen, bei der Wuth und dem Haſſe des griechiſchen Volkes gegen die Katholiken nicht erfüllen, es brach eine Revolution aus, Alexius ward ermordet, Iſaak ſtarb im Gefängniſſe und Alexius Murzuphlus ward zum Kaiſer ausgerufen. Die Kreuzfahrer, die vom Papſte als ihrer erſten Beſtimmung ungetreu mit dem Banne belegt worden waren, wollten dieſen durch Eroberung des ganzen byzantiniſchen Reichs abkaufen und ſtürmten den 12. und 13. April 1204 Conſtantinopel, wo ſich nach der Flucht des feigen Murzuphlus Tags vorher der eben-

falls flüchtig werdende Theodor Laskaris zum Kaiser krönen ließ. Die Kreuzfahrer verübten bei der Eroberung namenlose Greuel und zerstörten in toller Plünderungswuth die kostbarsten Kunstwerke, Schriften und Kirchen. — Bald nach der Eroberung wählten nun die Kreuzfahrer einen der Grafen aus ihrer Zahl, Balduin von Flandern, zum Kaiser. Derselbe empfing jedoch nur die Hauptstadt und ein Viertheil des Reichs zur unmittelbaren Herrschaft. Das ganze übrige Reich ward unter die Ritter ausgetheilt, die unter der Lehnsherrlichkeit des Kaisers herrschen sollten. Die Franzosen organisirten einen durchaus neuen Staat, der mit dem alten byzantinischen nichts gemein hatte, einen Staat nach dem Vorbilde der abendländischen, in denen am Anfange des XIII. Jahrh. das Lehnswesen noch herrschte. Sie selbst nannten das Reich „das neue Frankreich". So entstanden auf einmal eine große Menge kleiner Herrenthümer, unter denen ein sogenanntes Königreich Thessalonich für Simon, Markgrafen von Montferrat, errichtet das bedeutendste war. Die Venetianer empfingen einen sehr schönen Theil des Reiches, alle Inseln des adriatischen und ägäischen Meeres, die Insel Kreta, mehrere Städte im Peloponnes und auf der Küste von Epirus. Die damals noch kleine Republik war nicht im Stande, das Alles in Besitz zu nehmen und zu beherrschen. Sie verordnete daher 1207 schon, daß jeder venetianische Nobile in den Theilen, welche der Republik zugefallen, Besitz ergreifen und denselben als Lehnsträger der Republik haben solle. Dadurch entstanden neben den französischen eine Menge von venetianischen Herrschaften, besonders auf den kleinern Inseln des ägäischen Meeres. So löste sich das, was vom byzantin. Reiche übrig war, in eine unendliche Menge von kleinen Theilen auf, unter denen es keinen rechten Halt und Zusammenhang gab. Ein katholischer Patriarch ward in Constantinopel eingesetzt, der Papst Innocenz III. nahm den Bann von den Kreuzfahrern zurück, doch gelang es den Franzosen nicht, das ganze Reich nun auch wirklich zu erobern. Zuerst erhielt sich ein griechischer Statthalter, der sich nun „Dynast" nannte, unabhängig in Epirus. Dann behauptete sich ein Sohn des Andronikos, Alexius, unabhängig in Trapezunt und in den Städten, die den Byzantinern noch an den Nordküsten von Kleinasien gehörten, und seine Nachkommen nannten sich Kaiser. Dieses Pygmäenkaiserthum von Trapezunt ist erst nach dem Untergange des Reiches der Paläologen von den Osmanen vernichtet worden. Zum Dritten setzte sich 1206 Theodor Laskaris in die Stadt Nicäa, behauptete sich in den kleinasiatischen Städten und gründete das Kaiserthum Nicäa, das von der wahren griechischen Kirche als das ächte griechische Reich betrachtet, von den Franzosen stets angefeindet ward, wobei die letztern wegen der Wuth der Griechen, die in den Franzosen die Eroberer, die Herrscher und Ketzer sahen, immer im Nachtheile standen. Die katholische Kirche konnte bei dem bestehenden Religionshasse trotz des Eifers der römischen Päpste im Reiche keine Wurzel fassen, und in der Noth und unter Jammer entwickelten die unterjochten Griechen in Gemeinschaft mit den nicäischen Kaisern größere Energie als früher. Daher war das Leben des lateinischen Kaiserthums ein schwaches und kurzes. Balduin I. ward von den Bulgaren 1205 gefangen und verschwand spurlos; ihm folgte durch Wahl der Barone sein Bruder Heinrich I. bis 1216. Darauf ward ein französischer Graf, Peter von Auxerre, zum Kaiser gewählt und in Rom gekrönt, aber auf der Reise vom Despoten Theodor von Epirus gefangen und ist in der Gefangenschaft gestorben. Ihm folgte sein bis 1228 herrschender Bruder Robert. Dessen jüngerer Bruder war minderjährig und die Barone ernannten den Mann, der dem Namen nach König von Jerusalem war, Johann v. Brienne, zum Kaiser. Balduin II. folgte erst 1237 und sah den Untergang des Reiches der Franzosen in Constantinopel. Die beiden letzten Kaiser bitten häufig die abendländischen

Könige um Hülfe, finden aber nur Interesse bei den Bischöfen von Rom, die sie nicht unterstützen können. Das Reich von Nicäa dagegen, obwohl schwach und klein im Anfange, doch gestützt auf den nationalen und religiösen Sinn der Griechen, erhebt sich indessen. Theodor Laskaris I. herrscht bis 1222, ihm folgt sein Tochtermann Johann Dukas Vatatzes bis 1255, der in Europa glücklich kämpft, eine Stadt nach der andern nimmt und selbst Thessalonich mit seiner Umgebung 1246 zurückbekommt. Ihm folgt Theodor Laskaris II. bis 1259, der einen unmündigen Sohn, Johann Laskaris, hinterläßt. Ein angesehener Grieche, Michael Paläologos, empörte sich und ward 1260 zum Kaiser ausgerufen, versprach jedoch das Reich dem jungen Laskaris bei dessen Mündigwerdung zu übergeben. Der Krieg gegen die Franzosen dauerte unterdessen fort, bis der griechische Feldherr Michael Strategopulos bei der Abwesenheit Balduin's II. und seiner Getreuen Constantinopel am 25. Juli 1261 hinwegnahm, worauf die Franzosen flüchteten, Michael Paläologos darin seinen Einzug hielt, sich zum Kaiser machte und den jungen Laskaris blendete und in ein Kloster sperrte. Die Restauration des byzantin. Reiches ist nie ganz vollständig gewesen, die Inseln des adriatischen und ägäischen Meeres sammt Kreta bleiben verloren. Epirus und den Peloponnes aber haben die Griechen vor dem Einfalle der Osmanen wieder gewonnen. Alle Verhältnisse des Reiches sind durch die Franzosen zerrüttet, das Leben der Paläologen ist sehr traurig und die Gefahr von Osten her ahnend sucht Michael Paläologos Befreundung mit dem katholischen Abendlande, um eine Stütze zu haben und unterwirft die griechische Kirche 1274 dem Gehorsame des apostolischen Stuhles. Aber die Griechen zeigen das heftigste Widerstreben, selbst der heilige Stuhl begünstigt dessenungeachtet die Ansprüche des französischen Hauses Anjou von Neapel auf Constantinopel und thut Michael 1281 in den Bann. Sein Sohn Andronikos folgt 1282, bricht die Verbindung mit Rom ab und stellt den griechischen Gottesdienst wieder her. In der Mitte des XIII. Jahrh. hatten zehn turkomannische Stämme, die von den Mongolen aus ihrer Heimath getrieben worden waren, sich in Kleinasien niedergelassen und die Paläologen konnten dort kaum durch fremde Söldner sich dieser Barbaren erwehren. Gegen Andronikos den Ältern, um auch die innern Fehden zu den äußern Kriegen zu gesellen, empört sich sein Enkel, Andronikos der Jüngere, und nimmt 1328 mit gewaffneter Hand das Reich. Unter den zehn turkomannischen Stämmen machte sich der dem Bosporus zunächst wohnende Stamm des im J. 1326 verstorbenen Anführers Osman den Byzantinern fürchterlich. Osman's Sohn, Orchan, eroberte 1326 die Stadt Prusa, in der er seinen Sitz aufschlägt, ferner Nicäa und 1339 Nicomedien. Andronikos d. J. wendet sich an den Papst und das Abendland, doch vergebens und stirbt, nachdem er für seinen Sohn Johann Paläologos den Johann Kantakuzenos zum Reichsverweser bestimmt hat, 1341. Dieser aber nimmt 1341 den Purpur an, ist verblendet genug, mit dem Sultane Orchan in Bundesgenossenschaft zu treten, der auf europäischem Boden für ihn kämpft, nimmt Johann zum Mitkaiser, wird aber von diesem 1355 verdrängt und flieht ins Kloster. Orchan benutzt die Reichsverwirrungen mit Kühnheit und Glück und faßt mit der Einnahme von Gallipoli 1357 festen Fuß in Europa. Sein Nachfolger Murad I. erobert durch einen kühnen Schlag 1360 Adrianopel und schneidet durch die Verlegung seiner Residenz dahin Constantinopel fast ab von der christlichen Welt. Johann Paläologos fleht unaufhörlich das Abendland um Hülfe an, reist 1369 selbst dahin und schwört den griechischen Ritus ab, aber die Hülfe bleibt aus. Dagegen breitet sich Murad immer weiter aus, bis er 1389 in der Schlacht bei Kassowa gegen die Servier fällt. Sein Nachfolger Bajasid Ilderim (der Wetterstrahl) führt die Osmanen 1390 unter die Mauern von Constantinopel und

1391 in das Königreich Ungarn. Nun erst erregten die Osmanen Besorgniß. Sigismund, König von Ungarn, zieht mit einem großen Heere gegen dieselben, verliert jedoch die Schlacht bei Nikopolis am 28. Sept. 1396, aus der er selbst mit Mühe entrinnt. Die Byzantiner, über die nach dem Tode Johann's sein Sohn Manuel herrschte, erhielten dadurch Luft, daß Bajasid in der Schlacht bei Angora von Tamerlan 1402 gefangen wird, und durch die unter Bajasid's Söhnen ausgebrochenen Streitigkeiten, sind aber zu entkräftet, um diesen Zeitpunkt zu benutzen. Einer von Bajasid's Söhnen, Muhammed I., bemächtigt sich 1412 des über Kleinasien ausgebreiteten turkomannischen Reichs, ist aber meist in Asien beschäftigt. Ihm folgte 1421 Murad II., und in Constantinopel auf Manuel 1425 Johann Paläologos II., der die Trümmer des byzantin. Reiches bis 1448 beherrschte, auf dem Concil zu Ferrara 1438 die griechische Kirche abermals dem Papste unterwarf und dadurch die wüthendsten Partheiungen in Constantinopel aufregte. Die Osmanen mit ihren Janitscharen und Sipahis waren den abendländischen Herren durchaus überlegen, sie wurden trotz aller Kreuzpredigten der Päpste nicht aus Europa verdrängt, ein ungarisches Heer ward von Murad II. 1444 bei Varna und 1448 bei Kassowa geschlagen und so kam es, daß Murad's Sohn, Muhammed II., mit furchtbarer Heeresmacht und vielem groben Geschütze am 6. April 1453 vor Constantinopel erschien, wo seit 1448 Constantin Paläologos, der letzte griechische Kaiser, unter religiösen Streitigkeiten herrschte, und daß er die Stadt am 24. Mai 1453 erstürmte. Constantin Paläologos fiel mit dem Schwerdte in der Hand. Zehn Jahre darauf waren auch die letzten Reste des griechischen Kaiserthums im Peloponnes verschwunden. 51.

Byzanz (Byzantium) war eine alte griechische Stadt an der Propontis (Marmormeer), welche nach der Sage von Byzas, einem Sohne Neptun's erbaut sein sollte, am wahrscheinlichsten aber um 660 v. Chr. durch eine Colonie aus Megara gegründet und von Milesiern später verstärkt ward. Xerxes fand sie verlassen und ließ sie zerstören, Pausanias sorgte für ihre Wiedererbauung und gab ihr dorische Bewohner und Statuten und bald war sie eine bedeutende Stadt, welche sich immer mehr hob, bis sie vom römischen Kaiser Severus zerstört wurde. Allmählig aus ihren Trümmern wieder hervorgegangen wählte sie endlich Constantin der Große zur Residenz, ließ sie bedeutend erweitern und als Neu-Rom einrichten, ohne daß sie jedoch mit dem alten Rom an Pracht hätte wetteifern können. Von nun an erhielt sie den Namen Constantinopel (s. d. Art.). 37.

C.

(Artikel, welche man hier vermißt, sind unter K zu suchen.)

C, der dritte Buchstabe des Alphabets, ist aus der lateinischen Schrift in alle übrigen abendländischen Sprachen übergegangen, hat aber die verschiedenartigsten Veränderungen der Aussprache erfahren. Es war ursprünglich nichts Anderes als das griech. Γ (G), da die Römer noch ein K hatten, man sprach es aber fast wie K aus und dieses verlor sich allmählig aus der Schrift, so daß C den G-laut und den K-laut vereinigte. Als aber das weichere G mehr in Gebrauch kam, fand sich der röm. Elementarlehrer Spurius Carvilius (um 220 v. Chr.) veranlaßt, ein eignes Zeichen zu erfinden, und es entstand mit geringer Zugveränderung s G. Die Verbindung ci mit folgendem Vocale und die überhand nehmende

Neigung zu Ziſchlauten, welche den träger werdenden Organen am bequemſten ſind, bildeten dann nach und nach den Übergang der Ausſprache von C zu einer ziſchenden vor den weichern Vocalen e und i. Die deutſchen Völker, die Spanier und die Polen (auch vor a, o, u) haben in ihrer Ausſprache wie tſ noch einige Härte beibehalten, die Italiener haben ſchon das etwas weichere tſch und die Franzoſen und Engländer das noch weichere ß für C angenommen. — Ch iſt der urſprüngliche Kehllaut, wie er bei den Schweizern geſprochen wird, und das H wurde von den Römern zu dem c (=k) hinzugeſetzt, um dieſen ihnen urſprünglich fremden Laut auszudrücken; in dem Laufe der Zeiten hat er aber mancherlei Veränderungen erfahren und wie er in vielen Wörtern zum reinen k geworden iſt und im Italieniſchen z. B. das c vor e oder i durch hinzugeſetztes h zum k wird, ſo hat er ſich im Deutſchen häufig zum j, im Engliſchen zum tſch, im Franzöſiſchen bis zum ſch erweicht. — Als Abkürzung auf röm. Inſchriften bedeutet C. ſehr vielerlei, was ſich aus dem Zuſammenhange ergeben muß; bei den Kaufleuten Conto, als Zahlzeichen 100. — In der Muſik iſt C die erſte Stufe der diatoniſchen Tonleiter. Der Cdur-Accord wird daher auch als Normal-Duraccord angeſehen, dem die übrigen in ihren verſchiedenen Tonhöhen nachgebildet ſind (ſ. Tonarten). Eben ſo wird die C-Tonleiter als Haupttonleiter betrachtet und deßhalb auch von denen, welche Clavier lernen, vor den übrigen Tonleitern zuerſt eingeübt. In der Notenſchrift bezeichnet C den Viervierteltakt, C den Allabreve oder $\frac{2}{2}$Takt. Außerdem kommt c noch häufig als Abbreviatur vor, z. B. c. brio, i. e. con brio; c. legno, i. e. col legno ꝛc. Über C-Schlüſſel ſ. d. Art. Schlüſſel. 9. 29.

Cabale. Unter dem Könige von England, Karl II., welcher theils den Papismus begünſtigte, theils (nach Cromwel's Tode) die Parliamentsrechte zur Erweiterung ſeiner königl. Macht zu ſchmälern und namentlich die erſchöpfte Schatzkammer ſeines Hauſes wieder zu füllen trachtete, bildete ſich unter franzöſiſchem Einfluſſe (im J. 1669) ein geheimer Rath, welcher in der kurzen Zeit ſeines Beſtehens durch Ränke aller Art die Beſtrebungen des Monarchen leitete und, wiewohl im Ganzen vergebens, zu realiſiren ſuchte. Er beſtand aus fünf Mitgliedern: Clifford, einem offenen, Arlington, einem heimlichen Papiſten, Buckingham, einem wollüſtigen Religionsſpötter, Aſhley Cooper (nachherigem Lord Shaftesbury), der als Deiſt wie als Staatsmann den Mantel nach dem Winde hing, und Lauderdale, der die Rolle eines Republikaners mit der eines Ultraroyaliſten vertauſcht hatte. Von den Anfangsbuchſtaben ihrer Namen nannte man dieſen Rath Cabal, und von dieſem ſtammt das engl. cabál, wie das deutſche Cabale, womit man nun jeden geheimen hinterliſtigen Anſchlag zu bezeichnen pflegte. 2.

Cabane nennen die Franzoſen die kleinen leichten Schiffe mit einem leichten Breterdache, welche auf der Garonne und Loire zum Transporte der Waaren und Paſſagiere dienen. 9.

Cabanis (Pierre Jean George), bekannter philoſophiſcher Arzt, ward zu Canac 1757 geboren, ſtudirte zu Paris Medicin und ließ ſich dann zu Auteuil bei Paris als praktiſcher Arzt nieder. Schon zeitig neigte er ſich zu den liberalen Ideen und kam in Bekanntſchaft mit Diderot, d'Alembert, hauptſächlich mit Mirabeau, deſſen Arzt er war und der in ſeinen Armen ſtarb. Nach Robespierre's Sturze wurde er nach und nach Profeſſor, Mitglied des Nationalinſtituts, Commandant der Ehrenlegion und kam endlich in den Rath der Fünfhundert und in den Erhaltungsſenat. Er ſtarb 1808 bei Melun mit dem Rufe eines edlen menſchenfreundlichen Mannes. C. hat viele Schriften hinterlaſſen; die bekannteſten ſind: Rapports du physique et du morale de l'homme und du dégré de certitude de la médicine; auch iſt er Überſetzer von Göthe's Stella und anderen deutſchen Schriften. 39.

Cabaletta, Cabbaletta oder Cavaletta, ist bei den Italienern ein in einem größern Gesang- oder Instrumental-Tonstücke befindlicher, anmuthiger, melodiereicher Zwischensatz. 29.

Cabestan oder **Cabestaing** (Wilhelm von), ein Edelmann aus Roussillon oder aus der Provence im XIII. Jahrh., bekannt als Dichter, besonders aber durch sein tragisches Ende merkwürdig. Er lebte nämlich mit der Gemahlin des Herrn von Seillan in vertrautem Verhältnisse, welches endlich durch seine zärtlichen Gedichte an den Tag kam. Seillan wuthentbrannt ließ ihn mit dem Leben büßen und setzte das aus dem Leichname herausgerissene Herz seiner ungetreuen Frau zum Essen vor, worauf er zu ihr sagte: „Du hast solch edles Fleisch gegessen, daß du nie wieder anderes nöthig haben wirst," eine spöttische Anspielung auf den Hungertod, den er sie sterben ließ (1213). Daß Cabestan und seine Geliebte von ihren Eltern und einer großen Menge Ritter, an ihrer Spitze Alphons, König von Aragonien, in einer Kirche zu Perpignan feierlich bestattet und Beide in ein Grab gelegt worden sein sollen, ist Roman. 22.

Cabeza-Velloza, ein kleiner Ort in der span. Provinz Salamanca, denkwürdig durch eine am 22. Juli 1812 zwischen der franz. Armee unter Marmont und der engl. unter Wellington in seiner Nähe vorgefallene und nach ihm benannte Schlacht. Im Mai 1812 nämlich drang Wellington in die südlichen Provinzen Spaniens ein und bedrohte Marmont, welcher mit kaum 50000 Mann Leon besetzt hielt. Im Plane des engl. Feldherrn lag es, die Armee des Centrums und Suchet unthätig zu erhalten, und deßhalb hatte er bereits in der ersten Hälfte des Monats Mai eine Diversion ausführen lassen, welche von glücklichem Erfolge gewesen war. Marmont hingegen setzte sich nun in Bewegung, um eine Vereinigung mit der Armee des Centrums unter Jourdan zu bewerkstelligen, sahe sich aber durch Wellington und Insurgentenhaufen in seinem Rücken fortwährend bedroht, so daß er eine Schlacht für unvermeidlich und für seine Lage sogar nöthig hielt. In der Nacht vom 16. zum 17. Juli überschritt er den Duero und setzte sich bei La Nava del Rey fest. Wellington nahm die Höhen von Cabeza-Velloza in Besitz und folgte am Abend des 21. Marmont auf das linke Tormesufer. Den folgenden Tag verzögerte sich der Angriff bis gegen Mittag, wo ihn endlich Wellington selbst begann, da er bemerkte, daß seine Stellung umgangen werden sollte. Der franz. linke Flügel wurde geworfen; das Centrum nach dem hartnäckigsten Widerstande ebenfalls und so trat der General Clauzel, welcher an des verwundeten Marmont Stelle das Commando übernommen hatte, in guter Ordnung den Rückzug an. Der franz. Verlust betrug 5000 Mann an Todten, eben so viel an Gefangenen, 2 Adler und 9 Kanonen. Die Engländer hatten ebenfalls 5000 Todte, unter ihnen 5 Generale. Die Hauptfrucht dieses Sieges war die Eroberung von Madrid. Diese Schlacht ist auch unter dem Namen Schlacht bei den Aragiles (2 steile Felshöhen) bekannt. 1.

Cabinet, 1) eigentlich ein Nebenzimmer; 2) ein abgelegenes Zimmer, worin man seinen besondern Angelegenheiten obliegen kann; 3) vorzüglich die besondere Geschäftsexpedition des Staatsoberhauptes. Im Cabinete dieser Art werden in der Regel nur solche Geschäfte verhandelt, welche das Staatsoberhaupt aus eigener Machtvollkommenheit unternehmen darf. In größern Staaten unterhält daher der Fürst zu seiner eignen Berathung besondere Räthe, die man Cabinetsminister nennt. In sofern das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, Gesandtschaften zu ernennen ꝛc. dem Staatsoberhaupte zukommt, versteht man auch unterm Cabinete 4) die Staatsregierung in ihren Beziehungen auf auswärtige Verhältnisse und sagt dann z. B. das Cabinet von St. James, der Tuilerien, von Petersburg ꝛc., um die englische, französische

oder russische Staatsregierung anzuzeigen. 5) In manchen Staaten nennt man das höchste Landescollegium oder Collegium der geheimen Räthe das geheime Cabinet. 6) Endlich versteht man unter Cabinet ein Zimmer oder eine Abtheilung für auserlesene Gegenstände der Kunst und Wissenschaft; daher Münzcabinete, Naturaliencabinete, Lesecabinete u. dgl. (ausgesuchte Stücke daraus Cabinetstücke) zum Unterschiede der Gallerien und Säle, z. B. Gemäldegallerie, Bibliothekſaal. 3.

Cabinetsbefehle, Cabinetsordern, sind diejenigen Befehle und Anordnungen, welche in Monarchien unmittelbar vom Staatsoberhaupte in Angelegenheiten, die ihm überlassen sind, ausgehen und ohne Zuziehung der höchsten Landescollegien, blos mit Berathung der Cabinetsminister erlassen werden. 3.

Cabinetsjustiz, ein uneigentlicher oder bildlicher Ausdruck, um eine willkührliche Entscheidung von höherer Hand damit zu bezeichnen. Durch Einführung der Verfassungen hat man die Willkühr, also auch die Cabinetsjustiz unmöglich zu machen gesucht, indem auf der einen Seite der Fürst sich verpflichtet, keine Befehle einseitig ohne Contrasignation eines verantwortlichen Ministers zu erlassen, der Minister aber Befehle, welche der Verfassung zuwider sind, nicht contrasigniren darf. Da die Minister Karl's X. in den berüchtigten Ordonnanzen im Juli 1830 dagegen gehandelt hatten, so entstand daraus die bekannte Katastrophe der Julitage, welche dem Könige die Krone kostete, den Ministern aber das Leben verwirkt haben würde, wenn Ludwig Philipp es nicht nach der Thronbesteigung seine erste Sorge hätte sein lassen, zu ihrer Rettung ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, welches die Todesstrafe abschaffte. 3.

Cabochon heißt der zwar polirte aber nicht geschliffene Edelstein, besonders der Rubin. 43.

Cabot (Sebastiano), ein berühmter Seefahrer, Zeitgenosse des Columbus, wurde 1477 zu Bristol geboren. Sein Vater Giovanni, ein Venetianer, erhielt im J. 1495 von dem Könige Heinrich VII. von England für sich und seine Söhne einen Freibrief zu Entdeckungsreisen und segelte zu Anfange des Jahres 1497 mit einer kleinen Flotille in Begleitung seiner Söhne von Bristol ab. Das Resultat dieser Reise war die Entdeckung von Neufundland. Wahrscheinlich ist es, daß Giovanni hierauf nach England zurückkehrte und hier starb. Sein Sohn Sebastian soll noch unter Heinrich's VII. Regierung allein mehrere Seefahrten unternommen haben und auf einer derselben bis $67\frac{1}{2}^{0}$ N. B. gelangt sein. Bestimmte Nachrichten darüber mangeln, gewiß ist es aber, daß er unter Heinrich VIII. im Vereine mit dem Viceadmirale Pert eine südliche Durchfahrt nach Ostindien versuchte, durch die Furchtsamkeit seines Begleiters aber an der Ausführung dieses Plans verhindert nach England zurückkehrte und als Oberlootse bald darauf in spanische Dienste ging. Von hier aus unternahm er im J. 1525 auf Kosten einer Gesellschaft Kaufleute eine Reise nach den Molukken, konnte aber von der Küste von Brasilien aus wegen Mangels an Lebensmitteln die Fahrt nicht fortsetzen und segelte den Rio de la Plata hinauf, entdeckte die Insel St. Gabriel, weiter hin in dem Flusse St. Salvador einen Hafen, und erbaute hier, so wie weiter hinaufwärts am Zarcarana ein Fort; endlich gelangte er zu den Ufern des Paraguay. Aus dem Fort Santi Spiritus am Zarcarana sandte er Abgeordnete nach Spanien mit dem Auftrage, Soldaten und Kriegsbedürfnisse zu verlangen. Allein die Kaufleute, mit denen Cabot den Vertrag abgeschlossen hatte, traten ihre Rechte dem Könige ab. Als dieser aber zu lange mit Absendung des Nöthigen zögerte, kehrte C. nach Spanien zurück (1531) und begab sich, da er kalt und mit Vorwürfen empfangen wurde, wahrscheinlich kurz darauf wieder nach England, wo er von Eduard VI. eine Pension erhielt und

zum Großlootſen des Reichs ernannt wurde (1549). Später war er noch bei mehrern Seeunternehmungen thätig und leitete als Vorſteher die Geſchäfte der ruſſiſchen Compagnie. Geehrt und geachtet ſtarb er wahrſcheinlich im J. 1557. Man beſitzt von ihm eine große Charte mit einer Erzählung der Entdeckung von Neufundland und ein Werk unter dem Titel: „Navigazione nelle parti settentrionali.“ 22.

Cabotage (franz.) iſt urſprünglich die Kenntniß von den Seeküſten in Hinſicht ihrer Tauglichkeit zum Landen; dann aber auch der Seehandel, welcher nur an den Küſten getrieben wird. 9.

Cabral auch **Cabrera** (Pedro Alvarez), ein portugieſiſcher Seefahrer, welcher im J. 1500 von ungefähr Braſilien entdeckte. Im genannten Jahre nämlich war er vom Könige Emanuel mit einer Escadre von 13 Schiffen nach Oſtindien ausgeſchickt worden. In der Abſicht, die an den afrikaniſchen Küſten drohenden Gefahren zu vermeiden, ſtach er zu weit in die hohe See und gelangte durch Sturm verſchlagen an ein unbekanntes Land, welches er ſogleich für den König von Portugal in Beſitz nahm und Santa Cruz nannte. Erſt ſpäter empfing das Land von dem daſelbſt befindlichen rothen Holze ſeinen Namen Braſilien. C. ſetzte hierauf ſeine Reiſe nach Indien fort, kehrte von dort, nach glücklich vollbrachtem Auftrage (Handelsverbindungen anzuknüpfen), jedoch mit Verluſt von 6 Schiffen nach Europa zurück, im J. 1501. Seine nähern Lebensumſtände ſind nicht bekannt. 22.

Cacadu, ſ. Papagei.

Cacao (theobroma cacao L.); franz. u. engl. cacao, iſt die melonenähnliche, ſäuerlich-ſüßſchmeckende Frucht eines ſüdamerikaniſchen Baumes, der zuweilen ganze Wälder bildet, das ganze Jahr über Früchte trägt, die man jedoch jährlich nur zwei Mal ſammelt. Bei der großen Ernte im Juni nimmt man die reifen Früchte mit den Händen oder mit hölzernen Gabeln ab, bringt ſie in Haufen, ſondert nach 3 oder 4 Tagen die öligmehligen in der Schale eingeſchloßnen Samenkerne von dem ſchleimigen Fleiſche, läßt ſie einige Tage ſchwitzen, bringt ſie dann in Körbe oder hölzerne Kufen und legt zur Beförderung der entſtehenden, aber zur rechten Zeit zu unterbrechenden Gährung Breter und Steine darauf. Sobald die Bohnen dunkelroth werden, trocknet man ſie an der Sonne, bis die Schale brüchig wird, und packt ſie ſortirt in Fäſſer oder Säcke zum Verkaufe. Je älter der C. und je trockner er aufbewahrt wird, deſto mehr verliert er ſeine Schärfe und Bitterkeit. Die Bohnen müſſen reif, rein geſiebt, groß, voll, braun und glatt, glänzend, außen hellviolett, innen röthlich, von reinem friſchem Geruche und mildem Wohlgeſchmacke ſein. Der zerbrochene, innen weißliche, ſchimmlichriechende, graſigſchmeckende C. taugt nichts. Im Handel kommen vor der **Caracas-Cacao**, der auf dem Boden, wo er wächſt, in Gährung geſetzt an Milde und Geſchmack gewinnt, aus Venezuela und Neugranada kommt, dickhäutig, innen röthlichbraun, außen ſilbergrau, und im Handel ſelten und theuer iſt. Ihm ähnlich iſt der C. von Maracaibo, St. Martha und der Inſel Trinidad. Der C. von Guayaquil hat große, dicke, runde Bohnen und einen dunkelrothen, bitterſchmeckenden Kern. Der C. von Maragnan aus Braſilien iſt ſehr fett und man nimmt ihn vorzüglich zu unſerer europäiſchen Chocolade. An Fettigkeit übertrifft ihn der C. von Berbice, der große, runde, ſchwärzlichbraune Bohnen hat und von dem Boden nach Weinhefen ſchmeckt. In Surinam, Cayenne, auf den Antillen (vorzüglich auf St. Domingo), auf der Inſel Bourbon baut man mehrere Sorten C. Die Indianer, die ihn lange für ſich behielten und erſt im XVII. Jahrh. den Spaniern und Portugieſen zeigten, benutzen nicht die Kerne, ſondern nur das Fleiſch der Früchte. Der C. für ſich gibt geröſtet und gepulvert einen angenehmen Zuſatz zum Caffee.

Häufiger wird er zu Chocolade, zu Cacaobutter und mit Weingeist abgezogen zu Caffee-, Cacaoliqueurs verwendet. Die Cacaobutter oder das durch das Auspressen oder Auskochen der Cacaobohnen gewonnene weiße, sehr dichte und mildschmeckende Öl dient zu Salben, Seifen, Pomaden, Pflastern, zur Queckſilbersalbe und zu Lichtkerzen. 43.

Cachet, lettres de (spr. Letter de Kaſché). Der Ausdruck iſt franzöſiſch und bedeutet einen handbrieflichen Befehl, Jemanden insgeheim aufzuheben und zu verbergen. Es hat unter willkührlichen Regierungen nicht an Attentaten gefehlt, um ſich mißfälliger Perſonen auf feine Weiſe zu entledigen. Beſonders berüchtigt ſind darunter die in Frankreich aus den frühern Verbannungsbefehlen hervorgegangenen, unter Ludwig XIV. eingeführten **lettres de cachet**. Sie wurden vom Könige eigenhändig unterzeichnet, mit ſeinem Handſiegel verſehn und von einem der Staatsſecretaire contraſignirt. Gewöhnlich mangelte ihnen jeder Rechtsgrund, ſie waren blos willkührlich. Ludwig XIV. ſoll ſogar ſeiner Maitreſſe dergleichen zum beliebigen Ausfüllen der Namen gegeben haben. Die Bezeichneten wurden unvermuthet verhaftet und anfänglich an verſchiedenen Verbannungsorten, beſonders in Schlöſſern geheim behalten. Nachmals bediente man ſich zur Verwahrung der berüchtigten Baſtille, von wo aus Niemand weiter etwas von ihnen erfuhr. Selbſt Voltaire hatte auf kurze Zeit dieſes Schickſal. Mit Zerſtörung der Baſtille am 14. Juni 1789 hörte zwar das Unweſen, welches unter Ludwig XVI. ſchon nicht mehr in dem Umfange ausgeübt worden war, — denn man fand in der Baſtille blos 7 ſolcher Unbekannten — völlig auf; allein es kam daſſelbe gar bald unter der kaiſerlichen Alleinherrſchaft in andern Geſtalten vor, indem die früher Verſchwundenen nun von den Vergeſſenen (oubliés) abgelöſt wurden, d. h. indem man die Mißfälligen unter einem ſcheinbaren Vorwande zur Haft brachte, aber die weitere Unterſuchung unterließ, bis Niemand weiter an ſie dachte. So haben von jeher verſchiedene Länder ihre eigenen Verſchwundenen und ihre Vergeſſenen gehabt, ohne daß jedoch die Sache ſo regelmäßig wäre betrieben worden, als in Frankreich. Um dergleichen in keinerlei Geſtalt aufkommen zu laſſen, hat man in England in der Habeascorpusacte das Grundgeſetz, daß kein Verhafteter 24 Stunden lang ohne abſchriftliche Mittheilung ſeiner Anklage gelaſſen werden darf und daß man ihn gegen Bürgſchaft entlaſſen muß, welches man bei verſchiedenen neuern Conſtitutionen, bald mehr, bald weniger glücklich zum Vorbilde zu nehmen geſucht hat. 17.

Cactus, ſ. Fackeldiſtel.

Cacus, dem Mythus zufolge ein furchtbarer Rieſe von übermäßiger Größe und ſchrecklicher Geſtalt, beſaß von ſeinem Vater, dem Vulcan, eine ungeheure Kraft, ſpie Feuer und machte ſich durch ſeine Räubereien und Verheerungen gefürchtet, was zu ſeinem Namen (κακός, Böſewicht) Veranlaſſung gab. Er wohnte auf den aventiniſchen Bergen unweit Pallantium in Italien in einer Höhle mit langen Windungen, über deren Eingange die Köpfe und Arme der Erſchlagenen hingen. Den Eingang zu ſeiner Wohnung verſchloß er mit einem Steine, den 20 Paar Stiere nicht von der Stelle zu bewegen vermochten. Als Hercules (ſ. d. Art.) die Rinder des Geryones durch Italien führte und, indem dieſe graſeten, ermüdet von der Reiſe eingeſchlafen war, raubte C. ihm einige davon, die er, damit der Beraubte ihre Spur nicht errathen möchte, rückwärts mit den Schwänzen in ſeine Höhle zog. Nachdem Hercules vergebens die geraubten Rinder überall geſucht und C. geläugnet hatte, etwas von ihnen zu wiſſen, trieb jener die übrigen bei der Höhle vorbei, worauf ſich die eingeſperrten durch ihr Brüllen verriethen. Es erhob ſich nun zwiſchen Hercules und dem Räuber ein ſchrecklicher Kampf, in welchem es dieſem gelang, ſeinen Gegner in die Höhle einzuſperren. Hercules aber erneuerte nach Sprengung des Felſens nach oben den

Kampf, wobei er den C. mit seiner Keule erschlug. Der König Evander und die übrigen Bewohner der Gegend errichteten, erfreut über diesen Ausgang, einen Altar und opferten dem Hercules; er selbst brachte dem Jupiter ein Dankopfer auf einem Altare, Ara maxima genannt, der bis auf spätere Zeiten in Rom als ein Heiligthum aufbewahrt wurde. 32.

Cadamosto oder Ca da Mosto (Luigi da), um das J. 1432 zu Venedig geboren, hatte als Kaufmann schon mehrere Theile des mittelländischen Meeres beschifft, als er den Entschluß faßte, des Handels wegen nach Flandern, wo er schon früher einmal in derselben Absicht gewesen war, zurückzukehren. Er segelte am 8. Aug. 1454 von Venedig ab, wurde aber durch widrige Winde gezwungen, an dem Vorgebirge St. Vincent, wo sich gerade der Infant Don Enriquez auf seinem Landgute Reposera der Studien wegen aufhielt, anzulegen. Die kostbaren Waaren aus den neuentdeckten Ländern der Portugiesen, welche er hier zu sehen Gelegenheit hatte, bewogen ihn zu dem Entschlusse, seine nach Flandern bestimmten Handelsgegenstände zu verkaufen und eine Reise nach Afrika mitzumachen. Seine Bitte wurde ihm gewährt und er lief auf einer Corvette von 90 Tonnen, welche Vincent Diaz von Lagos befehligte, am 12. März 1455 aus. Er besuchte Madeira, die Canarieninseln, landete am weißen Vorgebirge und lief in den Senegal ein, wo die Portugiesen schon seit 5 Jahren einen bedeutenden Tauschhandel trieben. Nachdem er sich einige Zeit bei dem Könige Budomel (Damel) aufgehalten und einige Sklaven eingehandelt hatte, setzte er seine Reise fort; denn sein Vorhaben war, das grüne Vorgebirge zu umsegeln. Er begegnete auf dem Wege zwei Schiffen, welche dieselbe Absicht hatten. Sie erreichten zusammen den Fluß Gambia, auf welchem sie weiter in das Land segeln wollten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Da aber die Einwohner sich feindlich benahmen und die Schiffsmannschaft zu jeder weiteren Unternehmung ihre Dienste versagte, so sahen sie sich genöthigt, nach Portugal zurückzusteuern. Im J. 1546 machte C. eine zweite Reise, auf welcher er die Inseln des grünen Vorgebirgs entdeckte. Die Bewohner der Ufer des Gambia begegneten ihm diesesmal freundlicher, wollten jedoch ihr Gold, auf welches sie, wie Cadamosto sagt, fast noch mehr Werth legten, als die Portugiesen, nicht für Kleinigkeiten austauschen. Das Schiff kam bis zum Rio grande, da aber die Dolmetscher die Sprache dieses Landes nicht mehr verstanden, kehrte man in die Heimath zurück. C. begab sich nach dem J. 1463 wieder nach Venedig. Seine von ihm selbst verfaßten „Viaggi alla bassa Etiopia", Vicenza 1507. 4. (deutsch in der „Allgemeinen Historie der Reisen". Lpz. 1748. 4. Bd. II. S. 66 — 106) zeichnen sich durch verständige und einsichtsvolle Beobachtung aus und sind eben so lehrreich als unterhaltend geschrieben. (Vergl. P. Zurla dei viaggi e delle scoperte africane di Cadamosto. Vened. 1815. 8.) 66.

Cadaval (Herzog von), bis zu Ende des Jahres 1830 Minister Don Miguel's, ein Mann, welcher bei den Ereignissen in Portugal eine bedeutende, aber nicht eben ehrenvolle Rolle gespielt hat, stammt aus einem vornehmen, dem Hause Braganza verwandten Grafengeschlechte, welches im J. 1649 die herzogliche Würde erhielt und bei der königl. Familie und dem Volke stets in dem größten Ansehn gestanden hat. — Bekanntlich hatte Don Pedro am 23. April 1826 Portugal eine Constitution verliehen, und in Gemäßheit derselben selbst die Mitglieder der Pairskammer ernannt; Präsident derselben wurde der Herzog von C., welcher nach einer Verordnung des verstorbenen Königs Johann VI. bereits Mitglied des Regentschaftsraths war. Die beiden Hauptparteien, die Constitutionellen, an ihrer Spitze die Regentin (Infantin Isabella Maria, dritte Tochter Johann's VI.) und die apostolische Partei, deren Seele die von der Re-

gentschaft ausgeschlossene Königin Mutter war, standen sich feindseliger als je einander gegenüber. Letztere ließ nichts unversucht, den Constitutionellen die Zügel der Regierung zu entwinden, und wenn auch nach der Entsagungsakte Don Pedro's zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria (2. Mai 1826) die Constitution durch die Regentin und den Regentschaftsrath beschworen und die Zusammenberufung der Cortes (30. Oct. 1826) endlich bewirkt wurde, so erhoben sich doch die Absolutisten, von Spanien unterstützt, mächtiger als je. Der Herzog von C., welcher vermöge seiner Stellung und seines großen Einflusses auf den Adel des Landes die Stütze der Constitution, die er selbst mit beschworen, hätte sein müssen, verhielt sich ruhig, konnte aber doch seine Hinneigung zur apostolischen Partei nicht mehr verbergen. Unterdessen wurde die Verwirrung immer größer, die Apostolischen nahmen eine immer drohendere Stellung an und selbst die Landung Clinton's (Januar 1827) mit englischen Hülfstruppen konnte die schwachen und eingeschüchterten Constitutionellen nicht aufrichten. Die Cortes wurden (im Mai 1827) geschlossen und die Pairskammer, nicht ohne Kraft und guten Willen, wurde durch das zweideutige Benehmen C.'s an energischem Handeln verhindert. Don Pedro sah das einzige Mittel zur Rettung Portugals in der Ernennung seines Bruders Don Miguel zum Regenten (2. Juli 1827). Dieser landete zu Lissabon am 22. Febr. 1828, beschwor die Charte und ernannte den Herzog von C. zum ersten Minister. Seine Wahl war im Sinne der Königin Mutter und der Herzog entsprach vollkommen den Erwartungen derselben. Er und der bekannte Pater Macedo wirkten vereint die Constitution umzustürzen; die Staatsämter wurden mit Absolutisten besetzt, die Cortes aufgelöst und in einer Versammlung der Stände des Reichs am 23. Juni (1828) Don Miguel zum Könige von Portugal ausgerufen. C. ohne Kraft, schwankend in seinen Entschlüssen, ließ sich von Don Miguel als Werkzeug brauchen, den letzten Rest von Freiheit zu unterdrücken; wurde aber dennoch der Königin Mutter während einer lebensgefährlichen Krankheit Don Miguel's verdächtig, weil er im Falle, daß dieser sterben sollte, der Infantin Maria die Regentschaft zudachte. Jedoch erhielt er sich nach der Genesung Don Miguel's in dessen Gunst, bis er endlich zu Ende des Jahres 1830 als Wortführer der gemäßigten Partei seinen Abschied erhielt. Ihm folgte die Verachtung aller Parteien. 22.

Cadenz (franz. cadence; ital. cadenza), Tonfall, Schlußfall, ein Wort, welches in der Musik mehrfache Bedeutung hat. In der Tonsetzkunst ist C. derjenige Harmonieschritt, wenn auf eine Viertelklangharmonie in derselben Tonart ein Dreiklang folgt. Bei Andern hat das Wort C. eine weit eingeschränktere Bedeutung; wir finden es jedoch für angemessen, den Ansichten Gottfried Weber's in seiner Theorie der Tonsetzkunst zu folgen, und nehmen also vier verschiedene Arten von Cadenzen an, nämlich zwei Hauptcadenzen, die natürliche und Trughauptcadenz und zwei Nebencadenzen, die natürliche und Trugnebencadenz. Eine natürliche Hauptcadenz ist die, wenn nach einem Hauptvierklange der tonische Dreiklang folgt; die Trughauptcadenz aber, wo auf einen Hauptviertelklang nicht der tonische Dreiklang, sondern eine andere leitergleiche folgt, welche gewöhnlich ein Secundenschritt der Grundharmonie ist. Unter natürlicher Nebencadenz versteht man den Harmonieschritt, wenn ein leitergleicher Dreiklang auf einen Nebenvierklang eine Quarte höher folgt, und unter Trugnebencadenz die Harmoniefolge, wo ein anderer als ein drei Stufen über den Nebenvierklang liegender Dreiklang folgt. Das Nähere ist im 2. Bde. der Theorie der Tonsetzkunst von Gottfried Weber nachzulesen. Ferner versteht man unter C. eine Verzierung, welche auf der Fermate gemacht wird und wieder in die Tonika leitet. Sie ist der Willkühr des vortragenden Künstlers überlassen

und wird gewöhnlich kurz vor dem Schlusse eines Stückes angebracht. Besonders haben die italienischen Sänger von jeher eine große Fertigkeit in der Ausführung dergleichen Verzierungen bewiesen, die Sache aber auch oft bis zur Absurdität übertrieben. Daher überlassen viele neuere Componisten die Cadenzen nicht mehr dem Gutdünken des Künstlers, sondern componiren sie selbst. Die deutschen Sänger und Sängerinnen haben sich vor Übertreibung in dieser Hinsicht größtentheils frei erhalten. Oft bedeutet C. auch so viel als Triller, besonders in der französischen Musik. 29.

Cadet heißt in Frankreich der jüngste Sohn einer adeligen Familie. Nach den Rechten der Erstgeburt bekam der älteste Sohn das ganze Besitzthum seiner Eltern, welcher dann seinem jüngern Bruder oft nur eine sehr spärliche Leibrente auszahlte. Um nun der lästigen Fortbezahlung einer solchen Rente überhoben zu sein, suchten die Majoratsherren diesem am Hofe im geistlichen oder militairischen Stande ein einträgliches Amt zu verschaffen. Die meisten Cadetten wurden durch die ungebundene Lebensweise und den Glanz des Officierstandes angezogen und erhielten oft schon als Knaben das Patent. Hierdurch hat der Name C. mit der Benennung Officiersubject in späteren Zeiten gleiche Bedeutung erhalten. — Cadettencorps besteht aus Jünglingen adeliger Familien, die in besondern Cadettenschulen und Cadettenhäusern zum Militairstande gebildet und erzogen werden. Bis zum XVII. Jahrh. diente der ärmere Theil des niedern Adels in der schweren Cavallerie oder gemeinen Reiterei, doch mit dem Gebrauche der Feuerwaffen änderte sich solches. Die jungen Adeligen traten oft schon im zartesten Knabenalter als Cadetten in die Regimenter, um sobald als möglich die Stelle eines Lieutenants oder Hauptmanns zu erhalten. Als Gründer der Cadettenschulen können der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und seine nächsten Nachfolger angesehen werden. König Friedrich Wilhelm I. vermehrte die Zahl der Cadetten, formirte Compagnien daraus und besetzte sie mit Officieren. Johann Georg IV. von Sachsen errichtete 1725 ebenfalls eine solche Cadettencompagnie, welche zugleich eine Art Leibwache bildete. Alle übrigen deutschen Fürsten folgten früh oder spät diesem Beispiele. In neuern Zeiten hat der militairische Dienst aufgehört und man betrachtet die Cadetten nur als Militairzöglinge. 26.

Cadiz, Cadix (lat. Gades; franz. Cadix; engl. Cadiz), unter 11° 22′ 15″ Ö. L., die wichtigste See- und Handelsstadt und eine der stärksten Festungen Spaniens, liegt auf dem westlichen Ende einer Landzunge der zum Königreiche Sevilla gehörigen Insel Leon, welche ehedem durch eine 700 Schritte lange Brücke (la Puenta de Sounco) mit dem festen Lande zusammenhing. Im J. 1812 wurde die Landzunge durchstochen und C. dadurch gänzlich vom Lande getrennt. Der Durchstich, Cortadura genannt, ist durch Festungswerke hinlänglich gedeckt und da eine Landung von andern Seiten her der Felsen und Klippen halber unmöglich ist, so wird C. mit Recht unter die festesten Städte Europas gezählt. Die Bai von Cadiz, aus 2 Abtheilungen, der äußern oder der Bai von C., u. der innern oder der Bai von Puntales bestehend, bildet einen der besten Häfen, die es gibt, und wird durch die einander gegenüberliegenden Forts Matagorda und Puntales vertheidigt. Außerdem dienen noch die Forts Luis, Cantera und Sebastiano zum Schutze des Hafens und der Stadt. C. ist von den Tyriern gegründet, von denen es den Namen Kadir, d. i. Zaun, erhielt. Die Römer, denen sie später unterwürfig wurde, nannten sie Gades. Auf der äußersten Spitze gegen Westen lag damals ein Tempel des Saturn, und am östlichen Ende der Insel der im Alterthume so berühmte Tempel des Hercules, dessen Trümmer man jetzt noch in dem Meere erblickt. Zu Anfange des V. Jahrh. n. Chr. nahm die Herrschaft der Römer in Spanien ein Ende, Vandalen besaßen

mit andern eingedrungenen Völkern abwechselnd das Land, bis im VII. Jahrh. die Gothen ganz Spanien und auch C. inne hatten. Doch schon im folgenden Jahrhunderte mußten sie ihre Eroberung den Mauren überlassen, bis ihre Nachkommen, welche sich in verschiedenen kleinen Königreichen erhielten, C. im J. 1262 den Mauren wieder entrissen. Die Stadt wurde durch ihre Lage begünstigt bald als See- und Handelsstadt äußerst wichtig, und nach der Entdeckung von Amerika Hauptstapelplatz Spaniens. Trotz ihrer starken Befestigung wurde sie dennoch 1596 von den Engländern unter dem Grafen von Essex und Walter Raleigh erobert, wobei sie sehr viel litt, dagegen schlug sie 1702 einen Angriff der vereinigten englischen und holländischen Flotte heldenmüthig ab. Denkwürdig ist die Belagerung durch die Franzosen vom 6. Febr. bis 25. Aug. 1812, welche mit äußerster Anstrengung geführt und endlich nach dem siegreichen Vorrücken Wellington's aufgehoben werden mußte. Man muß der Tapferkeit der Spanier bei dieser Gelegenheit mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als im J. 1823, wo die Franzosen nach kurzem Widerstande in die Stadt einrückten. Die Bauart der Stadt ist nicht schön zu nennen; die Häuser, an der Zahl 8000, sind durchaus massiv und sehr hoch, wodurch die überdieß engen und winkligen Straßen ein düsteres Ansehen erhalten. Doch gibt es auch einige schöne offene Plätze mit prächtigen Gebäuden. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 70000, unter ihnen viele Ausländer, besonders Engländer und Franzosen. Handel und Schifffahrt sind die Haupterwerbszweige derselben. C. ist der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, weßhalb sich hier Consuln und Handelshäuser aller handeltreibenden Nationen befinden; doch hat sich nach und nach die Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe sehr vermindert. Außer einem Seedepartement befindet sich hier auch die indische Rechnenkammer als oberste Behörde der Colonien. Südöstlich von C. liegt das Vorgebirge Trafalgar, wo im J. 1805 die französisch-spanische Flotte von der engl. unter Nelson vernichtet wurde. 15.

Cadmium, ein neues Metall, das zuerst 1817 von Hermann zu Schönebeck bei Magdeburg in schlesischem Zinkoxyde, später von Clarke in einem Galmey aus Derbyshire, von Thomson in einem dasigen kohlensauren Zinke, von Stromeyer in strahliger Blende aus Böhmen und von Children in einer braunen blättrigen Blende von Freiberg und in mehrern Zinksorten gefunden, und in Beziehung seines Verhältnisses zum Sauerstoffe in die zweite Classe oder zu denjenigen Metallen classificirt wurde, welche den Sauerstoff absorbiren und das Wasser zersetzen. Rein hat es eine sehr weiße Farbe, ist so glänzend wie Zinn, härter und cohärenter als dasselbe, läßt sich schön poliren und, weil es sehr biegsam ist, eben so leicht wie Blei feilen und schneiden, so daß sich scharfe Kanten bilden. Das unreine zinkhaltige C. jedoch bricht beim Durchschneiden und bildet unebene Kanten. Sehr dehnbar läßt es sich sowohl leicht zu Draht ausziehen, als auch unter dem Hammer sehr dünn strecken, ohne Risse zu bekommen, ist leicht schmelzbar, sehr flüchtig, eben so luftbeständig als Zinn, und verbrennt eben so leicht an der Luft zu einem bräunlich-gelben Oxyde. Von verdünnter Salpetersäure wird es unter Entwickelung salpetriger Dämpfe leicht und schnell in der Kälte aufgelöst, und die Flüssigkeit läßt beim Verdunsten ein zerfließliches Salz zurück, welches im Alkohol farblos sich auflöst. Nach Stromeyer hat das C. ein Mischungsgewicht von 6,9617. Im Handel kommt es jetzt als Draht, Blech ꝛc. vor. 47.

Cadoudal (George), gewöhnlich nur George genannt, ein berühmter Anführer der Chouans, wurde 1769 zu Brech in Nieder-Bretagne geboren und erhielt zu Vannes eine ziemlich gute Erziehung. An den Ereignissen der Revolution nahm er anfangs nicht Theil, sondern trat erst im März des J. 1793 beim Ausbruche des ersten Aufstandes im Departement Morbihan mit den An-

hängern der Bourbons in Verbindung. Der Versuch, die Bretagne zum Aufruhr zu bringen, mißlang, deßhalb begab sich C. in Begleitung von 50 Bauern aus Nieder-Bretagne zur Vendéearmee, welcher er durch Bravour, Klugheit und militairische Kenntnisse in Kurzem wesentliche Dienste leistete. Auf einer seiner Streifereien wurde er nebst seinem unzertrennlichen Freunde Lemercier gefangen und nach Brest gebracht, entkam jedoch und gelangte glücklich zu der unterdessen von Neuem organisirten royalistischen Armee. Sein Ansehn stieg täglich höher, besonders dadurch, daß er nach dem Unfalle von Quiberon die Vendéearmee rettete. Als aber die republikanische Armee unter Hoche immer größere Fortschritte machte, so unterwarf sich C. 1796 scheinbar, nachdem er vorher die Waffen hatte verbergen lassen. Ein neuer Aufstand im folgenden Jahre hatte keinen Erfolg, doch war C. unermüdet thätig, um später nochmals eine Wiederholung zu versuchen. 1799 begannen die Unruhen, allein der 18. Brumaire stellte Buonaparte an die Spitze der Republik und dadurch wurde die Lage der Insurgenten mit jedem Tage verzweifelter. C. mußte sich nochmals unterwerfen, begab sich hierauf nach England und gegen Ende des Jahres 1800 heimlich in die Bretagne zurück, wo er aber wenig ausrichtete. Man gab ihm Theilnahme an der Verschwörung der Höllenmaschine schuld, konnte ihn aber nicht überführen, desto offenkundiger wurde sein Mitwissen und Mitwirken an der Verschwörung Pichegru's im J. 1803. Er war als Haupttheilnehmer nach Paris gekommen und wußte sich lange Zeit den Nachforschungen der Polizei zu entziehen, wurde aber endlich ergriffen, zum Tode verurtheilt und am 25. Juni 1804 guillotinirt. 22.

Caduc, (Adject.), verloren, nennt man im Abgabenwesen diejenige Reallast, z. B. Steuer, zu welcher das Grundstück nicht mehr existirt. 17.

Caduceus nannten die Römer den Stab, den Mercur als Symbol in der rechten Hand trug. Er ist von zwei Schlangen umwunden, welche oben die Köpfe gegen einander richten, und soll nach der homerischen Erzählung dem Mercur vom Apollo für die Ehre der Erfindung der Lyra gegeben worden sein; aber schon die Alten waren verschiedener Meinung über seinen Ursprung und seine Bedeutung. So sollen die Schlangen dadurch an denselben gekommen sein, daß Mercur ihn einst zwischen zwei streitende Schlangen geworfen und diese sich friedlich darum gewunden haben. Wahrscheinlich aber ist er ein Symbol des Mercur als des Götterboten und die Schlangen bedeuten die Verschlagenheit; er ward dadurch zum Friedensstabe und auf alle Eigenschaften Mercur's übergetragen zum Symbole der Weisheit überhaupt; daher auch Symbol des Handelsstandes. Die vielfachen Bedeutungen desselben hat man vorzüglich auf den alten Münzen erkannt, auf denen er oft vorkommt und welche daher caduceati heißen; denn diese sind theils Denkmünzen auf Friedensschlüsse, theils haben sie auf den Handel Bezug, theils sind sie von einzelnen Städten bei verschiedenen Gelegenheiten geprägt. 9.

Caducrecht, jus caduci, jus capitale, jus baulebiatus, Baulebe, Baulebungsrecht, Bauleding, Baulehnung, Haupt- oder Trauerrecht, Todtenhand, Hauptfall — ein altdeutsches Herkommen in manchen Provinzen, vermöge dessen das herrschaftliche Amt, wenn ein Bauer stirbt, ein Pferd nächst dem besten, vom Kossäthen aber eine Kuh nächst der besten, nach Erbrecht zu fordern berechtigt ist. 17.

Cadurci, ein Volk im südlichen Gallien in der Gegend des jetzigen Cahors (Cadurcum) im Departement des Lot, waren vorzüglich wegen der Erfindung und Verfertigung der Matratzen berühmt, die in Rom unter dem Namen cadurca sehr beliebt waren. 37.

Cadus war ein Maß für Flüssigkeiten bei den alten Römern, das ungefähr 33 berliner Maß faßte. Es enthielt 3 Urnas, 12 Congios, 72 Sextarios. 30.

Cäcilie, die Heilige, war eine römische Jungfrau, welche sich Christo geweiht hatte und von ihren heidnischen Eltern einem ebenfalls heidnischen Jünglinge, Namens Valerianus, versprochen Tag und Nacht betete, daß ihre Jungfrauschaft unbefleckt erhalten werden möchte. Nach ihrer Verheirathung bedeutete sie ihren Bräutigam, daß sie von einem Engel Gottes beschützt werde und er um seines jungen Lebens willen sie nicht berühren solle. Als Valerianus den Engel zu sehen wünschte, gab sie ihm zu erkennen, daß er sich müsse taufen lassen. Ein Bischof Namens Urban unterrichtete und taufte den Jüngling, der bei seiner Zurückkunft Cäcilien betend und den Engel neben ihr fand, der ihm und ihr Kränze von Rosen und Lilien reichte. Valerianus wünschte, daß sein Bruder Tiburtius dasselbe Heil erlangen möchte. Es geschahe. Auch Tiburtius wurde getauft; aber beide Brüder litten bald darauf den Märtyrertod. Der Präfect von Rom, Almachius, ließ sie enthaupten. Cäcilien sollte das Leben geschenkt werden, wenn sie den Göttern opferte. Auf ihre Weigerung wurde sie in ein Bad von siedendem Wasser gebracht, und da sie am andern Morgen noch unverletzt war, sollte sie enthauptet werden. Auch dieß konnte der Henker nicht bewerkstelligen und ließ sie in ihrem Blute liegen. Erst am dritten Tage starb sie den 22. Novbr. zwischen 218 und 231. Die ihr zu Ehren im J. 500 oder vielleicht noch früher in Rom erbaute Kirche verfiel nach 300 Jahren, weßhalb sie Paschalis II. 817 wieder herstellen und Nachgrabungen nach dem Leichname der Heiligen vornehmen ließ, um denselben in diese Kirche bringen zu können. Lange blieben diese vergebens, bis einst Paschalis an einem Sommermorgen den Sängern am Grabe Petri zuhörte, in Schlummer versank und C. ihm in voller Jugendschönheit erschien und ihn in den Katakomben des heiligen Calixtus weiter nachzuforschen, dann aber ihren Leichnam und die daneben liegenden Leichname von Heiligen beisetzen zu lassen ermahnte. Dieß geschah; man erkannte C.'s Körper an dem Kleide von Goldstoff, das sie bei ihrer Vermählung getragen haben sollte und an den blutigen Tüchern, die neben ihr lagen. An ihrer Seite glaubte man ihren Bräutigam zu finden. Um Beide herum lagen einige Bischöfe. Im J. 821 wurden diese Körper feierlichst beigesetzt und unter Clemens VIII. ihr wieder aufgefundener Sarg mit einem silbernen umschlossen. Die röm. Kirche begeht am 22. Nov. jedes Jahres ihr Gedächtnißfest; aber auch außer dieser Kirche wurde sie späterhin als die Schutzpatronin der Musik und als die Erfinderin der Orgel gefeiert; namentlich ward in London jährlich am Cäcilientage eine große musikalische Versammlung in Stationers-Hall gehalten. Über die Ursachen, warum man die heil. C. zur Schutzheiligen der Musik erwählt haben mag, sind zu vergleichen: Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. Thl. XIII. S. 77, und Rochlitz in einem Aufsatze in der musikalischen Zeitung. VI. Jahrg. Nr. 7., auch Kunstblatt zum Morgenblatte Jahrg. 1819. Nr. 8. 60.

Cälius (Aurelianus), aus Sicca in Numidien um die Mitte des III. Jahrh. n. Chr., ist der Hauptschriftsteller der methodisch-medicinischen Schule der Alten und sein Werk: **De morbis acutis et chronicis libri VIII.** (beste Ausgabe von Wetstein, Amsterdam 1755) ist, obwohl in einem barbarischen Latein geschrieben, die Hauptquelle für die Kenntniß des Verfahrens dieser Schule. 16.

Cämentation, Cämentirung, Cementatio, bedeutet im Allgemeinen das Glühen der Körper in verschlossenen Gefäßen zwischen einem diese Körper umgebenden und zweckmäßig veränderten Cäment. **Cäment** (Caementum, Cament, Cement) heißt überhaupt jedes Pulver oder jeder Teig, mit dem man

gewiſſe Körper in eigenen Cämentirgeräthen oder in gewöhnlichen Schmelztiegeln umgibt, um dadurch unter Mitwirkung des Feuers in eben dieſen Körpern gewiſſe Veränderungen zu bewirken, oder ſie mit einander zu verbinden, wenn ſie ſich nur ſchwer oder auf andere Weiſe gar nicht vereinigen laſſen. Die vornehmſten Cämentpulver ſind 1) das Goldcämentpulver, caem. regale, das zur Scheidung des Silbers vom Golde durch C. dient. Dieſe Scheidung beſteht darin, daß man das ſilberhaltige, in dünne Bleche geſchlagene Gold den Dünſten der Salpeter- oder Salzſäure, ſo wie ſie aus Salpeter oder dergleichen Kochſalz, mit Eiſenvitriol vermengt, ſich entwickeln, ausſetzt. Die Säure greift das mit dem Golde gemiſchte Silber an, oxydirt es und verbindet ſich mit ihm, ſo daß es nachher mit heißem Waſſer leicht abgeſpült werden kann. Indeſſen iſt dieſe Scheidung, da die Säure nur auf die Oberfläche wirkt, nur unvollkommen und mehr dazu brauchbar, dem mit Silber legirten Golde auf der Oberfläche eine höhere Farbe zu geben. 2) Das Stahlcäment, zur Verwandlung des Schmiedeeiſens in Brennſtahl oder Cämentirſtahl dienend. Das Cäment kann einfach aus feinem Kohlenſtaube von hartem Holze und aus $\frac{1}{10}$ friſchgebrannter ganz trockner Aſche, zum Dichtmachen vermengt, beſtehen und man rechnet ungefähr 4 Loth davon auf 1 Pfd. Eiſen. Das Reaumür'ſche Stahlcäment beſteht aus 16 Ruß, 8 Kohlenſtaub, 8 Aſche und 4 — 6 Kochſalz; das neueſte engliſche Patent-Eiſencäment beſteht aus Salmiak, Schwefel und Eiſenfeile, das jedoch wegen ſeiner Gaserzeugung dem Arbeiter lebensgefährlich werden kann. Die C. des Eiſens ſelbſt nun geſchieht dadurch, daß man ihm durch Glühen mit einem Cämente in verſchloſſenen Gefäßen Kohlenſtoff gibt, dünne Schmiedeeiſenſtangen in einem Brennkaſten von feuerfeſtem Tone wagerecht legt und mit dem Cämente völlig umgibt. Die oberſte Schicht Cäment wird mit Sand überſchüttet, der Kaſten ſorgfältig bedeckt, dann in einem Stahlofen allmählig bis zum ſtarken Weißglühen erhitzt und 4 — 5 Tage darin erhalten, bis man an der Öffnung des Kaſtens eine blaue Farbe wahrnimmt. Nun läßt man den Kaſten langſam abkühlen, nimmt davon die Kohlen weg und ſchüttet angefeuchtete Kohlenſtücke darauf. Die in Cämentirſtahl verwandelten Eiſenſtangen können nachher gegerbt, d. h. weißglühend durchknetet und dadurch gleichartiger gemacht werden. 3) Außerdem gibt es noch mancherlei Cämentpulver, um gewiſſen Gläſern die Eigenſchaft des Porzellans beizubringen, um Kupfer in Meſſing zu verwandeln, und endlich nennt man auch jeden Kitt Cäment. 47.

Cäſalpinus, ſ. Ceſalpini.

Cäſar (Cajus Julius), der berühmteſte Name in der römiſchen Geſchichte, der Mann, durch welchen das alte morſche Gebäude der römiſchen Republik den letzten Stoß bekam, der gleich groß als Feldherr, wie als Staatsmann, Redner und Schriftſteller die Bewunderung ſeiner und aller folgenden Zeiten ſich erworben hat, ward im J. 101 v. Chr. zu Rom geboren und brachte ſeine erſten Jahre unbemerkt und in Beſchäftigung mit den Studien zu. Aber als Neffe des Marius und Schwiegerſohn des C. Cinna ward er dem Sulla verdächtig, und als er weder durch den Befehl deſſelben noch durch Entziehung der ihm übertragenen Prieſterwürde und des Heirathsguts ſeiner Gemahlin vermocht wurde, ſich wieder von dieſer zu trennen, ward er geächtet, entkam fieberkrank nur durch die ſchleunigſte Flucht und mußte ſein Leben von einem nachgeſendeten Mörder für Gold erkaufen. Mächtige Fürbitten bewogen endlich Sulla, ihn zu begnadigen, der C.'s großen Geiſt wohl erkennend ſeinen Namen mit den merkwürdigen Worten von der Proſcriptionsliſte ausſtrich: Seht zu, was ihr thut; viele Marier ſtecken in einem C. C. machte hierauf mehrere Kriegszüge in Kleinaſien, und gegen Seeräuber mit, bis Sulla's Tod ihn nach Rom zurückführte, wo er

als Ankläger des Corn. Dolabella mit solcher Kunst der Rede auftrat, daß ihm eine Menge Neider erstanden und er es für gerathener hielt, sich wieder zu entfernen. Er wollte nach Rhodus, um bei Apollonius Molo noch die Beredtsamkeit zu studiren, fiel aber in die Hände von Seeräubern, aus denen nur ein bedeutendes Lösegeld ihn befreien konnte. Bevor dieses jedoch von Milet ankam, hatte er sich bei den Räubern in solches Ansehen zu setzen gewußt, daß er mehr ihr Gebieter als ihr Gefangener zu sein schien; kaum aber war er frei, als er einige Schiffe sammelte, die Räuber überfiel und die von ihnen für Scherz gehaltene Drohung der Kreuzigung an ihnen vollzog. Nach Rom zurückgekehrt bewarb er sich nun um öffentliche Ämter und wußte durch seine ungemessene Verschwendung und seine Leutseligkeit gegen Jedermann sowohl das Volk, als auch durch seine glatten Worte und die Kraft seines Benehmens den Senat zu gewinnen, obgleich er sich zur Partei des Marius bekannte. Einstimmig ward er einem ältern Bewerber als Kriegstribun vorgezogen, und eine kunstvolle Rede befreite seinen Schwager Cinna von der ausgesprochenen Acht. In seinem 30. Jahre ward er Quästor, reiste hierauf nach Spanien zu seiner Bestimmung ab, führte sein Amt mit Gewissenhaftigkeit und kehrte noch vor abgelaufener Zeit nach Rom zurück, wo er sich an die Partei des Pompejus anschloß, wohl erkennend, daß dieser der beste Hebel für ihn sei, für die unumschränkteste Dictatur desselben bei seinen Kriegsunternehmungen stimmte und sogar nach dem Tode seiner Gemahlin die Pompeja, eine Verwandte desselben und Enkelin Sulla's heirathete, von der er sich aber wieder trennte, nachdem der Wüstling Clodius in Frauenkleidern bei dem Feste der Bona dea sich zu ihr geschlichen hatte. Nun bewarb er sich um die Ädilswürde und übertraf durch Pracht und Menge der deßhalb gegebenen Feste Alles, was bisher gesehen worden war, so daß der Senat ein Gesetz wegen Einschränkung des übertriebenen Luxus zu geben sich bewogen fand und schon mancher leise Argwohn gegen ihn erwachte, ja sogar der Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung zum Sturze der Republik ihn traf. Kräftig trat er nun im Senate gegen alte Gebrechen auf und wußte sogar dem tollkühnsten Unternehmen, in einer Nacht heimlich die längst umgestürzten Bildnisse des Marius erneuert auf dem Capitole wieder aufstellen zu lassen, worüber der Senat sich entsetzte, das Volk jubelte, durch die Kraft seiner Rede Bestätigung zu verschaffen. Aber höher strebte sein Geist und das von ihm begeisterte Volk wählte ihn zum Pontifex maximus, und einige Monate darauf zum städtischen Prätor. Da ward auf einmal die Verschwörung des Catilina (s. d. Art.) entdeckt und Cäsar, welcher gegen die Todesstrafe der Schuldigen sprach und im Senate häufig auch in anderer Hinsicht die Opposition ergriff, wäre der Mitschuld verdächtig beinahe mitten auf der Bahn seines Ruhms gestürzt worden; denn Bewaffnete vertrieben ihn vom Richterstuhle, er ward der Prätorswürde beraubt und mußte einsam in seiner Wohnung längere Zeit zubringen, bis der Senat ihn selbst wieder auf seinen Posten zurückführte und er sich mit Nachdruck gegen seine Ankläger vertheidigen konnte. Endlich kam Pompejus im Triumphe nach Rom zurück, schien aber C.'s Verdienste gegen ihn wenig zu achten und dieser mußte nun sich einen andern Verbündeten suchen, der ihm zugleich durch sein Vermögen unterstützen konnte, da seine ungeheure Schuldenlast ihm nicht gestattete, aus Rom zur Verwaltung der ihm zuertheilten spanischen Provinz abzureisen. Dieß war P. Licinius Crassus, der ihm 830 Talente (etwas über eine Mill. Thlr.) gab, womit C. den dritten Theil seiner Schulden bezahlen konnte. Nach einjähriger Verwaltung seines Amts, bei welcher er die Lusitanier den Römern unterjocht hatte, kehrte er nach Rom zurück, sowohl um einen Triumphzug zu halten, als um Consul zu werden. Letzteres setzte er mit Aufgebung des Erstern durch und die widerstrebende Adelspartei konnte ihm nur im M. Bibulus einen kräftigen

Collegen zum Gegengewichte geben. Aber C.'s Politik war eine andere. Bald hatte er die 20jährigen Feinde Pompejus und Crassus versöhnt; diese schlossen einen Bund und C. ward der Dritte in demselben, Pompejus heirathete seine Tochter, Julia, er selbst die Tochter des Cn. Piso, Calpurnia. Mit Entsetzen vernahmen die Aristokraten das Triumvirat, Unheil ahnend, und bald zeigte sich C.'s Übergewicht, als sein Vorschlag, 20000 ärmere römische Bürger mit Ländereien zu beschenken, durch den Einfluß seiner Genossen trotz dem Widerstreben seines Collegen Bibulus und des ganzen Senats durchging. Nur der Name des Dictators fehlte C. noch, Freunde und Feinde empfanden seine Willkühr und die Protestationen seines Collegen über seine Schritte waren unwirksam. Doch das Jahr seines Consulats war bald zu Ende und nur eine nahe gelegene Provinz, um immer Einfluß auf Rom zu erhalten, welche wegen der schwierigen Verwaltung ein bedeutendes Heer nöthig machte, das er sich ergeben machen konnte, und wo Ruhm und Beute zu erlangen war, konnte ihm gnügen. Dieß war das noch wenig unterworfene Gallien. Seine Ränke brachten es dahin, daß er es auf 5 Jahre und dazu 4 Legionen erhielt, und er wußte den Sturm eines Anklagestandes über seine willkührliche Verwaltung theils durch Entfernung, theils durch Erregung der Anklage des Cicero (s. d. Art.) durch P. Clodius glücklich zu entgehen. In Gallien bot sich nun seinem Ehrgeize freier Spielraum dar, während seine Verbündeten in Rom für ihn mitwirkten. Bald war der ungeheure Haufe der auswandernden Helvetier zur Rückkehr gezwungen und der Germanenfürst Arioviſt über den Rhein getrieben, und die vornehmen Römer huldigten seiner Tapferkeit in den Winterquartieren zu Lucca. Im zweiten Jahre ward die ungeheure Macht der aufgestandnen Belgier gänzlich vernichtet, in Rom feierte man dem bewunderten Helden ein 15tägiges Dankfest, Alles strömte zu ihm nach Lucca und die Triumvirn erneuerten daselbst ihren Bund und machten neue Entwürfe. Im dritten Jahre sank die Macht der aufgeregten Veneter im nordwestlichen Gallien, Aquitanien ward unterjocht und C. beherrschte mit Pompejus und Crassus, die jetzt Consuln waren, den Staat. Im vierten Jahre trieb er die Tenchterer und Usipier über den Rhein zurück, jagte durch Übersetzen über den Rhein vermittelst der berühmten Brücke den Germanen Schrecken ein, ging nach Britannien über und legte den ersten Grund zur römischen Herrschaft daselbst, während Pompejus und Crassus für sich eine 5jährige Verwaltung Spaniens und Syrien und für ihn eine Verlängerung von 5 Jahren für Gallien bewirkt hatten. Im fünften Jahre unternahm C. einen neuen Streifzug nach Britannien und kehrte mit einer Unzahl Geißeln des besiegten Volks nach Gallien zurück, wo bald eine Empörung der Eburonen unter Ambiorix und andrer Völker seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, bis durch Blutbad, Verwüstung und Verbrennung Gallien gänzlich unterjocht war und ein neuer Streifzug von wenigen Tagen jenseits des Rheins die Germanen in Furcht erhalten hatte. Aber seine Tochter Julia war unterdessen gestorben, Crassus gegen die Parther geblieben, die Partei des Pompejus größer und dieser alleiniger Consul geworden und C.'s politischer Himmel schien sich zu umwölken. In Lucca suchte er daher den Gang der Dinge zu beobachten, als eine Verderben drohende Verschwörung der gallischen Völker unter Vercingetorix noch im Winter ausbrach. Rasch eilte er zurück, im Fluge wurden viele Gegenden wieder gewonnen; aber erst nach den angestrengtesten Kämpfen ward das Heer der Empörer besiegt und in Rom feierte man ein 20tägiges Dankfest. Unter beständiger Thätigkeit die römische Macht in Gallien zu befestigen sah aber endlich C. das Ende seiner Verwaltung nahen und er mußte sich einen neuen Wirkungskreis sichern, zumal da im Senate über seine Zurückberufung, die Entlassung seines Heeres und gegen seine Bewerbung zum Consul heftig debattirt wurde und

Pompejus immer kälter ward. Alles war in Gährung, C. gab scheinbar nach, Pompejus erhielt eine Art von Dictatur und C. ward für einen Feind des Vaterlands erklärt, wenn er nicht an einem bestimmten Tage seine Legionen entließe. Dieß war zu viel für ihn. Nach einer begeisternden Anrede an seine Soldaten ging er plötzlich über den Rubico, den Grenzfluß seiner Provinz, gegen Italien, nahm eine Stadt nach der andern hinweg und verbreitete in Rom ein panisches Schrecken. Der Senat entfloh nach Capua und Pompejus nach Brundusium, von wo er noch vor der Einnahme der Stadt durch C. nach Epirus entkam. Bald war ganz Italien, Sicilien und Sardinien in C.'s Besitze, und er bildete einen neuen Senat in Rom; aber der Staatsschatz mußte nun auch zur Erreichung seiner Zwecke dienen. Denn noch hatte Pompejus ein bedeutendes Heer in Spanien. Während er nun das dem Pompejus ergebene Massilia (Marseille) belagern ließ, eilte er selbst über die Pyrenäen nach Spanien und zwang dort durch Hunger das Heer zur Ergebung, wobei er auch eine zahlreiche Flotte erhielt. Noch hielt sich aber Massilia, doch C. erschien vor seinen Mauern und es bat um Gnade, die es erhielt. Unterdessen hatte auch Pompejus ein bedeutendes Heer gesammelt und seine Flotte hatte mehrere Vortheile im adriatischen Meere errungen, C.'s Unterfeldherr, Curio, war in Afrika mit 4 Legionen niedergehauen worden und in Italien brach Empörung aus; aber C. stillte die letztere schon durch sein Erscheinen, ließ sich zum Dictator und Consul ernennen, suchte sich durch viele zweckmäßige Anordnungen und Milde die Herzen zu gewinnen, setzte noch im Winter mit seinem Heere nach Epirus über, bezog dem Pompejus gegenüber ein Lager und blieb hier ruhig, bis endlich M. Antonius nach vielen Mühseligkeiten ihm noch 4 Legionen zuführte. Eine Menge Hin- und Herzüge mit blutigen Treffen untermischt folgten, in denen C. mehrere Male unterlag; aber endlich zog er sich plötzlich zurück, Pompejus, der ihm nicht folgen konnte, wandte sich nach Thessalien und Beide begegneten einander in den Ebenen von Pharsalus. C., obgleich bedeutend schwächer, bot die Schlacht an, Pompejus nahm sie nach einigem Zaudern an; doch mit 20000 Gefangenen errang C. einen vollständigen Sieg (den 20. Juli 49 v. Chr.) und Pompejus entfloh nach Asien und unaufhaltsam weiter nach Alexandria. C. folgte ihm auf dem Fuße nach Alles sich unterwerfend und langte bald vor Alexandria an, wo ihm das Haupt und der Siegelring Pompejus entgegengeschickt wurden, die er weinend empfing. Aber C.'s strenges Verfahren gegen den König von Ägypten erregte einen Volksaufstand, er ward auf der Landzunge des Pharus mit seinen Truppen förmlich belagert, wobei, da er die ägyptische Flotte im Hafen verbrannte, das Feuer auch die herrliche Bibliothek von 400000 Bänden mit vernichtete, bis endlich nach 9 Monaten und nach großen Gefahren, indem er selbst einmal durch Schwimmen sich retten mußte, durch angekommene Hülfstruppen die Alexandriner überwunden wurden. C. verzieh großmüthig und bestätigte die Cleopatra als Königin, um nun freier gegen seine Feinde handeln zu können. Denn obgleich Griechenland gewonnen war, Rom und Italien unter des ergebenen M. Antonius Leitung standen und der Senat C. zum Dictator auf 1 Jahr und zum Consul auf 5 Jahre ernannt hatte; so hatte doch Cato in Utica eine mächtige Partei um sich gesammelt und Metellus Scipio, des Pompejus Schwiegervater, commandirte 10 Legionen, in Spanien und Illyrien war Gährung und in Kleinasien hatte sich Pharnaces nicht ohne Erfolg empört. C. eilte daher durch Syrien zuerst nach Kleinasien und eine einzige Schlacht vernichtete des Pharnaces Heere, so daß C. mit vollem Rechte dem römischen Senate schreiben konnte: veni, vidi, vici. — In Rom hatte er kaum die durch M. Antonius und Dolabella's Benehmen sich bekämpfenden Parteien besänftigt, als die Legionen ungestüm ihren rückständigen Sold forderten; aber ein einziges Wort des

unter sie getretenen Führers mit hoher Würde gesprochen, führte sie zum Gehorsam zurück. Nun setzte er nach Africa über und wurde zwar durch einen Seesturm von dem größten Theile seiner Truppen getrennt; aber als er gelandet und aus einer 23tägigen Einschließung durch das feindliche Heer glücklich entkommen war, auch neue Verstärkung erhalten hatte, trat er muthig dem weit überlegenen Feinde entgegen und besiegte ihn endlich nach manchen kleinen Gefechten bei Tapsus in einer mörderischen Schlacht gänzlich, worauf Cato Gift nahm, Scipio, Juba und Petrejus sich in die eignen Schwerdter stürzten und Afranius von den Soldaten ermordert ward. Dieß Werk war vollbracht. In Rom erwarteten ihn ein 40tägiges Dankfest, eine neue 10jährige Dictatur, ein 3jähriges Censoramt, eine Menge zu verleihender Auszeichnungen und die niedrigsten Schmeicheleien. Ernst aber doch mild trat er hier auf, nannte sich Patron, Anführer, Vater der Römer, bethörte den großen Haufen durch die ausgesuchtesten Festlichkeiten, feierte einen 4tägigen Triumph, befriedigte die Forderungen der Soldaten, stellte die Würde der öffentlichen Ämter wieder her, gab und erneuerte eine Anzahl heilsamer Gesetze, ließ den Kalender verbessern, aber umgab sich auch selbst mit einer wenig zugänglichen Herrscherglorie. Noch einmal rief ihn die Empörung des Cn. Pompejus nach Spanien; aber obgleich anfangs mit manchen Schwierigkeiten kämpfend gewann er endlich die mörderische, anfänglich fast verlorne Schlacht bei Munda, und 33000 Pompejaner deckten das Schlachtfeld. Bald war Spanien unterworfen und die Römer erschöpften sich nun in den ausgesuchtesten Schmeicheleien. Alles lag zu seinen Füßen, und der Monat Quintilis, in dem er geboren war, erhielt ihm zu Ehren den Namen Julius. Er ward zum Dictator auf Lebenszeit ernannt und vereinigte als Imperator den Oberbefehl über die ganze römische Land- und Seemacht. Doch C. war noch nicht am Ziele; denn ihm fehlte noch die Königskrone. Diese zu erlangen übte er die erhabensten Herrschertugenden und versuchte Alles, das Reich im Innern zu befestigen, im Äußern zu erweitern. Aber obgleich der gedungene Ausspruch eines Orakels für Rom einen König bestimmte, seine Bildsäule auf dem Capitole in der Reihe der alten Könige stand, sein Standbild eines Morgens mit dem Diademe geschmückt war und bezahlte Schreier ihn als König begrüßten; so erkannte er doch an dem Verstummen des Volks dabei und dessen lautem Jubel, als er zweimal die ihm vom Antonius dargebotene Krone mit Selbstverläugnung zurückgewiesen hatte, den Abscheu der Römer vor einem Könige. Doch das Äußerste mußte geschehen. Er hatte einen Kriegszug gegen die Parther vor und wollte Scythien und Sarmatien unterwerfen, eine bedeutende Armee war marschfertig; aber die sibyllinischen Bücher erklärten, daß nur ein König den Krieg mit Nachdruck führen könnte, und der 5. März sollte ihm die Krone aufs Haupt setzen. Doch dahin durften es die Optimaten nicht kommen lassen, ohne ihre Bedeutsamkeit zu verlieren. So fein der Plan angelegt war, so durchschauten sie ihn doch; er hatte ja durch sein dem alten republikanischen Schlendrian zuwider laufendes kräftiges Handeln als Dictator sich schon in ihren Augen als stolzen Despoten gezeigt. Eine Verschwörung entspann sich, an deren Spitze Brutus und Cassius standen. Den Augenblick, wo C. die Königskrone empfangen würde, sollte er fallen. Doch fast wäre das Unternehmen vereitelt, hätte nicht C.'s edles Herz an der Wahrheit der ihm hinterbrachten Sache gezweifelt. Die ängstlichen Bitten seiner Gemahlin hielten ihn nicht ab aufs Capitol zu gehen, wo seine Mörder schon versammelt waren. Das Abschlagen der Begnadigung eines Verurtheilten war das Signal, Casca gab ihm den ersten Stich in den Hals, und die Übermacht fühlend hüllte er sich schweigend in seinen Mantel, bis er von 23 Dolchstichen durchbohrt todt niederstürzte (den 15. März 43 v. Chr.). So endete der größte Mann seiner Zeit, der allein fähig gewesen

wäre, das Glück des ungeheuern Staates zu begründen und ihn von den Wunden zu heilen, welche herrschsüchtige Parteigänger ihm schlugen. Denn selten vereinigt sich in einem Menschen in so hohem Grade Geistesstärke mit größter Umsicht, Menschenkenntniß mit dem Glauben an Menschen, Lebendigkeit mit Selbstbeherrschung, Standhaftigkeit mit Schlauheit, Herrschsucht mit Milde, Eigennutz mit Vaterlandsliebe. Wie der Honigseim seiner Rede in der Senats- und Volksversammlung alle Herzen bezauberte, so entflammte schon sein hoher majestätischer Anblick seine Soldaten; wie er alle Pläne seiner Gegner rasch durchschaute, so waren an Kriegskunst selbst seine besten Schüler ihm nicht gewachsen. Daß er nicht ohne große Fehler war, folgt von selbst; denn bei ausgezeichneten Eigenschaften finden sich gewöhnlich auch die größten Schwächen. Sein Name hat sich auch in der Herrscherwürde erhalten. Die ersten 12 römischen Imperatoren nannten sich vorzugsweise Cäsaren, und wenn auch späterhin nur die Unterregenten des römischen Staates sich so nannten, so erinnert doch der Titel Kaiser jederzeit an den Begründer der römischen Monarchie. Seine Geschichtsbücher sind ein unübertroffnes Muster der Darstellung und durch den reinsten lateinischen Ausdruck ausgezeichnet, obwohl er sie nur in Eile schrieb. Die beste Ausgabe ist die von Herzog. 16.

Cäsarianer, s. Franciscaner.

Caesaropapia, ein aus Caesar (Kaiser) und Papa (Papst) gebildetes Wort, mit welchem man während der heftigen Streitigkeiten zwischen der weltlichen und geistlichen Macht im Mittelalter die Meinung derer bezeichnete, welche der weltlichen Macht die Suprematie in geistlichen Angelegenheiten zugestanden wissen wollten. Die entgegengesetzte Meinung nannte man Papocaesaria. (Doch kommt in Schriften, welche die Geschichte Gregor's VII. behandeln, Caesaropapia einige Male auch so gebraucht vor, daß es die Oberherrschaft andeutet, welche sich dieser Papst über die deutschen Kaiser anmaßte: also ein kaiserliches Papstthum, d. h. ein Papstthum, welches sich der kaiserlichen Macht und Würde zur Seite stellte oder sich selbst über dieselbe erheben wollte.) 22.

Caestus oder **cestus** waren bei den Kampfspielen der Römer die Waffen, womit sich die Faustkämpfer bekämpften. Sie waren eine Art lederner Fausthandschuh in der innern Hand ein Stück Blei umfassend, welche mit starken Riemen um die Hand und den Unterarm befestigt wurden. Man schlug sich mit denselben meistens nach den Ohren. 9.

Cäsur, s. Metrik.

Caffee, Coffee (fr. café; engl. coffee) ein aus Arabien stammender, häufig nach Westindien verpflanzter Baum mit gegenüberstehenden Ästen u. Blättern, weißen Blumen, bräunlich-rothen, süßlichen, die bekannten Caffeebohnen als Samen einschließenden Beeren, die bei ihrer Reife die Größe u. Gestalt der Kirschen haben. Die Hülse oder das äußere Fleisch der Bohnen dient den Arabern zur Bereitung ihres sehr hochgeschätzten Sultancaffees, in Europa gebraucht man nur die Bohnen. In Arabien, Ägypten, Syrien und in Constantinopel (?) soll der Caffee schon seit dem IX. Jahrh. im Gebrauche gewesen sein; im XVI. Jahrh. kam er aus Arabien nach Ägypten, 1591 brachte ihn Prosper Alpinus als Arznei nach Venedig, 1644 findet sich sein Gebrauch in Frankreich und 1652 war zu London ein Grieche, der sich mit der Zubereitung des C. beschäftigte. Gegen das Ende des XVII. Jahrh. ward er durch Holländer von Mocha nach Batavia und 1710 von Batavia nach Amsterdam gebracht. Von hier erhielt der botanische Garten zu Paris einen Caffeebaum und 1720 ward ein daselbst gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Derselbe Declieux ist es, dem man den Anbau dieses Baumes auf St. Domingo, Martinique, Guadeloupe und den übrigen amerikanischen Inseln verdankt. Auch in Europa hat man Ver-

ſuche mit deſſen Anbau gemacht und die bei Cadix angepflanzten Caffeebäume gaben 1821 gute und reichliche Früchte. Ein wie durch alle Welt verbreitetes und zu einem allgemeinen Bedürfniſſe gewordenes, dagegen aber auch zu einer ungeheuern Ausgabe führendes Getränk jetzt der C. iſt, zeigt die ſtatiſtiſche Angabe, daß ganz Europa jährlich etwa 250 Mill. Pfd. C. verbraucht, wovon allein von Hamburg aus 50 Mill. verbreitet werden. Es beſtehen faſt in allen Städten Europas ſogenannte Caffeehäuſer, ſeitdem im XVII. Jahrh. ein Armenier, Namens Pascall, auf der Meſſe in der Vorſtadt von Paris, St. Germain, zuerſt eine Caffeebude aufgeſchlagen hat, und gegenwärtig ſoll die Zahl der Caffeehäuſer in Paris an 6000 betragen, wovon das berühmteſte das Café des mille colonnes im Palais-Royal iſt. Das aus den Caffeebohnen bereitete Getränk wirkt auf die Nerven des Unterleibes, beſonders auf die Nervengeflechte der großen Pulsadern, befördert daher die Strömung des Blutes, erregt eine angenehme Wärme im Magen und erleichtert die Verdauung; theils durch die Ableitung des Blutes vom Gehirne nach dem Unterleibe, theils durch die nach dem Gehirne ſich fortpflanzende Reizung der Unterleibsnerven wird die Thätigkeit der Hirnorgane miterregt, der Schlaf und die Trägheit verſcheucht und die Munterkeit erhalten. Allein eben dieſer Wirkungen wegen kann das Getränk bei reizbaren Naturen auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und fieberartige Erſcheinungen hervorbringen und zu den Hämorrhoidalbeſchwerden Veranlaſſung geben. 43.

Cagliari, Caliari (Paolo), gewöhnlich Paul Veroneſe genannt, einer der größten Maler Italiens, wurde 1530 zu Verona geboren, lernte anfangs bei ſeinem Vater Gabrielle Cagliari die Bildhauerei, begab ſich aber dann mit deſſen Bewilligung zu Antonio Badile, um ſich bei dieſem zum Maler zu bilden. Durch den Cardinal Gonzaga veranlaßt ging er, als er ſchon bedeutende Fertigkeit erworben, nach Mantua, wo er ſich bei den Arbeiten im Dome vor allen Andern auszeichnete, und ſpäter nach Venedig. Hier ſetzte er ſich durch einige Gemälde, beſonders eines für den Palaſt des Doge in ſo großes Anſehen, daß ſelbſt Tizian ihn auszeichnete und als einen der Maler für die Marcusbibliothek empfahl. Nach rühmlicher Beendigung der ihm aufgetragenen Arbeiten nahm er einen kurzen Aufenthalt zu Rom und kehrte dann nach Venedig zurück, wo er im J. 1588 ſtarb. — C. iſt im höchſten Grade originell; denn obgleich die Betrachtung fremder Meiſterwerke nicht ohne Einfluß auf ihn blieb, ſo beharrte er dennoch auf ſeiner eigenthümlichen Bahn und wurde ſo einer der vortrefflichſten Künſtler, die Italien je gehabt hat. Seine Phantaſie iſt erhaben und doch ergötzlich, die Behandlung der ſtets reichhaltigen Stoffe leicht und glänzend, der Farbenwechſel anmuthig und imponirend. Die Zeichnung iſt zwar nicht immer ſtreng correct, aber kühn und hinreißend, die Draperie mannichfaltig, prächtig colorirt und von ſchönem Faltenwurfe. Die Figuren ſind aus dem Leben gegriffen, wahr, lebendig und größtentheils anatomiſch richtig in ihren Verhältniſſen. Unter ſeinen zahlreichen Werken, von denen viele in den Gallerien Italiens, Deutſchlands, Frankreichs ꝛc. befindlich ſind, nennen wir vorzugsweiſe 4 große Gemälde (Gaſtmäler), an welchen er ſeine ganze ihm zu Gebote ſtehende Kunſtfertigkeit, man möchte ſagen, verſchwendet hat. Das eine befindet ſich im Speiſeſaale des Kloſters S. Giorgio Maggiore und ſtellt die Hochzeit zu Kana dar; das zweite, Simeon's Gaſtmal, verfertigte er für die St. Sebaſtianskirche, und das dritte, eine Wiederholung deſſelben, für den Speiſeſaal der Serviten (ſeit 1665 in Verſailles); das vierte (Jeſus im Hauſe des Levi) iſt in der St. Johannes- und Paulskirche befindlich, und leider durch Feuer bedeutend beſchädigt worden. — C.'s Bruder, Benedetto, iſt ebenfalls als geſchickter Maler bekannt geworden und hat gewöhnlich die Hintergründe in Paolo's Gemälden gefertigt. Ungleich

berühmter aber wurde Carletto C., der Sohn und Schüler Paolo's. Man hat Gemälde von ihm, die den schönsten seines Vaters an die Seite gestellt zu werden verdienen. Er starb aber leider schon im J. 1596 in seinem 24. Lebensjahre. 24.

Cagliostro (Alexander, Graf von), mit seinem wahren Namen Giuseppo Balsamo, wurde am 8. Juni 1743 zu Palermo von geringen Eltern geboren und nach dem Tode derselben von seinen mütterlichen Oheimen erzogen. In dem Kloster der barmherzigen Brüder zu Cartagirone, wohin man ihn in seinem 13. Jahre gebracht hatte und wo er von dem Apotheker des Convents die Anfangsgründe der Chemie und Medicin erlernte, zeigte er sich so ungefügig, daß man ihn nach Hause zurückschicken mußte. Sein ganzes Sinnen ging einzig und allein darauf, wie er sich Geld verschaffen und ein großer Heer werden könne. Er bestahl seine Verwandten, trug Liebesbriefe, verfälschte Papiere und überließ sich den gröbsten Ausschweifungen; er wurde einigemal festgenommen, wußte aber immer wieder seine Freiheit zu erhalten, bis ihn endlich die Drohungen des Goldarbeiters Marano, welchen er durch das Versprechen, mit ihm einen Schatz zu heben, um 60 Unzen Goldes geprellt hatte, nöthigten die Flucht zu ergreifen. Nach einer abenteuerlichen Reise durch Griechenland, Ägypten, Rhodus und Malta kehrte er nach Italien zurück. In Rom vermählte er sich mit der schönen Lorenza Feliciani, einem Dienstmädchen, und gab der jungen Frau fleißig Unterricht, wie sie ihre Reize zum Gelderwerbe verwenden könne; sie ward auch bald so gelehrig, daß sie in Kurzem ihrem Gemahle eine Hauptquelle seines Reichthums war. Nachdem Balsamo Italien durchzogen und hauptsächlich durch falsche Wechsel vieles Geld erworben hatte, ging er nach Spanien und von da nach London (1771). Zu Paris, welches er bald mit der Hauptstadt Englands vertauschte, wußte er manchem Leichtgläubigen durch alchemistische Vorspiegelungen das Geld aus der Tasche zu locken, bis ihn die Entdeckung seiner Betrügereien zwang, sich eiligst zu entfernen. Zu Palermo, wohin er gereist war, ließ ihn der betrogene Marano festnehmen, mußte ihn aber durch die Fürsprache eines bedeutenden Herrn aus Neapel dem Gefängnisse von Neuem entkommen sehen. Er durchzog nun wieder unter den erdichteten Namen Tischio, Pellegrini, Marquis d'Anna, Graf Phenix u. a. Frankreich, Spanien und England und betrog, wer sich betrügen ließ. Die Auffindung des Steines der Weisen, die Vorherbestimmung der gewinnenden Lotterielooſe, nebst mehreren Arzneien, worunter ein Liqueur, welchen er „ägyptischen Wein" nannte, und ein Pulver, das unter dem Namen „erfrischendes Pulver des Grafen Cagliostro" zu seiner Zeit allenthalben bekannt war, besonders aber ein Wasser, welches alten Damen ihre frühere Schönheit wieder zu verschaffen versprach und außerordentlichen Abgang fand, waren die Mittel, welche ihm ein verschwenderisches, Aufsehen erregendes Leben zu führen erlaubten. Zu London ließ er sich in den Freimaurerorden aufnehmen und beschloß eine neue Secte desselben zu stiften, welches Gaukelspiel ihm so vortrefflich gelang, daß er bald eine erstaunliche Anzahl Bewunderer und Anhänger um sich versammelt sah, welchen er dafür, daß sie seinem Namen eine ungewöhnliche Celebrität verschafften, bei guter Gelegenheit ansehnliche Summen aus der Tasche zu ziehen wußte. Er durchschwärmte zum dritten Male Italien, Frankreich und Deutschland und bezeichnete besonders seinen Aufenthalt in Mietau, Petersburg und Lyon durch die unverschämtesten Betrügereien. Während seines letzten Aufenthaltes in Paris (1785) wurde er in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt; er mußte seine Wohnung in der Bastille nehmen und wurde, nachdem er sich durch hartnäckiges Läugnen vor Gericht durchgeholfen hatte, des Landes verwiesen (1786). Er ging nach London, von wo aus er das franz. Ministerium mit Schmähungen überhäufte. Seine Glanzperiode war aber jetzt vorüber; man entlarvte allent-

halben den Betrüger. Nachdem er in verschiedenen Städten Frankreichs und Italiens sich vergebens festzusetzen gesucht hatte, kam er wieder nach Rom. Da er aber auch hier für seinen Orden Proselyten zu machen suchte, ließ ihn die päpstliche Regierung festnehmen und in die Engelsburg bringen (1789). Er ward zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und starb im J. 1795 in dem Gefängnisse von St. Leo, einem Städtchen im Kirchenstaate. Das System seiner Maurerei ist ein Gewebe von Unsinn und Lächerlichkeiten; er selbst nannte sich als Stifter des Ordens den Großkophtha. Man hat auch schon, wiewohl ohne allen Grund, geglaubt, C. habe einer mächtigen Partei als Spion gedient und diesem Umstande seine Reichthümer zu verdanken gehabt. (Vgl. „Leben und Thaten des Joseph Balsamo, sogenannten Grafen Cagliostro" [aus dem Italienischen]. Zürich 1791. 8.) 66.

Cagots, eine Volksclasse im südlichen Frankreich, wahrscheinlich celtischen Ursprungs, die auch **Coqueux**, **Cacous**, **Coliberts** und **Agotes** heißen und bei einem sie auszeichnenden Stumpfsinne fast alle mit Kröpfen und Aussatze behaftet sind. Im Mittelalter waren sie die französischen Paria, von aller menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, durften selbst nur durch bestimmte Thüren in die Kirche treten; man verbot ihnen Waffen zu tragen und die Geistlichen weigerten sich sogar, ihnen das Abendmahl zu ertheilen. Jetzt haben sie zwar die vollen Rechte französischer Bürger, doch leben sie immer noch in den Thälern von Comminges, Bigorre, Bearn und Luchou von den übrigen Einwohnern getrennt und fristen in schmutzigen Hütten ihr trauriges Dasein. 30.

Caille (spr. Kalj), Nicolas Louis de la, einer der berühmtesten Astronomen der neueren Zeit, war den 17. März 1713 zu Rumigny in Thiérache (Departement de l'Aisne) geboren und erhielt seinen ersten Unterricht von seinem sehr wissenschaftlich gebildeten Vater, einem Jagdbeamten der Herzogin von Vendome. Nachdem er seine Studien in dem Collége Lisieux zu Paris vollendet hatte, widmete er sich der Theologie, weil er in dem geistlichen Stande eine die ernsten mathematischen Wissenschaften, welchen er mit ganzer Seele zugethan war, begünstigende Ruhe und Unabhängigkeit zu finden glaubte. Schon war er zum Diakonus ordinirt, als mancherlei Verdrießlichkeiten, die einem glücklich bestandenen Examen folgten, ihn veranlaßten, diesem Fache zu entsagen und sich ganz dem Studium der Astronomie, worin er ohne Lehrer, Instrumente und fast ohne die nöthigsten Hülfsbücher bereits die erstaunlichsten Fortschritte gemacht hatte, hinzugeben. Durch den Secretair der Akademie der Wissenschaften Fouchy ward er mit Jacques Cassini bekannt, welcher ihm eine Wohnung auf der pariser Sternwarte verschaffte und dadurch seine Liebe zur Astronomie noch steigerte. Nachdem er mit Maraldi, dessen vertrauter Freund er geworden war, die Küsten Frankreichs von Nantes bis Bayonne geographisch aufgenommen und dabei eine ungewöhnliche Geschicklichkeit bewiesen hatte, ward ihm 1739 der ehrenvolle Auftrag, an der Ausmessung des Meridians, welcher durch die pariser Sternwarte geht und das ganze Königreich durchzieht, Theil zu nehmen. Er hatte seine Messungen von Paris bis Perpignan vollendet, als er in seinem 26. Jahre unvermuthet zum Professor der Mathematik an dem Collége Mazarin ernannt wurde. Er vollendete jedoch noch im Herbste desselben Jahres die begonnene Arbeit im Norden von Paris. Als Resultat seiner höchst genauen Beobachtungen stellte sich gegen die seither angenommene Meinung heraus, daß die Grade der Meridiane vom Äquator an nach dem Pole hin zunehmen. Mit unermüdlichem Eifer setzte er jetzt seine Studien fort und man erbaute ihm 1746 an dem Collége Mazarin ein eigenes Observatorium, wo er Tag und Nacht mit der Beobachtung der Sonne, der Planeten und Sterne zubrachte. Um diese Zeit entstanden durch seine Vorträge die mit Recht geschätzten Handbücher: „Elémens d'Algèbre et de Géometrie",

„Leçons élémentaires de Méchanique“ (1743), „Elémens d'Astronomie, Géometrie et Physique“ (1748) und die Berechnung der Sonnenfinsterniſſe von Chriſtus bis 1800, welche in den „Arts de vérifier les dates“ (1750) aufgenommen wurde. Auch ſetzte er die „Ephémerides“ des Desplaces von 1745 an fort (Par. 1765. 3 Voll. 4.). Die Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften (1741) und viele andere gelehrte Geſellſchaften Europas verdankte er nur der Anerkennung ſeiner Verdienſte. Nicht zufrieden, die Sterne, welche am unteren Horizonte erſcheinen, beobachtet zu haben, faßte La Caille den Entſchluß, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gehen und die noch völlig unbekannten Sterne des ſüdlichen Himmels kennen zu lernen. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt wollte er zugleich die Parallaxe des Mondes, des Merkur und der Venus zu beſtimmen ſuchen. Zu dieſem Zwecke ſtellten Lalande zu Berlin, Bradley zu London, Zanotti zu Bologno, Wergentin zu Stockholm und Caſſini de Thury zu Paris gleichzeitige Beobachtungen an. Er verließ im J. 1750 Paris und es gelang ihm während einer 4jährigen Abweſenheit trotz der heftigen Winde und Stürme, welche am Cap gewöhnlich ſind, in 127 Nächten die Stellung von 9800 Sternen genau zu beſtimmen. Auf Befehl der Regierung nahm er auch eine Charte der Isle de France auf, welche 1763 von Buache ſehr fehlerhaft herausgegeben wurde. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe („Journal historique du voyage fait au Cap de bonne esperance publ. par Carlier“ Par. 1763. 12., deutſch Altenb. 1778. 8.) iſt auch in ethnographiſcher Hinſicht nicht ohne Intereſſe. Sein „Ciel austral“, das Reſultat ſeiner mühevollen Forſchungen, wurde erſt nach ſeinem Tode von Maraldi herausgegeben. Nach der Zurückkunft in ſein Vaterland ſetzte La Caille ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen und ſeine Lehrſtunden am Collége Mazarin mit erneuertem Eifer fort, wie ſeine ſchnell auf einander erſcheinenden Werke: „Leçons élémentaires d'Optique“ (Par. 1756. 8.); „Astronomiae fundamenta novissimis solis et stellarum observationibus stabilita“ (Par. 1737. 4.); „Tabulae solares“ (1758) u. a. m. zur Genüge beweiſen. Außer vielen Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften beförderte er noch die Werke mehrerer anderer Schriftſteller zum Drucke, unter andern Bouguer's „Traité de la gradation de la lumière“ und beſorgte eine neue Ausgabe des „Nouveau traité de Navigation“ (Par. 1761. 8.) deſſelben Verfaſſers. Anhaltende Arbeit und häufiges Nachtwachen auf der Sternwarte zerſtörten ſeine ſchon durch die Reiſe zerrüttete Geſundheit völlig und entriſſen ihn der Wiſſenſchaft und ſeinen Freunden den 21. März 1762 in einem Alter von 49 Jahren. Rückſichtsloſe Wahrheitsliebe, große Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit zeichnen La Caille's moraliſchen Charakter vortheilhaft aus. Seine Arbeiten ſind um ſo mehr zu bewundern und erhalten ein noch größeres Verdienſt, wenn man bedenkt, daß er ſeine Beobachtungen mit weit ſchlechteren Inſtrumenten, als die der berühmteſten Aſtronomen ſeiner Zeit waren, machte und doch zu Reſultaten gelangte, die durch ihren Werth und ihre Genauigkeit die aller Andern übertrafen. Seine Werke ſind in einer gedrängten, aber klaren und einfachen, dem Inhalte angemeſſenen Sprache abgefaßt. 67.

Cailliaud (ſpr. Kaljo), Frédéric, der berühmte Reiſende, wurde 1787 zu Nantes geboren, ſtudirte ſeit 1809 in Paris Mineralogie und reiſte von da durch Italien, Griechenland, über Conſtantinopel, und durch Kleinaſien und Syrien nach Ägypten, wo er im Mai 1815 ankam, ging mit dem franzöſiſchen Conſul Drovetti bis zum Nilfalle Wadi Halfa in Nubien und erhielt darauf von Muhammed Ali den Auftrag, Ägypten zur Entdeckung von Bergwerken zu bereiſen. Auf dieſer Reiſe entdeckte er einen ägyptiſchen Tempel und die Smaragdgruben am Berge Sabarah bei Theben, fand den alten Handelsweg von Koptos nach Be-

renice wieder, besuchte 1818 die große Oase, wo er 7 griechisch-ägyptische Tempel und mehrere merkwürdige Inschriften entdeckte. In Paris gab er 1819 seine Reisebeschreibung heraus und trat am 7. Sept. 1819 eine zweite Reise an, auf welcher er zuerst bis zum Ammonstempel auf der Oase Siwa vordrang, in Elwah mehrere Alterthümer fand und die bis jetzt unbekannte Oase Falatra besuchte. 1821 schickte ihn der Vicekönig wieder mit seinem Sohne Ismail nach Nubien, er drang mit dem ägyptischen Heere bis zum 10. Breitengrade vor und machte unter dem Schutze desselben viele wichtige Entdeckungen. Zu Ende des Jahres 1822 kehrte er nach Frankreich zurück, ward Conservator des naturhistorischen Museums zu Nantes und gab sein großes Werk: **Voyage à Méroe et au fleuve blanc ou de là de Fazoql dans le midi du royaume de Sennaar à Syouah et dans cinq autres oasis, fait pendant les années 1819 — 1822. Paris 1823 svt. 4 Bde. Fol.** heraus, dem in der neuesten Zeit sein: **Recueil de monumens relatifs aux moeurs et aux usages de l'Egypte. 2 Tms. 4.** folgten. 16.

Caillié (René), der erste Europäer, der nach dem räthselhaften Timbuktu vorgedrungen ist, geb. um 1800, ging als junger Abenteurer mit einem französischen Schiffe nach dem Senegal, schloß sich da zuerst an den englischen Major Gray an, um ins Innere Afrikas zu wandern, kam jedoch bald zurück, erfuhr von dem französischen Gouverneur den von der franz. Akademie für eine Reise nach Timbuktu ausgesetzten Preis und ging unter der Maske eines jungen Ägypters, der aus Frankreich zurückkehre, zuerst zu den Mandingo's, von da mit einer Karawane nach dem Niger und erreichte endlich Timbuktu, hielt sich 14 Tage daselbst auf, wußte sich, da sein Geld ausgegangen war, durch Betteln durch die Wüste Sahara durchzuhelfen und langte endlich 1828 in Tanger bei dem französischen Consul an, der ihn nach Toulon überschiffen ließ. Man erstaunte in Frankreich nicht wenig über seine Reise, da er ein ganz unbekannter und nicht wissenschaftlich gebildeter Mann war; doch erkannte ihm die Akademie den Preis zu, der König verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion und andere Gnadenbezeugungen und Jomard gab seine gesammelten Bemerkungen heraus unter dem Titel: **Journal d'un voyage à Timbouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale etc. Paris 1830. 3 Bde.** mit einer Charte. Seine Bemerkungen sind die eines schlichten Menschen, einfach und treu; deßwegen fand auch das Buch keinen großen Beifall und von England aus vielmehr Bezweiflung der Wahrheit; doch hat man manches Wichtige durch C. erfahren, den Plan aber, ihn eine zweite Reise machen zu lassen, wegen seiner geringen wissenschaftlichen Kenntniß wieder aufgegeben. 16.

Cairo, s. Kahira.

Cajaput-, Cajeputöl, lat. oleum cajaputi oder cajeput; franz. huile de cajeput; engl. cajuput oil, ein Öl, das man durch Destillation der Blätter von melaleuca leucadendron L. (nach Decandolle von melaleuca minor) erhält, einem Baume, der in Ostindien, besonders aber auf der Insel Banda einheimisch, zu Jussieu's Familie der myrtenartigen Gewächse (myrtaceae) und Linné's polyadelphia polyandria gehört, und den die Eingebornen kaju-puti (von kaju Holz, Baum und puti weiß, daher Weißbaum) und die Einwohner von Amboina, woselbst Decandolle's Cajeputbaum wächst, Kaju-Kelan nennen. Dieses Öl ist flüssig, wie Spiritus durchsichtig, hat eine mehr oder minder hervorstechende grüne Farbe und einen eigenthümlich starken, gleichsam terpentin-, campher-, pfeffermünz- und zugleich rosenartigen Geruch, welcher letztere vorherrschend bleibt, wenn man das Öl zum Theil von selbst verdunsten läßt. Sein spec. Gewicht ist = 0,926, folglich leichter als das Wasser. Man hat lange darüber gestritten, ob ihm die schöne grüne Farbe,

welche es besitzt, eigenthümlich sei; doch hat in der neuesten Zeit Ratier, welcher die Blätter verschiedener Arten von melaleuca, metrosideros und encalyptus, die in dem naturhistorischen Museum zu Paris gezogen worden waren, der Destillation unterwarf, jedesmal ein ächtes Cajaputöl von dieser Farbe erhalten. Dem im Handel vorkommenden sucht man bisweilen durch Beimischung von Kupferoxyd seine schöne Farbe zu geben. Durch Destillation oder durch Zusammenschütteln mit einer Auflösung von blausaurem Eisenoxydulkali (hydrocyanas potassae ferruginosus), welche letztere das Kupfer roth niederschlägt, kann es davon wieder befreit werden. In der Medicin ist dieses Öl, in der Gabe von 2 — 4, höchstens 12 Tropfen auf Zucker gegeben, als ein schweißtreibendes Mittel in mancherlei Arten der Wassersucht; als krampf- und schmerzstillendes Mittel gegen mancherlei Unordnungen des Nervensystems, selbst in der Starrsucht, dem Veitstanze, der Fallsucht, im Magenkrampfe; äußerlich und innerlich als ein reizendes Mittel gegen Lähmungen, schwarzen Staar und andere ähnliche Fehler des Gesichts, der Sprache und des Gehörs, und als ein zertheilendes Mittel gegen Gicht, Rheumatismus ꝛc. gerühmt worden. 7.

Cajetanus, eigentlich Thomas de Vio, aber von der neapolitanischen Stadt Gaeta, wo er am 20. Febr. 1469 geboren war, Cajetanus genannt, trat im J. 1484 in den Dominicanerorden, dessen General er 1508 wurde, nachdem er seit seinem 26. Jahre als Doctor der Theologie dieselbe auf verschiedenen Universitäten, namentlich zu Brescia und Pavia, gelehrt hatte. Talent und Gelehrsamkeit zeichneten ihn aus; nicht minder aber seine strenge Sittlichkeit. Er stieg bis zur Würde eines Erzbischofs von Palermo empor und erhielt von Leo X. im J. 1517 den Cardinalshut, so wie den Auftrag, als päpstlicher Legat in Deutschland Luther's sogenannte Ketzereien zu unterdrücken. Was er gegen Luthern unternahm, wie sehr ihm Alles — und warum es ihm mißglückte, davon siehe die Artt. Luther, und: Reformation. Gleichwohl verlor er deßhalb die Gunst des Papstes nicht, erhielt nach seiner Rückkehr auch das Bisthum Gaeta und wurde mehrere Male noch zu wichtigen Geschäften gebraucht. Früher hatte er sich vorzüglich nur mit der scholastischen Philosophie und Theologie beschäftigt; jetzt wendete er seinen ganzen Fleiß auf das Studium der Bibel, wozu ihm hauptsächlich die Unterredungen mit Luther Veranlassung gegeben hatten, und so entstand sein Hauptwerk „Comment. in s. script.“ Lugd. 1639. V Tomi in Fol. Diese Ausgabe enthält zugleich sein Leben von Jansecа. Richtigere Ansichten, als bei den meisten Theologen seiner Kirche zu finden waren, brachten ihn schon früher in den Ruf der Freidenkerei. Da er aber in seinen Bibelerklärungen oft von den Kirchenvätern abwich, in der Vulgata viele Fehler nachwies und den Text des N. T. mit den Noten des Erasmus gebrauchte, so brachte es der Dominicaner Ambrosius Catharinus dahin, daß mehrere Stellen seiner Schriften von der Sorbonne für ketzerisch erklärt wurden. Cajetanus starb zu Rom den 9. Aug. 1534. 60.

Cajus (Titius), ein berühmter römischer Jurist im III. Jahrh. n. Chr., von dessen Schriften jedoch bisher nur 535 Bruchstücke bekannt waren, welche von den Juristen in die röm. Gesetzsammlung aufgenommen worden sind. Berühmt waren von jeher seine: Institutionum libri IV., welche als Lehrbuch in den röm. Rechtsschulen sich einer langen Auctorität erfreuten und unter Justinian von berühmten Juristen neu bearbeitet herausgegeben wurden. Auch von ihnen waren nur wenige Bruchstücke übrig, als 1816 Niebuhr auf der Bibliothek zu Verona einen schon von Maffei erkannten Pergamentpalimpsest fand, dessen Proben von Savigny für Theile der Institutionen des C. angesehen wurden. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin schickte die Professoren Göschen und Jmm. Bekker deßhalb nach Verona und diesen nebst dem hinzuge-

kommenen Professor Bethmann-Hollweg gelang es, das ganze Werk, die ⅓ betragenden ganz unleserlichen Stellen ausgenommen, mit der größten Genauigkeit zu entziffern, wodurch der römischen Rechtsgeschichte eine der wichtigsten Quellen eröffnet wurde. Das Werk erschien zu Berlin 1820 mit Bemerkungen von Göschen. 16.

Calabria, ein Landschaft des alten Italiens, umfaßte die südöstlichste Spitze dieses Landes von Tarent auf der westlichen und Brundusium auf der östlichen Seite beginnend (die jetzige Terra di Otranto), und enthielt ungefähr 90 □M. Die Griechen nannten es Japygia und die Sage erzählt, daß ursprünglich Arkadier unter Peucetius 1700 v. Chr. sich hier niedergelassen haben, worauf eine Colonie Kretenser ebenfalls hier angelangt seien und die Herrschaft der calabrischen Halbinsel erlangt haben. So hatte das Land verschiedene Namen. Man unterschied die Daunier, Messapier, Peucetier und Japyger. Der Name C. ward erst unter den Römern gebräuchlich, welche das Land um 244 v. Chr. in Besitz nahmen. Die Hauptstädte waren Brundusium (Brindisi), von wo die gewöhnliche Überfahrt nach Griechenland war, Tarent, eine mächtige Handelsstadt und im Mittelalter ein bedeutendes Fürstenthum, Messapia, Uria, Soletum oder Salentum, wovon die Südspitze auch Ager Salentinorum und das Vorgebirge Japygium auch Salentinum promontorium hieß, Hydruntum (Otranto). Aber durch eine unerklärte Ursache ging der Name C. im VIII. oder IX. Jahrh. n. Chr. auf das alte Önotria oder das Land der Bruttier und einen Theil von Lucanien, die südwestlichste Halbinsel Italiens bis zur Meerenge von Messina, über und das ehemalige verlor sich in Astulien. Dieses neuere Calabrien als ein Theil des Königreichs beider Sicilien siehe unter diesem Art. 37.

Calande, Calandsbrüderschaften, waren seit dem XII. Jahrh. Vereinigungen von Personen aus allen Ständen, deren erste Zwecke Unterhaltung freundschaftlicher Verbindungen, Beilegung etwa entstandener Zwistigkeiten und gemeinschaftliche Unterstützung waren, die aber bald durch die Gedächtnißfeier ihrer Todten und die Unterstützung der armen Hinterlassenen derselben als wohlthätige Vereine auftraten, in Deutschland, Ungarn, Frankreich und den skandinavischen Reichen bald sehr zahlreich wurden und ein großes Ansehn erhielten. Ihren Namen leitet man am wahrscheinlichsten von Calendae, dem ersten Tage des Monats im röm. Kalender, ab, wie auch die Versammlungen der Geistlichkeit eines Sprengels genannt wurden. In ihren Versammlungen ergötzten sie sich durch gemeinschaftliche Mahle; aber da um die Zeit der Reformation hierbei manche Ungebührlichkeiten eingerissen sein mochten, so wurden sie nach und nach aufgelöst und verschwanden in der Mitte des XVI. Jahrh. Von ihren ehemaligen Besitzungen, Calandsgütern, hat in einigen Gegenden Norddeutschlands noch jetzt der von ihnen erhobene Zins den Namen Calandszins. 9.

Calas (Jean), ein Kaufmann zu Toulouse, reformirter Religion, bekannt durch den schändlichen Justizmord, welcher im J. 1762 an ihm begangen wurde. Dieser brave, rechtliche Mann hatte sich 1731 in Toulouse als Kaufmann niedergelassen und 20 Jahre lang die allgemeine Achtung genossen, als sich einer seiner Söhne, Marc Antoine, aus Schwermuth im väterlichen Hause erhing. Das Volk fanatisch und jeden Nichtkatholiken hassend gab dem alten 63jährigen C. schuld, seinen Sohn selbst ermordet zu haben, um so dessen Übertritt zur katholischen Kirche zu verhindern. C. wurde eingezogen; vergeblich betheuerte er seine Unschuld; vergeblich suchte man ihm auf der Folter das Geständniß einer That zu entreißen, die er nicht begangen hatte. Die Leidenschaftlichkeit hatte ihm sein Urtheil schon gesprochen. Das Parliament von Toulouse verdammte ihn zum Rade und ließ das grausame Urtheil den 9. März 1762 vollziehen. Die unglückliche Familie des Gemordeten flüchtete nach Genf, in dessen Nähe

(zu Ferney) damals Voltaire wohnte. Dieser kam mit den Geflüchteten in Berührung und wurde dadurch veranlaßt, öffentlich gegen das Urtheil des Parliaments zu Toulouse aufzutreten. Da diese Sache in ganz Frankreich außerordentliches Aufsehn erregt hatte, so wurde eine Revision des Processes vorgenommen; berühmte Advocaten, unter ihnen Beaumont (s. d. Art.), thaten siegreich die Unschuld des Hingerichteten dar und so wurde endlich 1765 durch den königl. Staatsrath das ganze Verfahren für rechtswidrig und C. für unschuldig erklärt. Seine Familie bekam die eingezogenen Güter zurück und erhielt außerdem vom Könige ein ansehnliches Geschenk. — Man hat von dieser Geschichte in Deutschland und Frankreich mehrere dramatische Bearbeitungen, unter andern im Deutschen von C. F. Weiße unter dem Titel: „Der Fanatismus oder Jean Calas." (Leipzig 1780.) 22.

Calatrava, eine Stadt auf der Sierra Morena in der spanischen Provinz Mancha (13° 50′ L. 38° 40′ N. B.) unweit der Guadiana mit einem Quecksilberbergwerke, hat einem geistlichen Ritterorden den Namen gegeben, der 1158 von dem Abte Raimund des Cistercienserklosters Unserer Lieben Frauen von Fitero in Navarra und dem Mönche Diego Velasquez daselbst auf Veranlassung des Königs Sancho III. von Castilien zur Vertheidigung der Stadt gegen die Araber gestiftet wurde. Der Orden ward 1164 vom Papste Alexander III. bestätigt, trennte sich von den Cistercienfern und wählte einen Großmeister, ward aber 1489 durch Ferdinand den Katholischen mit der Krone vereinigt, was Papst Adrian VI. 1523 bestätigte. Die Ritter tragen einen weißen Mantel und darauf ein vom Papste Benedict XIII. ihnen verliehenes rothes lilienförmiges Kreuz. Papst Paul XII. gab ihnen die Erlaubniß zu heirathen. — Im J. 1219 wurde von dem Großmeister Gonsales Ibagnes aus den Nonnen zu Almagro auch ein weiblicher Orden dieses Namens gestiftet, deren Kleidung die der Cistercienfernonnen mit einem rothen Kreuze auf dem Skapuliere ist. Das Wappen des Ordens ist ein rothes lilienförmiges Kreuz im weißen Felde, unten mit 2 schwarzen Querbalken. 30.

Calau (Benjamin), geb. zu Friedrichstadt in Holstein 1724, gest. als königl. Hofmaler zu Berlin 1785, ist merkwürdig als der Wiedererfinder der Wachsmalerei der Alten, wozu er das punische oder eleodorische Wachs erfand. 16.

Calciniren, fr. u. engl. calcination, Verkalken, nennt man das stärkere oder schwächere Glühen fester, feuerbeständiger Körper, so daß sie dadurch in einem loseren, leicht zerreiblichen Zusammenhange oder als Pulver zurückbleiben, und ein solcher pulverartiger Rückstand wurde ehemals Kalk genannt. Im engern Sinne versteht man darunter die Verwandlung der reguliniſchen Form der Metalle in Metallkalk oder metallische Erde. Die Calcination kann entweder auf trocknem Wege, durchs Feuer und durch eine Art von Verbrennung in freier Luft, oder auf nassem Wege, durch Auflösung der Metalle und durch Niederschlagung ihrer Kalke geschehen. Schmelzt man eine bestimmte Quantität Blei in freier Luft in einem flachen Gefäße, so erscheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche, nach deren Wegnahme sich die Oberfläche hellglänzend zeigt; nach einiger Zeit zieht sich wiederum eine graue Haut darüber, und so kann man mit dem allmähligen Abhäuten so lange fortfahren, als noch Blei vorhanden ist, bis endlich alles Blei in staubartigen Kalk verwandelt ist. Dieses Bleikalk ist specifisch leichter, absolut aber schwerer als das dazu verwendete Blei, so daß man aus 10 Pfd. Blei 11 Pfd. Bleikalk erhält. Man ist jetzt wegen dieser Zunahme des Gewichts fast allgemein überzeugt, daß bei der Calcination respirable Luft zersetzt werde und ein wägbarer Theil derselben zu den Metallen trete. Jede Verkalkung ist mithin eine Säuerung, bei welcher nur eine metallische Halbsäure erzeugt wird. Die

edlen Metalle, Gold, Silber und Platina, können aber nicht auf gleiche Weise verändert werden. 47.

Calcio (il giuoco del calcio), ein festliches Ballspiel in Italien, das von 2 Parteien, die sich durch kurze Jacken von rothem und blauem Taffet mit blauen und rothen Aufschlägen unterscheiden, entweder zu Ehren Jemandes oder als Belustigung gespielt wird. Auf einem großen Platze schließen die Zuschauer einen weiten Kreis, die Parteien ziehen mit fliegenden Fahnen und kriegerischer Musik auf den Kampfplatz, stellen sich 50 Schritte von einander entfernt auf, die Spieler stehen je vier neben einander und suchen den Ballon mit den Füßen in das Feld der andern zu werfen; die Partei, in deren Felde er auf das gegebene, aber den Spielern vorher unbekannte Zeichen zum Aufhören liegen bleibt, hat verloren. Selten kommt ein Spieler ohne mit Blut unterlaufenen Waden und Schienbeinen davon. Ehemals ward mit diesen Spielen ein großer Luxus getrieben und es war eine der Hauptcarnevalsbelustigungen junger Nobilis, die in aller nur möglichen Pracht an Kleidern, Gefolge ꝛc. ausgeführt wurde. 49.

Calculator, 1) in höhern Expeditionen, wohin von Unterbeamten Rechnungen eingesendet und abgelegt werden, die verpflichtete Person, welche diese Rechnungen zu prüfen und die gefundenen Defecte anzumerken hat; 2) wenn bei Rechnungsstreitigkeiten die Parteien sich nicht verständigen können, derjenige Rechnungskundige, welchem die Beurtheilung der vorgelegten streitigen und nach Befinden die Fertigung der neuen Rechnung übertragen worden ist. In verwickelten Angelegenheiten nimmt man gern einen bereits angestellten C. dazu. 3.

Calcutta, Hauptstadt des ganzen britischen Indiens und der Präsidentschaft Bengalen im Besondern, Sitz des Generalgouverneurs und des höchsten Gerichts, liegt unter 109° 9′ 30″ L. und 22° 34′ 45″ N. B. an einem Arme des Ganges, etwa 30 Meilen von seiner Mündung in einer prächtig angebauten Landschaft und ist eine der größten Städte der Erde überhaupt und die vorzüglichste Handelsstadt Asiens. Sie besteht aus 4 verschiedenen Theilen: 1) dem Fort William im Südwesten am Strome, einem regelmäßigen Achtecke, das 15000 Mann fassen kann, mit allen Militairgebäuden; 2) der weißen Stadt oder der Stadt der Europäer zunächst am Forte, schon regelmäßig gebaut, mit graden gepflasterten Straßen, großen Plätzen, dem prächtigen Regierungspalaste, dem Rathhause, dem Justizpalaste, 6 Kirchen verschiedener Confessionen und mehrern Moscheen und Pagoden und dem weltberühmten botanischen Garten; 3) der Pettah oder Stadt der Farbigen im Norden der vorigen, einem Haufen schlechter theils backsteinerner, theils Bambushäuser mit engen durch Canäle durchschnittenen Straßen, vielen Moscheen und Pagoden und einer Menge Teiche, in welchen sich die Hindu zu baden pflegen; 4) den Vorstädten in einer ungeheuern Ausdehnung aus schlechten Häusern bestehend, zusammen mit fast 80000 Häus. und ziemlich 1 Mill. Einw. Ein buntes Gemisch aus den vorzüglichsten Nationen der Erde bewegt sich durch die Straßen C.'s und alle Handelsartikel der Erde werden auf diesem Hauptstapelplatze Asiens zusammengebracht, den noch eine große Anzahl Fabriken aller Art beleben. Doch ist der Großhandel meist in den Händen der Banjanen, Armenier und Chinesen. Außerdem finden sich hier eine Admiralität, ein englischer Bischof, eine muhammedanische Akademie, die berühmte von William Jones 1784 gestiftete asiatische Gesellschaft, ein königl. Collegium mit 8 Professoren, 1 Sternwarte, 2 Handelsbanken, 15 Assecuranzgesellschaften und die Engländer haben Theater, Casino's, Vauxhalls und alle Vergnügungen der europäischen Welt hierher zu pflanzen gewußt. Diese ungeheure Stadt ist erst seit 1756 erstanden, wo sie noch ein Dorf von etwa 70 Häusern war. 37.

Caldara, s. Caravaggio.

Calderari (Kesselschmiede) sind eine der politischen Parteien Italiens, welche sich zur Zeit der Fremdherrschaft bildeten, aber auch eine der am wenigsten bekannten. Nach Einigen sollen sie 1813 aus den Carbonari (s. d. Art.) entstanden sein und sich diesen entgegengesetzt haben, darauf aber von dem damaligen Polizeiminister, Fürsten Canosa, organisirt, bewaffnet und gegen die Carbonari gebraucht worden sein; nach Andern leiten sie ihre Entstehung von der Innung der Kesselschmiede in Palermo her, welche nach der Aufhebung der Zünfte durch Lord Bentink zuerst der Königin ihre Dienste gegen die Engländer angeboten hätten, von Lord Bentink nach Neapel transportirt worden seien und die ältere Gesellschaft der Trinitarier daselbst mit sich vereinigt hätten. Durch das Decret vom 27. Juni 1816 wurden auch sie verfolgt, obwohl dieses ausdrücklich sagt, daß sie früher große Anhänglichkeit an die königl. Familie bewiesen hätten, und sie walten demnach nur im Geheimen fort; doch sind sie größtentheils aus den niedern Volksclassen. 30.

Calderon de la Barca Henao y Riaño (Don Pedro), Ritter des Santjagoordens, ward am Neujahrstage 1601 zu Madrid geboren und stammte aus einer guten, altadeligen Familie. Nachdem er in dem großen Jesuitencollegium seiner Vaterstadt seine erste Bildung erhalten hatte, studirte er auf der Universität Salamanca die Rechtswissenschaften und dabei Philosophie und Geschichte, worin er aber, nach den Anachronismen, die man häufig in seinen Werken antrifft, zu urtheilen, keine großen Fortschritte gemacht zu haben scheint. Nach Vollendung seiner Studien (1625) suchte er durch seine Gönner, deren er viele und bedeutende hatte, eine Hofstelle zu erhalten, nahm aber mit dem ersten Eintritte in die große Welt unzufrieden, bald darauf Dienste bei dem Heere und machte als Officier einige Feldzüge in Italien und in den Niederlanden mit. Der Ruf seines dramatischen Talents — schon in seinem 14. Jahre hatte er sein erstes Stück „el carro del cielo" gedichtet — drang bald zu den Ohren des kunstliebenden Philipp IV., der sich sogar selbst im Schauspiele versucht hatte. Er wurde im J. 1636 an den Hof berufen und mit der Anordnung der Feste und Ergötzlichkeiten, so wie mit der Verfertigung der Schauspiele für die königl. Bühne beauftragt. Von Seiten des Königs wurden keine Kosten gespart, um seine Stücke mit allem möglichen Pompe aufzuführen. Der Dichter zog im folgenden Jahre zum zweiten Male ins Feld und focht unter dem Conde-Duque de Olivarez in Catalonien. Der Friedensschluß brachte ihn wieder an den Hof zurück, wo er mit Gnadenbezeugungen überhäuft und ihm eine jährliche Pension von 360 Escudos de oro ausgesetzt wurde. Außerdem trugen ihm die geistlichen Schauspiele, welche er für die jährlichen Kirchenfeste der Städte Madrid, Toledo, Sevilla, Granada u. a. verfertigte, große Summen ein. Im 52. Jahre seines Alters erhielt er nach seinem Wunsche und auf königlichen Befehl die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten und eine Kapellanstelle an der erzbischöflichen Kirche zu Toledo (1653); da ihn aber die zu weite Entfernung vom Hofe bei seinen fortwährenden Arbeiten fürs Theater hinderte, ward er 1663 mit Beibehaltung seiner Stelle zu Toledo zum Capelan de Honor an der Hofkapelle ernannt und sein Gehalt vermehrt. In demselben Jahre nahm ihn die Congregation von S. Pedro zu Madrid auf und machte ihn später zu ihrem Capelan-Mayor. Nach seinem Tode, der am 25. Mai 1687 erfolgte, fiel sein ganzes Vermögen an diese Brüderschaft, welche ihm ein prächtiges Monument errichten ließ. — Calderon ist der vorzüglichste dramatische Dichter Spaniens; steht er auch Lope de Vega an Kühnheit der Erfindung nach, so übertrifft er doch denselben weit an Feinheit der Ausführung, Eleganz der Sprache und Versification so wie an Leichtigkeit und Raschheit des Dialogs. Wir besitzen von ihm 127 Schauspiele (Co-

medias), 95 Frohnleichnamsstücke (Autos sacramentales), 100 Divertissements mit Musik und Tanz (Saynetes) und 200 Vorspiele (Loas). Unter seinen Schauspielen sind die sogenannten Mantel- und Degenstücke (Comedias de capa y espada), worin hauptsächlich die Sitten der Zeit hervortreten, die gelungensten. Eine möglichst verwickelte, gewöhnlich auf wilder Galanterie und auf einem Point d'Honneur beruhende Intrigue, überraschende Situationen, tiefe Kenntniß des Menschen überhaupt, so wie des weiblichen Herzen ins Besondere, und gelungener Witz erregen stets unsere Bewunderung, wenn auch zu große Einförmigkeit der Handlung, rastlos sich jagende Metaphern und Wortspiele einem geläuterten Geschmacke oft nur mißfallen können. Die bedeutendsten Stücke dieser Gattung sind: „Dar tiempo al tiempo" (der Zeit Zeit lassen), „Casa con dos puertas mala es de guardar" (ein Haus mit zwei Thüren ist schwer zu hüten), „Bien vengas mal, si vengas solo" (ein Unglück allein ist noch kein Unglück), „Los empeños de un acaso" (die Verwicklungen eines Zufalls), „La vida es sueño" (das Leben ein Traum), „La banda y la Flor" (Schärpe und Blume). Die heroischen Schauspiele (comedias heroycas), so genannt, weil Fürsten und Fürstinnen unter den handelnden Personen auftreten, sind zum Theil unbedeutende Spektakelstücke, zum Theil das Beste, was der Dichter hervorgebracht hat. Hierher gehören: „El secreto a voces" (das laute Geheimniß), „El mayor encanto amor" (Liebeszauber über Alles), „Finezas contra finezas" (Zartsinn gegen Zartsinn) und vor allen das christlich-religiöse Trauerspiel „El principe constante" (der standhafte Prinz), worin sich Calderon's Genie am herrlichsten offenbart. (Vgl. J. Schulze über den standhaften Prinzen des Calderon, Wien 1812. 8.) Unter den Autos sacramentales, für welche der Dichter nach seinem Eintritte in den geistlichen Stand eine entschiedene Vorliebe zeigte, wie denn auch die Religion der Mittelpunkt aller Calderon'schen Poesie ist, kann man „La devocion de la cruz" (die Andacht zum Kreuze), das Sinnreichste und Größte, was in dieser Gattung je auf der spanischen Bühne erschien, nennen. A. W. Schlegel gebührt das Verdienst, die Deutschen mit diesen Meisterwerken bekannt gemacht zu haben; Göthe brachte als Director des Theaters zu Weimar zuerst (1810) einige derselben auf die Bühne, welche mit Beifall aufgenommen wurden. (Vgl. über den Dichter Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, Heidelb. 1817. Bd. III. S. 352—374.) Eine neuere Ausgabe der Schauspiele Calderon's besorgte J. Fern. de Apontes zu Madrid, 1760—63. 17 Thle. 4.; einen nach den vorhandenen Editionen kritisch berichtigten Text gab J. G. Keil, Leipz. 1827—30. 4 Bde. gr. 8. heraus. Die „Autos sacramentales" erschienen zum letzten Male zu Madrid 1777. 6 Bde. 4. Vortreffliche Übersetzungen, wie sie keine andere Nation aufweisen kann, besitzen wir von A. W. Schlegel (Berl. 1805—9. 2 Bde. 8.), J. D. Gries (Berl. 1816—29. 7 Bde. 8.) und von F. G. D. von der Malsburg (Leipz. 1819—25. 6 Bde. 12.). 67.

Calderon, ein Dorf in der Provinz Verona des zu Östreich gehörigen venetianischen Gouvernements, in der Kriegsgeschichte bekannt durch das für die Franzosen nachtheilige Gefecht am 12. Nov. 1796, in welchem Massena und Augereau zum Rückzuge gezwungen wurden, und die 3tägige ebenfalls für die franz. Waffen nachtheilige Schlacht am 29., 30. und 31. Oct. 1805. Letztere, ungleich wichtiger als die erstere, bedarf einer nähern Beschreibung. Massena und der Erzherzog Karl standen beide an den Ufern der Etsch; vergeblich hatte zwar ersterer in einem hartnäckigen Kampfe am 18. Oct. den Übergang über den Fluß zu erzwingen versucht, doch wurde auch der Erzherzog durch die nicht günstig lautenden Nachrichten aus Deutschland bestimmt, den Rückzug aus Italien anzutreten. Er hatte mit 40000 Mann eine feste mit vielen zahlreichen Verschanzun-

gen gedeckte Stellung bei C. inne; die Franzosen, ungefähr eben so stark, standen bei Verona, Lenago und Castel vecchio. Die Nachricht von dem Siege Napoleon's bei Ulm bestimmten Massena, die Offensive zu ergreifen. Am 29. Oct. früh überschritt er die Etsch, griff mehrere feindliche Positionen mit Erfolge an und brachte die rechte Flanke der Östreicher zum Weichen, konnte jedoch das bereits genommene C. nicht behaupten. Während der Nacht aber verstärkte der Erzherzog die bedrohtesten Stellungen und traf überhaupt kräftige Vorkehrungen, um den Plan des Feindes, seinen linken Flügel zu umgehen, zu vereiteln. Am folgenden Tage, den 30., begann der Kampf wegen heftigen Nebels erst gegen Mittag und fast hätte sich der Sieg für Massena entschieden, wenn nicht der Erzherzog selbst an der Spitze einer Grenadierdivision den ungestüm andringenden Feind zurückgeworfen hätte. Massena mußte sich zurückziehen und den Sieg den Östreichern überlassen. Eben so vergeblich war ein am folgenden Tage erneuter Angriff auf den linken Flügel des Erzherzogs; er mußte das Schlachtfeld räumen und sich bis vor Verona zurückziehen. Sein Verlust bestand in 8000 Todten und 1800 Gefangenen. Der der Östreicher war etwas geringer. 1.

Caledonier oder **Caelen** (Gaelen), ein Volksstamm in Großbritannien, vermuthlich das Stammvolk, das noch in den Irländern und Bergschotten sich erhalten und Spuren seiner Sitten und Sprache auf unsre Zeit verpflanzt hat. Sie mögen jetzt noch gegen 7 Millionen betragen. Nach ihnen ist der calcedonische Canal benannt worden (s. Canal). 37.

Calembourg, sinniges Wortspiel, Lieblingswitz der an Zweideutigkeiten so reichen franz. Sprache, soll seinen Namen von dem Apotheker Calembourg haben, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Paris lebte und durch Witze dieser Art Aufsehen erregte, nach Andern von einem witzigen westphälischen Grafen Calemberg, der sich unter Ludwig XV. in Paris aufhielt. Einen Almanac de Calembourgs hat Bièvre (s. d. Art.) geliefert. Beispiele s. unter äquivok. 9.

Caliari, s. Cagliari.

Caliber heißt in der Geschützkunst der Durchschnitt der Mündung eines Geschützes oder Kleingewehres. Uneigentlich bezeichnet man auch damit den Durchmesser der verschiedenen Geschosse und hiernach die verschiedene Größe der einzelnen Geschützarten. — **Calibriren** nennt man daher das Aufsuchen der Mündungsweite der Geschütze, so wie des Durchmessers einer Kugel ꝛc. Hierzu bedient man sich des **Calibermaßstabes** und des Tasterzirkels. Das Calibriren des Kleingewehrs geschieht mittelst stählerner abgekürzter Kegel, auf deren Mantelfläche die verschiedenen Durchmesser verzeichnet sind. Der Calibermaßstab besteht aus einem mit Zolleintheilung und Nonius versehenen metallenen Lineale, auf welchem zwei dergleichen Schieber mit vorstehenden, an den Kanten mit Stahl ausgelegten Spitzen, die durch Schrauben festgestellt werden können, sich hin und her bewegen lassen. Der Tasterzirkel ist im Allgemeinen wie ein gewöhnlicher Handzirkel geformt, nur mit dem Unterschiede, daß dessen Schenkel kreisförmig gebogen sind. Um Objecte von verschiedener Größe messen zu können, sind diese Zirkel auch in ihrer Größe verschieden. Sie werden aus Eisen und Metallcomposition verfertigt, die Spitzen der letztern sind jedoch von Stahl. Eine neuere Art des Tasterzirkels ist der sogenannte Kreuzschnabel, den man vortheilhaft zum genauen Messen der Mündungsweiten auch benutzen kann. 61.

Californien, ein zur mexicanischen Union in Nordamerika gehöriges Ländergebiet, von 259° 29′ — 268° 14′ L. und von 22° 55′ — 38° 30′ N. B. Man unterscheidet Ober- und Nieder-Californien; dieses, die vormalige Intendantur Alt-Californien, eine Halbinsel, erstreckt sich vom Cap San Lucas (22° 55′ N. B.) bis hinauf zur Allerheiligenbai und grenzt südlich und westlich an den stillen Ocean, nördlich an Ober-Californien und östlich an den großen

californischen Meerbusen; jenes, die ehemalige Intendantur Neu-Californien, ein schmales Küstenland längs des Oceans, dehnt sich von der Allerheiligen-Bai bis hinauf über die Trinidad-Bai, berührt dort das Gebiet der vereinigten Staaten, und östlich das der freien mexicanischen Indianer. — Die Küste Californiens wurde zuerst durch Hernan Grijalva im J. 1534 gesehen, obgleich sie nach andern Nachrichten schon 1526 durch Hernan Cordez betreten worden sein soll. Genau untersucht aber wurde der Meerbusen und die Halbinsel im J. 1535 durch Cortez, von welchem auch der Name C. herrührt. Da das Land arm an Producten war, so achteten es die Spanier nicht, und man wußte sogar nicht mehr, ob es eine Insel oder Halbinsel sei, bis im J. 1697 der Jesuit Maria Salvatierra hier im Vereine mit Andern eine Mission gründete, welche glücklichen Erfolg hatte und zu mehreren Niederlassungen Veranlassung gab. Die Regierungsgeschäfte waren in den Händen der Pater; sie herrschten unumschränkt, und selbst der Militärcapitain zu Loreto stand unter den Befehlen des Pater Präsidenten. Allein 1767 wurden die Jesuiten vertrieben und das Missionsgeschäft den Dominicanern übertragen. Mit der Colonisirung des über die Halbinsel hinauf liegenden Küstenstrichs, welcher nun zum Unterschiede von der Halbinsel (Alt-Californien) Neu-Californien genannt wurde, wurden die Franciscaner beauftragt, welche hier ebenfalls in kurzer Zeit mehrere Niederlassungen begründeten. Die oberste Gewalt aber erhielten weder Dominicaner noch Franciscaner, sondern die Militärgouverneurs zu Loreto (Nieder-Californien) und San Carlos de Monterey (Ober-Californien). Als im J. 1823 sämmtliche span. Besitzungen in Nordamerika sich vom Mutterlande losrissen, wurden auch beide Californien Theile der neu entstandenen Republik. — Der Flächeninhalt beider Gebiete beträgt gegen 3400 □M., welche von 40—50000 Menschen bewohnt werden, die zur Hälfte Indianer sind. Ein Theil derselben lebt noch in wildem Zustande, die andern aber sind bekehrt, haben in neuerer Zeit Freiheit und Ländereien erhalten und treiben Ackerbau und Viehzucht. — Beide Californien haben einen fruchtbaren Boden, bringen Getreide, Wein, Früchte, Gemüse ꝛc. hervor und sind reich an Mineralien. In Alt-Californien ist der Hauptort Loreto, in Neu-Californien San Carlos de Monterey. Der Hafenort St. Franzisco ist die nördlichste Mission von Neu-Californien. 15.

Caligula (Cajus Julius Cäsar Germanicus), geb. 12 n. Chr. im röm. Lager am Mittelrhein, der einzig noch übriggebliebene dritte Sohn des Cäsar Germanicus (Sieger gegen die Deutschen unter Hermann) und der Agrippina, Urenkel des Antonius und der Octavia, ein vollendeter Despot, Wollüstling und Verschwender. Bis in sein 20. Jahr meist im Lager erzogen fand zwischen ihm und den Soldaten schon frühzeitig eine Gleichstellung in Sitten und Kleidung statt, und er erhielt von ihnen wegen seiner Fußbekleidung (caligae) den Zunamen Caligula (Stiefelchen). Dem Kaiser Tiberius (s. d. Art.) suchte er auf alle Art zu schmeicheln und er entging daher dessen Mordlust unter vielen seiner Verwandten. Im J. 32 n. Chr. nahm jener ihn zu sich nach Capreä, überhäufte ihn mit Wohlthaten, ernannte ihn zum princeps juventutis und als Adoptivenkel zu seinem Nachfolger mit dem Ermahnen, des jüngern Tiberius, seines Enkels, Sohnes des Drusus, zu schonen. Nach des Kaisers Tiberius Tode, wobei C., nach Sueton, nicht ohne Theilnahme geblieben war, ward er, geliebt wegen des edlen Germanicus, unterm Zujauchzen der Römer so wie der Bewohner aller Provinzen, Erbe des Throns (März 37 n. Chr.) und durch einen Senatsbeschluß Imperator und Princeps, welchen Würden er noch den Titel Dominicus beifügte, das herkömmlich politische Schauspiel, als würden ihm diese Ehren aufgedrungen, beobachtend. Den Anfang seiner Regierung begleiteten Gerechtigkeit, Edelmuth und Würde. Er suchte sogleich das unter Tibe-

rius seinen Verwandten zugefügte Schicksal ihnen vergessen zu machen und das Andenken der bereits getödteten zu ehren; wies die Anklagen beleidigter Majestät von sich mit der Erklärung: „er habe nichts gethan, weßhalb ihn Jemand hassen könne;" rief die Verbannten zurück, drang auf strenge Sittlichkeit, bewies sich gegen die vor ihm von Rom beeinträchtigten Fürsten gerecht durch Wiedereinsetzung in ihre vorigen Rechte oder Freigebung aus der Haft und versprach dem Senate gerechte und gemäßigte Regierung. Dieß Alles hielt er 8 Monate meist unter Leitung seiner Großmutter Antonia, bis er darauf in eine tödtliche Krankheit fiel, während welcher ganz Rom trauerte und gutmüthige Thoren Gelübde thaten. Sei es, daß sein Verstand durch die Krankheit zerrüttet worden war, oder daß er in der kurzen Regierungszeit sein verderbtes Gemüth mit Gewalt in Schranken gehalten hatte; ungezügelt gab er sich jetzt allen Lastern hin, und seine Regierung bildet zugleich mit wenig Ausnahmen fortan eine Reihe von Thorheiten. Diejenigen, die während seiner Krankheit gelobt hatten, sich für sein Leben zu weihen, wurden genöthigt, dieß Gelübde an sich blutig zu vollziehen; den unschuldigen Nebenbuhler Tiberius zwang er sich selbst sein schmachvolles Leben zu nehmen; selbst seiner Großmutter bereitete er den Tod, so wie seinem Schwiegervater Silanus, dessen Tochter und Gemahlin C.'s, Junia Claudilla, bereits im Kindbette gestorben war. Kostspielige Baue, die er nicht vollendete und außerordentliche Verschwendungen hatten bereits in einem Jahre den von Tiberius aufgehäuften Privatschatz von 90, nach Andern 150 Mill. Thalern erschöpft, deßhalb ließ er mehrere der Reichsten in Rom unter dem Vorwande, seinen Verwandten nach dem Leben gestanden zu haben, umbringen, um ihre Güter einziehen zu können. Des Mordens ward kein Ende. Einst wünschte er, das römische Volk möchte nur einen Kopf haben, um es auf einmal hinrichten zu können. Mit seiner Schwester Drusilla lebte er in sträflichem Umgange; dem C. Calpurnius Piso, auf dessen Hochzeit er geladen war, raubte er die Livia Orestilla, die er aber in wenig Tagen wieder verstieß. Dasselbe geschah mit der Gemahlin des Memmius, Lollia Paulina; nur die Milonia Cäsonia, mit der er seither vertrauten Umgang gepflogen hatte und die jetzt seine Gemahlin ward (39), erfreute sich seiner dauernden Neigung; ihr grausamer und wollüstiger Charakter aber entsprach dem seinigen. Er ließ sich unter die Götter versetzen und ihnen gleich verehren, zeigte sich öffentlich mit deren Attributen und stellte sich, als hielte er Unterredungen mit ihnen. Eine seiner größten Thorheiten war der Bau einer Schiffbrücke zwischen Bajä (s. d. Art.) und Puteoli (Puzzuolo) 3600 F. lang, über die er, nach Art einer Straße mit Erde und Steinen bedeckt, an der Spitze einer Reiterschaar gleichsam in den Krieg zog. Er ließ sich Vater, Großvater, Mutter ꝛc. der Reichen nennen, um aus diesem Grunde ihre Güter an sich zu ziehen. In diesem Jahre unternahm er einen Zug gegen die Deutschen, ging mit 200000 M. über den Rhein, kehrte aber aus Furcht vor den Deutschen, ohne sie gesehen zu haben, plötzlich um. Wegen dieses und eines ähnlichen Zugs gegen Britannien forderte er hartnäckig einen Triumpheinzug. Seinem Leibrosse, von ihm Incitatus genannt, hatte er ein eignes Haus bauen lassen, es ward von ihm zur Tafel geladen, und er war Willens, es zum Consul zu machen, als er endlich nach 4jähriger, den Römern längst verhaßten Regierung, in einer von Chärea gegen ihn in Gang gebrachten Verschwörung, an 30 ihm beigebrachten Wunden starb (Jan. 41). 25.

Calixtiner war 1) der Beiname einer hussitischen Partei, s. d. Art. Hussiten, und dann 2) später eine Bezeichnung der Anhänger des Georg Calixtus während der synkretistischen Streitigkeiten (s. d. Art.). 60.

Calixtus. Unter den Päpsten dieses Namens regierte C., vielleicht richtiger Callistus I., vom J. 217 bis 222, oder nach Andern von 219 bis 224.

Daß er ermordet und in einen Brunnen gestürzt worden sein soll (den 14. Octbr. 222 oder 224), ist geschichtlich nicht erwiesen. Von seinen übrigen Lebensumständen ist nur so viel bekannt, daß er auf der appianischen Straße den berühmten Kirchhof erbaut haben soll, auf welchem nach Angabe der katholischen Kirche über 74000 Märtyrer begraben liegen. Die zwei Decretalen (s. d. Art.), welche ihm zugeschrieben werden und worin namentlich das Quatemberfasten angeordnet wird, sind unächt. — C. II., vorher Guido, war ein Sohn Wilhelm's des Großen, Grafen von Burgund, und sowohl mit dem Könige von Frankreich, Carl VI., als auch mit dem Kaiser Heinrich V. verwandt. Er wurde am 1. Febr. 1119 im Kloster zu Cluny erwählt und bald darauf zu Vienne gekrönt. Um den alten Streit zwischen dem Kaiser und dem römischen Stuhle über die Investitur beizulegen, hielt C. noch in demselben Jahre eine große Kirchenversammlung zu Rheims, auf welcher mehr als zweihundert Erzbischöfe und Bischöfe und viele angesehene Geistliche aus Frankreich, England und Italien, so wie auch der König von Frankreich, Ludwig VI., umgeben von den Großen seines Reichs, erschienen. Da aber die Unterhandlungen mit dem Kaiser zu Mousson in Lothringen, wohin sich C. begeben hatte, an der Weigerung des Kaisers scheiterten, so wurden hier alle Investituren von Bisthümern und Abteien durch Laien bei Strafe des Bannes verboten und die Excommunication des Kaisers selbst feierlich ausgesprochen. Hierauf begab sich C. nach Rom (1120) und wußte sich seines Gegenpapstes, Gregorius VIII. (s. d. Art.), zu entledigen. Um aber den Streit mit dem Kaiser auszugleichen, schickte er einen Legaten nebst 2 Cardinälen 1122 mit Vorschlägen nach Deutschland, und so kam denn endlich in diesem Jahre, nachdem der Kaiser und sein Kriegsheer vom Banne losgesprochen worden war, auf der Reichsversammlung zu Worms der Vergleich durch das berühmte Wormser Concordat zu Stande (s. Investiturstreit). Weniger wichtig ist der Streit, welchen C. zwischen englischen Bischöfen von Canterbury und von York schlichtete. Er starb den 13. Dec. 1124 und gleichzeitige Schriftsteller schildern seinen Charakter und besonders seine Friedensliebe sehr vortheilhaft, wiewohl Spätere ihm sein Verfahren gegen Gregorius VIII. eben so sehr zum Vorwurfe machen. Unter mehrern Schriften, die er hinterließ, ist die Biographie Karl's des Großen auszuzeichnen. — C. III., also nannte sich zuerst Johannes, Bischof von Tuscolo als Gegenpapst Alexander's III. (s. d. Art.), der aber nie zu einem großen Ansehen gelangte, und nachdem Alexander III. zu Venedig 1177 sich mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, zu Frescati sich unterwarf und Statthalter von Benevent wurde. — Wichtiger ist der Cardinal Alphonsus Borgia, welcher den 8. April 1455 zum Papste erwählt, den Namen C. III. annahm. Dieser Mann, ein geborner Spanier, studirte seit seinem 14. Jahre zu Lerida, wurde Doctor der Rechte, hielt Vorlesungen, und leistete dem Könige von Aragonien, Alphonsus, als vertrauter Rath große Dienste. Späterhin zum Cardinale erhoben blieb er stets am päpstlichen Hofe. Am 8. April 1455 wurde er in seinem 70. (nach Andern in seinem 60.) Lebensjahre zum Papste erwählt und machte nun Anstalt, ein früher gethanes Gelübde zu erfüllen, und die Türken, diese gefürchteten Feinde der Christenheit, auf alle Art zu verfolgen. Er ließ daher alle Fürsten und Nationen Europa's zu einem Kreuzzuge auffordern, Geldbeiträge und den Zehnten von allen geistlichen Einkünften erheben und 16 Galeeren ausrüsten, mit welchen er den Türken 3 kleine Inseln entriß, schickte dem berühmten Skanderbeg Geldhülfe, und hatte endlich die Freude, den ritterlichen Hunyades bei Belgrad einen vollständigen Sieg über die Türken erringen zu sehen. Er befahl daher, den Schlachttag den 6. Aug. 1456 alljährlich zu feiern. Indeß wurde er von den europäischen Fürsten doch nur wenig unterstützt. Der König von Frankreich, Karl VII.,

hatte nicht einmal erlaubt, die päpstliche Aufforderung zu dem Kreuzzuge in seinem Reiche bekannt zu machen, und Alphons, König von Aragonien und Sicilien, hinterging den Papst und brauchte seine Krieger zu einem andern Zwecke. Auch in Deutschland war man nicht geneigt, den Willen des Papstes zu erfüllen. Reichsfürsten sogar riethen dem Kaiser, die Macht des apostolischen Stuhls in Deutschland einzuschränken und man wagte sogar zu behaupten, daß das Ansehen der Päpste weder nothwendig, noch ihnen von Christo verliehen sei und auf der Frankfurter Versammlung im J. 1457 machte man den Anfang, alle Beschwerden gegen den päpstlichen Hof zu sammeln. Darüber entspannen sich weitläufige Verhandlungen, Schutzschriften erschienen von beiden Seiten; doch wurde das Ansehen des Papstes zur Zeit noch nicht sehr erschüttert. Wichtiger war daher wohl für C. der Streit mit dem Könige Alphons (s. d. Art.). Dieser auf seine C. bei seiner Erhebung zum Papste geleisteten Dienste rechnend und Dankbarkeit von C. erwartend, wollte, da er ohne rechtmäßige Erben war, Neapel seinem außerehelichen Sohne Ferdinand hinterlassen, wogegen C. dieses Reich als Lehnreich des apostolischen Stuhles an seinen Neffen, Peter von Borgia, Herzog von Spoleto zu bringen suchte. Alphons rüstete sich gegen C., dieser hingegen that Alphons in den Bann. Der Tod Beider machte diesem Streite ein Ende. C. starb den 6. Aug. 1458. Seinen Nepotismus abgerechnet, wird C. als ein rechtschaffener und billiger Mann geschildert, dem es auch an Gelehrsamkeit, besonders im kanonischen Rechte, nicht gefehlt habe. G.

Calixtus, Georg, eigentlich Kallison oder Callisen, einer der größten Theologen seiner Zeit, ward den 14. Decbr. 1586 zu Meelby im Holsteinischen geboren, wo sein Vater, Johannes C., lange Zeit das Predigtamt verwaltete. In Flensburg auf die höhern Studien gehörig vorbereitet, bezog er im J. 1603 die Universität zu Helmstädt und widmete sich hier vorzüglich der Sprachwissenschaft und der Philosophie. Schon nach zwei Jahren erhielt er die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen zu halten. Von jetzt an studirte er mit großem Eifer Theologie, vorzüglich christliche Alterthümer und Patristik, fing 1609 an, theologische Collegien zu lesen, begab sich aber noch in demselben Jahre auf eine wissenschaftliche Reise, blieb einige Zeit in Jena, Gießen, Tübingen und Heidelberg, und disputirte zu Mainz mit Martin Becanus über die Zahl der Sacramente. Mit einem reichen Holländer, Matthias Overbeck, in dessen Gesellschaft er ein halbes Jahr in Köln zugebracht hatte, bereiste er hierauf Holland, England und Frankreich, kehrte mit den genauesten Kenntnissen des Kirchenthums und des Cultus bereichert im J. 1643 nach Helmstädt zurück, disputirte auf dem Schlosse Hämelsburg mit dem Jesuiten Augustin Turrion von Hildesheim und erhielt bald hernach ein ordentliches theologisches Lehramt. Auch wurde durch diese Disputation ein braunschweigischer Edelmann, von Kleucken, vom Übertritte zur katholischen Kirche abgehalten. Im J. 1636 wurde C. zum Abte von Königslutter ernannt und starb in Helmstädt den 19. März 1656. Er war zu weit über sein Zeitalter erhaben, als daß ihn dieses hätte begreifen können; daher wurde er verketzert und verfolgt. Umfassende, gründliche Gelehrsamkeit, großer Scharfsinn, reife Beurtheilungkraft und ein reicher, auf seinen Reisen und im Umgange mit den berühmtesten Männern (wie Isaac Causabonus in London und Thuanus in Paris) gesammelter Schatz von Erfahrungen, waren in ihm mit einem edeln, liebenswürdigen Charakter vereinigt. Man sagt von ihm, er sei freimüthig wie Luther und friedliebend wie Melanchthon gewesen. Bei allen Hindernissen aber, welche ihm seine befangenen Zeitgenossen in den Weg legten, hatte er dennoch einen großen Einfluß auf die Wissenschaften und namentlich auf die Theologie; ganz vorzüglich aber auf die Aufklärung der Folgezeit, indem die Nachwelt die bedeutenden Leistungen in der Theologie, welche entweder unmit-

telbar von C. oder von seinen Schülern ausgingen, weit richtiger zu würdigen verstand, so daß die Früchte seiner von der Mitwelt oft gehemmten Wirksamkeit doch nicht verloren waren. Hauptsächlich beförderte er ein gründliches Studium des christlichen Alterthums und der Kirchengeschichte und machte den ersten Versuch, die theologische Moral als eine besondere Wissenschaft zu behandeln. Indeß lag gerade in seinen liberalen und toleranten Gesinnungen der Grund zu den mannichfaltigen Anfeindungen, die er erfahren mußte und namentlich wurde sein Streben, einen innern Religionsfrieden unter den Lehrern der verschiedenen Kirchenparteien zu stiften, so sehr mißverstanden, daß man ihm den Vorwurf machte, er beabsichtige im Geheimen die Wiederherstellung des Papstthums und gehe mit Glaubensmischerei um. Zwar vertheidigte sich C. dagegen mit gutem Erfolge in einer eignen Schrift, konnte aber den Ausbruch eines in der evangelischen Kirche darüber entstehenden beispiellosen Streites, der in der Geschichte mit dem Namen der synkretistischen Streitigkeiten (s. d. Art.) bekannt ist, nicht verhindern. Von jetzt an erfuhr C. eine Kränkung nach der andern. Wladislaus IV., König von Polen, welcher die Katholiken und Dissidenten in seinem Reiche zu vereinigen wünschte, veranstaltete ein Religionsgespräch zu Thorn und lud auch den Churfürst von Brandenburg ein, seine Theologen (reformirter Partei) dahin zu schicken. Da aber der Rostocker Theolog Dr. Quistorp seines hohen Alters wegen der deßhalb an ihn ergangenen Aufforderung nicht nachkommen konnte, so schrieb Dr. Bergius an C., welcher auch nach erhaltener herzogl. braunschweigischer Erlaubniß zum Beistande der Königsberger Theologen nach Thorn reiste. Hier aber wurde er unter allerlei nichtigen Vorwänden von den öffentlichen Verhandlungen ausgeschlossen, wiewohl man ihm privatim alle Ehre erwies; und als das Religionsgespräch, dessen Zweck unerreicht blieb, abgebrochen worden war, traten die sächsischen Theologen Hülsemann, Weller, Scharf, besonders aber Calovius und außer diesen mehrere Lehrer der Universitäten Straßburg, Gießen, Tübingen, Marburg und Greifswalde mit einem Male gegen C. auf, gaben ihm Ketzereien schuld und verfuhren so heftig und so gehässig gegen ihn, daß die sämmtlichen evangelischen Reichsstände (den einzigen Landgrafen von Hessen ausgenommen) 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg den Churfürsten von Sachsen, Johann Georg I., bitten ließen, seinem streitsüchtigen Theologen Stillschweigen aufzuerlegen. Die ungenügende Antwort, die dieser Fürst ertheilte, machte ihm weniger Ehre, als dem C. sein würdevolles Benehmen, dem nichts zur Last fällt, als daß er seine Zeitgenossen für fähig hielt, eine Aufklärung anzunehmen, zu welcher der größte Theil derselben noch nicht reif war. Unter seinen zahlreichen Schriften sind werthvoll und werden heut noch geschätzt: Apparatus, s. introductio in studium et disciplinam theologiae, Helmst. 1655. von seinem Sohne herausgegeben und aus seinen Handschriften vermehrt 1661. Fragmentum historiae eccles. occident., wie es gewöhnlich citirt wird, mit dem ursprünglichen Titel: De statu rerum in ecclesia occidentali seculis VIII. IX. X. et deinceps, Helmst. 1661. De conjugio Clericorum, Helmst. 1631., eine Schrift, die eine sehr gediegene Bestreitung des Cölibats der Geistlichen enthält. Mehrere seiner dogmatischen und exegetischen Schriften erschienen theils ohne sein Zuthun, theils erst nach seinem Tode. Seine gelehrten Streitigkeiten veranlaßten die Disputt. XV de praecipuis christianae religionis capitibus etc. editae a F. V. Calixto, Helmst. 1658. 4. — Zwar kein so gründlicher Gelehrter, auch wohl weniger gemäßigt, dennoch aber nicht ohne Verdienste war sein Sohn Friedrich Ulrich C., geb. zu Helmstädt den 8. März 1622, welcher zuerst Arzneikunde, dann aber Theologie studirte, seinen Vater 1645 nach Thorn begleitete, mehrere Streitschriften herausgab, 1650 eine Professur der Theologie zu Helm-

städt erhielt, Deutschland, Böhmen, Ungarn, Italien bereiste, 1652 Doctor der Theologie, 1664 fürstl. wolfenbüttelscher Consistorialrath, 1684 Abt zu Königslutter wurde und den 13. Jan. 1701 starb. Was diesen Mann merkwürdig macht, war die Art, wie er in den synkretistischen Streitigkeiten als Vertheidiger seines Vaters auftrat, von welchem er auch mehrere Schriften herausgab. Er selbst war ein fruchtbarer Schriftsteller, s. Georg. Calixti consultatio de tolerantia Reform. Helmst. 1697. und Joh. Fabricii Memoria F. V. Calixti, Helmst. 1701. 60.

Calkar (Johann von), ein trefflicher niederländischer Maler, geb. zu Calkar um das J. 1500. Er bildete sich nach van Eyk und Tizian, scheint aber in seinen Werken als völlig selbstständig, und ist in seinen genialsten Schöpfungen nie auf Abwege gerathen. Außer seinen Gemälden, deren sich viele in Italien befinden, schätzt man auch besonders seine Zeichnungen, die von Kennern für künstlerisch vollendet gehalten werden. In der Boisserée'schen Gemäldesammlung befindet sich eine mater dolorosa von ihm, die für eine seiner ausgezeichnetsten Arbeiten gilt; übrigens hat er auch die Zeichnungen für Vasari's großes Werk geliefert. Die Manier C.'s ist kaum von der Tizian's zu unterscheiden. 22.

Calkoen (Jean Frederik von Beek), ein ausgezeichneter niederländischer Astronom, geb. zu Gröningen den 5. Mai 1772, ward zu Amsterdam, wohin sein Vater als reformirter Prediger berufen wurde, für die Universität vorbereitet und begab sich von da aus nach Utrecht, wo er 7 Jahre blieb, sich anfangs den theologischen, später aber den astronomischen und mathematischen Wissenschaften widmete. Alsdann besuchte er die Universitäten Göttingen, Leipzig und Jena, die Sternwarten zu Gotha und Berlin, um seine Kenntnisse immer mehr zu bereichern. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, 1799 außerordentlicher, 1804 ordentlicher Professor der Astronomie und Mathematik zu Leyden und übernahm 1805 diese Professur zu Utrecht. In der Commission der Maße und Gewichte war er sehr thätig, so daß ihm König Ludwig Buonaparte dafür öffentlich seinen Dank bezeugte. C. starb den 25. März 1811. Seine vorzüglichsten Werke sind: Euryalus, het over schone (Harlem 1802.). Die lat. Abhandlung über die Uhrwerke der Alten und die Widerlegung des Werks von Dupuis, Origine de tous les cultes unter dem Titel: Over den oorsprong van den Mozaischen en Christelijken godsdienst, eine von der Taylor'schen Stiftung gekrönte Preisschrift. 26.

Call (Jan van), geb. 1655 zu Nimwegen, gest. 1703 im Haag, gehört zu den ausgezeichnetsten Malern der niederländischen Schule, um so mehr, da er Autodidact war. Seine Originalwerke sind meistens Zeichnungen der Natur mit chinesischer Dinte gefertigt und das vorzüglichste darunter der Lauf des Rheins von Schaffhausen bis Schevelingen in 72 Blättern. 16.

Callaeci, ein altes celtisches Volk in Spanien, dessen Namen sich in Galicien, ihrem Wohnsitze, erhalten hat. Sie zerfielen in die Bracari zwischen dem Minho und Duero (vielleicht stammt das heutige Braga von ihnen her), und in die Lucenses im eigentlichen Galicien und kämpften lange glücklich gegen die Römer um ihre Unabhängigkeit, mußten jedoch endlich unterliegen. 37.

Callenberg (Johann Heinrich), geb. 1694 im Gothaischen, seit 1727 außerordentlicher Professor der Philosophie in Halle und 1739 ordentlicher Professor der Theologie daselbst, gest. 1760, hat sich durch das nach ihm benannte Callenbergische Institut einen Namen in der Kirchengeschichte erworben. Als nämlich der Prediger Müller in Gotha den Plan faßte, durch Abfassung von christlichen Schriften in jüdisch-deutscher Sprache die Juden zum Christenthume zu bekehren, ward C. davon aufs Innigste ergriffen und suchte unter Mitwirkung eines getauften Israeliten, Dr. Frommann, diese Schriften im Drucke erschei-

nen zu lassen, gründete darauf 1728 eine eigne Missionsanstalt zu diesem Zwecke, die sich bald auch auf die Muhammedaner erstreckte, und sandte seine Schüler in alle Länder Europas und selbst nach Asien und Afrika. Unter diesen sind Stephan Schulz und O. G. Tychsen die berühmtesten. Aber 1791 ward dieß Institut durch ein königl. Rescript mit den Frankischen Stiftungen vereinigt, da seine Hülfsmittel zum eignen Fortbestehen zu gering waren, weßhalb es auch nicht viel hat leisten können. 35.

Callico, s. Kattun.

Callisen (Heinrich), erster Professor der Chirurgie, Generaldirector der chirurgischen Akademie, Commandeur des Danebrogs und Conferenzrath, war geboren den 11. Mai 1740 zu Prenz im Holsteinischen und ist den 5. Febr. 1824 zu Kopenhagen gestorben. Sohn eines armen Landpredigers kam er, um die Chirurgie zu erlernen, nach Kopenhagen bei einem Barbiere in die Lehre, diente hierauf als chirurgischer Assistent und wurde bei einem Regimente zu Kopenhagen Compagniechirurg, nahm aber bald seinen Abschied, weil er von einem Officiere beleidigt worden war. Hierauf erhielt er auf seines Gönners Hennings Fürsprache die Stelle eines königl. Pensionairs beim anatomisch-chirurgischen Amphitheater und eines Reservechirurgs beim Friedrichshospitale zu Kopenhagen, in welchem glücklichen Verhältnisse er es nach fünf Jahren unablässigen Fleißes so weit brachte, daß er mit Erlassung des akademischen Studiums sogleich zum rigorosum zugelassen wurde und dieß mit solchem Beifalle überstand, daß ihm ein königl. Reisestipendium auf vier Jahre bewilligt wurde, mittelst dessen er sich zu Paris und London weiter ausbilden konnte. 1771 erhielt er die Ernennung zum Oberchirurg der dänischen Flotte, 1792 die medicinische Doctorwürde und bald darauf eine Professur der Chirurgie an der Kopenhagner Universität. Von jetzt an hatte er den wichtigsten Einfluß sowohl auf die wissenschaftliche Bildung junger Studirender, deren eine große Zahl in ihm ihren Lehrer verehrte, noch mehr aber wurde sein Einfluß auf die Ausbildung der Chirurgie erhöht durch die Herausgabe seiner Institutiones Chirurgiae hodiernae, die 1777 zum ersten Male erschienen, und seitdem in vielen Auflagen und Übersetzungen durch ganz Europa verbreitet sind. Doch nicht allein vermöge seiner Stellung auf den Wirkungskreis des Lehrers beschränkt — 1791 trat er die Stelle als Generaldirector bei der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen an —, wirkte C. viel Gutes bei der Beaufsichtigung der öffentlichen Medicinalanstalten, bei der Verbesserung des See-Medicinalwesens, bei der Einrichtung des Gesundheitscollegiums ꝛc., bis er im J. 1805 auf sein Verlangen von seinen öffentlichen Ämtern entlassen wurde, so daß er von dieser Zeit an bis zu seinem Tode sich nur der ärztlichen und wundärztlichen Praxis widmete. 39.

Callot (Jacob), ein berühmter Kupferstecher und Zeichner, wurde 1593 zu Nancy geboren, wo sein Vater die Würde eines Waffenherolds von Lothringen bekleidete. Seine entschiedene Neigung für die zeichnende Kunst fand den Beifall des auf seinen Adel stolzen Vaters nicht; deßhalb entwich Jacob in seinem 12. Jahre heimlich aus dem väterlichen Hause und gelangte, von allen Hülfsmitteln entblößt, durch Anschließen an eine Zigeunerbande glücklich nach Florenz. Hier genoß er durch Vermittelung eines Officiers des Großherzogs einige Zeit den Unterricht des Künstlers Cantogallino, bis er von Kaufleuten aus Nancy erkannt und zurückgebracht wurde. Doch er entfloh zum zweiten Male und erhielt nun endlich von seiner Familie die Erlaubniß, die begonnene Laufbahn fortzusetzen. Bei Parigi zu Rom lernte er die Zeichnung und bei Philipp Thomassin die Kupferstecherkunst. Hierauf kehrte er nach Florenz zurück und lebte längere Zeit daselbst geehrt und ausgezeichnet von dem Großherzoge Cosmo II. Nach dessen Tode begab er sich nach Lothringen zurück, wo er von dem

Herzoge Heinrich sehr gut aufgenommen wurde, und ging 1628 nach Frankreich, um daselbst mehrere bedeutende Aufträge auszuführen. Jedoch konnte er später nicht dazu bewogen werden, die Eroberung seiner Vaterstadt durch die Franzosen darzustellen und schlug selbst glänzende Anerbietungen Ludwig's XIII. aus. Er blieb zu Nancy und starb daselbst, während er Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien traf, an Erschöpfung den 27. März 1635. — Der künstlerische Werth C.'s war schon bei seinen Lebzeiten anerkannt und man rechnet ihn jetzt noch mit Recht unter die größten Künstler seines Genre. Er arbeitete wenig mit dem Grabstichel, sondern ätzte den größten Theil seiner Werke, in welchen eine außerordentlich fruchtbare, oft in das Gebiet des Romantisch-Grotesken schweifende Phantasie dem Beschauer die größte Bewunderung entlockt. Eben diese so reiche Einbildungskraft nöthigte ihn, die Figuren klein zu machen, um Raum genug zu gewinnen. Seine Zeichnungen werden ebenfalls sehr geschätzt. Zu den besten Arbeiten C.'s gehören die Eroberung von Rochelle; der Angriff auf die Insel Ré; die Ansicht von der Pont-neuf; die Passion; Apostel; Evangelisten; Darstellung des Kriegselendes; die beiden Versuchungen des heiligen Antonius; das Carousſel; Zigeuner; Maskendarstellungen ꝛc. Das berühmteste seiner Werke aber ist die sogenannte Messe von Florenz (14 Zoll hoch und 25 Z. breit), oder die Ansicht der jährlichen großen Messe zu Modona del Impruneta, ein Blatt, auf welchem eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände und Figuren mit den seltsamsten Physiognomien und charakteristischen Zügen zusammengestellt sind. — Wir verweisen zuletzt noch den Leser auf C. Th. W. Hoffmann's Phantasiestücke, in welchen eine höchst originelle und treffende Charakteristik C.'s gegeben ist. Ein Verzeichniß sämmtlicher Werke dieses Künstlers kann man nicht aufstellen; das genügendste findet man im 3. Thle. des Dict. des Artistes. 22.

Callus, Beinschwiele, Knochennarbe, franz. cal; engl. callus, ist jene knöcherne, ringförmige Wulst, die sich an Stellen, wo der Knochen gebrochen ist, bildet und die Vereinigung der Knochentheile vermittelt. Lange ist man über Entstehung des C. im Irrthume gewesen; bis auf die neuern Zeiten war man der Meinung, daß er sich durch Ausschwitzung glutinöser Stoffe aus der Oberfläche des Knochenbruchs bilde. Andere schrieben ihn der Verknöcherung des beim Bruche vergossenen Bluts, noch Andere der Verknöcherung der Knochenhaut (periosteum) zu. Wie in andern Fällen so haben auch hier Vivisectionen das meiste Licht gebracht, indem sie erwiesen haben, daß der C. Produkt einer Entzündung ist, der sich folgendermaßen ausbildet: zuerst entzünden sich die weichen Theile an der Bruchstelle, als das Zellgewebe, die Knochenhaut und das Knochenmark, der Knochen selbst schwillt an und wird aufgelockert, die Bruchenden werden von einem faserig-zelligten Gewebe eingehüllt, die Knochenspitzen aufgesaugt, in dem faserigen Wulste entstehen Knorpel- und Knochenpunkte, die sich weiter ausbreiten, zusammenschmelzen und eine Knochenzwinge darstellen, unter der die Verknöcherung in den Zwischenräumen der Bruchenden immer weiter fortschreitet, bis endlich diese Verknöcherung mit der eigentlichen Knochensubstanz verschmilzt, so daß an dieser Stelle der Knochen dichter als an jeder andern Stelle wird. 39.

Calmar, eine Stadt an der Ostküste Schwedens, der Insel Öland gegenüber, mit 500 Häus. und 4600 Einw., mehreren Fabriken und lebhaftem Handel, spielt in der schwedischen Geschichte eine vorzügliche Rolle durch das den 20. Juli 1397 hier gegebene Vereinigungsdecret der 3 skandinavischen Reiche, die calmarische Union genannt, durch die Königin Margarethe (s. d. Art.), nach welchem diese 3 Wahlreiche durch ewigen Frieden mit einander verbunden, aber jedes nach eignen Gesetzen regiert, von einem gemeinschaftlich gewählten

Könige regiert werden sollten. Aber diese ward vorzüglich für Schweden die Quelle eines 120jährigen Bürgerkrieges, durch den Haß gegen ausländische Fürsten und deren Begünstigung der Ausländer veranlaßt, so daß, obgleich 1438 die Union zu C. feierlich erneuert und 1483 durch den calmarischen Receß, in welchem der König Johann dem schwedischen Adel die drückendsten Bedingungen gewährte, bestätigt wurde, Schweden von dieser Union doch wenig gewußt hat, bis es sich unter der tyrannischen Regierung Christian II. wieder als besonderes Reich gestaltete (s. Gustav Wasa). 37.

Calmet (Dom Augustin), ein gelehrter Benedictinerabt, geb. 1672, Benedictiner 1688, Priester 1696, zeichnete sich vor allen Brüdern durch Gelehrsamkeit aus, war an verschiedenen Orten Prior und Abt, bis er endlich 1728 Abt zu Senones in Lothringen wurde, wo er 1756 starb. In jeder Hinsicht ausgezeichnet hat er sich besonders als theologischer Schriftsteller bei seinen Glaubensgenossen einen großen Namen erworben, den selbst der oft gegründete Tadel gelehrter Männer, wie Dupin, Fourmont u. A., nicht sehr hat schmälern können. Unter seinen vielen Schriften zeichnen wir aus: **La Sainte Bible en latin et en français avec un commentaire littéral et critique. Paris 1707 — 1716.** 23 Bde. 4., zwar nach den Grundsätzen der katholischen Dogmatik gearbeitet, aber mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit aus allen hierher einschlagenden Fächern, weßhalb auch die Commentarien in die verschiedensten Sprachen übersetzt worden sind. — **Dictionnaire historique et critique — de la bible. Paris 1722. 2 Bde. Fol. Toulouse 1783. 6 Bde. 8.** Die Bemerkungen im Commentare zur Bibel in alphabetischer Ordnung enthaltend. — Außerdem sind zu bemerken seine vielmals herausgegebene und übersetzte: Heilige Geschichte des A. und N. T.; deutsch Augsburg 1788. 5 Bde. 8.; Universalhistorie; deutsch Augsb. 1776 — 1797. 12 Bde. 8.; Geschichte von Lothringen. Neueste Ausgabe, Nancy 1745 — 1757. 7 Bde. 8. 16.

Calmoucks, s. Wollenzeuge.

Calmus, Calmus-, Ankerwurzel, wohlriechende Schwerdtlilie, lat. calamus; fr. roseau aromatique, acorus odorant; engl. saveet flag; ital. acoro, canna odorifira, erba cannella; von acorus calamus L., aus Jussieu's Familie der aron-ähnlichen Pflanzen (aroideae), und Linn. hexandria monogynia; eine in Europa, im Elsaß, in der Normandie, in Japan ꝛc. wachsende Pflanze, von der die Wurzel, die sehr lang, einen kleinen Finger stark, fest zusammengedrückt, kniefórmig, mit vielen, von der abgeschnittenen Behaarung herrührenden Fäserchen oder Narben versehen, außen bräunlich-grün oder röthlich-weiß, innen weiß, weich und von schwammigem Gewebe ist, gemeiniglich C. genannt wird. Sie hat einen gewürzhaften, angenehmen Geruch, einen scharfen, brennenden und etwas bittern Geschmack. Nach Trommsdorff soll dieselbe ein wesentliches Öl, Emetin, eine extractivstoffige Substanz, Gummi, Harz und holzige Bestandtheile enthalten. Man darf sie nicht mit dem Gewürzcalmus (calmus aromaticus) verwechseln, der früher aus Ostindien kam, in kleinen wohlriechenden und bitter schmeckenden Bündeln versendet wurde, doch gegenwärtig weder im Handel vorkommt, noch von den Ärzten mehr angewandt wird. Der C. wird in der Medicin als ein reizendes, tonisches, magenstärkendes und blähungtreibendes Mittel angewendet. Besonders ist er, mit Wein gekocht, Greisen und lymphatischen Personen als ein angenehmes Magenmittel zu empfehlen. Man bereitet aus ihm in den Apotheken ein ätherisches Öl, ein Extract und eine Tinctur. Mit Zucker überzogen gibt diese Wurzel den bekannten überzuckerten C. 7.

Calomarde (Don Francisco Tadeo), span. Finanzminister und Günstling Ferdinand VII., hat seit dem J. 1824 eine äußerst bedeutende und einflußreiche

Rolle in den innern Angelegenheiten Spaniens gespielt und sich mit Ausnahme einer nur einige Stunden dauernden Ungnade des Königs, trotz seiner zahlreichen Gegner durch Klugheit und fortdauernde Anhänglichkeit an die Person seines Herrn bei allen so häufigen Ministerwechseln auf seinem Posten zu erhalten gewußt. C. ist bürgerlicher Herkunft und war bis 1824 Secretair beim hohen Rathe von Castilien. Im Januar des genannten Jahres aber erhielt er an Don Heredia's, Grafen von Ofalia, Statt, welcher Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, das Justizministerium. Als strenger Absolutist mußte er bald mit dem gemäßigtern Ofalia in Widerspruch gerathen; er schloß sich daher an den Secretair des Staatsraths Ugarte, welcher die Camarilla leitete und später, jedoch mit Vorsicht und nur so weit, als er sie zu seinen Zwecken brauchte, an die apostolische Partei an. Im Juli desselben Jahres fiel Ofalia, C. aber hatte sich in der Gunst des Königs befestigt und wußte sich auch gegen den neuen Minister Zea zu behaupten. Doch mochte er nicht ganz unthätig bei dessen Entlassung (Oct. 1825) gewesen sein, obgleich er der Camarilla und den Apostolischen gern das Verdienst, dieß bewirkt zu haben, überließ. Der Nachfolger Zea's, der Herzog von Infantado, mußte ebenfalls den Intriguen der Gegenpartei weichen (Octrb. 1826) und erhielt Salmon zum Nachfolger. C. hatte sich während dieser Zeit durch kluge Benutzung der Umstände behauptet, aber vorsichtig genug sich nicht unbedingt an irgend eine der Parteien angeschlossen, sondern nur rein im Interesse des unumschränkten Thrones gehandelt. Weit entfernt zu den Gemäßigten zu gehören, ließ er vielmehr die Justiz in ihrer ganzen abschreckenden Härte bestehen und stimmte im Ministerrathe für Beibehaltung der so heftig angefeindeten Freiwilligen, sprach aber doch nach mühsamer Unterdrückung der karlistischen Unruhen in Catalonien (1827) für die Erlassung einer Amnestie, da er durch sie am besten die Wiederherstellung der Ruhe bewerkstelligen zu können glaubte. Übrigens bewirkte er manche wohlthätige Einrichtungen in der Gerechtigkeitspflege, vermochte aber nicht der öffentlichen Unsicherheit abzuhelfen und den allgemein verbreiteten Räubereien Einhalt zu thun. Bei dem großen Einflusse, welchen er auf den König ausübte, ist es wahrscheinlich, daß er an der Aufhebung des salischen Gesetzes (1830) ebenfalls Theil gehabt hat. Nach Salmon's Tode (1832) übernahm er eine Zeit lang die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, überließ sie aber im Februar 1832 dem Grafen von Alcudia und nahm seine Stelle als Justizminister wieder ein. 22.

Calomel, s. Queckſilber.

Calonne (Charles Alexander de), Finanzminister Ludwig's XVI. vom Novbr. des J. 1783 bis zum April 1787, geb. am 20. Jan. 1734 zu Douai, studirte zu Paris und wurde anfangs Generaladvocat bei dem Provincialgerichte von Artois, hierauf Generalprocurator bei dem Parliamente zu Douai und 1763 Maître des requêtes. Als solcher benutzte er die Gelegenheit, durch thätige Theilnahme an der Intrigue gegen den Minister Choiseul sich beim Hofe beliebt zu machen. Jedoch lud er als Generalprocurator der Commission, welche das Benehmen la Chalotais, des Sachwalters der über ihren Commandanten, den Herzog von Aiguillon, erbitterten Bretagner, untersuchen sollte, durch unzeitigen Eifer den allgemeinen Haß der Parliamente auf sich, verließ daher diesen Wirkungskreis und nahm 1768 die Intendantur von Metz und später die von Lille an, wo er sich durch sein Geschäftstalent ganz besonders auszeichnete. Während einer 15jährigen Verwaltung dieses Amtes hatte er jedoch nichts verabsäumt, um seinen heißesten Wunsch, an die Spitze der Finanzen Frankreichs gestellt zu werden, endlich zu erreichen. Einschmeichelndes Benehmen mit wirklicher Aufrichtigkeit und seine gesellschaftlichen Tugenden hatten ihm viele gewichtige Freunde am Hofe verschafft. So kam es, daß er nach Ormesson's Abdankung

im Novbr. des J. 1783 auf den so höchst schwierigen Posten berufen wurde. Die Zerrüttung der Finanzen war auf den höchsten Punkt gestiegen, eine ungeheure Masse Schulden zu bezahlen, und dabei alle Cassen leer und schon große Summen im Voraus eingetrieben. C., leichtsinnig, voller Pläne, aber schwankend und unsicher und nicht beständig genug, um eine auf fester Basis berechnete Radicalform vorzunehmen, zeigte durchaus keine Verlegenheit. Ohne sich um Zukunft und die Unhaltbarkeit seines flüchtigen Systems sehr zu kümmern, unternahm er Operationen, welche nur für den Augenblick berechnet waren und den Mindereingeweihten tröstliche Hoffnungen gewährten, zumal da er die Verschwendung des Hofes begünstigte und nie um Mittel dazu in Verlegenheit war; ja er versprach das Deficit in kurzer Zeit zu decken, wenn mit Bewilligung der Stände, welche, wie er dem Könige glauben machte, gewiß erfolgen würde, ein anderes von ihm entworfenes Steuersystem zur Ausführung käme. Auf eine Versammlung der Notablen setzte C. seine ganze Hoffnung, allein er wurde getäuscht; denn diese bewies ihm geradezu, daß durch seine unsinnige Verwaltung die Schuld gehäuft und auf diesem Wege das Verderben Frankreichs unvermeidlich sei und versagte ihm jede Unterstützung bei seinen Plänen. Der König mußte endlich von allen Seiten bestürmt nachgeben und C. entlassen (April 1787). Der gestürzte Minister sollte sogar öffentlich angeklagt werden und so die allgemeine Erbitterung erkennend flüchtete er nach England, wo er sich mit Widerlegung der ihm gemachten Beschuldigungen beschäftigte und mehrere, wiewohl vergebliche, Versuche machte seine Feinde zu besänftigen. Nach Ausbruch der Revolution zeigte er sich im Interesse der Bourbons durch Schrift und Wort äußerst thätig. Besonders interessant in dieser Beziehung ist sein Werk: Tableau de l'Europe en Novembre 1795. 1802 kehrte er nach Paris zurück und starb daselbst am 29. Octbr. — Seine zahlreichen Schriften, größtentheils finanziellen Inhalts, sind höchst geistreich geschrieben, und zum Verständniß der Begebenheiten jener Zeit noch immer von großer Wichtigkeit. 22.

Calorimeter ist eine von Lavoisier und la Place erfundene Vorrichtung, welche dazu dient, die von einem Körper ausgehende Wärme zu messen. Sonst pflegte man sie den Eisapparat zu nennen. Man umgibt einen Körper von allen Seiten mit Eis und nimmt als relatives Maß der Wärme das Quantum des aus der Eishülle durch die Wärme des Körpers ausgeschmolzenen Wassers an. Die Menge geschmolzenen Eises von einem erwärmten Körper ist desto größer, 1) je größer die Masse eines Körpers ist, 2) je stärker seine Erwärmung war und 3) je größer das Maß fühlbarer Wärme ist, das er bei gleicher äußerer Erkältung absetzt. Der C. dient nicht nur dazu, die specifische Wärme fester oder flüssiger Körper zu bestimmen, sondern auch die Wärme anzugeben, die sich bei der Vermischung verschiedener Flüssigkeiten bei dem Respirations- und Verbrennungsprocesse u. dgl. entwickelt. 33.

Calottisten (régiment de la calotte) nannten sich in Paris unter Ludwig XIV. eine Gesellschaft lustiger Leute von einer platten Mütze (calotte), welche man Einem von ihnen wegen Kopfschmerzen aufzusetzen gerathen hatte. Jedem, von dem irgend eine Thorheit oder Lächerlichkeit bekannt worden war, ward ein Patent zugeschickt und selbst Königen und Ministern trug man die Mitgliedschaft an. Natürlich zogen sie sich große Feindschaft zu und wurden endlich unterdrückt. Ihre Organisation schien militairisch, sie standen unter einem Obersten und daher kam auch der Name Regiment. 30.

Calovius (Abraham), einer der berühmtesten lutherischen Theologen des XVII. Jahrh., geb. 1612 zu Mohrungen in Preußen, studirte in Königsberg und Rostock, ward 1637 außerordentlicher Professor der Theologie zu Königsberg. 1643 Rector des Gymnasium zu Danzig, 1650 Professor der Theologie

zu Wittenberg und endlich Pastor primarius und Generalsuperintendent daselbst. Er starb 1686. Die orthodoxe lutherische Partei hatte an ihm einen der streitsüchtigsten Vorkämpfer und sein ganzes öffentliches Leben war fast nur ein Streit gegen andere Ansichten. So war er z. B. einer der heftigsten Sprecher auf dem Religionsgespräche zu Thorn (1645) und der Hauptstimmführer gegen Georg Calixtus in den synkretistischen Streitigkeiten. Unter seinen vielen Schriften zeichnen wir aus: **Historia Syncretistica (1682) 4.; Criticus sacer biblicus; Socinianismus profligatus; Systema locorum theologicorum 6 Bde. Wittenberg 1655. 4. Biblia illustrata. 5 Bde. Wittenberg. 1672.** 16.

Calpe, das südliche Vorgebirge Spaniens, eine von den Säulen des Hercules, ist das heutige Gibraltar (s. d. Art. und Abyla). 37.

Calprenede (Claudius Walther de Costes, Herr de la), einer der berühmtesten französischen Romanschreiber des XVII. Jahrh., wurde zu Tolgon in Gascogne, man weiß nicht gewiß in welchem Jahre, geboren, trat 1632 zu Paris in das Garderegiment ein und starb 1663 als königl. Kammerherr in Folge eines Sturzes vom Pferde. — Durch seine bändereichen Romane in der Manier des Herrn von Urfé erlangte er eine große Berühmtheit; sie wurden allgemein verschlungen und galten für das Schönste, was in dieser Art nur je zum Vorscheine gekommen war, daher die zahlreichen Nachahmer. Man kann auch nicht umhin, dem Verfasser dieser wohlbeleibten Werke Phantasie und wirklich poetisches Talent zuzugestehen; bei aller nur möglichen Breite vermißt man doch nicht interessante Verknüpfung und wahrhaft große Charaktere; allein C. war ein Vielschreiber und bekümmerte sich wenig um die Ausbildung seines schönen Talents. Unter seinen Romanen sind die bekanntesten: Cassandra (10 Bde.), Cleopatra (23 Bde.), Faramond in 7 Bdn., zu welchen de Vaumorière noch 5 als Fortsetzung hinzufügte und als Inbegriff der ausgesuchtesten Abenteuerlichkeit: **les Nouvelles, ou les Divertissements de la princesse Alcidiane**, der jedoch auch seiner Gemahlin zugeschrieben wird. Auch eine ziemliche Anzahl Bühnenstücke hat C. geliefert, die aber alle, vielleicht Esser allein ausgenommen, so gut als nicht vorhanden zu betrachten sind. 22.

Calpurnius Siculus, ein römischer Dichter im III. Jahrh. n. Chr., von dessen Lebensumständen sehr wenig bekannt ist, wird für den Verfasser von 11 Eklogen gehalten, die eine Nachahmung Virgil's ohne diesen zu erreichen in ihrer kraftlosen Zeit als eine freundliche Erscheinung hervortreten. Die beste Ausgabe ist von Chr. Dan. Beck, Leipzig 1803. Metrische Übersetzungen besitzen wir von Fr. Adelung, Petersburg 1804., G. Weiß, Lpz. 1805. und G. E. Klausen, Altona 1807. 16.

Calquiren, Kalkiren, franz. calquer, heißt eigentlich eine Zeichnung oder ein Muster auf frischen Kalk abziehen; gewöhnlicher aber, wiewohl im ausgedehnten Sinne, bedeutet es, eine Zeichnung oder einen Kupferstich dergestalt copiren, daß man die Züge und Umrisse davon auf ein Papier oder Pergament abdruckt, indem man die eine Seite der Zeichnung oder des Kupferstiches mit einer pulverisirten Farbe überreibt und hernach mit einem sanften Griffel über alle Umrisse und Züge fährt, die sich sodann auf das untergelegte Blatt abdrucken. Auch calquirt man vermittelst eines geölten Papiers, oder eines Storchschnabels oder auch eines mit Gummi überstrichenen Scheibenglases. Letztere Calquirart wird im Französischen gewöhnlich **contre-tirer** genannt. 13.

Calumnie, lat. calumnia, die Verläumdung (altdeutsch böser Leumund), ist die falsche Nachrede, um dem Andern zu schaden, besonders um ihm die Achtung der Nebenmenschen zu entziehen. Nicht jede falsche Nachrede über den Andern, nicht jeder an der Rechtmäßigkeit seiner Handlungen geäußerter Zweifel (als Urtheil des Verstandes), gesetzt auch, daß derselbe irrig sei, ist Verleumdung;

sondern nur die boshafte, also entweder geradezu erdichtete, oder mit Vorwissen, daß sie falsch sei, in böser Absicht verbreitete üble Nachrede. Die Einrede, daß das Erzählte wahr sei, schützt daher gegen den Vorwurf der Verleumdung. Die Verleumdung gehört unter die Arten der Fälschung und wird da, wo man diese haßt (z. B. in England) sehr hart bestraft. Für den, welcher dem Andern ein Verbrechen angedichtet hatte, war sonst die Strafe die, welche den Gesetzen nach für das bezeichnete Verbrechen bestimmt gewesen war. In Sachsen war es früher zugleich die Ehrlosigkeit. In keiner Sache zeigt sich der Nutzen der Preßfreiheit umfassender als in der dadurch bewirkten Zügelung der falschen Nachrede, indem dieses im Finstern schleichende Laster sich zwar in den mehresten Fällen dem Gesetze zu entziehen weiß, aber desto unfehlbarer da unterliegt, wo man es ans Licht ziehen darf. 10.

Calvarienberg ist die lat. Übersetzung von Golgatha, Schädelberg, und der Ort, wo Christus gekreuzigt wurde (s. Jerusalem). Die Katholiken nennen aber auch so jede Erhöhung, auf welcher zur Versinnlichung des Leidens Christi 1 — 3 Kreuze aufgerichtet sind und zu welchen man in der Fastenzeit wallfahrtet. Häufig ist der Pfad dahin mit kleinen Kapellen und mit Heiligenbildern besetzt. 30.

Calvarienorden ist eine Congregation von Nonnen nach der Regel des heiligen Benedict's, welche 1617 von Antoinette von Orleans mit 24 Nonnen aus dem Kloster Fontevrauld gestiftet und 1622 vom Papste Gregor XV. bestätigt wurde. Die Nonnen sind weiß gekleidet mit schwarzem Schleier und gehen vom 1. Mai bis Kreuzeserhöhung barfuß. 35.

Calvart (Dénis), geb. zu Antwerpen 1555, ging schon frühzeitig nach Bologna und Rom und widmete sich der Geschichtsmalerei, stiftete dann in Bologna eine eigne Schule, in welcher auch Guido Reni, Albano, Dominichino Zampieri den ersten Unterricht empfingen und starb daselbst 1619. Seine Zeichnung ist richtig, das Colorit angenehm, die Figuren von vieler Grazie. 16.

Calvinus (Johann), der Vollender der schweizerischen Reformation, war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren. Er kam zeitig nach Paris, wo der verdiente Mathurin Cardier sein Lehrer wurde. Nach Beendigung des Jugendunterrichts gab ihm sein zweiter Lehrer, ein Spanier, Anleitung zur Dialektik und zu den freien Künsten. Von seinem Vater erst zum Dienste der Kirche bestimmt, erhielt er durch Vermittelung des Bischofs von Noyon eine kleine Pfründe an der Kathedralkirche daselbst und höchstens sechs Jahre später die Pfarrstelle zu Pont L'Evecque. Unterdessen hatte sein Vater den Plan entworfen, seinen Sohn die Rechtswissenschaften studiren zu lassen, weil er diese für das Mittel ansahe, schneller zu Ehrenämtern und Reichthum zu gelangen. C. ging deßhalb nach Orleans, wo er unter dem berühmten Peter L'Etoile, (Stella) das Studium der Rechte mit ausgezeichnetem Erfolge betrieb; begab sich aber später nach Bourges, um sich durch den Unterricht des allgemeingeschätzten Rechtslehrers Andreas Alciatus zu vervollkommnen. Gleichwohl vernachlässigte er zu keiner Zeit die Berichtigung seiner Religionskenntnisse und bemühte sich, diese, die er vorzüglich einem Anverwandten, Peter Robert Olivetan, verdankte, auch während seines Aufenthaltes in Orleans und in Bourges immer mehr zu erweitern. An dem letztern Orte benutzte er sorgfältig den Unterricht des Professors Melchior Wolmar (aus Rothweil) in der griechischen Sprache, neben welcher er auch die hebräische und syrische lernte und dadurch zu einer immer genauern Bekanntschaft mit der Bibel gelangte. Auch predigte er bisweilen auf dem Lande. Im J. 1533 starb sein Vater. Dadurch sahe sich C. veranlaßt, in seine Vaterstadt zurückzukehren. Doch verweilte er nicht lange daselbst, ging vielmehr bald nach Paris, gab hier das Buch des Seelen von der Gnade mit einem Commentare heraus und widmete sich von nun an

ganz der Theologie. Um diese Zeit wurde Nicolaus Cop zum Rector der Universität erwählt und sollte beim Antritte seines Amts eine Rede halten. Er übertrug die Fertigung derselben C. und las sie dann ohne Argwohn ab. Da sich aber C. in derselben sehr freimüthig über die Religion ausgesprochen hatte, so veranlaßte die Sorbonne, daß Cop von dem Parliamente zur Verantwortung vorgefordert wurde. Dieser, welcher erfuhr, daß er gefangen genommen werden sollte, flüchtete sich nach Basel. Die Schwester des Königs aber, die Königin von Navarra, wußte auf Fürbitten Calvin's die Verfolgung, die den Anhängern der Reformation drohte, noch zur rechten Zeit zu unterdrücken. Dennoch verließ C. selbst Paris, hielt sich eine kurze Zeit in der Landschaft Saintonge auf und schrieb hier seine christlichen Ermahnungen, die zum Vorlesen in den Gemeinden benutzt wurden, machte auch zu Nerac in Guyenne Bekanntschaft mit dem berühmten Theologen Jacob le Fevre, welcher ebenfalls von der Sorbonne vertrieben worden war. Im J. 1534 ging C. zwar wieder auf einige Zeit nach Paris zurück, verließ aber bald sein Vaterland gänzlich, weil der König gegen die Verbreiter der neuen Lehren immer erbitterter wurde und von nun an häufige Hinrichtungen vorfielen. In diese Zeit fällt die Erscheinung seines Buches Psychopannychia, worin er die Meinung widerlegt, daß die Seele nach der Trennung vom Körper schlafe. Er hielt sich nun in Basel auf, wo er sich mit Capito und Grynäus vorzüglich mit dem Studium der hebräischen Sprache beschäftigte. Hier gab er auch 1535 seine Institutio Religionis Christianae heraus und erlangte dadurch eine große Berühmtheit. Auch mußte ihm diese Schrift um so mehr Ehre machen, da sie mit eben so viel Scharfsinn als Freimüthigkeit abgefaßt war. Besonders zeigte er die letztere in seiner Zuschrift an den König von Frankreich, Franz I., welcher seine Härte gegen die Freunde der Reformation bei den deutschen Reichsständen mit dem Vorgeben zu rechtfertigen suchte, er verfolge nur schwärmerische Wiedertäufer und Feinde der Obrigkeit. Er fordert den König auf, dieser Angelegenheit eine bessere Aufmerksamkeit zu schenken und zeigt, daß Messe, Fegfeuer und Wallfahrten nur von denen so hitzig verfochten würden, denen der Bauch ihr Gott sei. Die Abhandlung selbst zerfällt in 4 Abschnitte, 1) von der Erkenntniß Gottes, des Schöpfers; 2) von der Erkenntniß Gottes, des Erlösers in Christo; 3) von der Art, wie man durch die Wirkung des heiligen Geistes der Gnade Christi theilhaftig werde; 4) von den äußerlichen Mitteln, durch welche uns Gott in die Verbindung mit Christo einladet und in derselben erhält. Dieses berühmte und geschätzte Werk veränderte, verbesserte und vermehrte C. bis zum J. 1559 außerordentlich und bewies damit, daß er damals eine Mittelstraße zwischen Luther und Zwingli einschlug (s. d. Art. Reformation). Kurz nachdem der erste Entwurf dazu von ihm gemacht worden war, reiste C. an den Hof der Herzogin von Ferrara, einer Tochter Ludwig's XII., Königs von Frankreich, um sie in ihren, der Reformation günstigen, Gesinnungen zu bestärken, kehrte 1536 nach Frankreich zurück, um seine Familienangelegenheiten zu ordnen und war im Begriffe, sich in Straßburg oder Basel niederzulassen, als er von dem eifrigen Farel in Genf bestimmt wurde, dort zu bleiben und für die Religion thätig zu sein. Er wurde zum Prediger und Professor der Theologie ernannt und brachte es schon im folgenden Jahre dahin, daß die Obrigkeit und die Bürger zu Genf das Papstthum feierlich abschwuren und die reinere Lehre annahmen. Weniger glückte es ihm, strengere Sitten einzuführen und die Streitigkeiten unter den vornehmen Familien zu schlichten. Und da noch dazu eine Uneinigkeit zwischen den Genfern und der Kirche zu Bern über das heilige Abendmahl ausbrach, wurde C. nebst Farel und Corauld, zwei eben so eifrigen Lehrern, 1538 genöthigt, die Stadt zu verlassen. C. begab sich nach Straßburg, wurde hier

Lehrer der Theologie und gründete eine franzöſiſche Gemeinde. Doch fuhr er auch in Straßburg fort, durch Briefe und Ermahnungen die Bewohner Genfs bei der reinern Lehre zu erhalten, bis er im J. 1541 wieder in dieſe Stadt zurückberufen wurde. Sogleich errichtete er ein geiſtliches Gericht oder Conſiſtorium, übertrug den Predigern die Aufſicht über die kirchlichen Angelegenheiten und befahl ihnen, ſtreng über die öffentlichen Sitten zu wachen und auf die Kirchenzucht zu halten. Auch mußten die Prediger oft in den Familien beſondern Religionsunterricht ertheilen. Eine große Menge Religionslehrer wurden durch ihn für die reformirte Kirche gebildet und im J. 1559, da er eine Abnahme ſeiner Kräfte fühlte, brachte er es bei der Regierung dahin, daß in Genf der Grund zu einer Univerſität gelegt wurde, auf welche man zuerſt hauptſächlich Lehrer der Philoſophie, der hebräiſchen und griechiſchen Sprache berief, und unter dieſen den berühmten Theodor Beza (ſ. d. Art.). C. ſtarb im J. 1564, noch nicht volle 50 Jahre alt. Die weitere Ausführung ſeiner Lehrmeinungen, ſo wie ſeine Streitigkeiten mit den übrigen Reformatoren ſ. in d. Art. Reformation. 60.

Calviniſten heißen zunächſt die Anhänger Calvins, und machen eine beſondere Partei in der reformirten Kirche aus (ſ. d. Art.) als Gegenſatz von den Zwinglianern. (S. auch den Art. Reformation.) 60.

Calviſius (Seth), Aſtrolog, Aſtronom, Chronolog, Dichter und Muſiker, wurde am 20. Febr. 1556 zu Gorſchleben bei Sachſenburg in Thüringen geboren. Nach ſeines Vaters, des Bauers Jacob Kalwitz, frühzeitigem Tode kam er auf die Schule nach Frankenhauſen, von da nach Magdeburg, und endlich auf die Univerſitäten Helmſtädt und Leipzig, wo er durch Unterricht in der Muſik ſeinen Unterhalt nothdürftig erwarb. 1582 wurde er Cantor in Schulpforta und zehn Jahr darauf Muſikdirector an der Thomasſchule zu Leipzig. Hier ſtarb er am 24. Nov. 1615. — Die Schriften des C. in den oben genannten Wiſſenſchaften ſind mit lobenswerthem Scharfſinne und nicht gemeiner Gelehrſamkeit geſchrieben, und haben zum Theil jetzt noch Werth. Wir nennen nur folgende: **Opus chronologicum etc.** (Leipz. 1605); **Elenchus calendarii Gregoriani et duplex calendarii melioris formula** (Frankf. 1612); **Formula calendarii novi, calendario Gregoriano expeditior, melior et certior** (Heidelberg 1613). Außer dieſen 3 genannten, welche 1667 einen Platz in dem **Index librorum prohibitorum** erhielten, verdienen noch angeführt zu werden: **Enodatio duarum quaestionum circum annum nativitatis et tempus ministerii Christi** (Erfurt 1610); **Examen hypothesium chronologicarum Dav. Parei**; **Thesaurus latini sermonis**, und **Exercitatio musica** (Leipz. 1611). 22.

Camaldulenſer. Während der großen Reformation, welche das Mönchsleben in den Abendländern hauptſächlich im X. und XI. Jahrh. erfuhr und welche größtentheils von Clugny ausging, entſtand auch der Orden von Camaldoli. Es iſt nöthig, hier vorerſt etwas von dem merkwürdigen Stifter deſſelben zu ſagen. Dieſer hieß Romuald, ſtammte von den Herzögen von Ravenna ab und war gegen die Mitte des X. Jahrh. geboren. Von ſeinen Ausſchweifungen, welchen er bis in ſein 20. Lebensjahr ergeben war, brachte ihn auf einmal ein erſchütternder Vorfall zurück. Sein Vater erſchlug im Zweikampfe einen Anverwandten, und Romuald ging voll Betrübniß darüber in das Kloſter des heil. Apollinaris zu Ravenna, um ſich der Mördern vorgeſchriebenen vierzigtägigen Buße anſtatt ſeines Vaters zu unterziehen. Hier wurde er auf Zureden eines Laienbruders (ſ. d. Art.) Mönch. Da er aber die übrigen Mönche zu demſelben ſtrengen Leben anhalten wollte, das er ſelbſt führte, ſo trachteten ihm dieſe nach dem Leben, wodurch er ſich genöthigt ſahe, zu einem Einſiedler im Venetianiſchen, Namens Marino, zu flüchten, welcher täglich das ganze Pſalterium herſagte, von nun an aber dieſes wechſelsweiſe mit Romuald that

und ihm, so oft er fehlte, mit einem Stocke an das linke Ohr schlug, bis dieser, taub auf demselben dadurch geworden, ihn bat, nun an das rechte Ohr zu schlagen. Jetzt erst ließ Marino von seiner Gewohnheit ab. Von nun an sammelten sich mehrere angehende Einsiedler um Romuald, welcher eine strenge Aufsicht über sie führte. Während der Zeit war auch sein Vater Sergius in einem Kloster bei Ravenna Mönch geworden, wünschte aber wieder in die Welt zurückzutreten. Romuald, welcher dieß im J. 982 erfuhr, beschloß, jenen daran zu hindern. Die Einwohner der umliegenden Gegend aber, unzufrieden mit der deßhalb nöthigen Abreise Romuald's, machten Anstalt ihn zu ermorden, um wenigstens den Körper eines so heiligen Mannes bei sich zu behalten. Er entging der Gefahr nur dadurch, daß er sich wahnwitzig stellte und führte seinen Reiseplan wirklich aus, legte seinem Vater Fesseln an, da dieser das Kloster durchaus verlassen wollte und zwang ihn durch andere Mißhandlungen und Einsperren, heilsamere, wie er meinte, Gedanken anzunehmen. Hierauf erbaute Romuald im mittlern Italien immer mehr Klöster, war aber mit seinen Versuchen, die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen, weniger glücklich. Er zog sich daher auf die Insel Perro zurück, wo er einsam lebte, bis Otto III. im J. 996 auf seiner Reise nach Rom erfuhr, daß die Mönche im Kloster Classe einer Reformation bedürften und ihnen es freistellte, wen sie zu ihrem Abte wählen wollten. Sie wählten Romuald, wurden aber seiner Strenge bald überdrüssig, worauf dieser in seine Zelle zurückkehrte. Im J. 1012 begab er sich mit päpstlicher Genehmigung in Gesellschaft von 24 Brüdern auf die Reise nach Ungarn, um dort neue Christengemeinden zu gründen. Aber nur 15 seiner Begleiter kamen wirklich dort hin; Romuald selbst durch öftere Krankheiten an der Fortsetzung der Reise gehindert, kehrte mit den Übrigen um, hielt sich einige Zeit abwechselnd in den von ihm gestifteten Klöstern auf und legte endlich im J. 1018 in einem Gebirgsorte der Apenninen, Camaldoli, im heutigen Florentinischen eine bleibende Wohnung an, die er mit 4 seiner Schüler bezog. Sie bestand aus fünf einzelnen auf einem steilen Berge erbauten Zellen, nebst einem Bethause, in welchem sich die sonst stets von einander getrennten Einsiedler blos zur Haltung der kanonischen Stunden versammelten, diejenigen ausgenommen, welche Reclusi hießen, d. h. die sich auf immer in ihre Zellen verschlossen, ohne dieselben jemals zu verlassen. Diese Zellen sind nach und nach bis auf 40 angewachsen und ihre Bewohner werden von den Mönchen des unten am Fuße des Berges liegenden, und schon gegen das Ende des XI. Jahrh. erbauten Klosters mit den täglichen Lebensbedürfnissen versehen. Dieses Kloster führt von dem vorbeifließenden Flüßchen den Namen Fonte buono. Romuald erhielt den Ort seiner Niederlassung im J. 1022 von dem Bischof von Arezzo geschenkt und setzte über seine Einsiedler einen Prior, der späterhin General des Camaldulenserordens genannt wurde, und ließ sie statt der schwarzen Kleidung, die sie von den Benedictinern angenommen hatten, eine weiße tragen. Sie haben jährlich zwei große Fastenzeiten, während welcher sie ein beständiges Stillschweigen beobachten. Einige haben sich selbst noch eine dritte Fastenzeit vorgeschrieben. Des Fleisches enthielten sie sich sonst gänzlich. Doch milderte der 4. General, Rudolph, welcher 9 Klöster unter sich hatte, seit 1102 diese Strenge um Vieles. Im J. 1105 erhielten die C. die Erlaubniß, bisweilen Wein zu trinken. Dieser Rudolph führte auch in dem obengenannten Kloster Fonte buono eigentliche Cönobiten ein (s. d. Art. Anachoreten), und der Papst Alexander II. bestätigte den Orden im J. 1072, der seit der Zeit immer in Einsiedler und Cönobiten getheilt blieb. Aber selbst in Camaldoli blieb Romuald nicht auf immer. Er begab sich vielmehr, nachdem er daselbst alle seine Einrichtungen vollendet hatte, nach Sitri in Umbrien, brachte hier 7 Jahre unter den strengsten Büßungen zu und starb im J. 1027 in dem von

ihm angelegten Kloſter Val de Caſtro im Gebiete von Camerino. Im XVIII. Jahrh. beſtand der Orden ohngefähr aus 2000 Religioſen in 5 Congregationen. Jetzt beſteht außer Camaldoli ſelbſt, welches die heilige Einſiedelei heißt und ſehr reich geworden iſt, indem es unter andern Schenkungen auch 3 Grafſchaften erhalten hat, nur noch eine kleine Zahl Einſiedeleien im Kirchenſtaate und im Neapolitaniſchen. Im Oeſterreichiſchen hingegen wurde der Orden von Joſeph II. im J. 1782 aufgehoben. In Frankreich erloſch er während der Revolution. Um die Wiſſenſchaften hat er ſich nie Verdienſte erworben, da ſeine Glieder nur zu einem beſchaulichen Leben verpflichtet waren. Camaldulenſerinnen wurden von dem obengenannten 4. Ordensgeneral Rudolph im J. 1086 geſtiftet und zählten im XVII. Jahrh. 24 Klöſter. Sie trugen eine weiße Kleidung mit ſchwarzem Schleier, ſind aber auch aufgehoben worden. 60.

Camarilla, ein ſpaniſches Wort, mit welchem man jetzt die geheimen gegen die verfaſſungsmäßige Freiheit eines Landes gerichteten Machinationen einer gewiſſen in der Nähe der Perſon des Regenten befindlichen Partei bezeichnet. Der König von Spanien, Ferdinand VII., hatte nämlich nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1814 ſeinem Volke eine Conſtitution verſprochen, ließ ſich aber von der Erfüllung ſeines Verſprechens durch die ihm umgebenden Höflinge abhalten, und geſtattete denſelben mehr Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte, als es ſich mit dem Wohle des Landes vertrug. Das Volk ſpottete ihrer in ſeinem Unmuthe, und nannte dieſe Höflingsgeſellſchaft, wahrſcheinlich von dem Vorzimmer, wo ſie ſich ſtets in der Nähe ihres Gebieters aufhielt, C. Ob dieſelbe nach dem Tode Ferdinand's bei der neuen Regierung ſich wird geltend machen können, ſteht zu bezweifeln, doch iſt ſie eng mit den Abſolutiſten verbunden und wird mit dieſen ſtehen oder fallen. 1.

Camayeu (ſpr. Kamajó) heißt jedes Gemälde, welches blos durch Wirkung von Licht und Schatten mit nur einer Farbe gegeben iſt. Nach der verſchiedenen Farbe nennt man dieſe Gemälde dann Grau in Grau, Gelb in Gelb ꝛc. oder auch franz. clairobscurs; ital. chiaroscuri. Übergetragen wird der Name dann tadelnd von der eintönigen Malerei gebraucht. 9.

Cambacèrés (Jean Jacques Régis), Herzog von Parma und unter Napoleon Erzkanzler von Frankreich, wurde am 18. Oct. 1753 zu Montpellier geboren, wo ſein Vater, ein geachteter Rechtsgelehrter, das Amt eines Steuerraths bekleidete. 1771 wurde er deſſen Nachfolger, und erwarb ſich in dieſer Stellung durch Kenntniſſe und Rechtlichkeit allgemeine Achtung, bis der Ausbruch der Revolution ihn dieſem Verhältniſſe entriß. Als erklärter Freund der neuen Ordnung bekleidete er verſchiedene Würden und wurde 1791 Präſident des Criminalgerichts zu Montpellier. Als Deputirter beim Nationalconvente bewies er viel Mäßigung, beſonders in dem Proceſſe des Königs, wo er mehrere lindernde Maßregeln durchſetzte und dem Convente ſelbſt das Recht, den König zu richten, abſprach; allein er trat nicht entſchieden genug auf und begnügte ſich, einen Aufſchub der Vollziehung des Urtheils zu verlangen, daher man ihn auch ſpäter, wiewohl mit Unrecht, unter die Hauptgegner des Königs gezählt hat. Sehr verdient machte ſich C. als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes durch Ausarbeitung eines Entwurfes zu einem Civilgeſetzbuche, welches mehrere Male vorgelegt und ſpäter die Grundlage des Code Napoleon wurde. Nach dem 9. Thermidor wurde er Präſident des Convents und bald darauf Präſident des Wohlfahrtsausſchuſſes, aber, ſo gründlich er auch die ihm gemachten Beſchuldigungen widerlegt hatte, aus dieſem entfernt und verlor auch auf Veranlaſſung des Directorium die Präſidentſchaft des Raths der Fünfhundert. Doch nach der Revolution vom 19. Juni 1799 erhielt er das Juſtizminiſterium, blieb ein treuer Anhänger Napoleon's, wurde nach deſſen Thronbeſteigung Erzkanzler und nahm an allen wich-

tigen Geschäften Theil. Das Innere leitete er fast allein stets zu großer Zufriedenheit des Kaisers. Während der 100 Tage war er Justizminister und Präsident der Pairskammer. Nach dem Sturze Napoleon's wurde er von Ludwig XVIII. verwiesen, aber 1818 zurückgerufen und in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Von da an lebte er zu Paris in großer Zurückgezogenheit bis zu seinem Tode, den 8. März 1824. 22.

Cambert, ein Musiker zu Paris, Organist an der Kirche St. Honoré, merkwürdig als der erste, welcher die Oper in Frankreich einführte. Ein gewisser Perrin, welcher am Hofe Gaston's, Herzogs von Orleans, angestellt war, faßte 1659 die Idee zu einer neuen Art von Schauspielen, welche er comédie française en musique nannte. Zur Ausführung derselben verband er sich mit C. und so wurde bereits im April des genannten Jahres das erste Stück dieser Art zu Issy aufgeführt. Ludwig XIV. schenkte der Sache seinen Beifall und ließ ebenfalls eine Aufführung zu Vincennes bewerkstelligen; auch Mazarin interessirte sich dafür, so daß nach und nach bis zum Jahre 1671 mehrere Stücke dieser Gattung in Scene gesetzt wurden; als aber in genanntem Jahre dem Perrin das Privilegium entzogen und Lulli gegeben wurde, begab sich C. nach England, wo ihn Karl II. zum Oberintendanten der Musik ernannte. Als solcher starb er im J. 1677. — Außer dem ersten kamen noch folgende Stücke zur Aufführung: Ariadne, der Tod des Adonis, Pomone, und Freud' und Leid der Liebe. 22.

Cambiaso (Luca), oft Cangiage, auch Cabiaci genannt, einer der ausgezeichnetsten Maler seiner Zeit, wurde 1527 zu Maneglia in der Nähe von Genua geboren, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater Giovanni C., malte schon im 15. Jahre mit diesem gemeinschaftlich größere Werke in Fresco und 2 Jahre darauf mit dem Genueser Calvi den Saal des Palastes Doria zu Genua. Er malte damals mit unglaublicher Leichtigkeit und Schnelligkeit, aber zu kühn abweichend von der Natur, bis er endlich in Folge des Umgangs mit dem berühmten Baumeister Geleassio Alessi eine gefälligere Manier annahm. Durch den Tod seiner Frau und die Weigerung des Papstes, ihm zur Verheirathung mit der Schwester derselben Dispensation zu ertheilen, mißmüthig gestimmt, folgte er dem Rufe des Königs Philipp II. von Spanien und arbeitete zu Madrid an den von Castello unvollendet hinterlassenen Frescogemälden. Da ihm aber hier eine Vermittelung des Königs, auf die er gehofft, ebenfalls als unmöglich dargestellt wurde, so verfiel er in Schwermuth und starb nach zweijährigem Aufenthalte in Spanien im J. 1585. — Die Gemälde C.'s zeichnen sich durch angenehmes Colorit, geistreiche Composition und größtentheils richtige Zeichnung aus, würden aber noch vollkommener sein, wenn C. seiner zu lebhaften Phantasie weniger als der Natur gefolgt wäre, und über dem Praktischen, welches er ganz beherrschte, nicht das Studium des Theoretischen vernachlässigt hätte. 22.

Cambium, franz. lettre de change; ital. cambio, 1) der Wechsel als Zeichen für die bezeichnete Sache angesehen oder als der der Effectuirung des Wechselgeschäfts halber gefertigte schriftliche Aufsatz zur Circulation (s. Wechsel); daher cambial, wechselmäßig. Man bedient sich dieses Ausdrucks in Ländern, wo die Vollstreckung des Wechselverfahrens nicht in unverzüglicher Hülfe in des Schuldners Vermögen, sondern in Anlegung des Personalarrestes besteht, um die Eigenschaft einer Verpflichtung anzuzeigen, vermöge deren solche, gleich einer Wechselschuld, durch persönlichen Arrest erzwingbar sein solle. Es ist streitig, ob man sich blos zu Geldzahlungen nach Wechselrecht (d. h. beim Personalarreste) verpflichten könne, oder auch zu Leistungen, wozu man fremder Hülfe bedarf, z. B. zur Räumung einer Miethe, indem es zu den widersprechenden Dingen zu gehören scheint, im Arreste zu sitzen und auch noch am dritten Orte ein Logis zu räumen. Es wird daher auch nicht an allen Orten gleichförmig darüber entschieden.

Die Gewohnheit nimmt jedoch beim Leipziger Wechselrechte die Anlegung des Personalarrestes an, indem man dafür hält, daß zuvörderst auf das, was versprochen worden ist, zu erkennen und dann erst, wenn die Vollstreckung unmöglich, die Entschädigung anzuordnen sei. Man hat daher den Fall gehabt, daß ein Gelehrter, welcher sich ein Buch binnen einer gewissen Zeit zu schreiben wechselmäßig verpflichtet hatte, zur Ablieferung des Manuscripts durch Arrest angehalten worden ist. Wechselmäßig können sich übrigens auch solche Personen verpflichten, welchen als Ausnahme die Ausstellung von eigentlichen Wechseln nicht zugelassen wird. 2) In der Botanik, s. Pflanze. 10.

Cambon (Joseph), geb. am 17. Juni 1756 zu Montpellier, wo er mit seinen Brüdern Fabrikgeschäfte trieb, sicherte sich sogleich beim Beginne der Revolution durch stürmische Huldigung der neuen Grundsätze einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe, weßhalb er von seinen Mitbürgern zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung und des Convents gewählt wurde. Seine ganze Thätigkeit nahmen anfangs die Finanzen in Anspruch; er legte das große Buch der öffentlichen Schuld an, fertigte treffliche Berichte über die finanzielle Lage des Landes und forderte ungestüm genaue Rechnungsablegung. Gegen die Emigrirten verlangte er strenge Maßregeln, eben so gegen die Geistlichen, welche den Eid verweigerten. Auffallend aber ist es, daß er, der anfangs für Ludwig XVI. sprach, später unbedingt für dessen Tod stimmte, und zwar um so mehr, da er kühn gegen Marat und Robespierre aufgetreten war. Am 1. April 1795 (12. Germ. des Jahres III.) war er äußerst thätig und mußte sich deßhalb, um einem Verhaftsbefehle, welchen Tallien bewirkt hatte, zu entgehen, verbergen, bis ihm die am 4. Brumaire erlassene Amnestie sich wieder zu zeigen gestattete. Er zog sich jedoch auf eine seiner Besitzungen in der Nähe von Montpellier zurück und blieb dem öffentlichen Leben gänzlich fremd, bis zum Jahre 1815, wo er als Deputirter in die Kammer eintrat. Da er hier aber den Vorschlag machte, man solle die Bourbons für unfähig zur Regierung erklären, so war er nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. unter denen, welche aus Frankreich verbannt wurden. Er begab sich nach Belgien und starb hier am 2. Febr. 1820 in der Nähe von Brüssel. 22.

Cambrai, eine befestigte Stadt im franz. Departement des Nordens an der Schelde mit 3000 Häus. und 17000 Einw., bedeutend durch ihre große Fabriken, welche außer Battist, Gaze, Linon, Tücher, Tapeten ꝛc., auch die hier zuerst gefertigte, bei uns unter dem Namen Kammertuch (bei den Engländern Cambric) allgemein bekannte Leinwand liefert. Kattune, Zwirn und Baumwollenzeuge werden in neuerer Zeit ebenfalls in bedeutenden Massen fabricirt, daher ist der Handel dieser Stadt sehr wichtig. — Geschichtlich ist C. in mehreren Beziehungen merkwürdig. Hier wurde im J. 1507 zwischen Kaiser Maximilian I., Papst Julius II., dem Könige Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen die berühmte Ligue gegen Venedig geschlossen, durch welche aber nicht viel ausgerichtet ward, da die Venetianer durch Abtretung der Provinz Romagna an Julius II., diesen und durch dessen Vermittelung auch Ferdinand den Katholischen vom Bunde abzogen. Maximilian schloß nun einen Waffenstillestand, mußte diesen aber, da Ludwig XII. deßhalb eine feindliche Stellung annahm, in einen Frieden verwandeln und sich mit einer geringen Entschädigung begnügen. Ferner wurde hier 1529 zwischen Karl V. und Franz I. ein Friede geschlossen und 1721 zwischen dem Kaiser Karl VI. und Philipp V. unter Englands und Frankreichs Vermittelung Friedensunterhandlungen begonnen, jedoch, da unterdessen in Wien der Friede schnell zu Stande kam, im J. 1725 wieder abgebrochen. 1815—18 war hier das Hauptquartier Wellington's. 15.

Cambronne (Pierre Jacques Etienne, Baron), genannt der Bravste der

Braven, Divisionsgeneral, Maréchal de Camp und Commandeur der Ehrenlegion, geb. 1770 zu Saint Sébastien bei Nantes im Departement der niedern Loire, kämpfte mit der größten Auszeichnung in den verschiedenen Feldzügen der Revolution und commandirte in dem Gefechte vom 28. Juli 1800 bei Neuburg die Grenadiercompagnie der 46. Halbbrigade, bei welcher Gelegenheit er an Latour d'Auvergne's Stelle, welcher in jenem Treffen gefallen war, zum ersten Grenadiere Frankreichs ernannt werden sollte. Er verbat sich jedoch aus Bescheidenheit diese ihm zugedachte Ehre. Als treuer Anhänger Napoleon's folgte er diesem in allen Feldzügen und erwarb sich durch seine in der That einzige Bravour die Bewunderung der Armee und des Kaisers Gunst. Letzterem folgte er nach Elba, kehrte mit ihm nach Frankreich zurück und focht in der Schlacht bei Belle-Alliance als Commandant einer Brigade der alten Garde, welche ein Carré gebildet hatte und sich durchaus nicht ergeben wollte. Hier gab C. dem zur Ergebung auffordernden englischen Generale die heroische Antwort: „La vielle garde meurt, mais elle ne se rend pas.“ Bekanntlich wurde diese Heldenschaar von der Übermacht erdrückt und niedergehauen. C. gefährlich verwundet, wurde gefangen und nach England gebracht, von dort aber entlassen und 1815 in Paris vor ein Kriegsgericht gestellt. Seine Vertheidigung war fest und muthig; eine Folge derselben, und weil man seine Unschuld anerkennen mußte, war eine zweimalige ehrenvolle Freisprechung. Auch Ludwig XVIII. ehrte ihn durch Ernennung zum Maréchal de Camp und Festungscommandanten von Lille. 22.

Camée ist überhaupt ein jeder erhaben oder auswärts geschnittener Edelstein (gemma exsculpta), im Gegensatze der einwärts geschnittenen (g. insculpta). Der Ursprung des Wortes C. läßt sich blos bis auf die mittlere Latinität zurückführen, aus der es in das Italienische überging. Manche leiten es von einem weißen und schwarzen Marmor (cameus), Andere von einem Steinschneider des Mittelalters, Dominicho Camei, her. Lessing hält es für eine Zusammensetzung von onychia gemma. Die Alten schmückten Diademe, Armbänder, selbst Trinkgeschirre mit Caméen, und es sind ihrer viele auf uns gekommen. Sie sind meist aus Onyxen, Achaten oder andern schichtenförmig gebildeten Steinen geschnitten, so daß der Grund von einer andern Farbe erscheint, als die ausgearbeitete Figur. Da man sie in neuerer Zeit mit großer Kunst nachgemacht hat, so sind die ächten und unächten sehr schwer zu unterscheiden. Auch aus Glasfluß bildeten die Alten die Caméen, wo die obere Schicht verschiedenartig von der untern war und diese Glaspasten hat man nur erst in neuester Zeit nachzumachen gelernt. Die berühmtesten Caméen sind: die Apotheose des August (achates Tiberianus) zu Paris, 1 Fuß hoch und 10 Zoll breit; eine andere, von Dioskurides gearbeitete, zu Wien, ebenfalls Glieder der Familie des Kaisers Tiberius darstellend. 53.

Camelot, s. Wollenzeuge.

Camera (das deutsche Kammer) wird in der Optik als der Name von 3 Instrumenten gebraucht, welche zum Abzeichnen der Gegenstände nach der Natur dienen. Diese sind: 1) **Camera clara** (helle Kammer) vom Optikus Reinthaler in Leipzig erfunden, welche sich von der Camera obscura dadurch unterscheidet, daß statt des mattgeschliffenen Planglases eine große Glaslinse von nicht zu großer Brennweite angebracht ist, auf welcher sich das Bild mit scharfen Umrissen und lebhaften Farben zeigt. Die Achse der beiden Convexgläser wird in der Mitte durch den schräg liegenden Spiegel gebrochen und der Beobachter sieht nicht die Entwerfung des Bildes, sondern das Bild selbst. 2) **Camera lucida** (franz. chambre claire) im J. 1809 von Dr. Wolleston erfunden, welche sich von Camera obscura wesentlich dadurch unterscheidet, daß kein eingeschlossener Raum dabei ist. Die C. lucida hat vor der C. obscura und clara den Vorzug,

daß ſie die Gegenſtände aufrecht und in ihrer natürlichen Lage zu einander darſtellt und iſt dabei von ſo kleinem Umfange, daß man ſie bequem in der Taſche tragen kann. Man denke ſich nämlich ein vierſeitiges Prisma ſo eingeſchnitten, daß die von entfernteren Gegenſtänden herkommenden Strahlen, nachdem ſie ziemlich ſenkrecht auf ſeine erſte Oberfläche aufgefallen ſind, zweimal eine totale Zurückwerfung von ſeinen innern Flächen erfahren, dann ſenkrecht durch ſeine letzte Oberfläche austreten und ſo zu dem Auge gelangen, welches ein horizontales Bild der Gegenſtände in nicht verkehrter Lage erblickt. Gibt man der Pupille eine ſolche Lage, daß die ſo zurückgeworfenen Strahlen nur die Hälfte derſelben einnehmen und daß die andere, etwas hinter das Prisma zurücktretende Hälfte die Strahlen empfangen kann, welche unmittelbar von einem darunter gelegten weißen Blatte herkommen, ſo wird der Beobachter offenbar das Bild und das Blatt, auf welchem es projicirt erſcheint, erblicken können. Sucht er alſo die Umriſſe deſſelben mit einem Bleiſtifte nachzuziehen, ſo wird er zugleich die Spitze des Bleiſtiftes und das Bild erblicken und ſomit im Stande ſein, es zu zeichnen. Hierbei kann er nach Beſchaffenheit ſeines Geſichts ein vor das Prisma angebrachtes Sammlungs- oder Zerſtreuungsglas zu Hülfe nehmen. Bringt man hinter dem Ocular eines Teleſkopes einen geneigten und ſehr dünnen Metallſpiegel an, ſo iſt man auch in den Stand geſetzt, entfernte Gegenſtände zu zeichnen. 3) **Camera obscura** (dunkele Kammer), franz. **chambre noire**; engl. **dark chamber**, iſt ein eingeſchloſſener dunkeler Raum, in welchem die von den umgebenden Objecten ausgehenden Lichtſtrahlen nur durch ein in einer kleinen Öffnung angebrachtes ſammelndes Objectivglas dringen können, von welchem ſie divergirend auf einer gegenüberſtehenden Wand ſich ausbreiten und auf dieſer eine mit den natürlichen Farben, jedoch verkehrt ſtehende Abbildung der Gegenſtände hervorbringen. Um indeß dieſe Bilder aufrecht darzuſtellen, braucht man nur zum Objectivglaſe anſtatt des directen Lichtes der Gegenſtände ihr von einem Metallſpiegel ſchon zurückgeworfenes und umgekehrtes Bild gelangen zu laſſen. Am beſten aber wird die Umkehrung des Bildes durch ein rechtwinkliges gläſernes Prisma bewirkt, in welchem die Strahlen an der Hypothenuſenfläche reflectirt werden. Man bedient ſich ihrer zum Nachzeichnen von Landſchaften und Gegenden, wiewohl dabei das Colorit zwar treu, doch matter erſcheint. Der Erfinder der C. obscura iſt der Neapolitaner Johann Baptiſta Porta um die Mitte des XVI. Jahrh. geweſen. 26.

Cameraliſtik, der Inbegriff ſämmtlicher **Cameralwiſſenſchaften**, zu denen man ehemals alle in die Staatsverwaltung einſchlagenden Wiſſenſchaften rechnete: ein zu großes Feld, als daß irgend Einer in allen Theilen etwas Ausgezeichnetes hätte leiſten können. Der Name C. bildete ſich aus dem barbariſch-latein. Worte: Camera, **Kammer**, dem Expeditionsorte der Geſchäfte, und ſelbſt das damit beauftragte Collegium nannte man die **Kammer**. Daher hießen die weitverzweigten Kenntniſſe, die zu dieſen Adminiſtrationsämtern erforderlich waren, **Cameralwiſſenſchaften**, und der, welcher ſich denſelben widmete, ein **Cameraliſt**. Es begriff aber ehedem die C. alle zum Staatshaushalte nöthigen Wiſſenſchaften und zwar 1) die Staatswirthſchaftslehre und die Finanzwiſſenſchaft, die in den bleiernen Jahrhunderten des Mittelalters und unter der ſchweren Hand des Despotismus als ſyſtematiſche Lehren noch nicht vorhanden ſein konnten, und deren praktiſcher Zweck nur in der klugen Auffindung der oft nicht unbedeutenden Subſiſtenz- und Aufwandsmittel der Fürſten beſtand. Da nun die Staatsbedürfniſſe vornehmlich aus den Einkünften der Domainen, der Forſte, der Bergwerke und überhaupt der Regalien, ſo wie durch die Erhebung der Steuern und anderer Abgaben beſtritten wurden, die Erhebung aber und Verwaltung dieſer Einkünfte dem Kammercollegium oblag, ſo wurden

für die C. ökonomische, forstmännische, berg- und hüttenmännische, juristische, commerzielle und nationalökonomische Kenntnisse nöthig. Hauptsächlich war es die Ökonomie, welche ein ganz besonderes cameralistisches Studium erforderte, weil die Domainengüter eine Hauptquelle der fürstlichen Einkünfte waren. Und deßhalb richtete auch Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, 1727 zuerst eine Professur für Ökonomie-, Polizei- und Cameralsachen an den beiden Universitäten Halle und Frankfurt a. d. O. ein, und der große Thomasius war es, der diesen Lehrstühlen das geziemende Ansehn verschaffte. Das oberste Administrationscollegium in Preußen hieß nach seinen Functionen die General-, Finanz-, Kriegs- und Domainenkammer, und in ihr präsidirte der Landesherr selbst. 2) Die Polizeiwissenschaft, wohin alle militairökonomische, Landescultur betreffende und überhaupt alle noch jetzt dahin einschlagenden Kenntnisse gehörten. — Doch allmählig ordnete sich dieß cameralistische Chaos, Beckmann in Göttingen schied zuerst die Ökonomie von der Polizei und den übrigen administrativen Wissenschaften, die Bedürfnisse der Staaten wurden größer, daher das Abgabenwesen mannichfaltiger und veränderter, die für die Finanzwissenschaft unentbehrlichen Einsichten in den Nationalreichthum und in das Gewerbs- und Handelswesen immer nöthiger; das Gefühl für eine höhere Kritik des Regalien- und Domainenwesens, für Abschaffung alter die neuen Administration hindernder Institutionen lebhafter; man sah ein, daß die Cameralistik keinen genau bestimmten Begriff gebe, daß nicht die Kammer, sondern der Begriff des Staates es sei, aus welchem hervorgehen müsse, was zur Erkenntniß und zur Beurtheilung der Vollkommenheit desselben nöthig sei — und so hat sich denn an die Stelle der Cameralwissenschaften der Begriff der Staatswissenschaften (s. d. Art.) gestellt, und höchstens denkt man sich in neuester Zeit unter dem Namen der C. noch den Inbegriff aller ökonomischen Wissenschaften und Lehren. 45.

Camerarius (Joachim), ein Mann, der durch gründliche Kenntniß der alten Sprachen und durch vielumfassende Gelehrsamkeit der Reformation in Deutschland wesentliche Dienste geleistet hat. Er war im J. 1500 den 12. April zu Bamberg geboren und verdankte seinem Vater, Johann Camerarius, eine sorgfältige Schulbildung, so daß er schon 1515 die Universität Leipzig beziehen konnte. Hier waren es besonders Georg Helt, Richard Crocus und Peter Mosellanus, die er nicht blos als Lehrer, vornehmlich in der griechischen und lateinischen Sprache, sondern auch als Freunde achtete und unter deren Leitung er selbst schon lehrend unter den Studirenden auftrat. Die beiden Gelehrten Euricius Cordus und Eoban Hesse beriefen ihn nach Erfurt, theils zur Fortsetzung seiner Studien, theils um in der griechischen Kunst und Wissenschaft Unterricht zu geben. Bereits im J. 1521 erlangte er die Würde eines Magisters und die Professur der griechischen Sprache, wurde aber noch in diesem Jahre durch Unruhen und eine ausgebrochene Pest bewogen, sich nach Wittenberg zu begeben, wo er mit Melanchthon lebenslängliche Freundschaft schloß und in Luther's Vorträgen und Umgange die Grundsätze der neuen Lehre noch mehr befestigte, denen er schon mit ganzer Seele anhing. Von hier aus besuchte er Erasmus in Basel und hielt sich nach seiner Rückreise in Erfurt und Bamberg auf, bis er 1526 am Gymnasium zu Nürnberg als Lehrer der griechischen Literatur und der Geschichte angestellt wurde. Sein Ansehn stieg bald so hoch, daß ihn der nürnberger Magistrat als Stellvertreter seiner kirchlichen Interessen auf den Reichstag in Augsburg (1530) sendete. Von 1535 bis 1541 war er als Professor die Zierde der Universität Tübingen, die während seiner Thätigkeit und bei seinem weitverbreiteten Rufe aus ihrem Verfalle wieder emporblühte. Hierauf (1541) erhielt ihn als Lehrer die leipziger Universität zurück, der er mit we-

nigen Unterbrechungen (während des schmalkaldischen Krieges 1546, und einer Reise nach Wien 1568, wo sich der Kaiser Maximilian II. wegen einer beabsichtigten Religionsvereinigung mit ihm besprach) bis an das Ende seines Lebens, den 17. April 1574, treu blieb. Herzog Moritz bediente sich vor Allen seines Rathes bei Gründung der sächsischen Fürstenschulen und ehrte ihn durch den ansehnlichen Gehalt von 2000 Gulden und Befreiung von der Trankſteuer. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 vertrat er nachdrücklich mit seinen Gefährten die Rechte der protestantischen Kirche und nützte als gelehrter Verfechter derselben auch bei andern Religionsgesprächen. Aber die größten Verdienste erwarb er sich um die classische Bildung seines Zeitalters, welches die Wissenschaft als Trägerin und Beförderin der kirchlichen Reformation bedurfte. Mit unermüdlichem Fleiße und seltenem Scharfsinne gab er die Schriften der Griechen (Homer, Sophokles, Theokrit, Herodot, Thucydides, Ptolemäus u. A.) und Römer (Cicero, Macrobius, Virgilius, Plautus, Terentius u. A.) heraus, erleichterte ihr Verständniß durch Commentare und Übersetzungen (wie die äsopischen Fabeln), und ward seinen Zeitgenossen ein Muster im lateinischen Style und in der griechischen und lateinischen Dichtkunst. Unter seinen übrigen Schriften sind noch bemerkenswerth: Historica narratio de fratrum orthodoxorum ecclesiis in Bohemia, Moravia et Polonia (erst gedruckt Heidelb. 1605.); Narratio de H. Eobano Hesso etc. Norimb. 1553., welche auch mehrere historische Notizen über gleichzeitige Gelehrte enthält; besonders: De Philippi Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte — narratio. Lips. 1566. u. ö.; Narratio de Georgio principe Anhaltino. Lips. 1555., welche Bücher noch jetzt für die Geschichte jener Zeit von Wichtigkeit sind. 2.

Camerarius (Rudolf Jakob), einer der ausgezeichnetsten Botaniker, wurde 1665 zu Tübingen geboren, durchreiste nach vollendeten akademischen Studien Holland, Frankreich, Italien und Deutschland, ward 1687 zu Tübingen Doct. medic., 1688 außerordentlicher Professor, Director des botanischen Gartens und Mitglied der Academia curiosorum naturae, 1689 ordentlicher Professor der Physik und 1695 an seines Vaters Stelle Professor primarius der Medicin. Er starb 1721. Um die Botanik erwarb er sich das größte Verdienst durch sein Hauptwerk: Epistolae de sexu plantarum, Tubing. 1694. und 1749., indem er als einer der ersten die Existenz der Androgyneen bestätigte, Versuche über die Fortpflanzung der Pflanzen getheilten Geschlechts anstellte und die von Grew und Ray aufgestellte Behauptung, daß die Antheren die männlichen, der Stempel die weiblichen Geschlechtstheile enthalten, fest begründete. Ein junger Dichter besang die letztere Entdeckung in einer an C. gerichteten lateinischen Ode und Linné gründete sein System darauf. 16.

Cameronianer. Als Karl II. die Presbyterianer (s. d. Art.) in Schottland vernichten wollte, unterwarf sich ein Theil derselben den königl. Verordnungen ohne Weiteres. Unzufrieden mit dieser Fügsamkeit sonderte sich eine andere Partei, deren Haupt der Prediger Archibald Cameron (daher ihr Name Cameronianer) war, von den Übrigen ab, excommunicirte den König und trug auf die Absetzung desselben an. Strenge Verordnungen wurden gegen sie erlassen; Hinrichtungen erfolgten; Alles aber trug nur dazu bei, die C. noch hartnäckiger zu machen. Sie griffen zu den Waffen und die königlichen Truppen mußten gegen sie aufgeboten werden. In einem Gefechte mit den letztern bei Airs-Moß im J. 1678 (nach Andern 1682) stellte sich Archibald und sein Bruder mit dem Rücken zusammen und so fochten sie lange Zeit mit unglaublicher Tapferkeit, bis sie Beide fielen. Nachdem im J. 1690 eine Generalsynode sie mit den übrigen Presbyterianern verglichen hatte, unterhielten sie gleichwohl noch lange Zeit einen heimlichen Haß gegen ihre nachgiebigern Glaubensgenossen.

Abermals stifteten sie im J. 1709 Unruhen in der Gegend von Edinburg und mußten aufs Neue durch Waffengewalt unterdrückt werden. Seit jener Zeit aber scheint diese Secte entweder aufgelöst zu sein, oder den Muth zu neuen Händeln verloren zu haben. — Übrigens darf der genannte Archibald Cameron durchaus nicht mit Camero verwechselt werden, der unter Jacob I. Lehrer der Theologie zu Glasgow und seit 1624 dasselbe in Montauban in Frankreich war und sowohl als Lehrer des Amyraut, als auch durch seine Schriftauslegung eben so viel Ruhm als Verdienste erwarb, und im J. 1625 starb. 60.

Camillus (Marcus Furius), der größte römische Feldherr und Staatsmann zur Zeit der höchsten Bedrängniß des Vaterlandes, ein Mann, an den sich alle Ereignisse seiner Zeit anknüpfen und ohne den vielleicht Rom aus der Geschichte verschwunden wäre. Um 440 v. Chr. geboren bekleidete er um 406 das Amt eines Volkstribuns und 403 das eines Censor, als welcher er das Gesetz vorschlug, daß die Wittwen der gefallenen Krieger von andern jungen Römern geheirathet werden sollten. 401 war er als Volkstribun mit consularischer Gewalt bei der Belagerung von Veji und besiegte als solcher die Falisker (398), ward nach der Niederlage der Kriegstribunen C. Atilius und Cn. Genucius durch die Tusker zum Dictator ernannt und eroberte Veji (396). Obgleich die Römer über seinen stolzen Triumphzug mit 4 weißen Rossen, eine Auszeichnung der Götter, noch mehr aber darüber murrten, daß er den zehnten Theil der Beute zur Bezahlung eines dem Apollo für den Sieg gethanen Gelübdes zurückforderte, ward er doch 394 wieder Kriegstribun, bekam das belagerte Falerii durch Großmuth in seine Gewalt, indem er die durch einen treulosen Schulmeister ihm überlieferten Kinder der Bürger frei zurückschickte, erlangte dafür die Würde eines Interrex, mußte aber der Unterschlagung der Beute angeklagt ins Exil nach Ardea wandern, weil er sich durch Widersetzung gegen den Vorschlag, daß die Hälfte der römischen Bürger nach dem entvölkerten Veji versetzt werden sollten, viele Feinde zugezogen hatte. Da brachte Brennus (s. d. Art.) Rom in die höchste Gefahr. C. von Vaterlandsliebe beseelt griff die Gallier bei Ardea an, ward von den nach Veji geflüchteten Römern zu ihrem Anführer und von den im Capitole eingeschlossenen zum Dictator ernannt, griff mit 40000 Mann die Gallier in dem verwüsteten Rom selbst an und schlug sie (390), sorgte für schnelle Aufbauung der Stadt, um dem erneuerten Verlangen des Volks nach Veji auszuwandern einen Damm entgegenzusetzen, schlug 389 die Äquer, Volsker und Lateiner, und 386 die Etrusker, ließ 384 den meuterischen Manlius hinrichten, schlug 380 die Volsker nochmals und zog sich in den Ruhestand zurück. Aber 376 entspann sich ein Kampf zwischen den Plebejern und den Patriciern, weil die erstern gleiche Rechte mit letztern verlangten; zwei Mal (368 und 367) ward daher C. von letztern zum Dictator ernannt, bis er 366 den Streit gütlich beilegte. In seinem hohen Alter soll er noch einmal einen Schwarm Gallier besiegt haben. Er starb 365 an der Pest, nachdem er siebenmal Volkstribun, fünfmal Dictator, einige Male Interrex gewesen war und viermal triumphirt hatte. 37.

Camisarden hießen die nichtkatholischen Einwohner des Sevennengebirges in Frankreich, die sich theils als Überreste der Albigenser, theils als reformirte Flüchtlinge nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) hier zusammengefunden hatten, von dem Oberhemde (camise, chemise), das sie über ihren Kleidern trugen. Arm, aber fanatisch begeistert für ihren Glauben, widersetzten sie sich muthig den Anforderungen zum Katholicismus überzugehen, und brachen endlich 1702 in vollen Aufstand aus, als die Katholiken unter Anführung des Abbé du Chaila sich die unerhörtesten Grausamkeiten gegen sie zu Schulden kommen ließen, und noch mehr als die wegen Ermordung des Abbé ihnen gebotene

Amneſtie treulos gebrochen wurde. Jetzt traten Propheten und Wunderthäter unter ihnen auf und fanatiſche Männer und Weiber brachten alle in wilden, ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus und auswärtige Unterſtützungen machten ſie noch muthiger. Zwar ſchrieb Papſt Clemens XI. einen Kreuzzug gegen ſie aus, aber mehrere königl. Truppencorps wurden geſchlagen und weder der Marſchall von Montreval (1703), noch der Marſchall von Villars konnten trotz ihrer Grauſamkeiten etwas gegen ſie ausrichten. Endlich ſuchte man den Hauptanführer derſelben Jean Cavalier (ſ. d. Art.) zu gewinnen, es ward ein vortheilhafter Vergleich angeboten, aber ehe die Beſtätigung des Königs kam, regten holländiſche Emiſſaire die C. von Neuem durch Verſprechungen auf. Doch Villars trieb ſie ſehr in die Enge, ſein Nachfolger Berwic ſchlug ſie endlich gänzlich und wer von ihnen nicht im Kampfe fiel, flüchtete ſich nach England und Holland. Die Ketzerei ſchien vertilgt, obwohl viele insgeheim ihrem Glauben treu blieben, aber die gänzliche Verwüſtung eines großen Landſtriches war die ſchöne Frucht der ſchändlichen Intoleranz. 37.

Camönen, ſ. Muſen.

Camoens (Luis de), der Homer Portugals, wurde im J. 1524 (nach Andern 1517) zu Liſſabon (nach Andern zu Coimbra oder Santarem) geboren. Seine Eltern, welche zwar von altem Adel, aber nicht ſehr begütert waren, ſchickten ihn auf die Univerſität Coimbra, wo er ſich hauptſächlich mit dem Studium der Philoſophie, den humaniſtiſchen Wiſſenſchaften und der Poeſie beſchäftigte. Die Gedichte, welche er um dieſe Zeit bekannt machte, vermochten nicht die Aufmerkſamkeit ſeiner berühmten Zeitgenoſſen, welche in ihrem einſeitigen Streben nach claſſiſcher Correctheit das originelle Genie des feurigen Jünglings nicht begriffen, auf ſich zu ziehen und ſeine Muſe ſtand jetzt ſchon ſo iſolirt da, wie ſein ganzes übriges Leben hindurch. Reichlich mit Kenntniſſen ausgerüſtet, kam er wieder nach Liſſabon zurück, wo die Liebenswürdigkeit und Gewandtheit ſeines Charakters ihm viele Freunde und Gönner erwarb; aber ein galantes Abenteuer mit Caterina de Attayda, einer Hofdame, verdarb ihm plötzlich alle Ausſichten und bewirkte ſeine Verbannung aus der Hauptſtadt nach Santarem. C., entweder um den Schmerz der Trennung von ſeiner Geliebten, die faſt der einzige Gegenſtand ſeiner Lieder war, durch das Geräuſch der Waffen zu übertäuben, oder vielleicht auch ſchon durch das Romantiſche eines fernen Kriegszugs ſelbſt angezogen, nahm als Freiwilliger Dienſte auf der portugieſiſchen Flotte, welche gegen die Mauren in Afrika auslief. Vor Ceuta, wo er unter dem Commando des Antonio de Noronha focht, raubte ihm ein Metallſtück aus einer Kanone der Marokkaner das rechte Auge und zwang ihn nach Liſſabon zurückzugehen, wo aber der verwundete Krieger eben ſo wenig Auszeichnung und Belohnung fand, als früher der Dichter gefunden hatte. Tief verletzt durch die Gleichgültigkeit ſeines Vaterlandes, welchem er aber dennoch mit der glühendſten Liebe zugethan blieb, beſchloß er Portugal auf immer zu verlaſſen und ſchiffte ſich im J. 1553 auf der Escadre, welche den Königen von Kochim und Porka zu Hülfe eilte, nach Oſtindien ein. Das Geſchwader ging durch einen Sturm zu Grunde, nur das Schiff, worauf ſich der Dichter befand, erreichte Goa. Aber auch hier wurden ſeine Hoffnungen getäuſcht; um ſein Leben zu friſten mußte er als Freiwilliger an mehreren kleinen Feldzügen in Indien und an einer Fahrt nach dem rothem Meere gegen die arabiſchen Corſaren Theil nehmen. Als er ſeinem Mißbehagen durch die Satyren: „Disparates na India“ („Narrheiten in Indien“) und „Relacion de fiestas en Goa“ („Bericht von Feſten in Goa“) Luft machte, verwies ihn der damalige Gouverneur Francisco Barreto auf die chineſiſche Inſel Macao (1556), wo noch jetzt eine Grotte, worin er einen Theil ſeiner Luſiade gedichtet haben ſoll, ſeinen Namen führt.

Das Amt eines Administrators der Verlassenschaft der Todten, welches er daselbst erhielt, verschaffte ihm kaum ein kümmerliches Auskommen. Unter dem neuen Vicekönige Constancio de Braganza bekam er die Erlaubniß nach Goa zurückzukehren. Auf der Reise litt er an der Küste von Cambodscha, wo auch sein Vater, der Schiffscapitain Simon Vaz de Camoens, mit seinem Vermögen verunglückt war, Schiffbruch und nur seine Geschicklichkeit im Schwimmen rettete ihn und seine Lusiade. Nach dem Tode des Constancio de Braganza erhielten des Dichters Feinde wieder die Oberhand; er ward der treulosen Verwaltung seines Amtes in Macao angeklagt und ins Gefängniß geworfen, worin ihn, auch nachdem er sich völlig gerechtfertigt hatte, die Hartherzigkeit seiner Gläubiger noch so lange festhielt, bis ihm ein scherzhaftes Gedicht an den Vicekönig de Rotonda die Freiheit wieder verschaffte. Durch diese Unfälle wurde ihm der Aufenthalt in Indien immer mehr verleidet und er beschloß nach Portugal zurückzukehren. Seine Freunde schossen die nöthige Summe zusammen und er landete im J. 1569 wohlbehalten aber bettelarm zu Lissabon. Ein glücklicherer Stern schien ihm jedoch hier aufzugehen. Der junge König Sebastian nahm huldreich die Dedication der Lusiade, welche im J. 1572 zum ersten Male erschien, an und gab dem Dichter eine obgleich sehr geringe Pension. Aber auch dieses kümmerliche Glück sollte nicht lange dauern. Sebastian fiel in einem Treffen gegen die Marokkaner; mit ihm verlor Portugal seine Unabhängigkeit und C. seinen einzigen Gönner. Des Dichters Armuth wurde jetzt so groß, daß ein treuer Sclave des Nachts für ihn auf den Straßen gebettelt haben soll. Alterschwach und krank, von jeder Hülfe verlassen, sah er sich genöthigt, seine Lagerstätte in einem Hospitale zu nehmen, wo er im J. 1579 starb. Erst sechszehn Jahre nach seinem Tode setzte ihm einer seiner Verehrer, Gonsalo Coutinho, ein Denkmal mit der eben so einfachen als wahren Inschrift: „Hier ruht Luis de Camoens, der erste Dichter seiner Zeit; er lebte arm und elend und starb auch so.“ Die dankbare Nachwelt gab ihm den Namen des Großen. — C. versuchte sich fast in allen Dichtungsarten, aber das Werk seines Lebens, welches er als Jüngling in seinem Vaterlande begann und als Mann in Indien vollendete, wodurch er den Ruhm seiner Nation, so wie seinen eigenen den spätesten Nachkommen überlieferte, ist das Epos: „Die Lusiaden“ („Os Lusiadas“). Die Entdekkung des neuen Weges nach Indien durch Vasco de Gama ist die Grundlage der epischen Einheit dieses Gedichtes, doch tritt dieser Held nicht als Hauptperson hervor und man würde den Werth des herrlichen Werkes gänzlich verkennen, wenn man es nach andern Epopöen beurtheilen wollte. Nur in der metrischen Form haben ihm die Italiener zum Vorbilde gedient; die epische Idee, die die Verherrlichung des portugiesischen Heldenthums überhaupt, ist durchaus originell, und von diesem Standpunkte aus muß man das Ganze ins Auge fassen. Wir werden alsdann um so mehr das Genie des Dichters bewundern müssen, welcher einem so dürftigen Stoffe ein so herrliches Gemälde zu entlocken wußte. Die Verbindung der alten Mythologie mit dem Christenthume muß uns jetzt freilich sonderbar vorkommen, sie entsprach aber ganz dem Geschmacke jener Zeit. Die Sprache und Versification sind herrlich und prachtvoll und müssen sogar einen Nichtportugiesen bezaubern. Eine sehr gute Ausgabe der Lusiade besorgte Joze Maria de Souza-Botelho, Paris, 1817. Fol. (auch 8.) Handausgabe, Berl. 1810. 12. Eine gute Übersetzung besitzen wir von F. A. Kuhn und C. T. Winkler, Leipz. 1807. 8.; eine vortreffliche von J. J. C. Donner, Stuttg. 1833. 8. Die Schauspiele: „El Rey Seleuco“, „Os Amphitryões“ und „Filodemo“, scheinen der Jugendzeit des Dichters anzugehören. Ausgezeichnet Schönes findet sich unter seinen kleineren Gedichten, Sonnetten, Canzonen, Oden, Sextinen, Stanzen und Eklogen; besonders aber sind die

Elegien und Rondillen zu berücksichtigen. Sie befinden sich alle in der Gesammtausgabe der Werke des C.'s, welche José de Aquino (Lissab. 1782 — 83. 5 Voll. 8. Auch Paris 1815. 5 Voll. 18.) besorgte. 67.

Campan (Jeanne Louise Henriette), geb. zu Paris am 6. Oct. 1752, erhielt von ihrem Vater Genet, erstem Commis bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, eine sehr sorgfältige Erziehung. Ihre Kenntniß mehrerer neueren Sprachen und ihr musikalisches Talent bewogen die Herzogin von Choiseul sie zur Vorleserin der Töchter Ludwig's XV. zu bestimmen. Marie Antoinette, welche das geistreiche Mädchen bald lieb gewann, verheirathete sie, um sie näher an ihre Person zu fesseln, mit dem Sohne ihres Cabinetssecretairs Campan und ernannte sie zu ihrer ersten Kammerfrau. Das Mißgeschick der Revolution traf auch sie; mit innigster Liebe und Ergebenheit theilte sie das Loos ihrer königlichen Gebieterin und wäre dieser auch 1792 in den Temple gefolgt, wenn es Pethion nicht untersagt hätte. Als der erste Sturm der Revolution vorüber war, eröffnete sie zu Saint-Germain eine Erziehungsanstalt für Mädchen, welche bald einen so ausgebreiteten Ruf erhielt, daß ihr aus allen Ländern Zöglinge zuströmten. Eine glänzende Anerkennung fanden ihre Verdienste durch Napoleon, welcher sie zur Vorsteherin des für Töchter der Officiere der Ehrenlegion zu Ecouen neu gegründeten Instituts ernannte, das sie zur allgemeinen Zufriedenheit bis zur Rückkehr der Bourbonen, welche die Anstalt aufhoben, leitete. Ihre nahe Verwandtschaft mit dem unglücklichen Marschall Ney verursachte ihr und ihrem einzigen Sohne, Henri Campan, welcher 1821, ohne ein Amt erhalten zu können, starb, viele Unannehmlichkeiten. Sie lebte seit der Niederlegung ihrer Stelle zu Nantes, in der Nähe von Paris, zurückgezogen und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis der Kummer über den Verlust ihres Sohnes auch ihren Tod (6. März 1822) verursachte. Außer ihrem Werke: „Sur l'éducation des filles" (deutsch von W. v. Gersdorf, Lpz. 1824. 8.) und andern pädagogischen Schriften hinterließ sie: „Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette" (5. Ed. Paris 1823. 4 Voll. 8. Deutsch, Bresl. 1824. 3 Bde. 8.), welche sich durch strenge Wahrheitsliebe auszeichnen und manche interessante Aufschlüsse über die unglückliche Königin und den französischen Hof geben. Das „Journal anecdotique", welches ihr Arzt Maigné (Paris 1824. 8. Deutsch von F. Ritter, Stuttg. 1824. 8.) herausgab, enthält manche nicht unbedeutende Beiträge zur Charakteristik Napoleon's. 67.

Campanella (Thomas), ein durch Schicksale und außerordentliche Gelehrsamkeit höchst merkwürdiger Philosoph, wurde am 5. Sept. 1568 zu Stillo, einem kleinen Orte in Calabrien geboren, zeichnete sich schon als Kind durch bewundernswürdige Fortschritte aus und trat noch nicht völlig 15 Jahre alt in den Dominicanerorden. Doch sagte ihm der Aufenthalt in einem Kloster nicht lange zu; er verließ es und trat bald darauf als Gegner der aristotelischen Partei in einer Schrift auf, welche unter dem Titel „Philosophia sensibus demonstrata" (Neapel 1591) zur Vertheidigung des von ihm geschätzten Telesius gegen Antonio Marta dienen sollte. Diese Schrift machte viel Aufsehen; seine Gegner erwachten und er mußte fliehen. Er hielt sich abwechselnd zu Rom, Florenz, Padua, Bologna und Venedig auf, und kehrte erst 1599 wieder nach Neapel zurück, wurde aber daselbst eingezogen und trotz aller Verwendungen 25 Jahre lang festgehalten. Erst am 15. Mai 1626 erhielt er auf nachdrückliches Begehren Urban's VIII. seine Freiheit zurück. Er begab sich nach Rom, wo er vom Papste gut aufgenommen, jedoch seiner Sicherheit wegen zum Scheine in Haft gehalten wurde, bis er auch hier von Neuem in Gefahr kam und auf Anrathen seiner Freunde einen sichern Aufenthalt in Frankreich suchte, wo er von Ludwig XIII. ehrenvoll empfangen wurde und einen Jahrgehalt von 2000 Livres erhielt.

Später zog er sich in ein Kloster seines Ordens zu Paris zurück und starb daselbst am 21. Mai 1639. — Die Urtheile über diesen merkwürdigen Mann sind sehr verschieden, da ihn seine Feinde um so mehr herabsetzen, je mehr ihn seine Freunde zu erheben suchen. Aber gewiß war er ein äußerst umfassender, heller Kopf, welcher die damals in der Philosophie herrschende systematische Verworrenheit als tiefer Denker mit den Waffen der Vernunft bekämpfte. Seine bewunderswürdige Gelehrsamkeit, welche er sich durch das Studium der alten Philosophen erworben hatte, unterstützte ihn bei seinen eigenen Forschungen um so mehr, da er die Masse von Kenntnissen sehr wohl zu sichten und zu ordnen verstand. Sein Princip, daß alle philosophische Erkenntniß auf Natur und Geschichte beruht, führte er mit vielem Scharfsinnne durch und studirte selbst fleißig Naturwissenschaften, ohne jedoch sich ganz von den astrologischen und mystischen Träumereien seiner Zeit losmachen zu können. In vielen seiner Schriften begegnet man schwärmerischen Hypothesen, Inconsequenzen und mancherlei Widersprüchen, dessenungeachtet leuchtet auch in diesen Mängeln sein Streben nach Wahrheit und eine bereits geläuterte Denkungsart hervor. Die vorzüglichsten seiner Werke sind: De sensu rerum et magia; realis philosophiae epilogisticae partes; apologia pro Galileo (im Gefängnisse geschrieben); civitas solis (das Ideal einer Republik); Atheismus triumphatus, seu contra anti-christianismum; monarchia Messiae; philosophiae rationalis partes quinque; universalis philosophiae seu metaphysicarum rerum libri XVIII.; de libris propriis et recta ratione studendi syntagma u. a. m. Das berüchtigte Werk de tribus impostoribus wird ihm wohl mit Unrecht zugeschrieben. Man benutzte es aber so wie die civitas solis, um eine Anklage darauf zu gründen. Wenigstens beweisen die ungereimtesten Beschuldigungen, als hätte er sich zum Könige von Calabrien aufwerfen wollen und andere dieser Art, daß man Alles hervorsuchte, um seine langjährige Haft zu entschuldigen. 22.

Campanerthal, durch Jean Paul's so betitelten philosophischen Roman bekannt, ist eins der schönsten Thäler der Pyrenäen von Adour durchströmt, mit schönen Weiden bepflanzt und mit Marmorbrüchen. Es hat seinen Namen von dem darin liegenden Flecken Campan mit 430 Häus. und 4000 Einw., die verschiedene Webereien verfertigen. 37.

Campanien, Flachland, nannten die Römer den flachen Küstenstrich Italiens zwischen Latium, Samnium und Lucanien, der ungefähr 40 □Meil. umfaßte, die heutige Terra die Lavoro, einen der reizendsten Landstriche des südlichen Europa, wo die schönsten Früchte aller Art und die herrlichen Falerner, Massiker, Calener und Gauraner Weine gediehen. Hier lagen die Städte Capua, die Hauptstadt, Minturná, Puteoli, Bajá, Neapolis, Herculanum, Pompeji, Nola, Salernum, Cumá, die caudinischen Pässe ꝛc., hier floß der Vulturnus und hier lagen an einander gedrängt die prächtigsten Landhäuser der üppigen Römer. Aber doch auch lagen im Norden die pontinischen Sümpfe, mitten darin der feuerspeiende Vesuv, der Avernersee und die noch jetzt berühmten schwefelhaltigen Grotten und Thäler. Die ältesten Einwohner C.'s waren die Oscier und Ausonier, die Griechen gründeten hier die erste Colonie in Italien, Cumá; die Sabeller und Tyrrhener nahmen dann das Land ein, wurden aber 420 v. Chr. von den Samnitern unterjocht, von wo an der Name Campanien gebräuchlich wird, und 300 v. Chr. wurden die Römer Herrn des Landes, von wo an die Geschichte des Landes sich in die der Hauptstadt Capua verliert. 37.

Campbell, eine alte in der Geschichte Englands berühmt gewordene schottische Familie, welche durch glückliche Kämpfe und Verheirathungen im XVI. und XVII. Jahrh. zu bedeutender Macht gelangt war. Ihre Mitglieder führen seit dem XV. Jahrh. den Titel Grafen von Argyle. Wir nennen hier nur

Archibald, Graf von Argyle, unbeugsam, klug und ehrgeizig, Feind des Königs, wie aller Stuart's, trat auf die Seite des Covenants und leitete als unumschränkter Gebieter in Schottland die Unternehmungen gegen den König. Trotz dem, daß dieser ihm die glänzendsten Bewilligungen gemacht, fiel er dennoch im J. 1644 mit einem Heere in England ein, mußte sich aber von dem edlen Montrose geschlagen zurückziehen und ohnmächtig dulden, daß Montrose in diesem und dem folgenden Jahre seine Besitzungen verheerte, ja er überließ seine Partei der Rache der Feinde und verbarg sich, nur auf seine Sicherheit bedacht, in einem Schlupfwinkel. Eben so wenig folgte er später der allgemeinen Stimme des mitleidigen Volks, dem unglücklichen Könige beizustehen; er trat auf die Seite Cromwell's, empfing diesen 1648 als Befreier des Volkes zu Edinburg und schloß sich ihm auf das Innigste an. Allein seine Partei, welche jetzt Cromwell's Tyrannei verabscheute, nöthigte ihn, Karl Stuart II. zum Könige auszurufen. Er that es, mußte sich aber bald nach einem Siege Cromwell's wieder unterwerfen. Doch er sollte sich in seinen eignen Schlingen fangen. Obgleich er nach der Wiedereinsetzung Karl's nichts Gutes ahnend anfänglich den Hof vermied, so ließ er sich doch durch das herablassende Benehmen des Königs gegen seinen Sohn verleiten, nach London zu kommen, wurde aber gefangen gesetzt, in Schottland vor Gericht gebracht und zum Tode verurtheilt. Er bestieg das Schaffot am 27. Mai 1661. — Sein Sohn Archibald, Graf von Argyle, wurde später bei einem verzweifelten Unternehmen, welches er vereint mit dem Herzoge von Monmouth auf Schottland wagte, in einem unglücklichen Treffen gefangen genommen und ebenfalls hingerichtet, am 9. Juli 1685. 22.

Campbell (Thomas), ein ausgezeichneter englischer Dichter, geb. 1777 zu Glasgow in Schottland, erhielt seine Ausbildung auf der Universität seiner Vaterstadt und erwarb sich durch Talent und Fleiß die umfassendsten Kenntnisse. In Edinburg gab er 1798 sein Gedicht: „The pleasures of hope" heraus und bewährte dadurch seinen Beruf zum Dichter. Auf einer Reise in Deutschland, wo er sich beinahe ein Jahr aufhielt, machte er unter andern auch mit Klopstock Bekanntschaft, von dem er sich sehr angezogen fühlte. Nach seiner Rückkehr erschien nur wenig von ihm; dieß Wenige aber ist ausgezeichnet. Daß seine Gedichte nicht allgemein gefallen, liegt daran, daß sie, obgleich nicht ohne Phantasie, doch jenes hohen Schwunges entbehren, welchen der größere Theil des Publikums nur ungern vermißt. Außer den „Pleasures" bemerken wir noch „Gertrud of Wyoming" (1809). Die „Specimens of the british poets with biographical and critical notices and an essay on english poetry" ist ebenfalls ein äußerst verdienstvolles Werk. 22.

Camp de Jales (spr. Kang d' Schal) hieß eine bewaffnete Verbindung des franz. Adels an der Ober-Loire (1790), um sich den Beschlüssen der Nationalversammlung zu widersetzen und im südlichen Frankreich einen Aufstand zu erregen; aber das Mißlingen des Plans löste die Verbindung bald wieder auf. 37.

Campe (Joachim Heinrich), einer der berühmtesten deutschen Pädagogen, ward 1746 zu Deersen im Braunschweigischen geboren, bildete sich zu Holzminden, studirte zu Halle Theologie und ward 1773 Feldprediger zu Potsdam. Aber da ihm so manches Trübe im Menschenleben seinen Grund in der verkehrten Erziehung der Kinder zu haben schien, so fühlte er sich zum pädagogischen Fache hingezogen, bei welchem er eine neue Epoche zu begründen gedachte, ward durch Basedow's (s. d. Art.) Ideen begeistert und nahm daher 1777 mit Freuden den Ruf als Educationsrath und Lehrer am Philanthropinum zu Dessau und nach Basedow's Abgange die Direction dieses Instituts an, ging aber wegen entstandener Zwistigkeiten bald wieder ab und gründete ein Privatinstitut zu Trittow im Holsteinischen bei Hamburg, das er jedoch seinem ehemaligen Collegen

Trapp 1787 überließ. Nach einigen Jahren zurückgezogenen Lebens ging er als Schulrath und Kanonikus des Stiftes St. Cyriaci nach Braunschweig, erwarb dort die Waisenhausbuchhandlung als Eigenthum und betrieb die vom Herzoge Karl beabsichtigte Reform des Schulwesens, doch ohne glänzende Resultate, weßwegen er, da er von seinem bedeutenden Vermögen bequem leben konnte, sich nach und nach immer mehr zurückzog. Ergriffen von den Ideen, die am Anfange der franz. Revolution sich aussprachen, reiste er 1790 nach Paris und schilderte seinen Enthusiasmus, der freilich bei den spätern Ereignissen ihn oft zum Vorwurfe gereichte, in mehrern Briefen. Mehrere Reisen nach England, Frankreich und Dänemark und literarische Beschäftigungen füllten von nun an seine Zeit aus; aber als seine sanguinischen Hoffnungen auf den König von Westphalen an dem, was er in Cassel als Deputirter sah und hörte, gescheitert waren, zog er sich endlich ganz ins Familienleben zurück, nachdem er 1805 Dechant des Stiftes St. Cyriaci und 1809 von Helmstädt aus Doctor der Theologie geworden war, und fiel gegen das Ende seiner Tage in eine solche Schwäche, daß er fast zum Kinde ward. So starb er den 22. Oct. 1818 72 Jahre alt. — Seine Verdienste als pädagogischer Schriftsteller sind unverkennbar; seine Jugendschriften, unter denen: „Kleine Kinderbibliothek", „Robinson der Jüngere", „Die Entdeckung von Amerika", „Theophron", „Väterlicher Rath an meine Tochter", „Sammlung von Reisebeschreibungen" ꝛc. sich vorzüglich auszeichnen, haben eine Menge Auflagen erlebt und „Robinson" ist fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden. Ist er aber in seinen theoretischen Schriften zu sehr den philanthropischen Ansichten seiner Zeit gefolgt, daß er die Nützlichkeit als das höchste Lebensziel setzte und dem Anpflanzer der Kartoffeln und dem Erfinder des Spinnrads höheres Verdienst beimaß, als dem ausgezeichnetsten Dichter; so ist sein redliches Streben immer dankenswerth und er hat nicht ohne Segen gearbeitet. Hierher gehört sein Revisionswerk für das gesammte Schul- und Erziehungswesen, Braunschweig 1785—91. 15 Bde., doch ist es nur zum kleinern Theile von ihm. Sein Hauptwerk bleibt aber sein „Wörterbuch der deutschen Sprache" Braunschweig 1807—11. 5 Bde. nebst dem Verdeutschungswörterbuche von Theod. Berndt, Braunschweig 1801 u. 1813. 2 Bde., das nach der Ankündigung 80000 Wörter mehr enthalten soll als das Adelung'sche und woran er den größten Theil seines Lebens gearbeitet hat, das aber doch auch an dem Fehler eines übertriebenen Purismus leidet. — Seine Buchhandlung ging auf seinen Schwiegersohn Vieweg über. 16.

Campecheholz (lignum campechianum), fr. campêche; engl. cambesh, das Holz eines in der Campeche-, auch Honduras bai u. in andern niedrigen u. sumpfigen Gegenden in Westindien wachsenden, unter die Gattung Hämatoxylum gestellten Baumes. Der Splint des Holzes ist weiß, der Kern aber roth, und dieser besonders gelangt als schätzbarer Färbestoff nach Europa. Das von Jamaica kommende (englische) C. ist nicht so gut, als die Hondurassorte (mexicanische). Den Färbestoff nimmt sowohl Wasser als Weingeist auf, die beide dadurch eine schöne ins Purpur spielende Röthe annehmen, welche aber allmälig dunkler und endlich schwarz wird, weßhalb es auch besonders zum Schwarzfärben benutzt man. Durch Niederschlagen mit Alaun wird auch ein schönes Blau, Lackfarbe zur Malerei, daraus gewonnen. Das C. zeichnet sich sonst noch durch seine Schwere und Festigkeit aus, und dient, da es sich gut poliren läßt, zu feinen Tischlerarbeiten. In der Medicin wird das Campeche-Extract, der mit Wasser ausziehbare und dann wieder verdickte Stoff, bei hartnäckiger Diarrhöe, bei colliquativen Schweißen und bei andern Fällen, wo zusammenziehende Mittel angezeigt sind, mit Nutzen angewendet. 43.

Campegius (Laurentius), aus einem alten berühmten Geschlechte zu Bo-

logna, war erst Professor der Rechte zu Padua, trat dann in den geistlichen Stand und ward endlich 1517 vom Papste Leo X. zum Cardinal ernannt. Er ist vorzüglich wegen 4 fehlgeschlagener Gesandtschaften bekannt, der ersten 1518, auf welcher er mit dem Cardinale Wolsey die Klöster in England revidiren und von der Geistlichkeit daselbst den Zehnten zum Türkenkriege erheben sollte, von der er aber unverrichteter Sache zurückkehren mußte; der zweiten auf den Reichstag zu Nürnberg (1524), wo er aber mit seiner Vermittelung zwischen Katholiken und Lutheranern nichts ausrichten konnte; der dritten auf den Reichstag zu Augsburg (1530), wo er vergeblich den Protestanten den guten Willen des Papstes begreiflich zu machen suchte, und der vierten nach England (1528), wegen der Ehescheidung Heinrich's VIII., wo er aber vermöge seiner Instructionen ebenfalls nichts ausrichten konnte, und 1534 sogar nach der Trennung Heinrich's VIII. vom Papste sein ihm früher verliehenes Bisthum Salisbury verlor. Für die Kirchenversammlung zu Vicenza (1538) ward er als päpstlicher Legat beordert, da aber Niemand hier erschien, mußte er allein wieder zurückkehren und starb zu Rom den 19. Juli 1539. 16.

Campen (Kloster-), eine ehedem berühmte Cistercienserabtei in der Nähe von Rheinbergen im preuß. Regierungsbezirke Düsseldorf, bekannt durch das im 7jährigen Kriege hier vorgefallene Gefecht zwischen den Franzosen und den vereinigten Preußen und Engländern. Prinz Ferdinand von Preußen hatte, um den Plan des Marschalls von Broglio, in Hessen und Hanover sein Winterquartier zu halten, zu vernichten im Sept. 1760, den Erbprinzen von Braunschweig mit einem Corps von 18000 Mann an den Rhein gesendet. Der Marschall, die Gefahr erkennend, schickte den Marquis von Castries mit 16000 Mann in jene Gegenden, mit dem Auftrage, zuerst das von dem Erbprinzen bereits hart bedrängte Wesel zu entsetzen. Der Marquis, auf dem Marsche noch bedeutend verstärkt, nahm am 15. Oct. eine vortheilhafte Stellung bei Rheinbergen und Campen. Der Erbprinz, obgleich fast um die Hälfte schwächer, griff ihn Tags darauf mit anbrechendem Morgen an, und erfocht anfangs einige Vortheile; allein die Übermacht der Feinde war zu bedeutend, als daß auch die größte Anstrengung hier von Erfolg hätte sein können. Dennoch setzte er den Kampf bis Abends um 5 Uhr fort, wo er in Gefahr gänzlich umzingelt zu werden, endlich in größter Ordnung über die wieder hergestellte Rheinbrücke zurückging. Sein Verlust war bei weitem nicht so bedeutend als der der Franzosen, welche nach eignen Berichten 3000 Mann, 3 Kanonen und 2 Fahnen verloren hatten, auch wurde er nicht heftig verfolgt; jedoch mußte die Belagerung von Wesel aufgegeben werden. Die zahlreichen Beweise von Bravour, welche an diesem Tage auf beiden Seiten gegeben wurden, überstrahlt vor Allem die heldenmüthige Aufopferung des französ. Hauptmanns Chevalier d'Assas. (Man sehe darüber d. Art. Assas.) 1.

Camper, Peter, einer der berühmtesten holländischen Ärzte, ausgezeichnet durch wichtige Leistungen in der Anatomie, Anthropologie, Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin, ward 1722 zu Leyden geboren, studirte daselbst, ward 1746 Doctor der Medicin, und nach Vollendung einer gelehrten Reise 1750 Professor der Philosophie und Arzneikunde zu Franecker. Später übernahm er die Professur der Anatomie und Chirurgie am Athenaeum illustre zu Amsterdam, und hierauf die Lehrstelle der Chirurgie, Anatomie und Botanik zu Gröningen, bis er 1772 sich vom Lehrfache zurückzog, und Franecker zu seinem Wohnsitze erwählte. Er starb zu Haag am 7. Apr. 1789. — C. war Verf. einer Menge von Schriften in lateinischer und niederländischer Sprache, von denen viele ins Deutsche übersetzt sind. Bemerkenswerth ist die Menge von Preisschriften, die er verfaßt hat, und die gesammelt in 2 Theilen unter dem Titel:

Dissertationes, quibus ab Illustrissimis Europae, praecipue Galliae Academiis palma adjudicata fuit, Lingen 1798—1800 erschienen sind. Bekannt sind seine Untersuchungen über die Gesichtslinie, und über die beste Form des Schuhes. 39.

Camperduin, eine holländische Stadt an der Nordseeküste, bekannt durch die Seeschlacht, welche am 11. Oct. 1797 zwischen der englischen und holländischen Flotte in ihrer Nähe geliefert wurde. Die holländ. Flotte, 28 Segel stark, unter dem Commando des Viceadmirals de Winter erwartete die englische, welche ihr vom Texel her nachgefolgt war, und 18 große Linienschiffe, mehrere Fregatten und kleinere Fahrzeuge zählte, 5 Meilen von der Küste in Schlachtordnung. Das engl. Geschwader unter des Admirals Duncan Anführung hatte bei weitem mehr Kanonen und segelte besser; daher gelang der kühne Angriff des Viceadmirals Onslow auf das holländ. Hintertreffen nur zu gut, da die Befehle de Winter's nur langsam und mit geringem Erfolge ausgeführt werden konnten. Die Vryheid, das holländ. Admiralschiff, wurde von 3 Schiffen zugleich angegriffen, und zuletzt auch von dem engl. Admiralschiffe. Der Kampf währte über 2 Stunden; endlich, als alle Masten der Vryheid gefallen und kein Segel mehr vorhanden war, mußte sich de Winter ergeben. Der Sieg der Engländer war entschieden; 8 Schiffe der Holländer waren genommen, eine noch größere Anzahl gestrandet, und nur dem Capitänlieutenant Musquetier und dem Schout by Nacht Bloys van Treslong gelang es mit ihren Schiffen dem Leyden und dem Brutus zu entkommen. 1.

Campher, lat. camphora; franz. camphre; engl. camphor; ital. canfora, eine eigenthümliche, den ätherischen Ölen und Harzen verwandte Substanz, die den nähern Bestandtheil einer sehr großen Anzahl von Wurzeln, Rinden, Blüthen, Blättern, z. B. der Alant-, Galgant- und Zittwerwurzel, des Mutterzimmts, der Cardamomen, Cubeben, Wachholderbeeren, der Salbei, Pfeffermünze, des Rosmarins, Isops, so wie überhaupt der meisten lippenförmigen Blumen ausmacht, die ihn, beim Destilliren, mit dem ätherischen Öle zugleich hergeben. Auf Sumatra und Borneo sammelt man ihn aber von einem noch wenig gekannten Baume, den die Eingebornen Kapur-barros nennen, und den Correa de Serra anfangs für Roxburgh's shorrea robusta, später aber für pterygium teres (zu den Lorbeerarten, laurineae, gehörend) gehalten hat. Es ist dieß die reinste und schönste Sorte, die sich in beträchtlicher Menge zwischen dem Holze und der Rinde befindet, aber nicht nach Europa kommt. Denn allen in Handel vorkommenden C. erhalten wir aus China und Japan, wo man ihn von einer Art laurus gewinnt, den die Botaniker laurus camphora (Juss. laurineae, und Linn. enneandria monogynia), den Campherlorbeer oder Campherbaum genannt haben; ein sehr hoher, fast wie eine Linde aussehender Baum, mit abwechselnden, gestielten, eirund-rundlichen, auf der Oberseite glatten und glänzenden, auf der untern blaugrünen Blättern, und achselständigen, sehr kleinen weißen Blüthen in langgestielten Sträußen. Die Früchte sind denen des Zimmtbaumes ähnlich, aber etwas kleiner, und dunkelroth. Alle Theile dieses Baumes liefern Campher, den meisten aber die Wurzel. Die Japanesen schneiden sie, so wie den Stamm, in Stücke, kochen sie mit Wasser in einer eisernen Blase, und stürzen einen thönernen, mit Stroh gefütterten Helm darüber, in welchem der verflüchtigte C. hängen bleibt. In Europa wird dieser rohe C. mittels Kalk gereinigt, worauf er in Form von großen runden, auf einer Seite gewölbten, auf der andern ebenen, krystallweißen, etwas biegsamen und brüchigen Kuchen in den Handel gelangt. Er ist weiß, durchsichtig, krystallisirt in Octaëdern, die ein rautenförmiges Prisma bilden; hat einen höchst starken und durchdringenden eigenthümlichen Geruch,

einen brennenden, hinterher Kälte verursachenden, bitterlichen Geschmack; ist etwas zähe; und daher nicht gut zu pulverisiren; verflüchtigt sich, selbst bei niedriger Temperatur, entzündet sich leicht, und zeichnet sich besonders durch die kreisende Bewegung seiner Theilchen auf dem Wasser aus. Sein spec. Gewicht ist ungefähr = 0,98. Er läßt sich in Alkohol, Äther, ätherischen und fetten Ölen auflösen, und durch Wasser wieder daraus niederschlagen. Durch öfteres Destilliren der Salpetersäure über C. gewinnt man die Camphersäure, welche mit Kali, Natron, Kalk verbunden camphersaure Salze bildet. In den Apotheken bereitet man vorzüglich den Campherspiritus, die Campherſalbe und das Campheröl zum medicinischen Gebrauche. Das wirkliche ächte Campheröl wird aber durch Anbohren des Stammes von dryobalanops camphora gewonnen, wovon man übrigens auch den besten C. erhält, der, nach von Saussure, aus 74,38 Kohlenstoff, 10,67 Wasserstoff, 14,61 Sauerstoff und 0,34 Stickstoff besteht. Er gibt, wie bekannt, ein sehr kräftiges Arzneimittel, besonders gegen krampfhafte, nervöse und faulige Krankheiten, und auch äußerlich, in Form des Campherspiritus, ein gutes zertheilendes Mittel ab. Zu den nämlichen Zwecken wird derselbe auch in der Thierpraxis angewandt. 7.

Campio hieß im Lateine des Mittelalters der Kämpfer, welcher im Zweikampfe für sich oder einen andern zum Behufe eines Gottesurtheils focht. Ein solcher mußte zuerst schwören, daß er die Sache, für welche er kämpfte, für wahr und gerecht halte und sich keiner Zaubermittel gegen seinen Gegner bedienen wollte, er mußte ferner sich das Haupt scheeren und zu Fuße fechten. Waffe war das Schwerdt oder eine Keule und ein Schild. Der Besiegte wurde der Hand beraubt, für ehrlos erklärt und bei Hauptsachen nebst seiner ganzen Partei auch am Leben bestraft und ihnen ein ehrliches Begräbniß versagt. Ein Überbleibsel dieser Sitte hat sich in England im Champion du roi erhalten, einem geharnischten Ritter, der nach der Krönung des Königs in den Westminstersaal kommt und einen Fehdehandschuh hinwirft, den derjenige, welcher den König nicht als rechtmäßig anerkennen will, aufheben soll. Der zu dieser Herausforderung verpflichtete Ritter erhielt in frühern Zeiten eine Länderei dafür und die Sitte selbst wird zum ersten Male 1377 bei der Krönung Richard's II. erwähnt, ist aber wahrscheinlich viel älter. 9.

Campo-Formio (eigentlich Formido), ein Dorf mit einem Schlosse in der Nähe von Udine im venetianischen Gouvernement, geschichtlich merkwürdig durch den daselbst am 17. Oct. 1797 zwischen Frankreich und Östreich abgeschlossenen Frieden. — Der Erfolg des Feldzugs von 1796 war für Östreich durchaus ungünstig gewesen, und der Wiener Hof begann zu zittern, als auch der Erzherzog Karl, welcher vom Rheine her nach Italien berufen worden war, aus einer festen Stellung nach der andern verdrängt, auch die deutschen Staaten Östreichs nicht mehr schützen zu können schien. Man leitete Unterhandlungen ein, die Buonaparten um so erwünschter kamen, da auch seine Lage nicht eben glänzend war, und aller Orten sich bedenkliche Zeichen kund thaten, besonders in seinem Rücken. Auf dem Schlosse Eckwald bei Leoben wurden durch Buonaparte und von östreich. Seite durch Bellegarde und Meerveldt die Präliminarien (April 1797) abgeschlossen; der Friede selbst aber nach mancherlei Verzögerungen erst am 17. Oct. 1797 durch Buonaparte und den Grafen Cobenzl. Östreich mußte Belgien an Frankreich abtreten, und Mantua, Mailand, ein Theil des venetianischen Gebiets und Modena wurden zur cisalpinischen Republik geschlagen. Die Inseln Corfu, Cephalonia, Santa Maura, Taxo, Zante, Theaki und Cerigo kamen an Frankreich; Venedig, Istrien, Dalmatien und das Land bis

an die Etsch erhielt Östreich. Zum Abschlusse des Friedens mit dem deutschen Reiche sollte ein Congreß zu Rastadt gehalten werden. 1.

Campomanes (Pedro Rodriguez, Graf von), spanischer Minister, ausgezeichnet als Gelehrter und Staatsmann, geboren in Asturien zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, hatte sich bereits als Rechtsgelehrter und Schriftsteller einen bedeutenden Ruf erworben, als ihn Karl III. zum Fiscal des königl. und des hohen Rathes von Castilien ernannte. In dieser Zeit schrieb er mehrere gelungene Abhandlungen über staatswirthschaftliche und die Volksbildung betreffende Gegenstände, z. B. Discurso sobre el fomento de la industria popular; discurso sobre la education popular de los Artisanos y su fomento u. a. Wie sehr ihm das Wohl des Volkes am Herzen lag, bezeugen viele zum Theil in fremde Sprachen übersetzte Schriften, in welchen er Vorschläge zur Belebung der Industrie, zur Verhütung des Bettelunwesens, zu nützlicher Verwendung der erwerbslosen Vagabunden und über viele andere das allgemeine Wohl betreffende Angelegenheiten that. Selbst im Auslande verbreitete sich sein Ruhm, und Karl IV., seine Verdienste anerkennend, erhob ihn zum Präsidenten des hohen Rathes von Castilien, und später zum Staatsminister. Doch nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, in dieser wichtigen Stellung für das Glück seiner Nation zu arbeiten. Er wurde durch die Cabalen des Grafen Florida-Blanca gestürzt und bis zu seinem Tode, welcher in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts erfolgte, von jeder amtlichen Beschäftigung entfernt gehalten. — C. gehört unstreitig zu den trefflichsten Schriftstellern seiner Nation und seine Zeitgenossen geben ihm einstimmig das Zeugniß, daß er nicht leicht von irgend einem gleichzeitigen Gelehrten seiner Nation übertroffen worden sei. Nicht minder wird sein offener, menschenfreundschaftlicher Charakter gerühmt. 22.

Campo-santo, ein Dorf im Herzogthume Modena, in dessen Nähe den 8. Febr. 1743 zwischen den Spaniern und Östreichern eine Schlacht geliefert wurde, in welcher beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Man wollte die Frage über die östreichische Erbfolge entscheiden. Der Feldherr der Spanier, Gages, beschloß den östreich. General Traun in seinen Cantonirungen zu überfallen, rückte am 1. Febr. aus und nahm am 5. eine Stellung bei Solara. Allein seine Avantgarde fand die Östreicher auf einen Angriff vorbereitet. Deßhalb beschloß Gages zurückzugehen, wurde aber an der Ausführung durch die ihm auf dem Fuße folgenden Östreicher verhindert und so zur Annahme der Schlacht gezwungen. Die östreich. Armee zählte 8000 M. Fußvolk und etwas über 2000 M. Reiterei, die span. hingegen 10000 M. Fußvolk und 2000 Reiter. Der Angriff begann span. Seits am 8. Febr. gegen Mittag, war aber ohne Erfolg, da Traun die fehlerhafte Aufstellung der Feinde benutzte, alle seine Streitkräfte gegen den rechten Flügel derselben concentrirte und nach hartnäckigem Gefechte zurückschlug. Zu spät setzte Gages seinen linken Flügel in Bewegung. In der Dunkelheit geriethen die Spanier durch ein Mißverständniß mit einander selbst in ein blutiges Handgemenge und so war jede Möglichkeit verschwunden, dem Angriffe Traun's zu widerstehen. Gages mußte sich zurückziehen; da ihn aber Traun nicht verfolgte, auch unmittelbar nach der Schlacht nichts unternahm, so kann die Schlacht mit Recht für unentschieden gehalten werden. Der Verlust beider Armeen war ziemlich gleich. 1.

Camuccini (spr. Kamutschini), Vincenzo, Ritter, ein noch zu Rom lebender Historienmaler, welcher nach dem Urtheile der meisten Kunstkenner die erste Stelle unter seinen Zeitgenossen behauptet. Man rühmt an ihm Correctheit der Zeichnung, kräftiges angenehmes Colorit, sorgfältige Auswahl der Gegenstände, gute, obgleich nicht phantasiereiche Composition und Geschmack in der Wahl und Ausführung der Costüme. Die Kunstsammlungen dieses Künstlers, welcher über-

dieß eine ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Wiederherstellung alter Gemälde besitzt, sind äußerst reichhaltig, besonders an kostbaren Handzeichnungen, Abgüssen und alten Originalgemälden. Eines seiner vortrefflichsten Werke, Christus mit dem ungläubigen Thomas, besitzt die Peterskirche zu Rom. 22.

Camus (spr. Kamús), Armand Gaston, ein franz. Rechtsgelehrter und Schriftsteller, geb. den 2. April 1740 zu Paris, wurde Advocat des franz. Clerus und Rath beim Churfürsten von Trier und dem Prinzen von Salm-Salm, beschäftigte sich aber außerdem mit dem Studium der classischen Autoren und zwar mit solchem Erfolge, daß er eine Übersetzung der Geschichte der Thiere von Aristoteles unternehmen konnte, ein Werk, welches damals einzig in seiner Art war und neben manchen Mängeln unbestrittene Verdienste besitzt. Die Revolution unterbrach einige Zeit seine literärischen Beschäftigungen. Er wurde zum Deputirten erwählt, hierauf Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und Archivar. Im Convente sprach er als Deputirter des Departements der obern Loire heftig gegen die Minister und als Mitglied des Wohlfahrtsausschlusses trat er gegen Dumouriez auf. Selbst zu einem der Commissaire ernannt, welche in das Lager desselben geschickt wurden, gerieth er mit den übrigen in östreich. Gefangenschaft, aus der er im Dec. 1795 zurückkehrte. Jetzt wurde er zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert ernannt und bald nachher Präsident desselben. 1797 aber trat er aus und beschäftigte sich von Neuem mit schriftstellerischen Arbeiten, behielt jedoch sein Amt als Archivar bei, bis zu seinem Tode, welcher am 2. Nov. 1804 erfolgte. — Wir nennen hier folgende Schriften desselben: Code matrimonial (1770); lettres sur la profession d'avocat, et bibliothèque choisie des livres de droit (1772); Manuel d'Epictète et Tableau de Cébès, présent d'une père captif à ses enfants (1796); histoire et procédés du polytypage et du stéréotypage (1802); voyage dans les départements nouvellement réunis (1803) u. a. m. Die oben erwähnte Übersetzung des Werkes von Aristoteles erschien unter dem Titel: histoire des animaux d'Aristote (Paris 1783. 2 Voll.). 22.

Canăda, eine zu den britischen Besitzungen in Nordamerika gehörige Landstrecke von 42—52° N. B. und 289—312° L., welche südlich an die Vereinigten Staaten, östlich ebenfalls an die Vereinigten Staaten, Neubraunschweig und den Lorenzbusen, nördlich in unbestimmter Ausdehnung an Labrador und westlich an Neusüdwales grenzt. Das Land soll zuerst von Cabot (1497) gesehen und ungefähr 10 Jahre später von den Spaniern betreten worden sein. Genauere Nachrichten darüber brachte der Franzose Cartier zurück, welcher auf Befehl seiner Regierung zwei Reisen (1534 und 1535) dahin unternommen hatte. Jedoch kam in diesem Jahrhunderte die Colonisirung noch nicht zu Stande, bis sich endlich 1603 der Baron Monts ein Patent auswirkte und 5 Jahre darauf die erste Niederlassung in jenen Gegenden gründete. Die Colonie fing an aufzublühen, besonders nachdem sie 1664 der Westindischen Compagnie eigenthümlich überlassen worden war. Die Engländer hatten schon früher aus Eifersucht glückliche Angriffe auf die junge Niederlassung gemacht, ihre Eroberungen jedoch zurückgegeben. Als ihnen aber die Nachbarschaft derselben immer gefährlicher zu werden schien, so erneuerten sie ihre Angriffe (1690 und 1711 vergeblich) und nöthigten endlich die Franzosen durch den entscheidenden Sieg bei Quebec, welchen General Wolf 1759 erfocht, ihnen die Colonie zu überlassen (1763). Seitdem behaupteten die Engländer ihre Eroberung auch gegen die Nordamerikaner (1778) und sind bis heute im Besitze derselben geblieben. — Der Flächeninhalt Canadas beträgt nach neuern berichtigten Messungen 12000 □Meil., auf welchem kaum 1 Mill. Menschen leben. Die Bewohner sind theils französischer, theils englischer Abkunft; auch finden sich noch ungefähr 40000 Indianer,

Huronen, Chippewayer, Algorkiner und Mohawks. Das Land ist von zwei jedoch nicht hohen Bergketten durchzogen, welche sich in verschiedenen Richtungen auszweigen, die Albanykette, welche östlich die Grenze gegen die Provinz Maine bildet, und die bedeutendere Landeshöhe, welche sich von Westen hineinzieht und C. von Neusüdwales und Labrador scheidet. Der Hauptfluß ist der große Lorenzostrom, der Abfluß der 5 canadischen Hauptseen: des Obersee's (1800 □M. groß), des Huronensee's (750 □M.), des Michigansee's (730 □M.), der aber zu dem nordamerikanischen Freistaate gehört, des Erisee's (600 □M.) und des Ontariosee's (580 □M.). Aus dem Oberse tritt er in den Huronensee und aus diesem durch den kleinern Sinclair in den Erie, von wo an er bis zum Ontario den Namen Mágara führt und bei dem Fort Mágara den berühmten Wasserfall bildet. Nachdem er noch eine Menge Bäche und Flüsse, unter ihnen den beträchtlichen Utawas und Saguenay, in sich aufgenommen hat, erhält er bei Quebec eine außerordentliche Breite und stürzt sich nach einem Laufe von 400 Meil. bei Cap Rosiers in das Meer. Außer den obengenannten Seen gibt es noch viele andere kleinere, unter ihnen den St. John, aus welchem der Saguenay abfließt. Das Klima C.'s ist im Allgemeinen gesund, im Winter empfindlich kalt, dagegen im Sommer oft drückend heiß. Unter den Produkten des Landes, welches ziemlich ergiebig ist, bemerken wir besonders: Pferde, Schafe, Schweine, Rindvieh, Büffel, Bären, Wild, Geflügel, Fische, Seehunde, Wallfische, Pottfische; Getreide, Gemüse, Hanf, Flachs, guten Tabak, Baumwolle, Wein, Obst, Zuckerrohr, ungeheure Waldungen; Eisen, Blei, Kupfer ꝛc. Der Handel ist äußerst wichtig. Hauptgegenstände desselben sind Pelzwerk und Schiffsbauholz; Gewerbe werden hingegen wenig betrieben. Das Land ist in zwei Gouvernements, Obercanada und Untercanada getheilt, welche unter einem Generalgouverneur stehen, dem außerdem noch Neu-Braunschweig, Prinz-Eduardinsel, Neu-Schottland und die Handelsfactoreien in den westlichen Binnenländern untergeordnet sind. In Obercanada (westlich) ist die Hauptstadt York am Ontariosee, an dessen nordöstlichem Ende liegt Kingston mit einem Hafen und bedeutendem Handel. Untercanada, an beiden Ufern des Lorenzostroms, ist der bevölkertste Theil des Landes. Hauptstadt und Sitz des Generalgouverneurs ist Quebec am Lorenzo in einer höchst reizenden Gegend (2100 Häus. und 25000 Einw.), mit einem schönen Hafen und lebhaftem Handel. In der Nähe sind die Abrahamshöhen durch den Sieg des General Wolf über die Franzosen merkwürdig geworden. Montreal, eine Stadt mit 25000 Einw. auf einer Insel des Lorenzo, wichtig durch seinen ausgebreiteten Pelzhandel. 15.

Canal ist eine durch Kunst hervorgebrachte Wasserleitung oder ein offener Graben zur Verbindung zweier größern Gewässer oder Meere, der zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt dient. In Gegenden, welche am Meere liegen, sind die Canäle auch in militairischer Hinsicht von großem Nutzen und dienen öfters zu Überschwemmungen. Nur der Winter kann in letzterer Hinsicht solchen Gegenden durch das Gefrieren der Canäle und Überschwemmungen nachtheilig werden, wie die Eroberung Hollands im Winter 1795 beweist. Nach bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten ist Ägypten das erste Land, das künstliche Canäle zur Schifffahrt hatte, deren erste durch Sesostris angelegt worden sind. In Babylonien ließ Nebukadnezar die ersten Canäle graben. Der Kaiser Chittu, der China eroberte und Peking zur Residenzstadt wählte, ließ zu Ende des III. Jahrh. den Yunlyangho anlegen, welcher China von einem Ende zum andern durchschneidet. In Nordamerika ward der maryländische C. 1785—86 gegraben. Mexico und Cusco in Südamerika hatten schon vor der Ankunft der Spanier Canäle. In Spanien wurde der berühmte Kaisercanal von Aragonien, der sein Wasser aus dem Ebro erhält, 1778 angefangen. Italien erhielt

seine meisten Canäle im XV. und XVI. Jahrh. Holland hat unter allen Ländern der Erde die meisten Canäle. Der C. zwischen Rotterdam und Overschie ist 1720, die neue Fahrt bei Brüssel 1561, die in Flandern 1613, der C. zwischen Mons und Dünkirchen 1743 und der von Löwen 1753 gegraben worden. Der erste C. in Ungarn ist der, welcher die Donau zwischen Monostroszog und Földvar mit dem Theiß vereinigt, 1792 angefangen und 1800 vollendet worden ist. Rußland verdankt seine ersten Canäle Peter dem Großen, der sie auf seinen Reisen in Holland kennen gelernt hatte. Der wichtigste ist der Ladoga'sche C., den der Kaiser wegen der gefährlichen Schifffahrt auf dem Ladogasee ziehen ließ. Er geht von Schlüsselburg bis Neuladoga in den Fluß Wolchow, ist 15 deutsche Meilen lang, hat 32 Schleußen und ward 1732 vollendet. In Dänemark kam unter Christian I. der C. zu Stande, der das baltische Meer mit dem Nordmeere vereinigt. In Schweden ist der älteste C. der, welcher durch 9 Schleußen den Mälar- und Hielmarsee verbindet. Der erste C. in Preußen war die neue Gilze, welche von 1613—16 vollendet wurde. Außerdem hat Preußen den Bromberg'schen, den Finow-, den Friedrichs-Wilhelm-Canal u. a. In Holstein ist der berühmte schleswig-holsteinische C., der die Ost- und Nordsee verbindet und 2½ Mill. Thaler gekostet hat. Er wurde von 1777—84 ausgeführt und ist 4¾ Meilen lang, auf der Oberfläche 100 Fuß breit und hat 6 Schleußen. Die Hansestadt Lübeck brachte die erste künstliche Schifffahrt mit Schüttschleußen in Deutschland zu Stande und ließ 1390—98 auf ihre Kosten den bekannten Wasserweg von Lübeck bis Hamburg in Gang bringen. In England ist die Kunst des Canalbaues aufs Höchste gestiegen; in neuerer Zeit hat sich besonders ein Mühlenbauer Brindley (gest. 1772) darin rühmlichst bekannt gemacht. Er leitete 1758 von Manchester aus 7 Meilen weit bis zu den Kohlenminen des Herzogs von Bridgewater einen C. Als derselbe bis dahin vollendet war, wo der Fluß Irwall für große Fahrzeuge schiffbar ist, ließ ihn Brindley mittelst eines Aquäducts 39 Fuß über der Oberfläche des Wassers weiter leiten. Ein anderes Meisterstück von Brindley ist die Leitung des Canals unter einem Berge fast 1 Meile bis zu den Kohlenminen. Einen andern C. von 29 Meilen Länge, wodurch die Verbindung mit Liverpool bewirkt wurde, ließ der Herzog von Bridgewater ebenfalls anlegen. Brindley hatte den Plan, eine schiffbare Verbindung zwischen London, Bristol, Liverpool und Hull zu unternehmen und andere Städte und Fabrikplätze durch Zweige mit jenen Häfen zu verbinden, deren Ausführung er zum Theil noch erlebte. Der Herzog begann nämlich 1766 die Great Trunk Navigation, wodurch die Flüsse Trent und Mersey, mithin Liverpool und Hull, in Verbindung kamen. Dieser C. wurde 1777 vollendet und ist 99 engl. Meilen lang; von ihm leitete Brindley einen andern von 46 engl. Meilen Länge nach dem Flusse Severn, wodurch die Schifffahrt zwischen Bristol, Hull und Liverpool glücklich zu Stande kam. In der Folge wurden noch mehrere Haupt- und Nebencanäle ausgeführt und man zählte bis 1802 2896½ engl. Meil. Länge von Canälen durchschnitten, welche über 13000000 Pfd. Sterling gekostet haben. Der 1805 vollendete Grand-Junction-Canal vereinigte viele Canäle der Centralprovinzen und bildet eine Verbindung zwischen der Themse, Severn, Mersey und Trent. Nicht minder wichtig ist der caledonische Canal, der beim Fort William am atlantischen Meere in der schottischen Grafschaft Inverneß anfängt und sich durch 3 Seen, Lochy, Oich und Neß, bis Murray-Firth, einem Busen der Nordsee, erstreckt. Beide Mündungen dieses Canals sind durch Festungswerke geschützt. Er hat einen Wasserstand von 23 engl. Fuß und ist außer dem niederländischen Canale von Amsterdam nach Nieuwe Diep der tiefste und breiteste in Europa. Außer den 3 Seen wurden noch 65 engl. Meilen ausgegraben, wozu der Kostenaufwand 800000 Pfd. Sterling betrug. Bei widrigen Winden

werden die Schiffe, die den C. passiren, mittelst Dampfböte vorwärts gezogen. Neben England hat Frankreich die bedeutendsten Canäle. Der Herzog von Sully ließ 1604 die Seine mit der Loire durch einen Canal verbinden, dessen Vollendung er aber nicht erlebte. Der Canal du Midi (Südcanal), ehemals der C. von Languedoc genannt, geht vom Hafen Cetti am mittelländischen Meere bis nach Toulouse, wo er sich mit der Garonne verbindet. Er ward durch Riquet von 1666—81 mit einem Kostenaufwande von 17½ Mill. Livres angelegt, ist 45 franz. Meilen lang, auf der Oberfläche 60 Fuß breit, 6 Fuß tief und hat 62 Schleußen. Er geht 85 Toisen lang und 19 Fuß breit durch den Berg von Malpas, führt mittelst 55 Brücken über verschiedene Flüsse hinweg und hat außerdem noch 29 Brücken für Landstraßen. Sein Wasser erhält er aus einem großen zu St. Ferrol zwischen zwei Bergen und einer 36 Toisen dicken Mauer angelegten Becken von 1200 Toisen Länge, 300 Toisen Breite und 20 Toisen Tiefe, welches bei seiner vollständigen Füllung gegen 1 Mill. Cubiktoisen Wasser enthält und mit 3 großen kupfernen Hähnen zum Ablassen des Wassers versehen ist. Der Canal du Centre oder von Charolais wurde von 1782—1791 unter Ludwig XVI. vollendet und geht von Digoin bis in die Saone bei Chalons. Er hat 81 Schleußen und verbindet durch die Rhone, Saone, Loire, den C. von Briare und die Seine die Hauptstadt mit den mittägigen Provinzen. Der C. von St. Quentin wurde von 1724—1809 vollendet, ist 13 Lieues lang, fängt bei der Stadt Chatelet unweit des Ursprungs der Schelde an, verbindet diese mit der Seine und ist auf seiner Oberfläche 24 Fuß breit. Er steigt von St. Quentin bis Tronquoy 40 Fuß durch 6 Schleußen und fällt von Macquincourt bis Cambrai 130 Fuß durch 18 Schleußen, erhält sein Wasser von den Quellen der Schelde und ist an zwei Stellen unter der Erde durchgeführt, bei Tronquoy 700 und bei Bellicourt 2900 Toisen. Durch diesen C., den C. von Briare, der Seine und Oise ist eine Verbindung der Nordsee und der Straße von Calais mit dem mittelländischen Meere eröffnet worden. Außer den genannten hat Frankreich noch eine Menge von Canälen, von denen wir noch die von Burgund, Beaucaire, Arles, Carcassonne, die Canäle der sonstigen Bretagne, der Ille, Blavet, den von Nantes nach Brest und den ehemaligen Napoleonscanal, jetzt Canal de Monsieur nennen. Die Regierung der Bourbons hat fortwährend für die Beförderung der innern Verbindung durch Canäle gesorgt und in der Sitzung der Kammern von 1822 wurden mehrere solcher Unternehmungen gegen gewisse Concessionen an verschiedene Compagnien zur Ausführung vertheilt. 26.

Canal, von den Franzosen Pas de Calais oder la Manche und von den Engländern the british Channel genannt, heißt vorzugsweise die Meerenge, welche Frankreich von England trennt und die Nordsee mit dem atlantischen Oceane verbindet. Ihre geringste Breite zwischen Calais und Dover ist 3½ Meil. Geschichtlich merkwürdig ist der C. durch mehrere in ihm vorgefallene Seeschlachten, deren kurze Beschreibung hier folgt. 1) Schlacht am 29. Juli 1588, auch Schlacht von Calais genannt, zwischen dem englischen Admiral Howard Elfingnan und der spanischen Armada unter dem Herzoge von Medina Sidonia. Letzterer erschien mit 130 Kriegsschiffen, welche eine große Anzahl und 20000 Truppen zu der beabsichtigten Landung in England an Bord hatten, am 27. Juli 1588 auf der Höhe von Calais. Die Ausschiffung der Truppen war auf den 29. bestimmt; allein in der Nacht schlichen sich 8 feindliche Brander in die Flotte ein und brachten während eines heftigen Sturmes eine grenzenlose Verwirrung unter dieselbe, daß der engl. Admiral mit geringer Mühe die stolze Armada aus einander sprengen konnte. Medina Sidonia entkam nur mit wenigen Schiffen und England war für immer von einer spanischen Landung befreit. 2) Schlacht am 21. Oct. 1639 im Freiheitskriege der Niederlande gegen

Spanien. Der holländ. Admiral Tromp hatte bereits vom 16 — 18. Septbr. des genannten Jahres einen ungleichen Kampf gegen das spanische, die Silberflotte escortirende Geschwader bestanden, aber seinen Zweck, da er bedeutend schwächer gewesen war, nicht erreichen können. Der span. Admiral Herzog Antonio de Ocquendo hatte das Silber nach England in Sicherheit gebracht und wollte nun von der Höhe von Calais aus seine Rückfahrt antreten. Da wurde er plötzlich am 21. Oct. früh von Tromp, welcher sich unterdessen bis auf 70 Schiffe verstärkt hatte, während eines dichten Nebels angegriffen und zur Flucht gezwungen, auf dieser aber nochmals zum Kampfe genöthigt und gänzlich geschlagen. Der größte Theil seiner Flotte war entweder gänzlich gesunken und verbrannt, oder genommen. 8000 Spanier hatten ihren Tod gefunden. — 3) Schlacht den 29. Mai 1652 zwischen den Engländern unter dem Admiral Blake und den Holländern unter Tromp. Durch die Navigationsacte waren die Holländer genöthigt worden, um den ihrem Handel drohenden Gefahren zu begegnen, eine Flotte in die See zu schicken, zumal da das Kreuzen der englischen Flotte im Canale nichts Gutes weissagte. Noch war keine Kriegserklärung erfolgt, allein Streitigkeiten, welche dadurch entstanden, daß eine holländ. Fregatte das Segelstreichen verweigert hatte, führten am 29. Mai eine Schlacht herbei, welche 4 Stunden währte und zum Nachtheile der Engländer endete. Sie hatten 6 Schiffe und 300 Todte verloren und mußten sich nach Dover zurückziehen. — 4) Schlacht am 10. Dec. 1652, ebenfalls zwischen Blake und Tromp. Letzterer sollte Kauffahrer durch den C. escortiren und fand deßhalb für nöthig, den Engländern, die es verhindern wollten, eine Schlacht anzubieten. Sie begann zwischen Dover und Falston, wurde aber wegen eines heftigen Windes nicht allgemein, sondern ein 3tägiges Einzelgefecht, in welchem der Sieg sich entschieden auf die Seite der Holländer neigte. Die Engländer hatten über 10 Schiffe, unter ihnen mehrere Fregatten verloren. — 5) Schlachten im J. 1653 zwischen den Engländern und Holländern. Die erste, eine 3tägige vom 28. Febr. bis zum 3. März ist eine der blutigsten Seeschlachten, welche je geliefert worden sind. De Ruyter griff am ersten Tage zwischen Portland und der Insel Wight die überlegene englische Flotte unter Blake, Moak und Deane an; Tromp eilte herbei und so entspann sich ein Kampf, welcher den zweiten und dritten Tag mit beispielloser Erbitterung fortgeführt wurde, bis endlich beide Theile ihn fortzusetzen unfähig waren. Die Engländer hatten 24 Schiffe mit 4000 Todten, die Holländer 18 Schiffe mit eben so viel Todten verloren. — Die zweite Schlacht in diesem Jahre wurde zwischen Nieuport und Dünkirchen geliefert und fiel gänzlich zum Nachtheile der Holländer aus. Die Besiegten verloren 19 Kriegsschiffe und 30 Kauffahrteischiffe. Doch bereits im August erschien Tromp abermals auf dem Kampfplatze und schlug bei Scheveningen die dritte Schlacht in diesem Jahre, für ihn die — letzte. Er fiel durch eine Musketenkugel am Borde des Admiralschiffes. Der Sieg blieb unentschieden. — 6) Schlacht vom 11—14. Juni 1666 zwischen dem holländ. Admirale de Ruyter und dem engl. Monk. Mit 85 Schiffen war der erstere ausgelaufen und traf, ehe er die Vereinigung mit der franz. Flotte bewerkstelligen konnte, am 11. Juni zwischen Nord-Vorland und Dünkirchen auf die engl. 74 Segel starke Flotte. Der Kampf begann gegen Mittag und währte bis zum Abend; Monk, im Nachtheile, erneuerte ihn am folgenden Tage, jedoch eben so unglücklich und trat deßhalb am 13. unter steten Kämpfen den Rückzug an, wurde aber durch erhaltene Verstärkung am 14. bestimmt, nochmals einen Angriff zu wagen, welcher ebenfalls zu keinem Resultate führte. Die Holländer blieben Sieger und wurden nur durch einen Nebel an der weitern Verfolgung der errungenen Vortheile verhindert. Die Reste der engl. Flotte suchten Schutz

in der Themſe. Das Unternehmen der Holländer auf Nord-Vorland (4. Juli) ſcheiterte und die engl. Flotte, unterdeſſen wieder hergeſtellt, erſchien von Neuem. Am 4. Aug. trafen ſie mit der holländ. zuſammen, und es gelang ihr die Abtheilungen der Viceadmirale Ewerts und de Vrieß zu vernichten. Ruyter eilte zwar zur Hülfe herbei, konnte aber von der Übermacht gedrängt nur durch einen klug ausgeführten Rückzug ſein faſt entſchiedenes Verderben verhindern. Der Viceadmiral Tromp, welcher unentſchloſſen in der Nähe des Kampfplatzes verweilt hatte, wurde ſeiner Würde entſetzt. Der Verluſt der Holländer war ſehr bedeutend. — 7) Schlacht am 7. Juni 1673 bei Schoneveld zwiſchen den Holländern unter de Ruyter, van Nees, Bankert und Tromp, und den mit den Franzoſen vereinigten Engländern unter dem Prinzen Rupert und dem franzöſiſchen Admirale d'Etrées. Beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu, doch hatten die Engländer bedeutenderen Verluſt erlitten, als die Holländer, obgleich letztere bei weitem ſchwächer geweſen waren. Die Folgen dieſer Schlacht waren nicht von Wichtigkeit. 1.

Canarienſect, Canarienwein, iſt ein weißer, ſüßer, ſtarker und angenehmer Wein, der von den canariſchen Inſeln, vorzüglich von Teneriffa kommt und in Malvaſier und Palmenſect eingetheilt wird. 43.

Canarienvogel (lat. fringilla canaria; franz. canari; engl. canary-bird), ein bekannter von den canariſchen Inſeln abſtammender niedlich gebildeter und gelehriger Singvogel, welcher ſeit dem Anfange des XVI. Jahrh. in Europa einheimiſch, und wegen ſeines vortrefflichen Geſanges ſehr beliebt geworden iſt. Seine urſprüngliche, der des Hänflings ähnliche Farbe hat ſich durch Klima, Zähmung und Vermiſchung mit andern Vögeln mannichfach verändert. Dieſe Vögel erreichen ein Alter von 8 — 10 und, wenn ſie nicht zur Zucht gebraucht werden, von 20 Jahren. Man hat verſchiedene Baſtardarten derſelben von Hänflingen, Zeiſigen, Finken und Stieglitzen. Sie ahmen dem Geſange anderer Vögel gern nach. Für die vorzüglichſten hält man die, welche Strophen des Nachtigallenſchlages in ihre Melodien miſchen. 8.

Canariſche Inſeln, eine aus 7 bewohnten und 6 unbewohnten Eilanden beſtehende Inſelgruppe weſtlich vom afrikaniſchen Feſtlande 0 — 4° 39′ 30″ L. und 27° 39′ — 29° 26′ N. B. Den Römern waren 5 von ihnen unter dem Namen insulae fortunatae (glückliche Inſeln) bekannt; und eine derſelben hieß ſchon vor Plinius Canaria, von den auf ihr befindlichen großen Hunden, bis endlich ſpäter die ganze Gruppe dieſen Namen erhielt. Nach der Römerzeit blieben ſie unbeſucht und bis zum XIV. Jahrh. n. Chr. in Vergeſſenheit. 1291 ſollen zuerſt genueſiſche Seefahrer die glücklichen Inſeln wieder gefunden haben, doch ſind keine beſtätigenden Nachrichten vorhanden. Gewiß aber iſt es, daß von 1316 an Spanier und Genueſer auf dieſen Inſeln landeten und durch ihre Erzählungen nach ihrer Zurückkunft den Papſt Clemens VI. veranlaßten, dem ſpaniſchen Prinzen Luis de la Cerda mit der Eroberung jener Eilande zu beauftragen und ihn zum Könige derſelben zu ernennen (1344). Doch Cerda kam nicht in Beſitz derſelben; erſt 1401, oder nach Andern noch 1393, bemächtigte ſich der Ritter Jean de Bethencourt der Inſeln Ferro und Lancerota und behauptete ſich im Beſitze derſelben. Canaria und Teneriffa wurden 1487 und 1493 von den Spaniern nach äußerſt tapferm Widerſtande der Bewohner, Guanchen, unterworfen, das Chriſtenthum eingeführt, und die Guanchen nach und nach gänzlich ausgerottet. — Die 7 größern bewohnten Inſeln dieſer Gruppe haben einen Flächenraum von 152 □M., nach Andern über 200 und ſind ſämmtlich vulkaniſchen Urſprungs. Hohe Felſengebirge, größtentheils ohne Vegetation, laufen von den ſteilen mit Schluchten durchſchnittenen Küſten nach dem Innern zu, wo ſie gewöhnlich im Mittelpunkte der Inſel ihre größte

Höhe erreichen. Die höchste dieser Spitzen ist der Pico de Teyde auf Teneriffa (11,394 F.), ein ausgebrannter Vulkan, dem nur noch eine schwache Rauchsäule entsteigt. Auf dem Eilande Palma aber ist der Pico de Muchachos noch in voller vulkanischer Thätigkeit. Eigentliche Flüsse findet man nicht, aber genug Bäche und Quellen, durch welche die fruchtbaren Gebirgsthäler und Ebenen bewässert werden. Das Klima ist mild und gesund, nur östlich und südlich bisweilen drückend heiß. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich, daher Reichthum an Producten aller Art, besonders Getreide, Südfrüchte, herrlicher Wein (besonders auf Canaria und Teneriffa), Obst, Zucker, Soda, Orseille, Datteln, Bananas, Mastix, Baumwolle, Lorbeerbäume, Drachenblut. Auch findet man Hausthiere, als: Maulthiere, Esel, Rindvieh, Pferde, Kameele und Bienen; unter den Mineralien, Strandsalz und Filtrirsteine. — Die Einwohner, an der Zahl 215000, spanischer Abkunft, nähren sich von Acker- und Weinbau, Handel und Schifffahrt. Die 7 bewohnten Eilande sind folgende: 1) Canaria, fruchtbar und wasserreich, scheint ein einziger hoher Berg zu sein, welcher sich von der Küste aus terrassenförmig nach der Mitte hin erhebt. Hauptstadt ist Palmas mit einem Hafen (Canariensect). 2) Teneriffa, die größte der ganzen Gruppe, mit bedeutendem Weinbaue. Die Hauptstadt ist Santa Cruce, Sitz des Gouverneurs, mit einer guten Rhede. 3) Fortaventura oder Fuerteventura, mit bedeutender Pferdezucht. 4) Lancerota. 5) Gomera. 6) Ferro die kleinste, durch welche bekanntlich von den Deutschen und Holländern der erste Meridian gezogen wird. 7) Palma, mit der Hauptstadt Santa Cruz de las Palmas. 15.

Canaster, s. Tabak.

Cancellen im Orgelbaue sind gewisse kleine Canäle, welche den Wind aus der Windlade aufnehmen und zu jeder einzelnen Pfeife führen. Sie sind durch eine zwischen ihnen und der Windlade angebrachte Klappe, Cancellenventil, verschlossen, welches sich bei dem Anschlagen einer Taste öffnet und so den Wind in die Pfeife einströmen läßt. 1.

Cancrin (Graf), russischer Finanzminister und General der Infanterie, deutscher Abkunft, wurde 1773 zu Hanau geboren, wo sein Vater als hessischer Berg- und Salinendirector lebte. Von diesem für die juristische Laufbahn bestimmt, bezog er, nach trefflichen Vorstudien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, im J. 1790 die Universität Gießen und vollendete seine akademische Laufbahn zu Marburg. Er ging dann nach Gießen zurück, suchte aber vergeblich eine Anstellung und begab sich deßhalb 1796 in russ. Dienste, wo sein Vater bereits seit einiger Zeit als Director des Salzwerkes zu Staraja Russa im Gouvernement Nowgorod angestellt war. Hier fand er einen seinen Kenntnissen und thätigem Geiste angemessenen Wirkungskreis bei der Militairverwaltung, wobei es ihm sehr zu Statten kam, daß er auf der Universität neben der Jurisprudenz auch andere Studien, besonders Staats- und Finanzwissenschaften getrieben hatte. Als Generalintendant der russ. Armee seit 1812 erwarb er sich die Gunst und das Zutrauen des Kaisers Alexander in so hohem Grade, daß er nach von Campenhausen's Tode mit der obersten Leitung der Finanzen beauftragt wurde. Was er in dieser höchst wichtigen Stellung bis jetzt geleistet hat, davon gibt die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste von Seiten der Regierung und des Volks das beste Zeugniß. Als Schriftsteller hat sich C. durch sein Werk: „Über die Militairökonomie im Frieden und im Kriege, und ihr Wechselverhältniß zu den Operationen" (Petersburg 1822 — 23. 3 Bde.) einen ehrenvollen Namen erworben. Auch schreibt man ihm einen gut ausgearbeiteten Roman zu, welcher unter dem Titel: „Dagobert, eine Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege" im J. 1797 zu Altona herauskam. 22.

Candelaber wurde 1) bei den Alten das Gestell zur Aufstellung von Lichtern, ursprünglich aus Rohr, oben mit einem Teller, unten mit einer Scheibe, genannt. Die Griechen bildeten dasselbe vielfach aus, und das brit. und franz. Museum, vorzüglich aber der Vatican zu Rom enthalten sehr schöne und marmorne C.; noch schöner sind die mit Silber eingelegten, die man in Herculanum fand. Höchst merkwürdig war der bei Alexandria in Ägypten als Leuchtthurm dienende C. 2) Jetzt noch versteht man unter C. einen nach antiken Mustern geformten gueridonartigen Leuchter. Der berühmte thüringische Candelaber, ein 30 Fuß hohes candelaberähnlich geformtes Denkmal ward 1811 vom Herzoge August von Gotha aus gesammelten Beiträgen auf der Stelle errichtet, wo Bonifacius die erste christliche Kirche in Thüringen gegründet hatte, nämlich bei Altenberga auf dem thüringer Walde. 3) In der Baukunst ein nach Art der Vasen geformter Aufsatz, eine veraltete und geschmacklose Verzierung über dem Simse einer Kuppel oder eines Giebels. 53.

Candelberg (die Brüder), s. Huß.

Candidat, von dem lateinischen Worte candidus weiß, bezeichnet ursprünglich einen Weißgekleideten und hat der Zeitfolge nach drei verschiedene Bedeutungen erhalten. 1) War es der Name derer, welche bei den alten Römern sich um ein öffentliches Amt bewarben und zum Zeichen, daß ihnen von den Consuln und dem Senate die Erlaubniß zu solchen Bewerbungen ertheilt war, auch um ihre Unbescholtenheit anzuzeigen und die im Kriege empfangenen ehrenvollen Wunden sehen zu lassen, kein Untergewand umgürteten, sondern blos die glänzende Toga (toga candida) trugen. 2) In den ersten Zeiten des Christenthums nannte man die Neugetauften Candidaten (oder Albati), weil sie acht Tage lang ein langes weißes Gewand tragen mußten. Auch hier wurde damit auf Sittenreinheit und Freiheit von dem frühern, bisweilen lasterhaften Leben hingedeutet. 3) Ist der Name nach dem abgeleiteten latein. Begriffe auf jeden Bewerber überhaupt übertragen worden, so daß man von Candidaten der Pairswürde, der Deputirtenkammer ꝛc., eben so wie von juristischen, medicinischen Candidaten, welche sich dem Examen unterwerfen wollen, spricht. Vorzugsweise wird aber der Name jungen Theologen gegeben, welche nach vollendeter Universitätszeit sich dem Predigtamte widmen wollen, mit dem Unterschiede, daß Candidaten der Theologie die heißen, welche das Examen noch nicht oder, wie in Preußen und in Sachsen jetzt, nur das Vorexamen gemacht haben, welches sie zum Predigen, noch nicht aber zur geistlichen Amtsführung fähig macht, Candidati Ministerii aber diejenigen, denen die Anwartschaft auf ein geistliches Lehramt ertheilt ist. 59.

Candil, Candy, der Name des größten ostindischen Handelsgewichts. Es wird in 20 Maons à 8 Vis à 5 Senes à 2½ Paloins à 1⅕ Pices eingetheilt, und seine nicht überall ganz gleiche Schwere schwankt zwischen 4 und 7 Ctn. 33.

Candis, s. Zucker.

Canevas ist ein häufig in Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Holland, England, Frankreich ꝛc. aus Flachs und Baumwolle verfertigtes Gewebe. Gewöhnlich ist die Kette von leinenem und baumwollenem, der Einschuß aber ganz von baumwollenem Garne. Manche sind auf einer oder beiden Seiten geköpert, andern sind Figuren eingewebt worden. Sodann versteht man darunter eine rohe hanfene Leinwand in der Normandie, und im gemeinen Leben bezeichnet man mit C. gewöhnlich eine ungebleichte, dünne und klar gewebte, flächsene Leinwand mit viereckigen Zwischenräumen zwischen den Fäden, so daß sie gleichsam als ein Netz erscheint. Man braucht dieselbe als Grund zu Teppich- und anderer Stickerei, indem man wollene, seidene oder andere Fäden durch die Zwischenräume zieht. 43.

Canisius (Petrus), eigentlich de Hondt, geb. zu Nimwegen 1521, trat 1543 zu Köln als der erste Deutsche in den Jesuitenorden und ward auch erster Provinzial desselben in Deutschland. Nachdem er in Köln und Ingolstadt (1549) Professor der Theologie gewesen war, ward er 1553 Rector des Collegiums seines Ordens in Wien, und richtetete die Universität so wie das ganze Schulwesen daselbst ganz nach jesuitischen Grundsätzen ein. Für seinen Eifer zur Bekehrung der hussitischen und lutherischen Ketzer, weßhalb ihn diese den östreichschen Spürhund nannten, erhielt er den Namen des zweiten Apostels der Deutschen, der Papst ernannte ihn zum Nuntius in Deutschland und der Kaiser wollte ihn zum Bischofe von Wien erheben, wogegen aber Ignatius von Loyola sich widersetzte, und er ward daher nach einjähriger Verwaltung des Bisthums kaiserlicher Hofprediger, als welcher er der tridentinischen Kirchenversammlung beiwohnte. Er stiftete Jesuitencollegien in Prag, Augsburg, Dillenburg und Freiburg in der Schweitz und schrieb eine jesuitische Dogmatik: Summa doctrinae christianae 1554., und auf Befehl des Kaisers einen großen und kleinen Katechismus, welche beide Werke als vorzügliche Mittel zur Bekehrung der Ketzer angesehen wohl hundert Mal wieder aufgelegt und in fast alle europäische Sprachen, auch ins Neugriechische, übersetzt und selbst in der neusten Zeit wieder hervorgesucht worden sind. Er starb zu Freiburg in der Schweitz 1597. 16.

Canitz (Friedrich Rudolph Ludwig, Freiherr von), am 27. Nov. 1654 zu Berlin geboren, genoß durch seine sehr gebildete Großmutter eine vortreffliche Erziehung. Er widmete sich auf den Universitäten Leyden (1671) und Leipzig der Jurisprudenz, und machte nach Vollendung seiner Studien (1675) eine Reise durch Italien, Frankreich, England und Holland. Nach seiner Zurückkunft ward er vom Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Kammerjunker und Amtshauptmanne und später zum Legationsrathe ernannt, in welcher Eigenschaft er an die Höfe von Wien, Mainz, Köln u. a. geschickt wurde. Er stieg unter Friedrich I. bis zum wirklichen geheimen Staatsrathe und wohnte als preuß. Minister dem Congresse im Haag (1698) bei. Er erkrankte daselbst und starb kurz nach seiner Zurückkehr nach Berlin am 16. Aug. 1699. — Seine Gedichte, deren Bekanntmachung er aus Bescheidenheit während seines Lebens nicht gestattete, erschienen zum ersten Male zu Berlin 1700. 8. (Neuste Ausg. von S. H. Geßner, Bern 1700. 8.) und zeichnen sich durch elegante, correcte und fließende Sprache aus; Originalität, Gedankenfülle, Ideentiefe und Phantasie darf man aber in ihnen nicht suchen. Die Satyre und poetische Epistel gelangen ihm noch am besten. Sein Hauptverdienst ist eigentlich ein negatives und besteht darin, daß er sich von der verkehrten Richtung und dem falschen Geschmacke der Dichter seiner Zeit nicht hinreißen ließ. 67.

Cannabich (Johann Gottfried Friedrich), Pfarrer zu Niederbösa bei Greußen im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen, ist einer unsrer verdienstvollsten Geographen. Er und Stein waren die ersten, welche die durch den wiener Frieden nöthig gewordene Umarbeitung der geographischen Lehrbücher unternahmen. Die allgemeine Anerkennung, welche Cannabich's „Lehrbuch der Geographie nach den neusten Friedensbestimmungen" (1816) erhielt, hat ihren Grund in der populairen und übersichtlichen Darstellung, welche in dem Werke vorherrscht und besonders dazu geeignet ist, die, welche nicht gerade die Geographie als Wissenschaft betreiben wollen, doch alles dem wahrhaft Gebildeten zu wissen Nöthige kennen zu lehren. Das genannte Lehrbuch hat von seinem Erscheinen an bis jetzt 13 Auflagen erlebt. Auch schrieb C. außer einer kleinen Schulgeographie, von der 1831 die 10. Auflage erschien, noch viele andere in dieses Fach gehörige Werke, von denen wir die „Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen" (Dresden 1827 — 1828) und das 1833

begonnene „Hülfsbuch beim Unterrichte in der Geographie" ꝛc. erwähnen. Auch an dem „Vollständigen Handbuche der Erdbeſchreibung", welches von Gaspari, Ukert, Haſſel und Gutsmuths bearbeitet wurde, hat C. Antheil. 22.

Cannae, eine Stadt in Apulien am Aufidus, berühmt durch die mörderiſche Schlacht, welche Hannibal im J. 216 v. Chr. den Römern lieferte. Über 80000 Mann ſtark, darunter 6000 Reiter, zog das römiſche Heer nach Apulien, um das durch das Zaudern des Fabius Cunctator vermeintlich Verdorbene wieder gut zu machen. Bei Cannae trafen ſie das carthagiſche 50000 Mann ſtarke Heer; wobei 10000 Reiter waren. Aber die commandirenden beiden Conſuln waren verſchiedener Meinung; Ämilius Paullus rieth Vorſicht, Terentius Varro wollte ſchlagen, und als der wechſelnde Oberbefehl an ihn gekommen war, rückte er zur Schlacht aus. Hannibal ſtellte ſich ihm gegenüber, den Wind im Rücken, während die Römer ihn im Geſicht hatten. Der Kampf begann gegen 8 Uhr Morgens. Die carthagiſche Reiterei ſchlug die ſchwächere römiſche, die römiſche Infanterie die carthagiſche. Aber ein carthagiſcher Hinterhalt gerieth jener in den Rücken und bald ward trotz der angeſtrengteſten Tapferkeit der Römer die Verwirrung unter ihnen allgemein. Ämilius Paullus und die Proconſuln fielen, Varro war entflohen, die römiſchen Legionen wurden zerſprengt, 45000 Römer bedeckten das Schlachtfeld, 13000 waren gefangen und Hannibal ſchickte 3 Scheffel goldne Ringe der gefallenen Ritter nach Carthago. Roms Macht war gebrochen und nur Hannibal's folgende Unthätigkeit rettete es vom gänzlichen Untergange. 37.

Canneliren, ſ. Säule.

Cannibalen iſt ein anderer Name der menſchenfreſſenden Caraiben (ſ. d. Art.) und von da von den Europäern als allgemeiner Name auf alle menſchenfreſſende Völker übergetragen. 9.

Canning (George), erſter Lord der Schatzkammer und Präſident des engliſchen Miniſteriums, ſtammte aus einer ehrenwerthen Familie Irlands, und ward geboren zu London am 11. Apr. 1770, da ſein Vater ſich als Advocat in England niedergelaſſen hatte. Der junge C. ſtudirte zu Eton, wo er mit den Brüdern J. und R. Smith unter Redaction des berühmten Gregoire Griffin eine Wochenſchrift „Mikrokosmus" ſchrieb und „Griechenlands Knechtſchaft" elegiſch beſang; ging dann nach Oxford, wo ſein Talent ihm die Zuneigung Pitt's (ſ. d. Art.) erwarb, und gab in Cambridge 1792 mit Frere und Ellis den „Antijacobin oder den wöchentlichen Unterſucher (The weekly examiner)" heraus. — Um ſich zum Rechtsgelehrten zu bilden, ging er nach London zurück, und ward hier dem berühmten Schauſpieler und nachherigen Parliamentsredner Sheridan bekannt, der auch ſeine Wahl ins Unterhaus bewirkte (1793), wo C. ſein Rednertalent gegen Frankreich eifernd, als Stütze der Pitt'ſchen Verwaltung, zeigte; 1796 ward er abermals ins Unterhaus gewählt und hierauf vom Miniſterium zum Unterſecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten berufen und erlangte bald Lord Grenville's (ſ. d. Art.) Gunſt und Beifall. Er verband ſich mit der reichen Miß Scott, Tochter des Generals de N., Schweſter der Herzogin von Portland (1800). Im Parliamente erklärte er ſich ſtark für die Abſchaffung des Sclavenhandels, verließ mit Pitt 1802 das Miniſterium, trat aber auch mit dieſem zu Ende d. J. wieder in daſſelbe, ſo wie in das Unterhaus ein. C. ward Schatzmeiſter der Marine, verwaltete dieſen Poſten bis zum Tode des Miniſters Pitt (23. Jan. 1806) und erklärte ſich gegen die Friedenspläne des Miniſters Fox. Endlich ward er (1807) Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten, veranlaßte als ſolcher aus bloßem Mißtrauen zum tilſiter Frieden das Bombardement von Kopenhagen (2. — 7. Sept. 1807) und die darauf erfolgte Wegführung der däniſchen Flotte, ein Ereigniß, das Europa verſtummen

machte, und schloß 1809 den Allianztractat zwischen Großbritannien und der obersten Junta Spaniens. Wegen der verunglückten Scheldeexpedition entzweite er sich mit Lord Castlereagh so, daß er sich mit diesem schlug, wobei er am Schenkel verwundet ward; legte seine Stelle als Minister nieder, ward 1812 in Liverpool zum Parliamentsmitgliede erwählt, vertheidigte die Emancipation der Katholiken und stimmte in Folge des Allianztractats zwischen England und Schweden (3. März 1813) für die Vereinigung Norwegens mit Schweden. Von der Sinecure, dem Gesandtschaftsposten zu Lissabon, wo kein Hof war, weßhalb er viel von dem Muthwillen englischer Blätter leiden mußte, kehrte er über Frankreich, wo man ihm die größte Ehre erwiesen hatte, 1816 nach London zurück, ward (12. Juni) in Liverpool abermals zum Parliamentsmitgliede erwählt, trat 1817 aufs Neue ins Ministerium, fungirte eine Zeit lang als Gesandter bei der schweitzerischen Eidgenossenschaft und ward (1817) Präsident des indischen Ministerialdepartements, vertheidigte gegen den Parliamentsredner Samuel Romilly die Wiederherstellung der Fremdenbill 1818, widersetzte sich der Verbesserung der Strafgesetze, änderte jedoch später seine Meinung in Hinsicht der Criminaljustiz überhaupt; nahm aber 1820 in dem Verfahren gegen die Königin keinen Antheil, indem er es für die Dynastie nachtheilig erklärte. Am 20. Apr. 1822 sprach er abermals für die Emancipation der Irländer, als wenige Tage darauf sich der Marquis Londonderry (Castlereagh), Minister der auswärtigen Angelegenheiten, entleibte, dessen Nachfolger er wurde. Doch verbarg er vor der Hand sein System bis zum J. 1823. Wir sehen ihn dann die Politik Englands in eine liberalere umwandeln und bürgerliche und politische Freiheit ward sein Wahlspruch. Im Unabhängigkeitskriege Griechenlands und beim Feldzuge der Franzosen gegen die spanischen Cortes bewies (1823) er die größte Vorsicht. So wie bei der ganzen gebildeten Welt fand sein System an sich auch in England Beifall, nur ward es hier der Opposition nicht rasch und kräftig genug ausgeführt, weßhalb man am 28. Apr. im Unterhause vorschlug, den König in einer Adresse um Entlassung der in der span. Allianzfrage zu furchtsamen Minister zu bitten, was jedoch von der Mehrheit verworfen wurde. Seit diesem Meinungskampfe befestigte sich seine Politik mehr und mehr. Seine ganze Aufmerksamkeit widmete er der Verbesserung des Schicksals der Neger in den Colonien, der Emancipation der Katholiken, befreite Englands Politik von dem Einflusse der heiligen Allianz und als er 1825 mehrere Staaten Amerika's für unabhängig erklärte, so vermehrte das die Liebe des brit. Handels- und Gewerbstandes gegen ihn immer mehr. Er machte mehrere Reisen im Lande, um nach eigner Einsicht und Kenntniß handeln zu können; beförderte den Handel durch Verminderung der Zölle und war überhaupt äußerst thätig. Seine physischen Kräfte schienen schon unter der Last dieser Anstrengung zu erliegen, da starb Graf Liverpool (s. d. Art.) am 17. Febr. 1827 und C. ward trotz vieler Cabalen an die Spitze des englischen Ministeriums gestellt. Robert Peel, Minister des Innern und der Herzog von Wellington traten aus dem Ministerium. Von jetzt war C.'s Leben ein ununterbrochener Kampf gegen seine Feinde, die Torys. Die Beruhigung Irlands durch die Emancipation der Katholiken, so wie die Milderung der Hungersnoth der arbeitenden Classe durch Verbesserung der Korngesetze hatten ihn, dort durch den Widerspruch des Exministers Peel, hier durch einen im Oberhause durch den Herzog von Wellington angehängten Zusatz eine völlige Niederlage zugezogen. C. erkrankte völlig und starb am 8. Aug. 1827 nicht ohne dem König Georg IV. die Befolgung des bisher beobachteten Regierungssystems angerathen zu haben. Seine Nachfolger verließen es, mußten aber theilweise zu ihm zurückkehren. — C. starb arm, obgleich ihm seine Gemahlin ein großes Vermögen zugebracht hatte, und diese erhält seit Anfang 1828 vom Könige 3000 Pf.

Wittwengehalt. — Als Parliamentsredner nahm C. einen ausgezeichneten Rang ein, obgleich Burke, Pitt und Fox ihm überlegen waren. 50 seiner Reden sind in London 1825 erschienen; darauf gab R. Therry C.'s „Speeches with a memoir of his life" in London 1828 heraus. 32.

Cano (Alonso), einer der vortrefflichsten Künstler Spaniens, Maler, Bildhauer und Architekt zugleich, wurde 1600 zu Granada geboren, und erhielt von seinem Vater, dem Baumeister Michael C., den ersten Unterricht in der Architektur; fühlte aber größere Neigung zur Malerei, begab sich daher in die Schule Pacheco's zu Sevilla, später zur weiterer Ausbildung zu Juan de Castillo, und zuletzt nach Madrid. Hier erhielt er durch den Herzog von Olivarez bedeutende Aufträge, und wurde der erste unter den Künstlern, welche den Prinzen Balthasar Carlos zu unterrichten hatten. Sein Ruhm stieg von Tage zu Tage, als er plötzlich von der Höhe seines Glücks herabgestürzt wurde. Als er eines Tages in seine Wohnung zurückkehrte, fand er seine Frau ermordet und die Zimmer von einem Diebe geleert. Der Verdacht fiel auf einen seiner Bedienten, einen Italiener. Da sich aber in der richterlichen Untersuchung ergab, daß C. mit einer andern Frau Umgang gepflogen hatte, so wurde er verurtheilt. Er entkam nach Valencia, verließ es aber wieder, da man aus seinem Talente Verdacht zu schöpfen anfing, und begab sich furchtlos nach Madrid, wo er, nachdem er die Folter standhaft ausgehalten hatte, vom Könige begnadigt wurde und nun in den geistlichen Stand trat. Er starb im Jahre 1676. — C.'s Arbeiten zeichnen sich durch schöne Zeichnung und höchst angenehmes Colorit aus; auch als Bildhauer leistete dieser Künstler Vorzügliches, weniger als Architekt. Für sein vorzüglichstes Gemälde hält man die Empfängniß der Maria in der Hauptkirche zu Granada. 22.

Canossa, ein jetzt in Trümmern liegendes Bergschloß bei Reggio im Herzogthume Modena, welches in der Geschichte durch die Bußwanderung Heinrich's IV. (s. d. Art.) im Jahre 1077 berühmt geworden ist. Der Erbauer der Burg Azzo, der zweite Sohn Siegfried's, Grafen von Lucca, fand selbst noch Gelegenheit, die Festigkeit derselben gegen Berengar I. zu erproben; auch eilte Otto der Große herbei, und entsetzte die Burg, in welcher Adelheid, seine Braut, mit eingeschlossen war, im Jahre 951. 15.

Canot (Pierre Claude), ein berühmter Kupferstecher, geb. um 1710, gest. 1777 zu Kentishtown in England, hat sich außer seinen Stichen nach den berühmtesten Meistern vorzüglich durch vier Blätter, eine Seeschlacht zwischen der russischen und der türkischen Flotte darstellend, nach Richard Paton, ausgezeichnet. 16.

Canots werden die Fahrzeuge der Amerikaner und Australinsulaner genannt, welche gewöhnlich aus einem starken ausgehölten Baumstamme bestehen und zwei Mann fassen. Der allgemein verbreitete eigenthümliche Name ist aber Piroke. 9.

Canova (Antonio), einer der ausgezeichnetsten Bildhauer der neuern Zeit, und mit Recht unter die Wiederhersteller des edlen Styls in der Sculptur gezählt, wurde am 1. Nov. 1757 zu Possagno in der Provinz Treviso geboren. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, Pietro C., welcher Steinmetz war, wurde er von seinem Großvater Pasino Canova erzogen. Dieser, ebenfalls ein Steinmetz, und außerdem im Zeichnen und in der Baukunst sehr geschickt, bemerkte an seinem Enkel mit Vergnügen ein großes Kunsttalent, welches sich schon frühzeitig in treuem Nachbilden äußerte. Auch der in der Nähe wohnende Herr von Falier wurde auf Antonio aufmerksam, zog ihn an sich, und ließ ihm vom Bildhauer Torretto Unterricht ertheilen. Mit diesem begab er sich nach Venedig, wo er nach dem Tode seines Lehrers sich selbst überlassen blieb. In diese Zeit fallen seine ersten Arbeiten, die Eurydice und Orpheus, und kurz darauf, noch

während seines Aufenthaltes zu Venedig, die Gruppe Dädalus und Ikarus und die Statue des Marchese Poleni. Diese und andere Erzeugnisse seines Fleißes erregten, obgleich sie von nur einseitigen Studien zeigten, dennoch Aufsehen; daher beschloß sein Gönner, das angefangene Werk nicht unvollendet zu lassen und dem jungen Künstler in Rom Gelegenheit zur weitern Ausbildung zu verschaffen. Antonio fand in der Hauptstadt Italiens an dem Gesandten Girolamo Zuliani einen enthusiastischen Kunstliebhaber und Gönner. Die herrlichen Kunstschätze Roms begeisterten ihn zu unermüdeter Anstrengung; aus dem Umgange mit Künstlern, Kunstkennern und Gelehrten, die in dem Hause des Gesandten Zutritt hatten, schöpfte er neue Ideen, berichtigte seine Ansichten und ordnete seine Studien. Durch einen Jahrgehalt von 300 Ducaten wurde er in den Stand gesetzt, seiner höhern Ausbildung zu leben. Die erste Frucht seines Fleißes war eine Gruppe des Theseus, als Besieger des Minotaurus, ein Werk, welches durch ächt antiken Charakter die Bewunderung Aller erregte und ihm einen weitverbreiteten Ruhm verschaffte. Hierauf folgte das Denkmal Papst Clemens des XIV., und außer vielen andern Arbeiten das Clemens des XIII.; letzteres wurde in der Peterskirche aufgestellt, und für weit vorzüglicher gehalten, als das erstere. In den stürmischen Jahren 1798 und 1799 begleitete C. den Prinzen Rezzonico auf einer Reise nach Deutschland, kehrte hierauf zurück und verfertigte seinen Theseus und die Gruppe Amor und Psyche, zwei seiner schönsten Werke. 1802 folgte C. einem Rufe nach Paris, und arbeitete hier zu der colossalen Statue Napoleon's die Büste desselben, welche allgemein für eines der größten Meisterwerke gehalten wird. 1805 arbeitete er die Statuen der Madame Lätitia, der Prinzessin Pauline Borghese als liegende Venus, und 1811 der Kaiserin Marie Louise als Göttin der Eintracht. Der Ruhm C.'s war auf das Höchste gestiegen; man überhäufte ihn mit Würden und Ehrenbezeugungen; er ward Ritter mehrerer Orden, Mitglied einheimischer und auswärtiger Akademien, und Pius VII. ernannte ihn zum Marchese von Ischia mit einem jährlichen Einkommen von 3000 Scudi. Dessenungeachtet war C. bescheiden und anspruchslos, liebenswürdig im Umgange, überdieß wohlthätig und ein Muster strenger Sittlichkeit. Selbst seine Feinde und Neider stimmen darin überein. — Der Tod dieses großen Künstlers erfolgte am 13. Oct. 1822 zu Venedig. Sein Leichnam wurde in seiner Vaterstadt in der neuen Kirche, seiner Stiftung, beigesetzt. — Außer den schon angeführten Werken C.'s nennen wir unter einer großen Anzahl noch folgende: Napoleon als Mars pacifer (Friedensbringer), das Monument des Admirals Emo zu Venedig, und ein anderes für die Erzherzogin Christina zu Wien, ferner das Denkmal Alfieri's, des Grafen Souza, Friedrich's von Oranien, Volpato's, des Cardinals von York, Pius VI. u. a. Seine Statue Washington's befindet sich im Saale des Senats zu Carolina und eine herrlich gearbeitete Gruppe der Grazien in München, so wie in Nymphenburg eine stehende Venus, die dem Bade entsteigt. Eine Hebe besitzt der Kaiser von Rußland. — Er selbst verfertigte nur die Modelle, und zwar anfangs klein in Wachs, dann in Thon von der beabsichtigten Größe des Werks. Den Arbeitern überließ er das Übertragen des in Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, so wie das grobe Aushauen des Blocks; die letzte Hand legte er dann selbst an. Er hatte übrigens eine besondere Manier, dem Marmor außer der letzten Glätte noch mittels einer von ihm erfundenen Beize einen ins Wachsgelbe spielenden Anflug zu geben, welcher sehr viel Reizendes hat, obgleich eigentliche Kunstkenner nicht viel davon halten. Im Anmuthigen steht C. als vollendeter Meister da; doch werfen ihm Kenner vor, daß er in der Bearbeitung des Marmors zu sehr nach dem Lieblichen gestrebt und gleichsam mit dem Marmor habe malen wollen. Für das Erhabene scheint er weniger Talent

gehabt zu haben. C. war auch Maler, hat aber als solcher wenig geleistet. Man sehe über sein Leben und künstlerisches Wirken das ausführliche Werk von Missirini: Della vita di Antonio Canova (Prato 1824). 22.

Canstein (Karl Hildebrand, Freiherr von), geb. 1667, that während einer tödtlichen Krankheit zu Brüssel das Gelübde, allen weltlichen Geschäften zu entsagen (um 1690), ging hierauf nach Halle und lebte hier zurückgezogen im Waisenhause in Freundschaft mit A. H. Franke bis an seinen Tod den 19. Aug. 1719. Sein frommer Eifer für die Religion bethätigte sich aber in der von ihm gestifteten Bibelanstalt, welche 1712 ins Leben trat, durch welche die Bibel auch dem Ärmsten käuflich gemacht ward und welche in beinahe 400 Auflagen der ganzen Bibel und gegen 180 des N. T. besonders ungefähr 700000 Exemplare verbreitet hat. 16.

Cantabile, d. i. singend, gesangreich, bezeichnet überhaupt in einem Gesang- oder Instrumentalstücke eine angenehme, leicht fließende melodische Stelle und wird deßhalb auch ganzen Tonstücken als Bezeichnung vorgesetzt, wenn jene in ruhigem, gesangähnlichem Tone vorgetragen werden sollen. Arioso hat dieselbe Bedeutung. 29.

Cantabri, ein celtisches Volk in Spanien, das die jetzigen baskischen Provinzen und einen Theil Asturiens inne hatte und 8 Städte bewohnte. Sie werden von den Römern als äußerst wild geschildert und zeigten die heldenmüthigste Tapferkeit gegen die Römer in dem sogenannten cantabrischen Kriege, den der Kaiser Augustus 25 v. Chr. selbst eröffnete und Agrippa 19 v. Chr. endigte, worauf sie aus den Gebirgen in die Ebenen gesetzt und ihre Sitten gemildert wurden. Ihre Sitten hat Strabo III, 4. und den cantabrischen Krieg Florus IV, 12. beschrieben. Ihre Nachkommen sind die heutigen Basken (s. d. Art.). 37.

Cantarini (Simon), Maler, geb. 1612 zu Pesaro, Schüler des Guido Reni, von welchem er wegen trotzigen Betragens entlassen, zu Bologna eine Schule gründete, aber schon 1648 aus Ärger über ein mißlungenes Portrait des Herzogs von Mantua starb. Seine 37 radirten Blätter werden oft für Arbeiten Reni's gehalten. 16.

Cantaro ist der Name eines Handelsgewichts in der Türkei und in Italien, wo es gewöhnlich dem Centner entspricht. Er schwankt an den verschiedenen Orten zwischen 100—175 Rottoli (Pfunden). 33.

Cantate ist ein größeres für sich allein bestehendes mit Chor, Recitativ, Arie, Duett, Terzett ꝛc. abwechselndes Gesangstück, welches sich eben durch diese größere Ausführlichkeit von jedem andern kleinern Gesangstücke, z. B. einem Liede, unterscheidet. Man würde also jedes größere Gesangstück, gleichviel ob mit oder ohne Instrumentalbegleitung, wenn es nicht einen eigenthümlichen Namen, als Sanctus, Motette, Te Deum laudamus ꝛc., führt, Cantate nennen. Besonders bezeichnet man mit diesem Worte ein für eine außerordentliche festliche Gelegenheit componirtes Gesangstück. So hat man Jubelcantaten, Erntecantaten, Einweihungscantaten ꝛc. 29.

Cantilena, s. Canzone.

Canto, lat. cantus, ein italienisches Wort, unser deutsches Gesang, bedeutet nicht nur den eigentlichen menschlichen Gesang, sondern auch so viel als Melodie, daher canto fermo, der feste Grundgesang eines Tonstücks, auch Melodie des Chorals, weßhalb wohl auch die Discantstimme den Namen canto erhalten hat, da sie am häufigsten die Melodie führt; canto figurato, der der einfachen Melodie entgegengesetzte Gesang, in welchem mancherlei Verzierungen, als Vorschläge und andere ausschmückende Abänderungen vorkommen. Aus diesem figurirten Gesange ist die Figur (s. d. Art.) entstanden. 29.

Canton (franz.) heißt überhaupt jeder besonders verwaltete Theil eines Lan-

des, wie in Deutschland der Kreis. Daher nennt man auch so die 22 selbstständigen Staaten der Schweitz, welche die Eidgenossenschaft bilden. Die Schweitzer selbst aber bedienen sich des Ausdrucks Ort. — Canton hieß sonst in Preußen (und noch jetzt in Rußland) der einem Regimente zur Recrutirung angewiesene Bezirk. 15.

Canton (John), ein ausgezeichneter englischer Naturforscher, geb. 1718, widmete sich schon als Knabe der Mathematik, konnte aber später von seinem Vater, einem Weber, zu seinem Gewerbe bestimmt, nur heimlich seine Studien fortsetzen, erwarb sich aber manche astronomische Kenntnisse und verfertigte unter andern eine große steinerne Sonnenuhr, welche zugleich den täglichen Aufgang der Sonne und ihre Stellung in der Ekliptik angab. Sein Vater ward dadurch gewonnen, der junge C. erregte die Aufmerksamkeit mehrerer Gelehrten, die ihm ihre Bibliotheken öffneten und der Fund von Martin's philisophical grammar und der eines Erd- und Himmelsglobus begeisterten ihn noch mehr. Der Doctor Henry Miles nahm ihn 1737 zu sich nach Tooting bei London, von wo er an Watkin's Lehranstalt in London erst Lehrer, dann Mitdirector und endlich Director ward, als welcher er 1772 starb. Die Naturwissenschaften verdankten ihm viele Entdeckungen, wie z. B. die Bestimmung der Menge der in der Leidner Flasche befindlichen elektrischen Materie (1746), der doppelten Elektricität der Wolken und der elektrischen Wirkungskreise, die Erfindung des Korkkugelelektrometers (1753), die Entdeckung künstliche Magnete ohne Hülfe der natürlichen zu verfertigen (1750) und die Compressibilität des Wassers (1762), so wie die scharfsinnigsten Untersuchungen über das Wesen der Sternschuppen und die Abweichung der Magnetnadel ꝛc. Seine Verdienste verschafften ihm 1750 die Mitgliedschaft in die königl. Societät der Wissenschaften und die in England wichtige Würde eines Magister Artium, und zweimal 1756 und 1768 die goldne Preismedaille, vor Allem aber die innigste Freundschaft Franklin's. 16.

Cantonniren. Truppen cantonniren (allgemein im Kriege, wie im Frieden, bei Manövern ꝛc.), wenn ihnen Quartiere auf längere Dauer angewiesen werden. Hierdurch unterscheidet sich vornehmlich das Marschquartier von dem Cantonnirungsquartiere. Die letztern nennt man Winterquartiere, wenn sie in dieser Jahreszeit bezogen und die Truppen weiter als gewöhnlich aus einander gelegt werden. Der Zweck der Cantonnirungsquartiere ist, nächst der Erholung, welche sie der Mannschaft gewähren, Pflege und Wiederherstellung der kranken Pferde, so wie Instandsetzung der sonstigen Kriegsbedürfnisse. In Bezug auf die Sicherheit der Truppen vor feindlichen Überfällen ist bei Cantonnirungen im Allgemeinen alles das zu beobachten, worauf bei Lagern gesehen werden muß, nur in geringerem Maße, und nur noch anzumerken, daß die dazu bestimmten Ortschaften so besetzt werden, daß kein Ort überlegt werde, weil dieß leicht Krankheiten hervorruft, die oft schädlicher werden als verlorene Schlachten, und weil überdieß der zu stark belastete Einwohner, um seiner Einquartierung loszuwerden, sich zur Verrätherei und zu andern dem Heere nachtheiligen Unternehmungen leicht verleiten läßt oder so mitgenommen wird, daß er beim Beginne eines neuen Feldzuges Hülfe zu leisten außer Stande ist. — Wenn Truppen in der Nähe des Feindes oder doch unter Verhältnissen, wo sie stets auf einen Angriff gefaßt sein müssen, Quartiere beziehen müssen, so nennt man dieselben Postirungsquartiere. Sie unterscheiden sich von den Cantonnirungsquartieren dadurch, daß mehr Rücksicht auf die Schlagfertigkeit als auf Ruhe und Schonung der Truppen genommen werden muß. 61.

Canzone, franz. chanson, ist nach heutigem Sprachgebrauche die Gemeinbenennung für kurze leichte Lieder im italienischem Geschmacke. Zwar machen Manche zwischen Canzone und chanson einen Unterschied, indem sie unter die-

sem ein heiteres fröhliches Lied, das italienische cantilena, und unter jenem ein ruhiges ernstes Gesangstück verstehen; allein dieser Unterschied steht zu wenig fest, als daß nicht im Allgemeinen die oben gegebene Erklärung gültig sein sollte. — Canzonetta oder Canzonina, ein Liedchen. 29.

Cap, s. Vorgebirge.

Capacität, fr. capacité; engl. capacity, nennt man in der Geometrie den Inhalt eines Körpers, insbesondere eines Hohlmaßes verglichen mit einem gewissen Maße als der Einheit für die Räume. — In der Wärmelehre bedeutet C. die Fähigkeit eines Körpers von einem gewissen Wärmestoffe in einem größern oder mindern Grade erwärmt zu werden. Je weniger ein Körper von einem gewissen Wärmestoffe erwärmt wird, desto mehr scheint er davon fassen zu können, desto größer ist also seine C. Verschiedene Körper besitzen sonach verschiedene C. für die Wärme oder verschiedene specifische Wärme, folglich stehen die Temperaturgrade, welche der Thermometer im erwärmten Körper anzeigt, nicht im Verhältnisse der absoluten Wärmemengen, in die man sie bringt. Ein Körper bedarf daher einer größern Wärmemenge, um auf dieselbe Temperatur zu steigen, als der andere. Diese C. bleibt ihnen, so lange sie in einer und derselben Dichte verharren. Metalle haben im Allgemeinen eine geringere Wärmecapacität als andere Körper, sie lassen sich daher auch am schnellsten bis zu einem gewissen Temperaturgrade erwärmen, weil sie die erforderliche Wärmequantität eher aufzunehmen im Stande sind, als Körper von größerer C. Aus diesem Grunde erkalten sie aber auch schneller. 40.

Capella (Marcianus Mineus Felix), lebte wahrscheinlich zu Carthago im V. Jahrh. n. Chr. und ist der Verfasser eines abwechselnd in Prosa und Versen geschriebenen Werkes über die 7 freien Künste, das während des Mittelalters in großem Ansehen stand. Es führt den Titel „Satyra de Nuptiis Philologiae et Mercurii“ und handelt in den beiden ersten Büchern eine allegorische Erzählung einer Verheirathung Merkur's mit der Philologie ab, worauf in den 7 folgenden Büchern die 7 freien Künste personificirt als Hochzeitsgäste auftreten und ihre Systeme entwickeln. Aber der gegenwärtige Text ist sehr fehlerhaft. Ältere Ausgaben sind da Vicenza 1499. Fol., Modena 1500., Basel 1532., Leyden 1539. 8., Basel 1577.; neuere haben nur einzelne Theile geliefert. Die beste kritische Ausgabe ist von Hugo Grotius, Leyden 1599. 8. 16.

Capella auch Alhajoth heißt der prächtige Stern erster Größe im Sternbilde des Fuhrmann (s. d. Art.) unter 75° 57′ 36″ gerader Aufsteigung und 45° 49′ 30″ nördl. Abweichung. Die Alten nannten ihn Amalthea (s. d. Art.). 30.

Capelle (Guillaume Antonie Benoit, Baron), einer der Minister Karl's X., wurde den 9. Sept. 1775 zu Sales-Cuvan im Departement de l'Aveyron geboren, schloß sich eifrig der Revolution an, verwaltete mehrere Ämter, diente in der Nationalgarde und erhielt nach Napoleon's Thronbesteigung vom Minister Chaptal eine Anstellung als Generalsecretair in den Departements der Seealpen und des Jura. Einige Jahre darauf wurde er Präfect des Mittelmeerdepartements; da er aber mit Elisa Buonaparte etwas zu vertraut geworden sein sollte, übertrug ihm der Kaiser die Präfectur du Leman (1810), die er jedoch, als Genf am 30. Dec. 1813 durch Capitulation genommen war, ohne Weiteres verließ. Er wurde gefänglich eingezogen und erst von Ludwig XVIII. befreit und zum Präfecten des Departements Ain ernannt. Stets bereit, die Farbe zu wechseln, wenn es ihm vortheilhaft erschien, nahm er dieß Anerbieten an und blieb auch der königl. Sache gewogen, als Napoleon 1815 zurückkehrte. Er flüchtete und begab sich nach Gent zu Ludwig XVIII., wurde Präfect des Departements Doubs und bald darauf zur Belohnung dafür, daß er gegen Ney gezeugt hatte, Staatsrath. Karl X., der ihm besonders gewogen war, gab ihm die Präfectur von Versailles und Polignac zog ihn in sein Ministerium als Minister der öffent-

lichen Arbeiten. Nach den Julitagen begleitete er Karl X. nach England, von da nach Prag und befindet sich jetzt bei ihm in Gráz. Man sieht, daß der politische Charakter C.'s einer von denen ist, die sich stets nach den Umständen richten, und, wenn es das Interesse erheischt, einen Wechsel nicht scheuen. 22.

Caper, ein Schiff, das in Kriegszeiten von einem oder mehrern Kaufleuten (armateurs) oder auch auf Actien ausgerüstet wird, um Schiffe wegzunehmen, die entweder den Feinden gehören, oder von feindlichen Häfen kommen oder nach ihnen gehen, oder die, wenn sie neutral sind, feindliches Gut geladen haben. Die dazu nöthige Erlaubniß ertheilt die Admiralität des kriegführenden Landes durch sogenannte Caperbriefe (lettres de marque), und Capitain und Mannschaft eines Caperschiffes, wenn sie ohne solche Erlaubnißscheine capernd betroffen werden, werden als Seeräuber bestraft. Sobald ein Schiff genommen ist, werden sogleich alle Papiere in Beschlag genommen, wohl verwahrt und das Schiff zur Inventirung und Versiegelung aller Vorräthe in einen Hafen gebracht. Erklärt das Admiralitäts- oder Seegericht Schiff und Ladung für gute Prise, so werden beide verkauft, gewisse Procente an den Staat gegeben, der übrige Erlös aber unter die, welche das Schiff ausgerüstet haben, und unter die Mannschaft desselben vertheilt. Wird aber das genommene Schiff vom Gerichte freigegeben, so hat meist der Caper dem Besitzer Schaden, Kosten und Zeitverlust zu ersetzen. Seit dem Continentalsysteme haben die Engländer das Recht sich angemaßt, jedes neutrale Schiff in Kriegszeiten zu visitiren, ob es nicht feindliches Gut am Bord habe. Obgleich die Caperei dem Völkerrechte durchaus zuwider ist, so findet sie doch bei allen Seekriegen statt. Die ersten Spuren der Caperei finden sich im XII. Jahrh., als in Dänemark ein Verein zur Vertheidigung gegen Seeräuber und auch zur Offensive zusammentrat. Anfangs begünstigten die Fürsten ähnliche Vereine, beschränkten sie aber bald wieder durch Verordnungen. Erst im XV. und XVI. Jahrh. finden sich Caperbriefe und der niederländische Krieg endlich diente dazu, die Caperei in ein förmliches System zu bringen. — Oft heißt auch der Capitain eines Caperschiffes der Caper. 45.

Capet (Hugo), Herzog von Frankreich und Graf von Paris, geb. um das Jahr 942, welchen einige Schriftsteller fälschlich von Karl dem Großen, Chlodwig, Wittekind dem Großen u. A. abstammen lassen, war der Urenkel Robert des Starken, Grafen von Anjou (starb um 867), aus einem deutschen Hause, dessen Sohn Robert, Herzog von Frankreich, sich 922 zum Könige von Frankreich in Rheims krönen ließ, aber im Kriege gegen Karl den Einfältigen vor Soissons (923) fiel. C.'s Vater war Hugo der Große, Herzog von Frankreich, Burgund und Aquitanien. Der Beiname Capet mag von dem latein. capito oder capetus, d. h. der einen großen oder breiten Kopf hat, herkommen und dieß bezog man entweder auf eine besondere Art Kopfbedeckung oder nach Andern auf den festen, beharrlichen Sinn Hugo's. Seine Regierungstalente, seine Milde und Tapferkeit waren den Franzosen bereits bekannt, als Ludwig V., König von Frankreich, aus dem Hause der Karolinger (987) ohne Kinder starb und Hugo Capet, ein mächtiger Vasall, durch den Besitz des Herzogthums Frankreich und der Ortschaften von Paris und Orleans, auf der Ständeversammlung zu Noyon in der Picardie einstimmig und mit Übergehung Herzog Karl's von Niederlothringen, des einzigen Bruder Karl's V., zum Könige ausgerufen und zu Rheims gekrönt ward und ohne Widerstand den Thron Frankreichs in Besitz nahm. Herzog Karl rüstete sich zwar gegen ihn; ward aber an der Loire geschlagen (991) und gefangen, und Hugo blieb im ruhigen Besitze der Krone und ward Gründer der dritten franz. Dynastie, der Capetinger (s. unten). Ihre Fortdauer gründete er auf kluge Staatseinrichtungen. So bestätigte er die Großen Frankreichs von Neuem in ihren Besitzungen, um sich in ihrer Gunst zu befestigen und ließ seinen

älteſten Sohn Robert als Mitregenten zu Rheims krönen und ſalben (1. Jan. 988). Hugo war mit Adelaide, Wittwe Herzogs Wilhelm II. von Aquitanien, vermählt, zeugte mit ihr außer Roberten noch drei Töchter, Hedwig, Adelaide und Giſela, und ſtarb um das Jahr 997 (ſ. d. Art. Frankreich). 25.

Capetinger heißen die von Hugo Capet abſtammenden Könige der dritten franzöſiſchen Dynaſtie, 14 an der Zahl. Dieſe behaupteten ſich ungeachtet vieler Unruhen von Außen und im Innern von 987 bis 1328, wozu der Umſtand beitrug, daß die Einzelnen größtentheils lange regierten und Söhne hatten, die ſie nach dem Beiſpiele Hugo Capet's bei ihren Lebzeiten krönen und ſalben ließen. Ihre Töchter wurden mit beweglichen Gütern abgefunden. Die Reihefolge dieſer Könige iſt dieſe: Hugo, Robert I., Heinrich I., Philipp I., Ludwig VI. und VII., Philipp II., Ludwig VIII. und IX., Philipp III. und IV., Ludwig X., Philipp V.; mit Karl IV. erloſch die Dynaſtie der C., worauf die beiden Seitenlinien Valois und Bourbon nach einander zur Regierung kamen (ſ. d. Art. Frankreich). 25.

Capillarität nennen die Phyſiker die beſondere Erſcheinung der Adhäſion (ſ. d. Art.), nach welcher Flüſſigkeiten in Haarröhrchen (ſ. d. Art.), welche eines der communicirenden Gefäße bilden, höher ſteigen, als ſonſt nach den Geſetzen der Schwere zu geſchehen pflegt, weil vermöge des geringen Durchmeſſers der Röhre die ſich an dem Rande erhebenden Flüſſigkeitstheilchen zuſammen wieder eine kleine Waſſerſäule bilden. Auch andere Erſcheinungen der Natur gehören hierher, wie das allmählige Feuchtwerden des Schwammes, des Zuckers, des Papiers, des Sandes, wenn ſie am untern Theile benetzt werden, das Aufſteigen des Öls in der Lampe und des Talgs oder Wachſes der Kerze. Natürlich bleibt dabei immer ein gewiſſes Maß der Natur, das wegen des Geſetzes der Schwere nicht überſchritten werden kann. 30.

Capiſtrano (Johann von), eigentlich Chialoro, geb. zu Capiſtrano 1386, ein Franziscanermönch, zeichnete ſich (ſeit 1416) durch Gelehrſamkeit, Frömmigkeit und Religionseifer ſo aus, daß die Päpſte ihn viele Jahre zur Unterdrückung der in Italien entſtandenen Secten gebrauchten und Nicolaus V. ihn 1450 nach Deutſchland ſchickte, theils um die Huſſiten wieder zu bekehren, theils einen Kreuzzug gegen die Türken zu predigen. Seine feurige Beredtſamkeit durch lebhaftes Mienenſpiel unterſtützt gewährte ihm unermeßlichen Zulauf, obwohl er der deutſchen Sprache unkundig nur lateiniſch predigte und einen Dolmetſcher gebrauchen mußte, und über 16000 Huſſiten ſollen durch ihn zur röm. Kirche zurückgebracht ſein. In Böhmen hielt ihn zwar der huſſitiſche Erzbiſchof Rokyzana das Gegengewicht, weßhalb er weniger ausrichtete; aber in Mähren, Schleſien (wo er eine Menge Juden, welche der Entheiligung der Hoſtien angeklagt waren, auf die grauſamſte Weiſe martern und verbrennen, die übrigen verjagen ließ), Krakau u. a. a. O. fand er vielen Beifall und zog endlich 1456 mit einem angeworbenen Haufen nach Ungarn zum Entſatze der von den Türken aufs Heftigſte bedrängten Feſtung Belgrad. Zwar ging dieſer Haufe bald wieder aus einander, aber die feurigen Predigten brachten bald wieder 60000 Mann zuſammen, unter ſeiner und Hunyades Anführung ward mit einer Anzahl kleiner Schiffe die türkiſche Flotte auf der Donau geſchlagen und die Stadt aufs Neue mit Lebensmitteln verſehen; er wußte hierauf die von dem Feuer der Türken faſt zerſtörten Feſtungswerke gegen das wüthende Anſtürmen derſelben durch Entgegenſchleudern glühender Sachen zu vertheidigen und brachte, von Hunyades kräftig unterſtützt, jenen endlich eine vollkommene Niederlage bei (den 6. Aug. 1456), ſtarb aber bald darauf den 23. Oct. 1456 zu Illok. Der

6. Aug. wurde zum Kirchenfeste als Fest der Verklärung Christi und C. selbst 1690 von Alexander VIII. zum Kirchenheiligen erhoben, und der 23. Oct. zu einem Festtage bestimmt. 16.

Capitain, s. Officier.

Capital, so viel als Hauptstamm (lat. sors; fr. capital, fonds; engl. fund, stock) ist derjenige angehäufte Schatz, welchen man sich für zukünftige Bedürfnisse aufspart. Man versteht daher A. im weitern Sinne unter C. das zusammengenommene Vermögen jeder Art und rechnet dazu auch intellectuelle Güter, z. B. Kräfte, in sofern man sich solche als unter einem Begriffe zusammengefaßt vorstellt und darauf, daß sie uns zu irgend einem Zwecke dienen sollen, rechnet. So bedient man sich der Ausdrücke: „Nationalcapital" für das Gesammtvermögen eines Volks, an wirklichen Gegenständen sowohl als an Kräften; „Betriebscapital" für die Gesammtmasse des Vermögens und der Kräfte, welche Jemandem zur Betreibung eines Geschäftes zu Gebote stehen. B. Besonders versteht man aber unter dem Ausdrucke C. eine zinsbare Geldsumme. Da sich der Zinsenbetrag nach der Größe des Hauptstammes (engl. principal fund) richtet, so schließt man von der Quantität der Zinsen, die man erhält, auf die Größe des Capitals, von welchem sie herkommen. Man unterscheidet in neuern Zeiten vorzüglich zweierlei Arten zinsbarer Capitale, a) Darlehen, und bei Staatsanleihen sogenannte Partialobligationen, letztere nämlich als Theile einer größern erborgten Summe, b) zinsbare Summen anderer Art. Dahin gehören Staatsschuldscheine, Lehnsstämme, Erbzinsquanta u. dgl. Den Capitalbesitzer nennt man Capitalist. 31.

Capitalrente, 1) im Allgemeinen der Ertrag aus der Verwendung eines Capitals für den Eigenthümer; sei es nun, daß derselbe das Capital selbst verwendet oder solches einem Andern zur Benutzung überläßt. Die C. ist das Ergebniß einer schon vorhandenen Civilisation. Der Uncivilisirte sammelt Schätze, aber er verwendet sie nicht zur Betriebsamkeit und zum Nutzen. Eher wird er solche wie der Tartar vergraben. Da die Überlassung eines Capitals zur Benutzung an einen Andern meist in der Form eines Darlehens geschieht, so versteht man 2) unter C. besonders den Ertrag aus der dem Andern verstatteten Benutzung einer gegebenen Quantität als Darlehn. 3) Nennt man jährliche Zinsen Renten, indem man sich dabei einen zum Grunde liegenden Capitalwerth als Hauptstamm vorstellt, z. B. Erbzinsen, Erbpachtgelder, wozu auch die regelmäßigen Staatseinkünfte aus den Domainen und andern Besitzungen gehören. 4) Endlich hat man auch den Gewinn aus Arbeit und Betriebsamkeit mit den Capitalrenten verglichen. Man sagt daher z. B., dieses Unternehmen rentire gut, jenes nicht. Es sind die Staatsmänner noch nicht einig darüber, wie weit man in der Beförderung der C. gehen solle. Denn es hat die Erfahrung gelehrt, daß die Anhäufung des Betriebscapitals in einer einzigen Hand ein gleiches, in Despotie ausartendes Übergewicht Eines über Alle erzeuge, wie in frühern Zeiten aus dem ungetheilten Landbesitze hervorgegangen ist, und daß dann dem ganz Reichen eine das Verhältniß übersteigende Anzahl ganz Armer als das andere Extrem gegenüberstehe. Daß ein solcher Zustand durch ausschließende Begünstigung ganz großer Unternehmungen, während dem der eigentliche Arbeiter zurückgesetzt wird, befördert werde, fällt in die Augen. Das Mittelalter beobachtete die entgegengesetzte Maxime und erhielt eine im allgemeinen Wohlstande sich befindende Bevölkerung der Städte, die sich sogar mit Fürsten messen konnte. Es erhöhte nämlich mit dem Umfange des Geschäfts die Abgabesätze. Die Römer hatten sogar eine unterste Classe der Staatsbürger, welche gar keine Abgabe entrichtete, indem der Staat (durch den Namen proletarii, den er ihnen beilegte) die Erklärung aussprach, daß der einzige Beitrag, den

er von ihnen erwarte, in der Erziehung von künftigen Staatsbürgern beſtehe (ſ. Gewerbe.). 31.

Capitalverbrechen, von caput, das Haupt, eigentlich ein Verbrechen, durch welches der Schuldige den Kopf, d. h. das Leben verwirkt hat; dann ein ſehr ſchweres Verbrechen. 3.

Capitel (lat. capitulum; franz. chapître; engl. chapter), nannte man zu der Zeit, als man anfing die Schriften der Alten zum Behufe des leichten Nachſchlagens in beſtimmte Abſchnitte einzutheilen, zuerſt die Summarien oder Inhaltsverzeichniſſe dieſer einzelnen Abſchnitte, welche man darüber ſchrieb (gleichſam die Köpfe derſelben); ſpäter ging dann der Name auf dieſe Abſchnitte ſelbſt über und wir verſtehen jetzt darunter die kleinen Abtheilungen eines Buches, welche irgend einen beſondern Theil des Stoffes behandeln und deren Unterabtheilungen wieder Paragraphen, bei den bibliſchen Büchern Verſe genannt werden. Die älteſte Eintheilung in C. hat wohl bei der Bibel ſtatt gefunden und zwar am erſten wieder beim Neuen Teſtamente, wo man nach der Analogie der jüdiſchen Paraſchen und Haphtharen die Abſchnitte nach ihrem geſchloſſenen Inhalte abtheilte, aber dabei ſehr von einander abwich; man citirte dann auch gewöhnlich nach dieſem Inhalte. Als der erſte, welcher die jetzige numerirte Eintheilung der C. und Verſe erfunden haben ſoll, wird Hugo de St. Caro im XII. Jahrh. genannt, und als der erſte, der die Capiteleintheilung in den lateiniſchen und griechiſchen Claſſikern anwandte, Johannes a Lapide, der Lehrer Reuchlin's, im XV. Jahrh. und zwar zuerſt beim Theophraſt und Gellius. — Dieſe Eintheilung in C. fand auch bei den Beſchlüſſen der Kirchenverſammlungen ſtatt, die daher häufig auch capitularia hießen; von dieſen kam der Gebrauch, in die weltlichen Geſetze und die der fränkiſchen Könige erhielten hierauf den Namen capitularia faſt ausſchließlich. — Auch die Regeln der Mönchs- und Ritterorden waren in C. eingetheilt und weil in den Verſammlungen derſelben gewöhnlich einzelne C. jener Regeln, im Beſondern bei befundenen Übertretungen die, welche die Strafgeſetze enthielten, vorgeleſen wurden, ſollen davon theils dieſe Verſammlungen ſelbſt Capitel und die darin Stimmfähigen Capitularen genant worden ſein, welcher Name dann auch bei andern Corporationen in Gebrauch kam, theils die Redensart: Jemandem das Capitel leſen, für: ihm ſeine Vergehungen vorhalten, entſtanden ſein. 9.

Capitolium und capitoliniſche Spiele, ſ. Rom und Kampfſpiele.

Capitulation tritt ein, wenn im Gange eines Kriegs die Vertheidigungsmittel des einen Theils ſo erſchöpft ſind, daß er ſich genöthiget ſieht, ſich der Gewalt und Willkühr ſeines Gegners mittelſt eines Vertrags, wobei die Bedingungen in der Regel von beiden Theilen unterſchrieben und gegenſeitig ausgewechſelt werden, zu übergeben. Umſtände und Verhältniſſe beſtimmen die bei Schließung eines ſolchen Vertrags obwaltende Strenge oder Milde. Entweder müſſen die Truppen, nach Empfang der militairiſchen Ehrenbezeugungen, das Gewehr ſtrecken und ſich der Kriegsgefangenſchaft unterziehen, oder ſie erhalten freien Abzug mit oder ohne Gewehr und machen ſich verbindlich, eine gewiſſe Zeit, vielleicht für die Dauer des Kriegs, wenn keine Auswechſelung der Kriegsgefangenen eintritt, keine weitern Kriegsdienſte zu leiſten. Bei Capitulationen behalten die Truppen immer ihr perſönliches Eigenthum. Hat der Befehlshaber einer Feſtung, überhaupt eines jeden ſich ſelbſt überlaſſenen Poſtens alle ſeine ihm zur Verfügung geſtandenen Vertheidigungsmittel erſchöpft und kann er auf keinen Entſatz rechnen: ſo iſt er nach militairiſchen Geſetzen und Begriffen von militairiſcher Ehre befugt, mit ſeinem Gegner eine C. zu ſchließen. Aber die Kriegsgeſchichte aller Zeiten liefert Beiſpiele, daß auch Heere der kriegeriſcheſten Völker auf freiem Felde, mittelſt Capitulationen, das Gewehr geſtreckt haben.

Alle großen Feldherren, besonders Napoleon, sind — nicht mit Unrecht — gegen ein solches Benehmen eingenommen gewesen, denn das Gefühl von der Entehrung eines Heeres ist davon unzertrennlich. — Als früher die Errichtung und die Ergänzung der Heere der freiwilligen Werbung überlassen war, später in den meisten Staaten sich die Militairpflichtigkeit nicht über alle Classen deren Bewohner und die allgemein bestimmte Dienstzeit erstreckte, wurde die Dienstzeit eines Soldaten, nach Maßgabe seiner Anwerbung, entweder von ihm oder seinen Obern bestimmt. Die deßwegen ausgestellte schriftliche Versicherung, entweder von dem Regiments- oder Compagniechef unterschrieben, wurde auch C. genannt. Mit einer solchen schriftlichen C. in den Händen stand es jedem Soldaten nach Ablauf seiner Dienstzeit frei, wenn sie keine anderweitigen Bedingungen (Clauseln) enthielt, seinen Abschied zu verlangen. 70.

Capland, oder das Land am Vorgebirge der guten Hoffnung, die Südküste Afrikas, von 34° 40′ — 45° 50′ L. und 29° 55′ — 34° 17′ S. B., der bebauteste Theile Südafrikas, seit 1500 im Besitze der Holländer und von diesen im J. 1814 an England abgetreten, grenzt nördlich an die Khamiesberge und östlich zum Theile an das Kafferngebiet. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 6000 □M., die aber nur stellenweise haben cultivirt werden können; denn obgleich Flüsse und Quellen, unter ihnen der Sandfluß, der Berg-, Elephanten-, Sonntags-, Fischfluß u. a. von dem Hochlande herabströmen, so verlieren sie sich theils im Sande, theils sind sie ihrer Zahl nach zu unbedeutend, daher die großen wasserleeren, öden Steppen. Zahlreiche zum Theil hohe Gebirge durchschneiden das Land in verschiedenen Richtungen, so die Khamiesberge, die Zwarteberge längs der Südküste und jenseits derselben die öde traurige Bergebene der Karroo, deren Grenze das hohe Roggevelds- und Nieuweveldsgebirge bildet, welche sich in den Schneebergen (höchster Punkt derselben der Compaßberg 5500 Fuß) fortsetzen. Von auffallend eigenthümlicher Bildung sind einige einzelnstehende Berge, der Teufelsberg 3315 F., der Löwenberg 2160 F. und der Tafelberg 3582 F. — Die zahlreichen Buchten, z. B. die Saldanhabai, Tafelbai, Helenenbai, Sebastiansbai, Muschelbai, Algoabai, Camtuchsbai bilden fast eben so viele Vorgebirge, so das Cap d'Aguilhas, roky point, und das bekannteste und höchste, das Vorgebirge der guten Hoffnung. — Das Klima des Caplands ist im Allgemeinen gemäßigt und gesund; Produkte sind nicht unbedeutend. Man findet europäische Hausthiere, als: Schafe, Rindvieh, Pferde, Schweine, einheimische wilde Thiere, unter ihnen Büffel; Bienen, Fische, Wallfische, deren Fang man eifrig betreibt, Austern ꝛc.; Obst, Gemüse, Wein, Getreide; Kupfer, Eisen, Salz u. a. Mineralien. — Die Bewohner, deren Zahl 150000 nicht übersteigt, sind theils Europäer (Engländer und Holländer), theils Hottentotten, von denen nur ein kleiner Theil noch in Unabhängigkeit lebt, theils Neger und Malayen als Sclaven. Kaffern und Buschmänner machen bisweilen Einfälle in das Gebiet, was häufig zu blutigen Menschenjagden Gelegenheit gibt. Missionaire sind jedoch fortwährend damit beschäftigt, das Christenthum unter jenen wilden Völkerstämmen zu verbreiten. Ihre Bemühungen haben sichtbaren Erfolg. Hauptbeschäftigung der Bewohner des Caplandes ist Viehzucht, Acker- und Weinbau. Der Handel ist nicht unbedeutend, da gewöhnlich die nach Ostindien gehenden Schiffe hier frische Bedürfnisse einnehmen. Die Regierung führt ein Gouverneur. Das ganze Land ist in 8 Distrikte getheilt, welche unter Landdrosten stehen. Es sind folgende: 1) der Capdistrikt mit der Hauptstadt der Colonie, der Capstadt am nördlichen Fuße des Tafel-, Löwen- und Teufelsberges (1500 Häus. und 19000 Einw.). Sie ist der Sitz des Gouverneurs, gut gebaut und durch mehrere Forts und Castelle vertheidigt. In diesem Distrikte wird der berühmte Constantiawein gebaut.

2) Der Distrikt Stellenbosch mit dem Städtchen gleiches Namens. 3) Der Distrikt Worceſter (ſonſt Tulbagh). Das ſogenannte warme Bokkefeld iſt eine der ſchönſten und angebauteſten Gegenden des ganzen Landes. 4) Der Distrikt Zwellendam mit dem Orte Caledon, wo ſich Mineralwaſſer befinden. 5) Der Distrikt George. Merkwürdige Stalaktitenhöhle. 6) Der Distrikt Graaf-Reynett, der ödeſte und unfruchtbarſte Theil der Colonie, von den Schneebergen durchzogen und fortwährend beunruhigt durch die Einfälle der Buſchmänner. 7) Der Distrikt Uitenhage und 8) der Distrikt Albany, ehedem Zurefeld an der Grenze des Kaffernlandes. 15.

Capo d'Istrias (Joannes Antonius, Graf), Präſident von Griechenland, ſtammte aus einem alten ſeit 1300 Jahren auf den joniſchen Inſeln ausgezeichneten Geſchlechte, ward geboren im J. 1776 zu Corfu, wo ſein Vater Arzt war und Theil an Staatsgeſchäften nahm. Als Zweitgeborner für den Staatsdienſt beſtimmt, wozu er ſich in Italien bildete, ſtudirte er auch in Padua und Venedig die Heilkunde und fand nach Beendigung ſeiner Studien um die Zeit, da Buonaparte (ſ. d. Art.) die alte Verfaſſung Venedigs geſtürzt und die joniſchen Inſeln Frankreich unterworfen hatte (26. Juli 1797), nach Corfu zurückgekehrt, ſeinen Vater, vorgeblich wegen politiſcher Meinung in franzöſiſcher Haft und mit der Verbannung bedroht, zu deſſen Befreiung er nicht ohne Erfolg zum erſten Male ausgezeichnete Talente entwickelte. Seine diplomatiſche Laufbahn aber begann, als mit Zuſtimmung Englands und Rußlands (20. März 1800) die joniſchen Inſeln unter das türkiſche Scepter geſtellt wurden, wo ihm von Rußland das Ordnen der Verwaltung der Inſeln Santa Maura, Cephalonia und Ithaka übertragen ward. Nach Beendigung dieſes Auftrags (1802) führte er nach und nach das Miniſterium des Innern, des Auswärtigen, der Marine, des Handels (1807), hatte zugleich Einfluß auf das Kriegsweſen und wirkte ſehr wohlthätig auf den Schulunterricht. Als der wilde Ali Paſcha von Janina (ſ. d. Art.) 1807 abermals gegen die Pforte rebellirte und ſchon Santa Maura bedrohete, ward C. zum Regierungsbevollmächtigten ernannt und ihm zugleich der Oberbefehl ſämmtlicher Milizen der Siebeninſelrepublik übertragen und er ſetzte ſich fortan mit mehrern in die Dienſte der Republik getretenen Capitains des griechiſchen Feſtlandes in eine erfolgreiche Verbindung; ſah ſich aber inzwiſchen durch den tilſiter Frieden (1807), nach welchem die joniſchen Inſeln an Frankreich kamen, veranlaßt, dem Staatsdienſte zu entſagen und zog ſich auf ſeine Güter zurück, bis er einem ſpäter erfolgten ehrenvollen Rufe Rußlands (im J. 1809) ins Departement der auswärtigen Angelegenheiten nach Petersburg folgte, ging 1811, der Geſandtſchaft in Wien beigegeben, dahin ab, führte 1813 die diplomatiſchen Geſchäfte bei der ruſſiſchen Donauarmee, und als ſich dieſe nach dem Rückzuge der Franzoſen mit der großen Armee vereinigte, erwarb er ſich in gleicher Eigenſchaft das Vertrauen des ruſſiſchen Kaiſers in einem ſo hohen Grade, daß dieſer ihm die wichtigſten Staatsverhandlungen übertrug. So ward C. nach der Schweitz geſandt (Novbr.), wo er nicht nur die Vereinigung der Schweitzer mit den Verbündeten gegen Frankreich bewirkte, ſondern auch von der Zeit an die ſchweitzeriſche Eidgenoſſenſchaft wieder herzuſtellen bemüht war. Von dieſer Zeit ſchreibt ſich ſeine Vorliebe für die Schweitz, der er ſich auch als ruſſ. Bevollmächtigter auf dem Congreſſe zu Wien (1814) mit warmer Theilnahme annahm. Von hier rief ihn das Wiedererſcheinen Buonaparte's in Frankreich zugleich mit dem ruſſ. Hauptquartiere dahin ab; er nahm ſich hier bei den politiſchen Unterhandlungen wiederholt der Schweitz, ſo wie beſonders ſeines Vaterlandes an, denn nur durch ſeinen Einfluß wurde die Siebeninſelrepublik, unter Englands ausſchließlichem Schutze, wieder hergeſtellt, worauf er den pariſer Frieden vom 20. Nov. 1815 unterzeichnete. Von 1816

bis 1822 stand er in Petersburg an der Spitze des Departement der auswärtigen Angelegenheiten, erwarb sich durch eine gemäßigte Politik die Achtung der Fürsten und durch eine umsichtige Mäßigung die Liebe der Völker, sicherte die Staatsreligion gegen die Umtriebe der Jesuiten und war stets für eine allmählige Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche durch moralische und wissenschaftliche Bildung bemüht, womit auch seine Reise nach Corfu 1819 in Verbindung gestanden haben mag; schlug aber den Antrag, sich an die Spitze der Hetärie (s. d. Art.) zu stellen, aus. Als aber Rußland den Aufstand der Griechen (1821) mißbilligte und Stroganoff von seinem Gesandtschaftsposten in Constantinopel abberufen ward, trat auch C. als actives Mitglied des Ministeriums von den Geschäften zurück (1822), privatisirte in Deutschland und in der Schweitz, meistens zu Genf und Lausanne, ließ junge Griechen auf seine Kosten erziehen und unterstützte fortwährend die Sache der Hellenen auf das Edelste. Daß er sich schon damals an die Spitze der griechischen Angelegenheiten habe stellen wollen, ist ihm mit Unrecht vorgeworfen worden, obgleich so viel gewiß ist, daß er um Zweck und Plan der politischen Hetärie gewußt hat. Im Sommer 1826 unternahm er eine Reise durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland, um das Interesse für die Griechen bei den Hülfsvereinen nicht erkalten zu lassen; 1827 wollte er sich über Paris nach Petersburg begeben, um in den activen Staatsdienst zurückzukehren, als er dort von der in der Nationalversammlung zu Damala auf ihn gefallenen Wahl zum Präsidenten von Griechenland (14. April) benachrichtigt ward (Mai d. J.). Weil dabei Alles von der Zustimmung der Großmächte, die später (6. Juli) Griechenland in Schutz nahmen, abhing, so begab er sich deßhalb über Berlin nach Petersburg, erhielt am 13. Juli vom Kaiser Nikolaus die ehrenvollste Entlassung aus russischen Staatsdiensten und schiffte sich, nachdem er Griechenland in ein sicheres Verhältniß zu den Mächten Europas zu stellen gesucht hatte, am 1. Jan. 1828 zu Ancona dahin ein und ward am 24. zu Ägina mit Enthusiasmus empfangen, einer kleinen Zahl Kapitanys, die sein Erscheinen mit Mißfallen betrachteten, ausgenommen. Bei Vermeidung jeden Scheines einer Begünstigung der etwa statthabenden besondern Zwecke einer oder der andern europäischen Macht, galt es nun in dem in allen Elementen aufgelösten Griechenlande einer richtigen Würdigung zweckmäßiger Verwendung und endlichen glücklichen Ausgleichung der sich feindlich bekämpfenden Gewalten; unverkennbar war die ihm gestellte Aufgabe eine der schwierigsten, die je ein Staatschef zu lösen übernommen hat. Als er auf die Verfassung des Freistaats den Eid geleistet hatte, dankte er die stellvertretende Regierungscommission ab und an die Stelle des bisherigen Senats trat das dem Präsidenten als Staatsrath zur Seite stehende Panhellenion (30. Jan.), wozu im März das Phrontisterion kam, welche Maßregeln der Regierung eine Energie gab, welche zu den erfreulichsten Erwartungen berechtigte. C. theilte den neugriechischen Staat, d. h. Morea und die Inseln, in 13 Departements (April) und wählte für jedes derselben einen außerordentlichen Commissair, der bestimmt war, den Grund zu einer geordneten Provinzialverwaltung zu legen. Je weiter er aber bei dieser Organisirung ging, indem er Zahl, Gewerbe und Bedürfnisse der Eingebornen und Fremden genau ermittelt sehen wollte, beging er den unglückseligen Mißgriff, die aller Disciplin entwöhnten Griechen nach Art cultivirter Staaten in Europa regieren zu wollen; daher blieben gleich in den ersten Monaten mehrere Verordnungen der sich übereilten Regierung unbeachtet, woraus der Präsident eine beabsichtigte Böswilligkeit feindlicher Parteien folgerte, die er in den höhern Ständen vermuthete, und denen er nun gewaltsam entgegentreten zu müssen glaubte. Bereits im Mai verbreitete sich das Gerücht einer Verschwörung gegen ihn, an deren Spitze Kolokotronis stehe; und daß C. dem Verdachte Raum

gegeben hatte, bewiesen mehrere Verhaftungen einiger Mitglieder der aufgelösten stellvertretenden Regierungscommission. Zugleich schien er seine Selbstständigkeit durch jedes in seiner Gewalt stehende Mittel sichern zu wollen; daher sein Eifer für die Militairgewalt, um sich die materiellen Kräfte des Volks zu sichern und Morea ohne fremde Hülfe von den feindlichen Truppen säubern zu wollen. Die im April erlassenen unausführbaren Conscriptionsgesetze, die Art und Weise, wie er die Schiffe der Privaten für den Staat in Anspruch nahm, die Besetzung wichtiger Staatsämter mit Corfioten, wodurch die tüchtigeren, verdienstvollern Eingebornen zurückgesetzt wurden, das Eingeständniß der Unkenntniß der Verhältnisse beim Panhellenion ꝛc. von Seiten C.'s gaben endlich der auflebenden Opposition nur Gelegenheit, seine Maßregeln als gehässig darzustellen und fanden an den „Courrier de Smyrne" ein eben so gefährliches als gehässiges Organ. — Zwar vernichtete er das Unwesen der Seeräuberei durch Einführung einer Schiffs- und Hafenpolizei und die Aussendung einer Flotte unter Miaulis, aber zu Ibrahim Pascha's Vertreibung aus Morea fand er bei dem gänzlichen Erschöpftsein des Staatsschatzes unübersteigliche Hindernisse, und seine Bemühungen in Europa eine neue Anleihe abzuschließen, zu der er bei seiner Berufung ermächtigt worden war, hatten auch nicht den erwünschten Erfolg gehabt. Glücklicher waren seine Anstrengungen bei Errichtung einer Nationalbank, indem er nächst seinen nächsten Umgebungen durch bedeutende Einlagen die Theilnahme reicher Griechen so wie der Ausländer belebte. Nach Griechenlands Befreiung von den Türken und als die Großmächte Europas den neugriechischen Staat gegen die Pforte sicher gestellt hatten, gewann das Organisationsgeschäft einen freiern und bestimmtern Takt; die Gründung von Schulen und Waisenhäusern, die Anlegung einer längst vermißten Postanstalt, der Eifer des Präsidenten für die Landescultur ꝛc. lieferten die erwünschten Resultate und fanden beim bessern Theile der Nation gerechte Anerkennung; dagegen vermochte C. nicht alle Verwaltungszweige des zerrütteten Staates, z. B. die Rechtspflege, gleichkräftig zu umfassen. — Die aus unabweisbaren politischen Verhältnissen verzögerte Nationalversammlung wurde auf den 15. Juli 1829 nach Argos zusammenberufen und es soll, nach der Meinung seiner Gegner, auf die Wähler die gerade zu derselben Zeit von ihm unternommene Landesbereisung nicht ohne Einfluß geblieben sein; gewiß ist, daß 36 Wahldistricte den Präsidenten selbst zu ihrem Stellvertreter wählten, die er zurückweisen mußte. Erst am 23. Juli konnten von ihm die Sitzungen eröffnet werden, was durch eine mit Umsicht und großer Bestimmtheit abgefaßten Rede geschah, der eine an ihn gerichtete schmeichelhafte Dankadresse folgte, worin man nicht nur die bisher von ihm ergriffenen Maßregeln billigte, sondern ihn eine beinahe dictatorische Unabhängigkeit sicherte. So geschah es, daß viele eingeschlichene Mängel der Verwaltung unberücksichtigt blieben, welche hierauf von der Opposition desto schonungsloser aufgedeckt wurden. Nach Auflösung der Nationalversammlung (4. Aug.) trat an die Stelle des Panhellenions eine Gerusia (Senat), wozu C. aus einer ihm vorgelegten Liste von 63 Candidaten 21 Mitglieder und 6 andere ohne diese Beschränkung zu ernennen berechtigt, so wie er einen Ritterorden unter dem göttlichen Namen des Erlösers zu stiften ermächtigt ward. Ohne Säumen decretirte er die Errichtung eines Staatsministeriums nach streng monarchischer Form und trennte die Administration von der Justiz. Die wesentlichen Fortschritte in der Organisation des Landes und die unendlichen Schwierigkeiten dabei vergessend, glaubte jetzt auch der bessere Theil der Nation der Besorgniß, daß alle Gewalt in der Person des Präsidenten vereinigt werde, sich hingeben zu müssen, und die Lossagung des Prinzen Leopold von der bereits angenommenen Krone Griechenlands, der Wegfall der ihm so nöthigen Unterstützung der vermittelnden Mächte (1830) trugen zu seinem Schicksale

wesentlich bei. Zwar unterdrückte er auf kurze Zeit die Aufstände in Hydra, Maina u. der Rumelioten (1831), verlor aber eine kluge Nachgiebigkeit bei einigen bitter gekränkten Hellenengeschlechtern aus den Augen, deren Privatrache er reizte, die seinen Tod beschleunigte. — Als sich C. am 9. Oct. seiner Gewohnheit gemäß nach der Kirche des heil. Spiridion zu Nauplia, um seine Andacht zu verrichten begeben wollte, ward er von den Brüdern Georgios und Constantin Mauromichalis, Söhnen des Mainottenbeys Petros Mauromichalis, welche Beide als Staatsgefangene auf C.'s Befehl Stadtarrest hatten, an der Thür der Kirche durch einen Pistolenschuß und zugleich durch einen Stich in den Unterleib so tödtlich verwundet, daß er, in die Kirche gebracht, nach einigen Augenblicken starb. Constantin wurde gleich nach der Schandthat vom Pöbel auf das Grausamste ermordet; Georgios flüchtete in das Haus des franz. Consuls, wurde aber bald der strafenden Gerechtigkeit ausgeliefert. Die feierliche Beisetzung des Leichnams des Präsidenten erfolgte unter Wehklagen des griech. Volks am 20. Oct.; er ward aber im Juni 1832 von seinem Bruder Augustin mit nach Petersburg geführt. 25.

Capo d'Istrias (Jony Maria Augustin), jüngerer Bruder des Präsidenten, hatte die Rechtswissenschaft studirt und lebte, ohne noch einen Wirkungskreis zu haben, in seiner Vaterstadt Corfu. Er ward von seinem Bruder, dem Präsidenten, ebenfalls nach Ägina berufen, erhielt nach seiner Ankunft (Juli 1828), wahrscheinlich auf dessen Veranstaltung, das Bürgerrecht von Napoli di Romania und wurde (Anf. 1829) zum bevollmächtigten Stellvertreter der Regierung und zum Armencommissair in den Provinzen des griech. Continents, angeblich auf ausdrückliches Verlangen der politischen und militairischen Chefs ernannt, dem aber der Erfolg nicht entsprach; denn kaum war Graf Augustin C. im Golf von Korinth gelandet und hatte seinen Aufenthalt zu Kastri genommen, als zwischen ihm und Demetrius Ypsilanti (s. d. Art.), so wie dem Generale Church (s. d. Art.) eine sichtliche Spannung eintrat. Augustin schloß indeß die Capitulation von Lepanto (22. März) und als die Feste Missolunghi (17. Mai) gefallen war, nahm er von diesem Platze, so wie von Anatoliko Besitz, ließ sich hierauf die Ausführung der Pläne des Präsidenten, hauptsächlich die Organisation der Armee, angelegen sein; es zeigten sich aber bei dem Mangel finanzieller Hülfsmittel und bei seiner Unerfahrenheit im Militairwesen leider nicht erfreuliche Resultate. Nach Ermordung seines Bruders ward er vom Senate zu der aus 3 Mitgliedern bestehenden Regierungscommission ernannt; da er aber mit diesen vereint alle Mäßigung aus den Augen setzte, die mißvergnügten Hydrioten mit Gewalt zwingen wollte und in Nauplia selbst mit der größten Strenge verfuhr, so ward er zwar in der am 19. Dec. 1832 von ihm durch eine Rede, worin er sich „den Schatten seines Bruders unter dem Schutze des Heilands" nannte, eröffneten Nationalversammlung zum provisorischen Präsidenten von Griechenland erwählt; aber von den Rumelioten, die den Panutzo Notaras zu ihrem Präsidenten gewählt hatten, nicht anerkannt und nach blutigen Auftritten mit denselben durch einen Beschluß der rumeliotischen Nationalversammlung zu Parachore (d. 30. Jan. 1833) nicht nur „für einen Verletzer der gesetzmäßigen Nationalversammlung, für den hauptsächlichsten Anstifter des Bürgerkrieges und Usurpator der höchsten Staatsgewalt" erklärt, sondern auch zugleich deßhalb in Anklagestand versetzt, worauf seine Partei immer mehr zusammenschmolz. Während er sich noch mit der Hoffnung einer günstigen Entscheidung der vermittelnden Mächte tröstete, zu der ihn ein Schreiben des russ. Ministers, Grafen Nesselrode, vom 27. Dec. 1831 einigermaßen berechtigte, gewannen die Rumelioten täglich mehr an Macht und Ansehn, deren Anführer Kolettis einer Regierung, die „weder nach dem freien Willen der griech. Nation, noch nach dem Sinne des Conferenzprotocolles der drei Großmächte vom 7. Jan. eingesetzt worden war"

(Anf. April) ein Ende machte (s. Griechenland). Augustin C. hatte kurz vorher beim Senate seine Entlassung eingereicht, ging auf kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück, begab sich dann nach Neapel und ging später über Constantinopel nach Petersburg, wo er jetzt noch leben soll. 25.

Capo d'Istrias (Viaro), der älteste Bruder des Präsidenten, war Rechtsgelehrter in Corfu und erlangte erst seit dessen Berufung zum griech. Staatschef eine klägliche Berühmtheit. Bereits hatte er als Vermittler zu Geldsendungen, die aus den europäischen Hülfsvereinen nach Griechenland übergingen, gedient und war dadurch den Griechen vortheilhaft bekannt worden, als ihn der Präsident eine Stelle beim Panhellenion im Departement des Kriegs und der Marine zudachte. Ward er, am 4. April 1828 zu Ägina angekommen, daselbst gleichgültig aufgenommen, so machte er sich bald durch unverzeihliche Fehler und, bald darauf zum Provinzialgouverneur der westl. Sporaden ernannt, durch seine despotische Willkühr verhaßt; das Volk brandmarkte ihn mit dem Namen Viaro-Pascha und seine Despotie veranlaßte viele Regierungsbeamte zur freiwilligen Niederlegung ihrer Stellen, was auf das Regierungssystem des Präsidenten ein sehr nachtheiliges Licht warf. Mit unbegreiflicher Verblendung wies dieser die wohlmeinend gegebenen Winke nicht nur zurück, sondern gestattete seinem Bruder fortwährend den anstößigen Einfluß, als er diesem (Ende 1828) und dem korfiotischen Advocaten Genatas die Redaction eines neuen Gesetzbuches übertrug. Auch nach Auflösung des Panhellenions behielt Viaro das Kriegsministerium, obgleich das Heer und die Marine täglich mehr in Verfall geriethen; endlich der Veruntreuung öffentlicher Gelder beschuldigt ward er Gegenstand der heftigsten Erbitterung und wird er nicht mit Unrecht als der Urheber des dazumal in Griechenland herrschenden Gewaltsystems beschuldigt, so stürzte er seinen Bruder unaufhaltsam ins Verderben. Durch die absolute Beschränkung der Presse, worauf er drang, durch das 1830 vom Justizminister Genatas promulgirte und allgemein verabscheute Gesetzbuch, dessen Bestimmungen größtentheils von ihm herrühren, und durch seine hierauf erfolgte Verwaltung als interimistischer Justizminister hatte er sich auf immer den Haß der Hellenen zugezogen, als der Präsident auf ungestümes Verlangen des ganzen Volkes ihn zugleich mit dem Justizminister Genatas von den Staatsgeschäften entfernte (Juli 1831). Viaro kehrte wieder in seine Unbedeutsamkeit nach Corfu zurück, wo er, so viel uns bekannt ist, noch in der Zurückgezogenheit lebt. 25.

Caponnière, s. Festung.

Cappel, ein Dorf im schweitzerischen Canton Zürich, westlich vom Albis gelegen, von dem zwei Feldzüge, welche die reformirten und die katholisch gebliebenen Cantone gegen einander unternahmen, den Namen Cappeler Krieg erhalten haben. Der erste Feldzug wurde im J. 1529 eröffnet und zwar durch die Züricher, welche aus Besorgniß, daß die Reformirten in der Grafschaft Baden, deren Verwaltung ein Landvoigt aus Unterwalden zu übernehmen im Begriffe war, Nachtheile erleiden möchten, schnell einige Orte besetzten und bei C. ein Lager bezogen, zumal da kurz vorher den aufrührerischen Bewohnern des Berner Oberlandes ebenfalls von den Unterwaldnern Hülfe geleistet worden war. Bern und andere Reformirte stießen zu Zürich; gegen sie rückten Unterwalden, Uri, Schwyz, Luzern und Zug ins Feld. Doch dießmal kam es nicht zum Schlagen, sondern durch Vermittelung der übrigen Cantone zum Cappeler Frieden. Allein schon im Oct. 1531 standen dieselben Feinde einander wieder gegenüber. Die Züricher wurden am 11. Oct. angegriffen und, da sie zu schwach waren, mit Verlust von 18 Kanonen und 500 Todten aus dem Felde geschlagen. In diesem Treffen blieb Zwingli. Zwar erhielten die Züricher sogleich nach verlorener Schlacht Hülfe, mußten aber nochmals mit einem Verluste von 800 Mann dem Feinde den Sieg

überlassen. Uneinigkeit verhinderte sie den Kampf fortzusetzen und so kam es zum zweiten Cappeler Frieden am 16. und 22. Nov. 15.

Caprara (Johann Baptist), Cardinal und Erzbischof von Mailand, Graf und Senator des Königreichs Italien, Großwürdenträger des Ordens der eisernen Krone, ward 1733 zu Bologna geboren, zeichnete sich schon früh durch Sittenreinheit, Würde und Wohlthätigkeit aus, wurde 1758 Vicelegat von Ravenna, 1767 Nuntius in Köln, wo er durch Begünstigung des Prinzen Maximilian als neuen Churfürsten sich die Gunst der Kaiserin Maria Theresia erwarb, legte dann die Irrungen zwischen Luzern und dem päpstlichen Stuhle bei, vermochte aber nicht 1785 in Wien, trotz der Achtung, mit welcher ihn Joseph II. und Graf Kaunitz behandelten, den kirchlichen Reformen Einhalt zu thun. 1792 ward er Cardinal und 1801 legatus a latere bei der franz. Republik, wo er durch Nachgiebigkeit gegen Napoleon 1802 das neue Concordat mit dem Papste zu Stande brachte, ward dann mit Beibehaltung seines Postens in Paris Erzbischof von Mailand, weihte als solcher den 28. Mai 1805 Napoleon in der Kathedralkirche daselbst zum Könige von Italien und starb allgemein geachtet zu Paris den 21. Juni 1810, nachdem er kurz vorher durch Krankheit und Altersschwäche erblindet war. 16.

Capriccio, (Caprice), ein Tonstück in freier ungebundener Form. In ihm hält sich der Componist nicht an die für gewisse Gattungen von Musikstücken bestimmten Regeln, sondern darf den Einfällen seiner Phantasie nach Gefallen freien Spielraum lassen. Je genialer die Zusammenstellung und die Figuren sind, desto mehr wird das Stück den Namen verdienen. Oft erscheint das C. in der Gestalt der Etüde. — Capriccioso, launenhaft, bizarr. 29.

Caprification, s. Feige.

Capturbefehl, deutsch „Verhaftsbefehl." Es trifft sich zuweilen, daß eine Behörde oder ein Collegium die wider Jemanden zu ordnende Realcitation oder Verhaftung selbst zu vollstrecken nicht im Stande oder nicht befähigt ist und daher anderer Hülfe bedarf. Sind beide Behörden einander gleich, so kann dieß mittelst Anrufung der Hülfe Rechtens (Requisition) geschehen; sind sie einander untergeordnet, so ertheilt die höhere Verordnung oder Befehl an die unter ihr stehende. Letzteres nennt man dann den Captur- oder Verhaftsbefehl. Es kann dieß vorzüglich eintreten: A) wenn ein höheres Collegium oder auch der souveraine Fürst sich in die Nothwendigkeit versetzt findet, Jemanden verhaften zu lassen, wo dann die nächste Militair- oder Polizeibehörde den Befehl erhält, sich der Person bis auf Weiteres zu versichern; B) in Wechselsachen, wenn eine in Ansehung des Gerichtsstandes eximirte Person an dem Orte des zuständigen höhern Gerichts nicht zu treffen ist, wo dann letzteres an diejenige untergeordnete Civilbehörde, wo der Schuldner zu treffen ist, die Verordnung erläßt, das Wechselverfahren einzuleiten und mit Realcitation und Anlegung von Personalarrest wider den Schuldner zu verfahren. Es geschieht dieß z. B. in Altsachsen in Ansehung schriftsässiger Personen, die unmittelbar unterm Oberhofgerichte zu Leipzig stehen, aber nicht in Leipzig anzutreffen sind, indem dieses Gericht in frühern Zeiten eins der angesehensten Collegien bildete, vor welchem man auch die Staatsdiener wegen Pflichtwidrigkeiten verantwortlich machen konnte und daher dessen Anordnungen als Befehle anzusehen gewohnt war. 3.

Capuziner, fr. Capucins; engl. Capuchins, sind ursprünglich ein Zweig oder eine Abart der Franciscaner. Ihr Stifter, Matthäus de Bassi (d. h. aus Bassi im Herzogthume Urbino gebürtig), welcher erfuhr, daß der heil. Franciscus eine lange spitzige Capuze (capuccio) getragen habe, nahm daran Anstoß, daß dieses Kleidungsstück nicht mehr im Orden gebräuchlich war, entwich aus seinem Kloster Montefalco, legte sich eine solche Capuze zu und ging 1525 nach Rom, um

Clemens VII. zu bitten, daß er dieselbe tragen dürfe. Der Papst bewilligte es unter der Bedingung, daß Matthäus und die, welche ihm darin nachfolgen wollten, in Einsiedeleien leben, sich aber jährlich einmal dem Provincial der Observanten (s. d. Art. Franciscaner) im Capitel darstellen sollten. Übrigens wurde ihnen erlaubt, überall zu predigen. Matthäus hatte indeß eigne Schicksale, bald wurde er für wahnwitzig gehalten, bald als ein Abtrünniger ins Gefängniß gesetzt. Die Herzogin von Camerino, Nichte des Papstes, rettete ihn. Gleichwohl trafen ihn neue Verfolgungen, bis endlich im J. 1528 der Papst durch eine neue Bulle die Einrichtung dieser Mönche bestätigte. Sie erhielten alle Vorrechte und Freiheiten der Minoriten und Camaldulenser. Sobald sie sich aber öffentlich sehen ließen, riefen ihnen die Kinder nach: „Capuccini!“ Doch war ihnen dieser Name nicht unlieb und Paul III. bestätigte denselben durch eine neue Bulle im J. 1536. Der Orden breitete sich sehr schnell aus. Die meisten Anhänger erhielten sie nach dem J. 1528, in welchem sie während einer ansteckenden Seuche große Hülfe leisteten. Im J. 1529 wurde Matthäus de Bassi zum Generalvicarius erwählt und die ganze Verfassung des Ordens festgesetzt. (S. Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden Thl. 2. S. 365 ff.) Ein späteres Oberhaupt, Bernardino Ochino, der in großem Ansehen stand, hätte den Orden bald in den Ruf der Ketzerei gebracht, indem er sich heimlich aus Italien flüchtete und zu den Protestanten überging. Doch gelang die Rechtfertigung; die Capuziner breiteten sich immer weiter aus und erhielten bald selbst in Frankreich Klöster, da dessen König, Karl IX., 1573 vom Papste Gregor XIII. Capuziner verlangt hatte. Seit 1606 setzten sie sich in Spanien fest und wurden auch zu Missionen gebraucht. Zu Anfange des XVIII. Jahrh. war der Orden ungemein ausgebreitet. Papst Paul V. erlaubte den Capuzinern einen unabhängigen General zu wählen, da die frühern Generalvicarien bis dahin unter dem Generale der Conventualen gestanden hatten. Im Ganzen aber hat der Capuzinerorden nie einen hohen Rang unter den andern erreicht, so wie er auch nicht reich an Gelehrten und Schriftstellern war. Unter den wenigen ausgezeichneten Mitgliedern dieses Ordens verdienen Valerius Magnus oder Magni und P. Joseph le Clerc du Tremblay (der Rathgeber des Cardinals Richelieu) genannt zu werden. 60.

Caput mortuum (Todtenkopf) bezeichnet in der Chemie den Rückstand einer trocknen Destillation, der, weil er bei Fortsetzung derselben keine flüchtigen Substanzen mehr gewährt, unnütz ist. Davon übergetragen ist ein Ausdruck überhaupt für einen Rückstand nach Ausscheidung des Nutzbaren daraus. 47.

Carabiner, s. Schießgewehr.

Carabiniers sind eine Gattung schwerer Reiterei, die zuerst im Königreiche Navarra erschien. Da man den Gebrauch des Feuergewehrs auch bei der Reiterei einführte und eine gewisse Anzahl Reiter mit kleinen Flinten, die Carabins hießen, bewaffnete, so ist wahrscheinlich der Name Carabinier daher entstanden. Ursprünglich wurden sie als Leibwache der Fürsten und anderer in der bürgerlichen Gesellschaft hochgestellten Personen, wo alsdann aber ihre Anzahl nicht die Stärke einer Compagnie zu übersteigen pflegte, verwendet. Später erschienen sie in Regimenter formirt fast in allen europäischen Heeren unter der schweren Reiterei und nahmen den Rang vor den Cuirassiers ein. Zu den Zeiten der Revolution und des Kaiserreichs hatte jedes Bataillon der franz. leichten Infanterie eine Compagnie Carabiniers, welche den Rang einnahmen, den damals die Grenadiers bei der Linieninfanterie dieses Heeres hatten; aber weder ihre Bekleidung, noch ihre Bewaffnung unterschied sich im Wesentlichen von der der übrigen Infanterie. 70.

Caracalla (Marcus Aurelius Antoninus Bassianus), war der Sohn des Kaisers Septimius Severus und der Julia Domea, geb. zu Lyon den 4.

April 188, Nachfolger seines Vaters seit 211. Den Zunamen Caracalla erhielt er später von einer aus Gallien nach Rom gebrachten Lieblingskleidung, in der man hier vor ihm erscheinen mußte. In seiner frühen Jugend versprach man sich von ihm, nach Dio, Herodian u. A. einen guten Regenten, welche Hoffnung jedoch bald schwand, als sich bei ihm außer andern wilden Leidenschaften ein tödtlicher Haß gegen den um 1 Jahr jüngern, aber sanftern Bruder Geta zeigte. Beide wurden zu Cäsaren ausgerufen und von Severus zu Mitregenten angenommen (201); beide sahen sich von Schmeichlern umringt; der Hof ward in zwei feindlich einander gegenüberstehende Parteien getrennt und indem C. seinen Lüsten fröhnte, wuchs der Haß gegen seine beiden Nebenbuhler, Vater und Bruder. Diesem verderblichen Zwiespalte, so wie dem zügellosen Leben des C. suchte der bekümmerte Vater durch ein, wiewohl unzureichendes, Mittel zu steuern, daß er beide Söhne (209) mit sich gegen Britannien zu Felde nahm, aber ohne C., welcher ihn meuchlings ermorden wollte, bestraft zu haben, und Beiden den Namen Britannicus beilegte. Nach Severus Tode (211) zu Eboracum (York) sollten beide Brüder gemeinschaftlich regieren, allein schon in England suchte C. sich seines Bruders, jedoch vergeblich, zu entledigen. Beide eilten nach Rom, bewohnten zwar gemeinschaftlich den großen Kaiserpalast, jedoch durch Thüren und Leibwachen von einander getrennt. Vergeblich suchte die Julia in gleichgetheilter Mutterliebe das sie betrübende Verhältniß ihrer Söhne zu ändern, da beschlossen diese eine Theilung des Reichs, die aber durch der Mutter Bitten und durch den Widerspruch der Großen des Reichs hintertrieben ward. Nachdem C. wiederholt seinen Bruder zu morden versucht hatte, heuchelte er eine Aussöhnung mit ihm; ließ ihn aber durch seine Centurionen, nicht ohne ermunternden Zuruf, in den Armen der Mutter erdolchen (212). Als ob er wegen erst erfolgter Tödtung seines Bruders in einem von diesem gewaltsam herbeigeführten Zweikampfe Rache fürchtete, kam er ins Lager der Prätorianer geeilt, deren Geneigtheit er sich nicht ohne Erfolg durch niedrige Schmeicheleien und Versprechung großer Geschenke zu versichern suchte, durch deren Auszahlung er den von Severus seit 18 Jahren aufgehäuften Schatz in Einem Tage leerte, und ward hier zum Alleinherrscher ausgerufen. Unter dem Schutze seiner Krieger gebot er dem Senate und trotzte dem Volke. Seine Regierung bildete nun gleich der von Caligula und Nero eine Reihe von abwechselnd thörichten und grausamen Handlungen. Nachdem er unter Thränen der Betrübniß seinen Bruder feierlich hatte beisetzen lassen, ließ er dessen sämmtlichen Anhang niedermachen, zugleich auch diejenigen, die er zum Morde gedungen hatte. Nach Herodian kamen 20000 um, worunter auch der berühmte Rechtsgelehrte Papinian (s. d. Art.) sich befand. Jede Spur des Andenkens an Geta ward vertilgt. 4 Vestalinnen ließ er lebendig begraben; die entfernteste Anklage, der leiseste Verdacht, der unschuldigste Verzug reichte hin, für einen Feind des Gemeinwesens gehalten und folglich mit dem Tode bestraft zu werden. Zugleich ließ er alle, aus was auch für einem Grunde Verbannte zurückkehren. Verschwendungen an Festen, Glanz und öffentlichen Gebäuden, worunter die Antonianischen Bäder, veranlaßten die härtesten Auflagen. Daher drang er sogar den Provinzialen das Bürgerrecht auf, um sie nun als Bürger besteuern zu können. Er nahm auch zuerst Ägyptier in den Senat auf. In Rom verhaßt unternahm er (213) eine Reise durch die Provinzen des Reichs und bezeichnete seine Spur überall durch Grausamkeit. 214 gingen die Katten und Alemannen (s. d. Art.) über die Grenzen, C. zog ihnen persönlich entgegen und erkaufte einen schimpflichen Frieden. Wegen dieser Heldenthat ließ er sich Germanicus und Alemannicus nennen, ging hierauf nach Dacien und erlangte einige Vortheile über die Gothen, verwüstete Parthien, ließ den König der Osrhöer treulos ins Gefängniß werfen, richtete in Folge unbedachtsamer Spöttereien einiger Bewohner

über seinen Brudermord ein gräßliches Blutbad in Alexandrien an, warf sich abermals unvermuthet und Alles verheerend über Parthien her und ging dann nach Mesopotamien, nahm den Namen Parthicus an und erhielt von dem Senate einen Triumph zuerkannt. Er ward aber auf dem Wege von Edessa nach dem berühmten Mondtempel zu Karrhá durch Macrinus (seinen Nachfolger) vom Julius Martialis, einem Verschwornen, ermordet (217). 25.

Caracole, fr. u. engl. caracole, ist ein aus der Reitkunst herstammender Ausdruck, wodurch eigentlich alle von der geraden Linie abweichenden Bewegungen eines Reiters und eines Pferdes angedeutet werden. Früher kannte die Reiterei, wenn sie die Fronte verändern wollte — besonders beim Kehrtmachen — kein anderes Mittel als dieses in größern Abtheilungen und einen halben Bogen beschreibend zu vollziehen. Die von solchen Bewegungen unzertrennlichen Übelstände traten bald hervor und mußten zweckmäßigern Methoden weichen. Schon von Gustav Adolph wird angeführt: er sei bei der Reiterei kein Freund von Caracolen und unnützen Bewegungen gewesen; vielmehr habe er die Meinung gehegt, bei der Reierei, besonders beim Angriffe, sei der gerade Weg der kürzeste und beste. 70.

Caraiben heißen die Bewohner Südamerikas zwischen den Flüssen Marañon und Orinoco und eines Theils der antillischen Inseln. Sie sind klein, aber kräftig, mit schwarzen Haaren und von olivenbrauner Hautfarbe, doch pflegen sie sich roth zu färben. Sie wohnen in einfachen Hütten und die einzelnen Dörfer stehen unter Kaziken; die Männer mit Bogen, vergifteten Pfeilen und scharfschneidigen Streitkolben aus Eisenholze bewaffnet beschäftigen sich mit Krieg, Jagd und Fischerei, die Weiber hingegen besorgen die ganze Ökonomie, verfertigen Kleidung und Nahrungsmittel und stehen in sehr untergeordneten Verhältnissen. Die C. verehren ein gutes und böses Wesen, glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, haben Wahrsager und Zauberer unter sich und verzehren das Fleisch ihrer Feinde. Eine Mischung der C. und Neger, die sogenannten schwarzen C., ein äußerst wildes Volk der Insel St. Vincent, ist jetzt fast ganz wieder ausgerottet. — Von den C. werden die antillischen Inseln häufig die caraibischen und das umliegende Meer das caraibische genannt, welches sich vorzüglich durch die außerordentliche Klarheit seines Wassers auszeichnet, bei dem man oft bis auf den Grund des Meeres sehen kann. 37.

Caravaggio (spr. Karrawadscho), eigentlich Caldara (Polidoro), ein talentvoller italien. Maler, geb. 1495 zu Caravaggio im Mailändischen, wurde anfangs zu Rom von dem Florentiner Maturin unterrichtet, legte sich aber später mit außerordentlichem Fleiße auf das Studium der Antike und die Zeichnung. Raphael wurde auf ihn aufmerksam und stellte ihn unter den Malern im Vaticane an. Mehrere gute Gemälde, welche er hier ausführte, so wie ein größeres, einen Christus mit dem Kreuze, welches er für Messina arbeitete, verschafften ihm Ruf und beweisen, daß es nur von ihm abhing, sich einen Platz unter den vorzüglichsten italienischen Meistern zu erringen. Auf der Rückreise von Neapel nach Rom wurde er von seinem Bedienten ermordet, im J. 1543. Man rühmt an ihm correcte Zeichnung, kräftiges Colorit und im Allgemeinen eine glückliche Nachahmung der Antike, vorzüglich aber war er Meister in der Nachahmung der Basreliefs. 22.

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Merigi, genannt Michel Angelo da), einer der trefflichsten Maler Italiens, geb. 1569 zu Caravaggio im Mailändischen. Wenn dieser Künstler bei seinen Lebzeiten über Dominichino und Hannibal Carracci gestellt wurde, so sah man aber auch nach seinem Tode neben den größten Vorzügen endlich seine eben so großen nicht zu verkennenden Fehler. Er ist unstreitig der Künstler, welcher sich der Natur am meisten genähert hat, und eben dieß war seine einzige Aufgabe, nichts als natürlich zu sein;

daher die Wahrheit und Kraft seines Helldunkels, die Natürlichkeit des Colorits (weßhalb er sich auch stets bestrebte, das Licht als von oben herabfallend darzustellen) und die breiten imponirenden Schattenmassen; daher aber auch die häufige Incorrectheit seiner Zeichnung und eine von aller künstlerischen Milde entfernte Rohheit und Härte. Er starb auf der Rückreise von Malta nach Rom im J. 1609 an einem bösartigen Fieber. 22.

Carbonari, eigentlich „Köhler," sind in Italien die Glieder einer politischen Verbindung, welche daselbst ungefähr das vorstellen, was man in Frankreich „liberales" und in Spanien „exaltados" nennt. Man hatte früher schon bei der französischen Revolution einen geheimen Bund angenommen und dessen im Dunkeln fortschreitendem Wirken die Begebenheiten zugeschrieben, die das Zeitalter in Erstaunen gesetzt, unbekümmert darum, ob es nicht in den Naturgesetzen liege, daß Gleichheit der Verhältnisse auch Übereinstimmung der Gesinnungen bei den Menschen erzeuge, und daß dann dieselbe Gleichheit der Gesinnungen auch die Geneigtheit, sich jedem Unternehmen, welches mit diesen Gesinnungen im Einklange ist, anzuschließen bedingen werde. Auch in Italien hat man den Glauben an einen solchen geheimen Bund gehabt, welchen man den Carbonaris zuschrieb. Man leitet den Ursprung der C. (die sich unter einander compagni di sorte, Schicksalsbrüder, nannten) als politische Verbindung von den Zeiten her, da Italien von den französischen Machthabern unterjocht wurde. Damals suchten die Regierungen, im Einverständnisse mit den die Küsten bewachenden Engländern, den Freiheitsgeist des Volks zu wecken und besonders die geringere Classe zum Widerstande gegen französische Despotie aufzuregen. Hier sollen sich nun geheime Verbindungen gebildet und ihre Zusammenkünfte, besonders in Calabrien und Sicilien, in den Felsenschluchten und den Dickigten der Wälder in Köhlerhütten gehabt haben, deren Zweck dahin gegangen sei, sich der französischen Tyrannei zu entledigen. Da sie die verborgensten Winkel Italiens kannten, so soll Joseph Bounaparte und sein Polizeiminister Solicetti, so wie dessen Nachfolger, Maghella, sich ihrer gegen die Banditen bedient haben. Gewiß ist es, daß Joseph's Nachfolger, Murat, sich bei dem Abfalle von seinem Schwager dieser Stimmung des Volks für Freiheit, deren Wortführer man als C. bezeichnete, mit Glück bedient hat, indem er eine liberale Verfassung und eine durch den Willen von Provincialständen bedingte Monarchie verhieß, daß er aber hernach, als man seine Doppelzüngigkeit inne geworden war, desto mehr Widerwärtigkeiten von ihnen zu erfahren gehabt hat. Seitdem hat sich der Drang nach Freiheit, besonders aber auch nach Vereinigung zu einem einzigen großen Ganzen in Italien, bald auf unbescholtenem Wege, bald auf gewaltsame Weise immer mehr kund gegeben und man ist nicht abgeneigt gewesen, dieses einer allgemein verbreiteten geheimen Verbindung der C. zuzuschreiben. Denn es ist nicht zu läugnen, daß man mehrere einzelne Verbindungen der Art bald hier bald da entdeckt hat. Man hat daher auch den allgemeinen Aufstand in Neapel im J. 1822 den Carbonaris zugeschrieben. Nach dem Einzuge der Östreicher in Neapel wurde die Verbindung der C. vom Papste Pius VII. sogar mit dem Bannfluche belegt. Seit der Zeit hat man, besonders in Oberitalien, mehrmals geheime Verbindungen und Personen, welche der Conspiration gegen die bestehenden Regierungen überführt und mit dem Namen der C. bezeichnet worden, entdeckt und eingezogen. Ob dieß Alles aber Mitglieder eines allgemeinen Bundes, oder blos durch Übereinstimmung der Gesinnungen verschwisterte Parteien gewesen, dürfte wohl, da man den allgemeinen Bund nicht nachgewiesen hat, noch nicht im Klaren sein. Man gebraucht daher den Ausdruck C. gewöhnlich für das, was man in Deutschland Demagogen nennen würde. 17.

Carbunkel, Brandſchwär, ſchwarze Blatter, lat. carbunculus, anthrax, pustula maligna; franz. charbon, carboncle; engl. carbuncle. Unter dem generellen Namen begreifen wir zwei in ihrer Entſtehung ſehr verſchiedene Krankheiten: 1) den Brandſchwär. Er gleicht am meiſten einem umfänglichen Blutſchwäre, nur daß er eine große Neigung in Brand überzugehen hat und beginnt als eine ſtark entzündete, harte und umſchriebene Hautgeſchwulſt, deren rothe Farbe unter heftigen Schmerzen allmählig in eine aſchgraue übergeht, wobei die Mitte ſich erhebt und berſtet, übelriechende, brandige Jauche ausläuft und das Zellgewebe im Geſchwüre ſchwärzlich iſt. Dieſer Brand greift aber mehr und mehr um ſich, es tritt Fieber und allgemeine Schwäche hinzu; erfolgt jedoch Beſſerung, ſo ſtößt ſich das Brandige durch gutartige Eiterung ab und das Geſchwür heilt zu. Sind ſolche Brandſchwäre ſehr groß und das Subject ſchwächlich, ſo ſind ſie mit Lebensgefahr verbunden. Sie zeigen ſich am Rücken, im Nacken bei fetten Perſonen, die ungeſund wohnen und ſchlechte Nahrungsmittel genießen, nach heftigen Erkältungen. In der Peſt ſind ſie eine gewöhnliche Erſcheinung und beſchleunigen den Tod des Kranken. Um ſie zu heilen, wird die Geſchwulſt durch einen Kreuzſchnitt zerſtört, das Brandige entfernt und durch Anbringung von Ätzmitteln Entzündung und gutartige Eiterung hervorgerufen. — 2) Die ſchwarze Blatter. Dieſe zeigt ſich auf der Haut zuerſt als kleiner Inſektenſtich in der Mitte mit einem hirſekorn-großen Bläschen, darunter iſt aber eine wenig ſchmerzende Verhärtung zu fühlen, die in kurzer Zeit in Brand übergeht, wobei die Haut zerſtört und ebenfalls brandig wird; nunmehr theilt ſich die brandige Verderbniß der naheliegenden Haut und dem Zellgewebe mit, dieſe ſchwellen an, werden dunkelroth und endlich ſchwarz; hierzu kommt allgemeine Abſpannung und fauligtes Fieber und nach wenigen Tagen der Tod. Selten iſt es, daß das Übel ſich auf die urſprüngliche Puſtel beſchränkt, der Brand ſich losſtößt und die Heilung von ſelbſt eingeleitet wird. Die Urſache dieſer Krankheit iſt die Mittheilung eines thieriſchen Giftes an den Menſchen, welches in dem Milzbrande des Rinds, in der Blutſeuche der Schafe und in einigen andern Krankheiten der Thiere erzeugt, und durch Berührung, z. B. beim Schlachten, Abledern ꝛc., auf den Menſchen übertragen wird. Zweifelhaft iſt es aber, ob Fleiſch von ſolchen kranken Thieren, gekocht und genoſſen, die ſchwarze Blatter hervorzubringen vermag und eben ſo, ob durch Inſektenſtich das Contagium übertragen werde. Vielleicht hat nur das Anſehn der ſchwarzen Blatter in ihrem erſten Anfange, ſo wie die dabei gegenwärtige juckende Empfindung zur Meinung von ihrer Entſtehung durch giftige Fliegen Anlaß gegeben. Die ſchwarze Blatter iſt nicht von neuem Urſprunge; ſchon Strabo erwähnt ihrer, in Rußland kommt ſie unter dem Namen der Jaswa, oder des ſibiriſchen Carbunkels, in Polen als carbunc. lithuanicus, czarna crosta, in Ungarn unter dem bekannten Namen packalwar, pemphigus hungaricus vor. In Deutſchland iſt ſie in neuerer Zeit häufiger als ſonſt geſehen, woran vielleicht der größere Viehſtand im Allgemeinen, die vervollkommnete Viehzucht und die Einführung fremden, veredelten Viehes ſchuld ſein mögen. — Die Cur der ſchwarzen Blatter iſt wie beim Brandſchwäre, doch muß die Hülfe zeitig gewährt werden können; iſt dagegen der Brand zu weit vorgeſchritten, hat er edle Organe ergriffen, ſo iſt keine Hülfe möglich, die dagegen im Anfange der Krankheit mit vieler Gewißheit zugeſichert werden kann. 39.

Carcaſſen (Feuerkugeln), fr. u. engl. carcasses, ſind runde oder längliche mit 4 bis 5 Löchern verſehene Kugeln, die mit Brandzeug oder Leuchtkugelſatz gefüllt ſind und aus Mörſern oder Steinböllern geworfen werden, um feindliche Werke anzuzünden oder zu beleuchten, in welchem letzteren Falle ſie Leuchtkugeln genannt werden. Feuerballen beſtehen aus einem leinenen oder zwillichenen, mit geſchmolzenem

oder Brandzeuge angefüllten Sacke durch ein Gerippe von eisernen Stangen eingeschlossen und mit schwachen Leinen überstrickt. Wird der Satz geschmolzen und in eine von Stroh gemachte hohle Kugel gegossen, wo er zu einer festen steinartigen Masse erkaltet, so erhält er bei der sächsischen Artillerie den Namen eines brennenden Steines. Zu einem Satze nimmt man 10 Pfd. schwarzes Pech, 10 Pfd. Harz, 5 Pfd. Colophonium und 2 Pfd. Schöpstalg, welches zusammen in einem eingemauerten Kessel geschmolzen wird. Sobald sich die Bestandtheile gehörig gemischt haben, werden nach und nach 30 Pfd. Pulver und $1\frac{1}{2}$ Pfd. zerschnittenes Werg hineingethan und gehörig durch einander gerührt. Auch kann man den Satz nach Belieben stärker machen. Die ersten C. sind im J. 1662 vom Bischofe von Münster, Bernhard von Galen, gebraucht worden. In Frankreich wurde die erste C. 1673 von Fr. von Geißler aus 165 Pfd. Pulver gemacht und in Gegenwart des Königs zu Mastricht probirt. 26.

Cardamom, lat. cardamomum; franz. cardamome; engl. cardamom; ital. cardamomo, benennt man im Droguereihandel die Früchte mehrerer Arten der Gattung Amomum, aus Jussieu's Familie der amomeae (ingwerartigen Pflanzen) und Linné's monandria monogynia. Man unterscheidet 4 Sorten C.: 1) den kleinen C., der von matonia cardamomum oder dem eigentlichen amomum cardamomum L., einer Pflanze Ostindiens, kommt, sich als eine 6 Linien lange, 3 bis 4 Zoll breite, dreieckige, an ihren beiden Enden zugespitzte, der Länge nach gestreifte, weiße oder blaßgelbliche Frucht darstellt, die in jedem Fache 2 Reihen eckiger, runzlicher, außen bräunlich, innen weiß aussehender Samen enthält, welche einen starken, sehr angenehmen Geruch, einen gewürzhaften, scharfen, brennenden Geschmack besitzen; 2) den langen C., welcher aus Persien und Indien kommt, wo ihn, nach einigen Schriftstellern, amomum repens L. liefert. Dieser ist fast 1 Zoll bis 18 Linien lang und enthält dicke, hellbraune, angenehm und gewürzhaft, doch weniger durchdringend als der kleine C. riechende und schmeckende Samen; 3) den großen C., der als eine bloße Spielart des kleinen C. betrachtet wird, sich in Form von gedrehten, dreieckigen, einige Zoll langen, schwer zwischen den Fingern zu zerdrückenden, feigenförmigen Kapseln zeigt, welche mit einem kleinen Nabel versehen, von graulicher Farbe, roth gestreift sind und eckige, gewürzhaft und campherartig riechende und schmeckende Samen enthält; endlich 4) den runden oder mittlern C., von amomum racemosum L. kommend und dessen Kapseln fast die Gestalt und Größe einer Haselnuß haben, jedoch stumpfdreikantig, leicht zu zerbrechen, auf einer Seite bräunlich, eckig, auf der andern abgerundet, gelblich, von sehr starkem, durchdringendem, unangenehmem, mehr campherartigem Geruche und Geschmacke, als der kleine C. sind. Diese Sorte und der kleine C. sind es fast allein, die sowohl als Gewürze zu verschiedenen Speisen und Backwerke gebraucht werden, als auch in Arzneiformeln vorkommen oder vorgekommen sind. Sie sind beide reizend, magenstärkend, blähungtreibend und angeblich auch wurmtreibend. Man bereitete ehemals aus ihnen, und zwar besonders aus dem kleinen C., ein flüchtiges Öl und eine Tinctur, die aber gegenwärtig außer Gebrauch gekommen sind. 21.

Cardano (Geronimo), gewöhnlich Hieronimus Cardanus genannt, berühmter Philosoph, Arzt und Mathematiker, geb. den 24. Sept. 1501 zu Pavia, vollendete daselbst seine Studien, ward 1525 Doctor der Medicin, 1533 Professor der Mathematik zu Mailand und hielt daselbst seit 1543 medicinische Vorlesungen. Später kehrte C. nach Pavia, bald aber wieder nach Mailand zurück und lehrte von 1562 bis 1570 zu Bologna, von wo aus er nach Rom ging und vom Papste eine Pension erhielt, ohne jedoch ein öffentliches Amt zu bekleiden. Dort starb er den 21. Sept. 1576. Die Einladung des Königs von

Dänemark im J. 1547 lehnte C. unter dem Vorwande ab, daß ihm das Klima und die Religion dieſes Landes nicht zuſage. Was nun den zweiten angeführten Beweggrund betrifft, ſo führen ſeine Biographen ſehr widerſprechende Stellen von ihm an; denn C. war in cabbaliſtiſchen Träumereien und Paradoxien verloren und gab vor, er habe einen Hausgeiſt, der ihm Warnungen ꝛc. ertheilte, weßhalb ihn die Theologen als einen Atheiſten verſchreien. Er ſtellte ſich und Andern oft das Horoſcop und glaubte ſo feſt an die Aſtrologie und deren Täuſchungen, daß er die Unrichtigkeit ſeiner Vorausſagungen nicht in der Unſicherheit der Kunſt, ſondern in ſeiner Unwiſſenheit ſuchte. In den zwei Schriften: **De subtilitate** und **De rerum varietate** ſind ſeine ganzen Begriffe über Phyſik, Metaphyſik und Naturlehre enthalten, und man kann ſich nicht genug wundern, ſo viel Weisheit und thörichte Meinungen bei einem Menſchen vereint zu finden. Sein Ruf als Arzt war groß, doch einen bleibendern Ruhm hat er ſich um die Mathematik erworben. Die Algebra erregte zu derſelben Zeit großen Wetteifer unter den Mathematikern in Italien, die ihre Entdeckungen ſorgfältig zu verbergen ſuchten, um ſich bei ihren öffentlichen Disputationen den Triumph zu erringen. C. erfuhr, daß Tartaglia die Auflöſung der Gleichungen des dritten Grades gefunden habe und ſuchte ihm das Geheimniß durch das Verſprechen der Verſchwiegenheit zu entlocken, machte es aber im Jahre 1545 in ſeiner **Ars magna** bekannt, worüber ſich zwiſchen beiden Theilen ein heftiger Streit entſpann. Doch iſt die Ehre der Erfindung ſeinen Namen zu geben demjenigen zuerkannt worden, der ſie zuerſt bekannt gemacht hat und noch jetzt nennt man ſie Cardan's Formel. In ſeinem Werke, „**De vita propria**“ hinterläßt C. ein ziemlich treues Gemälde ſeiner Sitten und ſeines Charakters. Man findet in ihm Hang zur Wolluſt, zum Spiele, zur Rachſucht und wenig Charakterfeſtigkeit. Seine zahlreichen Schriften erſchienen 1663 zu Lyon, geſammelt von Spon in 10 Bdn. Fol. C.'s älteſter Sohn, Giovanni Battiſta, ein geſchickter Arzt, wurde wegen Vergiftung ſeiner Frau in ſeinem 26. Jahre im Gefängniſſe zu Pavia enthauptet. 26.

Carden- oder **Walkerdiſtel**, lat. dipsacus; franz. cardère des bois ou des foulons; engl. tazel, cardoon, iſt bekannt dadurch, daß man ſich ihrer zum Aufkratzen der Tücher bedient, wozu man vorzüglich die zahme, weißblühende Webercarde (dips. sativus) mit unterwärts gekrümmten Haken auswählt. Man ſäet und verpflanzt ſie in guten Boden, jätet und hackt ſie und begießt ſie bei Mangel an Regen. Erſt im folgenden Jahre ſind die im Auguſt abgeſchnittenen Köpfe hart genug, um wollene und baumwollene Zeuge mit den Haken aufzukratzen. Die holländiſchen Diſteln hält man für die beſten und 1000 Stück galten ſonſt 5 Thlr., die unſrigen nur 2 bis 4 Thlr. Zum Gebrauche werden ſie mittelſt Draht an den Stielen zu einer ſogenannten Streiche verbunden. 43.

Cardinal. Schon zu Gregor's des Großen Zeiten gab es Cardinalbiſchöfe Cardinalpresbyter und Cardinaldiakonen, welche jedoch mit den heutigen Cardinälen keine Ähnlichkeit hatten. **Cardinalis** von **cardo** bezeichnete blos den Vornehmſten, daher dieſer Titel ſelbſt Miniſtern und Befehlshabern der oſtgothiſchen Könige und einem Kanzler des Herzogs von Bretagne gegeben wurde. Jetzt heißen Cardinäle die höchſten Geiſtlichen der römiſchen Kirche, die den Papſt aus ihrer Mitte wählen und dann als ſeine Räthe ihm zur Seite ſtehen. Vor dem XI. Jahrh. hing die Papſtwahl von der geſammten Geiſtlichkeit und dem Volke zu Rom ab. Papſt Nikolaus II. aber, welcher 1058 von den Cardinälen allein gewählt worden war, erließ im folgenden Jahre ein Decret, worin er das Wahlgeſchäft vorzugsweiſe den Cardinalbiſchöfen übertrug, die aber nach den gepflogenen Berathungen die Zuſtimmung der übrigen Geiſtlichen und Laien verlangen ſollten. (Damals zählte Rom 7 Cardinalbiſchöfe und 28 Cardinal-

prieſter.) Da aber die niedere Geiſtlichkeit mit dieſer Beſtimmung unzufrieden war, wurde die Zahl der Wähler von Alexander III. und ſeinen Nachfolgern ſehr vermehrt. Auf dem Lateranconcilium 1179 wurde das Wahlrecht den Cardinälen allein zugeſprochen und jeder Papſt für rechtmäßig erklärt, der $\frac{2}{3}$ der Stimmen des Cardinalscollegiums für ſich haben würde. Die abermalige Vermehrung derſelben veranlaßte Sixtus V. gegen das Ende des XV. Jahrh. ihre Zahl auf 70 feſtzuſetzen. Dieſe beſtehen aus 6 Cardinalbiſchöfen, 50 Cardinalprieſtern und 14 Cardinaldiakonen. Sie werden vom Papſte allein gewählt und ihnen dieſe Wahl gewöhnlich durch Überſendung des Cardinalshutes bekannt gemacht, der in der Mitte des XIII. Jahrh. gewöhnlich geworden zu ſein ſcheint, mit breiten Krempen verſehen und roth, bisweilen auch violet iſt und von welchem ſeidne Schnüren und Quaſten herabhängen. Früherhin trugen ſie auch rothe Gewänder und rothe Schuhe, um damit ihre Bereitwilligkeit anzudeuten, für den katholiſchen Glauben auch ihr Blut zu vergießen. Jetzt beſteht ihre Tracht aus einem Chorrocke, einem kurzem Purpurmantel darüber und einem Käppchen unter dem Hute. — Cardinalcamerlengo iſt derjenige Cardinal, welcher die Aufſicht über die Kammer und die Einkünfte des Papſtes führt, nach dem Tode des letztern das Conclave (ſ. d. Art.) zuſammenberuft und die päpſtlichen Zimmer bewohnt. — Cardinales papabiles heißen alle die, welche Anſprüche auf die Erhebung zur päpſtlichen Würde zu haben glauben, oder ſich wenigſtens Hoffnung darauf machen. Dagegen Cardinales sciolti oder liberi die genannt werden, die bei der Wahl blos das Wohl der Kirche zu befördern ſuchen. — Cardinalſtaatsſecretair iſt der eigentliche Miniſter des Innern ſowohl als der auswärtigen Angelegenheiten. — Cardinalvicarius aber der eigentliche Stellvertreter des Papſtes für Rom und ſein Gebiet. 60.

Cardinoide, ſ. Linie.

Carfunkel, Carbunkel, franz. escarboucle; engl. carbuncle, iſt der Name eines ſcharlachrothen oder hochrothen Rubins, aus dem lateiniſchen carbunculus, welchen Namen er wegen ſeiner brennend rothen Farbe erhalten hat, ſo daß er im mittlern Latein nur carbo (die glühende Kohle) heißt 43.

Cargo, vom Ital. carga, 1) das Verzeichniß der Kaufmannsgüter, welche in ein Schiff geladen werden. 2) Die Ladung ſelbſt. Supercargo, der auf dem Schiffe angeſtellte Aufſeher über die Ladung. Daher cargador (ſpan.), franz. cargateur, 1) ein Schiffsmäkler, welcher für Schiffe Ladung vermittelt. 2) Schifffahrtsconducteur. Da beim Seehandel nach fremden Welttheilen die Remeſſen mehrentheils in dortigen Erzeugniſſen gemacht werden, ſo gibt man beim Speculationshandel dahin einen ſichern Mann mit, welcher für den Abſatz der begleiteten Güter die vortheilhafteſten Gelegenheiten und Häfen dort aufzuſuchen und die für ſeinen Ort paſſendſten Waaren dagegen zu nehmen die Geſchicklichkeit beſitzt. Ein ſolcher cargador muß vielſeitige Kenntniſſe beſitzen, beſonders von beiden Ländern die Sprachen, die Erzeugniſſe, Handelsbedingungen und Gelegenheiten kennen und vergleichen, übrigens freie Hand erhalten, wenn er mit Nutzen wirken ſoll. Man nimmt daher alte gediente Reiſende zu cargadors. — Cargason iſt die Schiffsladung. 38.

Caricatur, vom Italien. caricare, überladen, übertreiben, iſt in der Malerei die übertriebene Darſtellung des Charakteriſtiſchen eines Dinges, beſonders des Komiſchen oder Häßlichen einer Perſon, ſo daß dadurch gleichſam ein umgekehrtes Ideal entſteht. Vollkommen zweckmäßige Darſtellung der verſchuldeten geiſtigen Gebrechen der Menſchen iſt der Gegenſtand der Satyre. Deßhalb ſind Caricaturen, die bald, wie die Hogarth'ſchen, auf einen moraliſchen Zweck hinleiten, bald die intellectuellen und ſonſtigen Unvollkommenheiten lächerlich zu machen ſuchen, Ideale des Satyrikers und mithin zugleich Gegen-

stände ästhetischer Darstellung. Die Engländer sind ausgezeichnet in diesem Fache, nur scheinen sie besonders die politischen Caricaturen zu lieben; denn diese sagen ihrem Freiheitssinne zu, und da die englischen Gesetze nur alle Schmähschriften verbieten, so war das Verbot durch Caricaturen leicht zu umgehen. Der witzige Gilray und Bunbury sind es, von denen hauptsächlich die britischen Caricaturen stammen. Aber auch andere Namen verdienen hier erwähnt zu werden: Leonarda da Vinci, Annibale Carracci, Ghezzi, Callot und der deutsche Ramberg. 53.

Carignan, Name einer durch den Prinz von Savoyen, Thomas Franz (geb. 1596, gest. 1656), dem Sohne des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel, gestifteten Nebenlinie des herzogl. Hauses Savoyen, unter deren Gliedern sich besonders Eugen (s. d. Art.) als östreichischer General berühmt gemacht hat. Durch den Tod des Königs von Sardinien, Karl Joseph, des letzten Sprößlings der herzogl. Hauptlinie, ist die Linie Carignan in der Person des Prinzen Karl Amadeus Albert von Savoyen, C. (geb. 1798) auf den sardinischen Thron gelangt. (Man sehe Karl Albert und Sardinien.) 22.

Carillon, s. Glockenspiel.

Carissimi (Giacomo), ein italien. Musiker und Componist, geb. in Venedig zu Anfange des XVII. Jahrh. vervollkommnete das Recitativ, und führte einen graciösern Styl nebst leichter gefälliger Form in der ital. Musik ein, auch gab er dem bis zu seiner Zeit fast ganz vernachlässigten Basse größere Bedeutung. Er componirte Oratorien, Motetten, Kirchencantaten, für deren Erfinder ihn Manche halten, und soll nach Einigen auch für das Theater geschrieben haben. Jephta's Opfer und das Urtheil Salomo's werden für seine ausgezeichnetsten Werke gehalten. — Er lebte zu Rom als Kapellmeister an der päpstlichen Kapelle. Die Zeit seines Todes ist nicht ausgemittelt, wahrscheinlich aber fällt er in die Jahre von 1673 — 80. — Unter seine vorzüglichsten Schüler gehören Cesti, Scarlatti, Buononcini und Bassani. 22.

Carlone, eine italien. Malerfamilie. Wir nennen aus derselben 1) Giovanni, 1590 zu Genua geboren. Er war ein Schüler des Pietro Sorri und Passignani's zu Florenz und erwarb sich durch schönes Colorit und richtige Zeichnung bedeutenden Ruhm. Seine Gemälde haben das Eigenthümliche, daß sie nicht mit dem Pinsel in einander gearbeitet, sondern in Strichen ausgeführt sind. Auch hat man einige gute Ölgemälde von ihm. — Unter die besten seiner Werke gehören die von ihm gemalten Gewölbe der Kirchen del Giesu und della Nunziata in seiner Vaterstadt. Er starb 1630. — 2) Carlo C., geb. 1686 in der Grafschaft Como, bildete sich in seinem Vaterlande aus, begab sich 1718 nach Deutschland und wurde, nachdem er zu Passau einige allgemein bewunderte Gemälde ausgeführt hatte, durch Eugen nach Wien berufen, wo er 10 Jahre lang lebte und mehrere treffliche Werke lieferte. Er starb 1775 zu zu Como. Man rühmt an ihm Ideenreichthum, gefällige Manier und besonders in seinen letzten Arbeiten lebhafte Farben und kühne Anordnung der Gegenstände. 22.

Carlos (Don), Infant von Spanien, Sohn Philipp's II. und Mariens von Portugal, wurde den 8. Jan. 1545 zu Valladolid geboren. Doch selten wohl bietet das Schicksal eines in Dunkelheit Gebornen so viel des menschlichen Elendes dar, als das dieses Königssohnes. Seine Mutter starb wenige Tage nach seiner Geburt und wenn er, wie die meisten der gleichzeitigen Schriftsteller berichten, von der Natur einen finstern, störrischen Charakter erhalten hatte, so war seine Erziehung, die dem Mönche Bossulus oblag, nicht geeignet, den verderblichen Folgen seines überwiegenden Hanges zum Schlechten vorzubeugen. In seinem 15. Jahre stellte ihn sein Vater den Ständen des Reichs zu Toledo

als Nachfolger vor und ſchickte ihn einige Zeit nachher auf die Univerſität Alcala de Henares. Hier wurde er durch einen unglücklichen Fall auf das Krankenlager geworfen und dem Tode nahe nach gleichlautenden Berichten durch den auf Befehl des Königs herbeigeſchafften Leichnam des heiligen Didacius wunderbarer Weiſe gerettet; doch ſeine unzähmbare Wildheit blieb dieſelbe, und wenn auch einige ſeiner Vertheidiger manche von Andern erzählte, ihn im übelſten Lichte darſtellende Vorfälle nicht zugeben, ihm ſogar wirklich große Eigenſchaften zuſchreiben, ſo geht doch aus den glaubwürdigen Berichten Llorentes hervor, daß die täglich zunehmende Wildheit ſeines Gemüths den König höchlich beſorgt machen mußte. Deßhalb ließ der letztere die anfangs beſchloſſene Vermählung deſſelben mit Eliſabeth, Tochter Heinrich's II., nicht zu, ſondern vermählte ſich ſelbſt mit derſelben, ſo wie ſpäter mit Anna, Erzherzogin von Öſtreich. Don C., noch mehr erbittert durch die von ſeinem Vater bewirkte Ankunft der Erzherzoge Rudolph und Ernſt, faßte den Entſchluß, Spanien, unter dem Vorwande auf Malta gegen Soliman zu fechten, zu verlaſſen, wurde aber durch Gomez davon abgehalten, und zeigte nun 1567 nach Ausbruch des Aufſtandes in den Niederlanden insgeheim außer einigen Granden auch ſeinem Onkel, Don Juan von Öſtreich an, daß er nach Deutſchland zu gehen beabſichtige. Dieß beſchleunigte ſein Unglück. Sein Vorhaben wurde dem Könige verrathen; dieſer, überdieß durch C. Bitten, ihm Antheil an der Regierung und vor Allem die Statthalterſchaft der Niederlande zu verleihen, mißtrauiſch gemacht, zeigte ſich immer kälter. Dazu kam das entſchieden feindliche Benehmen des Infanten gegen die Günſtlinge des Königs, den Herzog Alba, Spinola, Gomez de Sylva u. A., ja einige Schriftſteller behaupten, daß man aus manchen ſeiner Äußerungen ſelbſt einen Anſchlag auf das Leben des Königs habe argwöhnen müſſen. Philipp, überzeugt, daß ſein Sohn ein Verbrecher gegen ihn und den Staat ſei, beſchloß ihm zuvorzukommen und ließ ihn in der Nacht des 18. Jan. 1568 durch den Grafen Lerma verhaften. Er ſelbſt war dabei gegenwärtig und antwortete ſeinem Sohne, als dieſer erwachte und in der Verzweiflung die Umſtehenden bat, ihn zu tödten, daß er nicht deßhalb gekommen ſei, ſondern um ihn durch Strafe auf den Weg der Pflicht zurückzuführen. In der ſtrengen Haft, in welcher der Infant von nun an gehalten wurde, ſuchte er durch das unſinnigſte Wüthen, durch unmäßigen Genuß von Speiſe und Trank, durch Hunger und einmal dadurch, daß er einen Diamanten verſchluckte, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Unterdeſſen aber wurde der Proceß gegen ihn anhängig gemacht und, wie man ſagt, durch hinlängliche Beweiſe dargethan, daß er mit den Niederländern und ſelbſt mit der Königin in verrätheriſchem Briefwechſel geſtanden habe. Vergebens verwendeten ſich mehrere angeſehene Spanier und auswärtige Fürſten für den Unglücklichen. Philipp war feſt entſchloſſen, ihn nach den Geſetzen richten zu laſſen. Nach den Berichten der meiſten Schriftſteller wurde der Infant in ſeinem Gefängniſſe durch Gift hingerichtet, nach Einigen erdroſſelt und nach Andern durch Öffnen der Adern ums Leben gebracht. Es iſt jedoch faſt zur Wahrſcheinlichkeit erwieſen, daß er nach einem heftigen Anfalle von Raſerei in ein hitziges Fieber verfallen und in dieſem geſtorben iſt. Als Zeit ſeines Todes wird theils der 24. Januar, theils der 24. Juli des Jahres 1568 angegeben. Kurz darauf (3. Oct.) ſtarb auch die Königen Eliſabeth und Philipp wird ebenfalls, obwohl mit Unrecht, beſchuldigt, ſie vergiftet zu haben. — Von den dramatiſchen Behandlungen, welchen dieſer Stoff mehrere Male unterworfen worden iſt, nennen wir nur die Alfieris und das Meiſterwerk unſers Schiller. 22.

Carlos (Don Maria Iſidoro), Infant von Spanien, Bruder des verſtorbenen Königs Ferdinand VII., Sohn Karl's IV., wurde am 29. März 1788 geboren und hat in der neuern Zeit als Stützpunkt der apoſtoliſchen Partei

in Spanien große Bedeutung erhalten. Nach der Rückkehr Ferdinand's aus Frankreich im J. 1814 hielt sich C. stets am Hofe seines Bruders auf, und theilte dessen Schicksal auch während des J. 1823. Bekanntlich dauerte seit dieser Zeit der Kampf zwischen den verschiedenen Parteien heimlich und offen fort; die apostolische Partei, welche ungestüm die gänzliche Ausrottung der Liberalen und absolutes Königthum verlangte, fand den König nicht geneigt, sich unbedingt ihrem Einflusse hinzugeben. So wurde C. als muthmaßlicher Thronerbe und bekannt als heftiger Gegner der Cortes und Freund des Absolutismus die Stütze einer Partei, welche nun zu widerholten Malen heimlich unterstützt von einem großen Theile der Truppen Versuche machte, ihn als Karl V. zu proclamiren. Man will behaupten, das C. damals noch jeder Theilnahme an diesen Aufständen fremd geblieben sei, jedoch ohne ausreichenden Grund. — Zwar wurde die Empörung von 1824, bei welcher Merino, El Pastor, Maragnon, Capape thätig gewesen waren, unterdrückt und Zea und Infantado behaupteten sich als Minister, auch wurde Bessières in einem neuen Aufstande (1826) vom Grafen d'España gefangen genommen und erschossen; allein dessenungeachtet brach 1827 in Catalonien abermals eine höchst gefährliche Empörung aus. Mit der größten Mühe und nur durch eiserne Strenge konnte sich die Regierung behaupten, jedoch war sie nicht im Stande, den Umtrieben gänzlich ein Ende zu machen. C. hatte sich von jeder offnen Theilnahme entfernt gehalten; jedoch war der König, vielleicht mit Grund, mißtrauisch geworden und glaubwürdige Nachrichten versichern, daß bedeutende Mißhelligkeiten zwischen den Brüdern obgewaltet hätten. Erhöht wurden diese, als sich der König im Decbr. 1829 mit Donna Maria Christina von Neapel vermählte und durch eine pragmatische Sanction vom 29. März das salische Gesetz, nach welchem die Krone nur auf den Mannsstamm forterben konnte, aufhob. Alle Protestationen dagegen waren vergeblich. Die Bestürzung der Absolutisten war groß und vermehrte sich, als die Königin am 30. Oct. 1830 eine Prinzessin gebar. Daß C. von jener Zeit an sich seiner Partei enger anschloß, ist gewiß. Durch heimliche Verstärkung derselben suchte er sich auf die entscheidende Katastrophe, welche mit dem Tode des Königs eintreten mußte, vorzubereiten. Der König, über welchen seine Gemahlin immer mehr Einfluß gewann, hielt endlich für nöthig, C. den fernern Aufenthalt in Spanien zu verbieten. Am 16. März 1833 reiste der Infant nach Portugal ab, wo er häufige Zusammenkünfte mit Don Miguel hatte und im Geheimen die Verbindung mit seiner Partei unterhielt. Endlich am 29. Sept. 1833 erfolgte der Tod des Königs, und die Königin Christina übernahm an demselben Tage die Regentschaft während der Minderjährigkeit ihrer Tochter Donna Isabella II. Im Octbr. brach der Aufstand in den Provinzen Biscaya und Alava aus, auch in Navarra zeigte sich große Gährung; überhaupt erklärten sich fast alle nördliche Provinzen für Don C. Dieser befand sich während dieser Zeit zu Santarem, später in Abrantes, um dort, wie es schien, die Erfolge in Spanien abzuwarten. Es würde zu weitläufig sein, den bis jetzt fortdauernden Kampf ausführlich zu beschreiben; noch ist er unentschieden, und wenn es auch der Regentin bis jetzt noch nicht möglich gewesen ist, einen vollständigen Sieg zu erringen, so scheint ihr doch der Umstand, daß sich C. unbegreiflicher Weise nicht selbst an die Spitze seiner Partei stellt, weßhalb diese eben nie nach einem übereinstimmenden Plane handelt, endlich einen vollständigen Erfolg zu versprechen. C. hielt sich nach den neusten Nachrichten nur in Begleitung weniger Truppen immer noch an verschiedenen Punkten der Grenze auf und beharrte in seiner Unthätigkeit. Doch sollen in der neusten Zeit die spanischen Truppen die portugiesische Grenze überschritten und C. vertrieben haben. 22.

Carlowitz, ein Städtchen unweit Peterwardein an der Donau, bekannt

durch den daselbst zwischen Östreich und der Pforte am 26. Jan. 1699 auf 25 Jahre abgeschlossenen Frieden. Mit abwechselndem Glücke hatte seit 1661 der blutige Kampf zwischen der Türkei und Östreich, welches mit Polen, Rußland und Venedig verbündet war, bis zum J. 1697 fortgedauert. Alle Vermittelungen waren von der Pforte zurückgewiesen worden, da sie seit 1690 glücklicher als früher gewesen war, und überdieß von Ludwig XIV. heimlich unterstützt und von Unterhandlungen abgehalten wurde; allein der große Sieg, welchen Eugen am 15. Aug. 1697 bei Sentha erfocht, machte sie gefügig. Zu C. kam der Friede zu Stande. Östreich behielt während der Dauer desselben Siebenbürgen und Slavonien, die Pforte die Festung Temesvar. Venedig behielt Morea bis an den Isthmus; Polen erhielt Podolien und die alten Besitzungen in der Ukraine wieder, und Rußland behielt das Asowsche Gebiet. 1.

Carmagnole, der bekannte franz. mit Tanz begleitete Revolutionsgesang, welcher, ungewiß durch wen, zur Zeit des dem Könige gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung zugestandenen veto entstand und gewöhnlich bei Festlichkeiten, Hinrichtungen, Aufläufen des Volks ꝛc. angestimmt wurde. Er begann mit den Worten: Madame veto avoit promis und hat oft die traurigsten Wirkungen hervorgebracht. Auch nannte man so die republikanischen Soldaten und die Jacobiner mit Schifferhosen und rother Mütze. 1.

Carmeliter ist der Name eines Mönchsordens, den ein gewisser Berthold um die Mitte des XII. Jahrh. auf dem Berge Karmel in Palästina stiftete. Da überhaupt die Mönche ihren Ursprung gern aus den Zeiten Christi oder selbst aus der jüdischen Vorzeit ableiteten, so bemühten sich auch die C. darzuthun, der Prophet Elias, der sich auf diesem Berge aufgehalten hätte, sei ihr eigentlicher Stifter gewesen. Und merkwürdig genug erlaubte ihnen Papst Benedict XIII. neben den Bildsäulen anderer Ordensstifter in der Peterskirche auch den Propheten Elias aufzustellen. Berthold's Nachfolger, Brocard, bat den Patriarchen Albert zu Jerusalem um eine Regel und erhielt sie im J. 1209. Sie besteht aus 16 Artikeln und befiehlt den Carmelitern in abgesonderten Zellen zu leben und sich abwechselnd bei Tag und bei Nacht mit Handarbeiten und Gebet zu beschäftigen, nichts Eignes zu besitzen, niemals Fleisch zu essen und zu gewissen Stunden ein gänzliches Schweigen zu beobachten. Honorius III. bestätigte diese Regel im J. 1224. Da nach den Kreuzzügen die C. Palästina verließen, erbaten sie sich von Innocentius III. eine mildere Regel und erhielten sie 1247; ließen nach und nach immer mehr von der ursprünglichen Strenge ab, erhielten vom Papste Eugenius IV. 1431 noch größere Freiheiten, bis unter Pius II. die Conventualen oder beschuheten C. als die, welche von diesen Milderungen Gebrauch machten, sich von den etwas strengern Observanten oder Barfüßer-Carmelitern trennten. Johann Baptista Sereth wurde in der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. Stifter der Carmeliter-Nonnen, unter welchen die berühmte heilige Theresia im XVI. Jahrh. die strengsten Büßungen einführte. Der Tertiarierorden der C. entstand unter dem Papste Sixtus IV. 1477. Seit dem J. 1238 haben sich die C. weit ausgebreitet. Das erste Kloster erbauten sie, nachdem sie Palästina verlassen hatten, auf der Insel Cypern, setzten sich bald darauf in Sicilien, England, Italien, Frankreich und Deutschland fest. Übrigens führen die Mitglieder des Carmeliterordens auch den Namen: Unsrer lieben Frauen Brüder und Schwestern. 60.

Carmer (Johann Heinrich Casimir, Graf von), preuß. Großkanzler, wirklicher geheimer Staats- und Justizminister, geb. in der Grafschaft Sponheim den 29. Dec. 1721, trat nach Vollendung seiner Rechtsstudien in preuß. Staatsdienste, wurde schlesischer Justizminister zu Breslau und an Cocceji's Stelle später Großkanzler. Hatte er sich schon in seiner frühern Stellung durch Verein-

fachung des Geschäftsganges und Abschaffung vieler alten Mißbräuche als trefflich und kenntnißreich bewährt, so bot sich ihm in seinem neuen Wirkungskreise um so mehr Gelegenheit dar, die erworbenen Erfahrungen zum Nutzen des Staates anzuwenden. Der König, die Mängel der bereits von Cocceji reformirten Gerechtigkeitspflege fühlend, übertrug ihm eine nochmalige Revision und Umwandlung derselben. Mit seltner Beharrlichkeit, Sachkenntniß und Umsicht wurde dieses wichtige Werk von C. ausgeführt. Eine Proceßordnung erschien bereits 1781, und das neue Gesetzbuch wurde 1791 beendigt und unter dem Namen allgemeines Landrecht im J. 1794 eingeführt. Die großen Dienste, welche C. dem preuß. Staate durch die Vollendung dieses Werks, an welchem er 15 Jahre gearbeitet hatte, geleistet hat, sind einleuchtend genug und auch durch ehrenvolle Auszeichnungen von seinem Könige belohnt worden. Er zog sich in den letzten Jahren seines Lebens auf sein Gut Rützen bei Glogau zurück und starb daselbst am 23. Mai 1801. 22.

Carmin, lat. carminum; fr. carmin; engl. carmine, eine Gattung der schönsten u. theuersten rothen Farbe, die in den Purpur oder Scharlach fällt. Der ächte C. ist ein so zartes Pulver, daß es sich fast nicht mit den Händen anfühlen läßt, und welches bei der Abkochung von Cochenille, Chouan und Autour auf dem Boden des Wassers zurückbleibt. Bisweilen bereitet man den C. auch von zu Pulver gestampftem und in weißem Weinessig eingeweichtem Brasilien- und Fernambuccoholze, das beim Kochen einen, den C. liefernden Schaum gibt; doch ist diese Farbe eben so wenig gut als die aus der traubenförmigen schwarzen Beere des amarantus bacciser indicus gewonnene. Der ächte C., ehemals an Werthe fast dem Golde gleich, jetzt das Loth etwa 4 Thlr. kostend, wird wegen seiner Kostbarkeit in Ölfarben nur zu den seltensten und kunstreichsten Stücken, besonders zu Gewändern gebraucht, bisweilen auch zu mathematischen Rissen, und zwar gibt er mit viel Wasser vermischt eine Rosenfarbe, mit wenig Wasser eine Carmoisinfarbe. Ferner bedienen sich die Tuchhändler des Carmins, die weißgebliebenen Flecken in ihren Scharlachen damit zu färben und zu verbergen. Beim Verkaufe fällt manche Verfälschung des Carmins mit Zinnober, florentiner Lack oder anderem wohlfeilen Roth vor; doch kann man den Betrug leicht dadurch entdecken, daß man ein wenig C. mit Wasser umrührt. Zeigt dann das mit diesem Wasser gefärbte Papier abstechende dunkle Farben, so ist der C. nicht gut. 43.

Carminativa, Carminativmittel, franz. carminatifs; engl. carminative medicines, sind diejenigen flüchtigen Reizmittel, die eine besondere specifische Beziehung auf Magen und Darmkanal besitzen, deren Muskularhaut zunächst in Anspruch nehmen, folglich die peristaltische Bewegung der Därme befördern, rein spasmodische Zusammenziehungen derselben lösen, durch dieses Alles den Fortgang der Verdauung unterstützen, so die Erzeugung von Luft aus den gährenden, zu langsam verdaut werdenden Speisen verhindern, oder die schon erzeugten Gasarten aus dem Darmkanale entfernen, und endlich als das Resultat aller dieser Vorgänge das Verlangen nach Speise erhöhen und den Appetit herbeiführen. Sie passen für schlaffe, reizlose Subjecte, oder bei wahrer Schwäche des Verdauungsapparats; schaden aber bei Entzündung des Magens oder Darmkanals, oder bei Neigung dazu, bei Blutcongestionen nach diesen Theilen, bei gastrischen Unreinigkeiten, bei organischen Fehlern im Unterleibe. Ihre Anwendung ist daher nicht so gleichgültig und darf nicht so allgemein stattfinden, als man im gemeinen Leben glaubt und darnach verfährt, indem man jede Appetitlosigkeit, jeden Schmerz im Unterleibe als vermeintlich von Blähungen herrührend durch dergleichen Mittel besiegen zu können wähnt, und nur dadurch in vielen Fällen statt Wohlbefinden Verschlimmerung der Krankheit, wirkliche Ent-

zündung, Blutfluß, Verstopfung ꝛc. herbeiführt. Die Zahl der C. ist sehr umfangreich: Ingwer, Calmus, Raute, die Münzen, Melisse, Orange-, Linden-, Chamillenblüthen, Muscatnuß, Pfeffer, Vanille, Anis, Koriander, Kümmel, Fenchelsaamen, Zimmt, Cascarillenrinde, die aus diesen Gewächsen bereiteten Wässer, wesentlichen Öle und giftigen Tincturen, endlich der Wein und die verschiedenen Ätherarten sind die bekanntesten darunter. — (Der Name Carminativum soll von carmen herkommen, wegen der einem Zauber ähnlichen Schnelligkeit, mit der ein solches Mittel nach Abtreibung der Blähungen eine augenblickliche Erleichterung herbeiführt.) 39.

Carmontelle, ein vollendeter Maître de plaisir, geb. zu Paris d. 25. August 1717, war Vorleser des Herzogs von Orleans und bei allen vorkommenden Festlichkeiten, Gesellschaften ꝛc. dessen Factotum. Er schrieb eine Anzahl kleiner, für Privattheater passende Theaterstücke unter dem Titel: Proverbes dramatiques, welche leicht, gefällig, in den alltäglichen Kreisen der großen geschäftslosen Welt sich bewegend ihm mit Recht einen Namen in der französischen Literatur erworben haben. Spätere Dichter haben diese proverbes gut zu benutzen verstanden. Als trefflicher Maler machte sich C. ebenfalls bekannt, indem er die Portraits fast aller berühmten Personen des XVIII. Jahrh. lieferte; auch besaß er eine ungemeine Geschicklichkeit in der Verfertigung von Transparents, die er sehr geistreich in seine proverbes, und letztere wieder in erstere zu verwandeln verstand. — Außer den angeführten proverbes schrieb er noch einige andere zum Theil anziehende Schriften; wir nennen nur die: Conversations des gens du monde dans tous les temps de l'année (1786. 8.) von denen nur die beiden ersten Lieferungen: Les Visites du jour de l'an und La promotion erschienen sind. — C. starb den 26. Dec. 1816 zu Paris. 22.

Carmosiren, carmousiren, ist bei den Juweliren s. v. a. einfassen, rändern, vorzüglich einen Edelstein mit einer Reihe kleinerer Edelsteine einfassen. 9.

Carn hießen bei den alten Briten die künstlichen meist mit Gräben und Dämmen umgebenen Hügel, auf welchen sowohl die gottesdienstlichen Handlungen verrichtet, als die Gerichte gehalten wurden. Man durfte sich ihnen nur in der Richtung von Osten nach Westen nähern. 23.

Carnation nennt man in der Malerei die Nachahmung der menschlichen Fleischfarbe, bei welcher der Künstler stets auf das Alter und Geschlecht der darzustellenden Figur Rücksicht zu nehmen hat. Als Meister in derselben gelten Correggio, Guido Reni, Rubens, Tizian und Vandyck. 30.

Carneol, s. Achat.

Carneval (vom italien. carne vale, Fleisch leb' wohl, weil die große Fastenzeit darauf folgt), Fasching, Fastnacht, heißt in Italien die Zeit von dem Feste der heil. 3 Könige an bis zur Aschermittwoche, während welcher man schon von Alters her sich durch mancherlei Lustbarkeiten im Voraus für die Enthaltsamkeit der Fastenzeit schadlos hält und sich überall ein buntes Gewühl von Masken zeigt. Es entstand höchst wahrscheinlich aus den römischen Saturnalien, die man im December und schon damals mit Masken feierte. Am häufigsten bediente man sich sonst der italien. Charaktermasken des Arlechino, Polichinelli, der Colombine, Scaramuz ꝛc., später der Dominos. In Venedig bildete sich das C. am frühesten aus und dauerte am längsten. Die Lustbarkeiten sind Schauspiele, Redouten, Vergnügungen auf dem Marcusplatze ꝛc. Eine Art C. ist auch die venetianische Messe am Himmelfahrtstage, womit zu den Zeiten der Republik die Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere verbunden ward. Das C. in Rom dauert nur 8 Tage und besteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen. (S. darüber Göthe's Beschreibung.) Auch in Deutschland bildete sich das C. unter dem Namen Fasching aus, ist aber nie

zu dem Grade, wie in Italien, gesteigert worden. Jetzt gehört es mehr zu den Vergnügungen der Vornehmern und äußert sich meist in Redouten, Bällen ꝛc., ohne sich auf das ganze Volk zu erstrecken. — Die deutschen Theater verdanken ihren Ursprung und ihren ersten Keim den Fastnachtspossen. 49.

Carnies, s. Säule.

Carnot (Lazare Nicolas Marguerite), geb. am 13. Mai 1753 zu Nolay (Departement de la Côte d'or), wo sein Vater ein angesehener Advocat war, erhielt seine erste Bildung in der Klosterschule zu Autun, kam aber, da seine Neigung für die mathematischen Wissenschaften entschieden hervortrat, im J. 1769 in die Ingenieurschule zu Paris und war schon 1771 als Lieutenant im Corps royal in activem Dienste. In den verschiedenen Garnisonen, wohin ihn das Loos führte, bildete er sich immer mehr in den Kriegswissenschaften aus und hatte es im J. 1783 zum Hauptmanne gebracht. Seine Lobrede auf Vauban (1784), welche den von der Akademie zu Dijon ausgesetzten Preis erhielt, machte ihn dem ausgezeichneten Feldherrn Heinrich von Preußen bekannt, der ihn, jedoch vergeblich, für das preuß. Heer zu gewinnen suchte. Nach dem Ausbruche der Revolution ward er, da er sich schon laut und kräftig gegen die alte Ordnung der Dinge erklärt hatte, von dem Departement Pas-de-Calais zum Deputirten bei der gesetzgebenden Nationalversammlung ernannt (1791). Er stimmte stets mit der Bergpartei und setzte den Vorschlag durch, daß alle Officiere adeliger Geburt bei der Armee verabschiedet und durch bürgerliche ersetzt werden sollten. Nach der Auseinandersprengung der Nationalversammlung (1792) trat er in den Nationalconvent, wo seine Kenntniß des Kriegswesens so allgemeine Anerkennung fand, daß man ihn mit dem wichtigen Auftrage, die von Spanien bedrohten Grenzen militairisch zu sichern, nach den Pyrenäen schickte. Unbegreiflich ist es, wie C. nach seiner Zurückkunft (1793) für den Tod Ludwig's XVI. stimmen konnte, da er sich sonst von den blutigen Auftritten der Revolution stets fern zu halten suchte. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses (1793 und 1794) entwickelte er in der höchsten Leitung des Kriegswesens außerordentliche Talente. Man hat oft, aber ohne allen Grund, den Erfolg seiner Unternehmungen den guten Plänen Ludwig's XIV., welche aus dem Archive des Kriegsministeriums in seine Hände kamen, zugeschrieben. Seine Anwesenheit bei der Nordarmee entschied den Sieg der Franzosen über die Verbündeten unter dem Prinzen von Coburg und bewirkte die Aufhebung der Belagerung von Dünkirchen und Maubeuge. Nach Robespierre's Hinrichtung (27. Juli 1794) wurden auch gegen C. von manchen Seiten Anklagen erhoben, von denen er aber freigesprochen wurde, da es sich stets herausstellte, daß er an den Schandthaten seiner Collegen keinen Antheil hatte, sondern bei seinem Thun einzig und allein Pflichtgefühl und die Rettung des Vaterlandes vor Augen hatte. Nachdem die Directorialregierung (5. Nov. 1795) ins Leben getreten war, wurde er statt Sieyes, welcher die auf ihn gefallene Wahl nicht annahm, zum Mitgliede derselben ernannt und leitete mit rastloser Thätigkeit die Kriegsangelegenheiten. Aber seine gemäßigten Ansichten entzweiten ihn bald mit den herrschsüchtigen Directoren Reubell, Barras und Lareveillère; er unterlag endlich (3. Sept. 1797) ihren Ränken und entging nur durch eine eilige Flucht dem Schicksale, nach Cayenne verwiesen zu werden. Man beschuldigte ihn sogar des Einverständnisses mit der vertriebenen Dynastie; er vertheidigte sich aber gegen diese gehaltlose Anklage in einer mit ruhiger Würde verfaßten Schrift (1799), worin er die Schändlichkeit seiner Collegen völlig ins Licht stellte. Nach dem Sturze des Directoriums durch Buonaparte (1799) ward C. von dem ersten Consul aus dem Exile zurückberufen und zum Kriegsminister ernannt (1800), da er aber mit den ihm zur Seite stehenden Behörden nie einig werden konnte, zog er sich noch im nämlichen Jahre nach St. Omer in den

Schoß seiner Familie zurück. Diese Zurückgezogenheit dauerte jedoch nicht lange, denn schon am 9. März 1802 wurde er durch seine Wahl zum Mitgliede des Tribunats wieder auf den Schauplatz der Begebenheiten versetzt. Er war der einzige, welcher gegen die Erhebung Buonaparte's zum Consul auf Lebenszeit und gegen die Einführung des erblichen Kaiserthums in Frankreich seine Stimme erhob. Nach der Aufhebung der später bedeutungslos gewordenen Tribunate (19. Aug. 1807) ging er als Privatmann in die Heimath zurück und widmete sich ganz den ernsteren Studien, welche er auch während seiner politischen Laufbahn nie vernachlässigt hatte. Um diese Zeit (1809) entstand das classische Werk: „De la défense des places fortes" (ed. 3. Par. 1812. 4. deutsch von Rühl, Dresden 1816. 8.), welches die Aufmerksamkeit Napoleon's so sehr erregte, daß er dem Verfasser einen Jahrgehalt von 10000 Franken aussetzte, obschon er ihn für den activen Dienst nicht wieder zu gewinnen vermochte. Erst als das Vaterland nach der Völkerschlacht bei Leipzig bedroht war, bot er freiwillig dem Kaiser seine Dienste an und erhielt das Gouvernement von Antwerpen. Sein Benehmen bei der Vertheidigung dieser Stadt war völlig tadellos und erwarb ihm sogar die Bewunderung seiner Feinde. Nachdem er auf Befehl des Grafen von Artois die Festung an den britischen General Graham hatte übergeben müssen, ging er nach Paris zurück. Sein „Mémoire adressé au roi en juillet 1814" (deutsch Weimar 1815. 8.), worin er die Mißgriffe der neuen Regierung rücksichtslos rügte, war nicht geeignet, ihm die Gunst der Bourbonen, welche dem Revolutionsmanne ohnehin nicht sehr hold waren, zu erwerben. Er wurde wieder in den Privatstand zurückgeschoben, bis ihn Napoleon nach seiner Zurückkunft von Elba zum Minister des Innern und zum Mitgliede der Pairskammer ernannte und ihm den Grafentitel ertheilte. Auch diesen hohen Posten bekleidete er zur Zufriedenheit aller Redlichgesinnten. „General, ich habe Sie zu spät erkannt", sprach Napoleon zu C., als ihm dieser am 22. Juli 1815 die Abdankungsacte überbrachte. Er ward nun zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, nach deren Auflösung (7. Juli) er sich auf sein Landgut bei Cernay zurückzog, wo er sein „Exposé de la conduite politique du général Carnot depuis le 1. Juillet 1814" (Par. 1815. 8. deutsch von Wehle, Leipz. 1816. 8.) verfaßte. Durch die königl. Ordonnanz vom 24. Juli, wodurch alle Theilnehmer an der Regierung der hundert Tage des Hochverraths schuldig erklärt wurden, gezwungen, Frankreich zu verlassen, begab er sich mit seiner Familie nach Warschau und von da nach Magdeburg, wo er den 2. Aug. 1823 starb. — Außer den schon angeführten Schriften und mehreren kleinen politischen Brochüren müssen noch folgende Werke mit Auszeichnung erwähnt werden: „Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal" (ed. 2. Par. 1813. 8. deutsch von Hauff, Frankf. 1800. 8.), „Principes fondamenteaux de l'équilibre et du mouvement" (Par. 1803. 8. deutsch von Weiß, Leipz. 1805. 8.), „Géométrie de position" (Par. 1803. 8. deutsch von Schuhmacher, Altona 1808—10. 2 Bde. 8.), „Exploits des Français depuis le 22. fructidor an 1 jusqu'au 8 floréal an 8." (2 Voll. 18. deutsch von Späth 1796. 8.). Seine „Opuscules poétiques" (Par. 1820. 8.), worin sich manche gelungene Nachahmungen Göthe's, Schiller's, Gellert's, Gleim's und anderer deutschen Dichter befinden, zeichnen sich durch Lieblichkeit, Reinheit und Zartgefühl vortheilhaft aus. (Vgl. Mémoires historiques et militaires sur Carnot, par P. F. Tissot (Par. 1824. 8. deutsch Leipz. 1824. 8.) und Carnot's Leben von W. Körte, Leipz. 1820. 8. 67.

Carnutes (auch Carnates und Carni) waren eine der mächtigsten gallischen Völkerschaften an der Loire, welche lange mit Muth und Kraft sich gegen die Römer vertheidigten. Ihre Hauptstadt Carnutum oder Autricum ist das heu-

tige Chartres. Um 550 v. Chr. sollen mit andern Galliern auch C. nach Oberitalien gekommen sein, sich um Friaul festgesetzt und dem heutigen Krain (lat. Carnia) den Namen gegeben, und von da wieder verdrängt sich endlich in Niederöstreich und Oberschlesien niedergelassen haben, wo das ehemalige Carnuntum (Deutsch-Altenburg) und die Stadt Karnow im Fürstenthume Jägerndorf von ihnen gegründet sein sollen. 37.

Carolina, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Carosselli (Angelo), ein höchst merkwürdiger italienischer Maler, welcher eine so große Geschicklichkeit im Nachahmen besaß, daß selbst die gründlichsten Kenner seine Copien oft für Originale erklärten. Er war 1585 zu Rom geboren, widmete sich, veranlaßt von seinem Vater, welcher mit Gemälden handelte, der Malerei, und brachte es ohne den geringsten Unterricht durch Fleiß und anhaltendes Studiren seines Vorbildes, des Michel Angelo da Caravaggio, in Kurzem so weit, daß Angelo's Gemälde mit den seinigen oft verwechselt wurden. Für den König Karl I. von England lieferte er mehrere für vorzüglich anerkannte Arbeiten, und gewiß wäre er einer der berühmtesten Meister Italiens geworden, wenn er es nicht vorgezogen hätte, ein stilles, aber zufriedenes Leben im Schoße seiner Familie zu führen. Man hat Gemälde von ihm, die man unbedingt für Originale Raphael's, Correggio's und Tizian's hält. Auch verstand er im hohen Grade die Kunst, alte schadhafte Gemälde wieder herzustellen; C. war überhaupt ein liebenswürdiger, daneben theoretisch äußerst ausgebildeter Künstler. Er starb 1653. 22.

Carotten nennt man den Tabak in Stangen, welche entweder an beiden Enden zugespitzt wie ein doppelter Kegel gestaltet sind oder die Gestalt zweier mit den Grundflächen zusammengesetzten Pyramiden haben. Sie werden aus getrockneten, sortirten und gerippten Tabaksblättern, die vorher die gehörige Beize erhalten haben, mit einem besondern Werkzeuge, welches man den Carottenzug nennt, verfertigt und mit Bindfaden umwunden (fisellirt). Man gibt ihnen diese Form, um sie bequemer auf der Rappirmühle, die entweder in einer Art Reibeisen oder aus mehreren neben einander befestigten Sägeblättern besteht, Schnupftabak zu zerreiben (rappiren) oder zu Rauchtabak zerschneiden zu können. Die Fabrication der Carotten hat ihren Ursprung in Dünkirchen, von wo aus sie nach Rotterdam übergegangen ist, welche in jeder Hinsicht vor andern den Rang einnimmt. Auch zu St. Omer, Straßburg und in Holland werden gute Carotten verfertigt und in außerordentlicher Menge fast durch ganz Europa versendet. Aus guten Blättern fabricirte Carotten gewinnen durch das Alter an Güte und man rappirt sie gewöhnlich nach 3—4 Jahren, ja in Holland läßt man sie 7—8 Jahre alt werden. 26.

Carové (Friedrich Wilhelm), einer der muthigsten Kämpfer der neusten Zeit für Gewissensfreiheit in Religionssachen, ward 1789 zu Trier geboren, studirte in Coblenz die Rechte, ward 1809 Licentiat und 1811 Conseiller-Auditeur beim Appellationshofe in Trier, legte aber 1816 seine Ämter nieder und studirte in Heidelberg und Berlin Philosophie, habilitirte sich 1819 zu Breslau, ging aber schon 1820 nach Frankfurt, wo und in Heidelberg er bis jetzt abwechselnd gelebt hat. Seitdem ist er meist als theologischer Schriftsteller aufgetreten, welcher eben so wenig mit den Grundsätzen seiner katholischen Mutterkirche als mit den der protestantischen einverstanden ein auf philosophische Grundsätze gegründetes Religionsgebäude sich gebildet hat, von dem aus er mit ziemlicher Unparteilichkeit das Wesen der verschiedenen Kirchen, vorzüglich der katholischen, beleuchtet. Seine Grundsätze hat er dargelegt in der Schrift: Kosmorama. Eine Reihe von Studien zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion (Frank-

furt a. M. 1831). Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Über alleinſeligmachende Kirche, 2 Bde. (1826 u. 27); Was heißt römiſch-katholiſche Kirche? (1828); Der St. Simonismus und die neuere franzöſiſche Philoſophie (1831); Die letzten Dinge des römiſchen Katholicismus in Deutſchland (1832); Über das Cölibatsgeſetz des römiſch-katholiſchen Klerus (1832). 16.

Carpi oder Carpiani waren eine mächtige celtiſche Völkerſchaft an den Karpathen, welche von ihnen den Namen haben ſollen, neben den Baſtarná. Sie ſtreiften öfter in das röm. Gebiet, wurden aber gewöhnlich geſchlagen, vom Kaiſer Aurelian (273) und Galerius (295) beſiegt in röm. Provinzen vertheilt und verſchwinden endlich unter Diocletian. Vielleicht waren ſie Verwandte der Carpetani in Spanien im heutigen Caſtilien. 37.

Carpi (Hugo da), ein italieniſcher Maler, geb. in der letzten Hälfte des XV. Jahrh., iſt merkwürdig als Erfinder des Helldunkels (ſ. d. Art.). Sein Werth als Maler wird nicht hoch geſtellt, doch hatte er viele Kenntniſſe und war ein ſehr geſchickter Zeichner. Über ſeine Lebensumſtände und ſeinen Tod iſt nichts bekannt. 22.

Carpzov (Benedict), ein berühmter ſächſ. Juriſt des XVII. Jahrh., wurde am 27. Mai 1595 zu Wittenberg geboren, wo ſein Vater Benedict C. damals Profeſſor der Rechte war, ſtudirte zu Wittenberg, Leipzig und Jena, wurde 1620 nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe durch mehrere europäiſche Länder in Leipzig beim Oberhofgerichte, 1639 als Appellationsrath in Dresden und 1645 als erſter Profeſſor der Rechte wieder in Leipzig angeſtellt. Als churſächſ. Geheimerath (ſeit 1653) hielt er ſich dennoch in Leipzig, welches er außerordentlich liebte, ſehr häufig auf und ſtarb hier am 30. Aug. 1666. — Er hat eine große Anzahl Schriften über Kirchenrecht, Proceß und Criminalrecht hinterlaſſen, und ſtand in ſo großem Anſehen, daß ohne ihn nie ein ſtreitiger Rechtsfall entſchieden wurde. Seine Meinungen und Ausſprüche galten als Geſetze noch nach ſeinem Tode. Er war übrigens ein Vertheidiger der Hexenproceſſe und überhaupt ein Feind der richterlichen Milde. Auch mit theologiſchen Gegenſtänden ſoll er ſich viel beſchäftigt haben. 22.

Carpzov (Johann Gottlob), ward geboren zu Dresden 1679, ſtudirte zu Wittenberg, Leipzig und Altdorf Theologie, beſuchte als Reiſeprediger des königl. polniſchen und churfürſtl. ſächſ. Geſandten von Boſe von 1702 an Holland und England, wurde 1704 Diakonus zu Dresden, 1708 Diakonus an der Thomaskirche zu Leipzig, 1713 außerordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Sprachen daſelbſt und 1730 Hauptpaſtor zu Leipzig, wo er 1767 ſtarb. Er war einer der gelehrteſten Theologen ſeiner Zeit und hat durch ſeine Introductio ad libros canonicos Bibliorum V. T. omnes etc. Leipz. 1721 u. öft. und ſeine Critica sacra V. T. Leipz. 1728. bei einem großen Aufwande von Gelehrſamkeit und genauer Unterſuchung trotz ſeiner in der Dogmatik ſeiner Zeit befangenen Anſichten für bibliſche Kritik und Exegeſe doch eigentlich erſt die richtige Bahn gebrochen. Berühmt ſind ſeine Streitigkeiten mit der evangeliſchen Brüdergemeinde. 16.

Carracci (ſpr. Carratſchi), der Name von 3 gleichzeitigen berühmten italien. Malern, welche Epoche in der Kunſtgeſchichte gemacht haben. 1) Ludovico C., geb. 1555 zu Bologna, erhielt den erſten Unterricht von Fontana in Bologna, bildete ſich aber ſpäter zu Florenz durch das Studium der Werke del Sarto's, vorzüglich aber durch den Unterricht Paſſignano's zu einem großen Künſtler aus. Von Florenz ging er nach Parma, um ſich auch mit Correggio vertraut zu machen, und kehrte mit den reifſten Kenntniſſen und einer Maſſe neuer Ideen bereichert nach Bologna zurück, mit dem feſten Entſchluſſe, den alten, unter den Künſtlern herrſchenden Geſchmack zu verdächtigen. Auch vermochte er ſeine beiden Anver-

wandten Agostino und Annibale C. sich ebenfalls der Kunst zu widmen, und schickte sie 1580 nach Parma und Venedig. Nach ihrer Rückkehr arbeiteten alle Drei daran, einen bessern Geschmack einzuführen, und um den zahlreichen Angriffen kräftiger begegnen zu können, stiftete C. auf Anrathen des feurigen Annibale eine Malerschule, welcher er den Namen Accademia degli Incamminati beilegte. Unter den Werken, welche C. ausführte, und von denen sich die meisten zu Bologna befinden, nennen wir nur die Verkündigung, eine Madonna mit dem Kinde und die Weissagung Johannes des Täufers. In letzterem sind die Portraits im Style Raphael's, Tizian's und Tintoretto's gearbeitet. Ludovico starb im J. 1619 zu Bologna. Sein Hauptgrundsatz war, das Studium der Natur mit dem der besten Meister zu verbinden. Man wirft ihm aber Vernachlässigung der Antike und fehlerhaftes Colorit vor. — 2) Agostino C., geb. 1558 zu Bologna, ist gleich ausgezeichnet als Maler, wie als Kupferstecher. Aus Neid beredete ihn sein Bruder Annibale, daß er mehr Talent zur Kupferstecherei habe, unterstützte ihn aber doch später bei seinen Arbeiten an der Farnesischen Gallerie zu Rom. Allein auch hier gerieth er mit ihm in Streit, da Manche seine Arbeiten vorzogen, und nun begab er sich nach Parma, wo er sein schönes Gemälde, die himmlische, die irdische und die feile Liebe ausführte. Noch fehlte die letzte Figur, als er an Entkräftung starb, im J. 1601. — Annibale C., geb. 1560 zu Bologna, machte, nachdem er durch Ludovico für die Kunst gewonnen war, in Kurzem so außerordentliche Fortschritte, daß er seinen Bruder Agostino und Ludovico selbst zu verdunkeln schien. Die Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem erstern bestimmten ihn, nach Parma und Venedig zu gehen, wo er die Werke Correggio's, Veronese's, Tintoretto's und Tizian's studirte. Hierauf kehrte er nach Bologna zurück, nahm an der Stiftung der Akademie Theil und unternahm dann die berühmte Arbeit im Farnesischen Palaste zu Rom. Er vollendete dieses Werk, eines der bewundernswürdigsten der neuern Zeit, welches ihm eine Stelle unter den größten Künstlern aller Zeiten anweist, in 8 Jahren. Mißmuthig über die kärgliche Belohnung (er erhielt nur 500 Scudi) begab er sich nach Neapel, verließ aber dieß, um den Kränkungen der dortigen Maler zu entgehen, bald wieder und kehrte nach Rom zurück. Hier starb er kurz nach seiner Ankunft im J. 1609. — Die beiden andern C.'s, Paolo und Francesco, sind unbedeutend. 22.

Carrāra, Stadt im Herzogthume Massa-Carrara in Oberitalien, berühmt durch den trefflichen weißen Marmor, welcher in ihrer Nähe gebrochen wird. Die Stadt selbst (auf den Apenninen gelegen) ist ringsherum von nackten, seltsame Gestalten bildenden Marmorfelsen umgeben, und bietet durch ihre mit weißem Schiefer gedeckte Häuser und den überall befindlichen Marmorstaub einen sonderbaren Anblick dar. Die Brüche des weitberühmten Marmors (marmor lunense der Alten) befinden sich in den bei dem Dorfe Torrano befindlichen Felsen und beschäftigen mehrere tausend Menschen. Schon im Alterthume wurde der carrarische Marmor zu den herrlichsten Bildhauerarbeiten benutzt, und nur der parische kann an Feinheit und Festigkeit mit ihm wetteifern. Die Nähe der See begünstigt die Ausfuhr, welche bis diesen Augenblick noch sehr bedeutend ist. 15.

Carrier (spr. Karrié), Jean Batiste, eines der abscheulichsten Ungeheuer der franz. Revolution, wurde im J. 1756 zu Yolai in Auvergne geboren und lebte als unbedeutender Procurator zu Aurillac, bis er sich bei dem Ausbruche der Revolution plötzlich als einen der wüthendsten Gegner der Regierung zeigte. Das Departement Cantal wählte ihn deßwegen zum Deputirten bei dem Nationalconvente, wo er für den Tod des Königs stimmte und sich besonders durch unzählige Denunciationen und durch Anrathen der gewaltsamsten Maßregeln bemerkbar machte. Er veranlaßte die Errichtung des Revolutionstribunals (9. März 1793)

und entwickelte bei der Verfolgung der gemäßigten Partei der Girondisten in dem Departement Calvados ein solches Zerstörungstalent, daß ihn der Convent gegen die Rebellen der Vendée und Bretagne ausschickte. Nantes ward der Schauplatz der unerhörtesten Grausamkeiten. Der zügelloseste Pöbel ward von ihm gegen die Reichen aufgehetzt und eine Bande der verworfensten Menschen gebildet, welche den Namen „Marat'sche Compagnie" annahm und die unumschränkteste Vollmacht erhielt, Jeden, der ihr verdächtig schien, festzunehmen und ihm den Proceß zu machen. Eine Militaircommission, welche zu Nantes niedergesetzt war, verurtheilte in 14 Tagen 4000 Menschen zum Tode; C. fand dieses Verfahren zu langsam, er schlug vor, die Gefangenen, deren Anzahl durch die Niederlage der Vendéer bei Savernay sehr angewachsen war, in Masse zu vernichten. Gleich Nero ließ er Schiffe erbauen, deren Boden mit Klappen, die man öffnen konnte, versehen waren. Täglich wurden ganze Ladungen dieser Unglücklichen unter dem Vorwande, sie weiter zu transportiren, ersäuft; man nannte diese Ersäufungen (noyades) „die republikanische Taufe" oder „senkrechte Landesverweisung", auch hieß man es „die Leute aus der großen Schale trinken lassen." Oft machten sich die Schergen das grausame Vergnügen, Jünglinge und Mädchen je zwei und zwei zusammen zu binden und in die Loire zu werfen; dieß nannten sie „republikanische Heirathen." Die Kriegsgefangenen, selbst ganze Corps, welche sich freiwillig ergaben, wurden in den Steinbrüchen von Gigan erschossen oder in den Gefängnissen niedergesäbelt, um sich mit ihnen keine weitern Ungelegenheiten zu machen. C., eben so feig als grausam, ergab sich in seinem Verstecke den niedrigsten Ausschweifungen. Sein Wüthen dauerte nicht viel länger als einen Monat und doch fielen über 15000 Opfer. Endlich ward er auf die wiederholten Anträge des muthigen Julien zurückberufen und nach Robespierre's Sturze vor das Revolutionstribunal gestellt (15. Oct. 1794), welches ihn zum Tode verurtheilte. Er endete auf der Guillotine am 16. Dec. 1794 unter dem allgemeinen Jubel des Volks sein ruchloses Leben. 66.

Carro (Jean de), geb. 1770 zu Genf, studirte die Medicin zu Edinburg, wo er 1793 Doctor der Medicin wurde. Von da aufs Festland zurückgekehrt lebte er als praktischer Arzt anfangs zu Genf, dann zu Wien und jetzt zu Prag, geschätzt wegen seiner Kenntnisse und gesucht in den höhern Kreisen der Gesellschaft. C. ist der erste Arzt, der die Vaccine in Deutschland eingeführt hat, indem er 1799 zu Wien seinen Sohn mit Lymphe impfte, die er von Pearson aus England auf einem Faden erhalten hatte. Von da an wurde er einer der berühmtesten Impfärzte, sendete die erste Lymphe 1800 nach Constantinopel und später nach Ostindien, von wo sie im ganzen Oriente verbreitet wurde. Er ist Verfasser mehrerer sehr geschätzten Schriften (**Observations sur la Vaccination. 2. édit. Vienne 1802.** und **Hist. de la Vaccination en Turquie, en Grèce et aux Indes orientales. Vienne 1804.**) über die Vaccine, und seine Stimme ist noch jetzt im In- und Auslande von großer Wichtigkeit in dieser Angelegenheit. — In neuerer Zeit hat er Mehreres über Karlsbad (**Carlsbad, ses eaux minér. et ses bains à vapeur. Carlsbad 1827.** und **Almanac de Carlsbad. 1. Ann. Prag 1832.**) herausgegeben, wo er sich alle Sommer aufhält und von vielen angesehenen Fremden consulirt wird. 39.

Carroussel nennt man eigentlich die in Frankreich aufgekommenen Ritterspiele, bei welchen nach Art der alten Tourniere die Theilnehmer in Ritterkleidung zu Pferde erscheinen und nach verschiedenen Farben vertheilt allerhand ritterliche Übungen vornehmen. Eins der prächtigsten wurde vor etwa 10 Jahren zu Dresden gehalten. Übergetragen hat man diesen Namen auch von körperlichen und Turnübungen gebraucht und ihn endlich auch gewissen mechanischen Vorrichtungen zum Vergnügen, sogenannten Reitschulen, beigelegt. 9.

Carronaden, s. Kanonen.

Carstens (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter Maler, geb. am 10. Mai 1754 zu St. Jürgen, einem Dorfe bei Schleswig. Ungünstige Familienverhältnisse schienen ihm die Erreichung des feurigen Wunsches, sich ganz der Kunst widmen zu können, unmöglich zu machen. 17 Jahre alt mußte er in eine Weinhandlung eintreten, allein nach 3 Jahren verließ er sie wieder und trieb die Kunst ohne Unterweisung eifrig fort, bis er im J. 1776 nach Kopenhagen ging und unter der Leitung seines Freundes Ipsen und des Professor Wildhaupt geregeltere Studien begann. Eine nach Italien unternommene Reise konnte er wegen Mangel an Unterhalt nur bis Mailand fortsetzen; er kehrte also nach Deutschland zurück, wo er seinen Aufenthalt in Lübeck nahm und 5 Jahre lang vom Portraitmalen lebte. Auf den Rath Overbeck's, der ihn hier in einer drückenden Lage fand, begab er sich nach Berlin, lieferte ein großes Werk, den Fall der Engel, zur Ausstellung und wurde Professor an der Akademie. Endlich konnte er durch eine 2jährige Pension von 450 Thlr. seine Lieblingsidee, nach Rom zu reisen, ausführen. In Florenz, wo er sich einige Zeit aufhielt, fertigte er ein gut aufgenommenes Werk, die Schlacht der Centauren und Lapithen, und in Rom neben vielen andern die Argonauten. Hier starb er den 25. Mai 1798. Die Compositionen Carstens sind ausgezeichnet und nähern sich dem Antiken, die Formen und Stellungen sind richtig, voller Kraft und Anmuth, dahingegen in anatomischer Beziehung Manches zu wünschen übrig bleibt. Im Allgemeinen eignete sich C. Talent vorzüglich für heroische Darstellungen aus der Mythologie. 22.

Cartel, fr. u. engl. cartel, ein Vertrag unter einzelnen Streitern über einen besondern Gegenstand. Es kommt dieses in vielfältiger Beziehung vor: 1) als Ausforderung zum Duelle unter Einzelnen, in sofern ein Vertrag dazu zum Grunde liegt und die bisherige Feindschaft dadurch ausgeglichen werden soll; dann der Vertrag sich zur bestimmten Zeit zu stellen und sich vor ausgemachter Ehrensache nicht zu entfernen; eben so der Vertrag, die Feindseligkeiten einstweilen einzustellen: daher C. machen, so viel als im Kampfe aufhören. 2) Als besonderer Vertrag unter Kriegführenden, gewisse Arten von Geschäften, z. B. den Handel, das Reisen der gegenseitigen Unterthanen ungehindert fortsetzen zu lassen. 3) Der Vertrag, gegenseitige Ausreißer oder solche, die sich dem Militairdienste zu entziehen suchen, entweder abzuweisen oder gar auszuliefern. 4) Vertrag über gegenseitige Auslieferung von Gefangenen. 5) Deßgleichen über Einstellung der Feindseligkeiten auf einem gewissen Punkte, z. B. in einem gewissen Umkreise um eine Festung. Ein solcher Vertrag bestand in dem durch verschiedene Äußerungen einer höhern Cultur ausgezeichneten Kriege zwischen Preußen und Östreich über das Hauptspital in der Stadt Dahlen an der damaligen Militairhauptstraße von Berlin nach Freiberg, welches trotz dem Kriege gemeinschaftlich unterhalten wurde, und aus welchem die Reconvalescenten allemal dem Theile als Gefangene zukamen, welcher sich im Militairbesitze der Gegend befand. 6) Vertrag unter Universitäten, daß die eine derselben die Relegirten der andern nicht aufnehmen wolle u. dgl. Das Cartelgeschäft unterscheidet sich vom Friedensschlusse und von der Neutralitätserklärung durch das Partielle der Einstellung der Feindseligkeiten oder der Vorbeugung einzelner Veranlassungen dazu, während dem dieselben im Übrigen den Fortgang haben können. 10.

Carteret (spr. Kährtret), Philipp, ein engl. Schiffscapitain, bekannt durch eine Seereise im Australoceane, in welchem er mehrere neue Entdeckungen machte. Er segelte am 22. Aug. 1766 auf dem Schiffe Swallow in Begleitung des Capitains Wallis, welcher den Delphin commandirte, aus England ab und nahm

ſeine Richtung nach der maghellaniſchen Meerenge. Von ſeinem Begleiter getrennt, da deſſen Schiff beſſer ſegelte, ſetzte er die Reiſe allein fort und entdeckte nach vielen Gefahren in der Nähe der gefährlichen Eilande die Inſel Pitcairn; hierauf ſegelte er ſüdweſtlich, entdeckte im Süden der Geſellſchaftsinſeln mehrere kleine Eilande und gelangte unter dem 10° S. B. zum Archipel St. Cruz de Mendaña, welchem er den Namen Inſeln der Königin Charlotte gab. In nordweſtlicher Richtung von dieſen entdeckte er 2 Inſeln, die er Gaver und Carteret nannte, beſchiffte zuerſt den St. Georgscanal, welcher Neubritannien von Neuirland trennt, ſahe die Inſeln Portland und entdeckte die Admiralitätsinſeln. Hierauf ſegelte C. nach Batavien, und von hier nach England zurück, wo er den 20. Febr. 1769 anlangte. Die Beſchreibung dieſer Reiſe befindet ſich in der von Hawkesworth herausgegebenen erſten Reiſe Cook's. — Von den übrigen Lebensumſtänden C.'s ſind keine Nachrichten vorhanden. 22.

Carteſianiſche Teufelchen, Taucherchen oder Männchen ſind kleine inwendig hohle gläſerne, mit einer ſehr zarten Öffnung verſehene Figuren von menſchlicher Geſtalt. Man kann auch maſſive gläſerne oder metallene Figuren an eine hohle mit einer kleinen Öffnung verſehene Glaskugel hängen. Die Höhlung muß ſo groß ſein, daß das Ganze etwas weniger leicht als ein gleich großes Volumen Waſſer wird, damit die Figur auf letzterem ſchwimmt. Nun verſchließt man ſie in eine mit Waſſer gefüllte Flaſche mit einem engen Halſe, der mit einer Blaſe feſtgebunden wird, ſo daß keine Luft darunter bleibt. Drückt man nun die Blaſe mit dem Finger ein wenig nieder, ſo dringt das Waſſer, welches der dicht aufliegenden Blaſe wegen nirgends ausweichen kann, durch die kleine Öffnung in die Höhlung der Figur hinein und preßt die in ihr befindliche Luft zuſammen. Dadurch wird ſie ſchwerer, ohne jedoch ihr Volumen zu ändern und ſinkt im Waſſer zu Boden. Sobald der Druck aufhört, dehnt ſich die in der Figur befindliche Luft aus und ſie ſteigt wieder in die Höhe. 26.

Carteſius, Renatus, (**René Descartes**) der Begründer einer berühmten philoſophiſchen Schule, ward den 31. März 1596 zu la Haye in Touraine geboren, zeigte ſchon als Kind einen natürlichen Trieb, den Urſachen auffallender Dinge nachzuforſchen und erregte in der Schule zu la Flèche, in welcher er vom 8. bis zum 17. Lebensjahre die alten Sprachen, die Dichtkunſt und Mathematik mit Vorliebe betrieb, die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer Charlet und Dinet. Die Philoſophie und Phyſik aber, wie ſie damals im ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Geiſte vorgetragen wurden, erfüllten ihn mit einer Menge von Zweifeln und machten ihn zum Skeptiker. Während er bis dahin emſig ſeine Zeit auf das Bücherleſen verwendet hatte, gedachte er nun in den Zerſtreuungen der Welt Gewißheit oder heitere Ruhe zu finden und überließ ſich den Vergnügungen von Paris, bis die Trennung eines Freundes, Merſenne, ihn bewog, ſich in der Vorſtadt St. Germain der Einſamkeit und den Wiſſenſchaften wieder hinzugeben. Nachdem er ſo das 21. Jahr erreicht hatte, drängte ihn die Sehnſucht, die Einheit der Principien mehr praktiſch als theoretiſch aufzuſpüren und er nahm unter Moritz von Oranien holländiſche Kriegsdienſte, im Gewühle der Menſchen philoſophirend. Zu Breda lernte er durch die Löſung eines öffentlich angeſchlagenen mathematiſchen Problems Beckmann kennen, auf deſſen Erſuchen er einen Tractat über die Muſik verfaßte. Der Ruhe, in der ſich damals das Heer befand, überdrüſſig, wendete er ſich nach Frankfurt, verweilte hier während der Kaiſerkrönung (1619) und ließ ſich bald nachher für Tilly anwerben. In der Einſamkeit des Winterlagers zu Neuburg ſammelte er nun ſeinen denkenden Geiſt aus den erlebten Zerſtreuungen, kam auf das Reſultat, wie die Verſchiedenheit philoſophiſcher Anſichten, ſo rühre die Unvollkommenheit aller Wiſſenſchaften von dem Mangel Eines Mannes her, der nach Einem Plane aus ſich ſelbſt ein ſelbſt-

ſtändiges Gebäude derſelben aufgeführt habe, hielt ſich für dieſen Zweck berufen und gerieth bei ſolchen Gedanken ſogar in Entzückungen und Viſionen. Jedoch getraute er ſich noch nicht, das Werk ſelbſt ſchon zu beginnen. Nachdem er umſonſt ſich bemüht hatte, die Geheimniſſe der Roſenkreuzer abzulauſchen, blieb er noch einige Zeit beim Heere, diente auch unter Bucquoy in Böhmen und kehrte darauf durch Schleſien, Polen, das nördliche Deutſchland und Holland nach Frankreich zurück. In Paris beſchäftigte er ſich nun (ſeit 1625) mit der Phyſik und Dioptrik, die mathematiſchen Studien als weniger praktiſch vernachläſſigend, und ſahe es ungern von ſeinen Freunden, bei dem Rufe eines tüchtigen Mathematikers, auf letztere zuweilen zurückgeführt zu werden. Daher entging er ihren Beſuchen durch eigene Entfernung in das Lager vor Rochelle, bei deſſen Belagerung er als Freiwilliger diente. Früher ſchon hatte gleiche Liebe zur Ungebundenheit ihn zu einer Reiſe durch Frankreich und die Schweitz bis in das obere Italien bewogen. Nach ſeiner Rückkehr führte ihn der Zufall in eine Vorleſung Chandoux's über ſcholaſtiſche Philoſophie und, da er allein die Wahrheit des Verleſenen für blos ſcheinbar erklärte, drang man in ihn, beſonders der Cardinal Berulle, das eigene Syſtem nicht länger vorzuenthalten. Seinen Vorſatz um ſo ungeſtörter auszuführen, hielt er ſich abwechſelnd an mehreren Orten, die er ſogar ſeinen Freunden zu verheimlichen ſuchte, ſeit dem 33. Lebensjahre in Holland auf, trieb Phyſik, Dioptrik, Meteorologie, Anatomie, Chemie und Mechanik, begann 1629 ſeine **Meditationes philosophiae** (erſchien. zu Amſterd. 1641. 4.) und ſchrieb das Buch de mundo, was er aber, durch Galilei's Schickſal gewarnt, unterdrückte. Kaum hatte er aber einige Schriften theils herausgegeben, theils blos ſchriftlich zu Anderer Kenntniß gebracht und den Ruf ſeiner neuen Lehren weiter verbreitet, ſo entſtanden große Bewegungen gegen ſeine heterodoxen Anſichten, namentlich zu Utrecht, wo der ſtreitſüchtige Voet den carteſianiſirten Regius als Ketzer verfolgte. Hierauf traten gegen C. ſelbſt außer Voet, auch Hobbes, Gaſſendi, Arnaud, Huetius, Daniel u. A. in die Schranken und Streitſchriften erſchienen in Menge, ohne den Helden irre zu machen, der bald nachher die **Principia philosophiae** (**Amstelod. 1644. 4.**) veröffentlichte. Es erfolgten an ihn mehrmalige Einladungen nach Frankreich, wohin er auch 1644 ſich noch einmal begab, kurz darauf aber in den Erwartungen getäuſcht nach Holland ſich zurückwendete und erſt 1649 nach Stockholm, auf die ehrenvolle Berufung der Königin Chriſtine, abreiſte. Jedoch ſchon den 11. Febr. 1650 unterlag er einem hitzigen Fieber; 17 Jahre ſpäter brachte man ſeinen Leichnam nach Paris. — **Renati Cartesii opera mathematica et philosophica. Amstelod. 1692 — 1701. 9 Quartbde. Oeuvres de Descartes publiées par Victor Cousin. Paris 1824 — 26. 11 Octavbde.** — C. ſtrebte durch die Skepſis zur Gewißheit in der Wiſſenſchaft zu gelangen und ſtellte daher die Vernunft und den Verſtand, frei vom Einfluſſe des Willens und noch ohne Anwendung auf Erkenntniß äußere Objecte als untrüglich hin. „Ich denke alſo bin ich (cogito ergo sum)" war daher der oberſte Grundſatz ſeiner Philoſophie. Alle Vorſtellungen ſind nun abhängig von einer höhern Macht, welche die Geſetze des Denkens geſchaffen und nach ihnen das Denken ſelbſt leitet. Unter dieſen Vorſtellungen findet ſich auch die Idee eines vollkommenen Weſens, das nicht vollkommen wäre ohne Exiſtenz, folglich iſt es. Die menſchliche Seele findet ferner, daß ihre Vorſtellungen und Begriffe eine Urſache haben und dieſe vollkommener als jene ſein müſſe; in ihr ſelbſt, der unvollkommenen, kann dieſe Urſache nicht liegen, ſondern nur in einem vollkommenen Weſen, d. i. Gott. Endlich leuchtet der Seele ein, daß ſie ſelbſt nicht nothwendig exiſtirt, ſondern ihre Erhaltung einem nothwendig durch ſich ſelbſt beſtehenden Weſen verdankt und von ihm abhängt. Dieß ſind die drei carteſianiſchen Beweiſe für das Da-

sein Gottes, deren erster, der ontologische, am berühmtesten geworden ist. Wie nun Gott, der allein Substanz ist, weil er Nichts zu seinem Sein bedarf, die Welt durch Beihülfe (concursus, assistentia) erhält, so concurrirt er auch bei den Eindrücken und Empfindungen, welche unsere Seele vermittelst des Körpers empfängt, um sie vor Trug zu bewahren. Hieraus bildeten die Cartesianer das System des Occasionalismus, das er noch nicht mit deutlichen Zügen vorgezeichnet hatte, und nur den Gegensatz zwischen Seele und Leib durch die Assistenz Gottes auszugleichen suchte. Daher sind ihm die Thiere auch nur belebte Maschinen, bei denen jene Wechselwirkung des Geistigen, der Vernunft und des Körperlichen fehlt. Das Wesen jedes Körpers besteht nach ihm in der Ausdehnung, es gibt daher keine Atome und bei der Aneinanderreihung der Körper keinen leeren Raum; die Welt, die wie eine große Maschine aus einzelnen Körpermaschinen besteht, hat sonach auch keine Grenze. Alle Veränderungen entstehen durch Bewegung, und der oberste Beweger ist Gott, der anfangs alle Materie in kleine Theile zertheilte und ihren Mittelpunkt bewegte, wodurch zwei Arten von Körperchen, eckige (Elemente) und durch die Bewegung abgerundete und in einander geflossene (Himmelskörper mit Productionskraft für die mannichfachen Naturerscheinungen) entstanden sind. Jene, die eckigen, füllen den Raum zwischen den größern aus. Diese Ansichten mußten tief in die philosophischen und theologischen Systeme jener Zeit eingreifen und, wenn sie auch als unhaltbar untergingen, das bleibende Verdienst behaupten, der scholastischen Lehrmethode segensreich entgegengetreten zu sein. Von seinen dioptrischen, geometrischen und mathematischen Untersuchungen haben sich viele Resultate noch bis auf die neuste Zeit gültig erhalten und zu neuen Forschungen sichern Grund gewährt. — Unter den Cartesianern sind besonders hervorzuheben: Wittich, Clauberg, Roell und selbst Ludwig Meyer. Bened. Spinoza und Joh. Coccejus hatten von C. die Grundzüge ihrer Systeme entlehnt. 2.

Carthäuser, fr. chartreux; engl. carthusian friar. Es war ungefähr ums J. 1084, als Bruno d. H. (s. d. Art.) in der ihm vom Bischofe Hugo v. Grenoble überlassenen Wüste von Chartreuse (einer fast unzugänglichen, von fürchterlichen Felsen eingeschlossenen Gegend in der Nähe Grenobles) mit sechs Gefährten einige Zellen erbaute, um in denselben als Einsiedler zu leben. Diese schlossen sich zwar der Regel des heiligen Benedict's an, führten aber auch zugleich eine außerordentlich strenge Lebensweise unter sich ein. Neben der größten Genügsamkeit herrschte bei ihnen eine unausgesetzte Thätigkeit, die hauptsächlich dem Bücherschreiben zugewendet war. Als späterhin auch in andern Gegenden theils durch Bruno selbst, theils durch seine Nachfolger ähnliche Einsiedeleien angelegt wurden, ging auch auf diese der Name Chartreuse über und ihre Bewohner erhielten den Namen Cartheuser, (welche Schreibart mithin richtiger ist, als die von dem später durch Verunstaltung des Wortes Chartreuse gebildeten Carthause [Domus] abgeleitete: Carthäuser). Im J. 1259 wurden die alten Statuten des Ordens bestätigt, darin aber auch geklagt, daß die C. sehr in ihrer Strenge gegen sich nachgelassen hätten, weßhalb aufs Neue die äußerste Härte anempfohlen und für die geringste Abweichung davon die empfindlichsten Strafen gedroht wurden. Bald pflanzte sich der Orden mit ziemlichem Glücke fort, wurde durch große Schenkungen an Geld und Gütern bereichert, welche aber alle nur zur Ausschmückung ihrer Carthausen und Kirchen verwendet und zu sehr freigebigen Spenden benutzt wurden. Seit dem J. 1116 gab es auch Carthäuserinnen. Frankreich, Italien und Deutschland sahen nach und nach viele Carthausen entstehen, die oft den prächtigsten Palästen an Schönheit und künstlerischem Aufwande gleichen. Unter allen aber zeichnet sich die in Neapel vorzüglich aus. Bei allem diesen äußern Luxus haben gleichwohl die C. ihre strenge Lebensweise beibehalten, weßhalb ihr

Orden selbst von den Benedictinern für den vortrefflichsten gehalten wird, indem er der einzige sei, der nie einer Reformation bedurft hätte. 60.

Carthago, eine der berühmtesten Städte und Handelsplätze der alten Welt auf der Westküste Afrikas, lag unter 27° 48′ L. und 36° 40′ N. B. im Hintergrunde eines Meerbusens auf einer Halbinsel, an der durch eine Landenge mit dem Festlande sich verbindenden Landseite durch eine dreifache starke Quermauer und die Burg (Byrsa) geschützt. Die ganze Stadt soll mehrere □Meil. umfaßt haben, darunter viele Gärten und Felder, und zur Zeit der Belagerung sollen 700000 Menschen darin gewesen sein. Aber Nichts ist von der ungeheuren Stadt übrig geblieben, als Trümmer einer Wasserleitung und selbst die Natur hat durch die Meereswogen die Umgegend verändert. — Über die Zeit der Erbauung Carthagos sind die Angaben der Alten selbst sehr verschieden; die gewöhnlichste ist, daß sie 878 v. Chr. gegründet sei. Die Sage von der Dido (s. d. Art.) ist aber jedenfalls nur ein historischer Mythus; vielmehr ist schon von den Alten nachgewiesen worden, daß schon lange vor Erbauung Carthago's Phönizier in Utika ansässig waren, und man nimmt jetzt auch aus etymologischen Gründen C. für eine Colonie von Utika, da dieses phönizisch eigentlich Altstadt, C. aber Neustadt bedeutet. Bald fing aber die junge Stadt an, durch ihre Lage begünstigt, einen blühenden Handel zu treiben, scheint sich bei den Unfällen, welche die gemeinschaftliche Mutterstadt Tyrus (s. d. Art.) durch Nebukadnezar trafen, auf die Seite derselben gewendet und dadurch sich von den gegen jene empörten Colonien, namentlich von Utika losgesagt und unabhängig gemacht zu haben und von nun an durch Gründung von Colonien immer mächtiger geworden zu sein, so daß sich ihre Herrschaft über die Nordküste Afrikas und in Sicilien, Sardinien und Corsica immer weiter ausbreitete. Von der Geschichte der Stadt selbst werden uns nur dunkle Nachrichten über innere Zwistigkeiten während eines langen Zeitraumes erzählt, während welchen sich das carthagische Stadtgebiet immer mehr vergrößerte, und zu dieser steigenden Macht mußte natürlich ihre isolirte Lage weit entfernt von dem Schauplatze der Kämpfe von den Zeiten der Assyrer an bis auf Alexander den Großen, wie die Uneinigkeit der kleinen griechischen Colonien in Italien, Sicilien ꝛc. unter einander viel beitragen; denn nur in Sicilien fanden die Carthager, besonders an Agathokles, einige Male ein mächtiges Bollwerk. Sicilien war auch der Zankapfel, der sie mit Griechen und Römern in Berührung brachte und dadurch endlich zu ihrem Untergange führte. Zwar waren sie 480 v. Chr. von Gelon bei Himera gänzlich geschlagen worden und hatten Frieden geschlossen, aber 410 begannen ihre Angriffe aufs Neue, ein Krieg entspann sich, der 150 Jahre dauerte und mit abwechselndem Glücke geführt ward, die Carthager aber mit den Römern in Berührung brachte, welche selbst nach der Herrschaft über Sicilien strebend den Hülferuf der Mamertiner in Messana (Messina) gern benutzten und auf Flößen ein Heer nach Sicilien schickten (264 v. Chr.). Die Carthager wurden zu Lande und zu Wasser (s. Duilius) geschlagen, besiegten zwar die auch nach Afrika unter Regulus (s. d. Art.) übergesetzten Römer, mußten aber doch endlich einen nachtheiligen Frieden eingehen und Sicilien (241), Sardinien und Corsica (238) den Römern überlassen. Eine Empörung der fremden Söldner schien nun ebenfalls sehr gefährlich für C. zu werden, wurde jedoch nach 3 Jahren getilgt, die carthagische Herrschaft breitete sich auf der afrikanischen Nordküste noch weiter aus und eine Expedition nach Spanien war so glücklich, daß nach einigen Jahren der größte Theil des südlichen und östlichen Spaniens bis an den Ebro den Carthagern unterworfen war und ein neues Carthago sich erhob, ohne daß es die Römer hindern konnten. Hannibal (s. d. Art.), zum carthagischen Feldherrn in Spanien ernannt, reizte hierauf die Römer durch die Erobe-

rung ihrer Bundesstadt Sagunt (219) zu einem neuen Kriege (dem zweiten punischen), der zwar Rom dem Verderben nahe brachte, aber endlich durch den gänzlichen Verlust Spaniens (206) und das Übersetzen der Römer nach Afrika und die Schlacht bei Zama (202) mit einem für die Carthager schimpflichen Frieden endigte. Die Hauptbedingung, ohne Erlaubniß der Römer die Waffen nicht zu ergreifen und die römische Treulosigkeit, durch Cato's (s. d. Art.) beständiges Erinnern begründet, schufen den Untergang des Staats; denn die Römer erlaubten den Carthagern nicht, sich gegen die beständigen Angriffe des numidischen Königs Massinissa zu vertheidigen, und als diese des Schimpfes müde dennoch gegen ihn zu Felde zogen, fanden die Römer Gelegenheit, ihnen, obgleich von den Numidiern gänzlich schon gedemüthigt, den Krieg zu erklären (149), und als sie endlich nach Erfüllung aller Forderungen der Römer empört, daß diese die gänzliche Verlassung der Stadt verlangten, in der Verzweiflung ihre Schande durch ihr Blut abzuwaschen suchten, war eine gänzliche Zerstörung der blühendsten Handelsstadt der alten Welt (146) die traurige Folge. Trotz des ausgesprochenen Fluchs suchte später C. Gracchus auf den Trümmern Carthagos eine neue römische Colonie zu gründen, Augustus schickte neue Colonisten dahin und bald stritt C. als rein römische Stadt wieder mit Alexandria um den Vorrang als größte und blühendste Stadt Afrikas, ward 428 n. Chr. Residenz des Vandalenkönigs Genserich und hielt sich selbst nach der Zerstörung des vandalischen Reichs (533) bis 706, wo sie von den Arabern gänzlich zerstört auf immer zu einem Schutthaufen ward. — Die Carthager waren phönizischen Ursprungs (daher von den Römern gewöhnlich **Poeni** [Punier] genannt), ihre Sprache war ein semitischer Dialekt, wie die noch übrigen wenigen Denkmale und die Zergliederung der uns bekannten Eigennamen beweisen; ihre Verfassung war demokratisch, der Staat wurde von einem Senate regiert, der in den großen und den kleinen Rath zerfiel und an dessen Spitze die Suffeten (wie bei den Israeliten die Schophetim, Richter) standen. Die Handelsverbindungen der Carthager erstreckten sich zu Lande durch Karawanen über ganz Nordafrika und auf den noch jetzt bestehenden Handelsstraßen durch die Sahara bis zum Niger (dem großen Strome) und nach dem ganzen heutigen Sudan, zur See waren ihnen alle Küsten der damals bekannten Erde offen und sie sollen selbst bis an die nördlichen Küsten Britanniens und nach Norwegen gekommen sein, wo sie überall einen stummen Tauschhandel führten. Ihre Religion war von der der Phönizier wenig verschieden, ihr Hauptgott war Baal, neben welchem noch Moloch, Astarte und Esmun erwähnt werden, und denen sie Menschenopfer darbrachten (s. Dr. Münter, die Religion der Carthager, Kopenhagen 1821.); ihr Culturzustand war gewiß sehr bedeutend, wenigstens waren sie in einer Menge von Künsten und Handwerken erfahren. — Die Kirchenversammlung zu C. s. unter Kirchenversammlungen. 37.

Cartier (Jacques), ein franz. Seefahrer, der erste, welcher genauere Nachrichten über den Lorenzostrom und die benachbarten Länder zurückbrachte. Seine erste Reise unternahm er im J. 1534 auf Befehl Franz I. Er segelte mit 2 Schiffen von St. Malo ab und langte nach einer kurzen glücklichen Fahrt an der Ostküste von Neufundland an. Hierauf beschiffte er die Meerenge von Belle-Isle, segelte an der Westküste Neufundlands herunter, entdeckte mehrere Inseln, unter andern die Magdalenen, und gelangte an die Westküste des Lorenzobusens, wo er die Bai Chaleur untersuchte. Weiter hinauf fand er die Bai Gaspe und kam auch in den Canal zwischen dem rechten Ufer des Lorenzo und der Insel Anticosti. Doch die eintretende schlimme Jahreszeit bestimmte ihn zur Rückkehr und glücklich gelangte er am 5. Sept. 1534 wieder in St. Malo an. Besser ausgerüstet unternahm er im Mai des folgenden Jahres die zweite

Reise. Dießmal drang er in das Innere des Flusses vor, gelangte auf Kähnen bis zum nachmaligen Montreal und knüpfte freundschaftliche Verbindung mit den Einwohnern an. Während des Winters hatte er mit Kälte und Krankheiten zu kämpfen, und erst im Mai konnte er die Rückreise antreten, auf welcher er noch die Durchfahrt südlich von Neufundland entdeckte. Glücklich gelangte er am 16. Juli 1536 zu St. Malo an. Eine dritte Reise unternahm C. im J. 1540. Die Beschreibung der ersten beiden Reisen findet man in dem 1612 zu Paris herausgekommenen Werke Lescarbot's: l'Histoire de la Nouvelle-France. 22.

Carton (fr. u. engl. carton) in der Malerei wird der Umriß genannt, welchen der Künstler, ehe er das Gemälde selbst beginnt, mit großer Sorgfalt auf Papier oder irgend ein anderes Material zeichnet und zwar in der Größe des Gemäldes. Beim Frescomalen wird der Umriß des Gemäldes auf Papier gezeichnet, auf dem nassen Kalke befestigt und mit einem spitzigen Instrumente durchstochen, so daß die Spuren sichtbar bleiben. Der Mosaikmaler führt seinen Carton ganz mit Farben aus, der Glasmaler aber zeichnet ihn gewöhnlich nur mit der Feder, gibt jedoch die Schatten an. Bei der Tapetenwirkerei werden die Cartons auf Papier gezeichnet und colorirt, und bei der Arbeit selbst in Stücken zerschnitten, damit der Weber jeden Theil hinlänglich vor Augen haben kann. Da die Cartons mit der größten Genauigkeit ausgeführt sein müssen, so kann man nach ihnen schon den Werth eines Künstlers beurtheilen. Wir besitzen noch mehrere treffliche Cartons von italienischen Meistern, z. B. von Romano und Dominichino; am berühmtesten aber sind die, welche Raphael auf Leo's X. Befehl zu den bekannten Teppichen im Vaticane fertigte. Es sind ihrer 7 und sie befinden sich jetzt zu Kingshouse in England. Wie sie dahin gekommen sind, ist nicht auszumitteln gewesen. Die Teppiche (an der Zahl 21) wurden in Flandern gewebt und kamen ohne die Cartons zurück, welche endlich nach langer Zeit zum Theil in England zum Vorscheine kamen. Sie sind schraffirt und mit Leimfarben ausgeführt. Außer diesen hat Raphael noch viele andere ausgeführt, von welchen noch mehrere vorhanden sind. Unter den neuern Cartons, welche von deutschen Künstlern ausgeführt worden sind, verdienen die von Overbeck, Cornelius und Julius Schnorr bemerkt zu werden. — Carton in der Buchdruckerei wird ein Blatt genannt, welches neu gedruckt und an die Stelle des fehlerhaften eingelegt worden ist; Auswechselblatt. Bei dem Buchbinder ist Carton so viel als Pappband. 36.

Cartouche (spr. Kartusch), eigentlich ein Rahmen, heißt dann vorzüglich die Schönleiste um Pläne, Wappen, Landcharten ꝛc.; dann die Patrontasche, vorzüglich die kleinere der Cavalleristen; ferner die Patrone der Kanonenladung, vorzüglich der Kartätschen. 30.

Cartouche (Louis Dominique), ein auch außerhalb Frankreich bekannt und berüchtigt gewordener Chef einer großen Gauner- und Diebsbande, wurde 1693 zu Paris geboren. Da er ungewöhnlichen Scharfsinn und Verstand zeigte, schickte ihn sein Vater in die Schule der Jesuiten. Allein dieß war die Ursache seines Verderbens. Seine Mitschüler waren größtentheils Kinder angesehener Eltern und zeigten also in ihrem Äußern eine Wohlhabenheit, gegen welche C. als Sohn eines armen Faßbinders gewaltig abstach. Er suchte sich durch kleine Diebereien Mittel zu verschaffen, versuchte größere und wurde endlich der vollendetste Dieb und Räuber, ja selbst Mörder. An der Spitze einer weitverzweigten Bande setzte er Paris und dessen Umgebungen durch die größten Gewaltthätigkeiten in Schrecken. Vergeblich stellte ihm lange Zeit die Polizei nach, bis endlich durch Verrath eines seiner Genossen seinen Schandthaten ein Ziel gesetzt wurde. Zum Rade verurtheilt erlitt er den Tod mit vollkommner Ruhe am 28. Nov. 1721. — Das Nähere über sein Leben findet man in einem kleinen

1830 erschienenen Werkchen, betitelt: Leben, Thaten, Abenteuer ꝛc. des berüchtigten Straßenräubers Cartouche von Carl Friedlich. 22.

Cartwright (spr. Kártreit), Edmund, geb. 1743 in Nottinghamshire, Bruder des als früherer Lordlieutenant und dann als Oppositionssprecher und Schriftsteller berühmten im J. 1740 gebornen John C., war ein guter Dichter, tüchtiger Mechaniker und Chemiker und wurde, nachdem er in Oxford studirt hatte, Rector zu Bradly Merwood in Leicestershire und Präbendarius zu Lincoln. Von seinen Gedichten, durch die er sich seit 1762 auszeichnete, sind die meisten vortrefflich, seine Erzählung „Armin und Elvire" (1771) erhielt großen Beifall und am „Monthly review" war er einer der Hauptredacteure. Daneben aber hat er sich auch durch seine mechanischen Erfindungen berühmt gemacht, stellte 1786 die erste Webemaschine auf, gab verschiedene Färbungsmittel an, weßhalb die Manufakturbesitzer von Manchester ihm vom Parliamente eine Gratification von 10000 Pfd. Sterling auswirkten, erfand in neuerer Zeit eine Maschine, um durch Treten von 2 Menschen bedeutende Lasten schnell fortzuschaffen, nach ihm Cartwright's Centaur genannt, und beschäftigte sich seit 30 Jahren mit der Bewegung der Schiffe und Wagen durch Dämpfe, ja er soll den Plan eines Dampfschiffes lange bei sich getragen und dann einem amerikanischen Ingenieur mitgetheilt haben, der ihn ausführte. C. starb im J. 1824. 51.

Carus (M. Aurelius), aus Gallia Narbonensis gebürtig, zeichnete sich als römischer Feldherr aus und ward 282 n. Chr. nach dem Tode des Kaisers Probus von den Soldaten zum Kaiser erwählt, nahm seine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Mitregenten an, schickte den erstern nach Gallien, ging selbst mit dem andern nach Asien und schlug die Perser bei Ktesiphon, starb aber schon 283 zu Ktesiphon. 37.

Casanova (Giovanni), geb. 1730 zu Venedig, kam als Kind mit seiner Mutter nach Dresden und widmete sich unter Leitung des damaligen Directors der Akademie Louis Silvestre und später Dietrich's der Malerei. Während eines 3jährigen Aufenthaltes zu Venedig genoß er den Unterricht Piazetta's und vervollkommnete sich noch mehr zu Rom (wohin er Mengs begleitete), Neapel und Florenz. In Rom wollte er mit Winckelmann gemeinschaftlich die Herausgabe der monumenti antichi unternehmen, folgte aber 1764 dem Rufe als Professor an der Kunstakademie nach Dresden. Hier blieb er bis an seinen Tod, den 10. Dec. 1798, nachdem er noch mehrere Jahre gemeinschaftlich mit Schenau die Direction der Akademie geführt hatte. — Sein Verdienst als Maler ist unbedeutend, desto ausgezeichneter sind seine Zeichnungen mit Kreide. Eine derselben, ein Carton, die Verklärung Christi nach Raphael, befindet sich in England. Als theoretischer Künstler war C. einer der größten seiner Zeit und deßhalb seine Vorlesungen in der Akademie von großem Werthe. Selbst Winckelmann schätzte sein Urtheil hoch. 22.

Casanova de Seingalt (Johann Jacob), der berühmte Abenteurer des XVIII. Jahrh. und älterer Bruder des Malers, ward 1725 zu Venedig geboren, empfing zu Padua den ersten Unterricht, studirte daselbst die Rechte und entfaltete seine ausgezeichneten Talente so zeitig, daß er schon in seinem 16. Jahre zwei Dissertationen: „De testamentis" und „Utrum Hebraei possint construere novas synagogas" schrieb. Er glänzte hierauf durch seinen Geist in mehrern Cirkeln Venedigs, erhielt die niedern geistlichen Weihen und predigte auch einige Male; ward aber wegen Liebeshändeln aus dem Seminare gestoßen und selbst gefangen gesetzt. Wieder zur Freiheit gelangt findet er eine Anstellung beim Cardinal Aquaviva in Rom, wird aber wegen einer Unbesonnenheit wieder entlassen, hat mehrere Liebeshändel in Ancona, wird von span. und östreich. Truppen als Gefangner behandelt, entkommt durch List, nimmt vene-

tianische Kriegsdienste als Fähndrich, geht mit Empfehlungen des Cardinal Aquaviva an den Renegaten Bonneval nach Constantinopel (1743), weiß sich dort bei einem reichen Türken so einzuschmeicheln, daß ihm dieser unter der Bedingung der Religionsänderung seine Tochter zur Frau geben will, geht darauf nach Corfu und nach einigen daselbst gehabten Streitigkeiten nach Venedig zurück und lebt dort einige Zeit als Violinspieler, rettet durch seine Anordnungen den vom Schlage getroffenen Senator, Bragadino, vom Tode und wird von diesem wie ein Wunderthäter in sein Haus und seine Familie aufgenommen. Eine Unbesonnenheit treibt ihn fort, er kehrt aber nach manchen bestandenen Abenteuern nach Venedig zurück, nährt sich großentheils vom Spiele, reist auf einige Zeit nach Paris, kommt wieder nach Venedig, wird der Regierung verdächtig und muß trotz seiner mächtigen Verbindungen in die Bleikammern wandern (1755). Mit der größten Wagniß weiß er sich daraus zu befreien (1756), geht nach Paris, wird in die vornehmsten Cirkel aufgenommen und nimmt den Namen de Seingalt an, um auch bei Hofe erscheinen zu können. Von nun an beginnt sein buntbewegtes Leben erst recht. Nach einem langen Aufenthalte in Frankreich reist er dann nach Florenz, wo er mit Suwaroff bekannt wird, geht des Landes verwiesen nach Rom und Neapel und kehrt durch Italien nach Paris zurück, macht mehrere Reisen nach verschiedenen Richtungen und läßt sich endlich in London nieder. Aber bald kann er sein glänzendes Leben dort nicht mehr fortführen, begibt sich nach Berlin, schlägt aber die ihm von Friedrich II. angebotene Stelle als Gouverneur des Cadettencorps aus, reist über Riga nach Petersburg und wird von Katharina II. sehr gnädig aufgenommen. Die Aussicht, welche sich hierauf in Warschau für ihn öffnete, ward jedoch durch das Duell mit Branicki zerstört, und er reiste nun über Dresden und Prag nach Wien. Hier wird ihm der Aufenthalt untersagt, er geht wieder nach Paris, muß sich aber wegen einer gegen ihn erlassenen Lettre de cachet flüchten und geht nach Madrid (1767), wird auch hier genöthigt sich zu entfernen, reist über Barcelona und Montpellier nach Aix in der Provence, wo er Cagliostro's Bekanntschaft macht, hält sich wieder einige Zeit in Rom und Neapel auf, kehrt nach erhaltener Begnadigung nach Venedig zurück (1774) und ist bald darauf wieder in Paris. Hier lernt ihn der Graf von Waldstein kennen und trägt ihm über seine alchymistischen Kenntnisse erstaunt an, bei ihm in Dux in Böhmen zu leben. C. nahm das Anerbieten an (1785), ward Bibliothekar in Dux und starb im Juni 1803 zu Wien. — Er gehörte jedenfalls zu den geistvollsten Männern und sein heller Blick, seine feine Beobachtungsgabe, sein tiefer Scharfsinn, seine feurige Combinationsgabe, seine reiche Ideenfülle, seine große Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen und seine nicht unbedeutenden Kenntnisse lenkten überall die Aufmerksamkeit auf ihn. Sein Leben hat er selbst bis zu seinem letzten Aufenthalte in Paris beschrieben in seinen „Mémoires“, die 1822—28 stückweise übersetzt (12 Bde. 8.) und 1826 im Originale zu Leipzig erschienen sind und von denen der Prinz de Ligne, welcher zuerst darauf aufmerksam machte, sehr wahr urtheilt: „Sie sind voll von dramatischem Interesse; schnell, hinreißend, launig erzählt; mit philosophischen Ansichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Reflexionen erfüllt. Der Cynismus derselben kann nicht ihren Werth, wohl aber ihre Bekanntmachung hindern.“ Das Urtheil über C. muß daher immer doppelt sein; denn als Mensch zeigt er eine Menge Flecken und seine Lebensgeschichte kann von dem Moralisten nur verdammt werden, als Schriftsteller ist er classisch und seine Werke sind eine weite Fundgrube für den Psychologen und ein Muster der Darstellung für Jeden, der ihn zu würdigen weiß. 16.

Casaubon (Isaak). Dieser berühmte Philolog und Theolog, geb. zu Genf den 18. Febr. 1559, ward unter den Stürmen der franz. Religionskriege

bis zum 19. Lebensjahre von seinem Vater, reformirtem Prediger zu Chrest, unterrichtet und konnte erst von dieser Zeit an den gelehrten Studien an seinem Geburtsorte obliegen, die sich auf Theologie und Jurisprudenz, vorzüglich aber auf Philologie bezogen. Im J. 1582 folgte er seinem Lehrer, Fr. Portus aus Kandia, in der Professur der griech. Sprache zu Genf, dann 1596 in gleicher Eigenschaft zu Montpellier, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb, darauf verweilte er ein Jahr in Lyon und ward 1599 von Heinrich IV. nach Paris als Professor berufen und 1603 zum königl. Bibliothekar ernannt. Religionshaß und Gelehrtenneid verleideten ihm jedoch seinen Aufenthalt und erschwerten sein emsiges Wirken, so daß er, zumal als sein Gönner Heinrich IV. ermordet ward, die Einladung des engl. Königs Jacob's I. gern annahm und von nun an, bei einer ansehnlichen Pension und zwei Pfründen, in London sich aufhielt, wo er den 1. Juli 1614 starb. Er erlebte noch den Schmerz, daß zwei seiner Söhne, Johann und Augustin, zur röm. Kirche übertraten. C. hat sich als Theolog durch die Exercitationes de rebus sacris et eccl. contra Baronium bleibende Verdienste erworben; aber den höchsten Ruhm erlangte er durch seine genaue Kenntniß der griech. und latein. Sprache und durch den kritischen Scharfsinn, mit dem er die Classiker (Diogenes Laertius, Aristoteles, Polybius, Athenäus, Strabo, Suetonius, Persius u. A.) behandelte, und noch jetzt glänzt sein Name in den Commentaren zu fast allen griech. und latein. Schriftstellern. — Meric Casaubonus, Sohn Isaak's C., geb. zu Genf den 14. Aug. 1599, eiferte seinem Vater nach in der Erlangung einer viel umfassenden Gelehrsamkeit, erreichte aber nicht den feinen Scharfsinn und die Lebendigkeit der Darstellung desselben. Er kam 1614 nach Oxford, ward 1621 Magister, dann Baccalaureus der Theologie, Prebendarius von Canterbury, Rector von Ickham und 1636 Doctor der Theologie. Während der Revolution unter Cromwell verlor er seine Ämter und Einkünfte, ließ sich aber weder von diesem bewegen gegen reichliches Honorar die Geschichte der engl. Bürgerkriege dieses Zeitraums zu schreiben, noch von der Königin Christine in Schweden die Oberaufsicht der Universitäten zu übernehmen. Für diese Treue belohnte man ihn nach Cromwell's Tode durch Zurückgabe seiner frühern inne gehaltenen Pfründen. Er starb den 14. Juli 1671. 27.

Cascade (franz.), 1) der Wasserfall, sowohl der natürliche, wie des Rheins bei Lauffen, als der künstliche, deren es nach franz. Geschmacke sehr häufig in Gärten gab. Die berühmtesten sind die Cascaden zu St. Cloud bei Paris und zu Weißenstein bei Cassel. 2) In der Artillerie und Feuerwerkerkunst eine Vorrichtung, die einen feurigen Wasserfall bildet. Sie besteht gewöhnlich aus einem pyramidenförmigen Gerüste, mit daran angebrachten abwärts geneigten Brillantbrändern, von denen der oberste aber aufrecht steht. Prächtiger noch sind die beweglichen Cascaden, bei welchen die Bränder an zwei um eine aufrecht stehende Spindel sich bewegenden Rädern angebracht sind. 30.

Casco, der Rumpf oder Körper eines Schiffs. Man setzt das casco dem cargo (Ladung) entgegen und sagt daher z. B., wenn von Assecuranz oder Havereivertheilung die Rede ist: das casco des Schiffs sei mit dieser Summe, das cargo aber mit jener versichert, oder auf das casco sei diese Summe als Schade zu vertheilen, aufs cargo aber jene Summe. 38.

Casematten, s. Festung.

Caserne, ein in Garnisonorten zur Wohnung für das Militair eingerichtetes Gebäude. Gnügender Raum für die Mannschaft, gesunde Luft, Licht, gutes Trinkwasser, die Nähe eines fließenden Gewässers und, wo möglich, ein Platz für die Detailübungen sind dabei vorzüglich wünschenswerth. Als Grundideen des Casernements nimmt man an, daß 1) die Compagnien oder Escadrons von einander getrennt liegen und 2) Sittlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Pflege

und Aufsicht ohne Raum- und Kostenverschwendung erhalten werden können. Die beste Bauart ist die, wenn in jedem Stockwerke nur eine Reihe Vorderzimmer, hinter denselben aber ein Corridor befindlich ist, der bei übler Witterung zu Übungen gebraucht werden kann. Am dienlichsten sind die Stuben, welche 8 Mann fassen können. In diesen stehen am Tage die Betten über einander, in deren jedem ein fester Koffer am Kopfende die schräge Lage bildet. Eine Caserne bedarf daher a) der Wohnungen für die Subalternofficiere, Unterofficiere, Spielleute und Gemeine; b) für den Feldwebel oder Wachtmeister und den Junker einer gemeinschaftlichen Wohnung; c) der Wohnung für den Capitaine d'armes; d) einer Montirungskammer; e) eines Behältnisses zum Putzen der Waffen; f) einer Küche, Speisekammer und eines Kellers; g) eines Speisesaals; h) einer Stube für die Wäscherin; i) eines Boden zum Wäschetrocknen; k) eines Boden zum Ausklopfen und Anstreichen der Montirungsstücke. Hat eine Caserne Nebengebäude, so sind dahin die Stuben für die Handwerker, das Vorrathsbehältniß, die Wohnungen der Chirurgen, Schreiber, Musiker ꝛc. zu verlegen. Außer der Behältnisse für Brennmaterial, so wie für die Feuer- und Löschgeräthschaften, sind in Cavalleriecasernen besonders noch die Stallungen zu berücksichtigen, welche geräumig und hell sein müssen und in welchen auf die größte Reinlichkeit zu halten ist. 50.

Casino ist ursprünglich ein Berg in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, auf welchem Benedict von Nursia das erste Kloster stiftete. Von diesem Kloster aus genoß man nicht nur die schönste Aussicht, die Einwirkung eines äußerst gesunden Klima, eine seltene Reinheit der Luft, kurz viele Naturschönheiten, sondern die Mönche der reichen Benedictinerabtei hatten sich auch der Heilkunde gewidmet, standen in dem Rufe, heilende Balsame vom Berge Zion zu besitzen und die Kraft der schmerzstillenden Pflanze Diptam zu kennen, so daß der Berg Casino ein Versammlungsort, gleich unseren Bädern, sowohl für Kranke als auch für Gesunde wurde, welche die schöne Jahreszeit in ländlichen Vergnügungen verleben wollten. Die Ergötzungen und Freuden des Monte Casino blieben in angenehmer Erinnerung, man gründete anfangs in Italien und dann auch in Deutschland ausgewählte und geschlossene Gesellschaften zu Spiel, Bällen und Vergnügungen aller Art, und trug den an schönverlebte Stunden erinnernden Namen Casino auch auf die neuerrichteten Cirkel über. 49.

Cassano, ein Flecken am rechten Ufer der Adda im mailändischen Gouvernement des lombardisch-venetianischen Königsreichs, bekannt durch zwei in seiner Nähe vorgefallne Schlachten. Die erstere wurde am 16. Aug. 1705 zwischen den Östreichern unter Eugen und den Franzosen unter Vendôme geliefert. Eugen wollte, um Turin zu entsetzen, über die Adda gehen und setzte sich zu diesem Zwecke am 10. Aug. aus seinem Lager bei Romenengo in Bewegung. Vendôme jedoch, welcher den Plan Eugen's durchschaute, sendete die eine Hälfte gegen den Punkt, wo der Übergang bewerkstelligt werden sollte, und die andere an die Brücke bei C., um diese zu decken. Eugen an der Ausführung seines ersten Plans verhindert marschirte eilig nach C., allein Vendôme kam ihm zuvor und so begann der Kampf. Zweimal nahmen die Östreicher unter Eugen's persönlicher Anführung die Brücke, aber zweimal wurden sie zurückgeschlagen; Eugen wurde verwundet und mußte sich entfernen. Endlich die Unmöglichkeit, die Brücke zu behaupten, einsehend, zog er sich, schwach verfolgt eine Meile vom Schlachtfelde zurück. Der Verlust beider Theile war ziemlich gleich, ungefähr 3000 Mann auf beiden Seiten. Unter den Todten der Östreicher befanden sich der Prinz Joseph von Lothringen, Prinz Alexander von Würtemberg und der Graf von Leiningen. Der Fürst von Anhalt-Dessau war verwundet. — Die zweite Schlacht von Cassano wurde am 27. April 1799 zwischen den Franzosen unter Moreau und der östreich-russischen Armee unter Suwarow geliefert. Mo-

reau hatte das Commando der am 17. April von Suwarow bei Magnano und Isola della Scala geschlagenen Armee übernommen und besetzte das rechte Addaufer von Lodi bis zum Lago di Como. Suwarow rückte am 25. in drei Colonnen gegen die Adda vor, ließ am 26. die franz. Vorposten bis an die Addabrücke zurücktreiben und den östreich. General Vukassowich in der Nacht vom 26. zum 27. am rechten Ufer der Adda eine vortheilhafte Stellung nehmen. Moreau griff am 27. an, allein einige anfangs errungene Vortheile gingen bald wieder verloren; Serrurier, welcher in einer verschanzten Stellung bei Verderio stand, wurde durch den Rückzug der beiden von der Adda zurückgeschlagenen Divisionen von allen Seiten umzingelt und endlich genöthigt mit 15 Kanonen und 4000 Mann zu capituliren. Der Verlust der Franzosen betrug über 6000 Mann. Moreau zog sich zurück, Suwarow rückte am 28. April in Mailand ein und decretirte das Aufhören der cisalpinischen Republik. 1.

Cassation, fr. u. engl. cassation, eigentlich Zerstörung, Zerbrechung, Vernichtung; daher 1) bei Handschriften und Urkunden das Durchstreichen oder Zerreißen; 2) bei Personen, die in einem Ehrenamte stehen und deren Anstellung auf einem erhaltenen Patente oder Diplome beruht, die Absetzung, indem dann das Patent oder Diplom eingefordert und vernichtet wird. Die C. hat den Verlust der Ehrenrechte zur Folge; 3) bei Sentenzen oder Entscheidungen die Umstoßung, Aufhebung derselben; 4) bei Geschäften die Umstoßung des daraus erlangten Rechts. Die Römer nannten dieß im Allgemeinen commissum, z. B. den bedungenen Verlust eines Pachtes auf den Fall, wenn mit der Zahlung nicht inne gehalten worden ist. Die Feststellung einer solchen Bedingung nennt man (als Anhängsel zum Contracte) eine Clausel. Weil es aber eine Gefährde enthalten würde, den Andern nach eingetretener C. noch fortwirthschaften zu lassen und Leistungen von ihm anzunehmen, so muß derjenige, zu dessen Gunsten der Fall eingetreten ist, sich bei Verlust des Rechts sogleich erklären, ob er davon Gebrauch machen wolle oder nicht. Hierzu nimmt man die nächste Gerichtszeit, welches nach alter Sitte bei den Römern der 10., bei germanischen und gallischen Völkern der 14. Tag war, als letzten Termin an. Hat er jedoch früher Leistungen aus dem Contracte wieder angenommen, so hat er dadurch die Fortdauer des Verhältnisses wieder anerkannt und das Recht auf C. zu dringen, früher schon mittelbar selbst aufgegeben, im andern Falle aber durch Nichtgebrauch verloren. 10.

Cassationsgericht, franz. tribunal de cassation; engl. tribunal of cassation. Es liegt in der Natur des Geschwornengerichts, daß es bei demselben nur eine einzige Entscheidung geben könne, welche dann ein für allemal gilt. Denn eine einmal eidlich ausgesprochene Überzeugung läßt keine Abänderung zu, ohne sich selbst zu widersprechen. Allein die Überzeugung der Geschwornen gründet sich auf die Voraussetzung, daß die Untersuchung des Thatbestandes, über welchen sie sich aussprechen sollen, gesetzmäßig und fehlerfrei vorgenommen worden sei. War dieses nicht, so mußte die Überzeugung der Geschwornen eine irrige sein; sie kann nicht gelten; das darauf gegründete Urtheil ist nichtig; es ist durch öffentlichen Ausspruch dafür zu erklären. Dieß macht es beim Bestehen von Geschwornengerichten zur nothwendigen Bedingung, daß neben ihnen noch ein zweites höheres Gericht bestehe, welches für den Angeklagten die Einwendungen gegen die Rechtmäßigkeit des der Verurtheilung zum Grunde gelegenen gerichtlichen Verfahrens untersucht, und wenn es findet, daß bei dem letztern die gesetzlichen Formen nicht beobachtet worden sind, das darauf gebaute Urtheil wiederum cassirt. Dieß Gericht nennt man das Cassationsgericht. Auch hier liegt es in der Natur der Sache, daß das Cassationsurtheil nur ein einziges sein kann; denn die gesetzliche Form war beim Verfahren ent-

weder beobachtet worden oder nicht. Im erstern Falle war das vorige Urtheil nicht anzufechten, im letztern aber ganz zu vernichten. Beim Geschwornengerichte gibt es daher allemal drei Fälle, deren zwei für den Angeklagten und einer nur wider ihn sind. Entweder er wird für „nicht schuldig" erklärt (erster Fall) oder verurtheilt. Das nachtheilige Erkenntniß wird dann entweder cassirt (zweiter Fall) oder unangefochten gelassen. Nachhelfen mit geringern Strafen und dgl. gibt es (wenigstens in England und Nordamerika) nicht, obschon man auf dem Festlande, besonders in Frankreich, schon Schleifwege genug gefunden hat. Jenes in der Natur der Sache begründete Verhältniß machte es dem edlen Könige von Preußen möglich, in dem berüchtigten Fonk'schen Processe das Geschwornenurtheil ohne Verletzung der Institution seiner Rheinprovinzen umzustoßen; denn es war erwiesen, daß man sich zur Herausbringung der (angeblichen) Wahrheit unwürdiger Personen bedient hatte. Es wurde daher das auf unrichtige Voraussetzungen gegründete Urtheil cassirt und vermöge besonderer Cabinetsordre an den Minister von Kircheisen die ernstliche Weisung an die Unterbehörden ertheilt: sich für die Zukunft der Anwendung von unredlichen Mitteln zu enthalten. 10.

Cassel, Hauptstadt des Churfürstenthums Hessen und Residenz des Churfürsten, liegt unter 51° 19′ 20″ N. B. und 27° 7′ 5″ L. in einer rings von Bergen umgebenen angenehmen Gegend an der Fulda, durch welche die Altstadt von der Unterneustadt getrennt wird. Die Zeit ihrer Gründung ist unbestimmt; die ältesten Nachrichten gehen bis in das erste Viertel des X. Jahrh. zurück, wo sie unter dem Namen Chasalla als ein geringer Weiler in Urkunden erwähnt wird. Bedeutend schon war sie im XIII. Jahrh., wo Landgraf Heinrich I. hier residirte. Die Unterneustadt wurde im XIV. Jahrh. und die Oberneustadt im XVII. Jahrh. angelegt. Die Befestigungen, welche sonst bedeutend waren, sind bereits im vor. Jahrh. demolirt worden. C. gehört nicht zu den größten Städten Deutschlands (denn sie hat nur gegen 1600 Häus. und 26000 Einw.), aber zu den schönsten. Die obere oder franz. Neustadt zeichnet sich vor allen andern Stadttheilen durch schöne breite Straßen und palastähnliche Gebäude aus. Hier befindet sich der prächtige 1000 Fuß lange und 450 Fuß breite, von einer dreifachen Lindenreihe umgebene Friedrichsplatz mit der marmornen Statue des Landgrafen Friedrich II., der cirkelrunde durch ein mehrfaches Echo in seiner Mitte merkwürdige Königsplatz, der Wilhelms- und Karlsplatz mit der Marmorstatue des Landgrafen Karl, die 4500 Fuß lange und 87½ Fuß breite Königsstraße, die neue 180 Fuß breite nur erst begonnene neue Wilhelmsstraße, das Museum, das herrlichste Gebäude der Stadt mit einer 290 Fuß langen Façade, die katholische Kirche, die palastreiche Bellevuestraße, die noch nicht vollendete Kattenburg an der Stelle des alten abgebrannten Schlosses u. a. m. Die Altstadt, welche mit der Unterneustadt durch eine 273 Fuß lange Brücke über die Fulde zusammenhängt, ist weniger schön und hat nur einen einzigen bedeutenden Platz, den Schloßplatz. Die Unterneustadt bietet ebenfalls wenig Bemerkenswerthes dar. Außer den genannten Merkwürdigkeiten erwähnen wir noch das neue Schauspielhaus, das Pagenhaus, das Meßhaus, die Sternwarte, das Zeughaus, den Galleriepalast mit einer trefflichen Gemäldegallerie, den Palast Bellevue und den churfürstl. Palast am Friedrichsplatze. C. steht andern Städten hinsichtlich der Bildungs- und anderer Anstalten ebenfalls nicht nach. Es besitzt eine Akademie der bildenden Künste, eine Bauschule, Militairschule, ein Schullehrerseminar, gelehrte und Elementarschulen, eine jüdische Realschule, einen Landwirthschaftsverein, eine alterthumsforschende Gesellschaft, eine 70000 Bände starke Bibliothek, Sammlungen aller Art, ein Münzcabinet ꝛc. Der Handel ist nicht wichtig und die Messen sind unbedeutend, wichtiger hingegen die verschiedenen Gewerbe, welche

dem größten Theile der Einwohner zum Erwerbszweige dienen. Es gibt mehrere Fabriken in Tuch, Tabak, Tapeten, Kattun, Fayence-, Gold- und Silberwaaren, und Karten, und die Herschel'sche Maschinenfabrik ist ebenfalls sehr ansehnlich. Zum Besten der Gewerbe besteht ein Handels- und Gewerbeverein und eine Gewerbanstalt. — 1 Stunde von C. liegt das prächtige Lustschloß Wilhelmshöhe mit schönen Gebäuden und berühmten englischen Gartenanlagen. In diesen befindet sich die in altem Style erbaute Löwenburg und die allgemein bewunderte 900 Fuß lange und 40 Fuß breite Hauptcascade, neben welcher auf jeder Seite große Treppen hinabführen. Auf dem Dache eines auf der Spitze des Berges befindlichen achteckigen schön gebauten Hauses steht auf einer 96 Fuß hohen Pyramide von Quadersteinen die 31 Fuß hohe kupferne Bildsäule des Hercules (auch des heil. Christoph genannt) mit einer Keule, welche 6 Personen faßt, und einem 11 Fuß hohen kupfernen Fußgestelle. Am Fuße des Berges befindet sich eine sehr schöne Fontaine. 15.

Cassia, Cassie, franz. casse; engl. cassia, eine Gattung aus der natürlichen Familie von Jussieu's leguminosae und Linné's decandria monogynia. Bauhin und viele Botaniker trennten diese Gattung in 2 besondere Untergattungen, in Cassia und Senna. Persoon und Willdenow behalten für die letztere den Namen Cassia bei und trennen die erstere als eigene Gattung. Dr. Colladon (in Genf) aber bringt in seiner **Histoire naturelle et médicale des Casses, Montpellier 1816.** die Cassienarten unter folgende 8 Abtheilungen: 1) **Fistula**, zu deren Arten **cassia fistula L.** und **c. brasiliana** gerechnet wird, welche alle hohe Bäume mit großen Blüthen sind. Die merkwürdigste Art ist unstreitig **c. fistula L.**, ein großer, nußbaumartiger, in Ägypten, Arabien, Persien und Ostindien einheimischer Baum, mit unpaarig gefiederten Blättern, großen Blüthen, welche schlaffe, hängende, in den Blattwinkeln sitzende Trauben bilden; ferner mit cylindrischen holzigen Früchten, die 2 Fuß und noch mehr lange, schwärzlichbraune, unbehaarte Hülsen mit zahlreichen durch Querscheidewände getrennten Fächern darstellen, von denen jedes in dem röthlichen Marke ein einziges Samenkorn enthält. Dieses Mark oder Mus (pulpa cassiae) hat einen süßen, schleimigen und etwas widrigen Geschmack. Der größte Theil desselben löst sich in Wasser und rectificirtem Weingeiste auf und kann aus der es enthaltenden Röhre durch eine von beiden Flüssigkeiten ausgezogen werden. Das Cassienmark ist ein gelindes Laxirmittel; doch darf es nicht in zu starker Gabe genommen werden, weil es dann gewöhnlich Übelkeiten, Blähungen und bisweilen Leibschneiden erregt. In den Apotheken bereitet man das Mark, indem man die röhrenförmigen Stücke der Länge nach spaltet und das Mark mittelst eines Spatels herausschabt. In diesem Zustande bildet sie das, was man kernhaltige Röhrencassie nennt. Um sie rein zu erhalten, schüttelt man sie durch ein Haarsieb, wodurch man die gereinigte Röhrencassie erhält; bisweilen bereitet man noch eine Art von Extract oder dickem Syrup daraus, der unter dem Namen gekochte Röhrencassie (cassia cocta, cassia solutiva) bekannt ist. 2) **Chamaefistula**, wo sich die Antheren mit 2 Löchern öffnen, die Fruchtränder häutig sind, und unter ihnen 6 Arten unterscheidet. 3) **Herpetica**, mit auf beiden Seiten geflügelten Früchten, horizontal im Marke liegenden Samen und sehr großen Deckblättern. 4) **Senna**, bei der die Früchte zusammengedrückt, dünn, häutig, an den Rändern geflügelt, ohne Mark sind und die verkehrt herzförmigen Samen vertical liegen (vgl. Senna). 5) **Chamaesenna**, bei der die häutige Frucht mehr oder weniger flach ist, an den Rändern kleine flügelförmige Verlängerungen hat und zu welcher Abtheilung ungefähr 60 Arten gehören. 6) **Bascophyllum**, wo die 10 Staubfäden gleich sind. 7) **Absus**, deren Kelch 6 lanzettförmige, spitzige Abschnitte hat; an den Blattstielen sitzen nur 2 kleine Nebenblättchen; die An-

theren öffnen sich mit zwei länglichen Spalten und haben auf jeder Seite eine Reihe Haare. Hierher gehört Linné's c. absus, eine einjährige, in Ägypten und Ceylon wachsende Pflanze, dadurch merkwürdig, daß, nach dem Berichte einiger Reisenden, ihre Samen, die sogenannten Chichmsamen, bei der Behandlung der Augenentzündung in dem Augenblicke ihres Eintritts angewendet werden. 8) Chamaecrista, mit unbehaarten Antheren, die sich mit 2 rundlichen Löchern öffnen. Bemerkenswerth ist noch cassia marylandica (marylandische Cassie), ein in Nordamerika einheimisches Staudengewächs, das bei uns im Freien aushält. Seine zusammengesetzten Blätter bestehen aus ungefähr 8 Paar eirunder, stumpfer Blättchen, haben ebenfalls abführende Eigenschaften und könnten vielleicht die ägyptische Senna ersetzen. Schließlich ist noch zu bemerken, daß Colladon 125 Arten von den oben erwähnten 8 Abtheilungen aufzählt, von den 73 auf dem tropischen Festlande und den amerikanischen Inseln, 15 in der gemäßigten Zone Amerikas, 1 auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, 2 auf der Insel Madeira, 8 in Ägypten und Arabien, 17 in Ostindien, 3 in China und Japan, 2 in beiden Indien einheimisch sein sollen, bei 4 derselben aber das Vaterland noch nicht genau bekannt sein dürfte. 21.

Cassianus, Johannes, berühmt als Kirchenlehrer, Beförderer des Mönchthums und Begründer des Semipelagianismus, von unbekanntem Geburtsorte und Geburtsjahre, verdankte die erste Erziehung dem Kloster Bethlehem bei Jerusalem, erhielt theils hier, theils auf zwei Reisen mit seinem Freunde Germanus nach Ägypten in seiner religiösen Denkart eine ascetische Richtung, und bildete sich darauf besonders durch den Unterricht des Chrysostomus in Constantinopel, der ihn auch zum Diakonus weihete, mit großer Auszeichnung aus. Für diesen seinen Lehrer, der seiner Stelle als Bischof entsetzt worden war, ging er im J. 405 im Auftrage der jenem treu Gebliebenen als Gesandter nach Rom zu dem Papste Innocenz I. Wahrscheinlich lernte er hier den Gegner Augustin's, Pelagius, kennen, wenigstens ward er von nun an in seine Grundsätze eingeweiht, wiewohl er in der Lehre von der Gnade Gottes und der Freiheit des Menschen einen vermittelnden Weg einschlug, und sonach dem Tugendstolze der Mönche eben so wie dem mystischen Vernichten aller menschlichen Willensfreiheit, wie Augustin lehrte, entgegentrat. Diese Lehrform blieb die herrschende in den von C., dem nun emsigen Presbyter, (um d. J. 1415) gestifteten Klöstern zu Marseille (Massilia, daher der Beiname Cassian's: Massiliensis) und späterhin von wesentlichem Einflusse auf die Gestaltung des öffentlichen Glaubens in der katholischen Kirche. In 12 Büchern de institutis Coenobiorum hinterließ er, einer der gelehrtesten und eifrigsten Gründer des Mönchswesens im Occidente, eine ausführliche Klosterregel und eine erbaulich lehrreiche Unterweisung für seine Mönche in den 24 Collationes Patrum (nach Gesprächen mit ägyptischen Mönchen abgefaßt); außerdem schrieb er noch de incarnatione Christi libb. VII gegen Nestorius. Joannis Cassiani opera omnia cum comment. D. Alardi Gazaei etc. Francof. 1722. Lips. 1733. C. starb unter der Regierung des Theodosius und Valentinianus. 27.

Cassini, eine in 3 Generationen durch die wissenschaftliche Behandlung der Astronomie und Geographie berühmt gewordene adelige italienische Familie. 1) Giovanni Dominico, geb. den 8. Juli 1625 zu Perinaldo bei Nizza, studirte im Jesuitencollegium zu Genua und machte in der Astronomie so bedeutende Fortschritte, daß ihm im J. 1650 der Senat zu Bologna den ersten Lehrstuhl an der Universität übertrug. Die von Ignazio Dante 1575 in der Kirche der heil. Petronia gezogene Mittagslinie, um durch dieselbe die Äquinoctien und Solstitien zur genauen Bestimmung der Kirchenfeste zu erhalten, fand C. nicht genau genug, weßhalb er 1653 auf den Gedanken kam, eine län-

gere und genauere Mittagslinie zu ziehen, um die Unsicherheiten zu entfernen, welche noch über die astronomische Refraction und über alle Elemente der Theorie der Sonne vorhanden waren. Schon nach 2 Jahren war diese schwierige Arbeit vollendet, in welcher genauere Sonnentafeln, die die Parallaxe der Sonne richtiger bestimmen und eine verbesserte Refractionstafel entworfen waren. Geschäfte, womit der Senat zu Bologna und später der Papst ihn beauftragten, unterbrachen zuweilen seine Arbeiten, doch hinderten sie ihn nicht, seine Beobachtungen fortzusetzen. Im J. 1661 hatte C. eine allgemeine Übersicht der Sonnenfinsternisse über die ganze Erde entworfen, mittelst welcher die geographischen Längen gefunden werden. 1664 und 1665 beobachtete er zu Rom zwei Kometen, deren Lauf er mit großer Genauigkeit bestimmte. Zu Citta della Piave in Toscana bemerkte er auf der Scheibe des Jupiter die Schatten, welche die Trabanten desselben auf ihn warfen, wenn sie zwischen ihm und der Sonne durchgehen; auch unterschied er dieselben genau von den auf der Oberfläche des Jupiter erscheinenden Flecken. Durch erstere berichtete er die Theorie der Bewegungen der Trabanten und bestimmte durch letztere die Rotation des Jupiter um seine Axe. Zu gleicher Zeit machte C. eine Menge Beobachtungen über die Insekten, deren Resultate er später drucken ließ. Seine **Ephémérides des satellites de Jupiter** gab er im J. 1668 heraus, eine bewunderungswürdige Arbeit, welche Ursache war, daß C. durch Colbert nach Frankreich eingeladen wurde und 1673 sein Vaterland verließ. Hier setzte C. seine astronomischen Beobachtungen mit doppeltem Eifer fort und entdeckte außer dem schon von Huygens wahrgenommenen Trabanten des Saturn noch vier andere; ferner das Zodiakallicht, zeigte, das die Mondaxe nicht, wie man geglaubt hatte, senkrecht auf der Ebene der Ekliptik stehe, und lehrte die Ursachen der in der Theorie des Mondes unter dem Namen Fibration bekannten Erscheinungen kennen. Die genaue Bestimmung der Gesetze dieser Bewegung ist eine seiner schönsten Entdeckungen. Die im J. 1669 von Picard begonnene, von Lahire 1683 bis nördlich von Paris verlängerte und von C. 1700 bis ans äußerste Ende von Roussilon fortgeführte Mittagslinie wurde 1740 von François C. und Lacaille und 1800 von Méchain und Delambre gemessen. Das Resultat dieser letztern Messung weicht von dem von C. gefundenen nur um 21 Toisen ab. In den letzten Jahren seines Lebens verlor C. sein Gesicht und starb am 14. Sept. 1718 an Alterschwäche. Sein erstes Werk waren seine **Observationes Cometae anni 1652 — 53** (Modena 1653. Fol.). In Lalande's **Bibliographie astronomique** findet man C.'s zahlreiche Werke aufgezählt. Seine Selbstbiographie gab sein Enkel Cassini de Thury in den **Mémoires pour servir à l'histoire des sciences** (Paris 1810.) heraus. — 2) Sein Sohn Jacques, geb. den 18. Febr. 1677, wurde schon in seinem 17. Jahre Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er begleitete seinen Vater nach Italien, durchreiste darauf Holland und England und wurde 1696 Mitglied der königl. Societät zu London. Nach seiner Rückkehr schrieb er mehrere Abhandlungen über astronomische und physikalische Gegenstände, wie z. B. über die Elektricität, über geographische Ortsbestimmungen durch Sternbedeckungen, über Barometer, über die Vervollkommnung der Brennspiegel ꝛc. Ein größeres Werk überreichte er der Akademie im J. 1717 über die Entfernung der Fixsterne und über die Neigung der Planetenbahnen, insbesondere über die Neigung der Bahnen der Saturnstrabanten und des Ringes des Saturn. Allgemein bekannt geworden ist C. durch seine Arbeiten, die Gestalt der Erde zu bestimmen. Bei der ersten 1669 begonnenen Messung des Meridian glaubte man die Grade desselben gegen Norden kürzer zu finden, als gegen Süden und schloß daraus auf eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu. Als C. 1701 die Messung mit seinem Vater bis Cottioure

und 1718 mit Maraldi und de la Hire fortgesetzt hatte, gab er sein Werk: De la grandeur et de la figure de la terre (Paris 1720. 4.) heraus. Das dem Principe der Attraction und Rotation der Erde um ihre Axe widersprechende Resultat erregte unter den Anhängern des Newton'schen Systems allgemeinen Widerspruch. Man behauptete nämlich, der gemessene Bogen sei, obgleich er 9 Grade betrug, nicht lang genug, um jene Annahme mit Sicherheit zu begründen. Ludwig XV. befahl daher, die Grade des Meridian unter dem Äquator und am Polarkreise zu messen. Um aber das Problem bestimmter zu lösen, wurde 1733 die Akademie beauftragt, die Länge von ganz Frankreich von Brest bis Straßburg zu messen. C. leitete diese Arbeit, ließ sich aber dabei einige Fehler zu Schulden kommen. Er starb den 16. April 1756 auf seinem Landgute Thury. Wir besitzen von ihm noch folgende Werke: Eléments d'astronomie (Paris 1740. 4.). Tables astronomiques du soleil, de la lune, des planètes, des étoiles et des satellites (Paris 1740. 4.). — 3) César François Cassini, zweiter Sohn des Vorigen, geb. den 14. Juni 1714, kam ebenfalls im 22. Jahre in die Akademie der Wissenschaften. Schon in seinem 10. Jahre berechnete er die Phasen der Sonnenfinsterniß des J. 1727. Die Akademie besitzt viele Abhandlungen von ihm, vorzüglich aber ein großes Werk, das den Namen seiner Familie trägt. Man hatte nämlich den Plan, Frankreich geometrisch zu messen, C. erweiterte ihn dahin, dasselbe trigonometrisch und topographisch aufzunehmen und hierdurch den Abstand aller Orte von dem pariser Meridiane und dem Perpendikularkreise dieses Meridians zu bestimmen. Als 1756 die Unterstützung von Seiten der Regierung zu diesem Unternehmen aufhörte, errichtete C. eine Gesellschaft, welche die weiteren Kosten vorschoß und ihre Vorschüsse aus dem Verkaufe der Charten wieder erhielt. Auf diese Weise erhielt das Unternehmen einen schnellern und regelmäßigen Fortgang und C. hatte die Freude, fast die völlige Beendigung dieser Arbeit zu erleben. Er starb den 7. Sept. 1784. C. lieferte eine Menge astronomischer Abhandlungen an die Akademie der Wissenschaften, als: Untersuchungen über die Parallaxe der Sonne, des Mondes, der Venus und des Mars; über die Refraction, über die Schiefe der Ekliptik und deren Abnahme und viele andere. — 4) Dessen Sohn, Jacques Dominique, Graf von Cassini, geb. zu Paris den 30. Juni 1740, Director der Sternwarte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, setzte das Unternehmen seines Vaters fort, und überreichte der Nationalversammlung den 13. Oct. 1789 die Charte topographique de France in 180 Blättern, welche sich an einander hängen lassen und eine einzige Charte von 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite bilden. Auf den ersten Blättern befindet sich die Umgegend von Paris, wovon deutliche und scharfe Abdrücke zu den größten Seltenheiten gehören, weil durch die große Menge von Exemplaren die Platten ganz abgenutzt worden sind. Die unter dem Namen Atlas national bekannte Charte von 1791 ist eine Reduction der vorigen auf ein Drittel des ursprünglichen Maßstabes von Dumey und andern Ingenieurs. Außerdem hat Capitaine eine Ausgabe nach einem vier Mal kleineren Maßstabe veranstaltet. Im J. 1793 wurde C. als Gegner der Republik verhaftet und vor das Revolutionstribunal gestellt, rettete jedoch sein Leben. Napoleon ernannte ihn 1804 zum Ritter der Ehrenlegion; 1816 war er Mitglied des Generalconseils im Departement der Oise. Nach ihm wurde die Cassinoide benannt, worunter man die von ihm vorgeschlagene Curve des 4. Grades versteht, durch die er die Bewegung der Erde oder eines andern Planeten um die Sonne genauer darstellen zu können glaubte, als durch die Kepler'sche elliptische Hypothese; es ist dieß aber nicht der Fall, weßhalb sie auch von den Astronomen nicht weiter beachtet worden ist. In dieser Curve ist das Rechteck unter den aus irgend einem Punkte derselben nach beiden Brennpunkten

gezogenen geraden Linien eine conſtante Größe, während bei der Ellipſe die Summe zweier ſolchen Linien conſtant iſt. 26.

Caſſinoide, ſ. Caſſini (Jacques Dominique, Graf von).

Caſſiodorus (Magnus Aurelius), berühmter römiſcher Staatsmann, ward zu Scyllacium um 465 n. Chr. geboren, zog Odoacer's Aufmerkſamkeit auf ſich, wurde erſt deſſen geheimer Secretair (comes rerum privatarum), dann Finanzminiſter (comes sacrarum largitionum), verließ ihn aber nach der Schlacht bei Verona, ging nach Unteritalien auf ſeine Güter und bewog die Einwohner ſich für Theodorich zu erklären, weßhalb ihn dieſer zum Präfecten Unteritaliens ernannte. Nach einem Jahre ward er zum Quäſtor ernannt, dann Praefectus praetorio (dirigirender Miniſter), lebenslänglicher Patricius und 514 Conſul, blieb auch nach Theodorich's Tode Rathgeber von Amalaſuntha, Theodahat und Vitiges und zog ſich endlich nach den glücklichen Feldzügen Beliſar's in ſeine Vaterſtadt zurück (538), erbaute das Kloſter Vivarium, gewöhnte die aufgenommenen Mönche an das Abſchreiben von Büchern und an Studiren und erwarb ſich dadurch ein hohes Verdienſt um die Wiſſenſchaften; denn bald ahmten andere Klöſter nach. Unter ſeinen Schriften, deren vorzüglichſten Ausgabe durch Garetius, Venedig 1729. 2 Bde. Fol. erſchien, zeichnen ſich ſeine: Variarum libri XII, ſeine Erlaſſe als Staatsdiener enthaltend, ein Handbuch der 7 freien Künſte und eine Anleitung zur Orthographie aus. Sein Styl iſt breit aber elegant. Das Jahr ſeines Todes iſt unbekannt. 16.

Caſſius Longinus (Cajus), einer der Mörder Cäſar's, aus dem alten plebejiſchen Geſchlechte der Caſſier entſproſſen, trat zuerſt um 53 v. Chr. als Quäſtor des M. Craſſus auf, als welcher er ſich in dem unglücklichen Kriege gegen die Parther durch Beſonnenheit und kräftiges Handeln nach der Niederlage des Craſſus auszeichnete, indem er die Parther bei Antiochia mehrmals gänzlich ſchlug (52). Hierauf trat er im Bürgerkriege zwiſchen Cäſar und Pompejus auf des Letztern Seite, vernichtete als Befehlshaber einer Flotte das cäſariſche Geſchwader in der Meerenge von Meſſina, während Pompejus bei Pharſalus geſchlagen ward, mußte aber in einer neuen Seeſchlacht gegen Sulpitius unterliegen und zog ſich nach Cydnus in Cilicien zurück. Als aber Cäſar hierauf gegen Pharnaces zog, ging er zu ihm über, ſeine Verzeihung, aber nicht ſein Zutrauen erhaltend, welche Geſinnung ſich ausſprach, als Cäſar das Stadtprätoramt nicht ihm, ſondern ſeinem weniger dazu berechtigten Mitbewerber M. Brutus übertrug. Nun ſchwor er Cäſar'n tödtlichen Haß, wußte den Brutus zu gewinnen und ging mit 60 Andern die Verſchwörung gegen Cäſar ein. Als er nach den unerwarteten Folgen der That in Syrien ein bedeutendes Heer geſammelt hatte, mußte zwar der ihm gegenüberſtehende Dalabella endlich in Laodicäa unterliegen, C. wurde von dem römiſchen Senate ſogar auf Anſtiften Cicero's zum Feldherrn der Republik erklärt und Kleinaſien und Rhodus von ihm unterworfen; aber obgleich nach ſeiner Vereinigung mit Brutus zu Sardes von dieſem bereitwillig als Obergeneral anerkannt, wurde er doch in der erſten Schlacht bei Philippi von Antonius beſiegt und ließ ſich aus Verzweiflung, weil er eine heranziehende Abtheilung von des ſiegreichen Brutus Heere für Feinde hielt, von ſeinem Freigelaſſenen, Pindarus, erſtechen (ſ. Brutus). 37.

Caſtagnetten (ſpr. Caſtanjetten), franz. castagnettes; engl. castanet's, vom ſpan. castanuelas, kleine hölzerne Klappern, beſtehend aus zwei ausgehöhlten, ſchalenförmigen, aus hartem Holze gearbeiteten und genau auf einander paſſenden Becken, die mittelſt eines Bandes an den Daumen befeſtigt werden. Indem man nun die übrigen Finger ſchnell an ihnen abgleiten läßt, entſteht eine Art Triller, der den Takt des Geſanges oder Tanzes genauer bezeichnet und beiden eine gewiſſe Munterkeit verleiht. Etwas Ähnliches war das Krotälon der

alten Griechen. Wahrscheinlich aber stammen die C. aus dem Oriente her und kamen durch die Araber nach Spanien, wo sie noch gegenwärtig sehr beliebt sind. Den Namen haben sie von ihrer kastanienbraunen Farbe erhalten, weil sie gewöhnlich aus Kastanienholze gemacht wurden. 53.

Castagno (spr. Castanjo), Andreas del, ein toskanischer Maler, geb. 1406 in dem Weiler il Castagno, wurde zeitig elternlos und mußte daher sein Leben durch Viehhüten fristen. Einst bemerkte ein Edelmann aus der Umgegend, wie der Kleine an einer Mauer mit Kohle sehr geschickte Zeichnungen machte, nahm ihn mit sich und übergab ihn dem Unterrichte Masaccio's zu Florenz. Hier machte er in Kurzem so große Fortschritte, daß ihm mehrere große Werke zur Ausführung übertragen wurden. Einige Zeit arbeitete er gemeinschaftlich mit Dominico, dessen hingebendes Vertrauen er dazu benutzte, ihm das Geheimniß der Ölmalerei zu entlocken. Im Besitze desselben ermordete er seinen unglücklichen Freund, um keinen zweiten in dieser Kunst neben sich zu haben. Die That blieb verborgen, bis er sie auf seinem Todtenbette selbst entdeckte. Er starb um das J. 1480. Unter seinen noch vorhandenen Werken ist wirklich bewundernswürdig zu nennen die Darstellung der Hinrichtung der Häupter von der Verschwörung der Pazzi. Seine Zeichnung ist correct, das Colorit feurig und die Darstellung gewöhnlich erhaben. 22.

Castaldi (Pamfilo), gest. zu Feltre in Lombardien um 1470, Dichter, Jurist und Lehrer der schönen Wissenschaften, wird von den Italienern für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgegeben, indem sie erzählen, daß schon 100 Jahre vorher in den Glashütten zu Murano bewegliche Lettern aus Glas verfertigt worden seien, C. den Gebrauch derselben seinem Freunde Johann Fust aus Mainz 1454 mitgetheilt, dieser aber diese Mittheilung später als eigne Erfindung ausgegeben habe. Die Sache löst sich aber in sich selbst auf und selbst Italiener haben die Fabel gründlich widerlegt. 16.

Castaños (spr. Castanjos), Don Francisco Xavier de, Grand von Spanien und Präsident des hohen Rathes von Castilien, geb. 1743, nahm Dienste in der Armee und hielt sich einige Zeit lang in Preußen auf, wo er sich schätzbare militairische Kenntnisse erwarb. Nach seiner Rückkehr avancirte er jedoch langsam und mußte, bald nachdem er 1798 Generallieutenant geworden war, einige Zeit dem Hasse des Friedensfürsten weichen, wurde jedoch wieder angestellt und commandirte 1808 die Division im Lager St. Roch. Als Befehlshaber der Armee von Andalusien erwarb er sich dadurch einen Namen, daß einer seiner Officiere den General Dupont zur Capitulation nöthigte, auch zeichnete er sich im spätern Verlaufe des Krieges mehrere Male vortheilhaft aus. 1813 wurde er Staatsrath und nach der Rückkehr Ferdinand's II. Generalcapitain von Catalonien. Als Anhänger der constitutionellen Partei war er später einige Zeit dem Hofe verdächtig, aber 1824 vom Könige von allem Verdachte freigesprochen wurde er 1825 abermals zum Staatsrathe ernannt. Als Präsident des hohen Raths von Castilien wußte er sich sehr geschickt zwischen allen Parteien neutral zu erhalten. Im Juli 1833 wurde er zum Grande von Spanien und Herzoge von Baylen erhoben. 22.

Castel (Louis Bertrand), ein Jesuit, geb. zu Montpellier 1688, Lehrer der Mathematik in den Schulen seines Ordens, gest. zu Paris 1757, schrieb mehrere mathematische und physikalische Werke, die gern gelesen wurden, erregte aber vorzügliches Aufsehn durch die Erfindung eines sogenannten Farben- oder Augenclaviers, durch welches er dem Auge in einem harmonischen Farbenwechsel dasselbe Vergnügen gewähren wollte, welches dem Ohre durch den Wechsel der Töne zu Theil wird. Doch entsprach sein Instrument den Anforderungen nicht. 16.

Castellan war ursprünglich in Italien derselbe, den die Deutschen Burggrafen nannten, in Lombardien gleichbedeutend mit Baron, wie bis auf die neusten Zeiten in Polen die höchsten Reichsbeamten nach den Woiwoden diesen Titel führten und gleichsam die Unterstatthalter derselben waren, nach einem ähnlichen Verhältnisse, wie in Sachsen die Amtshauptleute zu den Kreishauptleuten stehen. In Friedenszeiten saßen diese Castellane als bedeutende Männer im Senate und im Kriege waren sie die Untergenerale der Woiwoden. In Deutschland versteht man jetzt unter C. meist nur einen Schloßverwalter oder Schloßvogt, der zur niedern Hofdienerschaft gehörig die Aufsicht über die Geräthschaften des Schlosses hat. 9.

Castelli (Benedetto), ein eifriger Schüler und Vertheidiger Galiläis wider dessen Gegner in der Mathematik, geb. zu Brescia im J. 1577, ward 1597 Mönch im Kloster S. S. Faustini et Jovitae, späterhin Abt von Monte Casino. Urban III. ernannte ihn zum Professor der Mathematik zu Rom, woselbst er 1644 starb. Besonders verdient gemacht hat er sich um die Hydraulik, indem er der eigentliche Begründer der Theorie der Geschwindigkeit der fließenden Gewässer ist. In dieser Beziehung leistete er dem Papste Urban VIII. bei einer Flußregulirung in Italien ausgezeichnete Dienste. Großen Beifall erhielt sein Hauptwerk della misura dell' acque correnti (Rom 1638.) und wurde 1664 auch ins Französische übersetzt. 26.

Castelli (Johann Friedrich), Bruder Fatalis, ein beliebter dramatischer Dichter und belletristischer Schriftsteller, geb. 1781 zu Wien. Von seinen Arbeiten für die Bühne nennen wir: die Waise und der Mörder, die Schweitzerfamilie (Oper) und 7 Jahrgänge (1816 — 1822) dramatischer Sträußchen. C.'s Talent als Bühnendichter ist nicht zu verkennen; mit eben so viel Recht hat er sich als Erzähler und Novellist einen bedeutenden Ruhm erworben. Bekannt ist sein geschätztes Taschenbuch: Huldigung der Frauen. 22.

Castellio (Sebastian), einer der berühmtesten Theologen der Reformationsperiode, ward 1515 zu Chatillon en Bresse von armen Eltern geboren, studirte zu Lyon und Straßburg, lernte 1540 Calvin kennen und ward auf dessen Empfehlung Rector zu Genf. Aber seine abweichenden theologischen Meinungen, besonders über die calvinische Lehre von der Gnadenwahl, zogen ihm viel Feinde zu, er mußte 1544 Genf verlassen und ward Professor der griechischen Sprache zu Basel. Hier gab er eine Menge Schriften heraus, vorzüglich eine neue lateinische Übersetzung der Bibel (zuerst Basel 1551 u. öft.), in der er sich eines eleganten lateinischen Ausdrucks befleißigte und wozu er schätzbare kritische Bemerkungen schrieb, so wie eine französische Übersetzung (Basel 1555). Aber sowohl die Genfer, an ihrer Spitze Calvin und Beza, als die Katholiken fielen nun heftig über ihn her, warfen ihm gottlose Verdrehungen vor, nannten die Übersetzung heidnisch und ziehen ihn mit Verunglimpfung seines Charakters mancher Ketzereien. Er starb 1563 in der bittersten Armuth, aber trotz dem, daß man seinen Leichnam noch verunglimpfte, muß die Nachwelt in ihm nicht allein einen der edelsten Menschen, der seiner Überzeugung unverbrüchlich treu blieb, sondern auch einen äußerst gelehrten und helldenkenden Theologen achten. 16.

Castello, der Name von 3 geschätzten italienischen Malern. 1) Bernardo C., geb. zu Genua 1557, studirte die Werke Cambiasi's, von welchen man die seinigen nicht zu unterscheiden vermochte. Eine ausgezeichnete Fertigkeit besaß er im Bildnißmalen, wodurch er mit vielen Dichtern, unter andern mit Tasso bekannt wurde; zu des letztern befreiten Jerusalem lieferte er die Zeichnungen, welche in der ersten zu Genua 1590 erschienenen Ausgabe befindlich sind. Er starb 1629. — 2) Giovanni Battista C., geb. 1527 zu Genua, des vorigen Bruder, ein trefflicher Miniaturmaler, wurde von Philipp II.

nach Spanien berufen, und lieferte unter andern die schönen Miniaturgemälde für die Chorbücher im Eskurial. Er starb 1637. — 3) Valerio C., der Sohn Bernardo's und der berühmteste dieses Namens, geb. zu Genua 1625, war ein Schüler Sargano's und bildete sich später nach Procaccini und Correggio. Seine Darstellungen sind äußerst kräftig und anziehend und verrathen tiefes Studium. Unter seine besten Werke zählt man den Raub der Sabinerinnen im Palaste zu Florenz. Er starb 1659. 22.

Castellus (Edmund), geb. zu Cambridge 1603, studirte vorzüglich morgenländische Sprachen, ward 1666 Professor der arabischen Sprache zu Cambridge, königl. Hofprediger und Kanonikus zu Canterbury und starb 1685. Als oriental. Sprachforscher hat er sich durch Theilnahme an Walton's Polyglotte, vorzüglich aber durch sein Heptaglotton (Lond. 1669.) in hebr., chald., syr., samarit., äthiop., arab. und pers. Sprache unsterbliche Verdienste erworben, ein Werk, das dem Orientalisten noch jetzt unentbehrlich ist, ihm aber unsäglichen Fleiß und sein ganzes Vermögen kostete und damals so wenig Unterstützung fand, daß er deßhalb in den Schuldthurm wandern mußte. 800 Exemplare gingen theils durch Brand, theils durch Unvorsichtigkeit zu Grunde und darum ist dieses Werk jetzt so selten, daß es mit großen Summen bezahlt wird. 16.

Casti (Giambattista), einer der ausgezeichnetsten italienischen Dichter, geb. zu Prato in Toscana, studirte zu Montefiascone und ward Professor und Kanonikus daselbst. Aber Reiselust trieb ihn nach Paris, wo er dem Fürsten Rosenberg, Erzieher des nachmaligen Kaisers Leopold II. und durch diesen dem Kaiser Joseph II. bekannt ward, der ihn lieb gewann. Aber erst nachdem er Petersburg, wo ihn Katharina II. sehr gnädig aufnahm, Berlin, Madrid und andere Residenzen besucht hatte, nahm er die Anstellung in Wien als Hoftheaterdichter an, kehrte nach Joseph's II. Tode nach Florenz zurück, ging 1798 nach Paris und starb daselbst 1803. Außer einigen komischen Opern, die er zu Wien schrieb, machten vorzüglich zwei Werke von ihm großes Aufsehen: Novelle galanti, freimüthige und witzige Satyren in Octavreimen, und Gli animali parlanti, ein episches Gedicht in 6zeiligen Stanzen von 5füßigen Jamben (24 Gesänge), in welchen unter der Thiermaske alle Verhältnisse des politischen und des Hoflebens mit Witz, Scherz und Spott charakterisirt werden. Beide Werke gehören zu den ausgezeichnetsten der italienischen Dichtkunst und sind vielfach in andere Sprachen übersetzt worden (deutsch das letztere im Versmaße des Originals. Bremen 1817. 3 Bde. 8.). 16.

Castiglione (spr. Castiljone), eine Stadt in der Provinz Mantua des lombardischen Gouvernements, berühmt durch eine entscheidende Schlacht, in welcher der östreichsche Feldmarschall Wurmser am 5. Aug. 1796 von Buonaparte gänzlich geschlagen und zum Rückzuge nach Tyrol gezwungen wurde. Im Juni des genannten Jahres hatte Wurmser an Melas Stelle das Obercommando der in Tyrol stehenden östreichschen Armee übernommen und rückte von Trient aus, wo er alle erwarteten Verstärkungen an sich gezogen hatte, in 4 Colonnen am 29. Juli in Italien ein, um Buonaparte zur Aufhebung der Belagerung von Mantua zu zwingen. Den rechten Flügel (1. Colonne) commandirte Quosdanovich, den linken (4. Colonne) Messaras, das Centrum (2. und 3. Colonne) Melas und Davidovich. Der Hauptplan Wurmser's war, Brescia zu nehmen, die französische Armee von allen Verbindungsstraßen abzuschneiden und zu umgehen. Die ersten Angriffe gelangen vollkommen und Buonaparte, welcher sich schnell von Mailand aus bei der Armee eingefunden hatte, bemerkte sogleich, daß es der größten Anstrengung bedürfe, um die Absicht Wurmser's zu vereiteln. Die 1. östreichsche Colonne hatte am 1. Aug. Brescia genommen, eben so rückte die 2. und 3. unaufhaltsam vorwärts. Die 4. hatte

bereits am 30. Juli bei Rovigo, Legnano, Verona und Montebello eine Stellung genommen. Am 31. Juli griffen die Divisionen Massena, Despinois, Kilmaine und Augereau den östreich. rechten Flügel an und drängten ihn bis Ponte San Marco zurück, hingegen trieb das östreich. Centrum am 1. Aug. die Franzosen bis C. zurück. Nach weniger bedeutenden Gefechten am 2. Aug. griff Napoleon am 3. die Östreicher an und zwang die 1. Colonne zum Rückzuge, welchen sie auch den 4. fortsetzte, und so begann am 5. in aller Frühe die Hauptschlacht, welche Wurmser anzunehmen genöthigt war. Sein linker Flügel wurde zuerst zum Rückzuge gezwungen, das Centrum bald darauf durch ungestüme Angriffe Buonaparte's von dem rechten Flügel getrennt und so bald die Nothwendigkeit zum Rückzuge herbeigeführt. Von allen Seiten gedrängt mußte Wurmser dem Feinde das Schlachtfeld überlassen und seine frühere Stellung in Tyrol, ehe er in Italien vorrückte, wieder einnehmen. Sein Verlust während dieser Tage betrug über 12000 Mann, 71 Geschütze und einen großen Theil des Gepäcks und der Munition. Die weitern Folgen dieser Schlacht gehören nicht hierher. 22.

Castiglione (Balthasar, Graf), einer der ausgezeichnetsten italienischen Stylisten, ward 1478 zu Casatico bei Mantua geboren, vereinigte mit einem schönen gewandten Körper einen lebhaften Geist, machte bald große Fortschritte in den Wissenschaften, lebte an einigen kleinern lombardischen Höfen, vollbrachte zwei Gesandtschaften des Herzogs von Urbino, an Heinrich VII. von England und Ludwig XII. von Frankreich zu dessen Zufriedenheit, ward 1513 in den Grafenstand erhoben, zog sich dann auf seine Güter zurück, ward später General der päpstlichen Truppen zu Rom, wo er mit Bembo, Raphael, Sadoleto, Michael Angelo ꝛc. in Freundschaft lebte, richtete aber als Gesandter des Papstes bei Kaiser Karl V. nichts aus und ward nach der Einnahme Roms 1527 für einen Verräther erklärt. Karl V. wollte ihm zwar das Bisthum Avila in Spanien geben, er schlug es aber aus und starb zu Toledo 1529. Seine Gebeine wurden nach Mantua gebracht, Giulio Romano setzte ihm daselbst ein Denkmal und Bembo lieferte die Inschrift dazu. Sein Ruhm gründet sich auf sein Werk: Il cortigiano (Venedig 1528), lange Zeit das Lieblingsbuch der höhern Stände, worin er in einem classischen Style das Ideal eines vollkommenen Hofmanns aufstellt. Auch seine Briefe (herausgegeben zu Padua 1769 — 71. 2 Bde. 4.) werden sehr geschätzt. 16.

Castilien, s. Spanien.

Castlereagh (spr. Kásl'rih), Heinrich Robert Stewart, Lord, Marquis Londonderry, englischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. am 18. Juni 1769 zu Dublin, einer der denkwürdigsten Männer der neuern Zeit, dessen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten vielleicht größer gewesen ist, als irgend ein anderer Staatsmann sich rühmen kann. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich vor seinen Mitschülern zu Armagh und Cambridge durch Scharfsinn, Geistesgegenwart und eine wunderbar schnelle Auffassungsgabe aus, und da sich mit diesen Vorzügen schöne körperliche Bildung und anziehendes Benehmen verband, so war es natürlich, daß er schon damals große Hoffnungen erregen mußte. Nach Vollendung seiner Studien trat er in Staatsdienste, wo man bald seine Brauchbarkeit bemerkte. Der Lord Camden, Vicekönig von Irland, ernannte ihn zum Staatssecretair, ein Amt, welches bei der damals in Irland herrschenden Aufregung nicht gewöhnliche Eigenschaften erforderte. Es handelte sich um eine Trennung Irlands von England, die Factionsmänner hatten nicht umsonst das Volk bearbeitet; kaum schien auch durch das entschiedenste Handeln der Sturm beschwichtigt werden zu können. C. trat mit Kraft, aber ruhig und anfangs versöhnend gegen die Umtriebe auf, und als es endlich

der Regierung nöthig schien, durchgreifende Maßregeln zu ergreifen, so unterstützte er sie mit seiner ganzen Thätigkeit und trug dadurch wesentlich zum glücklichen Erfolge derselben bei. Dieß Benehmen sicherte seinen Einfluß, und als er nach Aufhören seiner Wirksamkeit in Irland in das Parliament eintrat und die Regierung durch seine Beredtsamkeit unterstützte, so sahe er sich bald als Kriegsminister in das Ministerium (Pitt) berufen (1803). Drei Jahre lang verwaltete er dieß Amt, trat 1806 nach Pitt's Tode aus, erhielt es aber schon 1807, als Perceval an das Ruder kam, zurück. Bekanntlich war Perceval's Ministerium nie einig; auch C. entzweite sich mit Canning, und zwar in Folge der verunglückten Expedition auf Walcheren so heftig, daß Canning nach einem zwischen ihm und C. vorgefallenen Duelle austrat. Die glänzendste Periode der Wirksamkeit C.'s beginnt mit dem J. 1809, wo er Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Seine Politik beruhte auf dem Grundsatze: Keine Revolutionen; daher sein Bestreben, Napoleon's Herrschaft um jeden Preis zu vernichten. Alle seine Unterhandlungen bezogen sich nur auf diesen einzigen großen Zweck, und es gelang ihm. Durch Ermunterungen und Subsidien unterstützte er offen und heimlich die Feinde seines großen Gegners, des Kaisers. Er selbst war in Chatillon, so wie später in Wien zugegen, um bei den Verhandlungen das specielle Interesse und das allgemeine Europas wahrzunehmen. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, galt es nicht nur, die mühsam errungenen Vortheile zu behaupten und die Verbündeten zu neuen Anstrengungen zu bewegen, sondern auch das Parliament, welches nicht unzweideutige Beweise seiner Unzufriedenheit gab, von der Nothwendigkeit des bereits Geschehenen und dessen, was nun noch geschehen mußte, zu überzeugen. C. that dieß in der merkwürdigen Rede am 20. März 1815, in welcher er bewies, daß die Vergrößerung Östreichs und Preußens für die Ruhe Europas unumgänglich nöthig und die Wiederherstellung der Herrschaft Napoleon's eben um der allgemeinen Ruhe willen durch alle nur irgend zu Gebote stehende Mittel abzuwenden sei. Er überzeugte das von lautem Beifalle ertönende Parliament, daß alles Geschehene für England zum wesentlichen Nutzen gewesen sei. So triumphirte er über seine Gegner, ging selbst zu den Friedensverhandlungen nach Paris und wohnte auch dem Congresse zu Aachen im J. 1818 bei. Fortwährend dem Gange der Ereignisse folgend, wußte er die schwierigsten Fragen durch seine versöhnende Vermittelung zur Zufriedenheit aller Parteien zu beseitigen und die verschiedenartigsten Interessen zu vereinigen. Eine neue Verwickelung war durch die spanischen Angelegenheiten entstanden; der Congreß zu Verona sollte bestimmen, ob eine Intervention und zwar von Frankreich zulässig sei oder nicht. C., den dieser Gegenstand besonders interessiren mußte, wollte diesem Congresse selbst beiwohnen; allein eine plötzliche Schwäche, wohl eine Folge zu großer Anstrengung, machte ihn zu aller Arbeit untauglich. Melancholie bemächtigte sich seiner; man fürchtete ein Unglück und entfernte alle tödtliche Gewehre von ihm, jedoch vergebens. In der Abwesenheit seines Bedienten, den er zum Arzte geschickt hatte, ergriff er ein Federmesser und endete sein Leben durch einen Schnitt in die Pulsader am Halse den 12. Aug. 1822. 22.

Castrametation (fr. u. engl. castramétation), Lagerkunst, begreift die Umstände in sich, unter denen Truppen gezwungen werden, ein Lager zu beziehen, ferner: die Auswahl des Lagerplatzes, die Stellung der Truppen im Lager und die allgemeine Lagerordnung, wozu die Beschaffung und Vertheilung der Bedürfnisse, so wie die Handhabung des Dienstes gehören. Lager werden bezogen, wenn es darauf ankommt, ein Truppencorps auf einem kleinem Raume so zur Hand zu haben, daß es in einer stets schlagfertigen Verfassung sei. Die Strategie hat den Punkt im Allgemeinen bestimmt, wo ein Lager aufgeschlagen werden soll, die Taktik

untersucht speciell und gibt die Art und Weise der Befestigung an, welche in der Regel in leicht aufgeführten Feldschanzen vor der Fronte des Lagers besteht. Auf 100 bis 300 Schritte hinter dieser Befestigungslinie stehen die Truppen so, wie sie zum Schlagen kommen, 100 Schritte dahinter die Hütten. Für ein Armeecorps von der gegenwärtigen Kriegsstärke pflegt ein solches Lager 4000 bis 5000 Schritte Ausdehnung zu haben. Bei der Auswahl des Lagerplatzes kommt es sehr darauf an, ob das Lager nur auf eine Nacht oder auf längere Zeit bezogen werden soll und ob der Feind in der Nähe ist oder nicht. Soll dasselbe nur kurze Zeit stehen, so wird mehr Sorge getragen werden können für die Bequemlichkeit und Verpflegung der Leute und Pferde, so wie für den Schutz gegen übele Witterung; muß man jedoch längere Zeit lagern, so sind die höhern strategischen Rücksichten vorherrschend. Dann gilt der allgemeine Grundsatz: so zu lagern, wie man sich schlagen will oder ein Gefecht anzunehmen beabsichtigt, wobei die Brigadeaufstellung im Allgemeinen als Norm gilt. Die Infanterie lagert am besten in Colonne, dann nimmt jedes Bataillon eine Lagergasse ein, in der sich auf jeder Seite zwei Compagnien befinden. Die Entfernung der Gassen von einander beträgt 36 Schritte und zwischen den einzelnen Zelten oder Hütten, welche jede 15 Mann fassen, ist ein Zwischenraum von $6\frac{1}{2}$ Schritten, der zur Aufnahme der Gewehre dient. Das Lager der Cavallerie und Artillerie ist dem der Infanterie im Allgemeinen ähnlich, die Ställe befinden sich zuweilen zwischen, zuweilen auch hinter den Hütten, der Artilleriepark vor der Fronte. In einem regelmäßig aufgeschlagenen Lager wird der Dienst wie in der Garnison betrieben. Der Lagerdienst gibt die beste Gelegenheit, junge Soldaten an Disciplin zu gewöhnen, ein Mittel, dessen sich zu diesem Zwecke häufig große Feldherren bedienten. Die Eigenschaften, welche ein gutes Lager haben muß, bestehen kürzlich in Folgendem: Das Lager muß dem allgemeinen Operationsplane angemessen sein und dem darin campirenden Heere alles Nothwendige zu dessen Erhaltung und wenn es möglich zu seiner Bequemlichkeit verschaffen. Das Terrain muß so beschaffen sein, daß das Corps nicht wirklich getrennt werden darf und so gewählt sein, daß dasselbe, sowohl einzeln als im Ganzen, agiren kann. Die Flanken oder Seiten des Lagers müssen gut angelehnt sein, d. h. Natur oder Kunst müssen dieselben gegen den feindlichen Angriff so sicher stellen, daß große Vortheile daraus gezogen werden können, wenn er erfolgt. Die Fronte desselben muß gut gedeckt sein und Natur oder Kunst müssen einen feindlichen Angriff dahin leiten, wo es der Schlachtordnung des Lagers vortheilhaft ist. Eben so muß der Rücken desselben gegen jeden Angriff des Feindes gesichert und in der Nähe kein Ort sein, der den sich nahenden Feind maskirte oder seinen An- und Aufmarsch begünstigte. 61.

Castration, lat. castratio; franz. und engl. castration, Hinwegnahme der samenbereitenden Organe im männlichen Körper. Die Veranlassungen, die die Entfernung derselben herbeiführen, sind mehrfache, entweder äußere, zufällige, z. B. Verwundungen der Geschlechtstheile durch Schüsse, durch reißende Thiere, oder während eines Anfalls von Wahnsinn; — oder die Castration geschieht aus sträflicher Absicht, um Jemanden zu entmannen, oder bei Knaben, um ihrer Stimme eine besondere Eigenthümlichkeit zu erhalten; — oder endlich methodisch in Folge einer chirurgischen Operation, um bei sarcocelo (Fleischbruch des Hodens), einem krebsartigen Zustande, und bei einigen andern unheilbaren Krankheiten dieses Organs, dasselbe, damit es dem übrigen Organismus keine Gefahr bringe, zu entfernen. Meistentheils erfordert diese Operation nur die Aufopferung eines Hoden, ist in sofern keine vollständige Castration, wird aber mit dem Namen derselben bezeichnet. 39.

Castrum doloris (Trauerbühne), ist der ganze Raum, worin sich ein Ka-

tafalk befindet, nebst allem Zubehör, und hat also eine umfassendere Bedeutung als Katafalk. Dieser (das Trauergerüst) ist blos die stufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden Todten mit der denselben umgebenden Kerzenerleuchtung, den Verzierungen, Wappen, Insignien ꝛc., die sowohl in der Kirche als in einer Privatwohnung aufgestellt werden können. Wenn eine fürstliche verewigte Person auf eine solche Weise geehrt werden soll, so wird der Sarkophag (gewöhnlich ohne Leiche) des Verstorbenen auf einer stufenartigen schwarz bedeckten Erhöhung (dem eigentlichen Katafalk) zur Schau ausgestellt. Die den Rang des Verstorbenen andeutenden Zeichen, z. B. Reichs- oder andere Insignien, sind auf den Sarg oder auf umstehende Tabourets gelegt. Ein Thronhimmel bedeckt ihn, an dessen 4 Pfeilern 4 Marschälle stehen. Der im Dienste dem Verstorbenen zunächst gestandene Officiant steht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denselben berührend, zum Zeichen, daß die Anhänglichkeit selbst über das Grab hinaus reiche. Das Zimmer oder die Kirche ist schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Gehängen, passenden Sinnbildern u. dgl. verziert und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet. Ein so eingerichtetes Zimmer oder eine so ausgeschmückte Kirche heißt eigentlich **Castrum doloris**, von den Franzosen **Chapelle ardente** genannt. 45.

Casualreden nennt man gewöhnlich religiöse Reden, die durch einen besondern Fall (casus) veranlaßt, diesen auch allein zu berücksichtigen haben. Sie unterscheiden sich daher wesentlich von gewöhnlichen Predigten, in welchen allgemeine Religionswahrheiten abgehandelt werden, und finden Anwendung bei Taufhandlungen, Trauungen, in der Beichte, bei Begräbnissen, Einweihungen der Kirchen und Gottesäcker, Ordinationen, Einführung der Geistlichen in ihre Ämter ꝛc. 60.

Casuar, lat. **struthio casuarius**; franz. **casoar**; engl. **cassuary**, eine zum Strauße gehörige Vogelgattung, welche diesem hinsichtlich der Lebensart und Nahrung gleich (s. d. Art. Strauß), im Äußern aber in gewissen Stücken von ihm verschieden ist. Das Gefieder des Casuars ist wollenartig und ins Schwarze spielend, die Flügel klein, daher zum Fliegen nicht eingerichtet, und auf dem Scheitel befindet sich ein ungefähr 2 — 4 Zoll großer hornartiger Auswuchs. An der Kehle stehen zwei bläuliche Hautlappen; übrigens sind der Hals und die Seiten des Kopfes kahl. Man findet dieses Thier häufig auf den ostindischen Inseln, und die größte Gattung desselben in Neuholland. Nach dem Strauße ist der C. der größte Vogel. 8.

Casuistik nennt man diejenige Wissenschaft, welche sich mit der Untersuchung und Entscheidung der Gewissensfälle beschäftigt. Sie kam in der katholischen Kirche ungefähr seit dem XIII. Jahrh. auf (wiewohl man eine Art Casuistik schon den Stoikern zuschreibt, Cic. de off. III, 2.), und wurde bald ein besonderer Theil der Theologie. Man suchte die Zweifel und Bedenklichkeiten über den Glauben und die Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit gewisser Handlungen zu lösen; aber das Widersprechende in den mannichfaltigen Entscheidungsgründen und die verschiedenen Bekenntnisse im Beichtstuhle, wo die C. vorzüglich Anwendung finden sollte, machten diese Wissenschaft eben so weitläufig, als schwer und verworren. Ein berühmtes Werk erschien darüber im XIII. Jahrh. von Raymund von Peniafort, Summa Raymundina betitelt. Im XIV. Jahrh. aber wurden diese Summae casuum conscientiae stark vermehrt, bis im J. 1485 Angelus Carletus de Clavasio seine berühmte Summa Angelica herausgab, welche sehr gelesen und viel gebraucht wurde. Nach der Reformation schrieb Balduinus: Tractatus de casibus conscientiae und in neuerer Zeit erlangten Berühmtheit Spener durch seine: Theologische Bedenken, Halle 1715. 4 Bde. 4. und Baumgarten durch seine Consilia et ju-

dicia theologica. Francof. 1709. 3 Thle. 4. und Theologische Bedenken. Halle 1721. 60.

Casus (Beugfälle) heißen in der Grammatik alle die Abänderungen des Substantivum und der ihm entsprechenden Wörter, durch welche die Sprachen die Beziehungen der Substantivbegriffe zu einander bezeichnen. Diese Beziehungen sind aber entweder unmittelbare, einfache und natürliche und bilden die eigentlichen C., den Genitiv, um den innigen Zusammenhang zweier Gegenstände zu bezeichnen; den Accusativ, als Zeichen einer durch ein Verbum ermittelten Verbindung; den Dativ, als Bezeichnung der Einwirkung dieser Verbindung auf einen dritten Gegenstand; oder sie sind mittelbare, zusammengesetzte und gesuchte, indem irgend ein Mittelglied dabei gedacht werden muß, als Zweck, Mittel, Folge ꝛc. und hierzu dienen meistens die Präpositionen (s. d. Art.), doch haben manche Sprachen für einzelne solcher Beziehungen auch besondere C., wie einen Ablativ, Localis, Instrumentalis etc. Der Nominativ ist nur uneigentlich ein C., denn er ist das Wort selbst; der Vocativ desgleichen. Die neuern abendländischen Sprachen, welche aus dem Lateinischen entstanden sind, haben gar keinen C., sondern bezeichnen die Beziehungen überall durch Präpositionen. 9.

Cat, Claude Nicolas le, geb. 1700 zu Blerancourt in der Picardie, gest. 1768. Er war anfangs Geistlicher, dann Architect, und endlich Chirurg; als solcher wurde er 1733 Professor der Anatomie und Chirurgie zu Rouen, erwarb sich hier einen großen Ruf, und verließ diese Stadt nicht wieder trotz der Bemühungen, die man sich gab, ihn nach Paris zu ziehen. — Er ist vorzüglich als Steinoperateur, durch die Einführung einer verbesserten Methode des Blasensteinschnittes, durch Erfindung des Urethrotoms, Cystitoms und Gorgeretcystitoms berühmt, und bekannt sind in der Geschichte der Medicin seine Streitigkeiten mit Frère Côme über den Steinschnitt, worüber er viele Streitschriften herausgab. Außerdem hat er sich auch durch seine physiologischen Untersuchungen bekannt gemacht, die in seinem traité des sens, in der Diss. sur le fluide des nerfs, und im traité de la couleur de la peau humaine enthalten sind. Bemerkenswerth ist, daß er mehrere Jahre hinter einander alle Preise gewann, die von der Akademie der Chirurgie ausgesetzt wurden. 39.

Catalani (Angelica), eine der gefeiertsten Sängerinnen der neusten Zeit, wurde 1784 zu Sinigaglia im Kirchenstaate geboren und erregte schon als Kind im St. Lucienkloster zu Rom, wo sie ihre Erziehung erhielt, durch ihr merkwürdiges Gesangstalent allgemeine Bewunderung. Ihr Ruhm stieg, als sie von 1799 an auf mehrern Theatern Italiens auftrat, und als sie 1806, nachdem sie 5 Jahre lang in Lissabon bei der italien. Oper angestellt gewesen war, in Madrid und Paris Concerte gab, wurde sie als erste Sängerin ihrer Zeit anerkannt. In London wurde sie hierauf auf 8 Jahre mit einem Gehalte von 72000 Fr. im ersten Jahre, und 96000 Fr. in den folgenden engagirt. Nach Ablauf dieser Zeit übernahm sie 1814 die Direction der italien. Oper zu Paris, bereiste Belgien, und im Jahre 1816 die ansehnlichsten deutschen Städte, wie Berlin, Leipzig, München, Frankfurt u. a., ging hierauf nach Paris zurück, wo sie die Direction der Oper aufgeben mußte, durchreiste abermals Deutschland (1818), besuchte Petersburg und Warschau, später London, 1825 Rom, 1826 Stuttgart, und 1828 nochmals London. Seit 1830 lebt sie auf ihrer Villa bei Florenz und beschäftigt sich damit, daß sie armen talentvollen Mädchen Unterricht in Musik und Gesang ertheilt. Sie ist an einen Hauptmann Valabrègue verheirathet. — Ihre zahlreichen Verehrer haben ihr den ersten Rang unter allen gleichzeitigen Sängerinnen angewiesen; dieß kann jedoch nur für einzelne Beziehungen gelten, denn unstreitig ist sie in mancher Hinsicht von der Malibran und Sonntag übertroffen worden. Ausgezeichnet aber vor allen übri-

gen Sängerinnen ist sie durch ihre äußerst starke, metallreiche und geschmeidige Stimme. In den schwierigsten Passagen, kunstvollen Verzierungen und vor Allem im Triller, dessen seltne Präcision nur ihr eigenthümlich ist, war sie Meisterin. Sie wußte weniger zu rühren, als durch die Großartigkeit ihres Gesanges in Bewunderung zu setzen. 22.

Catalaunische Ebene, ein großes Blachfeld von der Marne durchflossen in der Nähe von Chalons, berühmt durch den großen Sieg, welchen hier die vereinigten Römer und Westgothen im Jahre nach Chr. 451 über Attila, den Hunnenkönig, erfochten. Mit einer Masse von 700000 Kriegern, wenn man den Berichten glauben will, war Attila in Gallien vorgedrungen, die Existenz des römischen Reichs bedrohend. Ihm entgegen rückten Aëtius der Römer und Theodorich, der alte edle König der Westgothen. Die Schlacht entbrannte mit der größten Wuth, Ströme von Blut flossen, Theodorich fiel, und die Barbaren jubelten. Da stürzte sich den Tod seines Vaters rächend Theodorich's tapferer Sohn, Thorismund, in die anstürmenden Haufen der Feinde; Aëtius unterstützte ihn, und der Sieg war errungen. Attila zog sich in seine Wagenburg zurück und verließ bald darauf Gallien. Das Schlachtfeld war mit 300000 (nach Andern nur die Hälfte) Todten bedeckt. 1.

Catalonien, s. Spanien.

Cataster, ein von einer Behörde, oder sonst unter öffentlicher Auctorität aufgenommenes Register über gewisse Gegenstände und deren Werth, in sofern sie sich auf Abgaben beziehen, z. B. über liegende Gründe und deren Zubehörung (daher Hufencataster); oder über Abgaben, als Steuercataster. Sie werden gefertigt, um das Vermögen der Staatsbürger zu kennen und deren Beiträge zu den Staatslasten zu wissen. Wenn sie gehörig gefertigt sind, so legt man ihnen vollkommene Glaubwürdigkeit bei. 38.

Catel (Charles Simon), ein franzós. Musiker, wurde 1773 zu l'Aigle geboren, bildete seine musikalischen Talente unter Gosseo zu Paris aus und wurde 1790 als Componist beim Musikchore der Pariser Nationalgarde angestellt. Er starb, ohne eine andere Anstellung angenommen zu haben, am 29. Nov. 1830 zu Paris. — Als Componist hat er mehrere Opern, z. B. Semiramis, Zerphile et Fleur de Myrte, l'auberge de Bagnères u. a., und viele Instrumentalstücke, besonders Militärmusiken geliefert. Auch als musikalischer Schriftsteller war C. sehr thätig; besonders ausgezeichnet ist sein „Traité d'harmonie", welcher von dem Conservatorium als Grundlage beim Unterrichte in der Composition angenommen worden ist. 22.

Catenen (Ketten) nannten die frühern Theologen die Sammlungen von Erklärungen der biblischen Bücher aus den Kirchenvätern, indem man dieselben nach der Reihe derselben Vers für Vers neben einander stellte und so gleichsam eine Kette derselben bildete. 9.

Catilina (Lucius Sergius). Dieser Mann schien, nach den Zeugnissen Sallust's und Cicero's, zum Rädelsführer geboren zu sein und hatte durch kunstvolle Schlauheit und seltene Ausdauer seine natürlichen Anlagen zur bewunderungswürdigen Höhe gesteigert. Bei einem unstäten und zügellosen Leben war sein Vermögen vergeudet und das Bestreben, sich wieder Besitz zu erringen, verbunden mit einem entflammten Ehrgeize und gekränkter Herrschsucht, trieben ihn zur Verschwörung gegen die bestehende Verfassung. Zur Erreichung seiner Pläne scheuete er kein Mittel und oft schon hatte er den Mordstahl gezückt, wo ihm Jemand, mochte er auch der nächste Blutsverwandte sein, den Weg vertrat. Ihm, aus alter patricischer Familie entsprossen, waren bereits mehrere Staatsämter, die Quästur, die Gesandtenstelle in Macedonien und die Prätur, zu Theil geworden, und als Proprätor waltete er 685—86 n. Roms Erb. über

die Provinz Afrika. Aber von nun an sah er sich öffentlicher Anklagen ausgesetzt. Die erste erhob man gegen ihn wegen Bedrückungen und Gelderpressungen in Afrika (686), und noch vor seiner Freisprechung unterfing er sich als Mitbewerber um das Consulat aufzutreten. Er ward zurückgewiesen und die gewählten Consuln, P. Autronius Pätus und P. Cornelius Sulla, die wegen versuchter Bestechung die bestimmten Ämter nicht erhielten, traten zornig auf die Seite der Mißvergnügten. Da spann C. gegen die neuen Consuln, L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus, die erste Verschwörung, deren Ausbruch beim Antritte ihrer Ämter an den Calenden des Jan. 687 n. R. E. erfolgen sollte. Cn. Calpurnius Piso, der im Begriffe stand als Quästor nach Spanien zu gehen, wollte von hier aus für die Sache des Verräthers wirken. Aber Muthlosigkeit der Verschworenen vereitelten an diesem Tage und zu frühe Angabe des verabredeten Zeichens am 5. Febr. darauf den Plan, der auch nach dem bald nachher erfolgten Tode Piso's in Spanien in Nichts zerrann. Ungeachtet solchen Treibens ward C. von der genannten Anklage wegen Gelderpressungen freigesprochen und der obschwebende Verdacht wegen seiner Verschwörung vor der Hand nicht weiter verfolgt. Sogar aus einer neuen Untersuchung über die Gräuel der Sullanischen Proscriptionen, bei denen C. seine Hände mit Blut befleckt hatte, ging er siegreich hervor. Noch immer stand er da gefürchtet ob seines Anhangs und der schlauen Gewandtheit in Bearbeitung der Menschen für seine Zwecke. Nochmals bewarb er sich (688 n. R. E.) um das Consulat für das nächste Jahr und, um den mächtigsten Nebenbuhler, Cicero, zu entfernen, fesselte er C. Antonius Hybrida an sich, der, ein schwacher Mann, ihm als Mitconsul erwünscht war. Bis zum Monate Juni 688 hatte C. eine Menge junger Leute in Rom in sein Netz gezogen und sich eines großen Anhangs unter Sulla's alten Kriegern in den Provinzen versichert; jene sollten ihm zunächst den Weg zum Consulate bahnen, diese seine ferneren Herrscherpläne unterstützen. Um die angeführte Zeit nun hielt er eine Hauptversammlung der Verschworenen: P. Cornelius Lentulus Sura, P. Autronius Pätus, zwei Gebrüder Sulla, L. Cassius, C. Cornelius Cethegus und Q. Curius. (Höchst wahrscheinlich waren auch Crassus und Cäsar hiermit nicht unbekannt, wenn es auch zweifelhafter bleibt, ob Cäsar mit in die frühere Verschwörung verwickelt gewesen ist.) Aber in jener Versammlung, der er mit hinreißender Beredtsamkeit den Preis ihres Vorhabens schilderte, saß auch der Verrath. Q. Curius hatte seiner Buhlerin, Fulvia, Entdeckungen gemacht, die durch ihren geschwätzigen Mund zu dumpfen Gerüchten über drohende Gefahr in der Hauptstadt wurden und von denen auch Cicero schon Kunde empfing. Unter solchen Umständen wendeten sich die Stimmen bei der Consulatwahl von C., dem Abenteurer, ab und fielen auf M. Tullius Cicero und C. Antonius Hybrida. Betrogen in den sichersten Erwartungen verstärkte nun C. die Kräfte der Gewalt, so weit sein Anhang außerhalb Roms in den Municipalstädten und Colonien Italiens nur reichte und namentlich warb sein Freund C. Manlius oder Mallius zu Fäsulä in Hetrurien insgeheim ein Heer aus Sulla's Veteranen und leicht verführbaren Jünglingen an, wobei auch feile Dirnen und buhlerische Frauen ihre Kunstfertigkeit, die Männer für diesen Zweck zu umstricken, erprobten. Es war darauf abgesehen, in plötzlichem Überfalle die mächtigen Feinde der Verschworenen zu ermorden, Rom an mehreren Theilen in Brand zu stecken, sich der nahe gelegenen Städte durch Schrecken und Überrumpelung zu bemächtigen und bei der allgemeinen Verwirrung C. an die Spitze der unterjochten Republik zu stellen. Nach diesen Vorbereitungen begann das verhängnißvolle Jahr 689 unter den Consuln Cicero und Antonius. Der erstere versicherte sich zuvörderst seines Collegen, dessen C. sich immer noch als Werkzeug zu bedienen drohete, durch die Abtretung der Consularprovinz Mace-

donien gegen das minder ergiebige cisalpiniſche Gallien, ergriff alle Maßregeln, die dritte Bewerbung C.'s um das Conſulat für das Jahr 690 zu vereiteln und ſetzte die Nachforſchungen nach unzweideutigen Beweiſen der Schuld ſeines Feindes fort. Am Tage vor der Conſulwahl, die vom Julius bis auf den 20. Oct. verſchoben worden war, machte Cicero den Senat auf die drohende Gefahr aufmerkſam, ſo daß man noch einen Tag die Wahl weiter hinausrückte. In der Nacht vom 19. auf den 20. Oct. übergab Craſſus dem Conſul mehrere anonyme Briefe, die geheimnißvoll ihm zugeſtellt worden waren und in denen der Senat vor dem Beginnen der Verſchwörer gewarnt wurde. Cicero händigte dieſe Briefe am nächſten Morgen im Tempel der Concordia den Senatoren ein, die ſie erbrachen und öffentlich vorlaſen, und bezeichnete nun namentlich C. als die Seele des verbrecheriſchen Unternehmens. Dieſer antwortete trotzig und verließ drohend den Senat. Am 21. Oct. ſchritt man endlich zur Wahl, die auf Decius Junius Silanus und L. Licinius Murena fiel. Nun erkannte C. nur noch in der rohen Gewalt das letzte Mittel, der Cicero, vom Senate mit unumſchränkter Machtvollkommenheit ausgerüſtet, gleichfalls gewaltſame Maßregeln entgegenſtellte. Bewaffnet und jedes Augenblicks gewärtig lauerten die Verſchwornen in allen Theilen Roms wie in allen Gegenden Italiens, Septimius begab ſich nach Picenum, Cajus Julius nach Apulien und von Tage zu Tage wuchs der Anhang. Dagegen wendeten ſich die Proconſuln Q. Marcius Rex und Q. Metellus Creticus mit den röm. Legionen nach Fäſulä und Apulien, Q. Pompejus Rufus beſchwichtigte einen Sclavenaufſtand in Capua und Q. Metellus Celer brach nach Picenum auf. Während dieſer Zurüſtung legte aber C. die Maske noch nicht ab, läugnete im Senate alle Theilnahme an dem Ausfalle des Manlius aus Fäſulä (den 27. Oct.), erbot ſich ſogar zum perſönlichen Gewahrſam, deſſen Übernahme aber Jeder ablehnte und veranſtaltete in der Nacht vom 5. zum 6. Nov. eine Verſammlung ſeiner Genoſſen in der Wohnung des M. Porcius Lecca, in welcher der Meuchelmord des Cicero, der Abgang C.'s zum Heere in Hetrurien und die Vorbereitungen unter Leitung des Lentulus, Cethegus und Caſſius in Rom beſtimmt wurden. Alles hatte von Curius durch Fulvia der Conſul erfahren, der dem Morde dadurch entgangen war, daß er die gedungenen Ritter nicht vorgelaſſen hatte. Er verſammelte am 8. Nov. im Tempel des Jupiter den Senat, in dem C. ſelbſt erſchien und hielt gegen ihn die erſte catilinariſche Rede. Mit 300 Spießgeſellen verließ hierauf der letztere Rom. Am folgenden Tage (den 9. Nov.) vertheidigte Cicero in der 2. catilinariſchen Rede die getroffenen Maßregeln, zu denen ihn noch mehr die Nachrichten berechtigten, welche über C.'s conſulariſches Auftreten im Heere des Manlius bei Arretium nach Rom gelangten. Jetzt wurde der zweite Conſul, Antonius, förmlich mit der Anführung des Heeres gegen den Feind des Staats beauftragt. Demnach mehrten ſich die Mißvergnügten in der Hauptſtadt und im feindlichen Lager, und aufs Beſtimmteſte ward der Ausbruch der Empörung für das Feſt der Saturnalien, den 17. Dec., verabredet. Da wagten die Verſchworenen eine Verbindung einzugehen mit den Geſandten der Allobroger, die in Rom über Gelderpreſſungen der Proconſuln ſich beklagten, um mit ihrer Hülfe den Aufſtand in entferntere Provinzen zu verpflanzen. Sie, die vom Senate keine Hülfe erlangt hatten, reiſten zu Anfange des Dec. ab, mit Beglaubigungsſchreiben der röm. Verräther verſehen. Aber unterwegs, bei der Milviſchen Brücke, ließ ſie Cicero, den ſie ſelbſt durch Q. Fabius Sanga von ihrer Bürde in Kenntniß geſetzt hatten, ſcheinbar gewaltſam gefangen nehmen und die bezüglichen Documente im Senate vorleſen. Hierdurch wurden die anweſenden Verſchwörer, die kurz vorher gefänglich eingezogen waren, Lentulus, Cethegus, Cöparius, Gabinius und Statilius, zum Geſtändniſſe gebracht und nach zwei ſtürmiſchen Sitzungen,

in denen Cicero die 3. und dann an das Volk die 4. catilinarische Rede hielt, zum Tode verurtheilt. Sie wurden im Gefängnisse erdrosselt. Sobald die Nachricht hiervon in das Lager bei Fäsulä drang, wo mit 10000 Mann, zum Theil unbewaffnet, C. und Manlius sich als offne Feinde des Vaterlandes erwiesen, sank Vielen der Muth, ein bedeutender Theil des losen Gesindels flüchtete sich und die Anführer drängten die geschmolzenen Heerhaufen in die Engpässe bei Pistoria zusammen. Hier kam es zur entscheidenden Schlacht, in der die Empörer bei aller Tollkühnheit des Kampfes völlig vernichtet wurden und auch C. und Manlius den Tod nahmen. M. Petrejus und P. Sextius, in deren Hände Antonius wegen angeblicher Kränklichkeit den Oberbefehl abgegeben hatte, feierten mit Metellus Celer, der die Flüchtlinge mit ihrem Anführer Lucius Sergius aufrieb, den Triumph und Cicero erhielt auf Cato's Vorschlag den Namen „Vater des Vaterlands." 2.

Catinat (Nicolaus von), Marschall von Frankreich, geb. den 1. Sept. 1637 zu Paris, wo sein Vater Parliamentspräsident war, hatte die Rechte studirt, nahm aber aus Unwillen über die ungerechte Entscheidung eines Processes Kriegsdienste und diente als Lieutenant bei einem Cavallerieregimente, das 1667 Lille mit belagerte, wo er durch seinen Muth die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. auf sich zog, der ihn 1670 zum Gardehauptmann ernannte. C. hatte bereits vor Mastricht (1673), bei Seneste (11. Aug. 1674), unter Marschall Rochefort zwischen der Maas und Mosel (1676) tapfer gefochten und war mehrmals verwundet worden, als Ludwig XIV. ihn 1679 zum Brigadegenerale der Infanterie ernannte; er commandirte hierauf unter diesem vor Gent und Ypern, wo ihn der König öffentlich wegen seiner Angriffsweise mit Infanteriemassen belobte, ward Commandant von Dünkirchen und andern Orten, und zum Maréchal de champ erhoben, nachdem er andere Aufträge seines Königs mit Erfolg ausgeführt hattte. Mit der größten Schlauheit bemächtigte er sich der Festung Casale am Po, ward von diesem Posten abberufen, an der Spitze einer franz. Armee dem Herzoge von Savoyen gegen die Protestanten seines Landes (s. Waldenser) zu Hülfe gesendet (1686) und auch hier bewährte sich sein Feldherrrntalent. In dem Kriege zwischen Frankreich und Savoyen (von 1690—97) gab C. als Oberbefehlshaber der franz. Armee ruhmvolle Beweise von Tapferkeit, Umsicht und Geduld bei dem schweren Kampfe mit seinem Hofe, wo unter den Ministern Louvois und Barbezieux von ihm, der doch nur mit geringern Streitkräften versehen ward, glänzende und rasche Bewegungen verlangt wurden; so kämpfte er 1692 nur mit 16000 Mann gegen eine feindliche Macht von 55000 Mann, und dennoch gelangen unter seiner persönlichen Leitung fast alle Unternehmungen. Durch den Sieg bei Orbassem oder Marseille (1693) verhinderte er des Feindes Eindringen im Dauphiné, und nun überreichte ihm Ludwig XIV. den Marschallstab. Nach Flandern gesendet vermehrte er seinen Ruhm durch die Erstürmung von Ath (1697), ging dann nach Paris und lebte sehr einfach und anspruchslos unweit der Stadt auf seinem kleinen Landgute St. Gratien. Beim Ausbruche des span. Successionskrieges stellte er sich (März 1701) als Oberbefehlshaber abermals an die Spitze der franz. Armee in Italien dem tapfern Eugen (s. d. Art.) entgegen, der ihm bald ein entschiedenes Übergewicht abgewann, indem das Cabinet von Versailles den Krieg leiten wollte und der Herzog von Savoyen dem Feinde alle Pläne verrieth. In Ungnade gefallen zog sich C. wieder auf sein Landgut zurück. Der Erfolg bewies seine über den Herzog von Savoyen geäußerten Besorgnisse, da dieser sich bald öffentlich mit dem Kaiser verband. Ludwig XIV. schenkte dem Marschalle seine Gunst wieder und übertrug ihm das Obercommando im Elsaß. Auf sein dringendes Bitten wurde er aber von dort bald wieder zurückberufen, lebte von nun an zurückgezogen von allen

öffentlichen Geschäften auf seinem Landgute, von seinem Fürsten geehrt und von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt; er starb den 22. Febr. 1712. Seine hinterlassenen Neffen und Erben ließen ihm in der Kirche zu St. Gratien ein Denkmal errichten mit der seiner würdigen Inschrift: „vixit ut solent sapientissimi et christianissimi heroes debent.“ 25.

Cato (Marcus Porcius, der Ältere oder der Censor), ein Römer von alter Sitteneinfalt, festen Grundsätzen und strenger Lebensweise, der dem entarteten Geschlechte seiner Zeit als ehrwürdiges Muster vorleuchtete und durch seinen Einfluß dem gänzlichen Sittenverfalle des röm. Volks kraftvoll vorbeugte. Um das J. 521 n. R. E. (233 v. Chr.) ward er im sabinischen Gebiete geboren und gerade noch zu der Zeit unter ländlichen Beschäftigungen erzogen, als nach dem ersten punischen Kriege die kühne Roma der Mannskraft bedurfte, sich mit der carthagischen Nebenbuhlerin im Lebenskampfe zu messen. Er zeichnete sich schon als Jüngling in den Legionen, die gegen Hannibal Italien (538) schirmten, durch beharrliche Tapferkeit aus und wohnte der ruhmvollen Eroberung Tarents (545) bei, in der Zwischenzeit aber übte er sich in der Redekunst und vertheidigte manchen Clienten vor Gericht mit verdientem Beifalle. Doch fesselte ihn die Gewohnheit jetzt noch an sein sabinisches Landgut, bis ihn L. Valerius Flaccus aus demselben ins öffentliche Leben rief. Bald erlangte er die Stelle eines Tribunus militaris, kämpfte ruhmvoll in der Schlacht bei Siena gegen Hasdrubal und begleitete 547 n. R. E. Scipio als Quästor nach Sicilien. Als Parteigänger des Q. Fabius Maximus war C. ohnedieß dem Scipio abgeneigt, aber entschieden trat er diesem erst jetzt entgegen, da er die Soldaten durch reichliche Geschenke verweichlichte und deßhalb gegen den Feldherrn, wiewohl vergebens, in Rom klagbar ward. Dennoch stieg auch er neben seinem Nebenbuhler, Scipio, in Ansehn empor, ward 553 Ädil, bald darauf Prätor und dann Proprätor in Sardinien, welche Insel von ihm mit der gewohnten Strenge verwaltet wurde. Mit seinem hochgeachteten Freunde L. Valerius Flaccus erwählte man ihn 559 zum Consul und übertrug ihm durchs Loos die Anführung der röm. Legionen gegen die aufgestandenen Völkerschaften in Spanien. Nach einer blutigen Schlacht gelang es ihm mehr durch bloße Drohbefehle als gewaltsames Einschreiten die Barbarenhorden zur Niederlegung der Waffen und zum Niederreißen ihrer festen Plätze zu zwingen, so daß die Anzahl der so eroberten Ortschaften (gegen 400) die der Tage überstieg, welche er in Spanien gewaltet hatte. Sein kriegerisches Talent nützte hierauf der Republik, als er 561 als Legat mit dem Consul Tib. Sempronius Longus gegen die Bojer und 564 mit dem Consul Man. Acilius Glabrio gegen Antiochus den Großen in Griechenland den Kriegsstrapazen sich unterzog. Er war es, der bei den Thermopylen das feste Lager des Antiochus über den Oeta umging, den entscheidenden Sieg der Römer herbeiführte und vom Consul deßhalb nicht blos auf dem Schlachtfelde die gebührende Anerkennung fand, sondern auch mit der ehrenvollen Siegesbotschaft an den Senat beauftragt ward. Nach Rom zurückgekehrt gelang es ihm jetzt erst, wenigstens zum Theil, die Klage gegen Scipio den Afrikaner wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder durchzusetzen, so wie überall seine rigoristischen Grundsätze zu behaupten. Früher schon war er als eifriger Vertheiger der lex Oppia, welche gegen den Luxus der röm. Frauen gerichtet war, vergebens aufgetreten, er selbst hatte sich durch ernstes Rügen der Sittenlosigkeit viele Feindschaft zugezogen und 44 (nach Andern 50) Mal sich von verschiedenen gerichtlichen Beschuldigungen reinigen müssen und bewegte sich mit starrer Sittenstrenge fleckenlos unter seinen Mitbürgern. Da gelang es ihm 568 mit Flaccus die erhabene Würde eines Censors nach manchem Kampfe zu erringen. Seine erste Handlung war, seinen Collegen zum Princeps Senatus zu ernennen; darauf 7 Senatoren aus dem Senate auszustoßen und den L. Scipio Asia-

ticus nicht ohne Parteihaß des Ranges eines Ritters zu berauben. Bei der Abschätzung der Bürger schlug er allen Schmuck und alle Geräthschaften des Luxus zum zehnfachen Werthe an. Dennoch erkannte das Volk die Nothwendigkeit solcher Maßregeln und ehrte ihn durch Aufstellung seiner Bildsäule im Tempel der Göttin Salus. Auch im Senate bewahrte er sich ein hohes Ansehn. Er stimmte diesen für milderes Verfahren gegen die Rhodier, die für Perseus gehandelt hatten, und gewann sie für das röm. Interesse; er leitete die röm. Politik, die Griechen während der punischen Kriege sich geneigt zu erhalten und schirmte die unterdrückten Achäer in Italien, daß sie, und unter ihnen der Historiker Polybius, in ihr Vaterland zurückwandern durften. Der Censor war bisher nicht ohne Kenntniß griech. Kunst und Wissenschaft geblieben, er hatte schon 545 in Tarent den Pythagoräer Nearch kennen gelernt und in den spätern Jahren seines Lebens ward in diesem Gebiete Ennius sein Führer. Aber ihm dünkte die griech. Philosophie aus dem entarteten Griechenlande der einfachen Lebensweise eines Römers nicht würdig, und als die Athenienser den Philosophen Karneades an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom gesendet hatten, hielt er nichts für dringender, als dieser gefährlichen Gäste sich schleunigst zu entledigen. Indeß gleich als hätte er sich factisch widersprechen sollen, rieth er vor Allem, gegen Scipio Nasica, die Stadt zu zerstören, nach deren nebenbuhlerischer Herrschaft mit reißender Schnelle der röm. Staat in die tiefste sittliche Schmach versank. „Carthago müsse zerstört werden" war sein Schlußwort in jeder Senatsversammlung und dieses Wortes Kraft zeigte sich noch nach seinem Tode wirksam. Er soll ein Alter von 85, nach Andern von 90 Jahren erreicht haben. Noch als Greis erlebte er den Tod seines Sohnes, gleiches Namens, hinterließ aber von seiner zweiten Gemahlin den jüngern M. Porcius Cato Salonin ianus. Von seinen Reden und den 7 Büchern der Geschichte Italiens (Origines) haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten. Nach ihm ist die Zeitrechnung der Römer die catonianische Ära genannt worden, zufolge welcher er die Erbauung Roms ein Jahr später setzte, als Varro, nämlich ins 4. Jahr der 6. Olympiade (753 v. Chr.) und nach welcher das Consulenverzeichniß auf der 1547 durch Onuphrius Panvinius auf dem Capitolium entdeckten Marmortafel eingerichtet ist. 27.

Cato (Marcus Porcius, der Jüngere, von Utica), geb. 658 n. R. E. und erzogen von M. Livius Drusus, seinem mütterlichen Oheime, vereinigte in sich die streng moralische Sittengröße seines Urgroßvaters, Cato des Censors, und die erste wissenschaftliche Bildung, die ihm das Studium der stoischen Philosophie gewährte. Mit edler Freimüthigkeit sprach er sich schon im 14. Lebensjahre über die Gräuel unter Sulla's Dictatur aus, wendete sein Rednertalent mit Glück gegen die Volkstribunen an, welche die Bildsäule des großen Ahn, des Censors, antasten wollten, und als Priester des Apollo zu öffentlicher Selbstständigkeit gelangt ordnete er mit seiner Gemahlin, Acilia, auf musterhafte Weise der sparsamen und enthaltsameren Vorfahren seinen Hausstand. Freiwillig unterzog er sich unter L. Gellius Publicola an der Seite seines Bruders, den er zärtlich liebte, dem Felddienste gegen Spartacus (680 n. R. E.), erlangte dann die Würde eines Tribunus militaris und kämpfte als solcher unter Anführung des Prätors Rubinus in Macedonien. Hierauf bereiste er zur Erweiterung seiner Kenntnisse den Orient und so wenig Aufmerksamkeit er auch als Römer auf der Wanderung erregt hatte, lenkte doch die Auszeichnung, mit der ihn Pompejus in Ephesus empfing, die Augen Aller auf ihn. Nach seiner Rückkehr in Italien verlebte er auf seinem lucanischen Landgute kurze Zeit und ließ sich von Metellus Nepos nur schwer bewegen, aus der Verborgenheit hervor und als Volkstribun, wozu er schnell gewählt ward, öffentlich aufzutreten. Es walteten damals die traurigsten Zerwürfnisse ob, in welche die Parteien des Sulla und

Marius den Staat verwickelt hatten, und Pompejus, Lucullus, Crassus, Cicero u. A. fröhnten dem feilsten Egoismus. Mit männlicher Seele entschloß sich Cato, der Republik allein zu leben. Zuerst sollte der designirte Consul L. Licinius Muräna seine Strenge fühlen, den er der Bestechung anklagte und den nur Cicero's Beredtsamkeit zur Freisprechung verhalf. Aber großmüthig blieb er mit Beiden in freundschaftlichen Verhältnissen und unterstützte den Letztern getreulich in der Vernichtung Catilina's. Nur den Vortheil des Staats im Auge widersetzte er sich dem Antrage seines Freundes Metellus auf die Zurückberufung des Pompejus, dessen Erscheinung nur dictatorisch sein mußte, und setzte sich während des Widerspruchs sogar der Todesgefahr auf dem Forum aus. Bald darauf, nach Besiegung des Mithridates, kehrte Pompejus zurück und sah mit Erstaunen die Kraft des Tribuns, der seinen Plan vereitelte, die Consulwahl zu Gunsten des pompejischen Freundes M. Pupius Piso aufzuschieben, der selbst dem Köder entging, womit der Feldherr durch Heirathsvorschläge in verwandtschaftliche Verbindung mit ihm zu treten hoffte, der ihm sogar die Ehre des Triumphs streitig machte und dem Lucullus zuwendete. C.'s Starrsinn scheiterte aber, als er sich dem mit P. Clodius verbundenen Pompejus bei Vertheilung von Ländereien unter ausgediente Veteranen widersetzte und als der Consul Cäsar ebenfalls Ländereien in Campanien armen Bürgern zum Besitzthume anzuweisen vorschlug. In der Hauptstadt, in welcher mächtige und habsüchtige Parteigänger dominirten, war C. nun ein unerträglicher Aufseher und, um ihn zu entfernen, ihm der Auftrag geworden, die eroberte Insel Cypern als röm. Provinz in Besitz zu nehmen. Mit einer damals seltenen Gewissenhaftigkeit entledigte er sich seines Auftrags und kehrte mit großen Schätzen, an Werth gegen 9 Mill. Thaler, heim (696 n. R. E.). In der Freude hierüber trug man ihm die Prätur an, die er jedoch erst zwei Jahre darauf annahm. Hatte er in dieser Zeit (seit 694) der Macht jenes ersten Triumvirats (Pompejus, Cäsar und Crassus) in seiner Person einen kräftigen Damm entgegengestellt, so fand er es bald nachher, als während Cäsar's Abwesenheit die Einheit jener Triumvirn kränkelte, seiner Politik angemessen, sich eng an Pompejus anzuschließen (699) und, obgleich bei der Consulwahl 700 n. R. E. durchgefallen, das unerschütterte Ansehn gegen Cäsar's Entwürfe im Senate zu behaupten. Indeß brach der Bürgerkrieg aus, Pompejus entfloh 705 nach Asien, ihm folgte C., der Sicilien nicht zu behaupten vermochte und vereinigte sich mit ihm bei Dyrrhachium, wo sein Eifer und Muth besonders den Sieg über die nachgeeilten cäsarischen Legionen erringen half. Ohne diesen Triumph zu benutzen wendete sich Pompejus nach Thessalien, Dyrrhachium C. überlassend. Aber bald erhielt dieser die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Pharsälus (706), wendete sich dann nach Corcyra und steuerte mit der Flotte nach Ägypten, landete aber, als er den Tod des Pompejus erfuhr, bei Cyrene und führte durch brennende Wüsten und gefahrvolle Einöden die ihm noch treu gebliebenen Trümmer des republikanischen Heeres nach Utica. Mit Metellus Scipio und unterstützt vom Heere des numidischen Königs erwarteten hier die Republikaner ein Jahr lang Cäsar's Angriff. Er erschien und vernichtete im ersten Kampfe bei Thapsus das feindliche Heer und in C.'s Seele jede Hoffnung eines glücklichen Ausgangs. Noch sorgte der Letztere für Einschiffung eines Theiles seiner Soldaten und seiner Freunde, so wie für Erhaltung der Ruhe in der Stadt, er selbst aber verzichtete auf die Flucht. Nachdem er in Platon's Phädon über die Unsterblichkeit der Seele noch gelesen, sein Schwert von seinem Sohne, der es ihm unter dem Lager heimlich hervorgezogen hatte, ernst zurückgefordert und seine Dienerschaft entlassen hatte, gab er sich mit dem Eisen selbst den Tod. Er starb mit dem Stolze eines röm. Republikaners, mit der Resignation eines stoischen Weisen und mit der Würde eines freien

Mannes, der lieber untergehen, als dem Feinde des Staates sein Leben verdanken wollte. 27.

Cato (Dionysius), röm. Dichter, wahrscheinlich zur Zeit der Antonine, wird als der Verfasser von 4 Büchern: **Disticha de moribus ad filium** gehalten, die fast in alle europäischen Sprachen übersetzt und häufig herausgegeben sind. Die neueste Ausgabe ist von Boulard (Paris 1798 und 1802) mit Übersetzung in griechischen, deutschen, holländischen und französischen Versen, von denen jeder der drei erstern eine wörtliche französische Interlinearversion beigegeben ist. 16.

Cato (Valerius), ein römischer Grammatiker aus dem südlichen Gallien gebürtig, der, nachdem er durch Sulla seine Besitzungen verloren hatte, sich von Unterrichtertheilen in der Poetik ernährte. Er galt für einen ausgezeichneten Lehrer. Ihm werden auch mehrere Satyren zugeschrieben, von denen jedoch nur eine: **Dirae** (Drohungen), übrig ist, gegen seine Gläubiger gerichtet, welche ihn von Haus und Hof vertrieben, so daß er sein Leben in einer elenden Hütte enden mußte. Dieß Gedicht ist aber sehr verderbt und wird ihm in der neuern Zeit abgesprochen. Ausgaben von Arnold, Leyden 1652 wieder abgedruckt durch Mirus, Hamburg 1778. Wernsdorf, poet. min. lat. Tom. III. 16.

Cats (Jakob), einer der beliebtesten holländischen Dichter, ward 1577 zu Brouwershaven in Seeland geboren, faßte trotz seinem pedantischen der Poesie abgeneigten Lehrer große Liebe zu derselben, machte lateinische und griechische Verse und setzte seine Lieblingsbeschäftigung neben dem Studium der Rechte auf den Universitäten zu Leyden und Orleans fort. Als Dr. der Rechte befreite er eine sogenannte Hexe von Folter und Scheiterhaufen und einen Mörder aus Kindesliebe von der Todesstrafe, ward um 1621 Pensionair (Syndikus) zu Middelburg und einige Jahre darauf zu Dortrecht, 1625 Curator der Universität Leyden, 1627 Gesandter der Generalstaaten nach England, 1636 Rathspensionair von Holland, als welcher er sich große Verdienste um sein Vaterland erwarb, zog sich 1652 auf sein Landgut Zorgvliet zurück und starb daselbst 1660. Seine Gedichte, im Volkstone geschrieben und allgemein verständlich, wurden fast in jeder holländischen Familie ein Hausbuch und theilweise ins Französische, Englische und Deutsche übersetzt, durch den französ. Geschmack zwar später etwas verdrängt, aber in neuester Zeit mit desto größerer Achtung wieder gelesen. Er kann füglich der holländ. Gellert genannt werden. Es gibt eine große Anzahl Ausgaben in Folio und Quarto; die neueste ist von Feith (Amsterd. 1790—1800. 19 Bde. 12.). Ein ihm zu Genf gesetztes, vom Bildhauer Parmentier gefertigtes Denkmal ward den 11. Dec. 1829 enthüllt. 16.

Catullus (Cajus Valerius), der älteste und vorzüglichste lyrische Dichter der Römer, geb. 86 v. Chr. zu Sirmium am jetzigen Gardasee, wo er auch ein Landgut hatte (nach Andern zu Verona), kam jung nach Rom, und ward dort der Freund von Cäsar, Cicero, Cinna, Cornelius Nepos, Plancus u. A. Von ihm sind 115 Gedichte, meistens Epigramme und kleine poetische Sendschreiben und 4 Oden übrig; darunter aber vorzüglich berühmt sein: **Epithalamium Pelei et Thetidos** mit der herrlichen Episode von der Ariadne. Zwar ist er nicht immer ganz zart, aber das Urtheil über seinen Werth ist von jeher allgemein gewesen und selbst der ehrgeizige Martial (s. d. Art.) läßt ihm den Vorrang. Man hat ihm den Beinamen des Gelehrten gegeben. Daher gibt es auch eine große Menge Ausgaben, gewöhnlich zugleich mit Tibull und Propertius. Zu den besten gehört die von Döring, Leipzig 1788—1792. 2 Bde 8.; die neueste ist von Lachmann, Berlin 1829. Eine große Anzahl Gedichte hat Ramler metrisch übersetzt (Leipzig 1793). 16.

Caudinische Pässe, zwei hohe enge Gebirgspässe in der Nähe von Cau-

dium bei Beneventum an der Grenze von Campanien, in welchen während des Kriegs gegen die Samniten eine römische Armee unter den Consuln Tit. Veturius Calvinus und Spur. Postumius eingeschlossen und durch das Joch geschickt wurde. Dieß, die größte Schmach, welche ein Römer kannte, feuerte die Besiegten zu neuen Anstrengungen an, und wirklich wurden die Samniten im folgenden Jahre besiegt und ebenfalls genöthigt, durch das Joch zu gehen und alle bei Caudium erbeuteten Waffen herauszugeben. (Liv. IX, 1—6.) 1.

Caulaincourt oder Caulincourt (spr. Kolángkuhr), Armand Auguste Louis von, Herzog von Vicenza, Generallieutenant, Großkreuz der Ehrenlegion und Ritter mehrerer ausländischen Orden, wurde 1772 in der Picardie geboren. Er war der Sohn des Generals Marquis von Caulaincourt, trat mit dem 15. Jahre in Kriegsdienste, und stieg während der Revolution bis zum Hauptmanne. 1792 wurde er aus der Armeeliste gestrichen und eingekerkert, jedoch bald wieder entlassen. Jetzt diente er als Gemeiner, bis er im Jahre III (1795) seine Hauptmannsstelle zurückerhielt. Im italien. Feldzuge diente er als Adjutant des Generals Aubert Dubayet, den er auch kurz darauf nach Constantinopel begleitete. Nach seiner Rückkehr commandirte er das 2. Carabinierregiment, erhielt dann eine Mission nach Petersburg, avancirte zum Obersten, bald darauf zum Brigadegeneral und 1805 zum Divisionsgeneral. Als Großstallmeister und Adjutant Napoleon's war er stets in dessen Nähe und erfreute sich seiner besondern Auszeichnung, bis er durch offne Äußerung seines Mißfallens über den russ. Krieg eine Zeit lang die Gunst des Kaisers verlor. Jedoch wählte ihn dieser zu seinem Begleiter auf der Reise von Moskau nach Paris und gab ihm in den Jahren 1813 und 1814 mehrere der wichtigsten politischen Aufträge. So schloß er mit Östreich den Waffenstillestand von Pleischwitz in Schlesien, war als Bevollmächtigter bei dem Prager Congresse, und nahm an dem von Chatillon wesentlichen Antheil. Stets blieb er dem Kaiser treu; ihm hatte es dieser zu danken, daß er Elba erhielt, ja C. mußte sich, da er zu offen seine Neigung zu Napoleon äußerte, auf seine Güter zurückziehen. Auch 1815, als Napoleon gelandet war, eilte er herbei, und übernahm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Nur durch besondere Verwendung konnte er nach der zweiten Restauration der Proscription entgehen; doch blieb er von öffentlichen Geschäften entfernt, und begab sich auf eines seiner Güter, wo er 1823 starb. 22.

Causalität, Ursachlichkeit, ist der gesetzmäßige Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung. Sie ist theils logisch, wenn sie blos in der Vorstellung von dem Verhältnisse des Grundes zur Folge besteht, theils empirisch, wenn die regelmäßige Entstehung eines Gewirkten aus dessen Ursache in Raum und Zeit erkannt wird. Wie wir vermöge der Einrichtung unseres Denkvermögens genöthigt sind, Nichts ohne Ursache zu denken und Alles nach einem zureichenden Grunde zu erklären uns bemühen; so werden wir auch durch dieselben Gesetze des Geistes, so wie durch die Betrachtung der uns umgebenden Objecte auf die Erforschung eines Mittelgliedes, welches in den mannichfaltigsten Dingen das Ursachliche mit dem Gewirkten nach einem innern Zusammenhange verknüpft, nothwendig hingeleitet. Dieser innere Zusammenhang ist eine Naturnothwendigkeit, sofern nach ihr Erscheinungen in der Sinnenwelt erklärt werden; eine mechanische Causalität, wenn durch alleinige Bewegung von einem Körper aus eine Veränderung eines andern oder beider zugleich bewirkt wird; eine psychologische Causalität, nach welcher Vorstellungen und Gedanken andere Vorstellungen hervorrufen und aus einem Triebe der Seele ein anderer entsteht. Verschieden hiervon ist noch der Zusammenhang einer menschlichen Handlung mit der im Menschen selbst vermöge seiner Willensfreiheit liegenden Ursache, nach der er sich selbst bestimmt im Innern seiner Seele oder nach außen hin thätig zu sein.

Betrachten wir demnach die Dinge nur nach dem Begriffe von Ursache und Wirkung, so sind sie uns auch nur Erscheinungen nach einander; erst durch den Causalitätsbegriff suchen wir zu erkennen, wie in Raum und Zeit Eins aus dem Andern folgt und hervorgeht. 2.

Cautel, 1) im Allgemeinen, eine Vorsichtsmaßregel, 2) eine Clausel, die man einem Contracte beifügt, oder eine Bedingung, welche man sich bei irgend einer Verhandlung ausmacht, um sich gegen künftige Nachtheile zu decken. Eine dergleichen Clausel ist die cassatorische, wo man sich z. B. bedingt, daß ein auf eine längere Zeit eingegangener Contract sofort aufhören soll, wenn der andere Theil mit Erfüllung der Gegenleistungen nicht pünktlich inne hält. Eine solche Sicherheitsmaßregel würde es ferner enthalten, wenn Ascendenten (wie Socinus vorgeschlagen hat) im Testamente verordnen, daß später geborne Descendenten mit den bereits lebenden erben sollen. Denn außerdem würden die nicht eingesetzten Descendenten das Testament dereinst anfechten. 3) Bringt man in streitigen Rechtssachen den Begriff der C. mit dem, was man Ausreden nennt, in Vergleichung. 10.

Cauterium, fr. cautère; engl. cautery, ein Brenneisen. Die Cauterien sind von zweierlei Art: 1) das Cauterium actuale, das wirkliche Brennen mit einem glühenden Eisen; 2) das Cauterium potentiale, die Anwendung irgend eines Ätzmittels, z. B. des Höllensteins, des gebrannten Alauns, des weißen und rothen Queckſilberpräcipitats, der Spießglanzbutter, der concentrirten Schwefelsäure und Salpetersäure (Scheidewasser) ꝛc. Welche hohe Meinung die Alten von der Wirksamkeit der Application des Glüheisens hatten, beweist die Stelle aus Hipp. Sect. 8. Aph. 6.: „Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer; was aber das Feuer nicht heilt, muß für unheilbar gehalten werden." Man wendet das wirkliche Brennen besonders zum Blutstillen in solchen Fällen, wo die Gefäße weder unterbunden, noch comprimirt werden konnten; ferner zur Zerstörung krebshafter Geschwülste, Geschwüre, Fisteln, Polypen und verschiedener Schwammgewächse an. Mit dem allmäligen Fortschreiten der operativen Chirurgie zur Vervollkommnung ist jedoch dieses heroische Mittel immer mehr und mehr außer Gebrauch gekommen, so daß man in neueren Zeiten, mit Ausnahme der französischen Ärzte, die es in bestimmten Fällen noch immer (z. B. zur Verhinderung der reißenden Fortschritte bösartiger Hospitalgeschwüre) anwenden, sich desselben fast gar nicht mehr oder höchstens nur der Moxa (s. d. Art.) bedient. Indeß sind manche berühmte Wundärzte, wie unter andern Bernstein, Cooper, der Meinung, daß die zu große Vernachlässigung desselben einigermaßen Tadel verdiene. Einsender dieses hat 2 Mal Lippenkrebs durch unmittelbare Anwendung des Glüheisens von Grund aus heilen sehen. 21.

Caution, eigentlich Fürsorge; dann Sicherstellung gegen Gefahr. Die C. unterscheidet sich von der eigentlichen Bürgschaft (im engern Sinne) wie das Vorausgehende vom Nachfolgenden; indem die Bürgschaft einer bereits vorhandenen Verpflichtung beitritt und deren Erfüllung versichert, die Caution aber im Voraus wegen erst noch entstehender Verpflichtungen oder befürchteter Schäden geleistet wird. Das Wort C. bezeichnet A) eben sowohl eine Handlung, wodurch Jemand wegen Erfüllung künftiger Verpflichtungen sicher gestellt wird, B) als den körperlichen Gegenstand, welcher zur Deckung eingestellt wird. In diesem Sinne bedient man sich auch des Wortes „Vorstand." Die C. kann geleistet werden freiwillig oder nothwendigerweise, vorzüglich wegen Pflichten als Vormund oder Nutznießer u. a. So ist der Nutznießer verpflichtet, den Eigenthümer des nutzbaren Gegenstandes dafür sicher zu stellen, daß er den Gegenstand nach Beendigung des Nieß-

brauchs im unversehrten Zustande wieder erhalten werde. Diese C. kann nicht einmal dem Legatar, welchem der Nießbrauch beschieden worden, vom Testirer erlassen werden, weil es einen Widerspruch enthalten würde, Jemandem den bloßen Nießbrauch zu überlassen, und ihm auch frei zu stellen, den Gegenstand selbst ganz aufzuzehren. Deßhalb wurde auch nach alterthümlicher Sitte den Ehefrauen wegen ihres der Nutznießung halber in den Händen des meist unangesetzten Ehemannes befindlichen Vermögens ein stillschweigendes Unterpfandsrecht im Gesammtvermögen desselben zugestanden, indem sich ein ausdrückliches Pfandrecht in beweglichen Gütern ohne deren Besitz nicht denken läßt, und deßhalb verordnet das französische Gesetzbuch von Napoleon, daß jede Ehefrau auf völlige Sicherstellung ihres Vermögens vom Manne, oder auf Absonderung desselben jederzeit zu dringen berechtigt ist. Außer den hauptsächlichern Cautionen der Vormünder und Nutznießer hat man noch verschiedene andere von geringerer Bedeutung, z. B. wegen der Proceßkosten, dann, zur Sicherheit, daß man sich vor Gericht stellen wolle, oder zur Deckung des Gegenstandes der Wiederklage und dergl., worüber der Entwurf des Cod. Frideric. P. III, T. 17, §. 1 bis 26 das Genaueste und Ausführlichste enthält. 10.

Cavaceppi (spr. Kawatscheppi), Bartolomeo, ein bekannter römischer Bildhauer, mit welchem die Periode der neuern Kunst beginnt, wurde in den Jahren 1720—30 geboren und machte seine Studien unter Etienne Monot zu Rom. Seine Werke zeigen, obgleich sie in Bernini's Geschmacke gearbeitet sind, doch schon einen höhern Aufschwung und reinern Geschmack. Sein Freund Winckelmann hat unstreitig großen Einfluß auf ihn gehabt, und wenn man schon in seinen eigenen Werken ein schönes Streben nach Vollendung nicht verkennen kann, so muß man noch mehr seinem Talente, Antiken zu restauriren, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. In dieser Kunst hatte er eine seltene Fertigkeit, und er wußte sie zu seinem Vortheile so gut zu benutzen, daß er sich im Vereine mit seinem Bruder ein ansehnliches Vermögen dadurch erwarb. Man besitzt von ihm die Kupferstiche aller seiner hergestellten Antiken mit Text, unter dem Titel: Raccolta d'antiche statue, busti, bassirilievi ed altre sculture restaurate da Bm. Cav. Roma 1768—72. Fol. (3 Sammlungen). Bekanntlich war 1768 C. der Begleiter Winckelmann's auf dessen Reise nach Deutschland. Er begab sich nach seines Freundes verhängnißvoller Rückkehr nach Potsdam und fertigte hier eine höchst ähnliche Büste Friedrich's II. — Er starb zu Ende des vorigen Jahrhunderts. 22.

Cavalcanti (Guido), berühmter lyrischer italienischer Dichter, geb. um 1230 zu Florenz, stammte aus einer vornehmen Familie und ward durch Verheirathung mit der Tochter des Farinata degli Uberti nach dem Tode desselben Haupt der Gibellinen. Die Parteikämpfe veranlaßten die Florentiner die Häupter der Parteien zu entfernen. C. ward nach Sargana verwiesen und starb bald nach seiner Zurückberufung zu Florenz um 1300. Er ist einer der ausgezeichnetsten Zeitgenossen Dante's und Petrarca's und sein Dichterruf war sehr groß. Aber ungeachtet die sprachliche und metrische Form seiner Sonette, Canzonen und Balladen äußerst kunstreich ist, so spricht sich doch in ihnen ein eigner bizarrer, melancholischer Geist aus, wie sein ganzes Leben finster und zurückgezogen war. Der Gegenstand seiner Lieder ist Mandetta, eine schöne Toulouserin, welche er bei einem Aufenthalte zu Toulouse kennen gelernt hatte. Am berühmtesten ist seine Canzona: Donna mi prega etc. über die Natur der Liebe, welche von 8 Gelehrten, unter andern vom Cardinale Egidio Colonna commentirt worden ist. Seine Gedichte sind vielmals herausgegeben, die neuste Ausgabe ist: Rime edite ed inedite di G. C. — opera di Ant. Cicciaporci. Florenz 1813. 16.

Cavalier oder Katze, s. Festung.

Cavalier (spr. Kawalié), Jean, zur Zeit Ludwig's XIV. oberster Anführer der Camisarden in den Sevennen, geb. im J. 1679 zu Ribaute, einem Dorfe bei Anduse, war der Sohn eines Bauern, wollte eben in Genf das Bäckerhandwerk treiben, als ihn eine vorgeblich höhere Erscheinung prophezeihen und nach Frankreich zurückkehren ließ, um sich an die Insurgenten in den Sevennen anzuschließen. Sein außerordentlicher Muth und seine neuen Prophezeihungen, die theilweise eintrafen, machten ihn bald bei den Feldtruppen beliebt und man übertrug ihm das Commando. Als Heerführer verwirrte er durch seine Kühnheit und durch seine Talente die Maßregeln alter namhafter Generale, nöthigte die Regierung ihr System zu ändern, brachte einen ehrenvollen Vertrag zu Stande, kam dann mit Marschall Villars in Nismes zusammen und vervollständigte die Unterhandlungen, vermöge deren er vom Hofe für sich ein Oberstendiplom mit 1200 Franken Pension, für einen seiner Brüder ein Capitainspatent und für seinen Vater und andere der Religion halber gefangene Personen die Freiheit erhielt. Der Minister Chamillard rufte ihn nach Versailles, der König sah ihn und zuckte die Achseln, überhaupt ward er mit Geringschätzung und höfischer Treulosigkeit behandelt. Daher floh er von Versailles, bot zuerst dem Herzoge von Savoyen seine Dienste an, reiste jedoch gleich darauf nach Holland und von da nach England, wo ihn die Königin Anna sehr ehrenvoll aufnahm. Zwar gab sein Geständniß, daß er seine früheren Prophezeihungen in allem Ernste gethan habe, dem Hofe Anlaß, ihn weniger auszuzeichnen, doch kehrte er bald von seinem Fanatismus zurück und genoß die achtbarsten Beweise des königlichen Vertrauens. Er trat in englische Dienste, ward Commandeur eines Regiments, erhielt bald den Grad eines Generals und wurde endlich zum Gouverneur der Insel Jersey ernannt, wo er 1740 starb. 51.

Cavallerie, s. Reiterei.

Cavallieri (Francesco Bonaventura), berühmter Mathematiker, geb. zu Mailand 1598, trat 1613 in den Orden der Hieronymiten oder Jesuaten und widmete sich der Theologie, begab sich aber, von der Mathematik mehr angezogen, nach Pisa, wo er ein Schüler Galilei's ward. Der Hauptgegenstand seiner Untersuchungen war die Bestimmung der von krummen Linien und gekrümmten Flächen eingeschlossenen Räume oder die Geometrie des Untheilbaren (geometria indivisibilium). Später wurde C. Professor der Mathematik zu Bologna, wo er mehrere Lehrbücher der Trigonometrie und Astronomie nebst einem Werke über die Geometrie des Untheilbaren schrieb. Er starb daselbst 1647. 26.

Cavata, Cavatina, Cavatine, ein Gesangstück, welches sich von der Arie dadurch unterscheidet, daß es gewöhnlich nur aus einem Satze ohne Wiederholung besteht. Die Cavatine spricht in kunstloser Einfachheit nur eine bestimmte Empfindung aus, ist ohne Coloratur, Bravour und Rouladen und soll sich in leichter, ruhiger Melodie bewegen. Oft geht ein Recitativ vorher. Muster einer schönen Cavatine ist die in Weber's Freischütz: Und ob die Wolke sie verhülle ꝛc. 29.

Cave (spr. Käv), William, geb. den 30. Dec. 1637 zu Pickwel in Leicester, wo sein Vater Prediger war, widmete sich ebenfalls dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er mehrere Predigerstellen verwaltet hatte, zuletzt im J. 1684 Canonikus zu Windsor. Hier starb er 1713, nachdem er das Studium der kirchlichen Alterthümer durch mehrere jetzt noch schätzbare Werke zu befördern beflissen gewesen war. Sein Hauptwerk, welches aus den von ihm früher herausgegebenen kleinern Schriften entstand, führt den Titel: **Historia literaria scriptorum ecclesiasticorum etc. Londini 1688 — 1698.** Es geht bis zum XIV. Jahrh., ist aber bis 1517 fortgesetzt worden von Wharton, Oxon. 1740 —

1743 und nachgedruckt Basel 1741 — 1745. Es enthält die Lebensbeschreibungen der kirchlichen Schriftsteller, nennt die Ausgaben ihrer Schriften und gibt über die Ächtheit oder Unächtheit derselben zuverlässige Notizen. Weniger geschätzt sind jetzt seine vier letzten Werke: Die Apostolischen Väter ꝛc. London 1677 — 1682. Fol. Die Kirchenväter ꝛc. London 1683. Fol. Lebensbeschreibungen der sämmtlichen Apostel, London 1684 und sein Urchristenthum, London 1689. Diese letztern Werke erschienen zuerst in englischer Sprache, wurden aber bald nach ihrer Erscheinung ins Deutsche, Französische und Holländische übersetzt. 60.

Cavendish, Candish (spr. Kähndisch) Thomas, ein berühmter engl. Seefahrer des XVI. Jahrh., stammte aus einem adeligen Geschlechte in der Grafschaft Suffolk ab und zeigte schon in seiner Jugend eine große Neigung zum Seewesen. Franz Drake war sein Ideal und brachte den Entschluß in ihm zur Reife, sich auf dieselbe Art wie dieser einen berühmten Namen zu verschaffen. Nach einer für ihn nicht ergiebigen Expedition nach Westindien und Virginien beschloß er eine Fahrt in die Südsee zu unternehmen und sich in den goldreichen spanischen Niederlassungen zu entschädigen. Mit 3 auf seine Kosten ausgerüsteten Schiffen segelte er den 22. Juli 1586 von Plymouth aus, hatte unterwegs ein hartnäckiges Gefecht mit einigen spanischen Schiffen, segelte an der brasilischen Küste hinab, und fuhr zu Anfange des Jahres 1587 durch die magellanische Meerenge. Hier nahm er 21 Spanier, welche von der durch Sarmiento gegründeten Niederlassung übrig geblieben waren, an Bord, setzte seine Fahrt an der Küste von Chili und Peru hinauf fort, passirte am 12. Juni die Linie und erwartete in der Nähe des Caps St. Lucar (Californien) die mit Schätzen beladene Gallione von Manilla. Letztere erschien am 4. Nov. und mußte sich nach tapferer Gegenwehr an C. ergeben. Mit Reichthümern beladen trat C. seine Rückreise über Ostindien an und lief am 9. Sept. 1588 glücklich wieder in Plymouth ein. Dieses günstige Resultat der ersten Reise vermochte ihn eine zweite zu unternehmen. Mit 5 ebenfalls von ihm allein ausgerüsteten Schiffen segelte er am 6. Aug. 1591 von Plymouth aus und gelangte zu Anfange des folgenden Jahres in die magellanische Straße. Allein widriges Wetter machte die Durchfahrt unmöglich, Hunger und Kälte vergrößerten die Noth, und als sich überdieß einige Schiffe heimlich von ihm trennten, so trat er den Rückweg nach Brasilien an, wurde aber unterwegs aus Kummer krank und starb im J. 1593. 22.

Cavendish (Henry), der zweite Sohn des Herzogs von Devonshire, geb. am 10. Oct. 1731 zu London, hat sich durch seine Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Physik, besonders der Chemie dauernde Verdienste um diese Wissenschaften erworben. Er zuerst wies die Eigenschaften des Wasserstoffgases nach, stellte wichtige Versuche über die Zusammensetzung des Wassers an und setzte das Verhältniß des Stickstoffs zum Sauerstoffe fest. Eben so scharfsinnig waren seine Untersuchungen in der Physik und in der höhern Geometrie besaß er mehr wie gewöhnliche Kenntnisse. Einfach in Kleidung und Lebensart sammelte er ein ungeheures Vermögen, welches 7 Mill. Thaler betragen haben soll und nach seinem Tode, welcher am 24. Febr. 1810 erfolgte, an arme Verwandte fiel. — C. hinterließ wenige Schriften; die meisten seiner Abhandlungen befinden sich in den Philosophical transactions. 22.

Caviar (ital. caviale; russ. ikra, Nahrungsmittel), ist eingesalzener Rogen vom Störe, Hausen, Sterlet, der Beluga und andern großen Fischen und wird vorzüglich in Rußland, an der Ostsee, dem schwarzen Meere und der Wolga, auch in Persien, am kaspischen Meere, in der Türkei u. a. O. bereitet. Wird der mit hölzernen Messern reinlich abgekratzte und stark eingesalzte Rogen getrocknet, gepreßt und in festem Zustande versendet, so heißt er Preßcaviar; wird er blos marinirt und fließend versendet, so heißt er grüner, oder frischer, oder

fließender C. und dieser letztere ist besser. Von den russischen Sorten ist der astrachanische der bessere, der in Deutschland, z. B. in Magdeburg bereitete, ist weniger gut. Auch vom Rogen der Karpfen und Hechte bereitet man zum Gebrauche der Juden, die ihn von schuppenlosen Fischen nicht essen dürfen, C. und nennt ihn wegen seiner Farbe den rothen. Man genießt denselben mit wenig Zwiebeln, Öl, Citronen und dünnen Brotschnittchen. Mäßig genossen reizt er den Appetit, in zu großer Menge ist er aber schädlich. Sein Gebrauch ist erst seit etwa 25 Jahren verbreitet worden, früher kannte man ihn nur in Italien und in Rußland als Fastenspeise. 47.

Caxton (spr. Käxt'n), der erste Buchdrucker Englands, wurde um das J. 1410 in der Grafschaft Kent geboren und hatte sich anfangs dem Kaufmannsstande gewidmet. Im J. 1464 ward er mit Richard Whetchill von Eduard IV. in Handelsangelegenheiten zu Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, geschickt. Sein für alles Schöne und Gute empfänglicher Geist fand an dem burgundischen Hofe hinlängliche Nahrung; er brachte hier seine Kenntniß der französischen Sprache zur Vollkommenheit, was ihm später bei seinen zahlreichen Übersetzungen von sehr großem Nutzen war. Hier lernte er auch den Capellan des Herzogs, Raoul le Fevre, kennen, dessen „Recueil des histoires de Troyes" er auf Verlangen der Gemahlin Karl's des Kühnen, Margaretha von York, ins Englische übertrug. Während seines Aufenthaltes in den Niederlanden und zu Köln, wohin er später des Handels wegen gegangen war, erlernte er die Buchdruckerkunst und errichtete nach seiner Zurückkunft nach England (1472 oder 1473) eine eigne Offizin in Westminster, wo er in einem Zeitraume von 25 Jahren eine große Menge Bücher druckte. Man ist über das erste Erzeugniß seiner Presse nicht einig. Dibdin hat offenbar Unrecht, wenn er die Aufschrift der schon erwähnten Übersetzung „The recuyell of the historyes of Troye", o. O. u. J., welche sagt, daß sie 1468 begonnen und 1471 zu Köln geendigt (ended and fynysshed) sei, von dem Orte und Jahre des Druckes versteht. Sie ist mit den Typen des Werks: „The game and playe of the chesse', welches im J. 1474 zu Westminster erschien, gedruckt. Auch sind die Lettern so roh, daß sie unmöglich in Köln, wo zu dieser Zeit Ulr. Zell u. A. schon sehr schön druckten, gearbeitetet sein können. C. machte sich auch durch ein eigenes Werk: „Cronicles of England" (Westminster, 1480. Fol.) bekannt. Er starb im J. 1494. Seine Drucke, welche alle sehr selten geworden sind, werden von den englischen Bibliomanen emsig aufgespürt und zu ungeheuren Preisen angekauft. 66.

Cayenne, s. Guiana.

Caylus (spr. Keïlüs), Anne Claude Philippe de Tubières de Grimoard de Pestels de Levi, Graf von), berühmt als Kunstkenner und Alterthumsforscher, ward 1692 zu Paris geboren, erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung und trat zeitig in Kriegsdienste, in welchen er die Feldzüge von 1709, 1711 (in Catalonien) und 1713 mitmachte. Nach dem Frieden von Rastadt besuchte er Italien und 1716, nachdem er sich von allen Dienstverhältnissen befreit hatte, begleitete er Bonac nach Constantinopel, besuchte von hier aus Griechenland und alle classischen Orte Kleinasiens, und kehrte mit einer bedeutenden und auserlesenen Sammlung von Alterthümern, Notizen und Zeichnungen 1717 nach Paris zurück. Hier ordnete er den mitgebrachten reichhaltigen Stoff und radirte selbst eine Menge Blätter für sein antiquarisches Werk. Als warmer Freund der Künste und Wissenschaften unterstützte er die Künstler mit Rath und That, und bewies sich besonders thätig als Mitglied der Malerakademie und der Akademie der Inschriften und schönen Künste. Er starb den 5. Sept. 1765 zu Paris. Unter seinen antiquarischen Werken bemerken wir zuerst: Re-

cueil d'antiquités égyptiennes, étrusques, grecques, romaines et gauloises, Paris 1752 ff. 7 Vol. in 4., ein, obgleich nicht fehlerfreies, doch höchst fleißig und scharfsinnig gearbeitetes Werk; ferner: numismata aurea imperatorum romanorum; recueil de peintures antiques, d'après les dessins coloriés de P. S. Bartoli, Paris 1757. in Fol., ein höchst seltenes Prachtwerk; nouveaux sujets de de peinture et sculpture, Paris 1755. 12.; tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée et de l'Enéide avec des observations générales sur le costume, Paris 1758. 8. Außer diesen und vielen andern Werken über Kunst und Antiquitäten hat C. auch mehrere Romane geschrieben, von denen die meisten in den oeuvres badines du comte de Caylus, herausgegeben von Garnier, Paris 1787. 12 Bde., befindlich sind. 22.

Cazotte (Jacques), ein gern gelesener geistreicher französischer Schriftsteller des XVIII. Jahrh., wurde 1720 zu Dijon geboren, erhielt daselbst im Jesuitencollegium seine Erziehung, widmete sich dem Seewesen und ging 1747 als Controleur nach Martinique. Nach kurzem Aufenthalte, während dessen er sich bei dem Angriffe der Engländer auf das Fort Saint-Pierre sehr tapfer benommen hatte, kehrte er nach Frankreich zurück und führte, durch eine Erbschaft in sorgenfreien Stand gesetzt, ein den fröhlichen Musen geweihtes Leben, dessen Ruhe aber leider durch die Revolution gestört wurde. Bei dem Sturme auf die Tuilerien fand man eine seiner Correspondenzen, welche er mit dem Secretair der Civilliste la Porte geführt hatte. Er wurde vor Gericht gestellt und bereits den Henkern übergeben, als seine schöne Tochter durch Thränen und Bitten das Volk zum Gnadenrufe bewog. Doch 8 Tage darauf bewirkte Pethion, dessen in einem jener Briefe nicht rühmlich gedacht war, zum zweiten Male seine Verhaftung, und C. bestieg das Blutgerüst am 25. Sept. 1792. — Noch jetzt werden die Schriften C.'s gern gelesen; sie sind in einem leichten gefälligen Style geschrieben und athmen alle eine ergötzliche lebendige Fröhlichkeit, welche aber nie die Grenzen der Sittlichkeit überschreitet. Seine beiden berühmtesten Werke sind der verliebte Teufel (diable amoureux) und der Lord aus dem Stegreife (le lord impromptu). Außer diesen schrieb er noch mehrere andere, z. B.: Olivier, l'honneur perdu et rétrouvé, eine Erzählung, Fabeln und Chansons. Auch besitzen wir von ihm 4 Bände arabischer Mährchen als Fortsetzung der Tausend und Einen Nacht. Der größte Theil seiner Werke befindet sich in der 1776 zu Paris erschienenen und 1789 von Schatz übersetzten Sammlung, betitelt: „Oeuvres morales et badines". 22.

Cebes (Kebes), aus Theben, Schüler des Sokrates, von dessen Leben nur die Erzählung bekannt ist, daß er auf Veranlassung des Sokrates den jungen Phädon, der als Sclave von seinem Herrn zur Unzucht gebraucht wurde, durch Kauf vom moralischen Verderben gerettet habe, wird als der Verfasser von 3 Dialogen, (Hebdome, Phrynichos und Pinax) genannt, von denen der letztere allein erhaltene von einem Gemälde (πίναξ) im Tempel des Kronos zu Athen, Gelegenheit nimmt, über das Wesen der menschlichen Seele und ihre höchsten Interessen zu handeln. Wiewohl man die Echtheit der Schrift längst schon bezweifelt hat, so ist sie doch schon früher fast in alle europäischen Sprachen übersetzt und häufig im Originale herausgegeben worden. Außer den ältern Ausgaben von Mer. Casaubonus (London 1659. 8. Oxford 1680. 8.) und Jac. Gronov (Amsterdam 1687. 8.) bemerken wir nur als die neusten die von Schweighäuser (Straßb. 1806. 12.) und Große (Meißen 1813); unter den deutschen Übersetzungen die von Grillo (Halberstadt 1771. 12.). 16.

Cecco (spr. Tschecco) **d'Ascoli**, eigentlich Francesco Stabili, geboren zu Ascoli 1257, ein ausgezeichneter Gelehrter, vorzüglich in der Mathematik, genoß eines weit verbreiteten Rufs, war Freund von Dante und Guido Caval-

canti, griff diese aber später heftig an, weßhalb er aus Florenz, wo er lebte, verbannt wurde, ward dann Professor der Astrologie und Philosophie zu Bologna, 1324 aber von der Inquisition wegen irreligiöser Grundsätze zu einer einjährigen harten Kirchenbuße verdammt und seiner Titel, seines Amtes und seiner astrologischen Bücher beraubt, verließ daher Bologna, ward in Florenz wegen Entweihung von der Buße aufs Neue vor die Inquisition gezogen, als Ketzer verurtheilt und 1327 daselbst verbrannt. Sein Lehrgedicht Acerba (eigentlich Acervo, Haufen), eine ungeordnete Masse gelehrter Bemerkungen und Träumereien und eine astrologische Schrift sollten die vorzüglichsten Ketzereien enthalten; letztere ist aber streitig. Die Acerba ist sehr oft gedruckt worden. 16.

Cecil (spr. Sesil) (William), Baron von Burleigh, Großschatzmeister von England, wurde den 13. Sept. 1520 zu Bourn in der Grafschaft Lincoln geboren, studirte die Rechte zu London, wurde durch Heinrich VIII. an den Hof gezogen, wußte sich hier die Gunst des Herzogs von Sommerset zu erwerben, und ward von diesem als Requetenmeister mit nach Schottland genommen (1547). Im folgenden Jahre wurde er Staatssecretär, nach dem Sturze seines Gönners Sommerset aber einige Zeit seines Amtes beraubt und eingekerkert, jedoch bald wieder befreit und vom Herzoge von Northumberland in seine vorigen Würden wieder eingesetzt. Der König Eduard VI. wußte recht wohl die Verdienste C.'s zu schätzen, zog ihn daher näher an seine Person, und ernannte ihn zum Mitgliede des geheimen Rathes. Offen und redlich, aber vorsichtig und berechnend wußte sich Burleigh von dem Treiben der Parteien gänzlich entfernt zu halten und lebte nur der Erfüllung seiner Amtspflichten. Vergebens verlangte der König von ihm die Signatur der Acte, durch welche Johanna Gray zur Nachfolgerin erklärt werden sollte; er verweigerte es ihm, wie auch nach dem Tode desselben dem Herzoge Northumberland, welcher Marien als Bastard erklären lassen wollte. Maria bestieg den Thron, und C., wohl wissend, daß eine mächtige Partei gegen ihn thätig sei, zog sich zurück, und trat zweimal höchst rühmlich als Abgeordneter von Lincoln im Parliamente auf. Während dieser Zeit unterließ er jedoch nicht, sich mit der Elisabeth schriftlich in Verbindung zu setzen und ihr von Allem, was nur Wichtiges am Hofe vorfiel, Nachricht zu geben. Dankbar ernannte ihn diese nach ihrer Thronbesteigung im J. 1558 zum geheimen Rath und Staatssecretär und bediente sich seiner seit dieser Zeit zu den wichtigsten Geschäften. C. hat dieß Vertrauen nie gemißbraucht; stets im Interesse Englands und der Elisabeth handelnd, ohne Intrigue und Selbstsucht, wurde ihm selbst von seinen Feinden hohe Achtung gezollt. Mit eben so viel Umsicht als Beharrlichkeit setzte er die Reform der kirchlichen Angelegenheiten durch, unterstützte die in Schottland der Reform günstige Partei, sicherte England durch die Verträge von Leith und Edinburg den Frieden, unterdrückte den Aufstand des Herzogs von Norfolk, und leitete Elisabeth's Politik hinsichtlich der Maria Stuart. Als diese England betrat, wurde sie auf seinen Betrieb gefangen genommen, und, in der festen Überzeugung, daß, so lange sie lebe, Elisabeth nie gefahrlos sein würde, bewirkte er auch ihre Verurtheilung. Nach dem Tode derselben schien ihm die Königin weniger gewogen, allein bald erhielt er seinen vorigen Einfluß wieder, und als 1588 von Spanien her England Unheil drohte, war es C., welchem die Anordnung der Vertheidigungsanstalten übertragen wurde. Er behielt die volle Gunst der Königin und der Achtung des Volks bis an seinen Tod, welcher den 4. Aug. 1598 erfolgte, nachdem er noch kurz vorher einen für England höchst vortheilhaften Vertrag mit den Generalstaaten abgeschlossen hatte. Eine treffliche Geschichte seines Lebens hat Arthur Collins geschrieben (2. Ausgabe. London 1732). 22.

Ceder, lat. cedrus; franz. cèdre du Liban; engl. cedar, (monoecia

monadelphia L.); einer der majestätischsten Bäume, der eine Höhe von mehr als 100 F. erreicht und am Grunde bisweilen gegen 30 F. im Umfange hat. Er theilt sich in eine Menge horizontaler, sich sehr weit ausbreitender Äste, die mit kurzen, pfriemenförmigen, bleibenden Blättern bedeckt sind. Die Samen bedürfen 2 Jahre zu ihrer Reife. Dieser berühmte Baum, welcher auf den syrischen Gebirgen wächst und ehedem die Abhänge des Libanon, des Amanus und Taurus bedeckte, ist hier, wenigstens auf dem Libanon, selten geworden; doch soll er sich noch in Kleinasien finden und in der Gegend des kaspischen Meeres in den Uralischen Gebirgen ganze Wälder bilden. Er läßt sich auch leicht aus Samen ziehen; daher man ihn besonders in französischen und englischen Gärten findet; im nördlichern Deutschland scheint er weniger zu gedeihen. Das Cedernholz hat eine feine Structur und wurde ehedem als Bauholz sehr geschätzt; es ist ganz von einem wohlriechenden Harze durchdrungen, welches die Ursache seiner großen Dauerhaftigkeit sein soll. Bekanntlich ist von diesem Holze der Tempel Salomon's erbaut worden. Man kann es wegen des in ihm enthaltenen Harzes auch zur Bereitung des Terpentins benutzen. So haben die alten Römer eine ätherische Flüssigkeit, welche die Ägyptier beim Einbalsamiren ihrer Leichen gebrauchten, Cedernflüssigkeit (cedria oder cedrium) genannt, die, wie John bewiesen hat, nichts Anderes als Terpentinöl war. 21.

Cédille (spr. Sedilj) nennen die Franzosen das Häckchen unter dem c vor a, o und u, wenn es hier wie ß lauten soll, z. B. Façade (spr. Fassade). 9.

Cediren (vom lat. cedere) ist ein Ausdruck, der in Beziehung auf Rechtsverhältnisse vorzüglich zwei verwandte Bedeutungen zuläßt. A) Jemandem im Rechte weichen, ihm nachstehen. Dieß enthält mehr eine Renunciation und findet besonders statt, wenn Jemand, dem in Ansehung seiner Forderung ein Vorzugs-Recht zusteht, sich erklärt, daß er der Forderung des Andern damit nachstehn, also ihm weichen wolle. Hierdurch räumt er dem Andern im eigentlichsten Sinne seinen Platz ein. Es geschieht solches am häufigsten bei Ehefrauen, wenn solche der Forderung eines Andern an ihren Ehemann mit ihrem Einbringen nachzustehen sich erklären, ingleichen bei früheren Hypotheken-Forderungen, wenn der Inhaber derselben einer der Zeit nach spätern Forderung den Vorzug vor der seinigen zugesteht. Die Erklärung der Ehefrauen, einem Andern nachstehen zu wollen (welche man in Alt-Sachsen für eine eigentliche Cession ansieht) ist an die Formalitäten der Bürgschafts-Leistungen nicht gebunden, gewährt aber oft noch mehr Sicherheit als die letztere, indem derjenige, zu dessen Besten die Erklärung geschehen ist, a) die Gefahr, daß die Frau, wenn sie sich für mehrere Leichtsinnige verbürgt, endlich auch bankerott machen werde, nicht zu fürchten hat, und b) in Sachsen beim Concurs zum Vermögen des Ehemanns auch den Kostenersatz von der Frau erhält, indem diese gegen die sonstige Regel, daß Entsagungen nur beschränkt anzunehmen sind, nicht eher etwas bekommen kann, als bis jener völlig frei ausgegangen ist. B) Als eigentliche Abtretung der Rechte. Blos körperliche Gegenstände sind der speciellen Übergabe und Auslieferung fähig; nur solche können sonach als Waare cedirt werden. Geschieht dieß umsonst, so liegt Schenkung zum Grunde; erfolgt es gegen Äquivalent, Kauf oder Tausch. In letzterer Beziehung kommt das Geschäft am häufigsten vor. Der Cedent hat dabei für die Richtigkeit der cedirten Forderung zu stehen, nicht aber für die Güte derselben. Für Forderungen, Berechtigungen, Ansprüche, als intellectuelle Gegenstände, bedient man sich daher bei Übertragung des Eigenthums von dem Einen auf den Andern des Ausdrucks abtreten oder cediren, und versteht darunter die Überlassung des dieserhalb zuständigen Klage-Rechts an den Andern.

Der frühere Inhaber heißt hier Cedent, der neuere Gläubiger Cessionar. Die Person des Schuldners (debitor cessus) bleibt dieselbe. Da die Schuldverschreibung ein Zubehör der Schuld ist, so muß solche dem Cessionar auf Verlangen ausgehändigt werden. (Allgm. Pr. L. R. Th. I. Tit. 11. §§. 394. 395. 399.) Niemand kann mehr Rechte abtreten, als er selbst hatte, und Keiner kann sich eigenmächtig von einer Verbindlichkeit losmachen. Daraus fließt, daß der Cessionar auch nicht mehr Rechte erlangen kann, als der Cedent gehabt hat, und daß derselbe sich alle die Einreden gefallen lassen muß, welche dem Schuldner wegen der Forderung gegen den Cedenten zugestanden. Der Schuldner verschlimmert sich daher durch die Cession nicht, sondern verbessert bisweilen seine Lage, indem ihm neben den Einreden gegen den Cedenten auch noch die gegen den Cessionar verbleiben. Damit in bürgerlichen Rechts-Verhältnissen kein ungebührliches Übergewicht des Gläubigers gegen den Schuldner zugelassen werde, so ist im röm. Rechte die Abtretung eines Rechts an einen Mächtigern unzulässig. Namentlich rechnete man in den Provinzen die Vorgesetzten derselben dazu. Richterliche Personen, zu denen in dieser Beziehung auch Actuarien gerechnet werden, Justiz-Commissarien und Advokaten, dürfen keine einer Erörterung vor ihnen unterliegende Forderungen an sich cediren lassen. (Pr. L. R. Th. I. Tit. 11. §. 385.) In keiner Sache sind jedoch die Ansichten der verschiedenen Gesetzgebungen so abweichend von einander, als in Ansehung der Bezahlung der Valuta für cedirte Forderungen, die keinen Cours haben. Während das Pr. L. R. Th. I. Tit. 11. §. 390. den Preis in die Willkühr der Parteien stellt, ist es in Alt-Sachsen mit geringen nachgelassenen Ausnahmen bei harter Strafe verboten, für eine durch Cession an sich gebrachte Forderung mehr vom Schuldner wiederzufordern, als man dafür gegeben hat. Betrug und Hintergehung von Seiten des Cedenten werden übrigens hart bestraft, s. Abtretung. 10.

Cekrops, einer der ersten Heroen der Cultur Griechenlands. Die Fabel nennt ihn einen Sohn der Erde, als Autochthon (Eingebornen) und zweigestaltig, entweder oberhalb Mensch und unterhalb Schlange oder zur Hälfte Mann und zur Hälfte Frau. — Der Sage zu Folge war sein Vaterland Saïs in Niederägypten und er führte 1576 v. Chr. eine Colonie nach der Küste Akte, später Attika genannt, sammelte die zerstreut wohnenden Eingebornen, vertheilte sie in 12 Flecken (δῆμοι), legte, um sie vor den räuberischen Anfällen der Böotier (s. Böotien) zu schützen, durch Erbauung der Burg Cekropia, später Akropolis genannt, den Grund zu dem nachmaligen Athen (s. d. Art. Attika) und brachte sein Reich bald auf 20000 Seelen. Er führte die Ehe, das Eigenthum und eine Staatsverfassung ein, legte die ersten Gerichtshöfe an, nach Einigen selbst den Areopagus (s. d. Art.), ordnete auch zur Befestigung dieser Einrichtungen religiöse Institute an. Hiervon sagt die Fabel, daß er in einem Streite zwischen Neptun und Minerva zu Gunsten der letztern entschieden habe und deßhalb die Stadt Athen genannt worden sei. Seitdem hing an den Namen C. und Cekropides (Athener) ein Vorwurf der Falschheit und Lüge. Noch sagt man von C., er habe den Zeus als Hypates (höchsten Gott) zu verehren, statt der Thiere Landesproducte zu opfern, die Todten zu beerdigen ꝛc. verordnet. In seinem Mythus liegt unverkennbar die Geschichte einer in Attika eingewanderten ägyptischen Colonie, die Gewerbe, Ackerbau, eine Specialverfassung und Recht und Sitte unter den wilden Urbewohnern einführte. C. zeigte mit seiner Gemahlin Agraulos den Erysichthon, Agraulos, die Herse (s. d. Art. Cephalus) und Pandrasos oder Aglauros; starb nach einer 50jährigen Regierung und sein Grabmahl wurde im Minerventempel errichtet. 32.

Celebes, s. sundische Inseln.

Cellarius (Christoph), ein um die classischen Studien höchst verdienter

Philolog des XVII. Jahrh., wurde am 22. Novbr. 1638 zu Schmalkalden geboren, studirte zu Jena und Gießen Mathematik und alte Sprachen, besonders morgenländische, wurde 1666 in Jena Magister, 1667 Professor am Weißenfelser Gymnasium, erhielt 1673 das Rectorat an der Schule zu Weimar, 1676 zu Zeiz und 1688 zu Merseburg, und endlich 1693 die Professur der Beredtsamkeit und Geschichte an der Universität Halle. Hier starb er am 4. Juni 1707. — Unverkennbar sind die Verdienste, welche sich dieser gelehrte Philolog um die Verbreitung der classischen Studien und die Verbesserung des gelehrten Schulunterrichts erworben hat. Sein Wirken als Lehrer und Schriftsteller hat auch auf die Folgezeit wesentlichen Einfluß gehabt, und noch schätzt man ihn, trotz dem, daß manche seiner Ansichten jetzt veraltet sein mag. Unter seinen zahlreichen Schriften, welche zum Theil in gut bearbeiteten Ausgaben römischer Classiker, zum Theil in historischen, grammatischen und antiquarischen Arbeiten bestehen, nennen wir von letztern nur folgende: **Antibarbarus latinus seu de latinitate mediae et infimae aetatis; breviarium antiquitatum romanarum; historia antiqua medii aevi universalis; geographia antiqua; notitia orbis antiqui**; ferner eine hebräische, arabische, chaldäische, rabbinische, samaritanische Grammatik, eine Anleitung zum Syrischen unter dem Titel: **porta Syriae, s. novae methodi grammatica**, und außerdem eine Menge akademische und Gelegenheitsschriften, ausgezeichnet durch Reichhaltigkeit des Stoffs und Neuheit der Ansichten. Seine lateinische Grammatik war lange Zeit in allgemeinem Gebrauche und ist selbst in fremde Sprachen übersetzt worden. 22.

Cellini (Benvenuto), Goldschmied und Bildhauer, eben so merkwürdig durch seine ganz eigenthümliche Kunstfertigkeit wie durch einen höchst originellen Charakter, wurde im J. 1500 in Florenz geboren, zu einer Zeit, wo ein höchst reges Künstlerleben und der Einfluß eines Raphael und Michael Angelo entschieden auf Talente, wie C., einwirken mußten. Der Vater Benvenuto's, Baumeister und Musiker, bestimmte ihn zur Musik, mußte aber endlich der überwiegenden Neigung desselben nachgeben, und ihn, doch nicht ohne Widerspruch, zu einem Goldschmied in die Lehre thun. Mit welcher Schnelligkeit Benvenuto diese Kunst erlernte, geht aus seiner Autobiographie hervor; jedoch mußte er Florenz bald verlassen, da er sich durch seinen kühnen händelsüchtigen Charakter fortwährend in Unannehmlichkeiten verwickelte. Eine Zeit lang hielt er sich in Siena und Pisa auf, wo er durch die Flöte und seine Kunst sich so viel erwarb, daß er seinen Vater unterstützen konnte, begab sich, abermals durch seine Streitsucht gezwungen, zurück nach Florenz und von da nach Rom, um sich im Zeichnen zu vervollkommnen. Durch Zufall wurde er dem Papste Clemens VII. bekannt, in dessen Kapelle aufgenommen und mit mehrern Arbeiten beauftragt. In seiner Lebensbeschreibung rühmt er sich, bei der Belagerung Roms durch den Connetable von Bourbon diesen durch einen Schuß von der Mauer herabgestürzt und auch den Prinzen von Oranien durch einen Stückschuß niedergestreckt zu haben. Sein unruhiger Geist trieb ihn hierauf von Rom nach Mantua, Florenz und dann nochmals nach Rom, wo er dießmal bedeutende Arbeiten in Gold und Silber verfertigte und bei der Münze als Stempelschneider angestellt ward. Nach einem kurzen Aufenthalte in Neapel erhielt er abermals von Paul III. wichtige Aufträge, begab sich jedoch durch dessen Neffen Pier Luigi Farnese angefeindet einige Zeit nach Fontainebleau an den Hof Franz I., kehrte aber in kurzem nach Rom zurück, wurde hier beschuldigt, päpstliche Kleinodien gestohlen zu haben, und trotz aller Vertheidigung eingekerkert. Durch die Verwendung Franz I. erhielt er endlich seine Freiheit zurück, ging nach Paris, wo er viele seiner schönsten Bildwerke ausführte, und dann nach Florenz zurück, wo er von Cosmo sehr gut aufgenommen wurde. Hier blieb er von jetzt an mit

kurzen Unterbrechungen, bis es ihm endlich einfiel, die Tonsur zu nehmen. Sein Charakter ließ vermuthen, daß es dabei nicht sein Bewenden haben würde, und wirklich trat er wieder aus und verheirathete sich, da er bereits die Sechzig angetreten hatte. So starb er im Schooße seiner Familie am 25. Febr. 1570. — Wenn man das künstlerische Leben C.'s aufmerksam verfolgt, so gewinnt man die Überzeugung, daß er in einer Periode, wo es mehr Kunstheroen als zu irgend einer andern Zeit gab, dennoch in Allem, was er unternahm, groß und eigenthümlich da steht. Er ahmte Natur und Antike nach, ohne jedoch das Streben nach einem bestimmten Vorbilde sichtbar werden zu lassen. Wie er lebte, so arbeitete er. — Von seinen hinterlassenen Goldschmiedarbeiten ist die berühmteste das im untern Belvedere zu Wien befindliche goldene Salzfaß, und von seinen plastischen Werken der Perseus auf dem Markte zu Florenz. Auch als Schriftsteller ist er von anerkanntem Werthe. Außer mehrern Abhandlungen über die Goldschmied- und Bildhauerkunst (von 1565) und einigen poetischen Versuchen hat er sich durch seine Lebensbeschreibung einen Rang unter den italienischen Classikern gesichert. Göthe hat dieses ausgezeichnete Werk durch seine treffliche Übersetzung auch im Deutschen zu einem classischen erhoben. 22.

Celsius, der Name einer berühmten schwedischen Gelehrtenfamilie, aus welcher vorzüglich Bemerkung verdienen: 1) Olaus C., geb. 1670 zu Upsala, nach einer Reise durch Holland, Deutschland, Frankreich und Italien, Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen zu Upsala, verdient um die Wissenschaften durch die Unterstützung, die er Linné zur Betreibung seiner Studien gewährte, und durch sein Hierobotanicon (zuletzt erschienen Amsterd. 1748. 2 Thle. 8.). Er starb 1756. 2) Andreas C., Verwandter des Vorigen, geb. 1701, ward 1730 Professor der Astronomie zu Upsala, besuchte von 1732 an die vornehmsten Universitäten und Sternwarten Deutschlands und Italiens, trat 1734 in Paris der Berathung der vorzüglichsten Astronomen über die Gestalt der Erde bei, schlug eine Gradmessung in der Nähe des Nordpol vor und nahm 1736 an derselben auf dem Berge Afvasara bei Torneå Theil, wofür ihn Ludwig XV. von Frankreich eine jährliche Pension von 1000 Livres gab. In Upsala wurde darauf (1740) nach seiner Angabe die später so berühmt gewordene Sternwarte gebaut und die berühmtesten gelehrten Gesellschaften verliehen ihm die Mitgliedschaft; doch er starb schon 1744. Unter seinen Schriften zeichnen wir aus: **Dissertatio de nova methodo dimentiendi distantiam solis a terra. Upsala 1730. Observationes luminis borealis. Nürnberg 1733. Disquisitio de observationibus pro figura telluris determinandi in Gallia habitis. Upsala 1738. De luna non habitabili 1740.** Über die Kometen 1744. Kurz vor seinem Tode hatte er der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm noch eine Abhandlung über die Verminderung des Wassers auf der Erde eingereicht, welche lebhafte Streitigkeiten unter den Gelehrten veranlaßt hat. 16.

Celsus (Aulus Cornelius), berühmter römischer ärztlicher Schriftsteller aus dem Anfange des I. christl. Jahrh., vielleicht aus Centuripä in Sicilien gebürtig. Über seine Lebensumstände ist nichts bekannt, so daß wir nicht einmal wissen, ob er ein Arzt gewesen ist. Es sind acht Bücher über die Arzneikunde (de medicina libri octo) von ihm auf uns gekommen, die Theile eines verloren gegangenen größern Ganzen sind, das die Landwirthschaft, die Rhetorik, die Rechtskunde, die Geschichte, die Kriegskunde und die Philosophie umfaßte und den Titel Artes führte. Seine noch vorhandene Schrift zeichnet sich durch classische Latinität aus; sie umfaßt nicht die ganze Medicin, sondern nur einzelne Abschnitte aus derselben, die meistens nach andern Schriftstellern, dem Hippokrates, Asklepiades, Herophilus bearbeitet sind. Am meisten beschäftigt sie

sich mit der Chirurgie und beschreibt aus dieser Disciplin eine Art des Steinschnitts und die Niederdrückung des grauen Staars mit großer Bestimmtheit. Außer der Chirurgie sind die Anatomie, die Diätetik, die Zeichenlehre, die Fieber-, die Arzneimittel-Lehre Gegenstände der Untersuchung des C., der überall Klarheit, Unbefangenheit, richtiges Urtheil und genaue Kenntniß der griechischen Ärzte zu Tage legt, dadurch einen vollständigen Überblick über die Heilkunde seiner Zeit gibt, und durch alle diese Eigenthümlichkeiten seinem Werke trotz dem, daß es eine Compilation ist, noch jetzt einen großen Werth in der Schätzung der Ärzte verschafft. Die neuste Ausgabe des C. ist von C. Choulant besorgt, und Leipzig 1832 bei Voß erschienen. 39.

Celsus, ein epikureischer Philosoph im II. Jahrh. n. Chr., ist der erste heidnische Gelehrte, welcher gegen das Christenthum auftrat, in einem Werke, das er λόγος ἀληθὴς (wahre Rede) betitelte. Leider ist es durch den Eifer der Christen vernichtet worden, sein Inhalt ist aber aus den 8 Büchern des Origenes contra Celsum, der ihn widerlegt, noch zu ersehen. Mit Scharfsinn und Witz weiß er die meisten Erzählungen des A. und N. T. zu seinem Vortheile zu benutzen, sucht die Grundfesten des Christenthums zu erschüttern und die Christen selbst lächerlich zu machen. Doch weist Origenes sehr gründlich nach, wie er das Christenthum mit dem Gnosticismus verwechselt hat und alle seine angeführten Auctoritäten zur Bibel im umgekehrten Verhältnisse stehen. 16.

Celten oder **Kelten** nennen die Alten den großen westeuropäischen Völkerstamm, früher in unbestimmter Ausdehnung, später genauer nach Grenzen und Völkern geschieden. Sie sind höchstwahrscheinlich die Ureinwohner Europas und wenn auch in den einzelnen Stämmen mit manchen Eigenthümlichkeiten, so waren doch die Einwohner der pyrenäischen Halbinsel, Frankreichs, Britanniens, Deutschlands und Skandinaviens, vielleicht auch die alten Pelasger Celten, deren verschiedene Namen Gaelen, Caledonier, Skalden, Gelen auf gleichen Ursprung zurückweisen. Eine gewisse Urverwandtschaft mit den Germanen, welche später als die C. in der Geschichte auftreten, läßt sich wohl schwerlich bezweifeln, denn die Sprachen beider Stämme bieten so viele Berührungspunkte dar; ob aber der Name Celten gleichbedeutend sei mit Helden, oder von gelten, von der Kälte, von Gal (Wald), von Gualt (Haar) oder einem Könige Celtus herkomme, bleibt unerforscht. Die Germanen erscheinen in der geschichtlichen Zeit von den C. in vieler Hinsicht verschieden und letztere mußten den erstern, welche von Nordosten herzogen, immer mehr weichen. Daher wurden die C. immer mehr zusammengedrängt und bahnten sich einen Pfad im Süden der Donau (s. d. Art. Brennus), wo sie bis nach Ungarn, Thracien, ja bis nach Kleinasien (Galatien) und von hier aus an der Weichsel hinunter bis an die Ostsee zogen. Gallien (das heutige Frankreich) war der Mittelpunkt sämmtlicher C., an sie schlossen sich in Spanien die Iberer, unter denen die Celtici in Andalusien besonders genannt werden, in Britannien die Caledonier, in den Niederlanden die Kymren und Belgier, die Helvetier in der Schweitz und Piemont, die Bojer und Taurisker in Tyrol und Östreich, die Bastarná und Carnuten in Ungarn und Gallizien an, sämmtlich in mehrere kleinere Stämme vertheilt oder mit ihnen verbunden. Eine Menge Wanderungen der einzelnen Stämme macht übrigens die Nachweisung über ihre eigentlichen Sitze schwer und dieselben Namen kommen in verschiedenen Gegenden wieder vor, wie Parisier und Atrebatier in Gallien und Britannien, Cenomanen in Gallien und Tyrol ꝛc. Aber schon die Römer führten die meisten C. von ihren Eigenthümlichkeiten zu mehr röm. Cultur, die anstürmenden Germanen in der Völkerwanderung vermischten sich mit ihnen und nur noch geringe Reste von ihnen sind in den biscajischen Provin-

zen Spaniens und in Wales und Schottland vorhanden. Größere Spuren zeigt die alte Geographie noch in den Städtenamen, welche im Lateiniſchen ſich auf -briga (celt. Berg) oder -dunum (celt. Wall) endigen. — Die C. werden von den Römern und Griechen als groß und ſtark geſchildert. Sie hatten weiße Haut, langes röthliches Haar, blaue Augen, waren feurigen und kriegeriſchen Temperaments, ſcharfſinnig, aber redlich und treu. Die Vornehmen ließen ſich einen Schnurrbart ſtehen. Ihre Kleidung war bunt und grell. Über den Hoſen und dem engern Leibrocke trugen ſie einen weitern Überrock; Arme und Finger waren mit Ringen und der Hals mit Ketten von Gold geſchmückt. Ihre Waffen waren eherne Helme mit Hörnern oder Thiergeſtalten, lange ſtarke Degen, eiſerne Lanzen mit großer Spitze, lange ſchmale buntgemalte Schilde, Bogen und Pfeile. Im Kampfe unterſtützten gewöhnlich zwei Fußgänger einen Reiter und hingen ſich, um mit ihm im ſchnellen Laufe fortzukommen, an die Mähnen der Pferde. Ihr erſter Angriff im Felde war fürchterlich. Über ihre Sprache ſ. Adelung's Mithridates Bd. II. und über ihre Religion den Art. Druiden. 37.

Celtes Protucius (Conrad), eigentlich Meiſſel, einer der Thätigſten unter den Gelehrten, welche am Ende des XV. Jahrh. durch das Studium der claſſiſchen Literatur einen beſſern Geſchmack in Deutſchland zu verbreiten ſuchten, wurde am 1. Febr. 1459 zu Protuch bei Schweinfurt im Frankenlande geboren. Er entlief ſeinen Eltern, welche ihn gegen ſeinen Willen zum Weinbauer beſtimmt hatten, und kam nach Köln, wo er Philoſophie und Theologie ſtudirte. Der Ruf des Rudolph Agricola, welcher zu Heidelberg die Beredtſamkeit und Poeſie lehrte, zog ihn bald nach dieſer Univerſität, wo er auch die griechiſche und hebräiſche Sprache erlernte. Nachdem er, um ſich Reiſegeld zu verſchaffen, zu Erfurt, Leipzig und Roſtock Vorleſungen gehalten hatte, ging er nach Italien, wo er die berühmteſten Gelehrten dieſes Landes, Ph. Beroaldus, Marſilius Ficinus, Sabellicus, Pomponius Lätus u. A. zu Padua, Ferrara, Bologna, Venedig und Rom hörte. Darauf wanderte er nach Polen, wo er unter Albertus Brutus die Aſtronomie ſtudirte. Friedrich der Weiſe, Churfürſt von Sachſen, gewann den kenntnißreichen und anſpruchsloſen Mann ſo lieb, daß er den Kaiſer Friedrich III. dahin bewog, ihm den Dichterkranz zu ertheilen (1491); eine Ehre, welche ihm zuerſt unter allen Dichtern Deutſchlands widerfuhr. Seine Wißbegierde ließ ihn jedoch nicht lange an einem Orte raſten; er beſuchte alle Univerſitäten Deutſchlands, wo er durch ſeine Vorleſungen dem gewöhnlichen gelehrten Schlendrian entgegenzuarbeiten ſuchte, aber auch dafür mancherlei Verfolgungen von Seiten der an alten Gewohnheiten feſthängenden Profeſſoren erdulden mußte. Während ſeines Aufenthaltes zu Heidelberg trug er bedeutend zur Stiftung der rheiniſchen Geſellſchaft, deren Vorſteher Johann von Dalberg, Biſchof von Worms und Kanzler des Churfürſten von der Pfalz war, bei. Erſt als er im J. 1501 zu Wien als erſter Profeſſor der Beredtſamkeit und Dichtkunſt und als kaiſerl. Bibliothekar angeſtellt wurde, ließ er ſich daſelbſt nieder. Auf allen ſeinen Reiſen und bei allen ſeinen Forſchungen hatte er beſtändig die vaterländiſche Geſchichte im Auge, aber es war ihm nicht vergönnt mehr als einzelne Bruchſtücke, wie die Geſchichte von Nürnberg („De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus“ Norimb. 1501. 8.), einige Bemerkungen über Deutſchland überhaupt („De moribus et situ Germaniae“) u. a. m. zu vollenden. Der Tod übereilte ihn am 4. Febr. 1508, ehe er noch ſeine gemachten Erfahrungen und geſammelten Materialien ordnen konnte. Außer ſeinen größtentheils alten Muſtern nachgebildeten Elegien („Amorum libri IV“ Norimb. 1502. 4.) und Oden („Odarum libri IV“ Argent. 1513. 4.) verdanken wir ihm auch die erſte Ausgabe der ſämmtlichen Werke der Nonne Hroswitha (Norimb. 1501. fol.). Sein Plan, eine gelehrte Geſellſchaft unter dem Na-

men „Societas Celtica“, deren Verzweigungen sich durch ganz Deutschland, Ungarn und Polen erstrecken sollten, zu bilden, scheiterte durch seinen Tod. 67.

Celtiberier nennen die Römer einen der mächtigsten Völkerstämme im jetzigen Aragonien, welche aus einer Vermischung von celtischen Galliern und Iberiern entstanden sein sollen. Sie bestanden aus den 5 Völkerschaften Arewaker, Beller, Lusoner, Pelendoner und Titther. Ihre Hauptstadt war Segobriga (in der Nähe des heutigen Cuenca), ferner Numantia und Bilbilis. Sie leisteten in den punischen Kriegen den Römern Hülfe gegen die Carthager, wurden darauf von Hannibal unterjocht, und endlich nach mehrern Kriegen mit den Römern von Pompejus unterworfen und nahmen nach und nach römische Sitten und Sprache an. 37.

Cement, s. Cämentation.

Cenci (spr. Tschentschi), Beatrice, gewöhnlich die schöne Vatermörderin genannt, jüngste Tochter des adeligen und reichen Francesco C., suchte nach einigen Nachrichten vergebens gegen die Mißhandlungen und verliebten Nachstellungen desselben Schutz bei ihren Anverwandten und Papst Clemens VIII., verband sich in der Verzweiflung mit ihren Brüdern und ließ ihren Vater durch Banditen ermorden. Umsonst vertheidigte sie der edle Prosper Farinaccio; sie wurde, so viel ist geschichtlich gewiß, am 11. Sept. 1599 nebst ihrer Stiefmutter hingerichtet, ihr Bruder Giacomo mit einer Keule erschlagen und nur der jüngste Bernardo verschont. Die Güter der Familie wurden confiscirt und durch Paul V. Eigenthum der Familie Borghese. Andere Schriftsteller behaupten, daß Beatrice an dem Morde ganz unschuldig gewesen und nur durch unglückliches Zusammentreffen von Umständen und die falsche Aussage von zwei Banditen in diese unglückliche Geschichte verwickelt worden sei. Kurz das Dunkel, welches über diese Angelegenheit schwebt, hat noch nicht aufgehellt werden können. Man zeigt jetzt noch im Palaste Colonna zu Rom das Bild eines zur Bewunderung hinreißenden, angeblich von Guido Reni gemalten Mädchens, welches das Portrait der Beatrice sein soll. 22.

Cenomanen, ein celtisches Volk in Gallien in der spätern Grafschaft Maine, welche aber im VI. Jahrh. v. Chr. auswanderten und sich in Tyrol und Norditalien an der Etsch und dem Po festsetzten. 37.

Cenotaphium (vom griech. κενὸς, leer und τάφος, Grab) heißt ein leeres Grabmal, welches man einem Todten zu errichten pflegte, dessen Leichnam man nicht bekommen konnte. Die Griechen und Römer pflegten dergleichen ihren im Kriege gefallenen Verwandten und Freunden oft zu errichten. 9.

Censor, nach altrömischer Verfassung eine obrigkeitliche Person, welche die Sitten der Bürger zu beaufsichtigen und die etwaigen Verstöße anzumerken hatte, worauf bei Besetzung obrigkeitlicher Ämter besonders Rücksicht genommen wurde. Dann lag dem Censor auch die Pflicht ob, das Vermögen der Staatsbürger zu schätzen, um die directen Abgaben danach abzuwägen. Heutzutage versteht man in Ländern, wo die Preßfreiheit nicht zugelassen wird, unterm Censor den Büchercensor, als eine von der höchsten Staatsbehörde ernannte oder bevollmächtigte Person, welche beim beabsichtigten Abdrucke von Manuscripten im Inlande oder Zulassung von ausländischen Druckschriften über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit in erster Instanz im Voraus zu urtheilen hat. Wird der Druck des Manuscripts zugelassen, so zeigt dieß der C. auf der Randseite mit dem Worte „imprimatur“ an, welches man „das imprimatur ertheilen“ nennt. Einzelne anstößige Stellen bei übrigens zulässigem Inhalte werden gestrichen und müssen als Censurlücken weggelassen werden. Ist das Ganze anstößig, so wird das imprimatur versagt. Beruhigt sich der Verfasser oder der Verleger bei dem Verfahren des Censors nicht, so gelangt die

Sache an die höhere Behörde. In größern Städten findet man bisweilen ein Censurcollegium, welches jedoch mehr in gemeinschaftlicher Berathung der mehrern Censoren verschiedener Fächer besteht und vorzüglich über Zulassung auswärts gedruckter Schriften urtheilt, noch als eine Art von Zwischenbehörde. In manchen Ländern ist der C. sogar angewiesen, solche Manuscripte, denen er das imprimatur glaubt versagen zu müssen, zu denunciren. Da man von keiner unterdrückten Kraft, noch weniger aber von einem zurückgedrängten Gedanken zuvor bestimmen mag, welche günstige Erfolge für den Einzelnen sowohl, als für den Staat zugleich mit unterdrückt worden, so ist das Amt eines Censors eins der folgenreichsten im Staate. Es wird daher der Staat, wenn er auch die Preßfreiheit zuzulassen nicht geneigt ist, doch seines eignen Vortheils wegen zu Censoren nur liberale uud umfassende Köpfe mit den billigsten Instructionen bestellen. 31.

Censorinus, ein röm. Grammatiker und Philosoph im III. Jahr. n. Chr., ist als der Verfasser eines chronologischen Werks: De die natali, berühmt, welches in einem guten Style geschrieben und ein für die alte Chronologie unentbehrliches Hülfsmittel ist. Ausgaben haben wir unter andern Bologna 1497. Fol. zugleich mit Cebes und Epiktet, Leyden 1743. 8. (von Haverkamp), die beste, und Nürnberg 1810 (von Gruber). 16.

Censur ist überhaupt das vom Vorgesetzten über eine Befähigung ausgesprochene Urtheil; daher die C., welche der Schüler oder der Student über die Probearbeiten erhält. Besonders bezieht man jedoch in neuern Zeiten den Ausdruck auf den Ausspruch des Büchercensor oder das Censurcollegium, über die Zulassung eines Buches oder Manuscripts zum Drucke oder zur Verbreitung. Die Büchercensur hält mit der Preßfreiheit gleichen Schritt und erscheint als das Entgegengesetzte von ihr, welches sie ausschließt. Die C. erhält als Prävention eine reine Vorsichts- oder Polizeimaßregel, keineswegs aber ein Rechtsinstitut, indem sie im Voraus urtheilt und die Antwort des andern Theils nicht abwartet. Sie soll zur Abwendung der Gefahren und Übelstände dienen, welche man auf dem Festlande von Europa aus den Excessen in der Preßfreiheit gefürchtet hat. Indeß gibt es Länder genug, wie z. B. England und Nordamerika, wo man das Institut der Büchercensur nicht kennt und doch die Preßfreiheit nicht fürchtet, sondern vielmehr die unläugbarsten Vortheile dadurch erlangt. Denn Öffentlichkeit der Verhandlungen, wo Jeder sich selbst von der Sache überzeugen kann, und die Preßfreiheit selbst, welche die Wahrheit auf der Stelle zu Tage fördert, lassen den Lügner und Parteimenschen dort nicht aufkommen. Allein es scheint, als ob ohne den der Freiheit gewohnten Menschenschlag, ohne die Sitten und ohne die Freiheit, den Übermuth selbst zurückzuweisen, ohne die Geschwornengerichte und ohne die harten Strafen gegen den Fälscher, Betrüger und Verleumder, wodurch sich jene Länder auszeichnen, die Vortheile der Preßfreiheit auch dort nicht so vollständig gedeihen würden, als geschieht. Man hat daher auch auf dem Festlande eben sowohl bemerkt, daß große, auf die Vortrefflichkeit ihrer Institutionen gestützte Staaten weit nachsichtiger gegen das oft verkehrte Urtheil der Menge sind, als unter den Privatmenschen die kleinern Wesen von heute. Bei der einmal eingeführten Büchercensur ist es bis jetzt auf zweierlei hauptsächlich angekommen: A) Auf den Unterschied zwischen den von Jedermann gelesenen Blättern und den eigentlichen Büchern. Man hat daher bereits gedruckte Bücher von wenigstens 18 Bogen bisher fast überall vom Auslande frei eingelassen, Flugschriften aber einer desto strengern C. unterworfen. Übrigens aber ist man gegen die in kleinern Orten herauskommenden Flugschriften, deren Lesecirkel daher kleiner, in der Regel auch billiger als gegen andere, deren Verbreitung umfassender ist. B) Auf den

Unterschied zwischen dem Verstoßen gegen die Rechte der Staaten oder der Privatpersonen. Dieß zeigt den hauptsächlichsten Einfluß, wenn es die Frage gilt: „Ob der Verfasser eines Aufsatzes, zu dessen Herausgabe der vom Staate bestellte Censor die Erlaubniß gegeben hat, nun nach dem Abdrucke von weiterer Verantwortlichkeit des Inhalts frei sei oder nicht?" Daß die Erlaubniß des Censors dem Privatmanne, der ihn nicht bestellt hat, keine Rechte entziehen könne, ist den Grundsätzen nach unbestritten. Dem Staate jedoch, der den Censor grade zur vorherigen Untersuchung des Inhalts und nach Befinden zur Zurückweisung besonders bestellt hatte, und der wie jeder Andere die Handlungen seines Beauftragten genehmigen muß, würde — in den Grundsätzen — die ertheilte Genehmigung, ja sogar die Einrede: „Du hast mich zur Bekanntmachung, die ich, wenn du mich auf meine Anfrage zurückgewiesen hättest, unterlassen haben würde, verleitet," — entgegen stehen und nur die Erwiederung, „der Censor sei hintergangen worden," vorbehalten sein. Indeß gibt es auch positive Gesetzgebungen, welche es anders anordnen. Doch würde das Gesetz solches bestimmt aussprechen müssen. 31.

Census, 1) aus dem Römischen, eine wichtige vom Könige Servius Tullius eingeführte Staatshandlung, welche in Zählung und Abschätzung der Staatsbürger nach ihrem Vermögen bestand. Er hatte nämlich sämmtliche röm. Bürger in VI Classen getheilt, nach welchen sich die Höhe der Abgaben richtete: I. Classe Patricier, die ein Vermögen von wenigstens 100000 Assen (2130 Thlr.) besaßen; II. von 75000 (1600 Thlr.); III. von 50000 (1066 Thlr.); IV. von 25000 (533 Thlr.); V. von 12500 (266 Thlr.) Assen und VI. von wenigerm Vermögen. Diese Abschätzung wurde dann gewöhnlich alle 5 Jahre durch die Censoren wiederholt und der gesteigerte Reichthum der Römer gab natürlich immer andere Ergebnisse. Der eigentliche Zweck derselben war theils eine Vertheilung der Abgaben nach dem Vermögen, so daß die VI. Classe Nichts bezahlte, theils auch eine Classificirung der Bürger für die Militair- und Staatsdienste, so daß die Reichern immer den größern Einfluß behielten (vgl. Centurie). Auch die nach Luc. I. vom Kaiser Augustus durch das ganze Reich ausgeschriebene Schätzung, bei welcher Jesus geboren wurde, war ein solcher C. 2) In neuern Zeiten ist es jede Abschätzung wegen Abgaben. 3) Eine geistliche Steuer, welche in katholischen Ländern die Beneficien und Kirchen dem vorgesetzten Obern als Zeichen der Unterwürfigkeit aus ihren Einkünften jährlich abzuführen haben. Es soll diese Steuer $\frac{1}{3}$ der Einkünfte nicht übersteigen. 4) Jede Art fester Zins, z. B. Erbzins, als diejenigen Abgabenzubuße zu den Lasten eines Hauptgutes, welche man den davon genommenen und erblich an Andere überlassenen Trennstücken auflegt, wodurch letztere dafür abgabenfrei sein sollen; indem die Abgaben nun beim Hauptgute, welches die Zubuße erhält, allein verbleiben. Auf steuerbare Trennstücke sollte in Sachsen, bei Strafe der Nichtigkeit, kein Erbzins aufgelegt werden, und durch das Ablösungsgesetz ist es für die Zukunft im Allgemeinen untersagt. 31.

Centauren waren der Fabel nach Halbmenschen und wurden auf Gemälden, Gemmen und Münzen vom Kopfe bis auf den Nabel als Menschen mit 2 Armen, übrigens vollkommen als Pferde mit 4 Beinen, zuweilen vorn mit Menschen-, hinten mit Pferdefüßen und Schweif dargestellt. Der Name Centaur kommt zwar in der Ilias nicht vor, bedeutet aber in der spätern Odyssee die ältesten, wilden und zottigen Bewohner der Gebirgsthäler des Pelion in Thessalien, wo sich vielleicht zuerst die Kunst Pferde zu bändigen und in den Kampf zu reiten oder zu fahren vorfand; daher die Mythe. Zu ihnen kam zuerst aus dem nördlichen Thracien der Cultus des Dionysus oder Bacchus, da-

her sie der Begierde nach Wein und Weibern beschuldigt werden. Sie werden entweder für die Söhne des Ixion (s. d. Art.) und der Wolke, oder des Jupiter und der Nephěle gehalten. Berühmt sind in der Mythe ihre Gefechte mit dem Theseus und Hercules (s. d. Artt.). Die vornehmsten C. waren nach Ovid auf die feierliche Hochzeit des Lapithenfürsten Pirithous mit geladen, nahmen hier aber, nachdem sie sich durch Wein berauscht hatten, ein freches Betragen gegen die Lapithinnen und selbst die Braut Hippodamia an, worüber es zu einem hartnäckigen Kampfe kam, in welchem sich der vertraute Freund des Pirithous, Theseus, auszeichnete; die C. wurden überwunden und bis in die Gebirge des Peloponnes vertrieben. Hier nun bekämpfte sie Hercules auf einem seiner Züge, der gegen den Erymanthischen Eber gerichtet war, womit der 2. Centaurenkrieg, den Apollodor (2, 5, 4) und Diodor (4, 12) erzählen, beginnt. Hercules war nämlich bei dem Centaur Pholos eingekehrt. Als dieser einen Weinschlauch öffnete, wurden durch den angenehmen Duft alle Anwesende zum Trinken gereizt, worauf sich ein Kampf entspann, in welchem Hercules viele C. und selbst den Pholos und Chiron (s. d. Artt.) erschlug; der Rest floh auf die Inseln der Sirenen, wo er nach Isokrates umkam und so das ganze Geschlecht der C. vertilgt ward. 32.

Centgerichte waren Bezirksgerichte bei den Deutschen, vor welchen geringere Frevel und Mißhandlungen, welche in dem Gerichtsbezirke vorfielen, so lange sie sich nicht zur peinlichen Anklage beim Oberrichter eigneten, untersucht und bestraft wurden. Man leitet gewöhnlich die Benennung her vom Tacitus (de mor. Germ. c. 12.) wo es heißt: „In diesen ꝛc. Versammlungen werden Fürsten (principes) gewählt, die in den Gauen und Dörfern Recht sprechen müssen. Jedem von diesen werden 100 (centum) Männer aus dem Volke, um ihn in Rath und Ansehn zu unterstützen, als Gefolge (comites) beigegeben" ꝛc. Diese 100 theilten sich dann, als Einzelnrichter, nach Distrikten in die Geschäfte, von denen sie die wichtigern jenen überlassen mußten. So wie ein Gaugraf dem sogenannten Gaue vorstand, so war die Grafschaft wieder in Distrikte oder Centen untergetheilt, welche ihre Centgrafen als Vorsteher der C. hatten. Der Centgraf mußte zum wenigsten ein Angesessener (Kastner) sein, und hatte wieder eine Anzahl Schöppen bei sich, die alle freie Leute sein mußten. 17.

Centimanen, hundertarmige Riesen (gr. ἑκατόγχειρες), waren nach der griechischen Mythologie die Söhne der Gäa oder Geia und des Uranos (des Himmels und der Erde) mit Namen Briareus, Kottus und Gyges. Weil Uranos aller mit der Gäa erzeugten Kinder (Urkräfte) Gewalt fürchtete, fesselte er auch diese, kaum geboren, und kerkerte sie in den Tartarus ein. Hier lebten sie in Trauer, bis Jupiter im Kriege um die Weltherrschaft mit den Titanen sie hervorrief. Nachdem sie sich mit Nektar und Ambrosia zum Kampfe gestärkt hatten, fochten sie mit ungeheuern Felsstücken, warfen sie unter die Götter und machten dadurch, so wie durch ihr Geschrei die Erde erbeben, das Meer brausen die Himmel stöhnen. Das furchtbare Geschoß der C., vorzüglich das vom Ägäon geschleuderte, entschied endlich den furchtbaren Kampf, worauf Jupiter ihnen die Bewachung der besiegten Titanen im Tartarus anvertraute. 32.

Centime, die kleinste französische Scheidemünze, der hundertste Theil eines Franc, ungefähr ⅘ Pf. oder ¼ Kr. Conv. M. = $\frac{3}{10}$ Kr. rhein. Es gibt 1 und 2 Centimenstücke in Kupfer, und 10 und 20 Centimenstücke in Silber. 30.

Centner, Centinajo, Cantarello, Cantaro, Quintal ist der Name des Handelsgewichts in der Schweitz, Deutschland, Dänemark, Schweden ꝛc., wird nach der Verschiedenheit der Pfunde hinsichtlich seines Gewichts bestimmt

und in 100 bis 132 Pfd. eingetheilt. Doch ist auch die Schwere der Pfunde überall verschieden. 33.

Cento, griech. κέντρων; lat. und engl. cento; ital. centone; franz. centon, bedeutete ursprünglich bei den Alten ein aus Stücken verschiedener Farbe oder verschiedenes Stoffes zusammengeflicktes Kleid, wie es z. B. Sclaven trugen. Späterhin trug man diese Benennung auf Gedichte (Tragödien, Epos ꝛc.) über, welche aus Versen eines oder mehrerer früherer Dichter zu einem Ganzen zusammengesetzt waren. Diese Sitte, die von dem Mangel eigener Schöpferkraft eines Zeitalters zeugt, findet sich bereits im II. Jahrh., nahm aber immer mehr überhand, als man die schöne Form griechischer und römischer Dichtkunst auf Gegenstände aus dem A. und N. Testamente übertrug und sie in Versen des Homer, Virgil ꝛc. darstellte. So entstanden **Homerocentones, Virgiliocentones.** Dieß ahmten auch die Italiener nach, welche vornehmlich die Verse des Petrarca hierzu verwendeten. Selbst ein musikalisches Quodlibet aus Schöpfungen verschiedener Meister nennen die Italiener centone und scherzhaft pasticcio (Pastete, Mischmasch), und bezeichnen die Fertigkeit hierin durch das Zeitwort centonare. 27.

Centralbewegung, lat. motus centralis; franz. mouvement central, ist die krummlinige Bewegung, welche entsteht, wenn ein bewegter Körper durch eine stetige Kraft (Centralkraft, vis centralis) immer nach demselben Punkte hin seitwärts abgelenkt wird. Jener Punkt heißt der Mittelpunkt der Kräfte, (centrum virium); jene geradlinig wirkende Kraft Tangentialkraft (vis tangentialis); diese nach dem Mittelpunkte der Kräfte ablenkende Kraft heißt Centripetalkraft (vis centripeta). Sind die beiderseitigen Richtungen dieser Kräfte stets senkrecht auf einander und die Bewegung in jedem Zeittheile stets gleich, so entsteht die Bewegung im Kreise, die unter allen krummlinigen Bewegungen die einzige ist, welche mit gleichförmiger Geschwindigkeit beschrieben wird. Durch Veränderung der Richtung und Stärke beider Kräfte entstehen andere Linien, als z. B. die Ellipse. Bei jeder C. findet das Gesetz statt: daß die Flächenräume, welche in gleichen Zeiten beschrieben werden, einander gleich sind. Die dadurch beschriebenen Bogen sind nur bei der Kreisbewegung (Achsendrehung) sich stets gleich, bei andern aber, wie bei der elliptischen, ungleich, die daher selbst ungleichförmig ist. Folgende Verhältnisse sind hierbei zu merken: Die Geschwindigkeiten verhalten sich umgekehrt, wie die Perpendicularen, die aus dem Mittelpunkte der Kräfte auf die Tangente des Ortes des Beweglichen gezogen sind. Die Centripetalkraft steht im geraden Verhältnisse mit der zweiten Potenz der Geschwindigkeit und im umgekehrten mit dem Halbmesser des Kreises, in dem der bewegte Körper um das Centrum geht. Aus Tycho de Brahe's Beobachtungen zog Keppler 1618 folgende durch die Bewegung der Planeten bestätigte hierher gehörige Regeln: Wenn sich die Centripetalkräfte umgekehrt verhalten wie die zweiten Potenzen der Entfernungen, so verhalten sich die zweiten Potenzen der Umlaufszeiten wie die dritten der Entfernungen. Ferner: Die Centripetalkraft zweier Körper, die in denselben Kreisen mit ungleicher Geschwindigkeit laufen, verhalten sich wie die Quadrate der Umlaufszeiten. Im Kreise ist die Tangentialkraft stets Schwungkraft, Fliehkraft, Centrifugalkraft (vis centrifuga), und ist der Centripetalkraft gleich. Um die Bewegungsgröße eines durch Schwungkraft bewegten Körpers zu finden, hat man noch seine Masse zu berücksichtigen. Sobald die Centripetalkraft im bewegten Körper zu wirken aufhört, kommt die Schwungkraft zur Herrschaft, der bewegte Körper geht dann in der Richtung der Tangente und flieht von dem Kreise, z. B. eine mittelst eines Fadens im Kreise bewegte Kugel geht, sobald der Faden reißt

der die Centripetalkraft vorstellt, in der Tangente fort. Eben so gehört hierher das Schleudern der Feuerräder, das Spritzen der Mühlräder, Schleifsteine ꝛc. Galilei bestimmte zuerst krummlinige Bewegungen nach mathematischen Regeln. Huygens machte die wichtigen Gesetze von der Schwungkraft bekannt; anfangs ohne Beweis in seinem **Horologium oscillatorium (Paris 1673)**. Die Beweise sind in den nach seinem Tode herausgekommenen Werken enthalten. **Huigenii opusc. posth. Amstelod. 1728. Tom. II. p. 105.)** worin er auch zeigt, daß wegen der Schwungkraft die Erde abgeplattet sein müsse ꝛc. Ganz vollendet stellt Newton die Theorie der C. in seinen: **Principia philos. naturalis, lib. I. sect. 2. 3.** dar. Euler, Lagrange, Laplace, Olbers, Gauß u. A. haben diese Theorie mit neuen Lehrsätzen bereichert. 40.

Centralfeuer nannten mehrere Physiker das Feuer, welches nach ihrer Meinung in dem Mittelpunkte der Erde sich befinden und nie verlöschen soll. Sie leiteten die Vulkane, andere Feuerausbrüche und heißen Quellen daraus ab, ohne zu überlegen, wie weit die Ursachen derselben vom Mittelpunkte der Erde entfernt liegen mögen. Doch schon Cassendi zeigte, daß ein Brennen in einem eingeschlossenen Raume nicht statt finden könne. Späterhin verband man mit dem Ausdrucke C. den verfeinerten Begriff von eigner Wärme im Innern der Erde. Diesem C. schreibt Mairan einen großen Theil der Wärme auf unserer Erdoberfläche zu. Weil dieselbe mit der Erhebung über die Meeresoberfläche abnimmt, der Frost nie tief in die Erde dringt und das Meer in großen Tiefen ungefroren ist, schreibt er der Erde eine Grundwärme zu, welche seiner Berechnung nach 393 Mal größer sein soll, als diejenige Wärme, welche die Sonne in Paris am kürzesten Tage hervorbringt. Die Verschiedenheit des Klimas leitet er von der ungleichen Erhärtung der Erdoberfläche durch die Sonnenwärme her, als die Erde noch flüssig war. Da diese Erhärtung nämlich unter dem Äquator früher als an den Polen erfolgte, so konnte sich die Wärme dort nicht so sehr ausbreiten, als an letzteren. Dieser letztere Theil von Mairan's Hypothese ist etwas seltsam. Mehr Anhänger fand Büffon's sehr sinnreiche und mit großer innerer Inconsequenz durchgeführte Hypothese. Er nimmt an, daß die Erde als ein von der Sonne durch einen Cometen abgestoßener Theil ursprünglich Glühhitze gehabt habe, allmählig erkaltet sei und noch gegenwärtig im Centrum eine der Glühhitze fast gleiche Temperatur behalten habe, in langer Periode allmählig erkalte und zuletzt durch gänzliche Erstarrung unbewohnbar werden müsse. Nachher ging man fast zu völlig entgegengesetzten Vorstellungen über, welches nicht sowohl in der Verbreitung der durch Werner begründeten Theorie der Neptunisten, als vielmehr in der Behauptung einiger Seefahrer, wonach das Meer mit zunehmender Tiefe kälter werde und am Boden gefroren sein sollte, seinen Grund hatte. Der Erdball erschien hiernach als ein erstarrter Eisklumpen oder mindestens bis unter 0° C. erkaltet. Diese und ähnliche Beobachtungen beweisen aber keineswegs eine bedeutend höhere oder gar eine der Schmelzhitze des Eisens nahe kommende Wärme des eigentlichen Erdkerns; denn sie bleiben zu sehr in der äußern Oberfläche und wir müssen also fortwährend über die Wärme im Innern der Erde im Gebiete der Vermuthungen oder gänzlicher Unwissenheit bleiben. 40.

Centraluntersuchungscommission. Wegen Entdeckung und Untersuchung demagogischer Umtriebe wurde im J. 1820 eine Commission, bestehend aus den Abgeordneten von Östreich, Preußen, Baiern, Hanover, Baden, Darmstadt und Nassau eingesetzt, welcher man diesen Namen beilegte. Es war ihr als Ausnahme die Befugniß beigelegt, jedes verdächtige Mitglied der gefürchteten demagogischen Verbindung in den gesammten deutschen Bundesstaaten verhaften und in die Hauptbundesfeste Mainz zur Untersuchung abliefern zu lassen. Indeß hat die Untersuchung, so lange man auch manchen Verdäch-

tigen aufbewahrte, doch das erwartete Resultat nicht gegeben und somit ist die Sache mehr in Vergessenheit gekommen, als ganz aufgehoben worden. 24.

Centralverwaltung ist 1) im Allgemeinen diejenige Verwaltungsart, bei welcher sich Alles um einen einzigen Mittelpunkt herum bewegt, oder von diesem ausgeht. Es wird dabei die abgesonderte Behandlung einzelner Gegenstände oder Landestheile möglichst ausgeschlossen. Z. B. der Staat zieht im ganzen Lande alle Besitzungen und Einkünfte der Geistlichkeit aller Confessionen, ingleichen aller Communen an sich, salarirt aber dafür alle Geistliche jeder Confession und bezahlt alle Communausgaben. Napoleon führte in Frankreich diese Art der Verwaltung am umfassendsten, der militairischen Subordination am ähnlichsten ein und suchte dadurch Alles und Jedes nur von sich abhängig zu machen. 2) Gab man der am 21. Octbr. 1813, nach der Schlacht bei Leipzig von den verbündeten Mächten Östreich, Preußen, England, Rußland und Schweden angeordneten gemeinschaftlichen Verwaltung der eroberten oder herrenlos gewordenen Länder, z. B. Sachsens, Westphalens, einiger Rheinbundstaaten und Frankreichs, mit Ausschluß des Elsaß, worin der baiersche Obergeneral Fürst Wrede schon zuvorgekommen war, den Namen „Centralverwaltung", deren Hauptvorstand der auf Napoleon's Verlangen entlassen gewesene königl. preuß. Minister v. Stein wurde. Die auf diese Weise occupirten Länder wurden zwar bei ihren bisherigen Justiz- und Verwaltungseinrichtungen der Kürze halber gelassen, aber unter bestimmte Generalgouverneurs gestellt, die alle unter dem Herrn von Stein standen, welcher fast unbeschränkte Vollmacht hatte. Die Hauptgegenstände dieser Verwaltung betrafen die Unterhaltung einer sogenannten hohen oder Generalpolizei, um möglichen Unternehmungen zu ihrem Nachtheile entgegenzuwirken, die Beziehung der benöthigten baaren Gelder und Naturallieferungen, die Versorgung des Lazareth- und Proviantwesens, die Ergänzung der Armeen, die Herbeischaffung der zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich erforderlichen Bedürfnisse u. dergl. aus den Kräften und Mitteln dieser Länder, und nebenbei noch die Beaufsichtigung der kleinern hinzugetretenen Bundesstaaten, rücksichtlich der Erfüllung ihrer eingegangenen Verpflichtungen. Für Sachsen war der kaiserlich russ. Generallieutenant Fürst Repnin, für das Großherzogthum Frankfurt und Fürstenthum Isenburg der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, und für das Großherzogthum Berg der königl. preuß. Generalmajor Fürst von Solms Generalgouverneur. Für Frankreich lösete der pariser Friede den 15. Juni 1814, für Deutschland aber die Ländertheilung auf dem wiener Congresse die C. endlich auf. 24.

Centrum, der Mittelpunkt, z. B. 1) in der Geometrie beim Kreise der Punkt, welcher von der Peripherie überall gleichweit entfernt ist. 2) In Kriegswesen die Mitte der Schlachtordnung, wohin gewöhnlich der Kern der Armee gestellt wird, weil ein Durchbrechen des Centrum von Seiten des Feindes die Verbindung der Truppen zerstört und gewöhnlich die Schlacht verlieren macht. 3) In der franz. Deputirtenkammer die mittlern Plätze, wo diejenigen sitzen, welche sich an die Regierung anschließen. (S. Parliament.) 9.

Centumviri (Hundertmänner), hieß ein Gerichtshof des alten Roms nach der Gewohnheit der Römer, dergleichen Behörden nur nach der Zahl der Beisitzer zu benennen. Dieser bestand schon seit frühern Zeiten unter dem Vorsitze des Praetor urbanus und ward erst durch Augustus zum höchsten Reichsgerichte erhoben. Über seinen Competenzbereich hat man wegen Cicero de Orat. I. 36. sehr gestritten. Vgl. unter andern: Bethmann-Holweg über die Competenz des Centumviralgerichts in Savigny's ꝛc. Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. V. Nr. 11. 37.

Centurien, eigentlich Abtheilungen zu hundert Mann, waren eine politische Eintheilung der römischen Bürger, die von Servius Tullius herrührte, vermuthlich nach dem ursprünglichen militairischen Maßstabe, daß aus jeder Centurie 100 Mann ins Feld rücken konnten, was sich freilich später mannichfach abändern mußte. Diese C. dienten dann bei Abstimmungen in den Volksversammlungen als Einheiten; da sie aber sich nach den 6 Classen der Bürger richteten und die 1. Classe die meisten C. zählte, so muß auch eine Progression der Anzahl der Bürger in einer Centurie stattgefunden haben und zwar so, daß diese Anzahl immer mit dem Vermögen der einzelnen Glieder im umgekehrten Verhältnisse stand. Dadurch blieb den Reichern der größte Einfluß auf den Staat gesichert nach dem richtigen Grundsatze, daß der am besten für das Wohl desselben sorgt, der bei Unglücksfällen am meisten zu verlieren hat, während doch immer eine bürgerliche Gleichstellung Aller stattfand. Solcher C. gab es 194 und diese bildeten im Kriege das Nationalheer, indem nach der alten Schlachtordnung die der 1. Classe 80 C. und 18 Centurien Ritter als die schwerbewaffneten das erste Glied bildeten, die übrigen jede immer leichter bewaffnet die andern Glieder einnahmen. Doch als Camillus die Eintheilung nach Legionen einrichtete, änderte sich das Verhältniß so, daß die C. unsern Compagnien entsprachen (s. Legion). Jeder Centurie stand ein Centurio (Hauptmann) vor. 9.

Centurien, Magdeburger. Eins der verdienstlichsten Werke, welche bei der Wiederauflebung der Wissenschaften im Reformationszeitalter erschienen, war die Herausgabe jener Kirchengeschichte, welche nach dem Aufenthaltsorte der vornehmsten Bearbeiter diesen Namen führt. Matthias Flacius hatte theils auf vielen Reisen, theils durch Aufträge von seinen Freunden (besonders Marcus Wagner) eine Masse gedruckter und handschriftlicher Bücher und kirchenhistorischer Notizen längere Zeit hindurch gesammelt, vereinigte sich dann mit Joh. Wigand, Matth. Juder, Basilius Faber, Andr. Corvinus, Thomas Holthuter u. A. und vollbrachte, von mehreren Fürsten und Edelleuten durch Übersendung der nöthigen Schriften aus ihren Bibliotheken und der erforderlichen Gelder unterstützt, in einem Zeitraume von mehreren Decennien die erste, des Namens würdige, Kirchengeschichte (Ecclesiastica Historia etc.). Sie war nach Jahrhunderten abgetheilt (daher der Name jedes Bandes Centuria) und erschien zu Basel 1560 — 74. in 13 Foliobänden. Groß war der Einfluß dieses wissenschaftlichen Werkes, da in ihm die Katholiken die Ausartung ihrer Kirche deutlich dargestellt erblickten und aus ihm die Gegner den Austritt aus ihrer Gemeinschaft historisch rechtfertigen konnten. Den C. stellte Baronius (s. d. Art.) seine Annalen entgegen, ohne jedoch der Wahrheit derselben wesentlichen Abbruch zu thun. 2.

Cephalonien, s. Jonische Inseln.

Cephalus, Sohn des Merkur und der Herse, Tochter des Cekrops (s. d. Art.), nach Andern des Dejoneus, Königs in Phocis und der Diomede, ein attischer Fürst und nach Homer ein berühmter Feldherr, Gemahl der Prokris, Tochter des athenienſischen Fürsten Erechtheus. Kaum vermählt erregte er, ein Mann von großer Schönheit, am frühen Morgen auf dem Hymettus jagend, die Leidenschaft der Aurora (s. d. Art.), von der er nach Syrien entführt wurde; da er aber dennoch seiner Gemahlin treu blieb, entließ sie ihn mit dem Geschenke, sich nach Belieben in alle Gestalten zu verwandeln. C. glaubte sein ehelich Glück zerstört und um sich von dem Wankelmuthe seiner Gemahlin zu überzeugen, nahete er sich ihr unter allerlei Gestalten, um sie zu verführen. Als er nach vielen Versuchen endlich seinen Zweck erreicht hatte, nahm er plötzlich seine wahre Gestalt an und mißhandelte sie. Diese begab sich nun in den Schutz der Artemis (s. d. Art. Diana), wurde in deren Jagdgefolge aufgenommen und mit

einem Jagdspieße, der nie sein Ziel verfehlte und dem Hunde Lälaps, dem kein Wild entkam, beschenkt. Aus Liebe kehrte sie zu dem Geliebten zurück, dem sie den Jagdspieß schenkte, worauf dieser nur noch eifriger seinem Jagdvergnügen nachging und darum oft abwesend war, wodurch er ihre Eifersucht erweckte. Um zur Gewißheit zu gelangen, belauschte sie ihn einst im Walde, verursachte deßhalb in seiner Nähe ein Geräusch und C., ein Wild vermuthend, schoß mit dem ihm von Prokris geschenkten Jagdspieße und traf seine Gemahlin. Von Schwermuth gebeugt irrte er, vom Areopagus (s. d. Art.) aus Griechenland verbannt, über Land und Meer, bis er endlich auf der Insel Teleböa, die er Cephalene nannte, Ruhe fand und der Stammherr des Hauses Ödipus, nach Andern des Odysseus wurde. 32.

Cepheus, König in Äthiopien oder zu Joppe in Phönicien, Sohn des Beleus, nach Andern des Agenor oder des Phönix, war der Gemahl der Kassiopëa und der Vater der Andromache (s. d. Art.). Als Sternbild steht C. am nördlichen Himmel dem Nordpole nahe von 290 — 60° ger. Aufst. und 55 — 80° nördl. Abweichung, und enthält 3 Sterne dritter Größe. 25.

Cerachi (Joseph), ein römischer Bildhauer, Schüler und glücklicher Nachahmer Canova's, ein feuriger Anhänger der neuen Freiheitsideen, mußte Rom verlassen, und begab sich nach Paris. Napoleon, damals erster Consul, kannte und schätzte seine Leistungen und trug ihm die Verfertigung seiner Büste auf. Allein C., weit entfernt den Auftrag zu vollziehen, ließ sich vielmehr in eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls ein, wurde aber entdeckt und nebst seinen Mitschuldigen hingerichtet am 31. Jan. 1801. 22.

Cerberus, in der Mythologie der Griechen ein ungeheurer, mit 3 oder noch mehr Köpfen versehener schlangenhaariger Hund, welcher vom Typhon und von der Echidna erzeugt und vom Pluto zum Wächter des Orkus bestellt war. Nach der Mythe konnten ihn, wenn er sich von seinen 100 Ketten losgerissen hatte, selbst die Furien nicht bändigen; doch Hercules holte ihn auf Befehl des Euristheus aus der Unterwelt und trug ihn wieder dahin zurück. — Das Sternbild Cerberus befindet sich am nördlichen Himmel in der Hand des Hercules. 36.

Cerdo, s. Gnostiker.

Cerebralsystem, s. Gehirn.

Ceremonie, lat. caerimonia; franz. cérémonie; engl. ceremony, heißt jeder zur Erweckung irgend einer Gemüthsstimmung eingeführte symbolische Gebrauch durch allerlei äußerliche Handlungen und dabei angewendete Gegenstände, deren alle Lebensverhältnisse aufzuweisen haben. Ceremonien sind, wenn sie nicht in Steifheit und Lächerlichkeiten ausarten, zur Erhaltung der Ordnung und der Würde der Gegenstände, bei denen sie angewendet werden, sehr heilsam und weil sie als symbolische Handlungen ein gewisses poetisches Gepräge tragen, unter allen Völkern der Erde je nach dem Stande ihrer Bildung und den Ansichten von Schicklichkeit und Würde gebräuchlich. Vorzüglich sind sie bei allen Religionen eingeführt und da der Mensch selbst auf der höchsten Stufe der Bildung sich nicht ganz vom Sinnlichen losreißen kann, eine bloße Verstandesreligion aber fast ein Unding ist, so dienen sie meist zur Erregung des Gemüths und zur Erweckung der Gefühle und eine gänzliche Aufhebung derselben würde auch die Abschaffung der Religion selbst mit sich führen. Daß sie jedoch den Anforderungen der Zeit entsprechen müssen und nicht als bedeutungslos dastehen dürfen, ist ein Haupterforderniß, welches in der Beibehaltung vieler Ceremonien aus alter Zeit in der katholischen Kirche nicht genug beachtet zu werden scheint. 23.

Ceremoniel ist in profanen Verhältnissen das durch Gesetz oder Herkommen geordnete äußere Betragen gegen den Gleichen oder höher Gestellten.

Zwar bezieht sich solches zunächst auf eine Achtung und Ehrerbietung, die der Eine dem Andern beweist, dieser aber erwartet und annimmt. Allein der Zweck ist meist der, eine vorsichtige Zurückgezogenheit möglich zu machen, welche es erlaubt, ohne den Anstand zu verletzen, lästigen Beziehungen und Anträgen des Andern auszuweichen. Das C. findet besonders Anwendung bei Berührungen zwischen Personen höhern und höchsten Standes. Hier unterscheidet sich das des Untergeordneten gegen den Höhern, von dem des Gleichen gegen den Gleichen. Das C. der Staatsoberhäupter gegen einander ist meistens durch Herkommen oder besondere Übereinkunft im Voraus festgestellt, in den Abendländern jedoch mehr der Würde und einem edlern Anstande angemessen, als in den Morgenländern, wo solches eben so üppig und anmaßend bei den Höhern, als devot und knechtisch bei den niedriger Gestellten getroffen wird. Das C., wie es jetzt in den Abendländern steht, ist Folge einer verfeinerten Cultur. Der alte Deutsche hielt, wie jedes rohere Volk, blos auf zahlreiches Gefolge. Erst unter den römischen Kaisern wurde das C. des griechischen Hofes nachgebildet. Man unterhielt daher an den Höfen gewisse Ceremonienmeister, welche die zu beobachtenden Formen angeben mußten. Um dem Ceremonienzwange zu entgehen, suchen höhere Personen, wenn sie reisen, gern unbekannt (incognito) zu bleiben, oder sie nehmen im Auslande einen fremden Namen an. Im engern Sinne umfaßt das C. die Rangordnung der Fürsten unter einander und ihrer Gesandten an auswärtigen Höfen. 17.

Ceres, Göttin des Ackerbaues bei den Römern, war die Demēter, Damater, Deo der Griechen, eine Tochter des Saturnus und der Rhea (s. d. Artt.), geb. bei der Stadt Enna auf Sicilien, oder am Cephissos in Attika, oder zu Nisa in Asien ꝛc. Ihre Benennungen scheinen sämmtlich die Erde zu bezeichnen; sie hieß auch die Allernährerin und bei den Römern die gute Göttin (bona dea). In der griechischen Götterlehre ist ihr Mythus einer der sinnvollsten und ansprechendsten. Als Erfinderin des Feldbaues ließ sie Getreide wachsen, entwöhnte dadurch die Menschen von der herumschweifenden Lebensart, machte sie gesitteter, stiftete gesellschaftliche Vereine, somit ein Vaterland, wobei das Gesetz nicht ausblieb, und führt deßhalb den Beinamen Thesmophoros. Enna blieb ihr Lieblingsaufenthalt, bis sie ein Unglück daraus vertrieb. Sie war nämlich von Zeus Mutter der Proserpina, welche vom Vater seinem Bruder Pluto (s. d. Art.) geschenkt ward, der nun der Mutter, während sie abwesend war, die Tochter, als diese auf anmuthiger Flur mit Blumen spielte, raubte und mit sich durch eine Kluft, die sich gleich hinter ihm wieder schloß, in die Unterwelt führte. Vergeblich durchirrte darauf die trostlose Mutter, die Tochter suchend, alle Gegenden, verschmähte in ihrem Schmerze Speise und Trank und sprach den Fluch der Unfruchtbarkeit über die Erde aus, weil diese die Flucht des Räubers verhüllt hatte; woraus aber für Götter und Menschen die größte Noth entstand. Nach 9 Tagen und 9 Nächten sagte ihr Hekate (s. d. Art.), sie habe das Schreien der Entführten vernommen und der allsehende Helios (s. d. Art.), daß Proserpina im Tartarus sei. C. entäußerte sich nun in der Verzweiflung ihrer Gottheit und gelangte in der Gestalt einer bejahrten Matrone nach Eleusis zum Könige Celeus (Keleus), wo sie freundlich aufgenommen ward und durch die Scherze der Magd Jambe erheitert zum ersten Male einen Labetrunk nahm, seinen Sohn Demophoon wartete, den sie, um ihn von seiner sterblichen Natur zu läutern, durch Feuer reinigen wollte, durch die neugierige Mutter aber belauscht und gestört von ihrem Beginne abstand. Sie offenbarte sich nun als zürnende Göttin, befahl dem Celeus ihr einen Tempel und Altar zu weihen und verließ das Haus. Noch aber kehrte sie nicht zu den Götterversammlungen zurück und wollte den Fluch nicht eher von der Erde hinwegnehmen, bis ihr Jupiter durch Hermes

(Merkur) ihre Tochter wiedergegeben habe. Als dieser, vom Jupiter geschickt, in die Unterwelt kam, hatte Proserpina auf Pluto's Veranlassung bereits von dem Granatapfel mit diesem genossen und war dadurch dem Schattenreiche angehörig worden, worauf Jupiter entschied, daß sie ihr Leben wechselsweise zwischen dem Gemahle und der Mutter theilen und wenigstens 2 Dritttheile des Jahres bei dieser verweilen solle. Als diese die Heißersehnte wieder sah, wich der Fluch von der Erde, Alles grünte und die Bäume blüheten wieder. C. verbreitete darauf den Feldbau, Gerechtigkeitspflege und sonstige Cultur über die ganze Erde, besuchte gute und gerechte Könige, besonders in Attika den Triptolemos, Diokles, Eumolpos, Polyxenus und Keleus; vor Allen war sie dem Triptolemos gewogen, lehrte ihm den Gebrauch des Pfluges und blieb seine Schutzgöttin. Den scythischen König Lynkos, der diesen ihren Schützling tödten wollte, verwandelte sie in einen Luchs. Dieß der Mythus des Homer; nach Andern ward sie auch von Neptun geliebt, dem sie als Stute entfloh, aber von ihm als Hengst ereilt ward und darauf das berühmte Roß Arion und eine Tochter Despoina (s. d. Art. Proserpina) gebar, schämte sich aber ihrer Kinder, verließ den Olymp und verbarg sich in eine Grotte, worauf eine allgemeine Hungersnoth eintrat, die nicht eher endete, als bis sie Zeus durch die Parzen (s. d. Art.) abholen ließ. Von Jasion, dem Erfinder des Ackerbaues in Kreta, war sie Mutter des Plutus (Reichthum); jener aber ward aus Eifersucht vom Zeus durch den Blitz getödtet. In ihren Geburtsörtern ward sie besonders heilig verehrt; zu Enna und zu Eleusis in Attika hatte sie die berühmtesten Tempel; zu Enna wurde ihr alle Jahre in der Saatzeit ein Fest gefeiert, und zu Athen, Sparta, Miletos, Eretrien ꝛc. die Thesmophorien so wie die Mysterien gehalten. — Die Römer verbanden mit ihrer Ceres weniger erhabene Ideen. Ihren Dienst versahen Priesterinnen. Auch hier wurden ihr mehrere Feste gefeiert, überhaupt Cerealien (Cerealia) genannt, die sich auf ihre Thaten, z. B. die Ambarvalien, auf ihr Herumirren nach dem Raube ihrer Tochter, bezogen und sich dann wieder in Stadt- und Landfeste abtheilten. Die C. wird gleich der Here (Juno) (s. d. Art.) als eine hohe Gestalt mit Matronenansehn, jedoch sanfter und milder, mit niedrigerer Stirn, die ein Ährenkranz oder ein bloßes Band umgibt, dargestellt; das bis auf die Füße herabfallende Untergewand hat gradlinige, dagegen das Obergewand künstliche Falten; in der rechten Hand hält sie eine brennende Fackel oder eine Sichel, einen Karst oder ein Pflugschaar, in der linken ein Büschel Mohnköpfe, bisweilen dabei einen Büschel Kornähren oder ein Füllhorn mit Früchten, nicht selten in jeder Hand eine Fackel. Man findet sie auch in Gesellschaft des Bacchus, dem sie im Schooße sitzt. Sie wird auch auf einem mit Drachen bespannten Wagen fahrend, mit Fackeln in den Händen, abgebildet. Außer der homeridischen Hymne auf sie ist uns eine orphische und eine von Kallimachos erhalten. 25.

Ceres (♀) ist der Name des ersten von den vier neuen Planeten, vom Dr. Piazzi zu Palermo in Sicilien den 1. Jan. 1801 zuerst entdeckt. Er hat seine Bahn zwischen Mars und Jupiter, seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt ungefähr 58 Millionen Meil. und er vollendet seine Bahn um dieselbe in 4 Jahren 221 Tagen 12 Stunden. Da seine Bahn eine Neigung von $10^{0}\ 37'\ 27''$ hat, so entfernt er sich weit von der Ebene der Ekliptik. Sein Durchmesser ist sehr klein, nach Herschel's Bestimmungen der scheinbare 0,351 Sec. oder der wahre 35 geogr. Meil., nach denen Schröter's der scheinbare 3,48 Sec. und der wahre 352 geogr. Meil. C. hat das Ansehen eines veränderlichen Nebelflecks. In Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit dieses Planeten verdient noch Dr. Olbers allgemein für sehr wahrscheinlich gehaltene Meinung, daß vielleicht die vier Planeten Ceres, Pallas, Juno, Vesta die Trümmer eines

einzigen durch eine unbekannte Urſache zerſprengten Planeten wären, erwähnt zu werden. 40.

Cerigo, ſ. Joniſche Inſeln.

Cerinthus, ſ. Gnoſtiker.

Cerquozzi (ſpr. Tſcherquozzi) Michel-Angelo, zubenannt delle battaglie, bisweilen auch delle bambocciate, ein italieniſcher Schlachtenmaler des XVII. Jahrh., geb. 1602 zu Rom, bildete ſich unter Giuſeppe Ceſare und dem Schlachtenmaler Jacob, und ahmte ſpäter Peter Laar, genannt Bamboccio, mit Glücke nach. Auch in Fruchtſtücken war er nicht ungeſchickt. Seine Gemälde wurden ſehr geſucht, obgleich an der Zeichnung und Stellung ſeiner Figuren manches auszuſetzen iſt. Er war ein jovialer aber etwas geiziger Mann und ſtarb den 4. April 1660 zu Rom. 22.

Certe-Partie, auch **Charte-Partyen**, der ausführliche ſchriftliche Contracts-Aufſatz des Güterverladers mit dem Schiffer, über die Bedingungen der Fracht und Verladung. Es enthält derſelbe zugleich die Feſtſtellungen, wenn und wo die Ladung einzunehmen, wohin ſie zu führen, welche Zwiſchenorte zu berühren, wo auszuladen, und wie lange auf dem Löſchplatze zu verweilen, ob Rückladung aufzunehmen, was dafür an ordentlichem Lohn und an Wartegeldern verwilligt worden iſt; dann die Verpflichtungen des Schiffers über die gute und tüchtige Ausrüſtung des Schiffes mit vollſtändiger Bemannung u. dergl. Dieſe umſtändlichen Contracte werden meiſt durch Schiffsmäkler geſchloſſen, und das Inſtrument darüber vor Notar und Zeugen ausgefertigt. 38.

Certioration, eine Vergewiſſerung, wenn man Jemanden von einem beſtimmten Zuſtande oder Erfolge in unbezweifelte Kenntniß ſetzt. Es umfaßt dieß ſonach mehr als eine einfache Bekanntmachung oder Nachricht. 3.

Cerutti (ſpr. Tſcherutti) Joſeph Antoine Joachim, ein Jeſuit, Prof. des Ordenscollegii zu Lyon, wurde den 13. Juni 1738 zu Turin geboren, und hat ſich beſonders durch ſeine Apologie de l'institut des jésuites, welche er nach Aufhebung des Ordens ſchrieb, berühmt gemacht. Dieſe Schrift verſchaffte ihm die Gunſt des Dauphin und Zutritt bei Hofe. Als aber 1789 die Revolution ausbrach, wurde er einer der eifrigſten Anhänger derſelben und unterſtützte Mirabeau, der ſein Freund geworden war, durch Herausgabe einiger in deſſen Sinne geſchriebenen Broſchüren. 1791 wurde er Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung, ſtarb aber ſchon das Jahr darauf in Folge zu großer Anſtrengungen. — Außer ſeiner oben angeführten Apologie hat C. noch viele andere theils wiſſenſchaftliche theils politiſche Schriften herausgegeben, welche wir hier nicht anführen können. Die meiſten derſelben befinden ſich in der Sammlung, welche 1793 unter dem Titel: Oeuvres diverses herauskam. 22.

Cervantes Saavedra (Miguel de), am 9. Oct. 1547 zu Alcala de Henares geboren, ward von ſeinen nicht ſehr begüterten Eltern nach Madrid geſchickt, um daſelbſt die lateiniſche Sprache zu lernen und alsdann Theologie oder Medicin, welche beiden Fächer in Spanien allein Ausſicht auf Gelderwerb geben, zu ſtudiren; aber die angeborene Neigung zur Poeſie, welche durch den Beſuch des Theaters und durch das Beiſpiel ſeines Lehrers Juan Lopez, welcher fleißig Verſe und beſonders Romanzen verfertigte, bedeutend genährt wurde, entfremdete ihn gänzlich den ernſten Wiſſenſchaften, ſo daß er in ſeinem 22. Jahre eine Menge Gedichte und einen Schäferroman „Filena" zu Tage gefördert hatte, aber nicht wußte, wovon er leben ſollte. Er faßte den Entſchluß, ſein Vaterland, welches ſein poetiſches Verdienſt ſo ſchlecht belohnte, zu verlaſſen und ging nach Rom, wo er in dem Cardinale Giulio Acquaviva, der ihn als Kammerdiener annahm, auf kurze Zeit einen gnädigen Herrn und Gönner fand. Aber dieſer Stand konnte unmöglich dem geiſtreichen jungen Manne zuſagen, er nahm daher Dienſte

in dem Heere, welches gegen die Türken und afrikaniſchen Seeräuber, die Spanien und Italien beunruhigten, unter Segel ging. In der großen Seeſchlacht bei Lepanto (1571), welche Don Juan d'Auſtria gewann, verlor er die linke Hand und mußte lange Zeit im Spitale zu Meſſina zubringen. Nach ſeiner Heilung ſtand er noch einige Jahre bei der ſpaniſchen Garniſon in Neapel, bis die Sehnſucht nach dem Vaterlande ſo heftig in ihm wurde, daß er heim zu kehren beſchloß (1575). Auf der Überfahrt aber fiel er dem berüchtigten Corſaren Arnaut Mami in die Hände, welcher ihn zu Algier als Sclaven verkaufte. Erſt nach 5jähriger Gefangenſchaft ward er 1580 von ſeinen Freunden und Verwandten ranzionirt und kam im folgenden Jahre nach Spanien zurück. Die abenteuerlichen Schickſale ſeiner Sclaverei ſoll er in der Novelle „der Gefangene" erzählt haben. Er zog ſich nun ganz in die Einſamkeit zurück, um ſein poetiſches Talent, ſeinen einzigen Reichthum, wuchern zu laſſen. Zuerſt erſchien der Schäferroman „Galatea," welcher mit Beifall aufgenommen wurde. Ein geringes Vermögen, welches ihm ſeine Gattin Donna Catarina de Palacios zubrachte (1584), reichte nicht lange aus und er begann für das Theater zu ſchreiben; da aber ſeine Schauſpiele vor den Arbeiten ſeines genialen Nebenbuhlers Lope de Vega, welcher die allgemeine Gunſt des Publicums beſaß, nicht aufkommen konnten, gab er, verdrießlich auf lange Zeit, die Schriftſtellerei gänzlich auf. Ein geringes Ämtchen, welches ihm zu Sevilla zu Theil geworden war, ſoll ihm unterdeſſen ein ſpärliches Auskommen verſchafft haben. Erſt nach dem Tode Philipp's II. (1598) brach er wieder ſein hartnäckiges Stillſchweigen und begann ſein Meiſterwerk „Don Quixote," von welchem der erſte Theil im J. 1605 erſchien. Der enthuſiaſtiſche Beifall, womit dieſer Originalroman aufgenommen wurde, erregte ihm viele Feinde und Neider. Cervantes, welcher zu lange mit der Herausgabe des zweiten Theils zögerte, mußte ſogar die Kränkung erleben, daß ein gewiſſer Alonſo Fernandez de Avellaneda im J. 1614 eine Fortſetzung bekannt machte, worin er mit unverdienten Schmähungen überhäuft wurde. Der Dichter, welcher unterdeſſen mit der Vollendung ſeiner „Novellen" (1613) und der „Reiſe nach dem Parnaß" (1614) beſchäftigt war, rächte ſich durch die Fortſetzung ſeines Don Quixote (1615) auf die glänzendſte Weiſe. So laut aber das Verdienſt ſeiner Werke auch anerkannt wurde, ſo trugen ſie ihm doch ſo wenig ein, daß Geldmangel ihn zum zweiten Male nöthigte, für die Bühne zu arbeiten; aber auch dieſes Mal blieben ſeine Bemühungen ohne Erfolg. Das letzte Werk, welches er vollendete, war der Roman „Perſiles und Sigismunda," welcher jedoch erſt nach ſeinem Tode im J. 1617 herauskam. Er ſtarb arm und zufrieden, wie er gelebt hatte, zu Madrid am 23. April 1616. Die Unterſtützung, welche er in ſeinen letzten Jahren von dem Grafen von Lemos und dem Cardinale von Toledo erhielt, war weder der Verdienſte des Dichters noch des Reichthums ſeiner Gönner würdig. Nicht einmal ein Leichenſtein bezeichnet ſeine Grabſtätte. — Unter ſeinen Werken iſt der Don Quixote das gelungenſte und ſichert ſeinem Namen die Unſterblichkeit. Er iſt das erſte claſſiſche Muſter des neueren Romans überhaupt und des komiſchen insbeſondere. Die Erfindung iſt originell, die Charaktere ſind alle von dem edeln, grundehrlichen Ritter von la Mancha, dem Muſter aller Phantaſten, an bis zu dem pöbelhaften, von Eigennutz geblendeten, aber nichts weniger als einfältigen Sancho Panſa herab vortrefflich gezeichnet. Unerſchöpflicher Witz, die feinſte Satyre und eine Menge komiſcher Situationen beleben das Ganze. Die Sprache iſt durchaus edel, prächtig, reich und beſonders in den herrlichen, ächt romantiſchen Epiſoden wahrhaft claſſiſch zu nennen. Die beſten Ausgaben der „Vida y hechos del ingenioso hidalgo Don Quixote" beſorgten J. A. Pellicer (N. A. Madr. 1798. 9 Voll. 8.), L. Ideler (Berl. 1805. 6 Voll. 8.) und J. R.

Masson (Par. 1814. 7 Voll. 8.). Eine gelungene Übersetzung besitzen wir von W. Soltau (Königsb. 1800—1801. 6 Bde. 8.), eine meisterhafte von L. Tieck (N. A. Berl. 1810—15. 4 Bde. 8.). Den zweiten Rang unter seinen Schriften verdienen die Novellen („Novelas exemplares," N. A. Madr. 1783. 2 Voll. 8. Deutsch von W.-Soltau, Königsb. 1800—1801. 6 Bde. 8.). Man kann sie am besten mit Boccaccio's Novellen vergleichen; nur sind sie planloser. In der Schilderung sowohl komischer als ernster Situationen des wirklichen Lebens zeigt sich der Dichter auch hier als Meister. Die „Galatea" (N. A. Madr. 1784. 2 Voll. 8.) ist ganz im Geschmacke der früheren spanischen Schäferromane gearbeitet, doch hat der darin vorwaltende lyrische Theil ausgezeichnete Schönheiten. Sein anderer Roman, die „Trobajos de Persiles y Sigismunda" (N. A. Madr. 1803. 3 Voll. 8. Deutsch von Jul. von Soden, Ansp. 1782. 4 Bde. 8) ist eine Art romantischer Reisebeschreibung voll schrecklicher Abenteuer, aber nur in Hinsicht der Sprache vorzüglich zu nennen. Die „Reise nach dem Parnaß" („Viage al Parnaso" N. A. Madr. 1784. 8.) ist ein Erzeugniß ganz eigner Art. Lob der Poesie und Satyre gegen die schlechten Dichter bilden den Hauptinhalt dieses äußerst witzigen, in prächtigen Terzinen geschriebenen Werkchens. Am wenigsten Beifall fanden des Dichters dramatische Arbeiten („Ocho comedias y ocho entremeses," N. A. Madr. 1816. 8.), für welche er doch grade die meiste Vorliebe zeigt. Sie sind alle, das in kühnstem, an Äschylos erinnernden Pathos geschriebene Trauerspiel „Numancia" (deutsch von de la Motte Fouqué, Berl. 1811. 12.) und allenfalls das Schauspiel „El trato de Argel" („Das Leben in Algier") ausgenommen, langweilig und steif und des Dichters nicht würdig. Eine Gesammtausgabe der Werke des C. erschien zu Madrid, 1804. 16 Bde. 8. 67.

Cesalpini (Andreas), auch Cäsalpinus, der Begründer der Botanik und der größte Naturforscher seiner Zeit, ward 1519 zu Arezzo in Toscana geboren, studirte vorzüglich den Aristoteles, welcher ihn zu manchen neuen Ansichten, aber auch zu Religionszweifeln führte und ihm sowohl den Vorwurf des Atheismus und Materialismus als auch mehrere Streitigkeiten mit Samuel Parker, Archidiakonus zu Canterbury und Nicolas Taurel, einem Arzte zu Montbéliard, zuzog. Dessen ungeachtet wählte ihn Papst Clemens VIII. zu seinem Leibarzte und erstem Professor der Medicin am collegio della sapienza zu Rom, wo er 1603 starb. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Quaestionum peripateticarum libri V. Florenz 1569. Fol. u. a., Abhandlungen über Naturgegenstände mit vielen hellen Blicken, in welchen er auch zuerst die Circulation des Blutes im thierischen Körper behauptet haben soll; Daemonum investigatio peripatetica. Florenz 1580. 4., worin er wegen einer angeblichen Teufelsbesitzung in einem Kloster zu Pisa sein Gutachten gab und obwohl aus Klugheit eine übernatürliche Einwirkung auf die Menschen zugab, aber doch die Möglichkeit einer Teufelsbesitzung bestimmt läugnete. Seinen dauernden Ruhm begründete aber sein Hauptwerk: De Plantis libri XVI. Florenz 1583. 4., in welchem er zuerst ein System der Botanik aufstellte, indem er die Gestalt der Blumen und Früchte und die Lage der Keime als Eintheilungsgründe annahm und so 15 Classen aufstellte, womit er für alle folgenden Botaniker die Bahn brach, welche ihm auch erst den Ruhm bereitet haben, da seine Zeitgenossen ihn nicht verstanden. Er selbst beschreibt und bestimmt darin gegen 1520 Pflanzen. Sein Herbarium befindet sich in Florenz und zählt 768 Arten getrocknete Pflanzen. Seine medicinischen Schriften sind von weniger Bedeutung; doch ist sein Werk: De metallicis libri tres, Rom 1596 nicht ohne Werth. 16.

Cesarotti (Melchior), ein berühmter italien. Dichter und Literator des vorigen Jahrh., geb. den 15. Mai 1730 zu Padua, studirte im Seminare seiner

Vaterſtadt Philoſophie, Theologie und Jurisprudenz, ohne deßhalb die Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften aufzugeben, wurde dann Profeſſor der Beredtſamkeit an der genannten Anſtalt und nahm 1762 einen Ruf nach Venedig als Lehrer in der Familie Grimani an. Hier wurde er durch den Engländer Sackville mit Oſſian bekannt und ſo ſehr für den alten ſchottiſchen Barden eingenommen, daß er ſchnell engliſch lernte, um ihn überſetzen zu können, und wirklich erſchien im Kurzem eine gelungene Überſetzung in italieniſchen Verſen (1763 in 2 Bdn.). Als Profeſſor der hebräiſchen und griechiſchen Sprache zu Padua (ſeit 1768) beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit Homer, allein mit weniger Glück; denn ſeine Iliade, welche er la morte d'Ettore nannte, iſt nicht die homeriſche, ſondern ein Gemiſch von oſſianiſcher, homeriſcher und eigener Poeſie. Während der Revolutionsjahre erhielt C. eine Anſtellung im Gouvernement und ſpäter von Napoleon eine bedeutende Penſion. Das an Napoleon gerichtete Gedicht Pronóa (Vorſehung) iſt eine ſeiner mißlungenſten Arbeiten. Er ſtarb am 3. Nov. 1808 auf ſeinem Landhauſe Selvaggiano. — Die Überſetzung Oſſian's iſt unſtreitig ein ausgezeichnetes und C.'s rühmlichſtes Werk. Dieſe ſo wie ſeine übrigen Arbeiten ſind in einer Sammlung enthalten, welche von ihm ſelbſt 1800 begonnen und nach ſeinem Tode unter dem Titel opere complete etc. durch ſeinen Schüler Giuſeppe Barbieri fortgeſetzt und 1813 mit dem 40. Bde. beendigt wurde. 22.

Ceſſion, ſ. Cediren.

Ceſtus, ſ. Venus.

Cevallos (Don Pedro), ein ſpaniſcher Staatsmann, wurde 1764 zu Santander geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung, ſtudirte zu Valladolid, und trat nach Beendigung ſeiner Studien in Staatsdienſte. Durch Vermählung mit einer Nichte des Friedensfürſten und eigene Verdienſte ſchritt er auf ſeiner Laufbahn raſch vorwärts. Als Staatsſecretair begleitete er den Prinzen von Aſturien nach Bayonne und übernahm dann aus Rückſichten unter Joſeph Napoleon die Leitung des Inneren, nahm jedoch plötzlich ſeine Entlaſſung, trat zur Junta über und begab ſich nach England, wo er die berühmt und höchſt folgenreich gewordene Schrift über Spanien und die Verhandlungen zu Bayonne herausgab (1808). Während des Befreiungskrieges war er äußerſt thätig und wurde auch nach der Rückkehr Ferdinand's VII. von dieſem ausgezeichnet und in das Miniſterium berufen. Da er aber über die beabſichtigte Vermählung des Königs mit der Prinzeſſin von Portugal ſein Mißfallen zu erkennen gab, wurde er aus dem Miniſterium entfernt und als Geſandter nach Neapel, ſpäter nach Wien geſchickt. Seit 1820 zurückberufen lebt er jetzt von allen öffentlichen Geſchäften entfernt. 22.

Ceylon (ſpr. Seilan, wahrſcheinlich das Taprobane der Alten), eine jetzt den Engländern gehörige oſtindiſche Inſel mit 1730, oder nach neuern Berechnungen nur 966 □M. Flächenraum. Sie liegt nahe an der Südſpitze der oſtindiſchen Halbinſel, von welcher ſie durch die Palksſtraße, eine ungefähr 15. M. breite Meerenge, getrennt iſt. Ihre Küſten ſind flach und fruchtbar, das Innere hingegen waldig und von Gebürgen durchſchnitten, deren höchſte Spitze der Adamspeak (ſ. d. Art.) ſich 6400 F. über die Meeresfläche erhebt. Unter den Flüſſen, deren viele von den Gebirgen herabſtrömen, iſt der bedeutendſte der Mewelalonga, welcher auf dem Adamspeak entſpringt, und bei ſeiner Mündung den bequemen und ſichern Hafen Trinconomale bildet. Das Klima iſt gemäßigt und im Allgemeinen geſund. Die ausgezeichnete Fruchtbarkeit der Inſel, beſonders auf den Küſtenſtrichen, bietet einen außerordentlichen Productenreichthum dar, beſonders Reis, Pfeffer, Caffee, Zuckerrohr, Kokoswälder, und vor Allem Zimmtbäume, welche jährlich gegen 1 Mill. Pfund Zimmt

zur Ausfuhr liefern. In den Wäldern wohnen Elephanten, Affen, Leoparden und andere der indischen Welt eigenthümliche Thiere; auch trifft man viel zahmes Geflügel und Wild an. Die Bewohner, deren Zahl kaum 1 Mill. beträgt, worunter ungefähr 6000 Europäer, zerfallen in 2 Stämme, die Wedas (Waddahs), welche in den dichtesten Waldungen ohne alle Cultur nur von der Jagd leben, und die Singalesen, ein malayischer Stamm. Letztere sind Anhänger des Buddhadienstes und haben ihre eigene Sprache und Schrift. Die Sprache ihrer heiligen Bücher der Priester, Dichter und wissenschaftlichen Werke war sonst das Pali (Bali), welches sich dem Sanskrit am meisten nähert. Die Singalesen haben jetzt große Fortschritte in europäischer Cultur gemacht, treiben Ackerbau, Zimmtbau, einige Gewerbe, und zeigen sich, nach neuern Nachrichten, dem Christenthum geneigter als je. — Die Insel ist jetzt in 82 Districte abgetheilt. Hauptstadt derselben und Sitz des Gouverneurs ist Colombo, eine befestigte nach europäischer Art gebaute Stadt mit 30000 Einw. und großen Zimmtniederlagen. Punto de Gale und Trinconomale zwei Hafenstädte, und Candy die alte Residenz der Könige. 15.

Chabert (spr. Schabär), Joseph Bernhard Marquis von, ein als Geograph, Astronom und Nautiker ausgezeichneter Seemann, geb. zu Toulon den 28. Febr. 1724, trat 1741 in Seedienste und zeichnete sich im Kriege mit England vortheilhaft aus. Bewogen durch die Mangelhaftigkeit der bisherigen Seecharten von Amerika studirte er bei seiner Rückkehr nach Paris Astronomie und übergab nach dem Frieden den Plan zu einer wissenschaftlichen Beobachtungsreise in den nordamerikanischen Gewässern, welche 1750 auch ausgeführt wurde. Die Resultate hiervon sind in dem Werke: **Voyage sur les côtes de l'Amérique septentrionale** (Paris 1754) enthalten. 1758 ward er Mitglied der Akademie, wo er den Plan zu Charten des mittelländischen Meeres entwarf, dessen Ausführung er 1764 begann. Als Inspector des Depots der Marine benutzte er die von Méchain mit Reduction und Berechnungen gemachten unzähligen Beobachtungen als Grundlage eines neuen Atlasses des mittelländischen Meeres. Der amerikanische Krieg störte ihn in seinen Unternehmungen und rief C. auf seinen Posten, auf dem er sich so auszeichnete, daß er 1781 das Commando eines Geschwaders erhielt. Durch die Revolution vertrieben flüchtete er nach England und ward daselbst von Maskelyne freundlich aufgenommen. In Folge der vielen Anstrengungen verlor er 1800 sein Gesicht und kehrte 1802 nach Paris zurück, wo ihm Buonaparte eine Pension ertheilte. Im J. 1804 ward er Mitglied der Längencommission, der er 1805 die Charte von Griechenland mit der Küstenbeschreibung überreichte. Er starb daselbst den 2. Decbr. 1805. 26.

Chabot (spr. Schabō), François, berüchtigt in der franzöſ. Revolution, wurde 1759 zu St. Geniez in Auvergne geboren, erhielt seine Bildung im Capuzinerkloster zu Rhodez und wurde endlich selbst Mönch. Doch die Lectüre profaner Schriftsteller gab seinem Streben eine ganz andere Richtung; sein Benehmen seit dieser Zeit war durchaus nicht klösterlich, und als die religiösen Orden aufgehoben wurden, war er einer der ersten, der das Kloster verließ. Der Bischof von Blois ernannte ihn zu seinem Generalvicare, und brachte es dahin, daß er vom Departement der Loire und Cher zum Deputirten bei der Nationalversammlung erwählt wurde. Jetzt zeigte er sich in seiner wahren Gestalt. Mit der größten Kühnheit und rücksichtslos trat er gegen die Minister, den König, und Alle, die nicht so dachten, wie er, auf; sprach laut die Überzeugung aus, daß ohne die gänzliche Ausrottung der Bourbons kein Heil für Frankreich zu erwarten sei, und forderte das Volk in stürmischen Reden zu Gewaltthätigkeiten auf. Nichts ließ er unversucht, um den König zu stürzen, ja um das Volk zu erbittern, ließ er sich sogar verwunden, und gab vor, es sei dieß auf Befehl der Regierung geschehen. In

der Nacht vom 9. zum 10. Aug. 1792 forderte er in den Kirchen der Vorstadt St. Antoine die versammelte Menge zur Empörung auf und war selbst bei der Katastrophe am 10. äußerst thätig. Als Mitglied des Conventes wüthete er gegen Alle, die nicht in seine Ideen eingingen und brachte Viele auf das Schaffot; doch schon begann sein Einfluß zu sinken, und als er sich mit einer jungen Östreicherin verheirathete, fanden seine Gegner Gelegenheit, ihn zu stürzen. Robespierre ließ ihn gefangen nehmen und in den Luxembourg bringen. Vergebens bat Ch. um Gnade. In der Verzweiflung nahm er Gift, wurde jedoch durch ein Gegengift hergestellt, und drei Tage darauf hingerichtet, den 5. Apr. 1794. 22.

Chabrias, ein Schüler Platon's und berühmter Feldherr der Athener, um 392 v. Chr., zu einer Zeit, wo die Spartaner über die Athener herrschten. Er führte zuerst gegen diese unter Agesilaus ein Corps Soldtruppen in den Peloponnes und ward, nachdem Iphikrätes, um Athen wieder zu erheben, die Eroberung Korinths erfolglos versucht hatte, statt seiner zum Oberfeldherrn ernannt. Nachdem ihm auch das Commando der Flotte anvertraut worden war, brachte er durch die Züchtigung Äginas und die in Vereinigung mit Evagoras bewirkte Unterwerfung der Insel Cypern (390) Athen wieder zu Ansehen. Dort wurden ihm nach Demosthenes viele Trophäen errichtet. Hierauf zog er, um den Thron des Nektanabis zu befestigen, nach Ägypten. Inzwischen hatten die Spartaner nach dem antalcidischen Frieden (387) über Griechenland die Oberhand erhalten und Kleombrotus an ihrer Spitze unternahm einen Zug gegen die verbündeten Thebaner. Diesen hielt C. nach seiner Zurückkunft im Zaume, daß jener unverrichteter Sache nach dem Peloponnes zurückging. Als die Spartaner, um Athen auszuhungern, dessen Proviantflotte am Einlaufen hinderten, erfocht er bei Naxos zur See einen Sieg über die Peloponneser, den ersten seit dem peloponnesischen Kriege, und dieser erwarb ihm die Verehrung der Stadt. Seinen Ruhm vermehrte er als Bundesgenosse der Thebaner unter Gorgidas gegen Agesilaus (s. d. Art.) in Böotien durch die in ganz Griechenland berühmte „Stellung des Chabrias," indem er den Soldaten befahl, den Angriff des ihm überlegenen Feindes auf das Knie niedergelassen mit gefälltem Speere, den Körper durch den Schild gedeckt, zu erwarten. Aus Dankbarkeit ließen die Athenienser eine Statue errichten und erlaubten ihm sich in der Stellung abbilden zu lassen, in welcher er sie von der Schande einer Niederlage gerettet hatte. Die Athener, durch die glücklichen Vorgänge ermuthigt, suchten den ehemaligen Einfluß auf Thracien wieder zu gewinnen (376). C. schlug die Triballer aus dem Lande der Abderiden, einer ehemaligen attischen Colonie, später (369) focht er mit gewohnter Tapferkeit als Bundesgenosse der Spartaner an der Spitze der Athener, Pellenäer u. A. gegen die Thebaner; ging dann, ohne von den Athenern beauftragt worden zu sein, nach Ägypten, und leistete als Flottenanführer dem Könige Tachas oder Taos wichtige Dienste im Kriege gegen die Perser. Schon bejahrt trat er noch einmal in dem sogenannten Bundesgenossenkriege auf (358) und ward mit Chares (s. d. Art.) gegen Rhodos, Kos, Byzanz und Chios gesendet, kam aber hier durch zu kühnes Wagen als Flottenanführer um. Mit ihm sank der letzte glückliche Held des freien Athens. Fast sein ganzes Leben hatte er unter den Waffen zugebracht und sich eben so viel Ruhm als Reichthümer erworben. Selbst seine Feinde gestanden ihm das Lob eines großen Feldherrn zu. Um seinen Soldaten die Furcht vor dem Feinde zu benehmen, sagte er stets: „sie sollten die Feinde als Menschen mit Fleisch und Blut und derselben Natur wie sie betrachten." Sein Leben beschrieben auch Plutarch und Xenophon. 25.

Chactaws (spr. Tschektahs), ein freier Indianerstamm in den nordamerikanischen Staaten Alabama und Mississippi, welcher, jedoch nach unwahrscheinlichen Nachrichten, nur 15000 Köpfe zählen soll. Die Chactaws oder Choctaws bewohnen

eine fruchtbare gras- und holzreiche Gegend zwischen dem Tombighi und Mississippi, leben mit den Nordamerikanern in freundschaftlichem Verkehre und treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei. Sie gehören zu den cultivirtesten der nordamerikanischen Indianerstämme. Elliot am Yellow ist die größte der hier befindlichen Missionen und das Dorf Oldazency der Haupthandelsort zwischen den Amerikanern und den Chactaws. 1.

Chadidscha, s. Muhammed.

Chäronea, eine Stadt im alten Böotien im Westen von See Kopais (jetzt Kapurna) ist in der Geschichte berühmt durch die Schlacht 338 v. Chr., in welcher das Heer der Griechen von den Macedoniern unter Philippus und Alexander gänzlich geschlagen wurde und die Freiheit Griechenlands unterging. Unmittelbar darauf folgte die Einnahme und gänzliche Zerstörung Thebens. Bei Ch. schlug auch Sulla den Mithridates und hier wurde der Geschichtschreiber Plutarch geboren. 37.

Chagrin oder **Chagrain** (spr. Schagräng) ist ein aus den Häuten der Esel und den Rücken- u. Lendentheilen der Pferdehäute in Bulgarien, Persien, Astrachan ꝛc. eigends bereitetes starkes und hartes Leder. Nachdem die Haare davon gelöst sind, werden sie nämlich wie andere gar zu machende Häute behandelt, dann mit darauf gestreueten Senfkörnern eine Zeit lang unter der Presse gehalten, an der Luft aufgezogen und endlich mit Lohe gar gemacht. Es kommt in allen Farben, vorzüglich aber meergrün, in bester Eigenschaft von Constantinopel, in geringerer von den Küsten der Berberei. Die Häute müssen eigentlich überall gleich groß und schön sein und auf der Narbenseite kleine von einer Art Gänsefuß erzeugte Erhöhungen haben. Auch in Deutschland bereitet man Ch. aus Ziegenfellen oder Corduan, doch steht er dem vorgenannten weit nach und läßt sich leicht am Schälen der Oberfläche erkennen. Man gebraucht ihn zum Überzuge von Büchern, Kasten, Bestecken, Uhrgehäusen und zu andern Dingen. Sodann versteht man unter Ch. 2) eine gewisse Art von getüffeltem Taffet, den man, am gewöhnlichsten schwarz von Farbe, zum Unterfutter der Kleider nimmt. 3) Endlich bedeutet Ch. ein schmales bandartiges Gewebe, dessen Einschlag reiches Gespinnst ist. 43.

Chalcedon (das heutige Kadikûn bei Scutâri, Constantinopel gegenüber), eine der größten Städte des alten Bithynien, ist vorzüglich durch die große ökumenische im J. 451 n. Chr. hier gehaltene Kirchenversammlung (s. d. Art.) berühmt. 37.

Chalcedon (Edelstein), s. Achat.

Chaldäa ist ein anderer Name von Babylonien (s. d. Art.) von den Einwohnern benannt, wie der Name Babylonien von der Hauptstadt kam, in der Bibel häufig Sinear geheißen. Die Chaldäer, höchstwahrscheinlich die Stammeltern der heutigen Kurden (s. d. Art.), treten erst im VIII. Jahrh. v. Chr. in der Geschichte als ein wildes eroberndes Volk auf, theils als Ureinwohner genannt, theils als Einwanderer angegeben und zwar in so verschiedener Meinung, daß die chaldäischen Sagen selbst auf eine Einwanderung von dem persischen Meerbusen her hindeuten, griechische Schriftsteller hingegen (wahrscheinlicher) sie vom Kaukasus herabkommen lassen, worauf sie in dasselbe Verhältniß zu den Assyriern getreten sind, wie später die Seldschuken zu den Arabern. Um 630 wird Nabopolassar als unabhängiger König von Babylonien genannt. Um 604 v. Chr. trat Nebukadnezar als Eroberer auf und dehnte die Grenzen weit aus; aber schon 530 v. Chr. ward dem chaldäischen Reiche durch Cyrus ein Ende gemacht. Doch der Name der Chaldäer erhielt sich vorzüglich in wissenschaftlicher Hinsicht und noch länger als hundert Jahre n. Chr. hießen die im römischen Reiche verbreiteten Astrologen, Magier und Zauberer vorzugsweise Chaldäer, wenn auch

in den spätern Zeiten mit einer gewissen Verachtung. Und wirklich waren die Chaldäer neben den Ägyptiern das gelehrteste Volk des Alterthums, ihr Sterndienst leitete sie auf mathematische und astronomische Untersuchungen (s. d. Art. Astronomie) und der Boden ihres Landes, welcher Schleußenbau nothwendig machte, erweckte das Studium der Mathematik und die Baukunst. Ihre Religion bestand in der Verehrung der Sonne, des Mondes, der 5 bekannten Planeten und des Thierkreises; der Gott Baal entspricht dem Jupiter, die Mĕni oder Melitta der Venus, Nebo dem Merkur, Merodach dem Mars ꝛc.; ihre Verfassung war despotisch, der König, mit morgenländischer Pracht umgeben, hatte eine Anzahl Räthe, die Provinzen wurden durch Statthalter (Satrapen) verwaltet, unter denen wieder niederere Statthalter standen, ihnen zur Seite obere Justizbeamte, Schatzmeister und Verwalter der Polizei, letztere meist dem Priesterstande angehörig. — Die chaldäische Sprache ist ein semitischer Dialekt, der ostaramäische (s. Aramäa), der sich durch größere Weichheit, Applattung der Zischlaute, Ausstoßung der kurzen Vocale in der ersten Sylbe und durchgehende Tonlegung auf die letzte Sylbe (daher auch der Artikel angehängt wird) von der hebräischen Sprache unterscheidet. Unstreitig ist sie in der vorliegenden Gestalt jünger als die hebräische Sprache und ward später mit vielen persischen, griechischen und lateinischen Wörtern bereichert. So lassen sich viele Fürstennamen ganz aus dem Persischen erklären. Die Schrift war die jetzige hebräische Quadratschrift, welche wahrscheinlich von den Chaldäern erfunden ist. Außer einigen Stellen im Propheten Daniel und im Esra und den drei bekannten Bibelübersetzungen (Targumen) ist in dieser Sprache nichts erhalten worden. 37.

Chaldäische Christen, s. Nestorianer.

Chalif, arab. خَلِيفَة, Nachfolger, nannte sich der Schwiegervater Muhammed's, Abubekr oder Abdallah, Vater der Aischa, da er noch am Todestage Muhammed's (632 n. Chr.) zum Regenten ausgerufen ward, aus Bescheidenheit und dieser Name (eigentlich Chalifat ressulallàh, Nachfolger des Gesandten Gottes) blieb dann bis zum Übergange des arabischen Reichs durch die Türken die gewöhnliche Benennung der obersten Herrscher und ward auch von den türkischen Sultanen noch beibehalten, obgleich der schon vom 2. Chalifen Omar eingeführte Titel: Emir elmumenin, Beherrscher der Gläubigen, die gewöhnliche Anrede derselben blieb. Das Chalifat ist daher das Reich oder die Herrschaft der Chalifen. Abubekr behielt seine Residenz in Medina und sein Feldherr Chaled, genannt das Schwerdt Gottes, unterjochte die Widerspenstigen unter den arabischen Stämmen, unterwarf Syrien und Babylonien und schlug das Heer des griech. Kaisers Heraklius bei Damaskus (634), als er schon die Nachricht von Abubekr's Tode und seiner Entlassung durch den neuen Chalifen Omar erhalten hatte. Omar I. ben chattâb, ein edler, bescheidener, gerechter und strenger Mann, erweiterte die Herrschaft der Araber durch seine Feldherrn, indem Abu o beida ganz Syrien (637), Saad ben abu wakaß Persien (— 643), Amru Ben el aaß Ägypten (641), Barka und Tripolis (642) eroberte. Die Anlage der Städte Baßra und Kufa am Ephrat, und Fosthât in Ägypten, ein geregeltes Finanzwesen, Landesvermessungen, die Einführung der muhammedanischen Zeitrechnung und die Anlegung des Canals von Kolsum zur Verbindung des Nils mit dem rothen Meere bezeichnen seine verdienstliche Thätigkeit als Regent; die angebliche Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek aber und sein Ausspruch, daß diese Bücher nichts nützen, da sie entweder das enthielten, was im Korân stehe, oder nicht und dann überflüssig oder schädlich wären, wird noch bestritten. Er ward 644 von einem Sclaven ermordet. Von den 6 Männern, die er zu seinen Nachfolgern er-

nannt hatte, ward Othmân, einer aus ihnen, trotz Ali's Protestation, zum Regenten erwählt, unter welchem Chorassân, Cypern und Rhodus der arabischen Herrschaft unterworfen und Nubien zinsbar gemacht wurde. Aber er ward auf Anstiften der Aischa der Gottlosigkeit angeklagt, die Truppen empörten sich und er ward ermordet (655). Seine Großmuth und Frömmigkeit wird von den Arabern allgemein gerühmt und von ihm ward die noch giltige Recension des Korân als die einzig wahre bestimmt und alle übrigen abweichenden unterdrückt. Nun kam endlich Ali zur Regierung, dessen unter dem Art. Ali genauere Erwähnung gethan ist. Mit ihm endeten die 4 Chalifen der geraden Linie und nach seiner Ermordung kam das Geschlecht der Ommijaden zur Regierung, welches als ein Zweig der Koreischiden den Arabern 14 Chalifen gab. Moawije, der erste derselben, durch List zur Herrschaft gelangt (vgl. Ali), ward auch von Ali's Sohne Hassan anerkannt (661). Er verlegte seine Residenz nach Damaskus, und wußte die Erblichkeit in seinem Hause zu begründen. Er starb 680 und ihm folgte sein Sohn, der üppige Jesîd, dem aber ein Theil den Hussein, den zweiten Sohn Ali's, zu Kufa entgegensetzte. Zwar wurde dieser erschlagen, aber die Haschemiten, von denen auch Muhammed und Ali abstammten, wählten den Abdallah, der in Mekka und Medina sich behauptete, und obgleich Jesîd Medina eroberte, aus Mekka nicht vertrieben werden konnte, wodurch die unabhängige Herrschaft der Imame von Mekka gegründet ward, welche sich bis auf die neuere Zeit die rechtmäßigen Nachfolger Muhammed's nannten und die übrigen Chalifen nur als Usurpatoren betrachteten. Jesîd starb 683. Sein schwacher Sohn Moawije II. regierte nur 3 Monate, indem die Großen des Reichs auf sein eigenes Bitten den Merwân, Statthalter in Medina, aus einer ommijadischen Seitenlinie erwählten. Doch Ägypten und Mekka erkannten den Abdallah als Chalifen an und nur die Unthätigkeit des letztern war Schuld, daß Merwan ein Heer sammeln konnte, mit welchem er die Anhänger des Abdallah bei Damaskus schlug, und nachdem er durch seine Verheirathung mit der Wittwe Jesîd's seine Herrschaft gesichert hatte, Ägypten wieder unterwarf. Aber er ward schon 684 von seiner Gemahlin erdrosselt. Ihm folgte sein Sohn Abdolmelik, dem sich auch Arabien unterwarf, nachdem Abdallah 692 bei der Eroberung Mekkas gefallen war. Unter ihm ward die Eroberung der Nordküste Afrikas vollendet (Carthago 688). Nach seinem Tode (705) erhielt sein Sohn Walid die Regierung, der die arabische Herrschaft durch die Eroberung Spaniens (712), der Bucharei, eines Theils von Indien und Armenien auf den höchsten Gipfel brachte und durch kostspielige Bauten, wie einer prachtvollen Moschee in Jerusalem, seine Regierung bezeichnete. Sein Bruder und Nachfolger (seit 715), Suleimân, der den Ruf eines gerechten Regenten hat, ließ Constantinopel 2½ Jahre vergeblich belagern (715 — 719) und starb 719. Ihm folgte Omar II., Neffe des Chalifen Abdolmelik und Enkel Merwan's, von Suleimân zum Nachfolger ernannt, welcher den gegen die Anhänger Ali's von Moawije ausgesprochen Fluch aufhob und sich durch eine treffliche Regierung sehr beliebt machte. Aber er starb schon 720. Sein Nachfolger Jesîd II., Sohn des Chalifen Abdolmelik, ein vergnügungssüchtiger Fürst, starb schon 724 und sein ihm nachfolgender Bruder Heschâm, ein eitler und prachtliebender Regent, dessen Statthalter glücklich gegen Griechen und Türken kämpften und Mawaralnahr eroberten, wird nur mehrerer trefflichen Einrichtungen in der Verwaltung wegen genannt. Er starb 743 und Walid II., Sohn des Chalifen Jesîd II., sein Nachfolger, ein üppiger Verschwender, erregte die Unzufriedenheit so, daß Jesîd, Sohn Walid I. sich empörte, ihn schlug und tödtete (744), aber als Chalif (Jesîd III.) durch Verkürzung des Soldes seiner Soldaten diese zur Empörung reizte. Er starb schon nach 6 Monaten und sein Bruder und Nachfolger

Ibrahim behauptete sich nur 4 Monate, da Merwan, Statthalter von Mesopotamien, Enkel des Chalifen Merwan I., der gegen Jesid III. anrücken wollte, auch ihn angriff und in einer mörderischen Schlacht bei Damaskus schlug (745). Er ward als Merwan II. Chalif und unterdrückte die Empörung des Suleiman, eines Sohnes des Chalifen Heschâm; aber da Merwan die Haschemiten beständig verfolgte, beschlossen diese endlich wieder aus der Zurückgezogenheit hervorzutreten, Abu Moslem erhob sich in Chorassan und ließ Ibrahim, das Haupt der Haschemiten, aus der Familie Abbaß, Urenkel des Oheims des Propheten, Abbâß, als Chalifen anerkennen (747). Ibrahim gerieth zwar in die Hände Merwan's, aber dafür trat dessen Bruder Abulabbâß als Präsident auf, dessen Heer unter Kahtabah das der Ommijaden gänzlich schlug (750), worauf Abulabbâß allgemein als Chalif anerkannt wurde und die Dynastie der Abbassiden begründete, welche den Arabern 37 Chalifen gab und den gänzlichen Verfall des Chalifats erdulden mußte. Eine furchtbare Verfolgung erging über die Ommijaden, wer lebendig ergriffen wurde, ward ermordet, selbst die Leichname der ommijadischen Chalifen zu Damaskus wurden aus den Gräbern genommen und gemißhandelt und nur wenige Familienglieder entkamen nach Spanien, unter ihnen Abdorrahman (nicht zu verwechseln mit dem frühern Statthalter in Spanien, der 732 von Karl Martel bei Poitiers gänzlich geschlagen wurde), welcher von den den Ommijaden ergebenen abendländ. Arabern 756 zum Chalifen und Miramomelin (Emir almumenin) ausgerufen wurde und ein neues ommijadisches Chalifat in Spanien zu Cordova stiftete, das bis 1038 bestand und sich in eine Menge kleiner Königreiche auflöste (s. Spanien). Abulabbâß starb 754 zu Kufa, wohin er die Residenz wieder verlegt hatte und sein Bruder Abu Dschafer Almansor folgte ihm. Dieser hatte zuerst seinen gegen ihn empörten Oheim Abdallah (754), dann den Perser Sinan (755) und seinen ehemaligen Feldherrn Dschamhur (756) zu besiegen, legte 761 den Grund zur Erbauung von Bagdâd, wohin er die Residenz verlegte, und eroberte Armenien, Cilicien und Kappadocien. Er starb 775 mit dem Rufe eines gelehrten, aber auch sehr geizigen Mannes. Sein Sohn und Nachfolger Mahâdi, ein gerechter aber verschwenderischer Fürst (bis 785), zwang die byzantinische Kaiserin Irene zum Tribute und dessen Söhne Elhadi (bis 786) und Harun Alraschid (s. d. Art.), unter dem die Schlaguhren und die Destillirkunst erfunden wurden, aber die Edrisier, ein Zweig der Aliden, in Ägypten und die Aglabiten in Kairwan und Tunis sich unabhängig machten (bis 809), so wie des letztern Söhne Elamîn (bis 813) und Elmamûn (bis 842) erhoben das Chalifat auf den höchsten Gipfel des Glanzes theils durch glückliche Feldzüge, theils durch treffliche Einrichtungen im Innern und weitläufige Handelsverbindungen. Vorzüglich ist Elmamûn als der Begründer der arabischen Gelehrsamkeit im Morgenlande anzusehen (denn in Spanien und Afrika huldigten auch die kriegerischen Ommijaden den Wissenschaften), indem er Gelehrte aller Nationen an seinem Hofe versammelte, hebräische, syrische und griechische Handschriften sammeln und ins Arabische übersetzen ließ, selbst mathematische Untersuchungen anstellte, die erste Gradmessung veranstaltete und die Akademien zu Bagdâd, Baßra, Kufa, Nischabur u. a. errichtete. Unter ihm machten sich die Taheriden in Chorassan unabhängig. Er starb 833. Sein Sohn Elmotassem Billah (bis 841) hatte beständig mit Aufrührern und den Griechen zu kämpfen, verlegte seine Residenz nach Samara und nahm zuerst Seldschuken als Leibwache in seinen Dienst. Die Regierungen seiner Söhne Elwathek Billah (bis 847) und Motawakkel I. (bis 861) führte den Verfall des Chalifats immer mehr herbei; letzterer ward auf Anstiften seines Sohnes Montassar durch türkische Soldaten ermordet, dieser regierte aber nur 6 Monate. Sein Bruder Mostain Billah (bis 866), durch die tür-

kiſche Leibwache auf den Thron gehoben, mußte gegen mehrere Aufrührer kämpfen und endlich ſeinem von den Türken begünſtigten Bruder Motâs den Thron räumen, während dem die Tuluniden in Ägypten die unabhängige Herrſchaft erlangten. Dieſer (bis 869), der treffliche Moſtadi I. (bis 870), Sohn des Chalifen Elwathek, und Motamed (bis 892), Sohn von Motawakkel I., mußten ſich immer mehr der Willkühr der türkiſchen Leibwache unterwerfen, die ſie ein- und abſetzte, und die Soffariden (872) und die Samaniden (874) in Perſien machten ſich unabhängig. Des Letztern Neffe Motadhed (bis 902), der ſchon vorher im Namen ſeines Onkels regierte, hatte heftige Kämpfe gegen die Karmathen zu beſtehen und mußte ihre Unabhängigkeit anerkennen. Sein Sohn Moktafi I. (bis 908) verlegte die Reſidenz wieder nach Bagdâd und beſiegte die Karmathen mehrmals gänzlich, ſo wie die Tuluniden in Ägypten; aber ſein Bruder und Nachfolger, der 13jährige Moktader (bis 932), ein ſchwacher Regent, ließ ſich ganz von ſeinen Weſiren (den Buwaihiden) und ſeinen Weibern leiten, konnte nicht verhindern, daß Mahadi Afrika eroberte und durch die Gründung der Fatimiden ein neues Chalifat daſelbſt errichtete, das bis 1171 beſtand, ſo wie, daß mehrere Emire in Arabien ſich für unabhängig erklärten, und ward auf Anſtiften ſeines Bruders Kaher ermordet. Dieſer (bis 934) ward durch die Karmathen ſehr begünſtigt. Sein Sohn und Nachfolger Errâdhi (bis 941) mußte den Anführer der türkiſchen Leibwache (aus der Familie der Buwaihiden) zum Emir al Omrâ (Oberſtatthalter) ernennen und ihm die ganze Staatsverwaltung anvertrauen und die folgenden Chalifen: Motakhi Billah (bis 944), Moſtakfi (bis 946), Mothi Lillah (bis 974), Tâthi Billah (bis 991), Kader Billah (1031) waren nur dem Namen nach Regenten unter den Buwaihiden. Unterdeſſen machten die Seldſchuken immer größere Eroberungen in dem arabiſchen Reiche, Sebektegin ſtiftete 975 ein Reich zu Gasna, das durch Mahmud (997) ſich über ganz Perſien ausbreitete, die Fatimiden eroberten Ägypten (969) und neben ihnen wurden die Zeiriden mächtig. Kajem Beamrillah (1075), Moktadi (bis 1094), Moſtaber Billah (bis 1118), Moſtarſched Billah (bis 1135), Erräſched Billah (bis 1136) ſtanden hierauf ganz unter der Leitung der Seldſchuken. Togrul Beg gründete ein Reich in Choraſſan (1037) und dehnte ſeine Herrſchaft über Perſien aus (1183), während die Marabuthen ſich in Marokko feſtſetzten (1056), Alp-Arslan (1063 — 1072) die Beſitzungen der Seldſchuken immer mehr erweiterte, Dſchelâleddîn eine neue perſiſche Monarchie gründete (1072) und zu Ikonium ein türkiſches Sultanat entſtand (1074), auch in Syrien ſich ein unabhängiger türkiſcher Staat bildete und Armenien wieder freie Fürſten erhielt. Moktafi II. (bis 1160), Moſtanſched Billah (bis 1170), Moſtadi II. (bis 1180), Elnaſſer (bis 1225) hoben die geſunkene Macht der Chalifen wieder etwas unter den Atabeken und pflegten Künſte und Wiſſenſchaften, aber in Perſien folgten die Guriden und die Chowareſmſchahs als unabhängige Dynaſtien auf einander, die Usbeken drangen von Nordoſten hervor, in Ägypten warf ſich Saladin (Ajubiten) zum unabhängigen Sultane auf (1171) und die Mogolen unter Dſchingiſchan brachen verderbend herein. Eddhâher Billah (bis 1226), Moſtanſer Billah (bis 1242) und Moſtaſſem Billah waren nicht im Stande, den Strom derſelben zu hemmen und Holagu nahm 1258 Bagdâd ein und machte durch den Tod des Chalifen ihrer Herrſchaft in Aſien auf immer ein Ende. Ein Sohn des Eddhaher Billah entkam jedoch nach Ägypten und ward von den herrſchenden Mamluken 1260 als Chalif anerkannt, dem noch 16 Schattenregenten bis 1517 folgten, wo auch Ägypten dem türkiſchen Reiche einverleibt ward. Die fatimidiſchen Chalifen ſiehe unter Fatimiden. 37.

Chalkographie, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Chalkokondylas (Laonikos), Sohn des angesehenen Atheners Chalkokondylas, war mit diesem aus Athen vertrieben worden, lebte einige Zeit mit ihm in der Nähe von Constantinopel und scheint sich später auf einer der jonischen Inseln niedergelassen zu haben. Er hat sich berühmt gemacht durch sein Geschichtswerk (ἀπόδειξις ἱστοριῶν) in 10 Büchern, in welchem er die Unterjochung Griechenlands durch die Osmanen von 1298—1462 mit vielen Bemerkungen über andere europäische Völker, Staaten und Begebnisse sehr ausführlich in Herodot's Manier erzählt. Dieß Werk ist ins Lateinische übersetzt von Conrad Clauserus 1560 und mehrmals nebst dieser Übersetzung herausgegeben worden, zuletzt von Annibale Fabroti, Venedig 1720. Fol. 16.

Chalkondylas (Demetrius) aus Athen, geb. 1428, war einer der gelehrtesten Griechen, welche nach Eroberung Constantinopels die Liebe für griech. Literatur in Italien erweckte. Er war nach Perugia geflüchtet, 1479 nach Florenz berufen worden und lehrte mit ungetheiltem Beifalle an beiden Orten. Die berühmtesten Philologen seiner Zeit waren seine Schüler. Er starb zu Mailand 1510. Die Herausgabe mehrerer griech. Schriftsteller (Homer, Isokrates, Suidas) und eine griech. Grammatik (zuletzt Basel 1546) erwarben ihm verdienten Ruhm. 16.

Chalotais (spr. Schalotáh), Louis René de Caradeuc de la, geb. den 6. März 1701, Generalprocurator beim Parliamente von Bretagne, wird in Frankreich noch jetzt oft und achtungsvoll genannt, weil er im Vereine mit d'Alembert, Duclos, Abbé de Mably und Andern den Jesuiten eifrig entgegenwirkte und es besonders durch seine beiden comptes rendus des constitutions des jésuites, welche er vor den versammelten Kammern vorlas und drucken ließ, dahin brachte, daß dieselben vertrieben wurden. Da er außerdem kühn gegen jegliche Willkühr der Regierung sprach, wurde er 1765 nebst seinem Sohne und einigen Parliamentsräthen als Gefangener nach St. Malo gebracht und nach Rennes verwiesen. Die Acten des gegen ihn von dem Gouverneur von Bretagne, dem Herzoge von Aiguillon, eingeleiteten Processes erschienen 1767 unter dem Titel: **Procès instruit extraordinairement contre MM. de Caradeuc de la Chalotais etc.** Erst nach dem Tode Ludwig's XV. (1775) trat Ch. sein Amt zu Rennes wieder an. Hier starb er am 12. Juli 1785. — Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur: **Essai d'éducation nationale ou plan d'études pour la jeunesse. Gen. 1763.** 22.

Chalouppe (Schaluppe), lat. lynuba, scapha; holl. chaloep-boot, stoep, engl. shallop, nennt man ein großes zum Dienste der Schiffe bestimmtes Fahrzeug oder Boot, das gewöhnlich durch Ruder in Bewegung gesetzt wird, seltener Mast und Segel hat. Im Hafen oder auf der Rhede wird die Ch. ausgesetzt und mit einem Taue hinten am Schiffe befestigt, auf der See oder im hohen Meere aber, hauptsächlich bei entstehendem Sturme oder andern Nothfällen, liegt sie auf dem Verdecke des Schiffes und in ihr die kleineren Boote. Die Ch. dient dazu, um Personen oder Waaren dem Schiffe ab- und zuzuführen. Armirte Kriegs- und Kanonierchalouppen sind von größerer und stärkerer Bauart und an ihrem Vordertheile gewöhnlich mit einem 24Pfünder versehen. Da sie den feindlichen Schiffen nur die spitzige Vorderseite zuwenden, können sie von dem Geschütze desselben nicht leicht getroffen werden und sind deßhalb von großem Nutzen. 26.

Chalumeau (spr. Schalúmo), Schalmei, wird gewöhnlich in den Clarinettstimmen beigeschrieben und bedeutet so viel wie all' ottava oder 8..... Dieser Ausdruck ist wahrscheinlich deßhalb gebräuchlich geworden, weil die tiefen Töne der Clarinette etwas der Schalmei Ähnliches haben. In neuerer Zeit bedienen sich manche Tonsetzer statt dieses Ausdrucks bisweilen der Bezeichnung all' ottava bassa oder 8..... 29.

Chamade (spr. Schamad), ein Zeichen, welches ein vom Feinde in die Enge

getriebenes Corps mit der Trommel oder Trompete gibt, um dadurch anzudeuten, daß es sich ergeben oder unterhandeln will. Wird in einer Festung Chamade geschlagen, so findet dabei das Aufstecken einer weißen Fahne statt, zumal, wenn zu besorgen steht, daß der Feind die Chamade nicht höre. 61.

Chamäleon, ein in den heißesten Gegenden Asiens und Afrikas einheimisches Amphibiengeschlecht, welches dadurch besonders großes Interesse erregt hat, daß die dazu gehörigen Thiere im Stande sind, ihre Farben zu wechseln. Der Körper des Chamäleons ist mit schuppenartigen Körnern bedeckt und an den Seiten eingedrückt, der Kopf dick und kurz, und die Lunge kann sich so sehr aufblähen, daß der Körper durchsichtig wird (daher wohl auch der Wechsel der Farben). Nahrung dieses Thieres sind kleine Insekten. 8.

Chamaven oder **Chauben** waren ein deutsches Volk westlich von den Chaucen zwischen der Lippe, dem Rheine, der Vecht und der Ems, wanderten aber noch vor Cäsar nach dem südlichen Harze und dem Eichsfelde, waren dann mit den Cheruskern verbunden und wohnten im III. und IV. Jahrh. am Rheine unter den Franken, wo Kaiser Julian mit ihnen ein Bündniß schloß. Später verschwinden sie in der Geschichte. 37.

Chambers (spr. Tschembers), Ephraim, war der erste, welcher eine Encyklopädie der Wissenschaften herausgegeben hat. Er wurde zu Milton in Westmoreland wahrscheinlich in den Jahren 1680—85 geboren und von seinen Eltern zu dem Globenfabrikanten Senex in die Lehre gegeben. Schon hier soll er den Plan zu seiner Encyklopädie gefaßt und mehrere Artikel ausgearbeitet haben. Man weiß jedoch nur so viel, daß er nach London ging und sich dort mehrere Jahre ununterbrochen mit seinem Werke beschäftigte. Es erschien 1727 in 2 Foliobänden unter dem Titel „Cyclopaedia, or universal dictionary of arts and sciences" und fand außerordentlichen Beifall. Eine zweite Auflage erschien 1737, eine dritte 1739, 1741 eine vierte und die fünfte 1746. Der verdienstvolle Verfasser starb den 15. Mai 1740 zu Canonburyhouse bei Islington und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Nach seinem Tode wurde die Encyklopädie von verschiedenen Gelehrten ergänzt und umgearbeitet. So erschienen 1753 zwei Supplementbände von George Lewis Scott und John Hill, und von 1778—85 trat eine mit den genannten Supplementen und neuen Zusätzen vervollständigte Ausgabe, die beste von allen, unter der Leitung des Doctor Rees an das Licht. Obgleich man dieser Encyklopädie viele zum Theil gegründete Mängel vorgeworfen hat, so bleibt sie doch immer als das erste Werk dieser Art höchst verdienstlich, um so mehr, wenn man erwägt, daß sie größtentheils aus der Feder eines einzigen Mannes geflossen ist. Auch kann es Ch. nicht zum Vorwurfe gereichen, daß er aus franz. und engl. Werken Artikel unverändert aufnahm. Alle spätere größere und vollständigere Werke dieser Art verdanken der Encyklopädie des Chambers einen großen Theil ihrer Vortrefflichkeit und sie hat unstreitig auch die Idee zu der großen franz. Encyklopädie gegeben. 22.

Chambre ardente ist überhaupt in Frankreich jeder außerordentlich niedergesetzte Gerichshof: 1) zur Zeit, als daselbst die Giftmischerei sehr im Schwange ging (Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrh.) ein heimlicher Gerichtshof, welcher die Verbrechen von Vergiftungen untersuchte und in solchen Criminalfällen Recht sprach; 2) eben da, ehemals ein schwarz ausgeschlagener mit Kerzen erleuchteter Saal, wo Staatsverbrecher gerichtet wurden; 3) ein Gerichtshof, welcher untersuchte, wie Cassenbeamte oder Inhaber von Pachtungen so schnell zu einem großen und in ihrer Lage verdächtigen Reichthume gekommen waren; so nannte auch das Volk im XVI. Jahrh. 4) einen gegen die Protestanten niedergesetzten Gerichtshof, welcher gewöhnlich mit dem Feuertode bestrafte. 32.

Chambre introuvable (die unfindliche Kammer), Spottname der unter

Ludwig XVIII. am 7. Oct. 1815 zusammenberufenen, und als die constitutionelle Partei siegte, durch die königl. Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 ultraroyalistischen Deputirtenkammer (s. Frankreich). 32.

Chamfort (spr. Schangfór), Sebastien-Roch-Nicolas, wurde 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne geboren; nur seine Mutter, eine einfache Bäuerin, welcher er stets mit der innigsten Liebe zugethan blieb, war ihm bekannt. Den Namen Chamfort nahm er erst später an. Er kam noch sehr jung als Stipendiat in das Collége des Grassins zu Paris, wo er sich durch seine Talente und durch seinen Fleiß auszeichnete. Nach Vollendung seiner Studien ging er mit einem reichen Belgier nach Lüttich als Hofmeister, kehrte jedoch bald wieder nach Paris zurück, wo er für verschiedene Journale arbeitete; besonders werden seine Artikel in dem „Journal encyclopédique" geschätzt. Die Theilnahme an dem „Vocabulaire Français" und dem „Dictionnaire des Théâtres" nebst der Unterstützung, welche er von dem Herzoge von Choiseul und Madame Helvetius erhielt, waren die Quellen seiner Einkünfte, bis ihn der Prinz Condé zu seinem Secretaire ernannte, welche Stelle er aber, da ihm auch die geringste Abhängigkeit unerträglich war, bald wieder niederlegte und sich nach Auteuil zurückzog, um ganz den Studien zu leben. Sein „Eloge de La Fontaine" (1774) wurde von der Akademie zu Marseille und sein „Eloge de Molière" (1769) von der Académie française, welche ihn auch 1781 zu ihrem Mitgliede aufnahm, gekrönt und können als treffliche Abhandlungen über die Fabel und das Lustspiel gelten. Die Ernennung zum Vorleser bei der Prinzessin Elisabeth, der Schwester des Königs, brachte ihn erst wieder aus der Einsamkeit zurück (1789). Bei dem Ausbruche der Revolution trat er mit seinem Freunde Mirabeau, an dessen Schriften und Reden er einen nicht unbedeutenden Antheil hatte, in den Jacobinerklub, wodurch er seine Stelle und seinen Gehalt verlor. Als Roland das Ministerium des Innern erhielt, übertrug er ihm die Aufsicht der Nationalbibliothek. Kaum hatten Marat und Robespierre die Zügel der Regierung ergriffen, als auch schon Ch. wegen seiner rücksichtslosen Äußerungen über ihre Grausamkeiten ins Gefängniß gebracht, bald jedoch wieder entlassen wurde. Der Kerker hatte ihm aber einen solchen Abscheu eingeflößt, daß er sich, als man ihn einige Wochen später wieder festnehmen wollte, mehrere Wunden beibrachte, an deren Folgen er den 13. April 1794 starb. Unter Ch.'s Werken verdienen besonders seine dramatischen Arbeiten ausgezeichnet zu werden. Seine Lustspiele: „La jeune Indienne" (1764) und „Le marchand de Smyrne" (1770) gehören zu den besseren Erzeugnissen der neueren Komödien der Franzosen und haben sich auf der Bühne erhalten. Das Trauerspiel: „Mustapha et Zéangir" (1778) erinnert in manchen Scenen an Racine's Meisterwerke. Seine sämmtlichen Schriften hat P. L. Ginguene (Par. 1795. 4 Voll. 8. N. A. Par. 1812. 2 Voll. 8. deutsch von Stampeel, Leipz. 1797. 2 Bde. 8.) herausgegeben. C. war ein gesuchter Gesellschafter, obschon sein Charakter nicht ganz frei von Misanthropie war. Aus seinen Werken sprechen Geist und Verstand; die Sprache ist etwas zu sehr geglättet und wird oft affectirt. 67.

Chamisso (Ludolf Adalbert von), einer der geistreichsten deutschen Schriftsteller, ward 1781 zu Beaucourt in der Champagne geboren; doch da seine Eltern in der Revolution nach Berlin flüchteten, fand er dort eine Anstellung als Page und später als Officier. Wunderbar zog ihn die deutsche Sprache und Literatur an und der unermüdliche Fleiß wie der Umgang mit namhaften Gelehrten gaben seinem kräftigen Geiste auch bald die Gewandtheit in der deutschen Sprache, daß er sich in ihr bewegte, als wäre sie seine Muttersprache. Ein rühmliches Zeugniß davon geben die Beiträge in dem von ihm und Varnhagen herausgegebenen Musenalmanache (1804—1806), welche in ihrer eigenthümlichen Kraft den

gebornen Franzosen nur aus der beigegebenen Notiz über seine Lebensverhältnisse erkennen lassen. Bald erwarb der originelle Dichter sich Namen und Ruhm, der sich bedeutend steigerte, als er nach mehrmaligem kurzem Aufenthalte in Frankreich und unter Studien im Gebiete der Naturforschung seinen „Peter Schlemihl" schrieb, den Fouqué 1814 herausgab und der bald ins Französische, Englische, Holländische und Spanische übersetzt, in Amerika nachgedruckt und mit Kupfern ausgestattet wurde. Zu Kotzebue's Reise um die Welt ward er als Naturforscher eingeladen und seine Beobachtungen auf derselben haben die schätzbarsten Resultate geliefert. Seitdem lebt er wieder in Berlin als Director des botanischen Gartens, als welcher er neben seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen die deutsche Literatur mit seinen originellen Dichtungen, meist Balladen und Romanzen, bereichert, welche theils in verschiedenen Zeitblättern, theils in der 2. Ausgabe des Peter Schlemihl (Nürnberg 1827), theils in dem von ihm und Schwab herausgegebenen neuen: Deutschen Musenalmanache erschienen sind, und gewiß gehören seine Poesien zu den vorzüglichsten Erzeugnissen unsrer Zeit. 16.

Chamomille, Chamille, lat. chamomilla; franz. camomille; engl. chamomile. Unter diesem Namen kommen folgende Pflanzen in der Arzneimittellehre vor: 1) die gemeine Chamille (matricaria chamomilla L., synantereae Cassini, syngenesia polygamia superflua L.), eine in ganz Europa einheimische Pflanze, deren Blütchen strahlige Köpfchen bilden; die auf der Scheide sehen gelb, die Randblüthen weiß aus und haben einen starken, nicht unangenehmen Geruch und einen etwas balsamischen Geschmack; 2) die römische Ch. (anthemis nobilis L., wie oben), deren Blüthen Köpfchen bilden, die auf der Scheide gelb, am Rande weiß, meist gefüllt und dann ganz weiß und sowohl auf der Scheibe, als im Strahle gleich sind; sie haben einen sehr durchdringenden, sehr angenehmen, balsamischen Geruch und einen gewürzhaften, sehr bittern Geschmack. Diese wie die vorige Art besitzen gleiche Eigenschaften. Beide werden als nerven- und krampfstillende Mittel betrachtet. Sie haben eine reizende, erregende Wirkung und ein starker Aufguß verursacht Ekel. Früher gebrauchte man sie häufig gegen Wechselfieber. Chemischen Untersuchungen zufolge hat man in diesen Blüthen ein flüchtiges Öl (von blauer Farbe bei der gemeinen, von gelber, etwas ins Grünliche oder Bräunliche spielender Farbe bei der römischen Ch.), Campher, einen gummiharzigen Stoff und eine geringe Menge Gerbestoffs gefunden. 3) Die Hundschamille (anthemis catula L.), deren Kraut aus einem sehr ästigen Stengel mit glatten, doppelt gefiederten, aus spitzigen, dreitheiligen Blättchen zusammengesetzten Blättern besteht und deren Blüthen Köpfchen mit kegelförmiger Scheibe bilden, die auf der letztern gelb und am Rande weiß sind. Der Geruch ist sehr angenehm, der Geschmack brennend, etwas bitter. Man hält sie für krampfstillend, fiebervertreibend und wurmtreibend. Am gebräuchlichsten ist der Chamillenthee; auch ist derselbe von Sandifort in der Hornviehseuche sehr heilsam befunden worden. 21.

Chamounithal, ein durch imposante Naturschönheiten höchst merkwürdiges Thal am nördlichen Fuße des Montblanc in Savoyen, welches erst seit 1741 durch die Engländer Windham und Pococke (dem morgenländischen Reisenden) bekannt geworden ist. Es ist ungefähr 4 — 5 Stunden lang, ¼ Stunde, nur an wenigen Stellen ½ Stunde breit und liegt 3174 F. über der Meeresfläche und 2040 F. über dem Genfersee. Der Hauptort des Thals, welches gegen 4000 Menschen bewohnen, ist das Dorf Chamouni (auch Chamouny oder Chamonix). Unter die schönsten und besuchtesten Punkte des Thales gehört das sogenannte Eismeer, auf dem sich 2568 F. über Chamouni erhebenden Montanvert, eine 2 Stunden lange und ½ Stunde breite Eisfläche zwischen den Felsenbergen Dru

und Charmoz. Auf der Höhe des Montanvert befindet sich ein mit Bequemlichkeiten für Reisende versehenes Gebäude. Ein zweiter höchst merkwürdiger Punkt ist der Gletscher des Bois mit einem breiten 100 — 150 F. hohen Eisgewölbe, aus welchem der Arveiron hervorstürzt. Das Thal selbst hat sehr schöne Wiesen; daher ist Viehzucht die Hauptnahrungsquelle der Bewohner; doch baut man auch Weizen, Korn, Kartoffeln und Hafer; Wein und Obst aber werden nicht reif. — Man hat zahlreiche Beschreibungen vom Chamounithale; unter andern erwähnen wir die von F. Gottschalk, Halle 1811, von Saussure · Voyage dans les Alpes, und von Joseph Hamel mit einer sehr guten Charte. 15.

Champagne, s. Frankreich.

Champagne (Philippede), einer der vorzüglichsten niederländischen Maler, wurde 1602 zu Brüssel geboren, bildete sich unter verschiedenen Lehrern, in der Landschaftsmalerei unter Fouquières, aus und begab sich dann nach Paris, wo er mit Poussin Bekanntschaft machte. Da er hier viel Gelegenheit fand sich zu vervollkommen und genug zu arbeiten bekam, so gab er seinen Entschluß, nach Italien zu gehen, auf. Die Königin Mutter war auf ihn aufmerksam geworden, übertrug ihm zugleich mit Poussin mehrere Arbeiten in den Gemächern des Palastes Luxembourg und ernannte ihn nach Duchesne's Tode zu ihrem ersten Maler. Es würde zu weit führen seine Werke aufzuzählen; er fertigte deren eine sehr große Menge, sowohl historische Gemälde als Landschaften und Portraits. Kenner loben seine Zeichnung, tadeln aber sein Colorit als matt, seine Figuren als steif und werfen ihm vor, daß er in der Auswahl seiner Gegenstände nicht immer glücklich gewesen sei. Dessenungeachtet nimmt Ch. eine der ersten Stellen unter den niederländischen Malern ein. Er starb 1674 als Rector der Akademie. 22.

Champ d'Asil, s. Mexico.

Champeaux, Wilhelm von (Guilelmus Campellensis), so genannt von seinem Geburtsorte in Brie, glänzte zu Ende des XI. und zu Anfange des XII. Jahrh. an den Klosterschulen zu Notre-Dame und St. Victor in Paris als Verfechter des Realismus unter den Scholastikern und gerieth mit seinem Schüler Petrus Abälardus in lebhaften Streit, ob die platonische oder aristotelische Fassung der Universalien in den Dingen die richtige sei. Er starb als Bischof von Chalons 1121. 27.

Champignon, s. Pilze.

Champion, s. Campio.

Champlain (Samuel), geb. zu Brouage, einer der ausgezeichnetsten Seemänner des XVII. Jahrh., ist denkwürdig als Gründer Quebeks und der franz. Colonie in Canada. Schon 1595 hatte er im Kriege gegen Spanien Aufmerksamkeit erregt und als er nach fast dreijährigem Aufenthalte in Westindien zurückkehrte, erhielt er von de Chaste, Gouverneur zu Dieppe, mit Bewilligung Heinrich's IV. den Auftrag, eine Reise in die nördlichen Gegenden Amerikas zu unternehmen und an einem ihm passend erscheinenden Orte eine Niederlassung zu gründen. Er segelte in Begleitung Pont-Gravé's, eines geschickten Seemanns, am 15. März 1603 von Honfleur ab, langte zu Ende Mais im Lorenzostrome an und erreichte stromaufwärts fahrend die Stelle, wo Cartier 1535 gelandet war. Er kehrte hierauf nach Frankreich zurück, stattete genauen Bericht von seiner Reise ab und unternahm dann eine zweite Fahrt, auf welcher er die Küsten von Akadien genau untersuchte. 1607 kam er wieder in Frankreich an und segelte 1608 zum dritten Male mit Pont-Gravé nach dem Lorenzostrome, wo man eine Niederlassung am zweckmäßigsten erachtete. Dießmal kam es zur Ausführung. Quebek wurde gegründet, Forschungen im In-

nern des Landes angestellt, Verbindungen mit den Wilden angeknüpft und Alles von Ch. aufgeboten, um den Pelzhandel nach Quebek zu ziehen. Auf seinen Ausflügen kam Ch. an den See, der seinen Namen trägt, fand den Huronensee und den Ontario und kehrte hierauf nach Frankreich zurück, um die nöthigen Anstalten zur fernern Colonisirung zu treffen. Zum Gouverneur ernannt traf er 1620 mit seiner Familie abermals in Quebek ein, befestigte die Stadt und hatte die Genugthuung, daß sich die Colonie, obgleich in wenig erfreulichen Umständen, doch wenigstens erhielt. In dem 1627 mit England ausgebrochenen Kriege mußte er Quebek aus Mangel an Lebensmitteln an David Kerk übergeben; es wurde jedoch 1629 zurückgegeben. Jetzt betrieb Ch. eifrig die Verbreitung des Christenthums unter den Indianerstämmen und es wäre seinen menschenfreundlichen Bemühungen gewiß noch Manches gelungen, wenn ihn nicht der Tod zu Ende des Jahres 1635 überrascht hätte. — Außer der Beschreibung seiner ersten Reise, welche unter dem Titel: „Des sauvages ou Voyage de Samuel Champlain“ 1603 erschienen war, besitzen wir noch von ihm: „Traité de la marine et du devoir d'un bon marinier.“ Außerdem hat Ch. bei der franz. Marine zuerst auf den Gebrauch des von den Engländern erfundenen Logs aufmerksam gemacht. 22.

Champollion (spr. Schangpoljon), Jean François, genannt der Jüngere, um ihn von seinem ältern Bruder Champollion-Figeac, Archäologen und Professor zu Grenoble, zu unterscheiden, ward 1790 zu Figeac im Departement Lot geboren, wurde 1809 Professor der Geschichte zu Grenoble und beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der ägyptischen Alterthümer, wovon seine Schriften: **Observations sur les Manuscripts coptes du Musée Borgia. Paris 1811. Egypte sous les Pharaons. Paris et Grenoble 1814. 3 Bde. Fragmens coptes publiés à Copenhague par M. Engelbert. Paris 1814.** Zeugniß gaben. Um sich mit Muße seinen Lieblingsstudien zu widmen, ging er nach Paris, wo er 1826 Director des ägyptischen Museums wurde. 1828 trat er an der Spitze einer Gesellschaft Gelehrter die Reise nach Ägypten an, wo er die wichtigsten, zum Theil durch die Zeitungen bekannt gewordenen Entdeckungen machte. Er kehrte 1831 nach Paris zurück, ward aber den 4. März 1832 daselbst ein Opfer der Cholera. Seine Manuscripte kaufte die königl. Bibliothek für 50000 Francs und sie sollen nebst der früher ausgearbeiteten koptischen Grammatik und dem Wörterbuche durch den Druck veröffentlicht werden. Frühere Schriften von ihm, in denen er sein System der Erklärung der Hieroglyphen entwickelt, sind: **Lettre à M. Dacier relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques. Paris 1822. Précis du système hiéroglyphique des anciens Egyptiens. Paris 1824. (2. Aufl. 1828). Panthéon égyptien. Paris 1824. Lettres à Mr. le duc de Blacas relatives au musée royal égyptien de Turin. Paris 1824—26. 2 Bde.** (Sein System s. unter Hieroglyphen.) 16.

Chamsin ist ein in Ägypten periodisch wiederkehrender heftiger Südwestwind, bei dessen Wehen die Luft ganz dick wird, so daß die Sonne nur als eine violette Scheibe erscheint, alle Gegenstände sich stark erhitzen und ein feiner durchdringender Staub, der sich überall anlegt, den Körper ganz matt macht und eine stechende Empfindung erregt. Er weht nur während der 50 Tage um die Frühlingsnachtgleiche (daher sein Name Chamsin, funfzig) und hält gewöhnlich 1 — 4 Tage an. Ganz verschieden von ihm ist der Samum. 35.

Chan, eigentlich Chakān (خقان), ist der mogolische Name für König, der auch bei den Persern und Türken in Gebrauch gekommen ist. Er wird meistens den Eigennamen angehängt, wie in Dschingis-Chan, Batu-Chan ꝛc. Im Titel der türkischen Kaiser, wie er auf den Münzen steht, ist Chan gleichbe-

deutend mit Sultan. Dieser nennt sich nämlich: Sultân el barein we Chakân el bachrein (Sultan der zwei Erdtheile und Chan der beiden Meere). 9.

Chancellor (spr. Tschénsellor) Richard, ein britischer Seefahrer, durch welchen die ersten Handelsverbindungen zwischen Rußland und England angeknüpft wurden. Er war bei der von der Gesellschaft zu Entdeckungen im Nordosten unter Willougby's Oberbefehl ausgerüsteten Expedition als zweiter Befehlshaber angestellt worden, und segelte im Mai des Jahres 1553 von England ab, wurde aber durch einen Sturm von Willougby getrennt und setzte, nachdem er lange zu Wardöhaus vergeblich gewartet hatte, die Fahrt allein fort. Er gelangte in das weiße Meer und landete bei dem heutigen Archangel (damals das Kloster St. Nicolaus), wo er sehr gut aufgenommen wurde. Auf Verlangen des Czars Iwan Wassiliwicz begab er sich nach Moskau, und erhielt nach Überreichung des Creditivs von Eduard VI. das Versprechen, daß dem Handel Englands nach Rußland kein Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte. Er kehrte nach England zurück (1554), wurde jedoch schon das Jahr darauf von der Königin Maria mit einigen Andern als Gesandter abermals nach Moskau gesendet. Auf der Rückreise (1556) aber scheiterten 2 Schiffe an der Küste von Schottland und Ch. büßte dabei sein Leben ein. Der auf einem der Schiffe befindliche moskowitische Gesandte rettete sein Leben nur mit Verlust der Geschenke, welche er auf Befehl des Czars der Königin Maria überbringen sollte. 22.

Chantelauze (spr. Schant'lōs), Herr von, Großsiegelbewahrer und Justizminister in Frankreich, verfaßte als Präsident des Gerichtshofes zu Grenoble die verrufene Statistik der Deputirtenkammer, welche zeigen sollte, daß das Ministerium eine Mehrheit von 40 Stimmen haben werde, und ward den 19. Mai 1830 in dasselbe gewählt. Er war ein heftiger Gegner der liberalen Partei. Als die neuen Wahlen nach der Auflösung der Deputirtenkammer am 16. Mai nicht günstiger für das Ministerium ausfielen, beschloß dieses durchzugreifen; in einem Ministerialberichte an den König sagte Ch., wie Frankreich am Rande eines revolutionairen Abgrundes stehe, eine Folge der Frechheit der Presse und des Wahlgesetzes; alle Beamte Frankreichs seien umgarnt und befänden sich in einem fortdauernden Anklagestande; es sei dieselbe Revolutionsbrut, welche mit ihren vergifteten Waffen die Religion und die Priester anfalle; sie werde des Volkes religiöse Gefühle ersticken, die Grundlagen des Glaubens vernichten, die Quellen der öffentlichen Moral vergiften ꝛc. Darum sei nicht zu zögern. Auf diese Darstellung erschienen die unheilbringenden Ordonnanzen. Dagegen hat er an den Vorgängen vom 25. bis 28. Juli um so weniger Theil, als Polignac gewissermaßen allein regierte; am 29. flüchteten die Minister aus den Tuilerien nach St. Cloud, wo am folgenden Tage Karl ein neues Ministerium errichtete. Im Begriffe über die Loire zu entkommen, ward Ch. in der Nähe von Tours am 3. August mit Guernon de Ranville erkannt und verhaftet. Nachdem (am 6. Aug.) Salverte in der Deputirtenkammer darauf angetragen hatte, die Exminister in Anklagestand zu versetzen, ward auch Ch. in das Schloß zu Vincennes gebracht (29. Aug.), wo dann die vorläufigen Verhöre stattfanden (28. Aug. und 9. Sept.) und um vor dem Pairsgerichte zu erscheinen, nach dem sogenannten kleinen Luxembourg gebracht (10. Dec.). Am 21. Dec. des Hochverraths für schuldig erklärt wurde Ch. mit Polignac, Peyronnet und Guernon de Ranville zu lebenslänglicher Gefangenschaft mit Verlust aller Ämter, Würden und Ehren so wie zu solidarischer Entrichtung der Proceßkosten verurtheilt. Als den vier Exministern, nach Vincennes zurückgebracht, am 22. Decbr. das gesprochene Urtheil bekannt gemacht worden war, wurden sie (29. Dec.) in verschlossenen Wagen, unter starker Husarenescorte nach dem Schlosse Ham in der Picardie abgeführt. Zu Compiegne geriethen sie beim wüthigen Volksgeschrei: „Tod

den Verräthern!" in solche Lebensgefahr, daß nur der Truppen um die Wagen geschlossenes Viereck sie gegen Ermordung schützte; fast auf der ganzen Reise erscholl derselbe Todesruf. Sie leben noch jetzt zu Ham als Staatsgefangene unter strenger Aufsicht. 25.

Chantrey (spr. Tschentreh), Francis, ein berühmter engl. Bildhauer, geb. 1782 in dem Dorfe Morton in Derbyshire, sollte nach dem Willen seiner Mutter die Rechte studiren, wurde aber durch einige Figuren vor der Wohnung des Bildhauers Ramsey so für die Bildhauerei eingenommen, daß er sich bei diesem in die Lehre begab und nach 3 Jahren schon in London, wohin er sich 1802 wendete, durch eine trefflich gelungene Büste Aufmerksamkeit erregte. Nach Vollendung des Standbildes Georg's III. für die Stadt London war sein Ruhm begründet, und von allen Seiten erhielt er ehrenvolle Aufträge. Von einer im J. 1814 unternommenen Reise durch Frankreich und Italien kehrte er mit neuen Ideen bereichert zurück, ohne jedoch seinem eigenthümlichen Style untreu zu werden. Zu London befinden sich viele seiner besten Werke; auch hat man von ihm Büsten mehrerer berühmter Engländer, unter andern die Walter Scott's. Zu Brighton befindet sich eine von ihm gearbeitete Bildsäule Georg's IV. aus Bronze. Unstreitig ist Ch. einer der trefflichsten jetzt lebenden Künstler, wenn er auch nicht über Canova stehen sollte, wie englische Kunstrichter behaupten. 22.

Chaos, (fr. u. engl. chaos) der Stoff, aus welchem nach der griech. Mythologie die ganze Welt hervorging, ward als ein ungeheures Gemisch aller Dinge gedacht, welche sich dann nach dem Willen des obersten Gottes daraus schieden und ordneten, eine Ansicht, welche sich in veränderter Gestalt auch in den Mythologien anderer Völker wiederfindet; denn zu der Idee einer Schöpfung aus Nichts vermochte die alte Welt sich nicht zu erheben. Auch im ersten Buche Moses scheint die Ansicht einer Schöpfung aus einer Urmasse angedeutet zu werden. Die Art der Entstehung der Welt aus dem Ch. ist dann freilich wieder ganz verschieden dargestellt worden; aber der Begriff einer ungeordneten Masse (rudis indigestaque moles) hat sich mit dem Worte auch in unsern Sprachen erhalten. 23.

Chapelain (spr. Schapläng) Jean, ein Dichter, welcher durch sein verunglücktes Epos eine solche Berühmtheit erhalten hat, daß sein Name fast zum Sprüchworte geworden ist, wurde am 4. Dec. 1595 zu Paris geboren und machte sich als Hofmeister bei dem Marquis von la Trousse durch einige Gedichte und Kritiken bald so bekannt, daß ihn der Cardinal Richelieu, welcher oft die Feder eines gewandten Schriftstellers in Anspruch zu nehmen gezwungen war, auf jede Art protegirte. Er kam in die Akademie, erhielt eine Pension von 3000 Livres und galt bei Vielen für den größten Dichter seines Jahrhunderts. Seine Oden, Madrigale und Sonette sind wenigstens nicht schlechter, als die gleichzeitiger Dichter, aber sein „Mädchen von Orleans" („La Pucelle ou la France délivrée"), welches 1656 in einem großen Foliobande zum ersten Male erschien (doch nur die 12 ersten Gesänge, die letzten 12 werden handschriftlich in der königl. Bibliothek aufbewahrt) und in weniger als zwei Jahren sechs Auflagen erlebte (kein vorzügliches Zeugniß für den Geschmack seiner Leser), ist ein geist- und phantasieloses, mühsam zusammengewürfeltes Machwerk in holprichten Versen. Boileau, Racine und andere witzige Köpfe machten es bald sammt seinem bis zur Lächerlichkeit geizigen Verfasser zur Zielscheibe ihres oft bittern Spottes, in welchen in Kurzem alle früheren Bewunderer einstimmten. Ch. starb am 22. Febr. 1674 zu Paris. Die Genfer Ausgabe der „Pucelle" ist die vollständigste und enthält 18 Bücher. 67.

Chapelier (spr. Schaplié), Isaac René Gui le, Mitglied der Nationalversammlung und eifriger Anhänger der Revolution, geb. 1754 zu Rennes, studirte Jurisprudenz und hatte als Advocat bereits großen Ruf erworben, als er

1789 als Deputirter nach Paris geschickt wurde. Mit rastloser Thätigkeit widmete er sich den zahlreichen Geschäften, und erwarb sich sogleich nach dem ersten Auftreten als glänzender Redner hohen Ruf. Er bewirkte die Bildung der Nationalgarde, sprach gegen die Verletzung des Briefgeheimnisses und brachte zuerst die Errichtung des berüchtigten comité des recherches in Anregung. Den Protestanten in Elsaß und Franche Comté verschaffte er freie Religionsübung und nahm thätigen Antheil an der Organisation des Nationalgerichtshofs und Cassationstribunals. Als Mitglied der Gesellschaft der Feuillants machte er wiederholte, obwohl vergebliche Versuche zur Unterdrückung der Clubbs. Nach Aufhebung der Nationalversammlung begab er sich nach England, kehrte aber nach Paris zurück, um die angedrohte Beschlagnehmung seines Besitzthums zu verhindern. Hier wurde er aber verhaftet und wegen angeblicher royalistischer Umtriebe zum Tode verurtheilt. Er bestieg das Schaffot am 23. April 1794. 22.

Chapelle (spr. Schapell), Claude-Emanuel, genannt von dem Dorfe la Chapelle bei Paris, wo er im J. 1624 geboren wurde, war ein natürlicher Sohn des Rechnungsmeisters Luillier und hatte den berühmten Gassendi zum Lehrer; er zeigte aber bald mehr Anlagen zum Bonvivant als zum Philosophen, obschon man ihm nicht alle Kenntnisse absprechen darf. Seine leichten Poesien, so wie die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes und sein bezaubernder Charakter machten ihn bald zum Lieblinge seiner Zeitgenossen und die ausgezeichnetsten Dichter Racine, Molière, Lafontaine u. a. m., so wie die berühmte Ninon de Lenclos verschmähten seinen Umgang nicht. Als ihn Boileau einmal auf der Straße wegen seiner Neigung zum Weine zur Rede stellte, schwatzte er den lästigen Sittenprediger mit sich in eine Schenke und philosophirte so lange mit ihm, bis dieser sich ein Räuschchen getrunken hatte. Witz, Ungezwungenheit und epikuräische Heiterkeit sind die Hauptvorzüge seiner Lieder, Sonette, Madrigale und Episteln. Am meisten Beifall erwarb ihm aber die mit seinem Freunde Bachaumont (s. d. Art.) gemeinschaftlich gearbeitete „Voyage" (1662), welche jetzt noch wegen ihrer unerschöpflichen Jovialität, fröhlichen Satyre und eleganten Sprache als Muster in dieser Gattung anempfohlen werden kann. Sie wurde nebst seinen und Bachaumont's zerstreuten Gedichten von Saint-Marc (Paris 1755. 12.) herausgegeben. Der lustige Dichter starb im J. 1688 zu Paris, ohne je einem Großen geschmeichelt und ohne ein Amt bekleidet zu haben. 67.

Chappe d'Auteroche (spr. Schapp d'Ot'rósch) Jean, franz. Astronom, geb. 1722 zu Mauriac in Auvergne, war zum geistlichen Stande bestimmt, widmete sich aber mit entschiedener Vorliebe der Mathematik und Astronomie. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften überreichte er derselben mehrere Abhandlungen, welche Ursache waren, daß er 1760 von ihr den Auftrag erhielt, zu Tobolsk in Sibirien den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, den Halley auf den 6. Junius 1761 angegeben hatte. Er war so glücklich, den Zweck seiner Reise vollkommen zu erreichen und bei seinen Beobachtungen heitern Himmel zu haben. Als er nach Paris zurückgekehrt war, gab er „Voyage en Sibérie fait en 1761" (2 Bde. Paris 1768. 4.) heraus. Das Buch enthielt einige ungünstige Bemerkungen über Rußland, die von der Kaiserin Katharina II. und Schuwaloff in einer eignen Schrift: „Antidote ou examen du mauvais livre intitulé voyage de l'Abbé Chappe" (2 Bde. Amsterdam 1771 fg.) widerlegt wurden. Dem Wunsche der Akademie zu entsprechen, unternahm er 1769 in der entgegengesetzten Richtung nach Californien eine neue Reise in ähnlicher Absicht. Allein er starb noch vor Erreichung seines Ziels am 1. Aug. 1769 zu S. Lucar. Seine Beobachtungen auf dieser Reise hat C. F. Cassini unter dem Titel: „Voyage de Californie" (Paris 1772. 4.) herausgegeben. 26.

Chappe (Claude), Neffe des Vorigen, Erfinder des Telegraphen, geb. zu Mans 1763, zum geiſtlichen Stande beſtimmt, gab ſchon in ſeinem 20. Jahre mehrere intereſſante Abhandlungen in das Journal de physique, wodurch er allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Durch die ſtürmiſchen Auftritte der Revolution veranlaßt kam er auf den Gedanken, mit ſeinen von ihm entfernt lebenden Freunden durch Zeichen zu ſprechen. Nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang es ihm endlich, eine ſolche Maſchine zu erfinden und ſeine Vorrichtung im Großen auszuführen. 1792 übergab er die Beſchreibung davon der Nationalverſammlung und nannte die von ihm erfundene Maſchine Telegraph (ſ. d. Art.), worauf ihm im folgenden Jahre die Anlegung einer telegraphiſchen Linie von Paris nach Lille aufgetragen wurde. Das erſte Ereigniß, das dieſer Telegraph bekannt machte, war die Eroberung von Condé. Neid und Mißgunſt ſuchten ihm die Ehre dieſer Erfindung ſtreitig zu machen, worüber er ſich ſo grämte, daß er in eine tiefe Melancholie verfiel, in welcher er ſich am 26. Jan. 1805 in einen Brunnen ſtürzte und ſo ſeinem Leben ein Ende machte. 26.

Chaptal (ſpr. Schaptal) Jean Antoine Claude, Graf v. Chanteloup, Pair von Frankreich, Beförderer der techniſchen Chemie, ward 1753 zu Noſaret geboren; widmete ſich zu Montpellier der Arznei- und Naturwiſſenſchaft, vorzugsweiſe aber der Chemie, ward ein ausgezeichneter Arzt, machte ſich 1791 bei der Beſtürmung der Citadelle von Montpellier für die Sache der Revolution bemerkbar, ward 1793 bei dem großen Pulvermangel Director der Pulverfabrik zu Grenoble und wußte dem Mangel durch die tägliche Verfertigung von 3500 Pfund Pulver abzuhelfen, ward 1797 Adminiſtrator des Heraultdepartements und erhielt die für ihn in Montpellier errichtete Profeſſur der Chemie, wurde 1798 zum Mitgliede des Inſtituts zu Paris ernannt, zeigte ſich thätig für die Sache des 18. Brumaire und ward 1799 vom erſten Conſul zum Staatsrathe und 1800 zum Miniſter des Innern erhoben. Als ſolcher belebte er das Studium aller Künſte und legte bei Paris eine chemiſche Manufactur an. Zwar fiel er 1804 in Ungnade, weil er ſich weigerte, den Runkelrübenzucker für beſſer als den Rohrzucker zu erklären, ward aber ſchon 1805 wieder zum Großofficiere der Ehrenlegion, zum Mitgliede des Erhaltungsſenats, 1811 zum Grafen, 1813 zum Großkreuz des Reunionsordens ernannt. Bei der Reſtauration trat er ins Privatleben zurück, ward aber während der hundert Tage von Napoleon wiederum zum Generaldirector des Handels und der Manufacturen, zum Staatsminiſter und Pair von Frankreich gemacht. Des Königs Wiederkehr verſetzte ihn in den Privatſtand zurück und nöthigte ihn, mit der Prinzeſſin von Orleans wegen des ehemals ihr gehörigen Chanteloup in Unterhandlungen zu treten. 1816 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften 6. Section, und 1819 zum Pair von Frankreich. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm begründeten beſonders: „Mémoires de chimie, 1781; Elémens de chimie, 3 Bde. 1790. 4. Aufl. 1803. Deutſch von Wolf. Königsberg 1791—1805. La chimie appliquée aux arts, 4 Bde. Paris 1807. Deutſch von Hermbſtädt. Berlin 1808. De l'industrie française. 2 Bde. Paris 1819. Er leitete zwei chemiſche Manufacturen zu Montpellier und Neuilly, erfand den Gebrauch alter Wolle ſtatt der Öle bei Verfertigung der Seife und des Färbens der Baumwolle mit türkiſchem Roth, die Verfertigung aller Arten von Cement und künſtlicher Puzzolane aus inländiſchem calcinirtem Oker ohne fremde Stoffe, neue Töpferglaſuren, ohne die ſo oft vergiftenden Bleierze und Waſſerblei ꝛc. dabei zu gebrauchen; verbreitete die Anwendung chemiſcher Bleichen, und hat überhaupt auf Förderung der franzöſiſchen Nationalinduſtrie, auf Anwendung der Chemie bei dem Ackerbaue, bei Fabriken und Gewerben mehr als andere Chemiker der neuern Zeit großen Einfluß gehabt. 51.

Charāde (spr. Scharād), Sylbenräthsel, ein in der neuern Zeit sehr beliebtes Witzspiel, besteht eigentlich aus mehrern Räthseln (s. d. Art.), indem ihr Haupterforderniß ist, daß der zu errathende Gegenstand zu seinem Namen ein Wort habe, dessen einzelne Theile Namen für sich bestehender Gegenstände sind. Darum ist die Ch. oft leichter zu errathen, erfordert aber bei ihrer Aufstellung mehr Scharfsinn als das Räthsel. 9.

Charādsch (Fremdensteuer) heißt in der Türkei die Steuer, welche die Nichtmuhammedaner jährlich bezahlen müssen und zufolge welcher diese in 3 Classen eingetheilt sind. Man übersetzt es gewöhnlich durch Kopfsteuer, weil sie eigentlich dann eintritt, wenn der Kopf eines Kindes nicht mehr durch ein bestimmtes Maß geht. Es ist die einzige Bedrückung der Fremden (Chāridsch) in dem türkischen Reiche, aber doch sehr der Willkühr der Charadschis oder Einnehmer derselben freigestellt. Das weibliche Geschlecht und die fremden Diplomaten nebst ihrer Dienerschaft sind davon befreit. 9.

Charakter (griech. χαραχτήρ), fr. caractère; engl. character, ist seiner ursprünglichen Bedeutung nach der Stempel, das Gepräge, daher das Merkmal überhaupt, so daß man den Begriff auf die verschiedensten Dinge übergetragen hat und sowohl die symbolischen Bilder, deren sich die glten Alchymisten bedienten und wie sie noch in den Kalendern als Abkürzungen astronomischer Bestimmungen vorkommen, ja die Buchstaben selbst als Bilder der Laute häufig Charaktere nennt, als auch mißbräuchlich den Standpunkt, den Jemand in der menschlichen Gesellschaft einnimmt oder seinen Titel mit diesem Namen bezeichnet und in der Theologie bei der Lehre von der Dreieinigkeit von einem Character hypostaticus spricht, um das besondere Wesen der einzelnen göttlichen Personen zu bezeichnen. Im eigentlichen Wortsinne behauptet auch die katholische Kirche einen character indelibilis (unvertilgbares Merkmal) durch Ertheilung einiger Sacramente zu gewähren und dieß vorzüglich in Bezug auf die Priesterweihe, bei welcher sie eine solche unauslöschbare Wirkung des heiligen Geistes annimmt, daß sie bei dem Leben eines Geistlichen ihm nicht wieder genommen werden könne. In zweifacher Bedeutung ist aber der Name Ch. vorzüglich gebräuchlich 1) als die Summe der wesentlichen Merkmale eines Gegenstandes, dasjenige, was ihn von andern ähnlichen Dingen unterscheidet und 2) als der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Vernunftwesen, das Grundprincip in der Seele, welches die Richtung des Willens bestimmt. In der erstern Beziehung, der mehr allgemeinen, reden wir von einem Charakter ganzer Gattungen, wie einer Nation, eines Standes, einer Religion, einer Thier-, Pflanzen- oder Mineralienclasse als den wesentlich nothwendigen Eigenschaften, welche diese Abtheilung begründen, bei einem Volke also von einem Nationalcharakter, der sich natürlich in dem einzelnen Individuum wieder anders gestaltet. So ist Lebhaftigkeit ein Ch. der Franzosen, Bedächtigkeit der Deutschen, Ernst der Engländer ꝛc., gleichsam das Gepräge, welches den Einzelnen nach dem Modelle der Nationalität formt. Alles, was dergleichen Eigenschaften entspricht, nennen wir dann charakteristisch und diese besondern Eigenschaften in einem Bilde als ein Ganzes darstellen heißt charakterisiren, so daß die Charakteristik sowohl die Kunst ist, die Charaktere darzustellen, als auch das gegebene Charakterbild selbst. Aber in der letztern Hinsicht betrachten wir die geheime Werkstätte des einzelnen menschlichen Geistes, das innere Regen desselben nach seinen Gründen, Zwecken und Wegen als eine einzeln dastehende Erscheinung, in sofern eine Haupteigenschaft alle andern sich gewissermaßen unterthan macht. Das beigesetzte Beschaffenheitswort gut, edel, starr, heftig, finster ꝛc. bestimmt das genauere Wesen dieses Charakters, so wie der Vorwurf der Charakterlosigkeit da eintritt, wo sich ein bestimmtes Wesen desselben nicht erkennen läßt, obwohl der Sprachgebrauch

letztern nur im schlechten Sinne als Mangel moralischer Grundsätze überhaupt nimmt und ein Mann von Charakter im Allgemeinen uns so viel heißt, als ein Mann von festbestimmten, guten, moralischen Grundsätzen. In der Charakterzeichnung liegt aber das Gebiet der eigentlichen Kunst, weniger der plastischen als der redenden und mimischen. Ist es nämlich Aufgabe derselben, ihren Schöpfungen stets ein Gepräge zu geben, welches diese denen der Natur ähnlich macht, so muß es ihr vorzüglich daran liegen, den Charakter des vorliegenden Gegenstandes der Wahrheit und Natur getreu darzustellen. Zweierlei ist aber die Art, wie dieß geschehen kann, je nachdem der Zweck der Kunst selbst ein doppelter ist, zu belehren und zu ergötzen. Im erstern Falle nämlich ist der Gegenstand und mit ihm sein Ch. etwas Gegebenes und die Kunst kann ihn nur als solchen erfassen und wiedergeben, wie alle historischen Momente, welche Bildnerei und Malerei, Biographie und Geschichte uns wieder vor die Seele führen. Hierbei ist die einzige und höchste Anforderung die Treue und Wahrheit, so daß hier der Ch. und das Individuelle, wie es ist, in reinem Gegensatze zum Ideale, d. h. wie es sein sollte oder könnte, steht, mag man Charaktere überhaupt schildern, wie Theophrast und Knigge, oder besondere Individuen, wie seit Plutarch bis auf die neusten Zeiten alle Biographen; mag man den ganzen Gegenstand erfassen oder nur einen einzelnen Zug des Ganzen behandeln. Wie schwer es aber ist, einen historisch gegebenen Ch. genau wieder zu zeichnen, beweisen neben den unvergänglichen Kunstwerken älterer und neuerer Zeit und den Meistern des geistigen Pinsels, wie Tacitus und Johann von Müller, unzählige Fälle mißrathener Bemühungen; denn nur zu häufig schweift man zu dem letztern Falle über, indem man den Ch. selbst als etwas Ideales nimmt, obgleich unstreitig hier die Kunst auf eine noch höhere Stufe tritt. Wir erwarten es nämlich vorzüglich vom Dichter und in sofern alle Kunst mit der Dichtung verwandt ist, auch vom Bildner und Maler, daß er uns Charaktere vorführe, die seine Phantasie gebildet hat, daß er also ein geistiger Schöpfer sei, daß er diese Charaktere scharf zeichne und richtig in seiner Dichtung durchführe. Der Mensch und seine geistigen Eigenschaften bleiben hier immer der Hauptgegenstand der Darstellung und die Mannichfaltigkeit, welche sich hier zeigt, bietet den reichlichsten Stoff zur idealen Composition; aber das Ideale darf die Schranken der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht überschreiten, sondern hat die Aufgabe, den Schauenden und Empfindenden in die Täuschung der Wirklichkeit zu versetzen. Die dramatische Dichtung und die epische mit dem Romane sind lediglich auf diese Schilderung idealer Charaktere beschränkt und werden darum dann nur ihrem Zwecke Gnüge leisten, wenn sie die Gebilde der Phantasie nicht allein der Wirklichkeit nahe bringen, sondern auch die Charaktere bestimmt zeichnen und genau durchführen, wie der unvergleichliche Meister Shakspeare; denn wir wollen in der Kunst die Wirklichkeit sehen. Aber diese goldne Mittelstraße ist auch hier sehr oft die Klippe, woran so viele scheitern; leicht artet die Darstellung in Unnatur und Übertreibung aus oder gibt zu wenig und dieses zu matt, um die Charaktere genau zu erkennen; jenes wird Caricatur; letzteres ein (inhalt) leerer Schatten. Die größte Anforderung muß aber endlich an den Schauspieler gemacht werden, der den idealen Charakter als wirklich durch sein Handeln wiedergeben und gleichsam sich selbst verläugnend eine fremde Individualität annehmen soll und die Vollendung seiner Kunst wird daher darin bestehen, daß er seine Rolle als ein abgeschlossenes Ganze auffassend mit dem genauen Studium der Idee des Dichters die Beobachtung des wirklichen Lebens verbindet und Beides in seiner Darstellung zu vereinigen sucht. Weil nun aber in allen diesen Fällen der Begriff des Charakters mit dem der Eigenthümlichkeit zusammenfällt, so nennen wir charakteristisch auch alles das, was uns den Ch. einer Sache

kennen lehrt, wie z. B. ein charakteristischer Zug, eine charakteristische Antwort, und daher nennt man in der Mathematik auch charakteristische Zahl oder Charakteristik bei den Logarithmen die Kennziffer, welche vor dem Decimalbruche stehend die stattfindende Potenz der 10 bezeichnet. 9.

Chardin (spr. Schardeng), Jean, berühmter Reisender, ward 1643 zu Paris geboren, lernte bei seinem Vater, einem Juwelier, ging 1665 nach Ostindien um Diamanten einzukaufen, hierauf nach Persien, wo er von dem Schah zum Hofjuweliere ernannt wurde und kehrte 1670 mit einer großen Sammlung von Merkwürdigkeiten und Alterthümern nach Europa zurück, sah sich aber als Bekenner des reformirten Glaubens in seinen Plänen gehindert und machte deßhalb 1671 eine zweite Reise nach Indien und Persien, begab sich nach seiner Rückkehr (1681) nach London, ward von Karl III. zum Ritter geschlagen und als Gesandter nach Holland geschickt und starb 1713 in der Nähe von London. Seine Reisebeschreibungen unter dem Titel: „Voyages du Chevalier Chardin en Perse et autres lieux de l'Orient" etc., sind Muster von scharfen Beobachtungen und Hauptquellen für die damalige Geographie und Statistik dieser Länder. Die erste Ausgabe (eigentlich die zweite) erschien zu Amsterdam 1711 mit 79 Kupfern doppelt in 4. 3 Bde. und in 12. 10 Bde., aber mit Weglassung aller den Katholiken anstößigen Stellen. Besser ist die, Rouen 1735; am besten die von Langlès, Paris 1811. 10 Bde. 8. mit 81 Kupfern. 16.

Chardin (Jean-Baptiste Simeon), ein ausgezeichneter franz. Maler, geb. 1699 zu Paris, unübertrefflich in Darstellungen aus der leblosen Natur. Gegenstände, wie Wein, Früchte, Trauben, Schalen, Wasser ꝛc., verstand er auf das Täuschendste nachzuahmen, so daß sie oft in der Entfernung kaum von der Natur zu unterscheiden sind. Auch seine Familienscenen sind meisterhaft. Die meisten seiner Blätter sind in Kupfer gestochen worden. Er starb 1779 zu Paris. 22.

Chares, berühmter griech. Bildhauer, Schüler des Lysippus, geb. zu Lindos auf Rhodus um 330 v. Chr., ist der Verfertiger des berühmten Koloß zu Rhodus, den er um 290 v. Chr. vollendete. Dieses zu den 7 Wunderwerken der alten Welt gehörige Kunstwerk war eine 70 Ellen hohe metallene Statue des Sonnengottes, welche nach der Annahme mit ausgespreizten Beinen über dem Eingange des Hafens stand, so daß die Schiffe unter ihr hindurchmußten, obwohl die neuere Zeit dieß als Fabel bestreitet. Aber schon 56 Jahre nach seiner Errichtung wurde der Koloß durch ein Erdbeben umgeworfen und blieb in Trümmern liegen, bis der arabische Heerführer Moawije das Erz, welches nach Scaliger wenigstens 700000 Pfunde wog, an einen Juden verkaufte, der 900 Kamele damit belud. 16.

Charette de la Contrie (François Athanase), Häuptling der Chouans in der Vendée, wurde am 21. April 1763 zu Couffé in der Bretagne geboren, erhielt seine Ausbildung zu Angers und trat 16 Jahre alt in Seedienste. 1790 ging er nach Coblenz, kehrte aber, da es ihm hier nicht gefiel, nach Paris zurück, wo er am 10 Aug. einen vergeblichen Versuch, den König zu retten, unternahm und begab sich dann auf das kleine Schloß Fonteclause in Poitou, wo er ein höchst ärgerliches Leben führte. Als 1793 der allgemeine Aufstand in der Vendée ausbrach, stellte er sich nach dreimaliger Aufforderung an die Spitze eines Insurgentenhaufens, und zeichnete sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Eine seiner rühmlichsten Thaten ist der erfolgreiche Angriff auf das Lager der Republikaner bei St. Christoph in der Nähe von Challans, wodurch er Herr der Provinz wurde. Allein fortdauerndes Unglück der meisten der übrigen Anführer und deren gegenseitige Eifersucht gaben der Lage der Vendéer eine andere Wendung. Ch. mußte nothgedrungen dem Vertrage von Nantes, in welchem die

Vendéer Amnestie erhielten, beitreten (den 26. Febr. 1795). Doch bald begannen die Feindseligkeiten von Neuem, Ch. machte neue Anstrengungen, wurde aber endlich vom General Hoche, welcher mit überlegener Truppenmacht herangerückt war, eingeschlossen und auf der Flucht matt und verwundet in dem Kirchspiele St. Sulpice zwischen Montaigu und Belleville gefangen genommen (den 25. März 1796). Hoche ließ ihn nach Nantes bringen und hier am 29. März 1796 erschießen. Als man ihn im Verhöre fragte, warum er die Waffen wieder ergriffen habe, antwortete er: „für meine Religion, für mein Vaterland und für meinen König." 22.

Charfreitag heißt der Freitag vor Ostern, welchen die Christen zum Andenken an den Kreuzestod Jesu feiern. Es scheint aus den Schriften einiger Kirchenväter hervorzugehen, daß eine solche Feier schon im II. Jahrh. n. Chr. stattgefunden habe. Nach Eusebius und Sozomenus hat erst Constantin der Große dieselbe gesetzlich angeordnet. Den Namen Charfreitag hat man bald von χάρις, Gnade, bald von carus, lieb, theuer, bald auch von dem altdeutschen charen, büßen, abgeleitet. Im N. T. heißt er der Vorbereitungstag aufs Passahfest; daher auch Luther überall Rüsttag übersetzt hat. Vorbereitung aber oder Zurüstung heißt im Altdeutschen Kara oder Gara; daher denn die Ableitung von dem letztern Worte die richtigere zu sein scheint. Er heißt übrigens auch der stille Freitag, weil er als Tag der Trauer durch kein Geräusch entweiht werden sollte; weßhalb man in alten Zeiten schon hin und wieder die äußern Übungen der Andacht beschränkte, um die innern desto ungestörter sein zu lassen. Man unterließ daher namentlich in Spanien den lauten Gesang, betete blos leise, ließ die Glocken nicht lauten ꝛc., bis das Concil zu Toledo 633 andre Einrichtungen traf. In katholischen Kirchen wird an diesem Tage durch eine besondere Vorrichtung mit schwarzen Teppichen das Grab Christi oder das heil. Grab vorgestellt. Die ganze Woche heißt von ihm die Charwoche. 60.

Chargé d'affaires, 1) ein Beauftragter zu mehreren Angelegenheiten; 2) eine Art der Gesandten (s. d. Art.). 17.

Charité, Name mehrerer Krankenanstalten, z. B. in Paris und andern franz. Städten. In Deutschland ist das bekannteste Krankenhaus dieses Namens das in Berlin, welches zugleich die wichtigste Krankenanstalt im preuß. Staate ist. Ihr Grund wurde durch König Friedrich I. 1710 bei Annäherung der Pest gelegt und 1726 wurde sie auf König Friedrich Wilhelm's I. Verordnung zum allgemeinen Krankenhause der Stadt und zur Übungsschule für praktische Ärzte unter Leibarzt Eller's Oberaufsicht eingerichtet; 1727 erhielt sie ihren jetzigen Namen. Seit dieser Zeit ist sie immer mehr erweitert, durch mannichfaltige Vermächtnisse bedacht, durch Zuschüsse aus den Staatscassen unterstützt, durch Anbaue vergrößert, durch viele Einrichtungen verbessert worden, und endlich trugen die Namen der an ihrer Spitze stehenden Ärzte, eines Eller, Henkel, Schmucker, Theden, Selle, Mursinna, Fritz, Hufeland, Horn u. A. nicht wenig dazu bei, ihren Ruf zu heben. — In neuerer Zeit hat dieses Institut eine wesentliche Reform erlitten, der zufolge die Zahl der aufzunehmenden Kranken — um Überfüllung zu verhüten — nach dem vorhandenen Raume festgesetzt ist. Die Kranken selbst sind in mehrere mit dirigirenden Ärzten versehene Abtheilungen geschieden, welche zu einzelnen klinischen mit tüchtigen Lehrern besetzten Anstalten umgeschaffen sind. Auch ist für eine Krankenanstalt für bemittelte Kranke aus den gebildeten Ständen gesorgt; die Ch. ist durch einen Neubau neuerlich vergrößert worden und zu mehrern derselben Hoffnung vorhanden. Die unmittelbare Beaufsichtigung der Anstalt steht unter einem Director, jetzt dem Geh. Medicinalrathe Dr. Kluge, und die obere Leitung derselben unter dem königl. Curatorium für die Krankenhaus-Angelegenheiten; die an der Anstalt

fungirenden Ärzte sind die Doctoren Kluge, Trüstedt, Barez, Jüngken, Wolf, Dieffenbach, Sundelin und Ideler. — Normalmäßig können in der Ch. 680 Kranke Unterkommen finden, doch wird diese Anzahl gewöhnlich überschritten; am Anfange des Jahres 1831 waren 784 Kranke vorhanden, im Laufe dieses Jahres wurden 5631 Kranke aufgenommen und 351 Kinder in der Anstalt geboren, so daß 6766 Individuen verpflegt wurden. Von der Krankenzahl wurden 4256 geheilt, 821 gebessert und ungeheilt entlassen, 957 starben, 732 blieben am 1. Jan. 1832 in der Behandlung. 39.

Charitinnen, s. Grazien.

Chariton aus Aphrodisias nennt sich der Verfasser des griech. Romans: Chäreas und Kallirrhoe in 8 Büchern, der bis jetzt in einer einzigen Handschrift zu Florenz existirt. Er ward zuerst herausgegeben von d'Orville mit lateinischer Übersetzung von Reiske, Amsterd. 1750. 3 Bde. 4. und von Ch. D. Beck, Leipz. 1783. 8., deutsch von Heyne, Leipz. 1753. 8. 16.

Charivari, ursprünglich ein nächtliches Ständchen, welches denen, die sich zum dritten oder vierten Male oder mit einer an Alter ungleichen Person verheiratheten, mittelst übeltönender Instrumente, z. B. Becken, Kessel, Gefäße, unter lautem Geschrei, Pfeifen und Gezisch gebracht wurde. Diese Sitte scheint sich zum Theil in unsern Polterabenden erhalten zu haben. Dann nennt man in neuerer Zeit Charivari überhaupt jede verwirrte ohne Harmonie und Takt aus den verschiedenartigsten Instrumenten zusammengesetzte Musik (Katzenmusik), welche besonders in Frankreich von unruhigen Köpfen Personen, mit denen sie unzufrieden sind, häufig gebracht wird. 29.

Charlatan, Charletan, ital. ciarlatano, bezeichnet einen Marktschreier, Afterarzt, und sodann überhaupt einen Prahler, der sich auf auffallende Weise den falschen Schein von Kenntnissen und Fertigkeiten zu geben oder auch mit vorgeblichen Geheimnissen Unwissende zu blenden sucht. Den Ausdruck selbst leitet man bald von dem italien. ciarlare, schwatzen, bald von scarlatto, Scharlach, her, d. i. der ehemalige Scharlachmantel der Ärzte. Daß es in der Literatur eine nicht geringe Anzahl solcher Prahler gegeben hat, davon zeugt Joh. Burch. Mencken's öfter aufgelegte und äußerst witzige Satyre: **De Charlataneria Eruditorum**, die 1790 von Büschel in einer Schrift: „Über die Charlatanerie der Gelehrten seit Mencken" erweitert wurde. 49.

Charles (spr. Scharl), Jacques Alexander César, ein franz. Physiker, geb. d. 12. Nov. 1746 zu Baugency, beschäftigte sich anfangs mit Musik und Malerei, später jedoch mit Naturwissenschaften und zwar so eifrig, daß er in Paris zahlreich besuchte Vorlesungen über Experimentalphysik halten konnte. Besonders aber fing er an sich für die Luftschifffahrt zu interessiren, als die ersten Versuche Montgolfier's von Erfolg gewesen waren. Er vervollkommnete den Ballon und sein erster, den er am 2. Aug. 1783 steigen ließ, stieg um Vieles höher, als die Montgolfier's, da er ihn nicht wie gewöhnlich mit von Feuer erwärmter Luft, sondern mit Gasluft angefüllt hatte. Während der Revolution wußte er durch Geistesgegenwart die Plünderung seiner Sammlungen zu verhindern, indem er die Eindringenden erinnerte, wie oft er ihnen durch seinen Ballon Vergnügen bereitet habe. 1804 wurde er Mitglied des Instituts. Sein Tod erfolgte im J. 1823 in Folge einer Steinoperation. 22.

Charlier (spr. Scharlié), Charles, Advocat zu Laon, einer der wüthendsten Terroristen während der franz. Revolution, wurde 1792 Deputirter bei der gesetzgebenden Versammlung und später Mitglied des Convents. Voll des ungezähmtesten Hasses gegen das Königthum und dessen Anhänger ließ er den Verkauf der Güter der Emigranten decretiren, bewirkte das Gesetz, daß alle die, welche auf franz. Gebiete ergriffen wurden, binnen 24 Stunden erschossen werden sollten und stimmte

für den Tod des Königs. Viele Girondisten bestiegen durch ihn das Schaffot und Marat fand an ihm einen eifrigen Vertheidiger. Robespierre erfuhr seinen Haß am 9. Thermidor, und Lebon und Coffinhal verdankten ihm ihre Verurtheilung. Vergebens wurde er angeklagt, vielmehr ernannte man ihn zum Mitgliede des Raths der Alten. In seinem grimmigen Wüthen verlangte er von seinen Collegen, sie sollten stets einen Dolch bei sich führen, um Jeden niederstoßen zu können, welcher königlich gesinnt sei. Schon jetzt zeigte er Spuren von Geisteszerrüttung und in einem Fieberanfalle ermordete er sich endlich selbst im Febr. 1797. 22.

Charlotte Auguste, Prinzessin von Wales, Tochter Georg's IV., Königs von England, und der Königin Caroline, geb. Prinzessin von Braunschweig (s. d. Art.), geb. zu Carltonhouse den 7. Jan. 1796. Die junge Fürstin wurde nach der in England herrschenden Sitte, wobei körperliche Entwickelung und Bewegung in freier Luft mit Veredlung des Gefühls zur Andacht und Ernst die Hauptrichtungen sind, zu Prewsburyhouse, fern vom Geräusche der Hauptstadt Englands, dessen Krone sie zu tragen bestimmt schien, anfänglich von der Gräfin Elgin und Fräulein Garth erzogen. Sehr frühzeitig ward sie an eine geregelte Thätigkeit und strenge Arbeitsordnung gewöhnt; nur einen Tag in der Woche durfte sie bei der geliebten Mutter, von der sich der Prinzregent getrennt hatte, verweilen, spielen und kosen, die übrigen waren für ernstere Beschäftigungen bestimmt, deren erfreuliche Resultate der Bischof zu London, Porteus, an der 5jährigen Erbfürstin als einem „sehr einnehmenden und gefälligen Kinde" rühmte und später bezeugte, daß ihre Erkenntniß in Sitten und Glaubenslehren, die Kenntniß der englischen Musterschriften, ihre Fassungsgabe eben sowohl als ihr Forschungsgeist alle seine Erwartungen übertreffe. Noch nicht 10 Jahre alt überraschte sie schon durch Bemerkungen in Staatssachen, womit sie die ernste Stirn Georg's III. erheiterte, der jetzt ihren Lehr- und Selbstunterricht wissenschaftlich, mit steter Rücksicht auf ihre Bestimmung, ordnen ließ. Der Bischof von Exeter, später von Salisbury, Fisher, ward ihr Erzieher und die Doctoren Nott und bald darauf Short ihre Lehrer, so wie Frau von Clifford ihre Hofmeisterin (1806). Der Fürstin angestrengtester Fleiß begleiteten die schönsten Erfolge; die Geschichte und Staatsverfassung Europas, besonders die von England hatte sie inne; sie verstand die alten Classiker; schrieb und sprach deutsch, französisch, italienisch und spanisch mit Leichtigkeit; spielte und sang mit Anmuth und Zartheit; zeichnete mit Kunstsinn und Geschmack und legte eine Gemäldesammlung berühmter Männer an. Diesen Unterricht unterbrach auf den Rath der Ärzte eine Badereise; sie wählte Bagnor und ward im leichten Korbwagen mit einem ihr von ihrem Vater geschenkten Viergespanne, sich selbst von Dorf zu Dorf fahrend, eine Wohlthäterin der Armen und Kranken in dieser Gegend. Der Gleißnerei verschloß sie Thür und Ohren; ihrem Lehrer im Gesange erlaubte sie zu Warwickhouse, wo sie sich jetzt aufhielt, deßhalb nicht ferner den Zutritt. In Beseligung ihrer Umgebung hatte die königl. Jungfrau ihr 18. Jahr zurückgelegt, als sie zum ersten Male in ihrem Liebreize bei Hofe erschien, wo sie zwar gehuldigt von der Menge, aber nur Dornen fand, die ihr Inneres verwundeten, indem sie zwischen den Herzen ihrer Eltern stand und ihre Hand bereits an den Prinzen von Oranien vergeben war. In diesem Widerstreite großer Pflichten unterwarf sie sich, wie es schien, wegen ihrer Vermählung dem Willen derer, denen sie Gehorsam schuldig war, vermochte aber nicht den Besuchen ihrer Mutter zu entsagen. Die Vorbereitungen zur Vermählung hatten bereits begonnen, als sie unter den nach England gekommenen (7. Juni 1814) sieggekrönten Fürsten auch den Prinzen Leopold von Coburg sah. Mitten unter den Lustbarkeiten schrieb sie an den Grafen von Liverpool, daß sie weder England verlassen, noch jetzt der Mutter den Trost der Tochter entziehen werde und floh zu dieser nach Connaughthouse, wo ihr aber

Brougham zur unverzüglichen Rückkehr rieth. Während dieſe Selbſtſtändigkeit noch Verlegenheiten veranlaßte, kehrte ſie mit dem Herzoge von York und dem Biſchofe von Salisbury ſchon nach Carltonhouſe zurück, wo ſie väterlich empfangen ward und der Prinz Leopold um ihre Hand warb und ſie erhielt. Während dieſer nach Wien abreiſte und von da auf das Schlachtfeld von Waterloo abgerufen ward, übte ſie Werke der Liebe an Hülfsbedürftigen und betete für ſein Leben. Als aber der letzte Kampf gegen Buonaparte gefochten und Alles für das Brautpaar geordnet war, erfolgte die Vermählung, hier die Folge perſönlicher Neigung, zu Carltonhouſe am 2. Mai 1816. Seit den 26. Aug. lebten die Neuvermählten ruhig zu Claremont, wo gezeichnet, geleſen, geritten und gefahren ward und zarte Fügſamkeit die gegenſeitigen Wünſche zu Einem Willen machte, während dem ſie räthlich und wirthlich die erſte kleine Einrichtung für das zu hoffende Kind traf. Sie wurde aber nach vielen Leiden, die ſie ſtandhaft erduldete, am 5. Nov. 1816 von einem todten Knaben entbunden. Noch hatte ſie ihren Gemahl getröſtet und bemitleidet ihn nicht zum glücklichen Vater gemacht zu haben, als ſie am 6. Nov. verſchied. 25.

Charlottenbrunn, ein Marktflecken in dem Kreiſe Waldenburg der preuß. Provinz Schleſien, 5 Stunden von Schweidnitz gelegen, iſt bekannt durch 7 ſaliniſche Stahlquellen, welche in der Mitte des Orts auf einem Felſen entſpringen. Sie werden zum Trinken und Baden benutzt, haben einen friſchen, angenehm ſäuerlichen Geſchmack und werden bei Nervenſchwächen, Bleichſucht, Hypochondrie, Rheuma ꝛc. für ſehr heilſam gehalten. Durch ein Badehaus und andere zur Aufnahme von Fremden eingerichtete Privathäuſer iſt für die Bequemlichkeit der Badegäſte ausreichend geſorgt. Die Umgegend bietet manchen intereſſanten Punkt für Spaziergänger dar und ſeit 1830 wird auch durch einen Verein von Einwohnern des Badeorts für die Verſchönerung der nächſten Umgebung viel Erfreuliches gethan. Die Zahl der Badegäſte beträgt im Durchſchnitte jährlich gegen 80 Perſonen. 15.

Charnier (ſpr. Scharnīr), iſt ein Gewinde mit in einander ſchließenden Gängen, welche durch einen durchgeſteckten Draht mit einander verbunden ſind, um eine einfache oder doppelte Spalte an den äußern Theilen verſchiedener Werkzeuge dadurch beweglich zu machen. — **Charnierſtift** iſt ein durch die Höhlung der Gewinde des Charniers geſteckter Stift. Im Maſchinenbaue bedeutet Ch. die ſtarken eiſernen Doppelbänder der Panzergerinnen, welche die feſte und die bewegliche Rinne mit einander vereinigen ſollen, damit die bewegliche nach dem Steigen des Unterwaſſers auf- und niedergelaſſen werden kann. Um ſie vom Roſte frei zu erhalten, muß man ſie glühend in Theer ablöſchen. 43.

Charon, in dem nachhomeriſchem Mythus der Fährmann des Orcus (ſ. d. Art. Acheron), Sohn des Erebus und der Nacht, bei den Dichtern der Schiffer des Acheron genannt (Virg. VI, 298.). Die Todten zahlten ein Fährgeld (Juven. III, 267 ibi Schol., Poll. IX, 82.), die Lebendigen mußten ihm nach Diod. den goldenen Aſt zeigen; da er aber den Hercules ohne dieſen überſetzte, mußte er zur Strafe ein Jahr lang in Ketten liegen. Die Athener nannten ein Thor, durch das die Verbrecher zum Richtplatze geführt wurden, nach ihm Charonicon. Er wird in einem alten Nachen ſtehend, als ein alter mürriſcher Mann mit großem ſtruppigem Barte, feurigen Augen und zerlumptem Kleide dargeſtellt. Nach Diod. I, 96. iſt der Grund der ganzen griech. Vorſtellung von der Unterwelt, mit allen ſich darauf beziehenden Mythen, der Auen und Wohnungen der ſelig Geſtorbenen, bei Memphis, in der Nähe des acheruſiſchen Sees, in Ägypten zu ſuchen, wo Oſiris der Lenker und Regierer der heilſamen Wagen wie der verſtorbenen Seelen iſt. Die Ägyptier verbanden mit dem Amenthes (Hades der Griechen) nach Plutarch. de Osid. et Osirid. Freude und Fröh-

lichkeit. Dieser Fabel ist Ch. (*Χαρων*, der Freudige) im Gegensatze der Mühen des irdischen Lebens nachgebildet. (Vgl. Creuzer „Symbolik" Thl. 1. 1819. S. 416 ff.) Bei den Juden ist Ch. der Name eines bösen Geistes, der von Moses in eine Grube gesperrt worden sei und herauszukommen suche, wenn sie sündigen. 25.

Charondas, ein berühmter Gesetzgeber des Alterthums, welcher um das Jahr 650 v. Chr. in Catanea in Sicilien lebte. Die Gesetze, welche er seiner Vaterstadt gab, fanden bald auch in andern Städten Aufnahme, besonders in Thurium. Sie waren in Versen verfaßt und enthielten, wenn man den Berichten glauben darf, sehr viele treffliche Bestimmungen, z. B. daß die, welche bereits Kinder hatten, nicht wieder heirathen durften, eine für griech. Stämme sehr heilsame Verordnung. Für Verläumder waren entehrende Strafen bestimmt und der Tod traf den, welcher bewaffnet in eine Volksversammlung kam. Über die Lebensumstände des Ch. ist nichts bekannt. Man erzählt, daß, als er einst von Verfolgung der Räuber zurückkehrend bewaffnet in die Volksversammlung trat und ihm Jemand die Verletzung des Gesetzes vorwarf, er sich selbst mit dem Schwerdte niedergestoßen habe. Dasselbe wird jedoch auch vom Diokles, dem Gesetzgeber der Syrakusaner, berichtet. 22.

Charost (spr. Scharo), Armand Joseph de Bethune, Herzog von, ein edler Patriot und Menschenfreund, wurde den 1. Juli 1728 geboren, zeichnete sich als Militair bei der Einnahme von Münster aus und zog sich nach dem Frieden auf seine Güter zurück, wo er im Besitze eines bedeutenden Vermögens ungestört seiner Neigung zum Wohlthun leben konnte. Ackerbau und Volkserziehung waren die Hauptgegenstände seiner Wirksamkeit; überall suchte er dem Volke seine drückenden Lasten zu erleichtern und die Armuth durch Hospitäler und Arbeit zu unterstützen. Dem Staate hatte er schon 1758 sein ganzes Silberzeug für die Münze überlassen, und nach dem Ausbruche der Revolution steuerte er abermals und zwar unaufgefordert 100000 Fr. bei. Während der Schreckenszeit wurde er 6 Monate eingekerkert; dessenungeachtet setzte er nach seiner Freilassung seine menschenfreundlichen Bestrebungen fort, sorgte für Abhülfe der Bettelei, bewirkte an mehreren Orten den Anbau des Tabaks, des Krapps und Rhabarbers, nahm Theil an der Stiftung der philanthropischen Gesellschaft zu Paris und suchte auch durch mehrere Schriften das allgemeine Wohl zu fördern. Als Maire des 10. Bezirks von Paris wurde er nach einem Besuche des Taubstummeninstituts von den Pocken ergriffen und auf das Krankenlager geworfen. Er starb am 27. Oct. 1800. 22.

Charpentier (spr. Scharpangtié), Marc Antoine, ein trefflicher franz. Musiker des XVII. Jahrh., geb. 1634 zu Paris, begab sich nach Italien, um die Malerkunst zu erlernen, wurde aber durch eine Motette von Carissimi so für die Musik eingenommen, daß er seinen frühern Plan aufgab und unter des genannten Meisters Leitung sich der Tonkunst widmete. Seine ersten Producte wurden von den Italienern mit Beifall aufgenommen und verschafften ihm den Namen des franz. Phönix. Er kehrte nach Frankreich zurück, war einige Zeit Musikmeister bei dem Herzoge von Guise, dann bei dem Herzoge von Orleans und wurde zuletzt in derselben Eigenschaft am Jesuitencollegio angestellt. Er starb im März des Jahres 1702. — Man muß, um den Werth Ch.'s nicht falsch zu beurtheilen, zwei Perioden seines Kunstlebens annehmen. In der frühern, in welcher er eine nicht kleine Anzahl Opern und Singstücke schrieb, ist er noch nicht frei von den Mängeln der alten franz. Schule, ohne daß man ihn jedoch auf eine Stufe mit dem faden Lulli setzen kann. Fortdauernde Mißhelligkeiten mit Letzterm mochten ihn wohl bestimmen, die Bühne zu verlassen und zur kirchlichen Musik überzugehen. Hier war er in seiner Sphäre und viele seiner Messen,

Motetten ꝛc. beweisen, wie wohl er den Unterricht seines trefflichen Lehrers zu benutzen verstanden hatte. 22.

Charpie (spr. Scharpih), lat. linteum carptum, carpia, carbasa; engl. lint, ist der franz. Ausdruck für aus einander gezogene gezupfte weiße Leinwand. Zum Gebrauche wird die Ch. entweder mit einem stumpfen Messer geschabt und in dieser Form zum Tamponniren, Blutstillen und Ausfüllen tiefer Wunden gebraucht, oder sie wird mit den Fingern gezupft, aus welcher dann Charpiebäuschchen, Charpiekuchen, das Plättchen, Charpiepinsel, Dochte oder Charpiepolster, Charpiekugeln, Wieken, Meißel oder sogenannte Bourdonnets bereitet werden. Die Engländer benutzen statt der Ch. eine Art baumwollenen Gewebes, dessen Fäden von einander sehr entfernt laufen. Schon in der Geschichte der Eroberung Mexikos durch die Spanier liest man, daß die Wolle zum Verbinden der Wunden benutzt worden ist; allein diese Substanz reizt und saugt bei gewissen Wunden nur schwer den Eiter ein. 14.

Charta magna, engl. the great charter, der sogenannte große englische Freiheitsbrief, enthält diejenige, dem englischen Könige Johann ohne Land abgedrungene und am 15. Juni 1315 ausgestellte Urkunde, welche der Engländer bis jetzt noch als die Grundlage aller Nationalfreiheit verehrt. Es wurde darin der schon von Heinrich I. im J. 1100 ausgestellte Freiheitsbrief bestätigt und vermehrt. Der hauptsächliche Inhalt der Charta magna besteht in Folgendem: Der freie Mann kann in wichtigen Sachen nur von Andern seines Standes nach den bestehenden Landesgesetzen verurtheilt werden; Geldstrafen dürfen nie so groß werden, daß der Bestrafte darüber verarmt; durch keine Strafe kann dem Landmanne sein Ackergeräthe entzogen werden; die königlichen Gerichte müssen an den festgesetzten Orten unentgeltlich Recht sprechen; Erbschaften fallen ohne Abzug den Testaments- oder Intestaterben zu; die Städte und Flecken behalten ihre alten Freiheiten; im ganzen Lande gilt einerlei Maß und Gewicht; der Handel wird nicht durch willkührliche Zölle beschränkt; der freie Mann kann nach Gefallen aus dem Reiche wegreisen und wiederkommen, ohne behindert zu werden; die vorher willkührlichen Auflagen auf Lehngüter werden in festgesetzte umgewandelt, und Abgaben können nur durch die Versammlungen des Volks aufgelegt werden. 3.

Charte, 1) ein einzelnes Blatt zum Beschreiben oder Zeichnen, zum Unterschiede eines Buches oder Atlasses in Blättern. Man hat in diesem Sinne Landcharten, Spielcharten, Aufenthaltscharten, Visitencharten, charta blanca, oder Blanquet u. dgl. Weil man Diplome und Urkunden über wichtigere Gegenstände in Chartenformat auszufertigen pflegt, so versteht man 2) unter Ch. eine Urkunde oder ein Diplom. 3) In neuern Zeiten besonders die vom Fürsten und von den Vertretern des Volks unterzeichnete Verfassungsurkunde, worin die gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen anerkannt und versichert werden. In diesem Sinne wird dann der Ausdruck „Charte" mit „Constitution" als gleichbedeutend genommen. Wenn man sich daher in Frankreich über die Verletzung der Ch. beschwert, so versteht man darunter den Angriff auf die Constitution. 3.

Charte constitutionelle, der Ausdruck, welcher von der Grundlage aller neuern Constitutionen, nämlich der englischen Charta magna (s. d. Art.) entlehnt zu sein scheint, soll in Frankreich die bestehende Grundverfassung bezeichnen, in sofern solche als Vertrag zwischen dem Fürsten und dem Volke die Rechte der Staatsbürger gegen die Willkühr des Hofes und so umgekehrt zu sichern bestimmt ist. Die durch die Verhältnisse längst vorbereitete, aber in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erst zum Ausbruche gekommene französische Revolution hatte damit ange-

fangen, der zur Willkühr ausgearteten Alleinherrschaft eine Grenze zu setzen. Doch bald war man dahin gelangt, die Monarchie ganz aufzuheben. Seitdem hatte man in Frankreich sich unablässig bestrebt, dem Lande eine Grundverfassung im Sinne einer gesetzlichen Freiheit und der Sicherstellung gegen die Willkühr zu geben. Die Sache wurde indeß bald einseitig und entbehrte daher der erforderlichen gesetzlichen Garantie. Die gesetzgebende sowohl als die vollziehende Gewalt waren beide ohne Controle in den Händen einer einzigen Macht, die daher sich selbst zu beherrschen hatte und das Gehorchen nicht verstand. Dieselben Versammlungen, welche die Verfassungen gegeben hatten, erlaubten sich auch ihr eignes Werk wieder umzuwandeln und nach Befinden umzustoßen. Doch wurden schätzbare Erfahrungen gemacht, Fehler, die zu vermeiden waren, entdeckt und somit die Elemente der jetzigen Grundverfassung als eines Vertrages gefunden. Indeß hatte während dem Napoleon die Gewaltherrschaft an sich gerissen und dadurch das Bedürfniß einer gesetzlichen Freiheit, als eines Rechtsstandes, erst recht fühlbar gemacht. Im J. 1814 mit der Rückkehr der Bourbons wurde nun der erste Hauptvertrag dieser Art, in welchem man die Rechte des Volks und der Krone feststellte, abgeschlossen. Allein seitdem hatten die Eingriffe von der einen und die Kämpfe dagegen von der andern Seite nicht aufgehört, so daß in den verschiedenen einzelnen Perioden so viel mittelbare Abänderungen daran vorgenommen worden waren, daß schon nach 16 Jahren, im Juli 1830, Karl X. es wagte, sich ganz darüber hinwegzusetzen, was jedoch den unter dem Namen „der Julitage" bekannten gewaltsamen Widerstand dagegen zum Ausbruche brachte, der Karln die Krone kostete. Nun wurden von Ludwig Philipp bei der Thronbesteigung die ältern Zusicherungen wiederholt und neue Garantien hinzugefügt. Indeß sind auch hier schon gegenseitige Beschuldigungen nicht selten gehört worden. Doch scheint sich die Sache des durch die Constitution bedingten Zustandes der gesetzlichen Ordnung immer mehr zu befestigen. Es kann daher den nunmehr bald 50jährigen Anstrengungen einer großen Nation um Erringung der bürgerlichen und politischen Freiheit die Bewunderung nicht versagt werden; indem sie, in ihren Bemühungen oft unterliegend, den Muth doch nicht sinken ließ und endlich jetzt die Aussicht hat, das in einem halben Jahrhunderte zu erreichen, was ihren Nachbarn, den Engländern, nur nach einem 256jährigen Kampfe erst möglich gewesen ist. Eine Constitution kann in Zeiten, wo Monarchien bereits begründet sind, nur in einem Vertrage zwischen Fürsten und Volk ihre Sicherstellung erhalten. Jeder Schritt darüber hinaus enthält Willkühr und führt zu dem, was man vermeiden wollte. Je fester und redlicher man daher bei einer einmal angenommenen Constitution von beiden Seiten hält, selbst wenn hier und da manches vielleicht noch zu wünschen übrig sein könnte, desto sicherer wird der Zweck erreicht. Denn jede Abweichung erleichtert die Möglichkeit, diese aber erzeugt den Versuch weiter zu gehen, und so ist in Kurzem die ganze Constitution dahin. Dieß schien man in Frankreich zu bald aus den Augen gesetzt zu haben. Das Jahr 1830 hat ein warnendes Beispiel aufgestellt. Man darf daher wohl nicht mit Unrecht annehmen, daß nur die eiserne Festigkeit, mit welcher die Engländer durch mehrhundertjährige Erfahrungen gewitzigt, selbst bei den Fehlern in ihrer Constitution beharrt haben, es ihnen möglich gemacht hat das Vortreffliche daran zu behaupten, welches der Welt als Muster vorliegt. 3.

Charybdis, Tochter Poseidon's (Meer) und der Gäa (Erde), ein gefräßiges Weib. Da sie dem Hercules einige von Geryon's Rindern entführte und sie verzehrte, erschlug sie Zeus mit dem Blitze und stürzte sie ins Meer. Sie ward aber allen in ihre Nähe gekommenen Schiffen gefährlich, die sie in den Abgrund herabzieht und verschlingt. Sie wohnte nach Homer (Od. 12, 101. 235) an

einem Felsen (Siciliens) unweit der Scylla, wo sie als Meerstrudel durch 3maliges Einschlürfen und Ausstoßen des Wassers ein furchtbares Getöse macht. Veranlassung zu diesem Mythus gab der in diesen Gewässern bei Messina befindliche Strudel oder Wirbel, Charilla, Rema, Calofaro und Garofalo genannt. Er ist bei stillem Wetter und wenn kein West- oder Südwind weht, nicht gefährlich, indem ihn die Spiegelfläche spurlos ebnet. 25.

Chassé (David Heinrich, Baron von), königlich niederländischer General der Infanterie, stammt aus einer ursprünglich französischen Familie, welche sich nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Holland niederließ und ward zu Thiel in Geldern den 18. März 1765 geboren. Schon in seinem 10. Jahre trat er als Cadet in niederländische Kriegsdienste und wurde im J. 1781 zum Lieutenant und 1787 zum Hauptmanne im Dienste der vereinigten Provinzen ernannt. Den Reihen der Patrioten angeschlossen mußte er, durch die preußische Intervention genöthigt, sein Vaterland verlassen. Er ging nach Frankreich und erhielt bald im Heere eine Anstellung. Während der Revolution erhielt er bald Gelegenheit sich auszuzeichnen und ward 1793 Oberstlieutenant in Pichegru's Armee, focht in den Schlachten von Monpueron, Stad und Hooglede sehr tapfer und kehrte sodann in die Dienste seines Vaterlandes zurück, verließ es jedoch bald wieder, um unter dem holländischen Generale Daendels dem Feldzuge 1796 gegen die Expedition des Herzogs von York beizuwohnen. Bei einer Landung der Engländer 1799 an der holländ. Küste befehligte Oberst Ch. ein Regiment Jäger, mit dem er mehrere Stunden lang der weit überlegenen Zahl seiner Feinde ein mörderisches Gefecht lieferte. In den Feldzügen der Jahre 1800, 1805 und 1806, denen er unter dem belgischen Generale Dumonceau beiwohnte, legte er viele Proben seiner Unerschrockenheit ab. Als Brigadegeneral wohnte Ch. dem Kriege in Spanien bei, wo er sich an der Spitze seiner Holländer mit der blanken Waffe so auszeichnete, daß er sowohl von seinen Untergebenen als auch von seinem kaiserlichen Feldherrn général la bayonette genannt wurde. Mit eben so vielem Ruhme kämpfte er bei Melos d'Ivoy, Talavera de la Reina und bei Ocaña. Zum Danke für seine geleisteten Dienste erhob ihn sein König zum Barone und Commandeur des Unionordens und gab ihm eine Dotation von 5000 Fl. Während der 6 Jahre, die der mörderische Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel dauerte, blieb er ununterbrochen in Spanien und trug viel zum glücklichen Ausgange des Treffens bei Almonacid, Durango Missa ꝛc. bei, rettete das im Col de Maja eingeschlossene Armeecorps des General d'Erlon durch seine Entschlossenheit und wurde dafür vom Kaiser mit dem Officierkreuze der Ehrenlegion geziert. Der Herzog von Dalmatien (Soult) verlangte für Ch. den Rang eines Generallieutenants, den er auch erhielt. Bei der Einverleibung Hollands ging Ch. im Januar 1814 nach Frankreich, focht am 27. Febr. bei Bar sur Aube als Divisionsgeneral mit vielem Erfolge, wurde aber dabei schwer verwundet. Nach der Abdankung Napoleon's trat er als Generallieutenant in die Dienste des Königs der Niederlande und führte in der Schlacht bei Waterloo eine Division holländische Truppen, wo es ihm gelang, eine zum Schweigen gebrachte englische Batterie durch gemeinsamen Angriff mit Van der Smissen zu retten und durch einen zweckmäßigen Bayonettangriff viel zum glücklichen Ausgange des Ganzen beizutragen. Der Herzog Wellington rühmte in einem besondern Schreiben die Tapferkeit Ch.'s und der König Wilhelm übertrug ihm nach beendigtem Feldzuge das Commando der 4. großen Armeeabtheilung zu Antwerpen. Im J. 1830, als die Unruhen in Belgien ausbrachen, that Ch. Alles, was in seinen Kräften stand, Antwerpen dem Könige zu erhalten. Als auch diese Stadt in Aufruhr gerieth, erklärte er sie den 17. Oct. in den Belagerungszustand. Der Prinz von Oranien verließ den 26. Oct. die Stadt und Ch. von allen

Seiten in derselben angegriffen, deren Bürger von ihm verlangten, er solle die brabantische Fahne aufpflanzen, zog sich mit seinen holländischen Truppen in die Citadelle zurück. Zum Generale der Infanterie und Großkreuze des niederländischen Löwen ernannt, behauptete sich Ch. zwei Jahre hindurch in seiner Citadelle wie auf einer Insel. Ohne Hoffnung auf Entsatz vertheidigte er drei Wochen hindurch einen Steinhaufen gegen eine zwölffache Übermacht der Franzosen mit heroischer Entschlossenheit, und übergab sie nur durch die äußerste Nothwendigkeit gezwungen. Die Sieger ehrten den tapfern Greis, führten ihn aber als Geißel mit sich nach Frankreich. In Folge des Tractats vom 21. Mai 1833 kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde am 12. Juli von seinem dankbaren Monarchen in feierlicher Audienz empfangen. Ch. lebt seitdem im Haag ohne bestimmte Anstellung, geliebt von seinen Landsleuten und hochgeachtet von allen Kriegern Europas. 26.

Chassidäer (vom hebr. חָסִיד, fromm) sind die Pietisten unter den Juden. Doch sind die ältern von den neuern wohl zu unterscheiden. Jene schon in den Makkabäern (I. 7, 17.) erwähnt, waren eigentlich streng Fromme, von Luther Heilige übersetzt, welche durch übermäßige Religionsübungen, Ertödtung des Fleisches, Fasten und Beten das Reich des Messias zu beschleunigen suchten; diese sind eine neuere Sekte von einem Juden Baal Schem Tob zu Wlessy in Polen um 1740 gestiftet, der als Prophet auftrat und durch wunderbare Kuren sich trotz vieler Verfolgungen großen Anhang verschaffte, der sich als besondere Sekte in Polen, Galizien, Ungarn, der Moldau und Wallachei ausbreitete, in neuerer Zeit viele Schriften herausgegeben hat und seit dem Tode des Stifters unter einzelnen Oberhäuptern (Zadik, fromm) stehen. Ein solcher genießt fast übermenschliche Verehrung, seine Besitzthümer werden als Heiligthümer und Kleider von ihm als Amulete gegen sündhafte Anfechtungen betrachtet. Er ist die Fülle alles Lichts und aller Wahrheit, die Krone, die Zierde und das Licht des Weltalls, und schon sein Anblick verscheucht die bösen Triebe aus dem Herzen und macht der Seligkeit fähiger. Darum gebührt ihm unbedingte Unterwerfung in seine Aussprüche, Außerdem ist es die Pflicht eines jeden Ch., alle Wissenschaften als dem Seelenheile verderblich zu verwerfen, nach einer innigen Vereinigung der Seele mit Gott zu streben (Anschauen Gottes durch den Glauben) und sich im Gebete im Anschauen Gottes zu verlieren, sich streng an den Talmud zu halten und alle Verachtung der Welt mit Gemüthsruhe zu ertragen. In ihren Versammlungen, die sie in besondern Häusern (Klossels) sowohl zu religiösen Zwecken als zum Vergnügen halten, pflegen sie eine Menge convulsivischer Bewegungen zu machen. 9.

Chasteler (Marquis Johann Gabriel von), Grand von Spanien 1. Classe, k. k. östreich. General der Artillerie, Gouverneur von Venedig, Commandeur des Theresien- und Leopoldordens, auch wirklicher Kammerherr, aus einer Seitenlinie des herzogl. lothringischen Geschlechts, geb. den 22. Jan. 1763 auf dem Schlosse Mulbais in Hennegau, erhielt zu Metz seine erste Bildung in dem Collegium de Fort, trat sehr jung (1776) in den östreich. Kriegsdienst, wählte das Ingenieurcorps und machte sich bei dem Baue von Josephstadt und Theresienstadt, so wie bei der Belagerung von Belgrad unter dem Prinzen von Coburg rühmlichst bekannt. 1790 ward er zum Oberstlieutenant erhoben und bei Aufnahme und Ausarbeitung der militairischen Charte der Walachei verwendet; vollzog wichtige Aufträge in Belgrad, Peterwardein ꝛc. und wurde nach den Niederlanden geschickt, um einen Theil der Festungswerke von Namur herstellen zu lassen. Er fertigte bei dieser Gelegenheit einen Plan, der allgemein bewundert ward. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution focht er tapfer gegen die Franzosen, vertheidigte das Castel von Namur (Dec. 1792)

gegen den General Moitelle, machte dann den Feldzug von 1793 mit, wo er in der Schlacht bei Wattigny (15. und 16. Oct. 1793) den rechten Flügel der französischen Armee warf. Bei Valenciennes wurde er 7 Mal verwundet und nach seiner Wiederherstellung von seinem Kaiser als Diplomat nach Polen und Petersburg gesand. Nach dem Frieden von Campo-Formio erhielt er (Dec. 1797) vom wiener Hofe den Auftrag, an der Bestimmung der neuen Grenzscheidungen der neuerworbenen venetianischen Provinzen mit den französischen Commissairen zu arbeiten, ward 1799 Generalquartiermeister des vereinigten russisch-östreichischen Heeres in Italien, trug zu Kray's Siege über Scheerer das Meiste bei, und focht in der Schlacht an der Trebbia (17 — 19. Juni). Im Auftrage die Belagerung von Alexandrien zu leiten, erhielt er die 13. Wunde durch eine Kartätschenkugel. Nachdem er (1800) unter Kray bei der Rheinarmee tapfer gefochten hatte, organisirte er die tyroler Miliz so zur Zufriedenheit des Kaisers, daß dieser ihn zum Cammandeur eines tyroler Jägerregiments ernannte. Nach dem Waffenstillstande von Stadt Steyer befestigte er Tyrol und erhielt deßhalb von den Ständen die Landsmannschaft. 1802 reiste er nach Paris und bewirkte, daß er von der niederländischen Emigrantenliste ausgestrichen ward. 1805 war er Chef des Generalstabes und erhöhte seinen Ruhm, z. B. durch Vertreibung Marmont's aus Gráz. 1808 dirigirte er die Wiederherstellung der Festungswerke von Komorn in Ungarn; im folgenden Jahre befehligte er die 8. Division der Armee von Inneröstreich. Vom Erzherzoge Johann beauftragt rückte er bei dem Aufstande der Tyroler gegen die Franzosen in Tyrol ein und ward hier der Mittelpunkt aller militairisch-politischen Erfolge. Nach der Schlacht bei Regensburg mußte Ch. sich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Als hierauf 8000 Franzosen und Baiern zu Inspruck capituliren mußten, ward er in einem Tagsbefehle Napoleon's „als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzosen und Baiern verübten Mordthaten und als Anstifter des tyroler Aufstandes" für vogelfrei erklärt. Dieser Machtspruch, eine Folge der Erbitterung, war um so ungerechter, als Ch. zuerst für die Gefangenen und Verwundeten Sorge trug. Nach dem wiener Frieden (14. Oct. 1809) war er einige Zeit mit dem Militaircommando in Troppau beauftragt und befehligte 1813 das Grenadiercorps der Hauptarmee, focht in den Schlachten bei Dresden und Kulm mit, ward Feldzeugmeister und Gouverneur von Theresienstadt, übernahm dann Dresden, als der Vertrag zwischen Klenau und Gouvion-Saint-Cyr nicht genehmigt ward. Er starb als Gouverneur von Venedig an den Folgen seiner Wunden daselbst am 7. Mai 1825. So wie durch Heldenmuth und Edelsinn ausgezeichnet, war er einer der wissenschaftlich gebildetsten Krieger im Heere Östreichs. 25.

Chatam, s. Pitt.

Chateaubriand (spr. Schatobriang), François Auguste, Vicomte de, im J. 1769 zu Combourg bei Fougères geboren, stammt aus einer alten Familie der Bretagne und diente bis zum Ausbruche der Revolution als Unterlieutenant in dem Infanterieregimente Navarra. Die Empörung seiner Soldaten bewog ihn 1790 seinen schon früher gefaßten Entschluß nach Nordamerika zu wandern auszuführen. Er durchstreifte von der Bewunderung dieser jungfräulichen Natur hingerissen die Urwälder der neuen Welt und erreichte das Gestade des stillen Oceans bei dem Cap Mendocin. Der zweijährige Aufenthalt unter diesen wilden Völkerstämmen hatte auf die Richtung seines ungewöhnlich lebhaften Geistes einen entscheidenden und bleibenden Einfluß. Ein prosaisches Gedicht: „Les Natchéz", welches um diese Zeit entstand und worin er die Natur des Landes und die Sitten seiner Bewohner schildert, erschien erst im J. 1826. Nur das Bruchstück „Atala ou les amours de deux sauvages dans le désert"

wurde früher (1801. deutsch von C. F. Cramer, Leipz. 1805. 8.) bekannt. Der Ausbruch des Krieges führte ihn im J. 1792 nach Europa zurück. Er focht in den Reihen der Emigranten und ward bei Thionville verwundet. Dieser Umstand sowohl als auch fortwährende Kränklichkeit bestimmten ihn, den Kriegsdienst zu verlassen und nach England zu gehen, wo er ein einsames, kümmerliches Leben führte. Während dieser Zeit schrieb er sein in liberalem Geiste durchgeführtes Werk: „Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes" (Lond. 1797. 8.), welches sehr feine und tiefe Bemerkungen, aber nach des Verfassers spätern Ansichten auch viele Irrthümer enthält. Ch. änderte auf einmal seine religiöse und in Folge derselben auch seine politische Gesinnung. So sehr er auch nach seinem eigenen Geständnisse durch den Wahnsinn seiner Zeit zum Freigeiste geworden war, so hatte doch das Unglück, welches seine Familie während der Revolution traf, einen solchen Einfluß auf ihn, daß er sich wieder dem guten alten Glauben anschloß. „Meine Überzeugung", sagte er, „ging aus dem Herzen hervor, ich habe geweint und habe geglaubt." Das erste Werk seiner geänderten Überzeugung war: „Le génie du christianisme", welches nach dreimaliger Umarbeitung endlich zu London (1802. 5 Voll. 8, deutsch von C. Venturini, Münster 1803—4. 4 Bde. 8.) erschien und sich bald, obschon es mit dem alles Heilige verspottenden Hohne und dem revolutionairen Geiste der damaligen Zeit einen harten Kampf zu bestehen hatte, eines unerwarteten Beifalls erfreute. Freilich entsprach es den Plänen Buonaparte's, welcher im Begriffe stand, die doppelte Krone Karl's des Großen auf sein Haupt zu setzen und deßwegen das Ansehen der Geistlichkeit als seinen Zweck fördernd wieder herzustellen wünschte. Ch., welcher unterdessen (1800) nach Frankreich zurückgekehrt war und an der Redaction des „Mercure de France" Theil genommen hatte, blieb nicht unbelohnt. Er wurde 1803 zum Secretaire des Cardinal Fesch, welcher als Gesandter nach Rom ging, ernannt, kehrte aber, da der Charakter des Cardinals ihm mißfiel und die Instructionen, welche die Gesandtschaft von Paris aus erhielt, mit seinen Gesinnungen nicht vereinbar waren, bald wieder nach Frankreich zurück. Buonaparte, welcher den vielversprechenden Mann nicht so schnell aufzugeben gedachte, schickte ihn als bevollmächtigten Minister nach Wallis. Auf die Nachricht von der Ermordung des Herzogs von Enghien (21. März 1804) nahm jedoch Ch. sogleich seine Entlassung und keine Versprechungen konnten ihn bewegen wieder einen Staatsdienst anzunehmen; er lebte still und zurückgezogen nur seinen Studien. Im J. 1806 machte er eine Reise durch Italien, Griechenland und Ägypten, besuchte Jerusalem, landete auf der afrikanischen Küste an der Stelle des alten Carthago und kehrte 1807 über Spanien nach seinem Vaterlande zurück. Durch einige Artikel, welche er sogleich nach seiner Heimkehr über Alex. de Laborde's Reise nach Spanien in den „Mercure" einrückte und worin Napoleon beleidigende Anspielungen auf seinen Charakter zu finden glaubte, verlor er das Eigenthumsrecht an diesem Journale. Bald darauf erschienen seine „Martyrs" (Par. 1809. 2 Voll. 8., deutsch von L. A. Haßler, Freib. 1816. 3 Bde. 8.), worin sich besonders die Empfindlichkeit des Verfassers gegen die verworfenen Menschen, welche sich stets an die herrschende Macht, die Belohnungen hoffen läßt, anschließen, bemerkbar macht, woraus sich die völlig entgegengesetzten Urtheile über dieses Werk erklären lassen. Allgemeineren Beifall fand sein „Itinéraire de Paris à Jerusalem" (Par. 1811. 3 Voll. 8., deutsch von C. L. Methus. Müller und W. A. Lindau, Leipz. 1811. 3 Bde. 8.), mit dessen Herausgabe Ch. lange zögerte, weil die Polizei einige Lobreden auf den Kaiser darin zu finden wünschte. Nur das Interesse seines Verlegers konnte ihn, wie er selbst sagt, zu dieser Gefälligkeit bestimmen. Einige Tiraden auf den Kriegsruhm Napoleon's abgerechnet ist

das Lob nur sparsam gespendet. Wie sehr sich aber auch Ch. der bestehenden Gewalt abgeneigt zeigte, so wurde ihm doch eine Stelle im Institute angetragen mit der Weisung, diese anzunehmen oder Frankreich zu verlassen. Da aber die Eintrittsrede, in welcher er nach alter Gewohnheit von seinem Vorgänger, welches dieses Mal der bekannte Schriftsteller Joseph Chenier war, der des Vicomte politische Ansichten und Schriften sehr ungünstig beurtheilt hatte, nur lobend sprechen sollte, fast nur Tadel und Anzüglichkeiten enthielt und der Verfasser sich zur Fertigung einer andern auf keine Weise entschließen wollte, so blieb er von dem Institute ausgeschlossen. Napoleon, welcher zu dieser Zeit mit wichtigeren Dingen beschäftigt war, konnte den Hartnäckigen seine Unzufriedenheit nicht fühlen lassen; die Polizei begnügte sich damit, ihn aus Paris zu verweisen. Aber schon in den nächstfolgenden Jahren (1812) erhielt Ch. durch Napoleon's Mißgeschick eine günstige Gelegenheit, seinen Haß gegen den Kaiser laut werden zu lassen und seine Anhänglichkeit an das alte Königshaus offen zu zeigen. Die von ihm in den ersten Tagen des Aprils 1814 herausgegebene, kräftig, oft derb geschriebene Broschüre „De Buonaparte et des Bourbons" (deutsch von Ponge, Berl. 1814. 8.), wurde auf Befehl des provisorischen Gouvernements in unzähligen Exemplaren verbreitet und war auf die öffentliche Meinung von unberechenbarem Einflusse. Ludwig XVIII. äußerte selbst, daß sie ihm mehr als eine Armee genützt habe. Seine „Réflexions politiques sur quelques brochures du jour" (Par. 1814. 8., deutsch von Theod. von Haupt, Tübing. 1815. 8.) sollten das Volk mit dem Geiste der Mäßigung und Weisheit, worin künftighin die Monarchie der Bourbonen handeln würde, bekannt machen. Er wurde alsbald zum Gesandten nach Stockholm bestimmt, da aber, ehe er dahin abging, Napoleon wieder in Frankreich gelandet war, so folgte er im März 1815 Ludwig XVIII. nach Gent, welcher ihn zu seinem Minister ernannte. In dieser Eigenschaft erstattete er einen Bericht über die Lage Frankreichs („Rapport sur l'état de la France" Par. 1815. 8.), welcher Napoleon so wenig gefährlich schien, daß er den Druck desselben zu Paris nicht verhindern zu müssen glaubte. Nach der zweiten Restauration ward Ch. (19. Aug. 1815) zum Pair von Frankreich, zum Staatsminister und zum Präsidenten des Wahlcollegiums des Departements Loiret ernannt, und zeigte in allen diesen Eigenschaften stets ultraroyalistische Gesinnungen. Eine königl. Ordonnanz vom 21. März 1816 bestimmte ihn zum Mitgliede der Akademie. Seine Ansichten in der Flugschrift: „De la monarchie selon la Charte" (Par. 1816. 8.) zeugen von großer politischer Verkehrtheit. Der König, an dessen persönlichem Willen bei der Ordonnanz vom 5. Sept. er in dieser Schrift zweifelte, strich ihn aus der Liste der Minister und Ch. kam wenigstens dieses Mal unverdienter Weise in den Ruf eines politischen Märtyrers. Er neckte nun unaufhörlich das Ministerium; in seinen „Remarques sur les affaires du moment" prophezeite er sogar den Untergang Frankreichs, wenn man den Gang der Verwaltung nicht ändere, wogegen jedoch von Seiten der Regierung kräftige Einsprache gethan wurde. In der Pairskammer stimmte er gegen die Freiheit der Presse und schlug sogar vor, das Finanzgesetz ohne Discussion anzunehmen, „selbst wenn man darin einen Rechnungsfehler finde." Auch gegen den Vorwurf, eine Vorstellung an die Verbündeten, die Occupationsarmee nicht von den Grenzen Frankreichs zurückzuziehen, gemacht zu haben, wußte er sich nicht genügend zu vertheidigen. Bei der Taufe des Herzogs von Bordeaux überreichte er der Herzogin von Berri ein Fläschchen Wasser aus dem Jordan, welches augenblicklich eine solche Wirkung äußerte, daß er zum außerordentlichen Gesandten in Berlin ernannt wurde. In diese Zeit fallen auch seine „Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de M. Charles-Ferdinand d'Artois, duc de Berri" (Par. 1820. 8.).

Nach seiner Zurückkunft von Berlin ward er (30. April 1821) von Neuem zum Staatsminister ernannt; er nahm aber schon in demselben Jahre seine Entlassung und ging als Gesandter nach London, von wo er jedoch bald zurückkehrte, um dem Herzoge von Montmorency auf den Congreß zu Verona zu folgen, wo er sich verleiten ließ für den Krieg gegen die spanischen Cortes zu stimmen. Da Villèle derselben Ansicht war, so wurde Ch. in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen (28. Dec. 1822). Er vertheidigte mit aller Kraft seiner Beredtsamkeit den für Spanien, wie für Frankreich gleich nachtheiligen Feldzug; freilich war er in dem unglücklichen Wahne befangen, Ferdinand VII. werde seinem Volke eine Constitution geben. Daß er das wirklich erfolgte Resultat nicht wünschte, scheint der glühende Eifer, mit welchem er als Minister die Freiheitssache der Griechen ergriff und später noch vertheidigte (z. B. in seiner freimüthigen „Note sur la Grèce"), zu beweisen. Mit Villèle, der in den Staatsgeschäften den romantischen Schwung seines Collegen nicht billigen konnte, war bald Unfriede. Als aber Ch. dem von Villèle ausgegangenen Gesetzvorschlage, die Rente der Staatsschuld von 5 auf 3 Procent herabzusetzen, mit Energie entgegentrat, wodurch er seinen Gegner zu stürzen vermeinte, erhielt er selbst seine Entlassung (5. Juni 1824). Auch unter Karl X., welchen er bei seinem Regierungsantritte mit der Broschüre: „Le Roi est mort; vive le Roi!" begrüßte, konnte er nicht wieder zu seinem frühern Einflusse gelangen. Er trat nun zur Opposition über und die Liberalen hatten an ihm in den Angelegenheiten der bedrohten Preßfreiheit eine vorzügliche Stütze; seine Aufsätze über diesen Gegenstand in dem „Journal des débats" und seine Schrift „De l'abolition de la censure" erfreuten sich eines allgemeinen Beifalls. Nachdem das Ministerium Villèle, gegen welches er unaufhörlich mit allen Waffen seines Geistes zu Felde zog, gestürzt und Martignac an die Spitze der Verwaltung getreten war, wurde er als franz. Botschafter nach Rom geschickt. Unter Polignac, welcher nur Emigrirte und Ultraroyalisten unterstützte und beförderte, mußte er sich wieder in den Privatstand zurückziehen. Er beschäftigte sich jetzt vorzüglich mit seinen „Etudes historiques" (3 Voll. 8.) und gab der Regierung durch seine Flugschrift: „Les quatre Stuarts" (Par. 1830. 8.) die letzte Warnung. Die Julirevolution billigte Ch., obgleich er keinen Antheil daran nahm. Seit der Abdankung Karl's X. und seines Sohnes, des Herzogs von Angoulème, hält er den Herzog von Bordeaux (Heinrich V.) für den rechtmäßigen Thronerben. Er weigerte sich deßhalb bis jetzt dem Hause Orleans den Eid der Treue zu leisten und ließ sich lieber von der Pairskammer ausschließen. Diesen Gesinnungen, welche er besonders in den Flugschriften: „De la restauration et de la monarchie élective" (1831., deutsch von F. Gleich, Leipz. 1831. 8.) und „Memoire sur la captivité de Mdme la Duchesse de Berri" (1833., deutsch von Neurohr, Mainz 1833. 12.) ausgesprochen hat, ist er bis jetzt treu geblieben. Ch.'s Werke zeichnen sich vorzüglich durch Bilderreichthum, gelungenen Ausdruck, poetische Frische und Lebendigkeit, Leichtigkeit und Anmuth aus. Tiefe und Neuheit der Ideen darf man in ihnen nicht suchen; zu oft überflügelt die Phantasie des Verfassers Verstand und nicht selten treten nichtige Luftgebäude an die Stelle bewährter Erfahrung. In seinen politischen Ansichten blieb sich, was die Hauptsache betrifft, Ch. so ziemlich consequent; er ist der Apostel der Legitimität, ohne dem Despotismus zu huldigen, er liebt sogar die Freiheit, aber nur in so fern sie mit der Legitimität vereinbar ist. Seine sämmtlichen Schriften sind schon in mehreren Ausgaben vorhanden, von denen nur die vollständigste und prächtigste, welche zu Paris 1829—31 in 20 Bdn. nebst einem Supplementhefte erschien, genannt werden soll. Eine vollständige Übersetzung dieser Sammlung von D. Schneller, K. von Kronfels u. A. (Freib. 1827—29.

52 Bdchn. 16.) ist mit Dank anzuerkennen. Die Memoiren, an welchen er jetzt arbeitet, werden manche Aufschlüsse über seinen und seiner Zeitgenossen Charakter geben und seine „Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique“ (Lond. 1815. 8., deutsch von W. A. Lindau, Dresd. 1816. 8.) ergänzen. 67.

Chatel (spr. Schatel), Jean, berüchtigt durch einen Mordversuch auf Heinrich IV., war der Sohn eines reichen Pariser Kaufmanns. Im Jesuitencollegium, wo er seine Studien machte, fand sein religiöser Fanatismus reichliche Nahrung und endlich bildete sich in seinem düstern melancholischen Gemüthe der Entschluß aus, durch Ermordung des ketzerischen Königs der, wie er glaubte, verscherzten Gnade des Himmels theilhaftig zu werden. Am 27. Dec. 1594 schlich er sich mit einem Dolche bewaffnet in den Louvre und wußte Eintritt in das Zimmer der Gabriele d'Estrées zu erhalten, wo sich der König eben befand. Während dieser sich bückte, um zwei ihm vorgestellte Cavaliere aufzuheben, führte Ch. mit dem Dolche einen auf den Hals des Königs berechneten Stoß, traf aber blos die Oberlippe so stark, daß ein Zahn zerbrach. Fast wäre er während der ersten Bestürzung in der sich herandrängenden Umgebung des Königs entkommen; allein der Graf von Soissons, welcher ihn neben dem Könige bemerkt hatte, hielt ihn fest und der bei ihm gefundene Dolch bezeichnete ihn sogleich als den Thäter. In den Verhören läugnete er jede Mitwissenschaft der Jesuiten, sondern bekräftigte fortwährend, daß er aus eigenem Antriebe, um den ewigen Höllenstrafen zu entgehen, die That begangen habe. Das Todesurtheil wurde schon am 29. Dec. ausgesprochen und an demselben Tage vollzogen. Er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und von 4 Pferden zerrissen. Seine Glieder wurden verbrannt und die Asche den Winden übergeben. In Folge dieses Attentats mußten die Jesuiten nebst allen ihren Zöglingen Paris verlassen. Das Haus Chatel's des Vaters wurde niedergerissen und er selbst aus Paris verbannt. Man findet den Proceß Ch.'s dargestellt im 6. Bande der Condé'schen Memoiren und besonders abgedruckt erschien er im J. 1595. 22.

Chatelet (spr. Schat'leh), Gabriele Emilie, Marquise du, Tochter des Barons von Breteuil, von Voltaire die franz. Minerva genannt, wurde 1706 geboren und von ihrem Vater frühzeitig in den classischen Sprachen des Alterthums unterrichtet. Sie machte in Kurzem bewundernswürdige Fortschritte, besonders in der Philosophie und den mathematischen Wissenschaften, zog sich nach ihrer Verheirathung mit dem Marquis Chatelet-Lomont auf das einsam gelegene Schloß Cirey zurück, und lebte hier nur den Wissenschaften und dem Umgange mit Gelehrten. Voltaire war ihr Freund und hielt sich 6 Jahre bei ihr auf. Sie starb den 10. Aug. 1749 zu Luneville. — Unter ihren Schriften bemerken wir: Institutions de physique; Traité de la nature du feu, und eine Übersetzung der „Principia“ Newton's. 22.

Chatoulle (spr. Schatull), ein mit mehrern Abtheilungen versehenes Kästchen zur Aufbewahrung des Geldes, der Kostbarkeiten, wichtigen Papiere ꝛc. bestimmt; sodann wird damit die Privatcasse eines Fürsten bezeichnet, an der der Staat keinen Antheil hat. Daher sind Chatoullegüter landesherrliche Patrimonialgüter, d. h. solche, welche ein Landesherr als Privatmann besitzt und durch Schenkung, Kauf, Erbschaft und andere bürgerliche Erwerbungsarten erworben hat. Deßhalb ist selbst in monarchischen Staaten die Verwaltung der Kammer- oder Domainengüter von der der Chatoullegüter getrennt; in constitutionellen Staaten aber gehören erstere dem Lande, letztere allein dem Regenten als Privatvermögen. 45.

Chatterton (spr. Tschättrt'n), Thomas, ein Genie eigenthümlicher Art, ward 1752 zu Bristol geboren. Sein Vater, Schullehrer daselbst, war vor seiner Geburt gestorben und der Knabe zeigte so wenig geistige Anlage, daß man

ihn aus der Schule wieder entließ und seine Mutter zu Hause ihm mit großer Mühe das Lesen beibrachte, worauf er in der Armenschule von Colston seit seinem 8. Jahre schwerfällig weiter gelangte. Aber es bietet sich in ihm eine der merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen dar. Sein Geist schien erst die vollkommne innere Stärke gewinnen zu wollen, ehe seine Kraft sich offenbarte, ganz den Regeln einer sonstigen allmähligen Entwickelung zuwider; daher seine Unempfindlichkeit gegen alle geistige Anregung und seine als die höchste Bornirtheit erscheinende melancholische Zurückgezogenheit, in welcher selbst Anlage zur religiösen Schwärmerei zu liegen schien. Aber eben das brachte seinen Geist früher zur Reife. Mit seinem 10. Jahre erwachte die Wißbegierde, eine Anzahl theologischer und historischer Schriften wurden fast von ihm verschlungen, eine Satyre auf einen Methodisten, der aus Interesse seinen Glauben wechselte, war sein erster poetischer Versuch in seinem 12. Jahre, und das Gefühl, daß er gelungen sei, verbunden mit dem Bewußtsein seiner geistigen Stärke, trieb ihn vorwärts, wobei die Ruhmsucht, welche ihn von nun an ergriff, ganz natürlich und menschlich war. Seine Armuth nöthigte ihn als Schreiber zu einem Notarius zu gehen, wo er unter dem Gesinde lebte, aber seine Musestunden mit Lesen und Dichten ausfüllte. So arbeitete er sich in die englische Geschichte ein und sein bildsamer Geist vermochte in allen Perioden derselben gleichsam mit zu leben. Nun suchte er seinen Ruhm zu begründen, wenn auch der jugendliche Leichtsinn einen ganz besondern Weg dazu einschlug. 1768 nämlich gab er in einem Bristoler Journale eine Beschreibung der Einweihung der Brücke dieser Stadt aus einer alten Handschrift. Dieß erregte Aufsehen, die Gelehrten bestürmten ihn wegen dieser Handschrift, er behauptete sie nebst mehrern andern Sachen von Büchereinbänden abgezogen zu haben und verschenkte mehrere Blätter an Alterthumsforscher, die ihm Geld und Bücher gaben und ihn mit namhaften Gelehrten bekannt machten. Nun fühlte sich der 16jährige Jüngling auf der Bahn zum Ruhme und baute die glänzendsten Luftschlösser. Er wandte sich an Horace Walpole nach London mit dem Anerbieten handschriftlicher Mittheilungen; aber dieser nebst Mason und Gray schöpften Verdacht, doch nahmen zwei Londoner Journale Einiges auf. Er verließ nun den Notarius, ging im April 1770 nach London, schrieb dort mehrere Gedichte und Aufsätze für Journale und wollte eine Geschichte Englands und Londons schreiben; aber sein Gönner, der Lordmayor Beckford, starb, seine literarischen Hülfsmittel gingen aus und zu stolz zu betteln, tödtete er sich den 25. Aug. 1770 durch Gift, um dem Hungertode zu entgehen. — Der gehegte Verdacht bestätigte sich, alle seine angeblichen Entdeckungen waren von ihm selbst verfaßt und unter dem Namen des Dichters Rowley aus dem XV. Jahrh. bekannt gemacht worden; aber obwohl die Kritik manche Verstöße in ihnen entdeckt hat, so muß man doch den 16jährigen Dichter anstaunen, der sich mit solcher Gewandtheit in den alterthümlichen Formen bewegte, daß er selbst gelehrte Kenner zu täuschen vermochte und einen mehrjährigen kritischen Streit erregte. Der Inhalt seiner Werke beurkundet den größten romantischen Dichter der Engländer und behält seinen Werth trotz der abgezogenen Maske. Die besten Ausgaben sind die zu London 1782. 4., wo sie für echt gehalten werden und 1803. III. Bd. 8., wo sie als untergeschoben dargestellt werden. 16.

Chaucer (spr. Tschāsr), Geoffroy, von seinen Bewunderern der Morgenstern der englischen Poesie genannt, der Sohn eines Kaufmanns, nach Andern von adeliger Abkunft, wurde im J. 1328 zu London geboren und machte seine Studien auf den Universitäten Cambridge und Oxford. Nachdem er zur Erweiterung seiner Kenntnisse eine Reise durch Frankreich und die Niederlande unternommen hatte, erhielt er das Amt eines königlichen Pagen am Hofe

Eduard's III. und eine Pension. Seine Vermählung mit einer vornehmen Niederländerin im Gefolge der Königin Philippa brachte ihn bei dem königlichen Hause in noch größere Gunst und er ward zum Mitgliede einer Gesandtschaft nach Genua ernannt, wo er mit der italienischen Literatur, welche durch Petrarca und Boccaccio Riesenfortschritte gemacht hatte, bekannt wurde. Als Günstling des Herzogs von Lancaster, welcher nach Eduard's III. Tode als Vormund Richard's II. die Regierung führte und als eifriger Anhänger Wiclef's theilte er, nachdem der neue König den Thron bestiegen hatte, das Schicksal seines gestürzten Gönners und der nachsichtslos verfolgten Wiclesiten. Er entfloh nach den Niederlanden, kehrte aber bald heimlich nach England zurück, ward entdeckt und in den Tower gebracht, wo man ihn durch Drohungen und Versprechungen endlich dahin bewegte, an seiner Partei zum Verräther zu werden und über die geheimen Verbindungen der Anhänger des Herzogs von Lancaster wichtige Aufschlüsse zu geben. Er erhielt zwar seine Freiheit wieder, hatte sich aber durch sein Benehmen in der öffentlichen Meinung sehr viel geschadet, ohne dadurch sein voriges Ansehen bei dem Hofe wieder gewinnen zu können. Er lebte zurückgezogen auf dem Lande in dürftigen Umständen und einzig und allein mit gelehrten Studien beschäftigt, bis ihn Richard II. wieder zu Gnaden annahm und ihm von Neuem eine Pension aussetzte. Der Dichter kehrte aber nicht mehr an den Hof zurück, sondern lebte zufrieden auf dem Schlosse Dunnington, wo er am 25. Oct. 1400 in seinem 72. Jahre starb. Ch. hat um die Bildung des Geschmacks und der Sprache seiner Nation sehr große Verdienste. Tiefe Menschenkenntniß, durchdringender Verstand, Phantasie und treffender Witz zeichnen seine Werke aus; nur fehlt es ihnen an Originalität. Der französische Geschmack seiner Zeit äußerte auf ihn einen zu ausschließenden Einfluß; mit besonderer Vorliebe legte er fast allen seinen Erzählungen ein französisches Fabliau zum Grunde und trug eine Menge französischer Wörter in seine Muttersprache über. Das bekannteste und vorzüglichste seiner Werke sind die „Canterbury-Tales“ (beste Ausgabe von Th. Tyrrwhitt, Oxf. 1798. 2 Voll. 4.), eine Reihe von Erzählungen, welche Personen verschiedener Stände auf einer Wallfahrt nach Canterbury in den Mund gelegt werden. Die Idee zu der Form dieses größtentheils in Versen geschriebenen Werkes gab wahrscheinlich Boccaccio's Decameron. Die Charaktere sind aber bei Ch. bei Weitem besser gehalten und durchgeführt; sie sind nach der Natur und mit Wahrheit, Witz und Leben gezeichnet; besonders sind die komischen Erzählungen gelungen zu nennen. Die kaustische Satyre, welche hier vorherrscht, fehlt dem italienischen Novellisten gänzlich. Die Erzählungen des Müllers, des Kaufmanns, die von der Grisilde und Sir Topaz sind die bekanntesten und besten. Die prosaischen Erzählungen sind die unbedeutendsten und enthalten fast nur trockene Moral in scholastischer Form. Ch.'s übrigen Werke sind: „The book of Troisus and Creseide“, ein erzählendes Gedicht Boccaccio's „Filostrato“ nachgebildet; „Ballads“; „The book of Boethius de consolatione philosophiae“, eine Jugendarbeit; „The conclusions of the Astrolabie“, eine astronomische Abhandlung zur Unterweisung seines Sohnes und „The testament of love“, eine Nachahmung des Boethius, sein vorzüglichstes Werk in Prosa, welches er während der Zeit, wo ihn das Schicksal in Kummer und Elend versetzt hatte, schrieb. Ch.'s Prosa erreicht bei Weitem seine poetische Sprache nicht, doch verdankt sie ihm ihre erste Bildung und auch in dieser Hinsicht übertraf ihn kein englischer Schriftsteller des XV. Jahrh. Die Ausgabe von Ch.'s Werken, Lond. 1782. 14 Voll. 12. ist sehr schön und vollständig. 67.

Chauci (gewöhnlich Kauchen genannt), eins der mächtigsten deutschen Völker, das ganz Norddeutschland zwischen der Ems und Elbe inne hatte, werden

von den römischen Schriftstellern zwar als arm, aber edel und freiheitsliebend geschildert. Bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte sind sie den Römern befreundet und kämpfen mit ihnen gegen die Cherusker; aber später treten sie als Feinde derselben auf und kämpfen mit unter Claudius Civilis. Im IV. Jahrh. machen sie einen Theil der Sachsen aus und ihre Länder sind von den Friesen besetzt. 37.

Chaudet (spr. Schōdeh), Antoine Dénis, einer der ausgezeichnetsten neuern französischen Bildhauer, wurde am 31. März 1763 geboren, erhielt 1784 einen Preis, und begab sich nach Rom, wo er durch das Studium der Antike eine neue Kunstansicht gewann. Wie sehr er sich von dem alten schlechten franzós. Style entfernt hatte, zeigt sein erstes Werk, welches er nach seiner Rückkehr zu Paris ausführte, l'Emulation de la Gloire am Peristyle des Pantheon. 1801 erschien sein Ödipus, ein Meisterwerk, und nach diesem in kurzen Zwischenräumen die Statue Napoleon's, des Cincinnatus, Belisar, die Statue des Friedens im Palaste der Tuilerien, und viele trefflich gearbeitete Büsten. Er kam der Antike sehr nahe, ja in einigen Werken hat er sie nach dem übereinstimmenden Urtheile competenter Richter erreicht. Auch als Maler zeigte Ch. große Anlagen. — Von Natur schwächlich, unterlag der große Künstler leider einer Brustkrankheit schon am 19. Apr. 1810. 22.

Chauliac (spr. Schōliak), Guy von (gewöhnlich Guido de Cauliaco), hat seinen Namen von seinem Geburtsorte, einem Dorfe im Bezirke Gevaudan an der Grenze von Auvergne. Er lebte in der Mitte des XIV. Jahrh., studirte die Medicin zu Montpellier und Bologna, übte die Kunst zu Lyon aus, bis er Kapellan, Kämmerer und Leibarzt mehrerer Päpste zu Avignon wurde, wo er 1363 sein berühmtes Werk: Chirurgiae tractatus septem schrieb. Mit diesem brach für die Chirurgie ein neuer Tag an; denn während sich die Wundärzte bisher in leere Streitigkeiten verwickelt, am Krankenbette aber nur Unentschlossenheit und Unwissenheit verrathen hatten, zeigte Ch. durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit (auch in der Anatomie) und richtiges Urtheil einen bessern Weg und verfuhr bei der Behandlung der Krankheiten nach bestimmten Indicationen. In der Chirurgie ist er der Urheber mehrerer neuer Heilmethoden und eigenthümlicher Operationsverfahren. Seine Schrift hatte mehrere Jahrhunderte hindurch, vornehmlich in Frankreich, classisches Ansehn. 39.

Chaulieu (spr. Schōlió), Guillaume Amfrye de, im J. 1639 zu Fontenai in der Normandie geboren, genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und erwarb sich durch die Vorzüge seines Geistes und die Heiterkeit seines Charakters die Freundschaft der Herzoge von Vendome, welche ihn zu ihrem Geschäftsführer ernannten und ihm durch die Anstellung als Abt von Aumale, Großprior von St. George ꝛc. ein Einkommen von 30000 Livres verschafften. Ch., welcher, wie Chapelle, Bachcaumont, La Fare, das Vergnügen liebte und nur dieses besang, versammelte einen Kreis lustiger Brüder um sich, mit welchen er die Freuden des Lebens schwelgerisch, aber in den Schranken des äußeren Anstandes, bis in sein spätes Alter genoß. Er starb am 27. Juni 1720 in seinem 81. Jahre. Man hat ihn den französischen Anakreon genannt. Seine Lieder sind leichte Spiele des Witzes von der Laune des Augenblicks eingegeben; die epigrammatischen Rondeaux und Madrigale sind ihm darunter am besten, die Oden am wenigsten gelungen. Meister ist er in der poetischen Epistel, worin er seine epikureische Weisheit mit eben so viel Geist als Anmuth vorträgt; Scherz und Ernst wechseln auf die unterhaltendste Weise ab. Sprache und Versification finden französische Kunstrichter zu nachlässig und incorrect. Oeuvres d'après les manuscrits de l'auteur. Par. 1774. 2 Voll. 8. 67.

Chaumette (spr. Schōmett), Pierre Gaspard, ein berüchtigter Revolu-

tionsmann, wurde am 24. Mai 1763 zu Nevers geboren, trieb, nach dem Willen seines Vaters, eine Zeit lang die Wissenschaften, wurde dann Matrose und war 1789, als die Revolution ausbrach, Schreiber bei einem Procurator in Paris. Desmoulins lernte ihn kennen und bediente sich seiner, um das Volk in ausschweifenden Reden zu haranguiren, verschaffte ihm Zutritt in der Gesellschaft der Cordeliers und einen Platz unter den Herausgebern des Journais: les Révolutions de Paris. Größere Bedeutung erhielt Ch. nach dem 10. Aug. 1792. Er wurde Procurator der Pariser Gemeinde und predigte als solcher in heftigen Reden die Grundsätze einer übertriebenen Freiheit, stimmte für den Tod des Königs, bewirkte die Einsetzung des Revolutionstribunals der Revolutionsarmee, so wie das Gesetz gegen die Verdächtigen, wurde der Anführer der Hebertisten (Partei der Atheisten), ließ das bekannte Fest der Vernunft feiern, und setzte es im Vereine mit Chabot durch, daß die Metropolitankirche zu Paris durch ein Decret des Convents zum Tempel der Vernunft geweiht wurde. Aber er zog sich den Unwillen Robespierre's zu, wurde eingekerkert und am 13. Apr. 1794 hingerichtet. Seinen Freund Hebert hatte 20 Tage vorher dasselbe Loos getroffen. 22.

Chaussée, s. Kunststraße.

Chauveau (spr. Schōvō)-**Lagarde**, geb. zu Chartres 1767, ist als Vertheidiger mehrerer während der Revolution Angeklagten berühmt geworden. Furchtlos, und mit eindringlicher, hinreißender Beredtsamkeit, doch meist vergebens sprach er für die von den Terroristen dem Tode bestimmten Schlachtopfer. Charlotte Corday, Brissot, die Königin sind die merkwürdigsten von denen, die er zu retten suchte. Miranda verdankt ihm sein Leben. Zur Belohnung für seine fast vergessenen Verdienste erhielt er 1814 von Ludwig XVIII. das Kreuz der Ehrenlegion und den Adel. 22.

Chaux-de-Fonds (spr. Schod'Fong), la, Dorf in einem unfruchtbaren Thale der Grafschaft Valengin im Canton Neufchatel mit 560 zum Theil zerstreut liegenden Häusern und 6000 Einwohnern, bekannt durch seinen Gewerbfleiß, welcher sich besonders mit der Uhrmacherkunst beschäftigt. Viele tausend Taschen- und andere Uhren werden von hier aus jährlich nach allen Gegenden hin versendet; auch werden hier viele treffliche mathematische und physikalische Instrumente verfertigt. Die Spitzenklöppelei, mit welcher sich über 400 Frauen beschäftigen, ist ebenfalls sehr wichtig. 15.

Chaves (spr. Tschawes), Emanuel, Marquis von, früher Silveyra, Neffe des Generals d. N., Graf von Amarante, geb. zu Villa Franka in Portugal, war das Haupt der miguelistischen Faction daselbst, durch welche Don Miguel (s. d. Art.) mit Verletzung Don Petro's (s. d. Art.), seines Bruders, Institutionen zum absoluten Könige ausgerufen und auf den Thron erhoben ward. Die apostolische Partei, an deren Spitze die herrschsüchtige Königin Mutter, Donna Carlotta von Spanien, und der von ihr geleitete Sohn, der junge Infant Don Miguel, stand, war erbittert über die vom Könige Johann VI. beschworne und die königliche Gewalt beschränkende Constitution vom 1. Oct. 1822. Ein Hauptwerkzeug dieser blutigen Reaction war der berüchtigte Graf von Amarante, den man selbst in Madrid nicht dulden wollte, als er, da die Königin den Eid der Treue auf die Constitution verweigerte und sie ihn durch Bestechung zur Verbreitung aufrührerischer Proclamationen vermochte und der Plan mißlang, dahin zu fliehen genöthigt ward. Im Einverständnisse mit seinen Anhängern in Lissabon und verleitet von seiner stolzen Gemahlin, einer kriegslustigen Amazone, brachte er nun zu Villa real in der Provinz Traz-os-Montes einen Haufen von etwa 6000 M. zusammen, bewaffnete sie (Febr. 1823), erließ eine Proclamation (1. März), wodurch er alle Portugiesen unter die Waffen rief und

rückte über den Fluß Duero, um die Provinz Entre Minho e Duro aufzuwiegeln. Bereits war ihm hier aber der constitutionelle General Luiz do Rego zuvorgekommen, warf ihn in die Gebirge von Traz-os-Montes zurück und ward dann als Hochverräther vom Könige aller Titel und Würden entsetzt (4. März). Als aber Rego die gewonnenen Vortheile nicht verfolgte, so brach Amarante in den Gebirgen neu verstärkt wieder hervor, bemächtigte sich der Villa Chaves nebst der Citadelle am Tamejo, schlug, nachdem er hier einen Waffenplatz angelegt und eine Regentschaft errichtet hatte, den General Pamplona (13. März) und drängte dann Rego's Corps über den Duero zwar zurück (16. März), ward jedoch von diesem, nachdem sich beide Parteien verstärkt hatten, so aufs Haupt geschlagen (23. März), daß er auf spanisches Gebiet zu flüchten genöthigt ward. Amarante begab sich mit einem Haufen Reiterei nach Burgos. — Als in Portugal der Absolutismus siegte und die Constitution vernichtet hatte, zog er über Coimbra mit 3000 M. triumphirend in Lissabon ein (24. Juni), wo ihn der König zum Marquis von Chaves mit bedeutenden Dotationen ernannte; trat aber, da sich jetzt zwischen die Parteien der Absolutisten und Constitutionellen eine dritte, die der Pacificatoren, drängte und er seine Pläne scheitern sah, vom Schauplatze blutiger Händel ab. Beim Könige von Frankreich Ludwig XVIII. scheint er, indem dieser ihn jetzt mit dem Großkreuze des heil. Ludwig beehrte, in Ansehn gestanden zu haben, da unläugbar von Frankreich die Contrerevolution unterstützt ward. — Inzwischen siegten die Minister Palmela und Pamplona an der Spitze der Pacificatoren, Don Miguel mußte unverzüglich Portugal verlassen, die Königin wurde in Queluz bewacht und der Parteigeist schien sich besänftigen zu wollen (s. d. Art. Portugal). Es unterhielt aber die Königin heimliche Verständnisse in dem jetzt von Absolutisten regierten Spanien und unter den dort ihr ergebenen Individuen mag sich während d. J. 1824 auch Ch. befunden haben, indem es ihm seit Mitte des J. 1825 daselbst mit Hülfe der span. und franzós. Apostolischen gelungen war, die aus Portugal gelockten Ausreißer vollständig zu organisiren und zu bewaffnen, um einen förmlichen Einfall in Portugal unternehmen zu können. Da starb der König von Portugal, Johann VI., am 10. März 1826 und hatte seiner dritten Tochter, Isabella Maria, testamentarisch die Regentschaft übertragen. Zwei Parteien standen sich nun wieder mit wilder Erbitterung, die Abwesenheit des erblichen Königs benutzend (s. d. Art. Don Petro I.), gegenüber, die eine, um sich der Regierung zu bemächtigen, rechnete auf span. Schutz, die andere, um sich in derselben zu erhalten, auf Englands Beistand. Nach Bekanntmachung der Carta de Lec, der neuen Verfassung Don Pedro's vom 23. April 1826, der Geistlichkeit, den Mönchen, so wie allen bisher Privilegirten in Portugal ein Greuel, pflanzte Ch. im Einverständnisse mit der Königin Mutter und Don Miguel zu Villa real keck das Panier der Empörung auf und proclamirte Miguel I. als Portugals absoluten König. Umgeben von einem tobenden Haufen aufgereizter Bauern, welche mit kleinen Trupps unzufriedener Soldaten untermischt waren, rückte er gegen die Hauptwache vor, deren Befehlshaber er leicht für seine Zwecke durch große Verheißungen zu gewinnen hoffte; aber vergebens. Diese constitutionellgesinnten Soldaten trieben vielmehr die Aufrührer zurück und Ch. mußte mit seinem Anhange aus den umliegenden Ortschaften Abacas, Nogueira ꝛc., in der Richtung von Villasecca de Gravellos nach Spanien zu entkommen suchen. In einem Kloster Galiziens wartete er nun die Erfolge der Bemühungen seiner Freunde in Spanien und Portugal ab, es gelang ihn auch zu Toro in Spanien, während der portug. Kriegsminister Saldanha de Oliveira in Algarbien Ruhe stiftete, ein nicht unbeträchtliches Corps portugiesischer Flüchtlinge mit Hülfe seines Oheims Silveyra zu sammeln, welches von Spaniens Absolutisten mit

Waffen, Munition, Geld und Transportmitteln reichlich versehen wurde. In einer Proclamation sagte er: „Ich habe mich an die Spitze dieser Armee gestellt, nicht um den Krieg nach Portugal zu bringen, sondern meine Landsleute von dem drohenden Ungemache zu befreien, das jetzt schon auf ihnen lastet; ich habe es gethan, um ihnen ihre alten Gesetze und Gebräuche, kurz alles das wieder zu verschaffen, was sie vormals zum mächtigsten Volke der Welt erhob!" In dem Maße, als er sich hierauf mit seiner Schaar Portugals Grenze näherte, wuchs diese durch Zulauf, nach Pariser Ultrablättern, bis auf 8000 M. Als er die Grenzen überschritten hatte, proclamirte er und sein Oheim abermals Don Miguel I. und während dessen Abwesenheit seine Mutter als Regentin, berief auch die Gerichtshöfe, Geistlichkeit, Adel und Volk nach Braganza, um eine provisorische Regierungsjunta zu erwählen. Ch. vertheilte seine Truppen in 4 Colonnen und stellte diese unter die Generale Montealegro, Mayece, Madureira und Pinto da Sylva. Dieser Feldzug, auf die größte Schnelle berechnet, versprach anfänglich ein glückliches Gelingen; Chaves, Villaviciosa und Braganza fielen bald in der Insurgenten Gewalt (22. Nov.). Die Regierungsjunta, bestehend aus den Vicomten Montealegro und Villa Garcia, und dem Advocaten Cartaicio de Mello, wählte Ch. zum Präsidenten. Bald ward auch Mirandella, Lamego u. a. O. genommen und Oporto bedroht. Schon war die Regentin entschlossen ihre persönliche Sicherheit am Bord des englischen Admiralschiffs zu suchen, als beruhigende Nachrichten eingingen. Es war den treuen Generalen Mello und Claudino gelungen, die Linie des Tameya und Duero zu behaupten. Ch.'s Haufen streiften nun in der Gegend von Mirandella, Chaves und Villareal, lebten von Erpressungen und kühlten den Enthusiasmus für Don Miguel in jenen Gegenden ziemlich ab. Auf den glücklichen Fortgang dieses Feldzugs hatte der große Zudrang von allerlei Gesindel nachtheilig gewirkt. Außerdem bewirkte dieser Zulauf von Bauern- und Stadtpöbel mehr Verwirrung, als zur kraftvollen Fortsetzung der Offensivoperationen geeignet war. Am 9. Jan. 1827 ward Ch. vom Grafen Villaflor bei Coruches geschlagen, sein Corps zerstreut, er selbst floh wieder nach Spanien und mußte den Oberbefehl an Montealegro abtreten. Zwar brachte er, nachdem seine Gemahlin wegen Beistand nach Madrid geeilt war, mit Hülfe der span. Apostolischen wieder ein Heer zusammen, drang mit diesem bis in die Nähe von Porto vor (Anf. Febr.), ward aber wieder geschlagen (5. Febr.) und nach Spanien zu fliehen genöthigt, wo die Regierung auf Englands Drohung nun die Rebellen entwaffnen sollte. Während die span. Generalcapitaine das Entwaffnungsgeschäft nur zum Scheine ausführten, blieb Ch. mit seinen Reitern bis Mitte März in der Gegend von Zamora stehen, und ward dann, um der portug. Regierung allen Verdacht zu benehmen, nebst seiner Gemahlin nach Irun verwiesen; von da ging er aber nach Bayonne, blieb fortwährend mit der absolutistischen Partei und der Königin Mutter in Verbindung, bereitete durch ein von ihm verfaßtes Manifest, gegen alle Beeinträchtigung der absoluten Machtvollkommenheit Don Miguel's, zu dessen Empfange in Portugal Alles vor, und kehrte, nachdem dieser daselbst angelangt war (22. Febr. 1828) und bald die letzten Kräfte der Constitutionellen gebrochen hatte, mit seiner aus Spanien nach Portugal zurückberufenen Bande, unter Tellez Jordao, dahin zurück. Bald empfing Ch. den Undank Don Miguel's, indem dieser nicht nur den Officieren die von Ch. ihnen ertheilten Grade entzog, auch dem Marquis keine der versprochenen Belohnungen ertheilte; sondern der stolze Ch. selbst ward nach langem Harren im Vorzimmer in einer kurzen Audienz bei demselben schnöde behandelt und ihm zu verstehen gegeben: er möge ja nicht zu viel Gewicht auf seine jetzt entbehrlichen Dienste legen, auch nicht vergessen, daß man von ihm Rechnung über große zu seiner Verfügung gestellt gewesene Summen fordern und ihn

Hochverraths wegen in Anspruch nehmen werde, da er thörigt genug zugegeben hatte, daß seine wilden Gesellen ihn unter dem Namen Emanuel II. als Portugals König ausgerufen. Ch. in seinen großen Hoffnungen so getäuscht, von elenden Höflingen verhöhnt und verachtet, gerieth in tiefe Melancholie, und man trug sich mit dem Gerüchte, unverkennbare Zeichen einer finstern Gemüthszerrüttung an dem unglücklichen Emanuel entdeckt zu haben. Indeß blieb die Königin Mutter seine Gönnerin; 1829 ertheilte sie ihm einen von ihr gestifteten Orden mit ihrem Bildnisse. Übrigens blieb er bis zu seinem Tode, der am 7. März 1830 zu Lissabon erfolgte, vergessen. 25.

Chazaren (Chozaren, Guzzaren), ein wildes Nomadenvolk des Mittelalters, welches auf der kaukasischen Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere wohnte. Sie zerfielen in mehrere Stämme unter verschiedenen Oberhäuptern, die jedoch einem Erbchane unterworfen waren, welcher in Atel (in der Gegend des jetzigen Astrachan) residirte. An der nördlichen Grenze ihres Landes am Don hatten sie eine vom griechischen Baumeister aufgeführte Festung, Sarkel, deren Lage sich nicht mehr genau bestimmen läßt. Sie lebten theils vom Ackerbaue, theils von der ergiebigen Fischerei in der Wolga und im kaspischen Meere. Durch ihre Verbindung mit Byzanz, mit dessen Beherrschern sie stets in freundschaftlichen Verhältnissen standen, verbreitete sich unter ihnen eine Art höherer Cultur. Ob sie dem Christenthume zugethan waren, ist noch nicht erwiesen; gewiß scheint es aber, daß alle Sekten Duldung und Aufnahme bei ihnen fanden, weßwegen auch im Mittelalter Gazarus und Ketzer gleicher Bedeutung sind. (Vielleicht ist das deutsche Ketzer daraus entstanden!) Die Ch. waren ein kriegerisches Volk und besonders den Neupersern gefährlich, welche ihr Land durch eine Mauer gegen ihre Einfälle zu schützen suchten. Den oströmischen Kaisern leisteten sie in manchen Kriegen gute Dienste, bis Basilius sich im J. 1016 mit den Russen vereinigte, die Ch. schlug und den Chan derselben, Georg Zulus, gefangen nahm. Das ganze Land wurde erobert und wahrscheinlich von den Siegern getheilt; die Ch. verloren sich unter andern Stämmen und nur die edeln und freiheitliebenden Kadscharen an der Südküste des kaspischen Meeres scheinen ihre einzigen Abkömmlinge zu sein, die sich unvermischt erhalten haben. 66.

Checks (spr. Tscheks) heißen diejenigen Anweisungen reicher Privatleute in England, welche sie auf solche Personen (bankers; holländisch cassiers) abgeben, denen sie die Einziehung und Wiederauszahlung ihrer Gelder gegen Provision übertragen haben. Kein reicher Privatmann in England wird leicht seine Gelder selbst eincassiren oder selbst aufbewahren, noch weniger leistet er seine Zahlungen selbst; sondern er überläßt solches einem Kaufmanne, der die eingegangenen Gelder dann als die seinigen ohne Zinsen benutzt, ja sogar oft noch Provision erhält, dafür aber jede Anweisung darauf ohne Umstände honoriren muß. Dafür erhält jener den Vortheil, daß er der Gefahr und Mühe entgeht, und über alle seine Zahlungen jederzeit den sichern Beleg beim Dritten findet. Wegen anerkannter Sicherheit haben diese Ch. baaren Geldeswerth und laufen nicht selten über die Verfallzeit, ehe sich einer von den Inhabern die Mühe nimmt, zu dem vielleicht entlegen wohnenden Banker zu gehen und das Geld zu heben. Diese Sitte, daß so viele Capitale der Privatleute in Depositen bestehen, welche sofort zahlbar sind, brachte es zu Wege, daß bei den im J. 1826 entstandenen bedenklichen Gerüchten, da Alle ihr baares Geld auf einmal zurückzogen, die ungeheuern Verluste in England entstanden, deren Folgen sich sogar über das Festland verbreiteten. 38.

Chelius (Maximilian Joseph), geb. 1794 zu Manheim. Er studirte die Medicin zu Heidelberg und promovirte daselbst 1812, hierauf hielt er sich

einige Zeit in München auf, begleitete dann die badischen Truppen als Regimentsarzt zwei Mal nach Frankreich, machte einige gelehrte Reisen in Deutschland und wurde 1817 als außerordentlicher Professor der Chirurgie in Heidelberg angestellt. Jetzt ist er daselbst ordentlicher Professor mit dem Titel eines geheimen Hofraths und Ritter des zähringer Löwen- und darmstädter Verdienstordens. — Außer seinem Verdienste als Lehrer der Chirurgie und praktischer Arzt hat sich Ch. in Deutschland einen großen Namen durch sein Handbuch der Chirurgie erworben, das so eben in der 4. Aufl. in 2 Bänden oder 4 Abtheilungen bei Groos in Heidelberg erscheint. Es ist in den Händen eines jeden gebildeten Arztes und Chirurgen und trägt durch seine Klarheit, Ordnung, Vollständigkeit sehr viel dazu bei, die Chirurgie in Deutschland auf den hohen wissenschaftlichen Standpunkt zu erheben, den sie jetzt einnimmt. Außer diesem Handbuche sind noch verschiedene Schriften von Ch. erschienen, als: Über die chirurg. und ophthalmol. Klinik zu Heidelberg, über die schwammigen Auswüchse der harten Hirnhaut, über die durchsichtige Hornhaut. 39.

Chemiatrie nennt man ein medicinisches System, nach welchem alle Erscheinungen des thierischen Organismus nach den Grundsätzen einer etwas rohen Chemie, wie sie vor 150 Jahren bestand, erklärt werden. Obgleich die ersten Spuren dieses Systems schon in den griechischen Philosophen und Ärzten sich finden, so muß man doch seinen wahren Ursprung im Mittelalter in Deutschland suchen. Paracelsus erfand zuerst eine Theorie der Erscheinungen des thierischen Organismus nach den Principien der Alchymisten. Nach ihm suchte man zwar einen bessern Weg einzuschlagen; allein die Einen geriethen zu einem Spiritualismus (s. d. Art.) (van Helmont), die Andern (Franz de le Boe) auf den Weg der chemischen Heilkunst oder der Chemiatrie, welche in der praktischen Medicin zu den gefährlichsten Irrthümern und traurigen Resultaten führt. Denn nach diesem Systeme leitete man alle krankhafte Zustände von der sauren, alkalischen, scharfen, ätzenden oder irgend einer andern widernatürlichen Beschaffenheit der die thierische Ökonomie durchdringenden Säfte her und glaubte mithin jene Zustände einzig und allein mit Heilmitteln von entgegengesetzter chemischer Beschaffenheit bekämpfen zu müssen, so daß die absorbirenden Mittel oder die Alkalien, die Säuren, die flüchtigen Salze, die fäulnißwidrigen Mittel fast allein die ganze materia medica dieser medicinischen Schule ausmachten. Dieses System ward aber von seinen Anhängern noch auf verschiedene Weise ausgebildet. Doch blieb die pariser Facultät den Lehren Galen's getreu. Das chemiatrische System herrschte im J. 1680 noch in seiner vollen Kraft; aber bald ward durch H. Boerhaave in Holland, Fr. Hofmann in Deutschland, Th. Sydenham in England u. A. eine rationelle Medicin aufgestellt und die Ch. sank in Vergessenheit. Doch war seit Fourcroy (s. d. Art.) die Chemie in der Medicin wieder in Ansehen gekommen und Blair, Baumes, Beddoes, Cruikshank, Ackermann, Brandis, Reich, Reil u. A. haben zur Verbreitung dieser neuen Lehre viel beigetragen. Aber Broussais (s. d. Art.) führte das physiologische System ein, fand vorzüglich in Frankreich viele Anhänger und führte auch die, welche es nicht annahmen, zu einer rationalen Behandlung der Medicin zurück. 42.

Chemie, Scheidekunst, lat. chemia; griech. χημεία; franz. chimie; ital. chimica; engl. chemistry, ist die Wissenschaft, welche die Zusammensetzung aller Naturkörper und das Verhältniß derselben gegen einander lehrt. Ihr Zweck ist: alle rohen Naturproducte zum Besten der lebendigen Wesen zuzubereiten und anzuwenden, neue zu entdecken und sie für Künste und Gewerbe anwendbar zu machen. Die Wichtigkeit der Ch. ist schon jetzt so allgemein anerkannt, daß sich voraussehen läßt, bei ihren täglichen ins Unendliche fortschreiten-

den Entdeckungen werde sie eine der positivsten und für den Nutzen der Menschen die wichtigste aller Wissenschaften werden. Kaum gibt es noch eine Kunst oder ein Gewerbe, auf welches sie nicht ihren Einfluß äußerte; weder Fabrikanten noch Handwerker, Militairs, Ökonomen, Forstmänner und Bergleute können sie entbehren und es ist nicht zu verkennen, daß sie die größten Umwälzungen in allen Einrichtungen der Menschen, wenn sie Hand in Hand mit der Mechanik gehet, hervorzubringen im Stande sein wird. Schon hat sie Einfluß auf die Einrichtungen unserer Wohnungen und Kleidung, sie lehrt uns unsere tägliche Nahrung naturgemäßer bereiten und der Arzneimittel wirksamste Bestandtheile herstellen, sie lehrt uns künstliche Kälte und Wärme hervorrufen, Brennmaterialien ersparen, künstliche Erleuchtung einführen, Glas-, Porzellan- und Irdengeschirre verfertigen, sie gibt die Regeln an, wie man färben und gerben soll, wie man Seife, Essig, Bier ꝛc. bereitet, Wein keltert, Leim siedet, Stärke ausscheidet, Zucker raffinirt, den Acker dünget, Cement verfertiget, wie man am schönsten vergoldet, Schießpulver zusammensetzt, Papier, Dinte und unzählbare andere Gegenstände nicht zu erwähnen. Darum ist sie interessant für Jedermann und die Zeit möchte nicht fern sein, in der man von jedem Gebildeten, vorzüglich aber von den Verwaltungsbeamten und Cameralisten Kenntnisse in der Ch. verlangt; ohne sie ist man nicht im Stande Blicke in die mannichfachen Beschäftigungen der Menschen zu thun und diese zu beurtheilen, und in neuerer Zeit ist das Bedürfniß nach diesen Kenntnissen so fühlbar geworden, daß nicht allein auf Hochschulen, sondern in den größeren Städten Deutschlands, Frankreichs und Englands, ja sogar für Damen populaire und experimentelle Vorlesungen über dieselbe gehalten werden. So jung die Ch. als Wissenschaft dasteht, so alt ist doch ihr Ursprung. Frühzeitig finden wir die ersten Spuren von Ch. in Ägypten, die Schmelzbarkeit der Metalle war schon bekannt, diese und Glasflüsse wurden zu Geschirren verwendet, Purpur wird oft erwähnt, Zythum, nach der Ägyptier Angabe von Osiris erfunden, war ein Trank aus Gerste bereitet und dem Weine am Wohlgeschmacke wenig nachstehend, Leichen balsamirte man ein ꝛc. Damals nannte man schon die Wissenschaft Ch. Auf die Griechen ging die Ch. über, ohne von ihnen bedeutend bereichert zu werden; Anaximander und Andere stellten die vier Elemente Feuer, Luft, Wasser und Erde fest. 500 Jahre v. Chr. war schon der Zinnober entdeckt; Pythagoras, Plato, vor Allen aber Demokrit in Abdera hatte sich mit ägyptischer Weisheit bereichert; später waren die Phönizier die Entdecker des Glases, und die Perser, unter ihnen Zoroaster, werden für die Erfinder der Magie gehalten, und da die Gestirne einen Einfluß auf die Veränderung des Irdischen zu haben schienen, so wurden die Metalle mit dem Namen und Zeichen des Gestirns belegt. Die Römer erbten von den Griechen, was Jene von den Ägyptiern empfangen hatten und gaben bei ihrem kriegerischen, der Naturwissenschaft abgewendeten Sinne, wenig hinzu. Caligula trieb Alchemie und Plinius führt manches Schätzbare in seinen Büchern de rerum natura an. — Gegen Anfang des VII. Jahrh., als die Araber Ägypten eroberten, beraubten sie der Nachwelt die Gelegenheit, sich mit dem Wissen der Ägyptier bekannt zu machen, durch das schonungslose Verbrennen der alexandrinischen Bibliothek; jedoch vermehrte sich ihr Drang die Natur kennen zu lernen so sehr, daß schon am Ende des VIII. Jahrh. auf der Akademie in Bagdad vorzüglich Chemie getrieben wurde und zwar am meisten in Anwendung auf die Arzneien. Bis zum XII. Jahrh. waren die europäischen Völker von dem geistigen Drucke der Gewalt niedergebeugt und Kaiser Friedrich II. wandte zuerst wieder 1230 seinen Schutz, nachdem man mit den Arabern durch die Eroberung Spaniens in Berührung gekommen war, den Künsten und Wissenschaften zu. Jahrhunderte hindurch

wurden nun herrliche Entdeckungen gemacht; Robert Baco, Basilius Valentinus, van Helmont, Joh. Rey, Albert von Bollstädt, Glauber, Sylvius, Kunkel von Löwenstern, Homberg, Boyle und Becher waren die ausgezeichnetsten Gelehrten. Indeß lag die ganze Masse des Wissens wie ein Chaos da, aus welchem ein Jeder nur das nahm, was ihm zur Erreichung seines Zweckes am besten zu sein schien; noch immer war der Gedanke aus minder edlen Metallen Gold zu machen und eine Universalpanacee zu entdecken der allgemeine. Durch den überaus scharfsinnigen Arzt und Chemiker Georg Ernst Stahl, geb. 1660, gest. 1734, bildete sich das erste chemische System aus; auf Becher's Schriften gestützt, bekannt mit den Erfahrungen der Alten und fleißig selbst experimentirend gelang es ihm, den gordischen Knoten zu entwirren und folgendes Grundprincip bei den chemischen Erscheinungen aufzustellen: Alle Körper enthalten einen Brennstoff (Phlogiston), dieser ist zwar allen gemeinsam, aber in verschiedenen Verhältnissen verbreitet; beim Verbrennen und Verkalken der Körper entfliehet dieser Stoff, theilt sich der umgebenden Luft mit, phlogistisirt dieselbe und macht sie zum Athmen und Verbrennen untauglich; für sich ist das Phlogiston nicht darstellbar, es ist gewichtlos (später, wie Lücken in dieses System kamen, wurde es für negativ schwer angesehen) und stumpft Säuren und Erden ab. Stahl's Theorie wurde allgemein anerkannt, es gab nun eine bessere Übersicht über alle Erfahrungen in der Ch., man konnte analoge Schlüsse über ähnliche Gegenstände machen und der Verstand hatte bei den Speculationen eine bestimmte Richtung genommen. Dieß System hielt sich, von seinen Jüngern mit Scharfsinn commentirt, lange Zeit hindurch und noch 1787, als Lavoisier schon mit seinen glänzenden Entdeckungen hervorgetreten war, vertheidigte Gren, Prof. in Halle, mit Hartnäckigkeit das phlogistische System. Indessen hatten mit großem Fleiße Ärzte und Apotheker fortgearbeitet und schöne Erfahrungen bekannt gemacht; manche Erscheinung wollte sich nicht mit den Lehrsätzen der Stahl'schen Theorie erklären lassen, man entdeckte schon Gasarten und es bedurfte nur eines genialen Mannes, um das damalige Lehrgebäude umzustoßen. In dieser Epoche arbeiteten mit dem größesten Erfolge: Boerhaave † 1738, Casp. Neumann † 1737, Torbern Bergmann † 1784, Marggraf † 1782, Scheele † 1786, Wiegleb † 1800, Priestley † 1804 u. m. A. Cavendish hatte angefangen die Luftarten, welche sich bei verschiedenen chemischen Arbeiten zeigten, nicht mehr in Blasen, sondern über Wasser aufzufangen; er unterschied schon Wasserstoffgas, entdeckte die Bildung der Kohlensäure beim Verbrennen der Kohlen; Priestley entdeckte auch das Sauerstoffgas, das oxydirte Stickgas, das Kohlenoxyd- und Ammoniakgas, aber Anton Lorenz Lavoisier, geb. zu Paris 1743, gest. unter der Guillotine 1794, bewies durch viele kostbare und höchst genaue Versuche, daß die atmosphärische Luft einen ganz besondern Einfluß auf den chemischen Proceß habe, er fand nämlich, nachdem ihm die Mittel die Luft zu wägen zu Gebote standen, daß die verkalkten Metalle gerade so viel am Gewichte zunahmen, als die dazu verbrauchte Luft am Gewichte abgenommen hatte, und nach vielen mit großem Kostenaufwande unternommenen Wiederholungen ermittelte er: daß, wenn der zurückgebliebenen Luftart die beraubte Menge Lebensluft wieder gegeben wurde, die vorige atmosphärische Luft constatirt sei. Lavoisier nahm nun an, daß die Gasart, welche sich mit dem verkalkten Metalle oder einem anderen verbrannten Körper verbunden habe, das Säuerungsprincip enthalte, und da er bemerkte, daß die Salpetersäure die nämliche Gasart enthielte und daß Kohle, Schwefel, Phosphor ꝛc. durch dieselbe in Kohlensäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure ꝛc. überginge, so nannte er sie Sauerstoff, oxygenium, oxigène. Durch den Sauerstoff war nun das Phlogiston Stahl's verdrängt, alle Erfahrungen wurden nach der La-

voisier'schen Sauerstofftheorie erklärt und das System das antiphlogistische genannt. Die atmosphärische Luft war kein Element mehr, sondern in zwei Gasarten, das Sauerstoffgas und eine andere, die das Athmen und Verbrennen nicht begünstigte, das Stickgas (azot), getrennt. Nicht lange nachher verstand man schon das Wasser, ein zweites Element, in Sauerstoffgas und Wasserstoffgas (hydrogène) zu zerlegen und aus den beiden Gasarten in bestimmten Verhältnissen wieder darzustellen. Von nun an machte die Chemie durch den Eifer, womit die Freunde der phlogistischen und antiphlogistischen Theorie ihre Ansichten vertheidigten und neue Versuche anstellten, reißende Fortschritte; Fourcroy und Vauquelin zogen schon organische Körper in den Kreis ihrer Forschungen und unternahmen genaue Analysen; Klaproth, der berühmteste Analytiker seiner Zeit, untersuchte die Mineralien und entdeckte Zirconerde, Titan, Uran und Tellur; Proust erforschte genau die chemischen Verhältnisse mehrerer Metalle, Berthollet erwarb sich vorzügliche Verdienste um die Affinitätslehre und um die Kenntnisse des salzsauren Gases; Hagen, Piepenbring, Chaptal, Westrumb, Dörffurt, Göttling, Hermbstädt, Bucholz, Trommsdorff, Rose, Schrader und viele Andere traten aus ihrem Apothekerstande hervor und machten treffliche Entdeckungen, verbreiteten die Wissenschaft durch ihre klare Darstellung in Schriften und übersiedelten die Ch. auf Künste und Gewerbe. Während dieser Zeit hatten sich schon wieder zwei große Entdeckungen vorbereitet und brachten bald alle Chemiker von Neuem in Bewegung. Es waren: die Anwendung der Mathematik auf die Chemie und die Lehre von der Elektricität. J. B. Richter, Bergamtsassessor in Berlin, legte seine Speculationen in seiner „Meßkunst der chemischen Elemente" Breslau 1792 der Welt vor. Leider wurden seine tiefgedachten, aber in unverständlicher Sprache geschriebenen Werke übersehen und erst später durch seine Nachfolger entziffert. Er verstand unter chemischen Elementen die constitutiven Bestandtheile einer Mischung, ohne damit sagen zu wollen, daß sie einfach seien. Berthollet entwarf in dieser Zeit höchst interessante Verwandtschaftsgesetze, die später anerkannt, verbessert und verworfen worden sind. Lange vor dieser Zeit hatte man den elektrischen Funken gekannt, ja du Fay hatte schon 1733 die entgegengesetzte Elektricität entdeckt und Cavendish, Priestley und von Marum bedienten sich häufig der Elektrisirmaschine zur chemischen Zersetzung der Körper; indessen war von den Chemikern das Studium der Elektricität vernachlässiget, bis Aloys Galvani 1791 in Bologna die Metallelektricität (galvanismus) entdeckte und Alex. Volta seine Versuche mit der merkwürdigen Säule (Volta'sche Säule) bekannt machte. Derselbe hatte gefunden, daß, wenn bei einer gehörig construirten Säule von beiden Polen ausgehende Leiter in Wasser geleitet würden, sie das Wasser zersetzten und am negativen Pole das Hydrogène, am positiven Pole das Oxygène ausgeschieden würde. Kaum war diese Bemerkung bekannt, so war es von höchster Wichtigkeit, ob Andere dasselbe Resultat erhielten und Chemiker und Physiker arbeiteten mit solchem Fleiße, daß bald nicht nur die Bestätigung, sondern auch die ersprießlichsten Folgen von dieser Entdeckung sichtbar wurden. Die größeste war aber die, daß Humphry Davy die bis 1807 unzersetzbaren Erden und Alkalien auf der Galvanischen Säule in Metalle und Sauerstoff zerlegte und zuerst die bisher für dephlogistisirte Salzsäure gehaltene Gasart als einfachen Körper, das Chlor, darstellte. Endlich entdeckte Örstädt 1820, daß nicht nur sämmtliche Metalle, sondern auch verschiedene andere Körper, in den Kreis der Galvanischen Kette gebracht, magnetisch werden und viele Gelehrte, als: Arago, Schweigger, Erdmann u. A. bestätigten dieß durch viele Versuche, die die Lehre von dem Elektromagnetismus bilden. J. J. Berzelius in Stockholm aber hat den höchsten Grad von Genauigkeit bei der chemischen Analyse eingeführt. Ebenfalls hat er mit dem größesten Scharf-

sinne die von Richter aufgestellte und in Vergessenheit gerathene Ansicht von einem bestimmten Gesetze, nach welchem sich die Körper verbinden, ins Leben geführt und nach vielfachen Arbeiten fand er das Gewicht auf, nach welchem sich die einfachen Stoffe mit einander vereinigen. Er hat sehr viele Fossilien zerlegt, das Cerin, die Thorine, das Selen und das Lithion entdeckt und die nachahmungswürdigsten Arbeiten in allen Zweigen der Wissenschaft vollendet. Je glänzender und schneller die Fortschritte der letzten Zeit sind, um so dunkler erscheinen noch immer gerade einige der wichtigsten Punkte der Ch. und lassen ahnen, wie viele zu lösende Räthsel der Zukunft übrig bleiben. Das Wesen der überall wirksamen unwägbaren Stoffe, der Lebensproceß, die Krystallisation und so manches Andere ist noch in Dunkel gehüllet und erst dann wird man die größesten Vortheile aus der Ch. ziehen, wenn die Analysen der organischen Körper mit derselben Genauigkeit angestellt werden können, als die der Mineralkörper. — Wird die Ch. als eine für sich bestehende das Ganze des chemischen Wissens umfassende Wissenschaft betrachtet, ohne Berücksichtigung ihrer Anwendung, so erhält sie den Namen reine, theoretische, philosophische Ch.; beschäftiget sie sich aber mit einzelnen chemischen Verhältnissen, so kann sie physische, mineralogische, physiologische, ökonomische ꝛc. Ch. sein; sind es Arzneikörper, mit denen sie zu thun hat, so ist es die pharmaceutische; betrifft sie die Künste und Gewerbe, so ist es die technische Ch. Letztere zerfällt wieder nach den verschiedenen Stoffen, die sie bearbeitet, vorzüglich in folgende Zweige: Metallurgie, Ausscheidung der Metalle im Großen; Dokimasie, Probirkunst, Bestimmung des Metallgehaltes im Kleinen; Lithurgie oder Steinchemie; Hyalurgie oder Glaschemie; Zymotechnik oder Gährungschemie ꝛc. Die ganze heutige chemische Wissenschaft theilt sich in die analytische und in die synthetische Ch. Erstere bestrebt sich alle Naturkörper in ihre Elementarbestandtheile zu zerlegen und letztere bemühet sich die einzelnen Theile zu einem chemischen Ganzen zusammenzustellen. Sie trennt sich ferner in die Ch. der anorganischen Körperwelt und in die Ch. der organischen Substanzen. Die anorganische Ch. ist zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen; man kann mit Bestimmtheit die Bestandtheile eines Körpers auffinden und die Verhältnisse zu einander berechnen. Besonders wichtig ist diese Kenntniß bei medicinisch-gerichtlichen Fällen. Die organische Ch., so vielfache Entdeckungen gemacht sind, läßt noch viel zu wünschen übrig; die Resultate der Beobachtungen erwarten noch einen umfassenden Geist, der sie im Systeme in Reihe und Glied bringt. Als Elementarkörper, die von den Chemikern bis jetzt nicht zerlegt sind, haben wir aufzuzählen: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Selen, Phosphor, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Kohlenstoff, Bor, Kiesel, Kalium, Natrium, Lithium, Barium, Strontium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Beryllium, Yttrium, Cerium, Zirconium, Mangan, Eisen, Nickel, Kobalt, Zink, Cadmium, Blei, Zinn, Wismuth, Uran, Kupfer, Queckſilber, Silber, Palladium, Rhodium, Iridium, Platina, Osmium, Gold, Titan, Tantal, Vanadin, Thorium, Wolfram, Molybdän, Chrom, Antimon, Arsenik und Tellur. Einige von diesen einfachen Körpern haben eine Luftgestalt und heißen Gas, andere haben nicht die vollkommene Eigenschaft der Metalle und heißen Metalloide. Die Metalle sind theils unedle, theils edle Metalle. Die einfachen Körper gehen mit dem Sauerstoffe Verbindungen ein, welche Oxydationsstufen genannt werden. Dieses geschieht nach gewissen Proportionen und die Producte werden dann Suboxyde, Oxyde, Superoxyde und Säuren genannt. Eine große Anzahl chemischer Erzeugnisse heißen Salze. Diese bestehen aus einer Basis, — einem elektro-positiven Körper — und einer Säure — einem elektro-negativen Körper — jedoch nimmt Berzelius ganz neuerlich an, daß der Schwefel, das Selen und der Tellur die

Stelle des Sauerstoffes vertreten könne und die Verbindungen den Sauerstoffsalzen ganz analog Schwefel-, Selen-, Tellursalze zu nennen wären. Diese Classe der Salze nennt er im Allgemeinen Amphidsalze. Es können sich aber auch zwei einfache Körper zu einem Salze verbinden, z. B. Chlor und Natrium; das Product davon ist das charakteristischste aller Salze — das Kochsalz; — eben so verbinden sich Jod, Brom, Fluor ꝛc., und diese Classe von Salzen nennt er Haloidsalze. Um die neuern chemischen Schriften verstehen zu können, ist es nöthig, sich mit der Stöchiometrie bekannt zu machen, welche folgende Gesetze bei chemischen Verbindungen aufstellt. „Einfache Stoffe verbinden sich mit einander in einem einzigen Verhältnisse oder nur in wenigen unveränderlichen Verhältnissen. In dem letzteren Falle wird gewöhnlich der positive Bestandtheil als Einheit angenommen und die Mengen des negativen Bestandtheils, welche sich mit ihm verbinden, steigen so, daß die größeren Mengen das Doppelte, das Dreifache ꝛc. der kleinsten Menge sind". Ferner: „besitzen die verschiedenartigen Körper ein verschiedenes Sättigungsvermögen, d. h. um eine bestimmte Menge eines Stoffes bis zu einem gleichen Grade zu sättigen, werden von den übrigen Stoffen sehr verschiedene Mengen erfordert: allein das Sättigungsvermögen der Körper gegen jeden gemeinschaftlichen Körper bleibt immer dasselbe". Und endlich: „die einfachen Körper behalten in ihren Zusammensetzungen ihr wechselseitiges Sättigungsverhältniß bei". — Wer über diese Anordnungen, so wie über die neue Zeichensprache in der Ch. Belehrung wünscht, lese „Berzelius Proportionslehre, übersetzt von Blöde". — In der organischen Ch. stehen bis jetzt alle entdeckte Substanzen in Gruppen, von denen die Theile gleiche Charaktere haben. So werden Essigsäure, Citronensäure, Sauerkleesäure, Weinsteinsäure, Benzoësäure, Fettsäure ꝛc. organische Säuren genannt, weil sie ihren Ursprung aus dem Pflanzen- oder Thierreiche genommen und ter- oder quaternaire Verbindungen sind. Ihre gemeinsamen Eigenschaften sind: saure Reaction und das Vermögen sich mit Basen zu Salzen zu verbinden. Scheele, Vauquelin, Braconnot, Chevreul, Pelletier und Caventou waren Entdecker mehrerer derselben. Eine andere Gruppe enthält die Alkaloide, (in unserer Zeit für die Arzneikunde wichtig gewordene Substanzen,) Körper, welche aus Vegetabilien geschieden wurden, durchs Feuer zerstörbar sind, alkalische Reaction zeigen und mit Säuren Salze bilden, eben so wie die Alkalien in der unorganischen Ch. Sertürner entdeckte 1816 das erste Alkaloid im Opium, er nannte es Morphin. Nach einem heftigen Streite über die Natur dieser neuen Erzeugnisse, aus welchem Sertürner siegreich hervorging, wurden von Pelletier und Caventou, Peschier, Brandes, Wittstock u. A. viele derselben entdeckt und bearbeitet. Die nähern Bestandtheile des Fettes und seine Veränderung in Stearin-, Olein- ꝛc. Säure hat Chevreul mit höchster Genauigkeit bearbeitet und eine Theorie über die Seifenbildung aufgestellt. Die brenzlichten und brenzlich-öligten Flüssigkeiten haben in allerneuester Zeit einen scharfsinnigen und fleißigen Bearbeiter an Reichenbach gefunden. Durch ihn sind Unverdorben's Arbeiten theils ergänzt, theils berichtiget und Eupion, Paraffin und Creosot entdeckt. In das Feld der organischen Ch. gehören auch die Äther-, Zucker- und Farbenbildung ꝛc. Die analytische Ch. ist nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für die gerichtliche Medicin von der höchsten Wichtigkeit. Man hat zwei Wege, die zusammengesetzten Körper in ihre Elementarbestandtheile zu zerlegen: den trocknen und den nassen Weg. Auf trocknem Wege bedient man sich des Löthrohrs (s. d. Art.), welches von Gahn und Berzelius anzuwenden gelehrt wird; (Berzelius über das Löthrohr übersetzt aus dem Schwedischen von H. Rose) auf nassem Wege der Reagentien (s. d. Art.). Als Meister dieses Theils der Wissenschaft sind Berzelius, H. Rose, Liebig,

Pfaff u. m. A. zu nennen. Wie weit die Ch. in genauer Auffindung und Zusammensetzung vorgeschritten ist, beweisen die der Natur nachgeahmten Mineralwässer von Struve, welche durch ganz Europa eine Berühmtheit erlangt haben. Deutschland und Frankreich zeichnen sich durch große und viele Entdekkungen in der Ch. aus, auch herrscht in diesen Ländern der größeste Eifer für diese Wissenschaft, nach ihnen folgt England und Schweden, letzteres besonders durch die ungeheure Thätigkeit von Berzelius. Die berühmtesten Chemiker der Gegenwart sind, in Deutschland lebend: Bischof, Brandes, Buchner, Döbereiner, Dulk, Erdmann, Fischer, Geiger, Gmelin, Kühn d. J., Karsten, Lampadius, Liebig, Mitscherlich, Pfaff, H. Rose, Schubart, Schweigger-Seidel, Stromeier, Trommsdorff, Wackenroder, Wöhler; in Frankreich: Braconnot, Berthier, Boullay, Caventou, Chevreul, Desfosses, Desprez, Dumas, Gay-Lussac, Guibourt, Lecanu, Orfila, Pelletier, Pelouze, Soubeiran, Serullas, Thenard; in England: Brande, J. Davy, Faraday, Graham, Phillips, Turner, Ure. Viele berühmte Männer haben wir genannt, noch mehrere aber aus Mangel an Raum übergehen müssen, wir verehren schweigend ihre Verdienste und keinem der todten und lebenden Chemiker soll ein Blatt aus seinem Ehrenkranze gebrochen werden! — Wenn wir diejenigen Männer aus der Zahl der scharfsinnigsten Gelehrten herausheben sollen, welche am meisten Einfluß auf die verschiedenen Theorien in der Ch. hatten und die in der Geschichte der Wissenschaft stets mit unvergänglichen Buchstaben gezeichnet sein werden, so sind es Stahl, Lavoisier, Volta, H. Davy und Berzelius. Für das praktische Studium der Ch. nennen wir als die vorzüglichsten Plätze: Berlin und Paris. Diese bieten durch die Mehrheit der sich dort aufhaltenden praktischen Gelehrten die meiste Gelegenheit vielfach belehrt zu werden dar; auch in Stockholm unter Berzelius, in Jena unter Döbereiner und Wackenroder und in Gießen unter Liebig ist für die Ausbildung des jungen Chemikers vielfach gesorgt. An literarischen Hülfsmitteln fehlt es der Ch. nicht, wir wollen nur diejenigen Schriften nennen, welche für den Lernbegierigen am wichtigsten sein möchten: für die allgemeine Ch.: Berzelius Lehrbuch der Ch., übersetzt aus der schwed. Bearbeitung von Wöhler, 4 Thle. in mehreren Abtheilungen, Dresden (die neueste Ausgabe 1834 ist im Erscheinen und das Werk nicht mit dem Nachdrucke und Auszuge zu verwechseln); Leop. Gmelin, Handbuch der theoretischen Ch., 3. Aufl. 1829, Frankfurt am Main; Thenard's Lehrbuch der theoretischen und praktischen Ch., aus dem Franz. übersetzt von Fechner und mit den Supplementbänden des Übersetzers fortlaufend, Leipzig. Als Lexicon der Ch. J. F. John's Handwörterbuch der allgemeinen Ch., 4 Boc., der letzte in 2 Abtheilungen, Leipzig und Altenburg, Brockhaus. Für die technische Ch. sind als vorzüglich zu empfehlen: Prechtl technologische Encyklopädie; Schubart's Gewerbschemie und Meißner's technische Chemie in 5 Theilen. Die pharmaceutische Ch. wird am besten abgehandelt in Geiger's Handbuche der Pharmacie I. Thl. 4. Aufl., Heidelberg bei Winter; Bucholz, Theorie und Praxis, neu herausgegeben von Döbereiner und Dulk's Commentar zur preuß. Pharmakopöe, 3. Aufl., Lpz. bei L. Voß. Für Experimentalchemie ist E. Mitscherlich Lehrbuch der Ch. 1831, Berl. bei Mittler, unentbehrlich (dieß Werk enthält herrliche Holzschnitte von chemischen Instrumenten). Die analytische Ch. ist in Heinrich Rose Handbuch der analytischen Ch., 3. Aufl. Berl. bei Mittler, umfassend vorgetragen. Militairpersonen werden in „M. Meyer's Grundzügen der Militairchemie" das Nöthige finden. Abbildungen chemischer Instrumente findet man in einem Werke, welches von dem Industrie-Compt. in Weimar heftweise unter dem Namen „Laboratorium" herausgegeben wird. Als Journale, welche die Fortschritte der Wissenschaft anzeigen, sind vorzüglich zu bemerken:

Poggendorf's (früher Gilbert's) Annalen, ferner: Erdmann's und Schweigger-Seidel's Journals; Kastner's Archiv für Ch. und Meteorologie, alsdann für technische Ch.: Dingler's polytechnisches Journal für pharmaceutische Ch.; Annalen der Pharmacie von Brandes, Geiger und Liebig; Repertorium der Pharmacie von Buchner und Trommsdorff's Journal. Wer eine allgemeine Übersicht der fortschreitenden Wissenschaft haben will, findet sie von verschiedenen Zeitpunkten in Berzelius Jahresbericht der physischen Wissenschaften, 12 Jahrgänge, aus dem Schwed. übersetzt von Wöhler, Tübingen bei Laupp und in dem Repertorium, welches Fechner als Fortsetzung des Thenard'schen Traité de Chimie deutsch erscheinen läßt. 5.

Chemnitz, eine der schönsten und volkreichsten Städte Sachsens, nach Leipzig die bedeutendste Handelsstadt, als Fabrikstadt aber die erste des Königreichs, liegt in einer ebenen Gegend des erzgebirgischen Kreises, 8 Meilen von Dresden und eben so weit von Leipzig, an dem Flüßchen Chemnitz und hat gegen 1000 Häus. mit 19000 Einw. Sie ist wendischen Ursprungs, war im X. Jahrh. ein Wallfahrtsort, doch unbedeutend bis zum XII. Jahrh., wo sie von Lothar II. mit Mauern umgeben und zur Reichsstadt erhoben wurde. 1308 begab sich die Stadt unter den Schutz des Markgrafen von Meißen, wurde nach einem Brande im J. 1389 größer und schöner wieder hergestellt, und begann sich durch ihre bereits in der Mitte dieses Jahrhunderts entstandenen Leinewandbleichen und Linnenmanufactur schnell zu heben. Zwar litt sie unendlich im Hussitenkriege, im 30jährigen 7jährigen und während des letzten Krieges; jedoch sind die Spuren davon durch ihre Gewerbthätigkeit fast wieder verwischt. Ch. ist der Mittelpunkt des gesammten sächs. Fabrikwesens. Die Thätigkeit des größten Theils der Bewohner hat mehr oder minder darauf Bezug. Gegen 1200 Webermeister mit 1000 Gesellen und Lehrlingen beschäftigen sich mit der Verfertigung von Kattun, Cannevas, Köper, Musselin, Barchent, Leinwand, wollenen, baumwollenen, seidenen, halbseidenen Waaren, Petinets ꝛc. Merkwürdig sind die Spinnmühlen, welche das nöthige Garn, jährlich 1 Mill. Pfund, liefern und zuerst durch den Engländer Whitfield im J. 1800 eingeführt worden sind. Sie setzen meist gegen 3—4000 Spindeln in Bewegung, bedürfen nur weniger Hände und werden theils durch Dampfmaschinen, theils durch Wasser oder Pferde in Bewegung gesetzt. Spinnfabriken, fast von derselben Einrichtung, gibt es ebenfalls mehrere; sie werden durch Hände oder Pferde in Bewegung gesetzt; auch hat man in neuerer Zeit mit einer Flachsspinnmühle Versuche gemacht. Die 12 Kattunfabriken liefern jährlich gegen 50000 Stücke Kattun; in einigen derselben hat man Walzendruck eingeführt. Unter den übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt nennen wir die Hauptkirche mit zwei Öser'schen Gemälden und die Kapelle im königl. außerhalb der Stadt gelegenen Schlosse, in welcher sich eine schöne aus einem Eichstamme gearbeitete Geißelung Christi befindet. In der Umgegend der Stadt trifft man häufig edle Steine, als Carneole, Jaspis, Achate, Amethyst u. a. — Ch. ist der Geburtsort von Georg Agricola, Georg Fabricius und des Philologen Heyne. 15.

Chemnitz (Martin), einer der gelehrtesten Beförderer der Reformation im XVI. Jahrh., geb. den 9. Novbr. 1522 zu Treuenbriezen in der Mark, mußte aus Armuth wider seine Neigung das Tuchmacherhandwerk erlernen und konnte erst im 17. Lebensjahre die Schule zu Magdeburg besuchen. Um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, ward er 1542 Collaborator an der Stadtschule zu Calbe und selbst nachdem ihn ein Anverwandter, der Professor Sabinus in Frankfurt a. d. O., auf diese Hochschule berufen und hier unterstützt hatte, wiederum Schulmeister in Wriezen a. d. O. Doch im J. 1545 gelang es ihm endlich in Wittenberg, unter Melanchthon's Leitung, sich ungetheilt den

Wissenschaften, vorzugsweise aber der Mathematik und der Astrologie, widmen zu können und vom J. 1547 in Königsberg, wo er 1548 Rector der Domschule und 1550 Bibliothekar des Herzogs Albrecht ward, jene theologische Bildung und Gelehrsamkeit sich zu erwerben, durch welche er der immer weiter verbreiteten Kirchenreformation die wesentlichsten Dienste leistete. Die Streitigkeiten mit Osiander bewogen ihn 1553 sich zum Markgrafen Johann von Brandenburg und nach Wittenberg zu wenden, wo er über Melanchthon's Loci communes Vorlesungen hielt und eins seiner wichtigsten Werke begann (Loci communes etc., herausgegeben und fortgesetzt von Polycarpus Leyser, Frankf. a. M. 1591. 3 Quartbde.). Schon 1554 verließ er diese Stadt, nach Braunschweig als Coadjutor berufen, wo er später zum Pastor und Superintendenten befördert wurde und als solcher den 8. April 1586 starb. Er hinterließ einen Sohn, Martin Chemniz († 1626), der sich als Jurist auszeichnete. — Außer dem, daß Ch. sich durch seine Reisen im nördlichen Deutschland, um kirchliche Angelegenheiten zu ordnen, große Verdienste erwarb, und namentlich in Königsberg 1567 mit Joachim Mörlin das preuß. Doctrinalbuch (Corpus doctrinae Prutenicae) verfaßte, später in Göttingen und Lübeck kirchliche Streitigkeiten beilegte, das Pädagogium zu Gandersheim und die Universität zu Helmstädt einweihete, mehreren Versammlungen von Theologen, wie zu Naumburg, Salzwedel, Torgau, Riddagshausen, Schmalkalden, Jüterbogk, Heidelberg, Cassel, Quedlinburg, Jena ꝛc., beiwohnte, ward er am berühmtesten durch seine Theilnahme an der Abfassung der Concordienformel im Kloster Bergen und deren Einführung in den lutherisch-evangelischen Ländern. Von seinen Schriften machten die über das Abendmahl (Repetitio sanae doctrinae de vera praesentia corporis et sanguinis Domini in coena, Lips. 1561. 8.) und über die beiden Naturen in Christo (De duabus naturis in Christo, Jenae 1570. 8.), die Harmonia quatuor Evangelistarum etc. und Theologiae Jesuitarum praecipua capita großes Aufsehen. Alle übertraf aber seine Prüfung und Widerlegung der Decrete des Tridentinischen Concils: Examen concilii Tridentini etc. 1565—73. 4 Foliobände, ein Buch, das von den Gegnern mehr gefürchtet als beantwortet wurde und sich noch jetzt nicht überlebt hat. 2.

Chénier (spr. Schénieh), Marie Joseph de, einer der berühmtesten Dramatiker während der franz. Revolution, wurde am 28. Aug. 1764 zu Constantinopel geboren und nahm (1781), nachdem er seine Studien in dem Collége Mazarin gemacht hatte, Kriegsdienste. Da ihm aber der Soldatenstand in damaliger Zeit wenig Ruhm versprach, nahm er bald seinen Abschied, um sich ganz der Literatur zu widmen. Er fing an für das Theater zu arbeiten. Sein erstes Trauerspiel „Azémire“ (1786) ließ von den Talenten des Verfassers Vieles hoffen. Die Tragödie „Charles IX.“ (1789) erfreute sich eines allgemeinen Beifalls; der Dichter, welcher sich in den Strudel der Revolution gestürzt hatte, suchte hauptsächlich dadurch, daß er in seinen Werken den Ansichten des Volkes schmeichelte, Beifall zu erringen. Die Trauerspiele: „Henri VIII.“ (1791), voll rührender Scenen und Situationen, „Jean Calas“ (1791), oft etwas zu schwülstig, „Cajus Gracchus“ (1792), worin die absoluteste Demokratie gepredigt wird, „Fénélon“ (1793), eines der rührendsten dramatischen Erzeugnisse der Franzosen, und der ächt tragische „Timoléon“ (1795) folgten schnell auf einander und wurden gut aufgenommen. Sein „Cyrus“, wodurch er die Gunst Napoleon's zu erlangen gedachte, gefiel keiner Partei. („Théâtre“ Par. 1818. 3 Voll. 8.) Auch in den meisten andern Dichtungsarten versuchte sich Ch. mit Glück; vorzüglich gelang ihm die Satyre. („Poésies diverses“ Par. 1818. 8.) Sein „Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789“ (éd. 3. 1818. 8.) und seine „Fragmens du

cours de littérature“ (Par. 1818. 8.) sind gediegene Werke und zeugen von einem talentvollen, gründlichen Literator, der sich mit gewöhnlicher franz. Oberflächlichkeit nicht begnügte. Der Dichter hatte nur von dem Ertrage seiner Feder gelebt, bis ihn Napoleon eine Pension von 8000 Fr. gab, die er aber nicht lange genoß. Er starb am 11. Jan. 1811. — Sein älterer Bruder, Marie André de Chénier (geb. am 29. Oct. 1763 zu Constantinopel), welcher sich ebenfalls durch einige gelungene Poesien („Oeuvres“ Par. 1820. 8.) bekannt machte, fiel als Opfer der Revolution (23. Juli 1794) unter der Guillotine. — Beider Vater, Louis de Chénier (geb. 1723, gest. 1796), franz. Generalconsul zu Constantinopel und Geschäftsträger zu Marokko, erwarb sich durch seine „Recherches historiques sur les moeurs et l'histoire de l'empire de Maroc“ (Par. 1787. 3 Voll. 8., deutsch Leipz. 1788. 8.) und seine „Révolutions de l'empire Ottoman“ (Par. 1789. 8.) den allgemeinen Beifall der gelehrten Welt. 67.

Chenille (spr. Sch'nilj), eigentlich Raupe, nennt der Seidenweber und Posamentirer die einer haarigen Raupe ähnliche Schnur von Sammet, die man zu Stickereien, zur Verzierung des weiblichen Putzes, zum Klöppeln der Figuren in den Chenillenblonden und zum Brochiren der Blumen in seidenes Zeug (brochirtem Sammet oder Chenillenatlaß) verwendet. Um die Ch. zu verfertigen, wird zuerst ein schmales seidenes Zeug gewebt, zwischen dessen Kettenfäden ein Zwischenraum von gewöhnlich $\frac{1}{8}$ Zoll bleibt, der Einschlagfaden aber ist stark und von offener Seide; wenn das Zeug gewebt ist, wird es sodann der Länge nach mitten durch die Zwischenräume der Kette in Streifen geschnitten und diese werden auf einen Faden gesponnen. Man hat Manufacturen, in denen Ch., weil sich die Arbeiter gegenseitig unterstützen, in großer Menge verfertigt wird. 43.

Cherbury (spr. Tscherbury), Edward Herbert, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Deisten in England, geb. 1591 auf dem Schlosse zu Montgomery in Wallis, stammte aus einer alten engl. Familie, studirte Sprachen und theologische Wissenschaften, und ließ sich in seinen Forschungen nach tieferen Kenntnissen auch nicht durch eine frühe Heirath (in seinem 15. Lebensjahre) abhalten. Von Jacob I. ward er zum Ritter von Bathorden ernannt, sodann 1616, um für die bedrückten Reformirten in Frankreich sich zu verwenden, nach Paris gesendet, hierauf zur Würde eines Freiherrn von Castle Island zu Kerry in Irland und von Karl I. zu der eines engl. Lords erhoben. Die Herrschsucht des letztern tadelte er freimüthig und mußte bei den ausgebrochenen Bürgerkriegen dafür durch die Zerstörung seines Schlosses Montgomery büßen, dessen Verlust ihm jedoch später vom Parliamente ersetzt wurde. Er starb in London den 20. Aug. 1648. — Ch. war ein Mann von sittlich unbescholtenem Lebenswandel und als Philosoph einer der größten freien und tiefen Denker, als welchen er sich in seinen Schriften erwies: **De veritate prout distinguitur a revelatione, a verisimili, a possibili et falso.** Par. 1624. 4. und öfter, franz. Par. 1639. 4. **De causis errorum una cum tractatu de religione laici et appendice ad sacerdotes.** P. I. Lond. 1645. 4. **De religione Gentilium errorumque apud eos causis.** Lond. 1645. 8., Amstelod. 1663. 4., engl. Lond. 1705. 8. Theils das starre orthodoxe Formelwesen in der bischöflichen Kirche, theils die gehässigen und blutigen Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten seiner Zeit hatten ihn zu ungebundenerer Forschung und freieren Ansichten über das Christenthum geführt. Indem er als kräftiger Vertheidiger der menschlichen Vernunft und ihrer Auctorität in Glaubenssachen, so wie als Gegner des symbolischen und evangelischen Lehrbegriffs von der göttlichen (äußern oder geschichtlichen und traditionellen) Offenbarung auftrat, führte er die Theologie auf vier Hauptsätze zurück: „es ist ein Gott, ihm gebührt Verehrung durch Tu-

gend und Frömmigkeit, durch Reue und Besserung werden begangene Sünden wieder gut gemacht, dem unsterblichen Menschen wartet nach dem Tode die verdiente Vergeltung." Dabei statuirte er eine fortgehende Offenbarung Gottes in der Natur und eine persönliche, zu welcher jeder Mensch gelangen könne, der durch Rechtschaffenheit sich derselben fähig mache und in demüthigem Gebete sie von Gott erbitte. Diese Offenbarung unterschied er noch von der eigenen Thätigkeit des menschlichen Geistes. 2.

Cherokesen (Tscherokesen), auch **Irokesen**, der civilisirteste unter den Indianerstämmen des nordamerikanischen Freistaats, sonst auch der mächtigste, jetzt aber bedeutend zusammengeschmolzen, wohnen in den Gebieten von Georgia, Alabama und Arkansas in hölzernen Häusern, treiben Ackerbau, Viehzucht und Handwerke und sind mit vielen Europäern vermischt. Viele sind zum Christenthume übergetreten und daß sie selbst in geistiger Hinsicht Fortschritte machen, zeigt die unter ihnen schon seit mehrern Jahren erscheinende Zeitung. Aber in der neuesten Zeit wurden sie genöthigt nach Westen an den Mississippi und Missouri auszuwandern, da sie als Nichtchristen nicht einen besondern Staat der Union bilden können. 37.

Chersonesus oder **Cherrhonesus** nannten die Griechen überhaupt jede Halbinsel, im Besondern aber und vorzugsweise die jetzige Halbinsel der Dardanellen oder von Gallipoli, welche eigentlich der thracische Chersonnes hieß. Außerdem kommen noch als die merkwürdigsten vor: der thaurische Chersones (die jetzige Krim) und der cimbrische Ch. (das heutige Jütland). 9.

Cherub (in der Mehrheit: **Cherubim**), ein fabelhaftes Thier der Hebräer, zusammengesetzt aus Mensch, Stier, Löwe und Adler, den Symbolen der Weisheit, der Stärke, des Edelmuths und des Scharfblicks, in denen alle Macht besteht. Sie sind im A. T. die Hüter des Paradieses, die Träger des Throns Jehovah's, auf denen er einherfährt und von denen herab er herrscht. Die Bilder zweier Cherubim lagerten über dem Deckel der Bundeslade im Allerheiligsten und ihre Figuren schmückten die Wände und Teppiche des jüdischen Tempels. Unstreitig diente ihre Darstellung, die Macht und Größe Jehovah's symbolisch zu verherrlichen, wie getheilt und unzuverlässig auch die Meinungen der Gelehrten über den Ursprung ihres Namens und die Entstehung dieser Mythe sein mögen. 27.

Cherubini (Luigi), ein ausgezeichneter Componist französ. Schule, und zwar nicht der neuesten, sondern der durch Gluck und Gretry repräsentirten, wurde 1764 zu Florenz geboren, erhielt seine musikal. Ausbildung von Sarti, und componirte noch sehr jung zu Livorno die Oper „Adriano in Syria." Mehr Beifall als diese erhielten die beiden folgenden „Alexandro nell' India," welche 1784 zu Mantua, und „Ifigenia in Aulide," die 1788 zu Turin mit großem Beifalle aufgeführt wurde. Schon in diesen Werken zeigt sich die erhabene Gedankenfülle des Componisten und ein entschiedenes Talent für das Hervorbringen gediegener und kräftiger Harmonien. Durch seinen Aufenthalt in Paris erhielt sein Streben eine glückliche Richtung. Die alte gehaltlose und monotone französische Schule mit ihren Rameau's und Lully's hatte durch Gluck und Gretry (besonders den erstern) einen großen Stoß erlitten, und sich dem deutschen Style genähert. Ch. betrat mit dem schönsten Eifer die gebrochene Bahn (die leider mit Boyeldieu wieder verlassen wurde), und nahm sich besonders Mozart, dem er auch hinsichtlich des Charakters ähnlich ist, zum Muster. Seine Lodoiska, Armand und vor allen der „Wasserträger" (les deux journées), welche in Paris zur Aufführung kamen, sind Meisterwerke, und werden stets bleibenden Werth behalten. In Wien, wohin er 1805 berufen wurde, schrieb er die Faniska und Medea, beide in demselben Style, welche mit rauschendem Beifalle

aufgenommen wurden. Nach seiner Rückkehr (1806) wurde er einer der fünf Directoren am Conservatorium. „Ali-Baba," seine neueste Oper, welche 1833 zur Aufführung kam, fand weniger Beifall, und zwar wohl deßhalb, weil er in der neuesten Zeit dem Operstyl fremd, und mehr mit dem strengen Styl vertraut geworden war. Unter andern trefflichen kirchlichen Sachen verdient sein Requiem einer rühmlichen Erwähnung. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten Ch.'s sind Fülle der Harmonien, kräftige doch nicht überfüllte Instrumentation, und fließende Melodien. Von dem Haschen nach Originalität, die nur zu oft geschraubt erscheint, hat er sich stets frei gehalten. 22.

Cherusker, der berühmte deutsche Volksstamm, welcher unter **Arminius** Anführung im Jahre 9 n. Chr. die römische Macht in Deutschland brach, saßen im Westen von den Brukterern, im Norden von den Angrivariern und Kauchen, im Osten von den Longobarden und Semnonen, im Süden von den Hermunduren und Katten begrenzt an beiden Ufern der Weser im Norden des Harzes, an der Aller und Lippe im jetzigen preuß. Regierungsbezirke Minden, den Lippischen Ländern und um Hanover. Sie waren eins der kleinsten Völker, aber der durch Arminius angeregte Aufstand verband noch andere mit ihnen, so daß sie längere Zeit sich in Ansehen behaupteten; aber mit Arminius Tode entstanden innere Zwistigkeiten, welche das Volk schwächten und sie verloren sich endlich unter den Franken. 37.

Cheselden (spr. Tschiseld'n), William, zu Sowerby in Leicester 1688 geboren, war erster Chirurg des Thomashospitals und Leibchirurg der Königin, und starb 1752 in London. Berühmt wurde er durch eine große Geschicklichkeit im Steinschnitt, so wie durch Verbesserung einiger andern chirurg. Operationen und ist Verfasser eines zu seiner Zeit sehr beliebt gewesenen anatomischen Handbuchs und mehrerer chirurgischen Schriften. 39.

Chesterfield (spr. Tschest'rfield), Philipp Dormer Stanhope, Graf von, ein berühmter engl. Staatsmann, Redner und Schriftsteller des XVIII. Jahrh., wurde zu London im Jahre 1694 geboren, studirte zu Cambridge, bildete sich auf einer Reise durch die Niederlande und Frankreich zu einem vollendeten Hof- und Weltmanne aus, trat, von seinem Großoheime, dem General Stanhope, zurückgerufen als Kammerherr in die Dienste des Prinzen von Wales, und als Abgeordneter des Fleckens St. Germains in das Parliament. Hier zeigte er sich als eleganten einnehmenden Redner, und behauptete diesen Ruhm auch später, nach seines Vaters Tode, im Oberhause. In den Jahren 1728—1732 war er Gesandter im Haag, und bewies hier so viel diplomatische Geschicklichkeit, daß ihn Georg II. zum Oberhofmeister ernannte, und mit dem Hosenbandorden beschenkte. Nach kurzer Unterbrechung behielt er seinen Gesandtschaftsposten noch einige Jahre, wurde hierauf Vicekönig von Irland, und 1748 Staatssecretair. Er zog sich jedoch, um seine zerrüttete Gesundheit zu schonen, bald zurück und lebte in der Einsamkeit den Studien und dem Umgange mit Freunden, bis an seinen Tod, welcher am 24. März 1773 erfolgte. — Ch. war von liebenswürdigem Charakter, fein und höfisch gebildet, doch ohne Falsch, ein glänzender Redner, so wie ein großer Freund der Wissenschaften. Mit den berühmtesten Geistern seines Vaterlandes und des Auslandes stand er in Verbindung. Swift, Pope, Voltaire, Montesquieu waren seine Freunde, und letzterer lebte einige Zeit bei ihm in London. Als Schriftsteller hat er sich außer mehrern kleinern Abhandlungen besonders durch die Briefe an seinen Sohn einen Namen erworben. Sie sind in einem leichten fließenden Style geschrieben und berühren in höchst anziehenden Wendungen alle Verhältnisse des höhern gesellschaftlichen Lebens. Sie erschienen zuerst unter dem Titel: **Letters written by the late R. H. Phil.**

Dorm. Stanh. Earl of Chest. to his Son Phil. Stanhope Esq. Published by Mrs. Eugenia Stanhope, Lond. 1774. 22.

Chevaux-legers (spr. Schwō-leschē), s. Reiterei.

Chezy (Wilhelmine Christiane von), geboren von Klencke, eine Enkelin der berühmten Karschin, zu Berlin am 26. Jan. 1783 geboren, genoß von ihrer Mutter, welche sich auch als Schriftstellerin versuchte, eine sorgfältige Erziehung und entwickelte schon frühe ein reiches Talent. In ihrem 16. Jahre ward sie wider ihren Willen an Carl Gustav Freih. von Hastfer vermählt, aber schon nach kurzer Frist wurde diese unglückliche Ehe wieder getrennt. Ohne alles Vermögen sah sie sich genöthigt von einer Einladung der Frau von Genlis, nach Paris zu kommen, Gebrauch zu machen (1801), wo sie in fremdem Hause und Lande sich sehr unglücklich fühlte, bis die Vermählung mit L. von Chezy ihr eine unabhängigere Existenz sicherte. Sie benutzte ihre Muße zur Erlernung des Altfranzösischen, Italienischen, Spanischen und Englischen, auch blieben ihr die orientalischen Sprachen nicht ganz fremd. Häußliche Mißverhältnisse in ihres Mannes Familie bewogen sie 1810 mit ihren beiden Söhnen und mit Einwilligung ihres Gemahls nach Deutschland zurückzugehen, wo der Schutz des Fürsten Primas Karl von Dalberg sie beglückte. Ihr etwas zu eifriges Bemühen im J. 1815 für die Unterstützung der Kranken und Verwundeten in Köln, wodurch sie die zu diesem Zwecke niedergesetzte Commission compromittirte, zog ihr viele Unannehmlichkeiten zu. Sie lebte darauf abwechselnd zu Dresden, Berlin und Baden bei Wien. Unter ihren Gedichten (Aschaffenb. 1812. 2 Bdchn. 8.) zeichnet sich besonders das Lied aus; noch keine deutsche Schriftstellerin hat sie darin übertroffen. Ihre „Erzählungen und Novellen" (Leipz. 1822. 2 Thle. 8.) bieten manches Gelungene. Auch ihre Schrift: „Leben und Kunst in Paris seit Napoleon I." (Weimar, 1805 — 7. 2 Bde. 8.) ist nicht ohne Werth. Ihre neueste Erzählung: „Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens" (Wien 1829. 8.) fand wenig Beifall. — Ihr Gemahl Antoine Léonard von Chezy, Bibliothekar und Professor des Sanskrits zu Paris, Ritter der Ehrenlegion und Mitglied der Akademie der Inschriften, geb. am 15. Jan. 1773, war einer der berühmtesten Orientalisten Frankreichs. Er übersetzte mit vielem Beifall Dschami's Gedicht „Medschnun und Leila" aus dem Persischen (Par. 1807. 2 Voll. 18. Deutsch von A. Th. Hartmann, Amst. 1807. 2 Bde. 8.) und aus dem Sanskrit „Jadschnadatta's Tod" (Par. 1814. 8.), eine Episode aus Valmenki's Ramayana. Am berühmtesten ist seine Ausgabe der „Sakontala" v. Kalidasa. Er starb den 31. Aug. 1832 an der Cholera. 67.

Chiabrera (spr. Kiabrēra), Gabriel, gehört zu den Mustern der lyrischen Dichter der Italiener. Er ward 1552 nach dem Tode seines Vaters zu Savona bei Genua geboren und vom 9. Jahre an in Rom erzogen und machte später unter Muretus, Paulus Manutius u. A. seine höhern Studien mit vielem Glücke. Er ging hierauf in die Dienste des Cardinals Cornaro, aber Händel mit einem röm. Cavalier nöthigten ihn zur Flucht und ein gleicher Grund zog ihm bald darauf die Verbannung aus seiner Vaterstadt zu, bis er begnadigt zurückkehrte und hier, doch auch abwechselnd zu Genua, Mantua, Florenz, Turin ꝛc. den Rest seines Lebens hinbrachte. Er starb zu Savona 1637. Sein Ruhm als Dichter war in Italien einstimmig, die Fürsten überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen und der dankbare Dichter pries sie in seinen Oden, von deren freierem die petrarchischen Schranken überschreitenden Rythmus er Urheber war. Sein Vorbild war Pindar und man nannte ihn selbst den italienischen Pindar, sein Antrieb der Ruhm des Columbus, denn diesem gleich wollte er auch eine neue (geistige) Welt entdecken. Die Ode und noch mehr das Lied (canzonetta) sind

aber auch das eigentliche Element seines geistigen Lebens und kein älterer ital. Dichter ist ihm gleich; in der epischen und dramatischen Poesie dagegen hat er wenig geleistet und diese Producte sind vergessen. Unter den vielen Einzel- und Gesammtausgaben seiner Werke erwähnen wir nur die beliebteste, **Londra (Livorno) 1781. 3 Bde. 12.** 16.

Chiaramonti, s. Pius VII.

Chiaroscuro, s. Camayeu.

Chickasaws (spr. Tschickesahs), ein nordamerikanischer Volksstamm, mit den Cherokesen, Chactaws und Creeks verwandt, wohnen am Mississippi und Tennesee in Alabama und Mississippi, sonst ein mächtiges Volk, jetzt etwa noch 4000 Köpfe stark, und gehören nächst den Cherokesen zu den civilisirtesten Indianern. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei und bewohnen 7 Dörfer. 37.

Chiffre, s. Dechiffrirkunst.

Childebert I., König der Franken, der Sohn Chlodowig's des Großen, bekam bei der Theilung mit seinen Brüdern das Land zwischen der Loire und dem Meere, und residirte zu Paris. Er bestand einige siegreiche Kämpfe gegen den Westgothenkönig Amalrich und Burgund, schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Könige Theodorich von Austrasien, und theilte nach Ermordung der Söhne seines Bruders Chlodomer, welcher 524 gestorben war, mit seinem zweiten Bruder Chlotar dessen Gebiet. Mit Theodebert, dem Sohne Theodorich's, unternahm er später einen erfolglosen Zug gegen Chlotar, war aber glücklicher in Spanien, von wo er mit Beute beladen zurückkehrte. Er starb 558 zu Paris. — **Childebert II.**, Sohn König Siegbert's I. von Austrasien, geb. 570, verlor seinen Vater frühzeitig durch Meuchelmord, und konnte dem Tode, welcher ihm von Chilperich I., seines Vaters Bruder, drohte, kaum durch die Flucht zu Guntram, König von Burgund, entgehen. Mit letzterm gerieth er bald darauf ebenfalls in Streit, und nur durch Chilperich's Unterstützung, mit dem er sich versöhnt hatte, behielt er den Sieg. Gegen die Longobarden kämpfte er zu wiederholten Malen mit abwechselndem Glücke. Gegen die Mordversuche Fredegundens, der Wittwe Chilperich's, konnte er sich nur mit Mühe schützen; doch gelang es ihm, zuletzt seine Herrschaft zu befestigen. Er starb gefürchtet im Jahre 596. — **Childebert III.**, König von Austrasien, gest. 711, ein schwacher Fürst, an dessen Statt Pipin von Heristall regierte. 22.

Childerich I., Sohn des Königs Merováus, soll diesem im Jahre 456 oder 457 in der Regierung gefolgt sein. Die Geschichte dieses Fürsten ist fabelhaft; schon von seiner Jugend begegneten ihm nach dem Zeugnisse freilich nicht immer glaubwürdiger Schriftsteller vielerlei Abentheuer, und als er endlich zur Regierung gelangt war, machte er sich durch Willkühr so verhaßt, daß er von den fränkischen Großen abgesetzt wurde. Angeblich wurde ein römischer magister militum, Ägidius, an seiner Statt König, und er floh zum thüringischen Könige Basinus. Unterdessen hatte sein zurückgelassener Freund, Viomadus genannt, den von ihm erhaltenen Auftrag, die Franken zu besänftigen, ausgeführt, und sandte zum Zeichen, daß er zurückkehren könne, die Hälfte eines Goldstückes, welches sie bei ihrer Trennung getheilt hatten. Wirklich nahmen ihn die Franken gut auf, und ruhig blieb er von jetzt an im Besitze der Herrschaft. Noch wird erzählt, daß ihm Basina, die thüringische Königin, nachgefolgt sei und sich mit ihm vermählt habe. Aus dieser Ehe entsproß Chlodowig der Große. Ch. starb 481. — Im Jahre 1653 wurde zu Tournay ein Grab gefunden, welches mit Wahrscheinlichkeit für das des Ch. gehalten wird. — **Childerich II.**, Sohn Chlodowig's II. und der heil. Bathild, folgte seinem Vater

656 in Austrasien, und erhielt nach Chlotar's III., seines Bruders, Tode Neustrien und Burgund, so daß er die ganze fränkische Monarchie allein beherrschte. Durch zu strenges Verfahren gegen die fränk. Großen machte er sich verhaßt, und wurde daher, als er einst im Walde bei Chelles jagte, von Bodilo, einem Edlen, den er mit Ruthen öffentlich hatte streichen lassen, nebst seiner Gemahlin Bilihild ermordet, im J. 673 oder 677. — Childerich III., nach Einigen Theodorich's III., nach Andern Chilperich's II. Sohn, war der letzte fränk. König Merovingischen Stammes. Karl Martel's Sohn, Pipin der Kurze (s. d. Art.) sein Hausmeier (major domus), hatte ihn auf den Thron gehoben, gönnte ihm aber nur den Namen eines Königs und ließ ihn 752 in ein Kloster stecken, wo er 754 starb. 22.

Chile (spr. Tschile), eine südamerikanische Republik unter 24° 20′ — 44 S. Br. und 303° 20′ — 308° 50′ Ö L., bildet ein langes schmales Küstenland und wird westlich vom Australozean, südlich von der Insel Chiloe, östlich von den Platastaaten und Patagonien, und nördlich von Bolivia begrenzt. Die frühere Geschichte des Landes ruht im Dunkel. Zwei Hauptstämme, die Promanacier im Norden und die Araucaner im Süden, traten tapfer für ihre Freiheit kämpfend den von Peru her eindringenden Spaniern entgegen. Vergebens unternahm 1538 Almagro die Eroberung des Landes; er büßte den Versuch mit dem Leben. Doch 3 Jahr später gelang es Pedro de Valdivia den nördlichen Theil zu bezwingen; verbündet mit den besiegten Promanaciern drang er nach Süden vor; allein die Araucaner wußten damals durch einen entscheidenden Sieg (1553) und auch später unter fortwährenden Kämpfen mit den Spaniern bis in die neuesten Zeiten ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Der mittlere und nördliche Theil blieb ungestört im Besitze der Spanier, bis endlich im Jahre 1809 gefährliche Unruhen ausbrachen. An die Stelle des Generalcapitains Carrasco wurde der Eingeborne Conquista gesetzt, eine Regierungsjunta gebildet (Septbr. 1810) und durch den im Juni 1811 zusammengetretenen Congreß erhielt die neue Verfassung Festigkeit und allgemeine Anerkennung. Die Versuche der spanischen Regierung, die alte Ordnung wieder herzustellen, waren bis jetzt vergeblich gewesen; als aber Parteiungen entstanden und die Araucaner gewonnen waren, gelang es dem spanischen General Gainza die Patrioten, welche der Oberst O'Higgins commandirte, durch Übermacht zu besiegen. Doch nur kurze Zeit währte sein Triumph. Die Patrioten unter O'Higgins und Rodriguez rückten von Neuem ins Feld, und erfochten schon am 12. Febr. 1817 bei Chacabuco einen entscheidenden Sieg. Unterdessen war der Feldherr von Buenos Ayres, St. Martin, über die Anden zur Unterstützung der Patrioten in Chile eingedrungen, und sicherte durch einen zweiten Sieg bei Maypo (5. Apr. 1818) die Unabhängigkeit der Republik, welche bereits am 4. Febr. 1818 proclamirt worden war. 1826 wurde auch noch die Insel Chiloe den Spaniern entrissen. Nach der eingeführten Verfassung steht an der Spitze der vollziehenden Gewalt ein Präsident, welchem ein Vicepräsident zur Seite steht. Die gesetzgebende Gewalt übt der Congreß aus, welcher aus 2 Kammern, der der Repräsentanten und der Senatoren, besteht. — Chile, dessen Flächenraum etwas über 8000 □ Meilen beträgt, ist von der Natur außerordentlich begünstigt; zahlreiche Flüsse, unter ihnen der Chuapa, Maypo, Copiapo, Coquimbo u. a. stürzen von den Gebirgen, den Anden, welche in 3 Zügen westlich von der großen östlichen Kette in das Land hineinlaufen, nach dem Meere zu, und bewässern auf ihrem Laufe fruchtbare, anmuthige Thäler; daher Producte aller Art in Fülle: Getreide, Weizen, Mais, Gemüse, Kartoffeln, Hanf, Südfrüchte, als Citronen, Orangen, Oliven, Wein, Feigen, Granaten, Cocospalmen, Obst jeder Gattung, Bau- und Farbehölzer, Pfeffer ꝛc. An nütz-

lichen Hausthieren ist das Land außerordentlich reich, besonders an Pferden, Schafen, Ziegen und Rindvieh. Letzteres ist am zahlreichsten und oft hat ein einziger Besitzer 5—8000 Stück. Gold und Silber wird ebenfalls sehr viel gefunden, und außerdem Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, und andere Mineralien. Die Bewohner des Landes, deren Zahl ungefähr 1 Million beträgt, sind theils Weiße, theils Neger, Mulatten, Creolen, Indianer und Mestizen, und leben vom Handel und besonders von der Viehzucht. Industrie und Ackerbau sind unbedeutend. — Nach der jetzigen Eintheilung zerfällt Ch. in folgende 8 Provinzen: 1) Coquimbo, mit der Hauptstadt gleiches Namens (auch Ciudad de Serena). 2) Acongagua, Hauptstadt Ciudad de Felipe, mit wichtigen Kupferbergwerken in der Nähe. 3) Santjago; die Hauptstadt dieser Provinz Santjago (48,000 Einw.), ist zugleich Hauptstadt der ganzen Republik, und Sitz des Präsidenten. Valparaiso, mit einem schönen Hafen und bedeutendem Handel. 4) Colchagua mit der Hauptstadt Villa de Curico. 5) Maule, Hauptstadt Villa de Cauquenes. 6) Concepcion, die fruchtbarste Provinz Chiles, mit der Stadt Concepcion de Mocha. 7) Valdivia mit der Hafenstadt gleiches Namens, welche früher der Verbannungsort für die peruanischen und chilenischen Verbrecher war. 8) Chiloe. Zu ihr gehört die 200 □ Meilen große Insel Chiloe, welche vom Lande der Araucanen durch einen schmalen klippenreichen Kanal getrennt ist. Sie ist ziemlich fruchtbar und wird von ungefähr 25000 Menschen bewohnt. Hauptstadt ist Ciudad de Castro. Hafenstadt Cacao. Noch gehört zu dieser Provinz der südlich von Chiloe gelegene Archipelagus de los Chonos. 15.

Chiliarch (griech.), Befehlshaber über 1000 Mann, entspricht nach dem Zehnersysteme der griech. Militairabtheilung unserm Obersten, so wie Chiliarchie dem Regimente, zumal da man die Zahl 1000 dabei nicht so bestimmt zu nehmen hat. Eine jede andere Anzahl von 1000 heißt Chiliade. 9.

Chiliasmus ist eigentlich der Glaube an ein künftiges tausendjähriges Reich auf Erden, in welchem unter der Herrschaft des wiederkehrenden Messias alle Gläubigen zu dem Genusse der vollkommensten irdischen Glückseligkeit gelangen werden. Der erste Ursprung der Meinung von einem solchen Reiche ist unstreitig bei den Juden zu suchen, bei welchen sie mit den Vorstellungen von dem zu erwartenden Messias in genauer Verbindung stand. Je sinnlicher diese Vorstellungen waren, je fester sie selbst von den zu dem Christenthume übergegangenen Juden gehalten wurden, desto eifriger mußten sie schon von Jesus, dann von seinen Aposteln und endlich von den auf diese folgenden Lehrern bekämpft werden. Dieser Kampf aber war um so weniger leicht, da selbst Lehrer sich für den Ch. entschieden und sogar in einem Buche der Bibel, in der Offenbarung St. Johannis, Beweise dafür zu finden meinten. So lehrte Cerinthus (s. d. Art. Gnostiker) zuerst unter den Christen den Ch., ohne daß man jedoch sagen könnte, daß diese Meinung von ihm zuerst unter die rechtgläubigen Christen gekommen sei, eben weil die bekehrten Juden schon vorbereitet waren, eine solche Hoffnung zu fassen. Justinus (s. d. Art.) nahm denselben Glauben an. Auch Papias (s. d. Art.) hatte die Meinung von einem 1000jährigen Reiche Christi auf Erden, von welchem sie auf Irenäus (s. d. Art.) überging. Tertullian vertheidigte sie in einer eigenen Schrift, die jedoch nicht mehr vorhanden ist, und Lactantius war der letzte unter den Kirchenvätern, der ihr eifrigst das Wort redete. Auch Nepos, ein Bischof von Ägypten, lehrte den Ch. in einem eigenen Buche. Dagegen fehlte es aber auch nicht an gelehrten Bestreitern des letztern. Cajus, der erste bekannte Lehrer unter den Rechtgläubigen, der sich ihm widersetzte, Origenes und dessen Schüler Dionysius, Bischof von Alexandrien, zuletzt aber Hieronymus und Augustinus bestritten denselben mit Erfolge, so daß er seit

dem IV. Jahrh. immer nur einzelne Anhänger noch hatte. So viel zur äußern Geschichte des Ch. Betrachten wir dagegen sein inneres Wesen, so ist nicht zu verkennen, daß derselbe, wiewohl er für eine Verirrung der Einbildungskraft angesehen werden muß, dennoch auf einer Idee beruht, welche in jeder wahren Religion vorhanden ist, nämlich auf der Idee des Reiches Gottes. Dieses Gottesreich aber, selbst ein Hauptbestandtheil der Lehren des Christenthums, sucht der sinnliche Mensch in die Körperwelt herabzuziehen, und je weniger er im Stande ist, seine Gemeinschaft mit Gott geistig aufzufassen, je sinnlicher seine Vorstellungen von Vergeltung und Seligkeit sind; desto geneigter wird er sein, ein solches Reich des Genusses und des Glückes schon auf Erden zu hoffen, wie alle Chialisten erwarteten. Diese wichen indeß in ihren Meinungen oft von einander ab; denn nicht nur die Zeit des Eintritts jenes Messiasreichs, sondern selbst seine Beschaffenheit und Dauer wurden von ihnen verschieden angegeben, so wie sie auch in der Bestimmung der Würdigkeit, die zur Theilnahme berechtigen sollte, nicht einerlei Sinnes waren. — Was den Eintritt dieses Reiches betrifft, so wagten Mehrere gar nicht denselben bestimmen zu wollen; Andere dagegen setzten ihn an das Ende des VI. Jahrtausends von Erschaffung der Welt. Diese Annahme brachte indeß wiederum verschiedene Bestimmungen des Weltalters hervor, nach welchen der Anfang des 1000jährigen Reiches bald früher, bald später erfolgen sollte. — Die Beschaffenheit desselben wurde bald mehr sinnlich, bald mehr geistig bestimmt. Letzteres vornehmlich von denjenigen, welche die Herrlichkeit dieses Reichs in religiöse und sittliche Vollkommenheit, in Vertilgung falscher Religionen, gerechte Belohnung der wahrhaft Frommen setzten. Die sinnliche Ansicht dagegen verhieß den Gläubigen Macht, Ehre, Reichthum, Friede, unthätige Ruhe und tausendfache Genüsse, die oft auf eine tändelnde und spielende Weise ausgemalt wurden. Auch die Dauer des Reiches wurde von Vielen sehr verschieden berechnet. Eine 1000jährige wurde durch einen Mißverstand der Stelle Psalm 90, 4. angenommen. Bei den Rabbinen wird sie auf 40, 70, 90, 365, 400, 600, 2000, 7000 ꝛc. Jahre festgesetzt. Unter den christlichen Chiliasten herrschte darüber weniger Bestimmtheit. — Zu der Theilnahme an demselben berechtigte den Juden seine Abstammung, den Christen sein Glaube; denn die Juden faßten das Gottesreich rein politisch auf, die Christen betrachteten es von dem religiösen Standpunkte aus. — Von allem Sinnlichen entkleidet finden wir die Idee dieses Gottesreiches in der Philosophie wieder; denn das ethische Reich oder das Reich der Zwecke, die moralische Weltordnung ꝛc., die wir bei Kant, Fichte, Fries und ihren Anhängern finden, ist eben das, was das Reich Gottes in der Sprache der Religion ist. Die Idee nämlich, daß allen äußerlich wahrnehmbaren Dingen ein höheres Sein zu Grunde liegt und daß in diesem alle Widersprüche der endlichen Erscheinungen sich in Harmonie auflösen, so wie alle Mängel in unbedingter Zweckmäßigkeit verschwinden; diese Idee kann die ächte Philosophie eben so wenig zurückweisen, als die Religion die Idee der Leitung Gottes entbehren kann. Daß demnach die philosophische Ansicht bis auf die neuesten Zeiten herab sich erhielt, ist weniger zu verwundern, als daß es im XVII. und XVIII. Jahrh. noch eigentliche Chiliasten gab, wie Petersen, Klettwich und Bengel (s. d. Artt.). (Man sehe (Corrodi) Krit. Geschichte des Chialismus, 4 Thle. Zürich 1794. Vgl. auch den Art. Mysticismus.) 60.

Chilperich I., König der Franken, Sohn Chlotar's I., von Gregor von Tours der Nero und Herodes seiner Zeit genannt, ein kluger, aber ehrgeiziger und tyrannischer Fürst, kämpfte zuerst mit seinen Brüdern um den Besitz des Reichs, mußte sich jedoch bei einer Theilung mit dem Gebiete von Soissons begnügen, und wurde, als er bei der Abwesenheit Siegbert's in dessen Länder eingefallen war, in dem darüber entstandenen Kampfe abermals zum Frieden ge-

zwungen. Allein nur kurze Zeit währte dieß Verhältniß. Ch. hatte sich mit Galesinden, der Tochter des westgothischen Königs Athanagild, vermählt, ohne jedoch seine Maitresse Fredegunde aufzugeben. Ja letztere brachte es endlich dahin, daß er die Galesinde verstieß und sich mit ihr vermählte. Die Schwester der Galesinde, Brunehild (s. d. Art.), Gemahlin Siegbert's, stiftete einen Krieg an, in welchem Ch. abermals den Kürzern zog. Fredegunde ließ 575 den Siegbert ermorden und Brunehild gerieth kurze Zeit in die Hände Ch.'s; doch kaum hatte er ihr die Freiheit zurückgegeben, als sie von Neuem ihn mit seinem Bruder, König Guatram von Burgund, entzweite. Siegreich kehrte Ch. aus diesem Kampfe zurück, genoß aber die Früchte seines Sieges nicht lange, denn er fiel bald darauf im J. 584 durch Meuchelmörder. Ob die Brunehild oder, wie Einige berichten, selbst Fredegunde an seinem Tode Schuld gewesen, ist streitig. — Chilperich II., Childerich's II. Sohn, war unter dem Namen Daniel Mönch, als er nach Dagobert's III. Tode aus dem Kloster geholt und zum Könige ausgerufen wurde. Doch vergebens suchte er sich gegen Karl Martel zu halten. Nach mehrern unglücklichen Treffen wurde er zuletzt in der äußerst blutigen und entscheidenden Schlacht bei Vinlac unweit Cambray am 21. März 717 total geschlagen und gerieth in einem spätern unglücklichen Versuche, mit Hülfe Eudo's, Herzogs von Aquitanien, sich zu behaupten, in die Hände Karl's. Er starb im J. 720. 22.

Chimäre, in der Mythologie ein berühmtes Wunderthier, das geraume Zeit Lycien in Asien verwüstete und zuletzt vom Bellerophon (s. d. Art.) erlegt wurde. Nach Hesiod. (theog. 304.) ward es von Typhon (Sturmwind) und Echidna (Schlange) erzeugt und vom Amisodaurus in Lycien aufgezogen. Es hatte drei Köpfe, einen Löwen-, Ziegen- und Drachenkopf. Nach Homer (Il. VI, 180.) war dieses Thier von göttlichem Geschlechte, hatte einen dreifachen Körper, der an der Brust einem Löwen, in der Mitte einer Ziege glich, sich in einen Drachen endigte und Feuer aus seinem Rachen spie. Es sind jedoch die Worte des Homer etwas dunkel, daher mancherlei Meinungen entstanden, die Eustathius sammelte. Auf völlige Enträthselung muß hier verzichtet werden. Bellerophon vom Jobates mit der Bekämpfung der Ch. beauftragt, erhielt dazu von der Minerva den geflügelten Pegasus und tödtete dann von oben herab das Thier mit Pfeilen, oder nach Andern, indem er Blei an seinen Spieß befestigte, diesen der Ch. in den Rachen stieß und so verursachte, daß das von ihrem feurigen Hauche geschmolzene Blei sie tödtete. Einige deuten das Bild geographisch, als einen vom Bellerophon ausgebrannten oder verschütteten Vulkan; Andere historisch, als ein von einem Wütherich Chimärus befehligtes Raubschiff; es scheint jedoch vielmehr das Dichterbild irgend einer Naturbegebenheit zu sein. (Vgl. Böttiger „Vasengemälde" I, 1. S. 113.) In Florenz steht eine berühmte Ch. von Bronze, die 1554 zu Arezzo gefunden ward. Auch kommt das Bild auf den Münzen von Korinth, Seriphos ꝛc. vor. — Im gemeinen Leben franz. ausgesprochen Schimäre ist dieß ein Wahnglaube, eine unmögliche oder nicht leicht zu verwirklichende Idee. 25.

Chimborazo (spr. Tschimborasso), der höchste Gipfel der Anden in dem colombischen Departement Ecuador (Quito) unter 1° 47′ 18″ S. B. Er erhebt sich zu der Höhe von 20148 rheinl. Fuß und ist mithin die höchste Höhe der westlichen Hemisphäre. Er wurde im J. 1802 von Alex. von Humboldt bestiegen und zwar bis zu der Höhe von 18648 F. Seine Höhe erreicht also noch nicht das Himalajagebirge in Asien, dessen höchster Gipfel, der Dhawalagiri, sich 26800 F. erhebt. 15.

China. Dieses große Kaiserreich, welches in der Geschichte Asiens durch die Einförmigkeit der geistigen Entwickelung und die Eigenthümlichkeit seiner

Cultur, so wie durch seine seit Jahrtausenden bis jetzt fortwährende Entfremdung und schroffe Absonderung von andern Völkern auf einem, man kann sagen, ewigen Standpunkte der Bildung gleichsam ausruhend, fortwährend das höchste Interesse erregt, nimmt fast den dritten Theil des asiatischen Festlandes ein, denn es umfaßt mit Einschluß der tributpflichtigen Länder Tibet, Butan, der kleinen Bucharei, der Mogolei, der Mandschurei, der Halbinsel Korea und den Lieukieuinseln (s. diese Art. an ihrem Orte) einen Flächenraum von 248000 □Meilen, von denen auf das eigentliche China, welches wir hier allein zu berücksichtigen haben, 70000, nach Andern 80000 □Meilen kommen. Dasselbe liegt vom 116° — 140° Ö. L. und vom 20° — 41° N. Br. und grenzt südlich an das chinesische Meer und Anam, westlich an Birma, Tibet und Sitan, östlich an das chinesische Meer, und nördlich wird es durch die große Mauer von den Hochebenen der Mogolei getrennt. Die südlichen und westlichen Grenzen sind durch hohe Alpengebirge umgeben, die in verschiedenen Richtungen sich in das Land hinein auszweigen; daher sind die Provinzen Huang-si, Koei-tscheu, Jün-nan, Se-tschuen und Schen-si das eigentliche Alpenland Chinas. Zahlreiche Flüsse strömen vom Gebirge herab dem Binnenlande zu und erleichtern die Verbindung im Innern desselben mittelst der Schifffahrt. Die beiden bedeutendsten sind der Hoang-ho (der gelbe Fluß) und der Jantse-kiang (der große Fluß), von denen sich jener nach einem Laufe von 400 M., dieser nach einem Laufe von 450 M. in das östliche chinesische Meer ergießt. Unter den zahlreichen Seen sind der Tong-ting-hu und der Hongtse die wichtigsten. Zahlreiche, zum Theil mit bewundernswürdiger Kunst angelegte Canäle dienen zur Verbindung der nördlichen Provinzen mit den südlichen, unter ihnen ist der Kaisercanal besonders merkwürdig; denn er ist mit Überwindung aller Naturschwierigkeiten in einer Breite von 200—1000 Fuß und verhältnißmäßiger Tiefe von Kanton bis Peking 250 M. weit fortgeführt. Das Klima ist in den östlichen und nördlichen Provinzen rauh, doch gesund, in den südlichen aber und in den Binnenprovinzen im Sommer drückend heiß, und wegen der vielen Seen und Canäle der Gesundheit häufig nachtheilig. Hier aber ist auch die Fruchtbarkeit des Bodens bedeutender als in den nördlichen Gegenden, und der Fleiß der Bewohner weiß dem Lande Producte mannichfacher Art abzugewinnen. Die Erzeugnisse, mit welchen Ch. von der Natur bedacht worden ist, sind vorzüglich folgende: Reis, das Hauptnahrungsmittel der Chinesen, Weizen, Gerste, Baumwolle, alle europäische und tropische Fruchtarten, Jamwurzel, Ingwer, die chinesische sehr wohlschmeckende Kartoffel, Melonen, Gurken, Wein, Zucker, Chinawurzel, Tabak, Bambus, Campher, Rhabarber, Thee (dem Chinesen unentbehrlich), Wachsbäume, Talgbäume u. a.; ferner Maulthiere, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine (sehr viel), zahlreiches Geflügel, Wild, reißende Thiere, Seidenraupen, Fische (Goldfische), Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Blei, Magnetstein, Bergkrystall, Marmor, Steinkohlen, Salz, Porzellanerde u. a. m. Die Bewohner Chinas sind größtentheils mogolischer Race; man unterscheidet aber noch von den Mogolen die eigentlichen Chinesen und die eingedrungenen Mandschu. Die Lolos in der Provinz Jünnan scheinen malayischen Ursprungs zu sein. Die Zahl der Bevölkerung beträgt nach Einigen 340, nach Andern nur 150 Millionen. Das Land ist jetzt in 16 (nach Andern in 19) Provinzen getheilt, welche von Gouverneuren oder Vicekönigen, Tsoungteu genannt, regiert werden. Es sind folgende: 1) Pe-tsche-li oder Tschyli, im Norden gelegen mit Peking (s. d. Art.), der Hauptstadt des ganzen Reichs und Residenz des Kaisers. Außer ihr sind noch wichtig Pao-ting-fu, und Siüan-hua-fu. 2) Schan-tong mit den Städten Tsinan (Hauptstadt), Tong-tschang, Lin-thsing-tscheu. 3) Kiang-nan mit Nanking, der zweiten

Stadt des Reichs am Jantse-kiang. Sut-scheu-fu, Yang-tscheu-fu, Sung-kiang-fu. 4) Tsche-kiang mit Han-tscheu-fu und Kia-hing-fu. 5) Fo-kien, Hauptstadt Fu-tscheu-fu. 6) Kiang-si, Nan-tschang-fu (Hauptstadt) und Kin-tschang-fu, eine durch ihre vorzüglichen Porzellanfabriken berühmte Stadt. 7) Quang-tong (Kanton) mit der Hauptstadt Kanton, dem Mittelpunkte des europäischen chinesischen Handels. Zu dieser Provinz gehört die 35 M. lange und 15 M. breite Insel Haynan, welche theils von Chinesen, theils im Innern von einem unabhängigen Gebirgsvolke bewohnt wird. Sie ist sehr gut angebaut. 8) Huang-si, Hauptstadt Key-ling-fu. 9) Kreitscheu. 10) Jünnan, Grenzprovinz gegen Anam und Birma, ein durchaus gebirgiges Land mit der Hauptstadt gleiches Namens und der Handelsstadt Jung-tschang-fu. 11) Se-tschuen mit der Hauptstadt Tsching-tu-fu. 12) Schen-si. Sin-gan-fu, Hauptstadt. 13) Schan-si. 14) Ho-nan. Kai-fong-hu mit einem Haupttempel der chinesischen Juden. 15) Hu-gnang, die mittelste Provinz des Reichs, ein großes ebenes fruchtbares Land. Die große Stadt Yo-tscheu-fu am See Tong-ting treibt lebhaften Handel. 16) Die Insel Tay-wan oder Formosa im chines. Meere der Provinz Fo-kien gegenüber, mit einem Flächenraume von 1000 □M. In dem östlichen Theile derselben haben sich die Ureinwohner unabhängig von den Chinesen erhalten. — Geschichte, Staatsverfassung und Culturzustand Chinas. Die Urgeschichte Chinas und seiner Bewohner gehört, wie die der meisten übrigen Länder jenes Welttheils, in das Gebiet der Sage. Wir haben überhaupt von den großen Hin- und Herzügen der Völker im Innern Asiens nur unbefriedigende Nachrichten; weder die Zeit, noch die Richtung derselben sind uns bekannt. Doch geht aus den eignen, weit hinaufreichenden Nachrichten der Chinesen hervor, daß dieses Reich, obwohl nicht ohne mancherlei Veränderungen und Kämpfe, doch früher als irgend ein anderes Asiens zu einer bestimmten Selbstständigkeit gelangt sei, und einen eigenthümlichen nationalen Culturgang genommen habe, ein Beweis, daß es bereits die größten Hindernisse, welche der Ausbildung eines neu entstandenen Staates oft Jahrhunderte lang hemmen, bereits überwunden hatte, als in seiner Nachbarschaft an ein eigentliches Staatsleben noch nicht zu denken war. Dessen ungeachtet ist es schwierig, in der Zeit v. Chr. einiges Licht zu erhalten. Die Namen der Kaiser sind die Geschichte. In Puon-ku, Tien-hoang-schi (kaiserliche Familie des Himmels) und Ti-hoang-schi (kaiserliche Familie der Erde) verehren die Chinesen ihre ältesten Herrscher. Auf diese folgen die Familien Kiehu-tschu-ki, welche nach den chines. Berichten Millionen von Jahren regierten, Fo-hi, und Schin-nung (der göttliche Ackersmann) zwei Reformatoren und Gesetzgeber ihres Volks, doch immer noch fabelhaft, und nach diesen viele andere Kaiserfamilien, bis endlich mit Hoang-ti (um das Jahr 2600 v. Chr.) ein dürftiger Zusammenhang in der Geschichte sichtbar wird. Jao, Schün und Jü, drei treffliche Regenten, brachten Ackerbau und Künste in Aufnahme, bauten Canäle und führten eine geregeltere Rechtspflege ein. Der letztere wurde der Stifter der ersten Dynastie Hia, welche von 2207 — 1767 v. Chr. die Herrschaft behauptete. Ihr folgte die Dynastie Schang von 1767 — 1122 v. Chr. und dieser die Dynastie der Dscheu v. 1122 — 256 v. Chr. Von 256 — 207 regierte das Haus Tsin. Schi-hoang-ti, ein kräftiger Fürst, ließ die schon früher begonnene, berühmte große Mauer vollenden. Mit ihm sinkt die Dynastie der Tsin, und die der Han bemächtigt sich der Herrschaft und behauptet sie von 207 v. Chr. — 221 n. Chr. Unter der sechsten Herrscherfamilie Scho-han oder Hehu-han beginnen innere Unruhen das Reich zu zerrütten. Die Übermacht der mit Tataren verbündeten Kuei in den nördlichen Provinzen bewirkte endlich den Sturz der Han; doch Juan-ti, Fürst der Kuei, wurde durch den Fürsten

von Dsin-Ssema-Jen besiegt und ermordet. Letzterer wurde der Stifter der Herrscherfamilie Dsin, welche sich von 265 — 420 behauptete, obgleich während ihrer Herrschaft durch die Tataren und unruhige Häuptlinge der nördlichen Provinzen die große Theilung in die nördliche und südliche Hälfte bewirkt wurde. In den folgenden Dynastien dauerten die Kämpfe mit den tatarischen Herrschern fort, bis es dem Kaiser Kao-tsu-wen-ti aus der 12. Herrscherfamilie Sui gelang, das ganze Reich wieder zu vereinigen. Mehrere Kaiser aus den folgenden Herrscherfamilien, besonders der Sung, welche von 900 — 1280 den Thron besaß, begünstigten Künste und Wissenschaften, indem sie für ihre Erhaltung sorgten. Nach dem Aussterben dieser Dynastie, welche in 2 Linien, die nördliche und südliche, getheilt gewesen war und endlich den Mogolen unterlag, bemächtigte sich der Mogolenfürst Chupilai-Chan, von den Chinesen Schi-dsu genannt, des Thrones, und gründete die Dynastie Juan, die erste ausländische, welche ganz China beherrschte. Sie blühete bis 1368, wo es einem kühnen Priester des Buddha Dschú-juand-schang gelang, die Mogolen in ihre Steppen zurückzutreiben. Er wurde Kaiser und Stifter der Dynastie Ming (1368 — 1644). Die Einfälle der Mogolen dauerten fort, wurden jedoch abgeschlagen; allein ein neuer gefährlicherer Feind bedrohte China, die Mandschu, ein Bergvolk, welches noch im XVI. Jahrh. unbeachtet nördlich von Korea und Leatong lebte. Zu Anfange des XVII. Jahrh. fielen sie vereint mit mogolischen Horden in die chinesischen Provinzen ein und nach gewaltigen Kämpfen wurde Schi-dsu, aus einer Fürstenfamilie der Mandschu abstammend, zum Kaiser ausgerufen (1644). Er wurde Stifter der Dynastie Tsing (Zing), hatte aber noch blutige Kämpfe zu bestehen; bis von 1662 an, wo sein großer Sohn Sching-dsu, genannt Khang-hi, den Thron bestieg, endlich die Unruhen ein Ende nahmen. Khang-hi glänzt in der Geschichte Chinas als einer der größten und weisesten Fürsten. Unter ihm wurde Ch. der mächtigste Staat Asiens. Sein Sohn Yung-dsching herrschte mit demselben Glücke von 1723 — 1736 und während der 60jährigen Regierung des Khiang-lun von 1736 — 1796 genoß China ebenfalls unangefochtener Ruhe und Wohlstandes. Doch schon unter dessen Nachfolger Kia-khing von 1796 — 1820 erneuerten sich in vielen Theilen des Reichs gefährliche Aufstände, und der seit 1820 bis jetzt regierende Kaiser Tao-kuang konnte nicht verhindern, daß Tunkin und Cochinchina ein selbstständiges Reich (unter dem Namen Anam) wurde, auch vermochte er nur mit Mühe einen 1828 in der kleinen Bucharei erregten Aufruhr zu unterdrücken, und noch fehlen sichere Nachrichten über die in der neuesten Zeit in den westlichen Provinzen ausgebrochenen gefährlichen Unruhen. Die Staatsverwaltung dieses großen Reichs ist einfach und überall gleichförmig. Der Kaiser, von den Chinesen Hoang-ti, der erhabene, oder Tien-dsu, der Himmelssohn, genannt, übt unumschränkten Despotismus, und das Volk verehrt ihn wie ein überirdisches Wesen. 6 Obergerichte, welche zu Peking ihren Sitz haben, sind die obersten Behörden für das ganze Land. Das erste (Lispuh) derselben hat die Aufsicht über sämmtliche Beamte, und steht unmittelbar mit dem Kaiser in Berührung. Die übrigen bilden gleichsam die Ministerien der Finanzen, des Kriegs, der Gebräuche, der Strafen und der öffentlichen Bauten. Die Staatsbeamten, Mandarinen, deren Rang durch die Farbe der Knöpfe an der Mütze angedeutet wird, bilden den eigentlichen Adel. Aus ihnen werden die Statthalter der Provinzen gewählt. Den Erbadel bildet nur die Familie des Kaisers und die des Kong-fu-tse. Unbedingter Gehorsam ist der Haupthebel der Regierung. Die Mandarinen dürfen jeden Verbrecher auf der Stelle bestrafen, daher gehn sie stets in einer zahlreichen, mit Bambusröhren, Peitschen und Ketten versehenen Begleitung aus, selbst der Kaiser erscheint nur mit wenigstens 2000 auf diese

Art bewaffneten Henkern und bei augenblicklicher Todesstrafe darf sich Keiner aus dem Volke unterstehen, sein Antlitz schauen zu wollen. Eine große Stütze des Despotismus ist das Gesetz, vermöge dessen dem Vater unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod seiner Kinder zusteht, daher der ewige Stillestand bei der einmal bestehenden Form; ein Sohn darf nicht klüger sein als sein Vater und selbst wenn er zu einem höhern Stande gelangt ist, bleibt er seiner Gewalt unterworfen. Die Politik der Kaiser fügte dieser Maßregel noch eine andere wichtige hinzu, durch welche ihre Macht befestigt, zugleich aber auch ein dauernder Stillestand im Volksleben herbeigeführt wurde, wir meinen das Entfernthalten von jeglichem Verkehre mit andern Nationen. Der Chinese ist, wie seine Körper- und Gesichtsbildung zeigt, mogolischer Abkunft und nicht ohne natürliche Anlagen, besonders zeigt er viel Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, ist thätig, klug, ordnungsliebend, mäßig und zu Ertragung großer Beschwerden fähig. Sein Kunstfleiß ist außerordentlich. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit verfertigt er äußerst zierliche Arbeiten in Perlmutter, Elfenbein, Horn und Holz, welche die europäischen oft übertreffen; seine Lackirarbeiten sind die besten, und die chines. Seiden- und Baumwollenwebereien wetteifern mit unsern vorzüglichsten. Das Schießpulver, der Gebrauch der Magnetnadel, die Buchdruckerei waren schon vor unserer Zeitrechnung in Ch. bekannt, und das Porzellan, ebenfalls eine chines. Erfindung, wird von keinem andern übertroffen. Die Arbeiten in Zinn, Kupfer und mehreren zusammengesetzten Metallen, z. B. Packfong (Argentan), sind ebenfalls sehr geschickt. Der Ackerbau ist in ganz Ch. verbreitet und erfreut sich des besondern Schutzes des Kaisers. Von Fortschritten in der Cultur des Bodens kann jedoch keine Rede sein; sie ist seit Jahrhunderten dieselbe geblieben. Außer dem Reis, der sich am häufigsten findet, baut man auch Roggen, Gerste, Weizen, Obst, Tabak, Südfrüchte, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und vor Allem Thee. Die bürgerliche Baukunst der Chinesen steht auf einer ziemlich niedern Stufe. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind aus Ziegeln, oft ungebrannten, erbaut, ausgenommen die Vorderseite, welche größtentheils hölzern und ohne Fenster ist. Sie sind selten höher als ein Stockwerk. Die langen, schmalen Fenster sind von Perlmutter oder Muschelschalen und das mit viereckigen Fenstern versehene abschüssige Dach ruht unmittelbar auf den Gemächern. Desto großartiger aber sind die großen Werke, welche die Kaiser mit ungeheuerm Kosten- und Kraftaufwande zu verschiedenen Zeiten haben ausführen lassen. Die große Mauer, welche in einer Höhe von 20 F. über Berge, Thäler und Flüsse 600 Stunden weit fortläuft, und der Kaisercanal lassen sich den bewundernswürdigen Werken alt-ägyptischer Baukunst an die Seite stellen. Eigenthümlichen Eindruck machen die mit großen Vorhöfen versehenen und entweder rund oder vier- auch sechseckig erbauten ziemlich hohen Tempel (Pagoden), welche gewöhnlich ohne Fenster und mit seltsamen Phantasiegebilden, Drachen ꝛc. geschmückt sind. Übrigens stehen die schönen Künste in Ch. auf einer niedern Stufe. Die Bildhauerkunst beschäftigt sich nur mit der Darstellung von Götzenbildern, wobei auf die sonderbarste Weise verfahren wird. Jeder Theil des Körpers wird einzeln gefertigt, durch Holzstäbe mit einander verbunden, und zuletzt das Ganze gefirnißt und gefärbt, daß zuletzt gewöhnlich eine ziemliche Mißgeburt zum Vorscheine kommt. Doch besitzen die Gypsbildner in Darstellung von Menschen und Thieren im Kleinen eine ungewöhnliche Geschicklichkeit. In der Malerei legt der Chinese vorzüglichen Werth auf lebhafte Farben, ohne gehörige Trennung des Lichtes und Schattens und Hervorhebung des Vordergrundes zu berücksichtigen. Von der Perspective haben sie keinen Begriff und können deßhalb Landschaften nie richtig darstellen. Die Portraitmaler treffen ihre Landsleute wegen der gleichförmigen Bildung so ziemlich, selten aber einen Europäer. Am besten gelingen den chines. Malern die Ge-

genstände, bei welchen weniger Schattirung nöthig ist, als Häuser, Schmetterlinge, Blumen ꝛc. Eben so gering ist die musikalische Bildung der Chinesen. Ihr Gesang und ihre Musik überhaupt ist wild und eintönig. Trommeln, Schalmeien, Querpfeifen, Triangel, Tambourin und das Gungung sind ihre beliebtesten Instrumente, die sie höchst geschmacklos zusammenstellen. Der Gesang der Europäer kam ihnen vor, wie das Heulen des Hundes, und das Violinspiel verglichen sie mit dem Geschreie der Katzen. — Der Handel im Innern ist sehr bedeutend, besonders mit Lebensmitteln und den verschiedenen Erzeugnissen der Provinzen. Er wird größtentheils zu Schiffe auf den zahlreichen Flüssen und Canälen getrieben. Der Kaiser allein hat auf dem großen Kaisercanale zur Herbeischaffung seiner Bedürfnisse nach Peking 10000 Schiffe (Jonken). Der Verkehr mit europäischen Nationen ist nur zu Kanton und Macao gestattet, und wegen des Mißtrauens und der Gewinnsucht der Chinesen nie bedeutend gewesen. Das häusliche Leben in China bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Die Frauen werden von den Männern wie erkaufte Sclavinnen betrachtet und sind auf ihr Zimmer beschränkt. Die Eifersucht der Männer gestattet ihnen nicht die geringste Freiheit. Der gesellschaftliche Umgang ist steif und förmlich; eine Menge leerer aber genau zu beobachtender Höflichkeitsbezeugungen selbst unter Bekannten verhindert jede fröhliche freundschaftliche Annäherung. Die gewöhnlichen Vergnügungen sind Schauspiele, Kartenspiel, Damen- und eine gewisse sehr complicirte Art von Bretspiel, welches eben so viel Aufmerksamkeit wie Schach erfordert. Der Fremde wird von den Chinesen anscheinend mit Wohlwollen behandelt, allein hinter der ausgesuchtesten Höflichkeit birgt sich stets Dünkel, Selbstgenügsamkeit und nur zu oft niedrige Gewinnsucht. Dem kriegerischen Muthe des Chinesen kann man wenig Lobsprüche machen; denn obgleich das Heer aus 900000 Mann besteht, so hat es doch nie mit Erfolge die Einfälle fremder Horden abhalten können. Im vorigen Jahrhunderte schlug eine Abtheilung von 25000 Birmanen die 100000 Mann starke chinesische Armee. Eben so feig ist der Chinese im gewöhnlichen Leben. Bekanntlich gibt es in Ch. 3 herrschende Religionen, die des Kong-fu-tse (Confucius), welche in den höhern Ständen vorherrschend ist, die des Lao-kiun und die des Fo, zu welcher sich die Mehrzahl des Volks bekennt. Eine vierte, die des Dalai Lama, ist nur Religion des Hofes und der Mandschutataren. Der Gottesdienst besteht darin, daß Jeder einige Male des Tages vor seinem Hausgötzen betet, räuchert, Speise und Trank hinsetzt, und Goldpapier verbrennt. Die Pagoden werden nur an Festtagen besucht; in ihnen werden die gottesdienstlichen Gebräuche durch Priester (Bonzen) verrichtet, deren es in China eine ungeheure Menge gibt. — Wir verweisen über das Genauere auf die umständlichern neuern Berichte im: Ausland (über China und die Arbeiten Abel Remusat's) 1834. No. 54 — 84. Bran's Miscellen 1834. 3. Heft. Bran's Minerva 1834. April u. Mai. 15.

China, Chinarinde, Fieberrinde, Peruvianische Rinde, lat. cortex chinae, cort. peruvianus, quinquina, china chinae; franz. quinquine; engl. peruvianbark, chinabark, heißt die Rinde von mehreren in Peru und andern Gegenden des südlichen Amerikas einheimischen Bäumen oder Staudengewächsen, welche zu Jussieu's Familie der krappartigen oder sternförmigen Gewächse (rubiaceae) und Linné's pentandria monogynia gehören. Die Heilkraft, die dieselbe besitzt, soll zufällig durch einen mit Wechselfieber behafteten Indianer entdeckt worden sein, welcher das Wasser trank, worin Chinabäume lagen, und dadurch genas. Im J. 1649 ließ Papst Innocenz X. die Chinarinde chemisch untersuchen und 1679 verkaufte sie ein Engländer Robert Talbot als ein Geheimmittel an den König von Frankreich, Ludwig XIV., und es kostete damals das Pfund gegen 100 Louisd'or. Besonders hat der berühmte

Sydenham zu deren Verbreitung sehr viel beigetragen. Dessen ungeachtet ist sie aber in Europa erst gegen Ende des XVII. Jahrh. merklich bekannt geworden und allgemein in Gebrauch gekommen. Allein von dieser Zeit an begannen auch die damit Handel treibenden amerikanischen Kaufleute eine große Menge ächter und falscher Gattungen und Abarten der Ch. zu verbreiten, die nicht blos in ihrer Textur, ihrer Farbe, ihrem Geruche und Geschmacke, sondern auch in Rücksicht ihrer chemischen Bestandtheile und medicinischen Eigenschaften sich von einander unterschieden. Genauere Bekanntschaft mit derselben verdanken wir den berühmten Botanikern Bonpland, de la Condamine, Humboldt, Jussieu, Mutis, Pavon, Ruiz, Tafalla, Zea, Wahl, Lambert, Lobert u. A. Indeß hat man hinsichtlich der Pflanzen, welche die Ch. liefern, immer noch nur sehr unbestimmte Angaben. Im Allgemeinen aber hat man 4 Hauptarten, die für ächt erkannt werden, angenommen: 1) Graue Chinarinden, gemeiniglich von Humboldt's und Bonpland's cinchona condaminea herstammend, deren Oberfläche mit blatt- oder fadenartigen Moosen aus den Gattungen parmelia oder usnea bedeckt ist. In Pulver verwandelt haben sie eine schöne fahlröthliche Farbe. Indeß gehören diese aus verschiedenen Gegenden Südamerikas zu uns kommenden Rinden zu den minder geschätzten und deren vorzüglichste Abarten sind die graubraunen Ch. von Lopa, Lima, Havanna, Neu-Granada ꝛc. 2) Gelbe Chinarinden, von Mutis cinchona cordifolia und lancifolia, in denen zwei Hauptarten unterschieden werden: a) die gelbe Königsrinde, auch Calisaya genannt, von cinch. cordifolia, weil sie besonders in der Provinz dieses Namens gesammelt wird; diese ist an wirksamen Grundstoffen reichhaltiger, als b) die orangegelbe Chinarinde, von cinch. lancifolia, die aber jetzt im Handel nur sehr selten vorkommt. 3) Rothe Chinarinden, die meistens von Mutis cinch. oblongifolia, so wie Ruiz's und Pavon's cinch. magnifolia kommen. Dazu gehören auch die, welche Guibourt warzige rothe und nicht warzige rothe Chinarinde genannt hat, so wie die, welche man mit den Namen rothe Rinde von Santa-Fé, flache orangenrothe Chinarinde ꝛc. bezeichnet hat. Die von diesen Abarten erhaltenen Pulver spielen im Roth verschiedene Schattirungen, daher sie auch, durch deren Vermischung mit inländischen Pulvern, weit mehr der Verfälschung, als die der andern Chinaarten, ausgesetzt sin.. 4) Weiße Chinarinden, welche im Handel sehr selten erscheinen und von Mutis cinch. ovalifolia herkommen sollen, und auf den Anden in Peru und in Neu-Granada einheimisch sind. — Die Art und Weise, wie die Einsammlung der Ch. geschieht, hat auf deren Güte und Qualität sehr viel Einfluß und trägt gar sehr dazu bei, die Arten und Unterarten, welche sie darbieten, zu vermehren. Sie geschieht gewöhnlich in den Monaten September, October und November. Um gewiß zu sein, daß die Zweige, von denen man sie abschält, auch ihre gehörige Reife besitzen, schält man von ihnen ein Stück Rinde ab. Wird dasselbe, einige Zeit lang der Luft ausgesetzt, von dieser roth gefärbt, so kann ohne Weiteres zur Abschälung der Rinden dieser Zweige geschritten werden. Zu diesem Zwecke wird die Rinde der Länge nach gespalten, dann mit einem scharfen Messer abgelöst und hierauf an der Sonne getrocknet. Im Drogueriehandel kommen verschiedene ausländische Rinden vor, die ebenfalls den Namen Chinarinden führen, obgleich sie ganz anderen Gattungen angehören. Zu diesen falschen Chinarinden gehören zunächst 1) die Berg- oder St. Lucian-Chinarinde, von Persoon's exostemma floribunda; 2) die neue Chinarinde, von portlandia grandiflora L.; 3) die caraibische Chinarinde, von Persoon's exostemma caraibaea; endlich 4) die zweifarbige Chinarinde, welche in Italien sehr verbreitet, der ächten Angusturarinde sehr ähnlich

ist und ebenfalls von einer Art der Gattung exostemma herkommen soll. — Was die Bestandtheile oder Grundstoffe der Chinarinde betrifft, so haben sorgfältig angestellte chemische Untersuchungen bewiesen, daß die ächten Chinarinden 1) aus Holzfaser, 2) Stärkemehl, 3) Gerbestoff, 4) verschiedenen Färbestoffen, 5) mehreren fetten Stoffen, 6) Chinasäure, 7) Kalk und 8) aus zwei ganz eigenthümlichen vegetabilischen Salzbasen, die eine Chinin, die andere Cinchonin genannt, zusammengesetzt sind. Diese beiden organischen Alkalien, die als der ächte wirksame Theil der Ch. betrachtet werden, finden sich nur in den rothen Chinarinden in etwas beträchtlicherer Menge zusammen vereinigt; denn die grauen enthalten fast nichts als Cinchonin und die gelben nur Chinin. Diese Stoffe sind darin mit der Chinasäure natürlich verbunden und dennoch in ihnen als Salze, als chinasaures Cinchonin und chinasaures Chinin, enthalten. Aus dieser Verbindung werden beide durch eine und dieselbe chemische Operation frei dargestellt. Das Chinin besteht, nach Pelletier und Dumas, aus 75 Theilen Kohlenstoff, 8,45 Stickstoff, 6,66 Wasserstoff und 10,43 Sauerstoff, und das Cinchonin aus 76,97 Kohlenstoff, 9,02 Stickstoff, 6,22 Wasserstoff und 7,97 Sauerstoff. Beide werden aber, vorzugsweise das Chinin, nur in Form von Salzen, namentlich schwefelsauren, angewandt. Das schwefelsaure Chinin kann 1) als neutrales schwefelsaures und 2) als saures schwefelsaures Chinin dargestellt werden; indeß kommt im Handel stets nur neutrales vor, das sich jedoch sehr leicht in saures verwandeln läßt, wenn man bei der Bereitung fast noch einmal so viel Schwefelsäure, als es schon enthält, hinzufügt. Übrigens wird auch ein essig-, salz (hydrochlor-)- und phosphorsaures Chinin bereitet. — Die kräftige tonische Wirkung der Ch. ist allgemein bekannt. Man benutzt sie besonders bei kalten Fiebern, so wie überhaupt bei periodisch wiederkehrenden Krankheiten, mithin solchen, die einen intermittirenden Typus halten; ferner bei Krankheiten mit Mangel an Ton, in der die Reconvalescenz, um zu stärken, so wie sie im Allgemeinen zugleich das vorzüglichste Stärkungsmittel für das Muskel-, Gefäß- und Nervensystem abgibt. Schädlich hingegen ist ihr Gebrauch bei Entzündungen und Neigung zu denselben, so wie bei allen Aufregungen des Gefäßsystems. Der Nutzen dieses Mittels hat sich auch äußerlich, in Form des Streupulvers angewandt, bei bösartigen oder brandigen Geschwüren und Wunden bestätigt. In den Apotheken bereitet man von der Ch. Extracte, Essenzen, Tincturen ꝛc. — In der Thierarzneikunde soll sich die Ch. vorzüglich bei der Rinderpest, bei dem Anthrax oder den milzbrandartigen Krankheiten der Rinder, beim Lungenbrande, bei gewissen Arten des acuten Rotzes und bei allen den Entzündungen, die in Brand überzugehen drohen, und das schwefelsaure Chinin bei Behandlung der Hundestaupe, der Fäule der Schafe und auch äußerlich bei schlecht aussehenden Wunden und Geschwüren sehr vortheilhaft erwiesen haben. 21.

Chinesische Sprache und Literatur. Die Sprache der Chinesen, gewöhnlich als die größte Sonderbarkeit angestaunt, ist wie alle südostasiatische Sprachen einsylbig; die Wörter sind aus einem einfachen Consonanten mit einem darauf folgenden Vocale oder Diphthongen zusammengesetzt und endigen sich außer n und ng und in kantonischen Volksmundarten m, p, k, t, nie auf einen Consonant. Begreiflicher Weise muß sich dadurch die Möglichkeit der Wortbildung bald erschöpfen und wirklich haben die Chinesen auch nur 450 eigentliche Wörter. Aber sie haben auch eine Anzahl Hülfsmittel, um dennoch alle ihre Begriffe auszudrücken: 1) die durch die Armuth an Lauten herbeigeführte Vieldeutigkeit derselben, weil die Bedeutungen selbst gewöhnlich so heterogen sind, daß sie im Zusammenhange kein Mißverständniß erzeugen können; 2) den Wortton oder Accent, dessen 4 verschiedene Arten: der gleiche, der hohe, der

steigende und der fallende auf jeden Laut angewendet, die Zahl der Wörter dreifach vergrößern und die Verschiedenheit der Bedeutung scharf zeichnen lassen; 3) die Composition und diese auf dreifache Art: a) indem man aus der Menge von Bedeutungen eines Wortes diejenige nimmt, von welcher in einem andern eine ganz synonyme stattfindet und diese beiden nun zusammensetzt, so daß dieser Doppelbegriff nun keinen Zweifel mehr über die Bedeutung zuläßt; b) indem man zwei oder mehrere specielle Begriffe neben einander stellt, welche sich einem allgemeinern Begriffe unterordnen lassen und so den Gattungsbegriff erhält, z. B. Ja, Backenzähne und tschi, Vorderzähne, daraus Ja-tschi, Zähne, wodurch eine unendliche Mannichfaltigkeit erzielt werden kann; c) oder indem man durch Zusammensetzung einen Tropus erhält, wie Himmelstochter, d. i. Lerche ꝛc.; 4) endlich pflegt man durch eine Menge bekannter Wörter als Zusätze der Deutlichkeit zu Hülfe zu kommen. — Aber die Wörter haben auch durchaus keine grammatische Flexion, weil die Einsylbigkeit dagegen streitet und um die sprachlichen Beziehungen auszudrücken, hat man daher theils eine streng logische Ordnung der Wörter eingeführt, so daß das bestimmende und erklärende Wort immer vor dem zu bestimmenden vorausgeht, das regierte gleich hinter dem regierenden steht und das den Gedanken schließende Wort auch den Satz schließt; theils einer Anzahl Hülfswörter sich bedient, welche diese Beziehungen andeuten und in andern Sprachen gewiß ursprünglich auch stattfanden, aber, was im Chinesischen nicht der Fall ist, später mit den Wörtern zusammenschmolzen und die Flexion bildeten. Im Ganzen bleibt der Phantasie ein weiter Spielraum, indem diese in die starren Andeutungen erst das Leben bringen muß. Daß aber eine so weit verbreitete Sprache auch verschiedene Dialekte hat, ist natürlich, es gibt deren eine große Menge; am verbreitetsten darunter ist der Dialekt von Kanton und von Fo-kien. Nicht zu verwechseln damit ist der verschiedene Styl, der alte (Gu-wen), der sehr kurz und dunkel ist, der literarische (Wen-tschang) und die Mandarinensprache (Guan-choa), der deutlichste und bestimmteste, obwohl auch dialektisch etwas verschieden. — Wie die Sprache, so originell ist auch die Schrift. Sie ist eine bloße Zeichen- oder Bilderschrift, in welcher nicht die einzelnen Buchstaben, sondern die ganzen Begriffe sogleich vorgestellt werden. Diese Zeichen, Charaktere genannt, sind aber doppelter Art: 1) einfache Bilder, ursprünglich rohe Nachbildungen einfacher concreter Gegenstände der Sinnenwelt, gleichsam einfache Hieroglyphen, die sich jedoch im Laufe der Zeit mannichfach verändert haben; 2) zusammengesetzte Bilder, welche aus dem Bedürfnisse entstanden, zusammengesetzte Begriffe zu zeichnen, und zwar entweder bloße Erweiterungen eines einfachen Charakters durch einzelne hinzugefügte Striche sind, oder aus reinen Zusammensetzungen bestehen, und letztere wieder, indem die Begriffe der einzelnen Zeichen einzelne Merkmale des durch den zusammengesetzten Charakter bezeichneten Begriffs ausdrücken, oder dieser als ein Product jener angezeigt werden soll, wie die Bilder Wasser und Auge für Thräne, Sonne und Mond für Licht ꝛc., oder reine Tropen gebildet werden, wie Herz und Sclave für Leidenschaft. Hierzu gehören auch die blos phonetischen Bilder, neuerer Erfindung, welche als bekannt an andere hinzugesetzt werden, um die zweifelhafte Aussprache zu bestimmen. Die große Anzahl der chinesischen Schriftzeichen (gegen 50000) reducirt sich aber bedeutend, wenn man die vielen gleichbedeutenden abrechnet und die Zusammensetzungen genau berücksichtigt. Die Chinesen selbst haben alle auf 214 einfache Zeichen, Schlüssel genannt, zurückgeführt, nach welchen auch die Wörter in den Wörterbüchern geordnet und aus welchen alle übrigen nur Ableitungen und Zusammensetzungen sind. Doch hat man noch verschiedene Arten von Schriftzügen. — Die Literatur der Chinesen ist sehr groß, aber noch zu wenig gekannt. Am berühmtesten sind die King oder heiligen

Bücher: das I-king, Buch der Verwandlungen, den chinesischen Schöpfungsmythus enthaltend und dem Kaiser Fohi (2900 v. Chr.) zugeschrieben; Schu-king, Urkunden der 4 ersten Kaiserdynastien enthaltend (franz. von Gaubil mit Anmerkungen von Deguignes, Paris 1770. 4.); Schi-king, eine Sammlung alter Gedichte von Confucius gesammelt (franz. von Lachorne, Stuttgart 1830, deutsch von Fr. Rückert 1833); Tschün-sieu, von Confucius verfaßt, eine chinesische Geschichte (im Auszuge in den Commentt. Acad. Petrop. Tom. VII. p. 335.); Li-king, das stärkste unter allen, Lebensvorschriften enthaltend. Neben den King haben den 2. Rang die Ssü-schu (4 Bücher) von Confucius und seinen Schülern geschrieben. Sie sind Fai-chio (wichtige Lehre), Ermahnungen an Regenten; Dschung-jung (unveränderliche Mitte), Lehrbuch der Moral; Lün-jü (Gespräche), Unterhaltungen des Confucius mit seinen Schülern; Meng-dsü (vom Namen des Verfassers benannt), über die beste Regierungsweise. Hierzu rechnet man auch noch den Chiao-king (Buch vom kindlichen Gehorsame) und den Siao-chio (die kleine Lehre), zwei Bücher über Unterricht und Erziehung. Über diese sämmtlichen Bücher gibt es eine Menge Commentare. Die Geschichte hat eine Menge Werke aufzuweisen, worunter die großen Reichsannalen, begonnen von Ssü-ma-sian, betitelt Ssü-gi (von 2637—100 v. Chr.) und bis zum Erlöschen der Dynastie Ming (1644 n. Chr.) fortgesetzt. Die ganze Sammlung heißt Nian-öl-ssü (22 Geschichtswerke) und besteht aus 416 Heften. Von chinesischen geographischen Werken besitzt die königl. Bibliothek zu Paris allein 160 Bände. Auch Medicin, Naturgeschichte, Astronomie, Mathematik ꝛc. ist von den Chinesen bearbeitet und selbst Encyklopädien, wie das von Abel Remusat sehr gepriesene Universalwerk: Wan-chian-tung-kao von Ma-duan-lin, das sich zu Paris befindet. Die schöne Literatur ist ebenfalls sehr gepflegt worden. Es gibt eine große Anzahl Gedichtsammlungen, Dramen, Romane und Erzählungen. Für die Sprachforschung endlich, vorzüglich in lexicographischer Hinsicht, gibt es vorzüglich drei große Werke, die mit unglaublicher Genauigkeit ausgearbeitet sind. — Das Material der chinesischen Bücher ist ein feines Seidenpapier, das blos auf einer Seite beschrieben oder bedruckt und dann so geheftet wird, daß die leere Seite inwendig kommt und der Außenrand den Rücken des Buches bildet. Etwa 30 solcher zusammengeschlagener Blätter bilden dann einen Band; daher die oft so bändereichen Werke kommen. — Zur nähern Kenntniß der chinesischen Sprache und Literatur sind als die vorzüglichsten Werke zu erwähnen: Morrison grammar of the chinese language, Serampore 1815. 4.; Abel Remusat élémens de la grammaire chinoise, Paris 1822.; Basilius a Glemona chinesisches Lexicon (Chan dsü si i) von Deguignes d. jüng. 1813. Fol., unter seinem Namen fehlerhaft herausgegeben, wozu Jul. v. Klaproth 1819 Supplemente geliefert hat; Morrison chinesisch-englisches Wörterbuch, Kanton 1819—20. 2 Bde.; Klaproth's asiatisches Magazin, Thl. I. S. 455 ff. Thl. II. S. 193 ff.; v. Murr Literae potentis imperatoris Kanhhi, Nürnberg 1802. 9.

Chios (das heutige Skio), Insel des griechischen Archipelagus an der asiatischen Küste (43° 50′ L. 38° 20′ N. B.), hält ungefähr 20 □M., hat ein schönes gesundes Klima und wird wegen der Lieblichkeit ihrer Lage von den Türken gewöhnlich das Paradies genannt. Sie ist steinicht, aber trefflich angebaut und daher bis auf die neueste Zeit außerordentlich volkreich gewesen. Hauptproducte sind der schon von den Alten gerühmte rothe Wein, Mastix, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Limonen, Cedrat, Mandeln, Melonen, Pfirsiche, Oliven, Terebinthen, Baumwolle, Seide ꝛc. Die Stadt Chios war im Alterthume eine große Handelsstadt mit gutem Hafen, in der neuern Zeit von 30000 Einw. Ch. wird am wahrscheinlichsten als das Vaterland des Homer angenom-

men und noch wird eine Meile nördlich von der Stadt ein isolirter Kalkfelsen, auf dessen Gipfel eine kreisförmige Bank eingehauen ist, mit einem viereckigen Steine in der Mitte, die Schule des Homer genannt. Die Insel spielt in der alten griechischen Geschichte eine bedeutende Rolle und ihre Einwohner wurden die reichsten unter den Hellenen genannt, und eine große Zahl berühmter Männer ist aus ihr hervorgegangen. Sie ward sehr häufig eine Beute der mächtigern Völker, der Perser, Athener (von denen sie im peloponnesischen Kriege verwüstet ward), Spartaner, Thebaner, später der Römer, erlitt eine zweite Verwüstung durch den Feldherrn des Mithridates, Zenobius, stand im Mittelalter wieder unter genuesischer Herrschaft, ward 1566 türkisch und zum dritten Male verwüstet, nahm lebhaft an dem griech. Aufstande Theil, ward aber 1822 von den Türken eingenommen und zum vierten Male gänzlich verwüstet. Sie ist dem griech. Staate nicht einverleibt worden, ihre griech. Einwohner zeigen aber gleich den Samioten den Wunsch, sich nach Griechenland überzusiedeln und die griech. Regierung genehmigt ihn. 37.

Chipewyer (spr. Tschipeweier), ein großer in viele Zweige getheilter Volksstamm des engl. Nordamerikas, das eigentliche Hauptvolk desselben, von dem die eigentlichen Ch. etwa 20000 Köpfe ausmachen und um den Sclaven- und Athapescowsee wohnen. Ihr Gesicht ist breit mit vorstehenden Backenknochen und breiten Nasenlöchern; sie tragen um die Hüften ein Stück Tuch und an den Schenkeln eine Art Strümpfe, sind habsüchtig, geizig, zurückhaltend, ungastlich, dem Trunke ergeben und träge. Sie verehren ein höchstes Wesen und dulden Zauberer unter sich; ihre Häuptlinge haben aber wenig Gewalt. 37.

Chirägra, Handgicht, franz. douleur et goutte aux mains; engl. gout in the hand, ein Name, welcher gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich ist und mit dem man ehedem die Gicht bezeichnete, wenn sie sich auf eine oder beide Hände geworfen hatte. Nach heftigem Schmerze und Unbiegsamkeit der Hand, in Verbindung mit anderen Symptomen der Gicht, folgt eine, bisweilen mit Gichtknoten verbundene, Gichtgeschwulst, bei der die Gelenke der Hand nach und nach steif oder die Finger krumm gezogen und unbeweglich gemacht werden können. In den Fällen, wo wirkliche Ankylose (s. d. Art.) eintritt, setzt sich rings um die Flechsen ein kalkartiger Stoff ab, der eben jene Gichtknoten bildet und die Gelenke lähmt und in einen Zustand von Erstarrung versetzt (s. Gicht). 7.

Chirographarisch (handschriftlich). Man versteht unter chirographarischen Forderungen 1) solche, die sich ohne weitere Angabe des Forderungsgrundes auf das bloße handschriftliche Versprechen des Schuldners stützen; 2) solche, zu deren Sicherstellung der Gläubiger nichts als das Anerkenntniß des Schuldners, aber weder Pfand noch ein sonstiges Vorzugsrecht hat. Da dergleichen Forderungen bei der Gütervertheilung in die letzte Classe kommen, so versteht man 3) Forderungen der letzten Classe beim Concurs darunter. 3.

Chiromantie (aus dem griech. χειρ und μαντεία) ist die vorgebliche Kunst oder Wissenschaft, aus den Linien der innern Hand und zwar aus den Abschnitten, der Entfernung, Länge, Breite und Spaltung derselben den künftigen Zustand des Menschen, sein Glück oder Unglück, die Länge oder Kürze seines Lebens, seine Leidenschaften und Neigungen und überhaupt seinen ganzen Lebenslauf vorherzusagen und zu bestimmen. Die Verehrer dieser Wissenschaft schrieben ihr das höchste Alter zu und leiteten dieselben bald von Adam, bald von Noah ab. Doch ist sie gewiß von sehr hohem Alter und stammt aus dem Oriente. In den ältesten Zeiten zeichneten sich darin besonders die Araber, Chaldäer und Indier aus, von denen die Zigeuner noch jetzt die Ch. fast als ihren Broderwerb betreiben. Überdieß steht bis zum heutigen Tage die Ch. bei den Arabern im höchsten Ansehen und ist bis zu einer bewundernswürdigen Ausbildung gediehen. Aus

dem Oriente ging die Ch. zu den Griechen über und schon Aristoteles kannte die sogenannte Lebenslinie, deren Bedeutung er nicht verwirft. Rom war vorzüglich zu den Zeiten der Kaiser von Chaldäern überschwemmt, die sich mit der Ch. abgaben; Artemidorus im II. Jahrh. schrieb viel darüber in seinem Traumbuche; in Deutschland und überhaupt in Europa breitete sich der Hang zur Ch. vorzüglich im Mittelalter aus, wozu im Südwesten die Saracenen in Spanien und Sicilien, in Deutschland und im Norden die Kreuzzüge und die Einwanderung der Zigeuner viel betrugen. Erst im XVI. und XVII. Jahrh. erreichte das chiromantische Studium seine höchste Vollendung, die Naturforscher und Magier Agrippa, Paracelsus, Cardano, Pomponazzi, Campanella, Gaffarelli ꝛc. förderten dasselbe; und wie sehr auch der gelehrte und geistreiche Joh. Pico von Mirandola (gest. 1494) dagegen eiferte, klagte doch im XVI. Jahrh. Joh. von Hagen über den allmähligen Verfall dieser göttlichen Wissenschaft; ein Jahrhundert später (1628) schloß man in Frankreich und Deutschland aus der Gewißheit der Ch. auf die Gewißheit der Existenz Gottes, und die große Mehrheit der europäischen Gelehrten war beinahe bis zur Mitte des XVIII. Jahrh. enthusiastisch für diese Sache. Die Basis des Systems der Ch. bilden 7 Hauptlinien: 1) die Lebenslinie, welche um die Wurzel des Daumen hinläuft, bestimmt nach ihrer Länge oder Kürze, Stärke oder Schwäche, Tiefe oder Flachheit die Länge oder Kürze des Lebens. 2) Die Kopflinie steht mit dem Gehirne und den geistigen Kräften in Beziehung. 3) Die Leberlinie oder Perpendikularlinie zeigt die natürliche Leibesconstitution, seine Anlagen zu Krankheiten ꝛc. an. 4) Die große oder allgemeine Linie läuft zunächst unter den Fingern hin, und deutet auf Körperkraft und die Schicksale des ganzen Körpers oder einzelner Glieder. Außerdem ist die Rascette (so nannte man die die Grenze des Armes und der Hand bezeichnende Linie) von hoher Bedeutung für die Leibesbeschaffenheit. 5) Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Rascette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu und verstärkt den Werth der andern. 6) Die Ehestandslinie, die unter dem kleinen Finger anfängt und nach dem Rücken der Hand hinausläuft, hat viel Schwieriges und kann nur in Verbindung mit allen übrigen Zeichen richtig verstanden werden. 7) Die Milchlinie läuft von der Rascette nach dem kleinen Finger und ist für Männer, welche sich leicht von Weibern hinreißen und beherrschen lassen, eine fatale Linie. Hierzu kommen nun noch die Ehrenlinie für zukünftige Ehrenbezeigungen, der Venusgürtel, d. h. die kleinen die Mittelfinger umfassenden Bogen, für die Bestimmung der physischen Liebe bei beiden Geschlechtern, und allerhand andere Punkte, Figuren, Dreiecke, Winkel, Zirkel ꝛc., welche sämmtlich im Systeme der Ch. durchaus nicht unbeachtet bleiben durften. 49.

Chiron (*Χείρων*), der Sohn des Saturnus (Kronos) und der Okeanide Philyra, halb Mann, halb Pferd, wird gewöhnlich unter die Centauren gezählt, obgleich er nicht zu ihnen gehört. Er wohnte nach dem Mythus in einer Höhle des Berges Pelion in Thessalien, übte die Tonkunst, beschäftigte sich mit Erforschung der heilkräftigen Pflanzen, und erwarb sich überhaupt um die in der Nähe wohnenden Menschen durch Rath und That so viel Verdienste, daß sein Ruf selbst in den Olymp drang. Daher wurde ihm die Erziehung vieler Göttersöhne anvertraut. Jason, Äskulap, Bacchus, Apollo, die Dioscuren, Achilles, Hercules u. A. waren seine Schüler. Doch treffen wir ihn fortwährend in seiner Höhle und zwar oft in der Gesellschaft der ihm lästigen Centauren. Einst, als Hercules ihn zu besuchen kam und diese zudringlichen Gäste beim Weintrinken fand, begrüßte er sie mit vom Blute der Hydra vergifteten Pfeilen, verwundete aber durch Zufall den Ch.; dieser, von Schmerz gepeinigt, bat den Zeus, ihm die Unsterblichkeit zu nehmen, und nun erst starb er. Er ward

als Schütze unter die Sterne versetzt. Als seine Gemahlin wird die schöne Chariklo, des Apollo Tochter, genannt. 1.

Chironomie, s. Gesticulation.

Chirurgie (lat. chirurgia; franz. chirurgie; engl. surgery) und Chirurg (lat. chirurgus; franz. chirurgien; engl. surgeon). Nach der alten Eintheilung zerfällt die Heilkunde in die eigentliche Medicin und die Ch., indem man jener die innern, dieser die äußern Krankheiten überwies. Da es aber viele äußerliche Krankheiten, z. B. Hautausschläge, gibt, die unbestritten der Medicin angehören und dagegen Übel vorkommen, die ihren Sitz im Innern des Körpers haben, z. B. Blutergießungen unter der Hirnschale, der Blasenstein, und blos durch chirurgisches Heilverfahren gehoben werden können, so ist man zu der Überzeugung gelangt, daß ein wirklicher Unterschied zwischen Medicin und Ch. gar nicht stattfinde, sondern daß vielmehr die Ch. ein Theil der Medicin sei, der das Mechanische des Heilverfahrens in sich begreift; daß es demnach auch keine besondern, der Ch. allein angehörigen Krankheiten gibt, sondern der Arzt überall allein berechtigt ist, die Heilung derselben zu unternehmen. Die Trennung des höhern ärztlichen Personals in eigentliche Ärzte und in Chirurgen oder Operateurs ist demnach nur eine Trennung der Geschäfte, die nicht die Natur der Sache absolut verlangt, sondern die in äußerlichen und persönlichen Verhältnissen begründet ist und theils in der in mehrern Staaten immer noch fortbestehenden Trennung der der Medicin und Ch. gewidmeten Bildungsanstalten ihren Grund hat, theils auf demselben Principe beruht, das auch in niederen Wirkungskreisen, beim Künstler und Handwerker, die Theilung der Arbeit herbeigeführt hat: nicht Alle vermögen Alles! Und so ist es auch mit dem Chirurgen. Seine Kunst ist von einem großen Umfange, erfordert daneben besondere körperliche und geistige Eigenschaften, als: vorzügliche manuelle Geschicklichkeit, Gesundheit und Körperkraft, besondere Ausbildung der Sinnesorgane, Gewandtheit, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Ruhe und Besonnenheit; endlich muß derselben, wenn sie sich im Individuum mehr und mehr ausbilden soll, stete Gelegenheit zu ihrer Ausbildung sich darbieten, so daß alles dieses nicht von einem jeden Arzte verlangt werden kann und es schon hinreicht, wenn er sich den theoretischen Theil der Ch. gehörig zu eigen gemacht hat. Die Nothwendigkeit des Bestehens eines untergeordneten ärztlichen Personals, als der Chirurgen, Landärzte ꝛc., liegt darin, daß in der Ch. eine Menge Verrichtungen vorkommen, die fast weiter nichts als eine mechanische Fertigkeit verlangen, die nicht gerade immer einen wissenschaftlich gebildeten Arzt erfordern, obgleich jene ebenfalls mit dem Verlaufe einiger einfachen Krankheiten, z. B. gewisser Arten von Wunden, von Beinbrüchen, von Verrenkungen ꝛc. bekannt sein müssen. Die Bildung dieser Classe wurde früher den Barbieren (Badern) überlassen und das Recht der Ausübung ihrer Fertigkeiten war in der Regel nur mit dem Besitze einer Barbiergerechtigkeit verbunden; erst in neuerer Zeit sind besondere chirurgische Schulen errichtet, in denen dieser so nützliche Stand gebildet wird. — Geschichte der Chirurgie. Wir theilen dieselbe nach Hecker in 7 Perioden ein: 1. Periode von den Urzeiten bis auf Herophilus 300 Jahre v. Chr. Der Ursprung der Ch. verliert sich ins Dunkel der Geschichte; die blutigen Kämpfe roher Völker machten zuerst das Bedürfniß nach ihr rege. Bei den Griechen finden wir die ersten Spuren derselben; die ersten historischen Namen sind Machaon und Podalirius, Söhne Äsculaps, deren Homer als Wundärzte im griechischen Heere vor Troja erwähnt. Beide Heroen setzten nach ihrer Rückkunft die Heilkunst in den Tempeln ihres Vaters fort, wo sie von Priesterärzten mehrere Jahrhunderte lang ausgeübt wurde, bis Hippokrates, bereichert von den Erfahrungen dieser Asclepiaden, der Heilkunde und der von ihr noch

nicht getrennten Ch. einen neuen Aufschwung gab, und was bisher Priestergeheimniß gewesen war, zum wissenschaftlichen Gemeingute machte. — 2. Periode bis auf Antyllus, 280 Jahre n. Chr. Unmittelbar nach Hippokrates machte die Ch. wenig Fortschritte, bis sie durch Alexander's Feldzüge und durch Aristoteles neue Anregung erhielt. Noch mehr gewann sie aber in der neugestifteten alexandrinischen Schule, in der Herophilus die ersten Zergliederungen des menschlichen Körpers vornahm, und so der Ch. eine feste Grundlage zuwies; von jetzt nahm ihre Entwickelung rasch zu, mehr und mehr trennte sie sich aber auch von der Medicin und so wurde denn die Lehre vom Verbande, von den Brüchen (Hernien), die Operation des Steinschnitts, die Augenheilkunde einer vorzüglichen Beachtung werth gehalten. In Rom erschien die Ch. zu Ende des III. Jahrh., wurde daselbst aber sehr geringschätzig aufgenommen. Erst durch die Methodiker gewann sie am Ansehn, noch mehr aber durch Thessalus, der in der Mitte des I. Jahrh. einen klinischen Unterricht einführte. Von dieser Zeit an gab es zu Rom mehrere berühmte Chirurgen, von denen Celsus (s. d. Art.) mehrere anführt, bis endlich Galen, der größte Arzt seiner Zeit, kam, der indessen die Ch. mehr auf theoretischem als praktischem Wege gefördert hat. Seine Schriften dienten vielen Jahrhunderten zum Leitfaden in der Kunst. — 3. Periode bis auf Pitard, 1260. Noch einmal hob Antyllus die Ch. bis zum höchsten Grade ihrer Vollkommenheit, und so blühte dieselbe auch noch bis zum Ende des IV. Jahrh., von da an sank sie immer tiefer und ihre Literatur beschränkte sich auf Compilationen. 640 eroberte Amru Alexandrien und zerstörte die dortige Schule, doch lebte damals Paul von Ägina, einer der geistreichsten Chirurgen, der indessen den Verfall seiner Kunst nicht aufhalten konnte, die nun bald in die Hände der unwissendsten Mönchsärzte fiel, die sich vor blutigen Eingriffen fürchtend Alles mit innern Mitteln heilen wollten. Selbst die Araber, die einige andere Zweige der Medicin förderten, konnten sich der Ch. zufolge ihrer Religionsbegriffe nur wenig annehmen; eben so wenig geschah etwas von der salernitanischen Schule für dieselbe. So befand sich die Ch. das ganze Mittelalter hindurch im tiefsten Verfalle, die Heilkunde war bei den Mönchen in so unreinen Händen, daß dieselben, wenn sie sie ausübten, dadurch in die tiefste Verachtung geriethen, und mehrere Kirchenversammlungen ihnen die ärztliche Praxis untersagten. Erst während der Kreuzzüge erwachte das Bedürfniß einer bessern Ch. und mehr und mehr standen Männer auf, die sich ihrer annahmen. — 4. Periode bis Paré, 1551. Ein anderer Tag brach jetzt für die Ch. an, als auf Pitard's, Leibarztes Ludwig's IX., Anrathen zu Paris das Collegium der Chirurgen (1260) gestiftet wurde. Die Schüler desselben erlangten die Rechte einer bevorrechteten Körperschaft und dadurch mehr Ansehn und Zutrauen. Bald befand sich an der Spitze der Lehrer dieses Collegiums Lanfranchi, ein Chirurg von größtem Ansehn. Von Neuem erwachte auch wieder das Studium der Anatomie, indem Mondini 1315 zuerst wieder seit dem Verfalle der Medicin in Bologna 2 weibliche Leichname secirte, seit welcher Zeit jährlich einige Zergliederungen auf jeder Universität öffentlich vorgenommen wurden. Etwas später trat nunmehr Guy von Chauliac mit seinem vortrefflichen Handbuche auf, und so vermehrte sich namentlich in Frankreich die Zahl der gebildeten Chirurgen, obgleich die weitere Ausbildung der Kunst, vorzüglich in Deutschland, durch das Verhältniß derselben zu den Badern und Barbieren immer noch einigermaßen zurückgehalten wurde. Übrigens war der Einfluß, der durch Paracelsus auf dieselbe ausgeübt wurde, mittelbar nur in sofern förderlich, als durch ihn die ganze Medicin eine andere Gestalt erhielt. — 5. Periode bis Severin, 1646. Ambr. Paré, Leibarzt Franz II. und Karl's IX., zeichnete sich als einer der ersten Chirurgen durch persönliche Würde, große anatomische Kenntnisse und prakti-

schen Sinn aus. Durch ihn erhob sich die Ch. in Frankreich immer mehr, und vorzüglich waren es die verschiedenen Operationen, die einer sorgfältigen Kritik unterworfen wurden. Auch in Deutschland bildeten sich namhafte Chirurgen, so Bartisch als Augenarzt, Jacob Rueff, Fabricius von Hilden; in Italien wurde Tagliacozzo (gest. 1599) durch seine Nasenbildung berühmt. — 6. Periode bis Heister, 1718. Der Neapolitaner Severino brachte die in seinem Vaterlande in Verfall gerathene Ch. wieder in Aufnahme, dagegen erreichte dieselbe in Frankreich unter Ludwig XIV. ihren höchsten Glanzpunkt, und nur die Streitigkeiten des chirurgischen Collegiums mit der Facultät trübten einigermaßen ihr Ansehn. Schriftsteller über Ch. wurden immer häufiger und es traten nunmehr England und Holland mit bedeutenden Namen in deren Reihe. — 7. Periode bis auf die neuste Zeit. Auch in Deutschland erhob sich die Ch. aus der tiefen Verachtung, in der sie bis jetzt gestanden hatte und dazu trug die Nothwendigkeit, brauchbare Chirurgen beim Militair zu haben, das Meiste bei. In diesem Sinne geschah die Stiftung des Colleg. med. zu Berlin und dessen Erweiterung zu einer Lehranstalt. Auch auf den Universitäten verschaffte sich die Ch. Eingang. Ihr erster und berühmtester Lehrer war Heister, Professor zu Helmstädt, dem Platner und Günz in Leipzig und Mauchart in Tübingen würdig zur Seite standen. Nunmehr nahm die Zahl berühmter Chirurgen schnell zu, wie Schmucker, Theden, Mursinna in Berlin, Brambilla, Plenk, Barth, Beer in Wien, Siebold in Würzburg, vor Allen aber Richter in Göttingen. In Frankreich kam nach 400jährigen Streitigkeiten zwischen dem Collegium der Chirurgen und der Facultät die Errichtung der mit vielen Vorrechten ausgestatteten Académie de chirurgie zu Stande, und die dadurch bewirkte Gleichstellung der Ärzte und Chirurgen hatte eine wissenschaftliche Gleichstellung ihrer beiden Doctrinen, und die nach der Revolution dadurch möglich gewordene Vereinigung beider zu Folge. Von den vielen ausgezeichneten Chirurgen dieser Nation seien hier Garengeot, Ledran, Lamotte, Morand, Louis, Pouteau, Leblanc, und aus neuerer Zeit der größte unter ihnen, Desault, ferner Sabatier und Percy erwähnt. Auch England blieb in der Ausbildung der Ch. nicht zurück; Bürge dafür sind Cheselden, Monro, Pott, Bromfield, Bell, Abernethy u. A. Von den Chirurgen anderer Völker erwähnen wir nur noch die Holländer Camper und Sandifort, den Schweden Acrel, den Dänen Callisen, die Italiener Flajani, Palleta und über ihnen allen Scarpa, Professor in Pavia. — Zu weit würde es führen, hier die Verdienste der neuesten Chirurgen noch hervorzuheben, nur einige berühmte Namen unter Vielen aus neuster Zeit seien noch bemerkt. Sie sind in Deutschland Rust, Gräfe, Chelius, Langenbeck, Walther, Textor; in Frankreich Sabatier, Larrey, Dupuytren, Richerand, Boyer, Delpech; in England A. Cooper, Howship, Lawrence, Abernethy. 39.

Chisr ist in der arabisch-persischen Mythologie das Ideal der menschlichen Weisheit, ein heiliger Einsiedler, den die Sage zu einem Neffen Abraham's macht und dem das Glück zu Theil ward, den im Lande der Finsterniß sprudelnden Quell des Lebens zu finden, von dem er trank und dadurch der Unsterblichkeit theilhaftig dessen Wächter ward. Im grünen Kleide, der Farbe des Lebens, dient er nun als ewig blühender Jüngling der Gottheit zum Werkzeuge der immer sich erneuernden Schöpfungen, schmückt im Frühlinge die Natur mit dem Grün, erneut und verjüngt das Alte und Morsche und ruft das Todte zum Leben zurück. Zu gewissen Zeiten erschien Ch. vor den Thronen der Fürsten und ertheilte ihnen Rath und Ermahnung, immer als Gegengewicht des herumziehenden Satans, und so hat ihn Wieland in dem „Schah Lolo" unter dem Namen Duban, und im: „Hann und Gulpeneh" als Aisa dargestellt. 23.

Chladni (Ernst Florenz Friedrich), einer der ausgezeichnetsten Physiker

neuerer Zeit und Begründer der Akustik als selbstständiger Wissenschaft, wurde am 30. Novbr. 1756 zu Wittenberg geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma, und bezog in seinem 20. Jahre die Universität seiner Vaterstadt, um nach dem Willen seines Vaters, des Ordinarius Ernst Martin Chladni (Chladenius), die Rechte zu studiren. Seine Vorliebe für Musik hatte ihn schon auf der Schule bestimmt Clavier zu lernen, und da er überhaupt große Neigung zu mathematischen und Naturwissenschaften besaß, so begab er sich nach Leipzig, um hier sich selbst überlassen zu bleiben. Hier wurde er 1782 Doctor der Rechte und kehrte dann nach Wittenberg zurück, um der Nothwendigkeit nachgebend die juristische Laufbahn weiter zu verfolgen. Da starb sein Vater und nun kündigte er Vorlesungen über einige mathematische und physische Gestände an, und beschäftigte sich ausschließend mit den Naturwissenschaften. Die noch sehr unvollkommene Lehre über die Tonschwingungen zog ihn besonders an; alles darüber Vorhandene, von Bernouilli und in den Schriften der berliner, pariser und petersburger Akademien Aufgestellte las er durch und machte selbst Versuche. Die Resultate derselben legte er in einer Schrift nieder, welche 1787 unter dem Titel: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" erschien. In diesem Werke stellte Ch. mehreres wichtige Neue auf; er bewies, daß jeder schwingungsfähige Körper auch tonfähig sei, entdeckte durch Untersuchungen der Schwingungen elastischer Platten die Klangfiguren, und setzte die Schwingungsgesetze der Ringe außer allen Zweifel. Er war es, der nach Vergleichung dessen, was Euler und Daniel Bernouilli bereits gefunden hatten, einige Jahre darauf durch genaue Untersuchungen die Schwingungsgesetze grader und gekrümmter Stäbe feststellte. Hierauf baute er die Erfindung seines neuen Instrumentes, des Euphon. In die J. 1791 — 1799, wo er mehrere Reisen in große Städte unternahm, fallen noch einige andere seiner wichtigen Entdeckungen. So stellte er den Grundsatz auf, daß ein fester Körper zwei verschiedene Reihen von Tönen hervorbringen könne, nämlich nicht nur durch Elasticität, wie man bisher annahm, sondern auch durch die Expansivkraft. Ferner bewies er, daß die Meteorsteine wirklich bei Feuermeteoren herabgefallene Massen und gleichsam eine Art kleiner Weltkörper wären, eine Behauptung, die nach langem Widerspruche doch endlich Eingang fand. In diese Zeit fällt auch die Erfindung des Clavicylinders, welche auf denselben, aber in ihrer Anwendung weiter ausgedehnten Grundsätzen wie die des Euphon beruht. Sein Hauptwerk aber, die Akustik, erschien 1802 und wurde später von ihm selbst in französischer Sprache umgearbeitet und erhielt den Titel: „traité d'acoustique". Im J. 1807 trat er eine Reise nach Holland und Frankreich an, wo er überall mit der größten Achtung aufgenommen wurde. Von Napoleon erhielt er 6000 Fr. zur französischen Bearbeitung seiner Akustik. Außerdem erschienen von ihm in verschiedenen Zeiträumen Abhandlungen; so 1817 „neue Beiträge zur Akustik", 1819 „Über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallenen Massen" und 1821 „Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbaue". In den J. 1820 — 27 besuchte er die meisten Hauptstädte Deutschlands, wo er, wie er schon früher stets gethan hat, Vorlesungen hielt, seine Sammlungen vorzeigte und die Erbauung der von ihm erfundenen Instrumente betrieb. So überraschte den unermüdlichen, durch Geist und Gemüth gleich liebenswürdigen Mann der Tod im Hause des Professor Steffens zu Breslau am 3. April 1827. 22.

Chlodomir oder **Chlodomer**, ein fränkischer König, Chlodowig's des Großen Sohn, erhielt nach dessen Tode im J. 511 in der Theilung mit seinen Brüdern das Land zwischen der Loire und Garonne und nahm seinen Sitz zu Orleans. In dem Kriege gegen die Söhne Gundobald's, Sigismund und Go-

domar, welchen er im J. 523 auf Anstiften seiner Mutter Chlothilde zugleich mit seinen Brüdern unternommen hatte, war er anfangs glücklich, wurde aber Jahrs darauf in einem Treffen bei Vienne durch seine Unvorsichtigkeit gefangen und getödtet. In sein Gebiet theilten sich seine Brüder Chlotar I. und Childerich I., nachdem seine Söhne Theodowald, Gunthar und Chlodowald ermordet worden waren. 22.

Chlodowig I. (Ludwig), fränkischer König, Sohn Childerich's I. und Basina's, regierte von 481 — 511 n. Chr. In Galliens Provinzen herrschten zu Ende des V. Jahrh. die Westgothen, Burgunder und Franken, und nur zu Soissons behauptete Syagrius einen Schatten der alten Römerherrschaft. Sie sank völlig im J. 486, als Ch. Soissons eroberte und jenen letzten Sprößling der Römer, den der westgothische König Alarich ausgeliefert hatte, enthaupten ließ. Nach einem glücklichen Zuge nach Thüringen unternahm er im J. 491 den Krieg gegen die Alemannen, und was seinen christlichen Gemahlin von Burgund, Chlothilde, die schon zwei seiner Söhne nach der Geburt hatte taufen lassen, noch nicht gelungen war, ihn, den König selbst, zur Annahme des Christenthums zu bewegen, das geschah während dieses Feldzugs. Zweifelhaft war im genannten Jahre bei Zülpich die Schlacht und Ch. gelobte im Falle des Sieges den christlichen Glauben anzunehmen. Der Sieg ward errungen, Chlothilde fuhr in ihren Ermahnungen fort, der Bischof Remigius unterrichtete den König und taufte ihn zu Rheims am Weihnachtsfeste 491 und mit ihm seine beiden Schwestern Albofeld und Lanthild (welche letztere noch dem Arianismus anhing) und über 3000 Franken, denen große Schaaren dieses Volks nachfolgten. Aber zum glücklichen Eroberer geboren und durch jene Siege im Ansehen gestiegen, nahm Ch. die Einladung des burgundischen Fürsten Godegisil an, ihn beim Kampfe gegen seinen Bruder Gundobald zu unterstützen. Ch. überwand ihn (499), stand aber bald darauf von diesem Kampfe ab, in dem in der Folge Godegisil umkam und Gundobald, wiewohl später wortbrüchig, einen Tribut an Ch. zu entrichten versprach. Mit Alarich, dem Könige der Westgothen, schloß er im J. 505 ein Bündniß, das aber von kurzer Dauer war. Ch. war dem römisch-katholischen Glauben ergeben, ihm huldigte ein großer Theil der Geistlichkeit Galliens und dessen Bewohner, während Alarich und seine Granden den Arianismus bekannten, im Widerspruche mit den ihm untergebenen Völkerschaften. Diese religiöse Feindschaft benutzte Ch., einen neuen Krieg gegen die Westgothen anzufachen, der im J. 507 entbrannte; bei Vouglé unweit Poitiers erfocht er einen vollständigen Sieg, in welchem Alarich fiel, Bordeaux, Toulouse und Tours kamen unter seine Botmäßigkeit und Paris wählte er nun zu seiner Residenz, mit dem Titel als Consul und Augustus geschmückt. Von hier aus spann er den Plan, Chloderich, der Alarich beigestanden hatte, zu verleiten, seinen alten Vater Siegbert meuchlings zu ermorden und als dieß geschehen, ließ er auch ihn unter der Streitaxt fallen. Sein Reich ward durch Kölns Besitznahme erweitert. Gleiches Schicksal erfuhr der fränkische Fürst Chararich, den er bekriegte, dann ihn mit dessen Sohne zum Dienste der Kirche weihen, zuletzt aber, da sie sich drohende Reden erlaubt hatten, enthaupten ließ. Auch Cambrai, dessen König Ragmachar mit seinen Brüdern die Gewalt und Arglist Ch.'s erfuhr, ward ihm darauf unterthan. Eben so mußten sich noch Andere in freiwilliger oder erzwungener Unterthänigkeit fügen. Beraubt der Verwandten, die Ch. seiner eifersüchtigen Herrschsucht geopfert, Regent eines zu jener Zeit weitgefürchteten Reiches, von dem Klerus wegen seines Glaubens als Heiliger vergöttert und von dem Volke der Große genannt, starb er zu Paris 511 und ward in der von ihm erbauten Apostelkirche (jetzt der der heiligen Genoveva) begraben. In sein Reich theilten sich seine 4 Söhne. — **Chlodowig II.**,

Sohn Dagobert's I., geb. 633, kam nach seines Vaters Tode im J. 638 unter die Vormundschaft seiner Mutter Nantilde, und erhielt für sich Neustrien und Burgund. Mit Hülfe seines treuen Hausmeiers Flaokad erhielt er sich nach dem Tode seiner Mutter (641) gegen den aufrührerischen Willabad in Burgund, und als 656 sein Bruder, Siegbert III., gestorben war, bekam er auch Austrasien dadurch in seine Gewalt, daß er den Hausmeier Grimoald, welcher seinen eignen Sohn auf den Thron Austrasiens gesetzt hatte, nach Paris lockte und hinrichten ließ. So war er Herrscher des ganzen Frankreichs. Er starb aber noch in demselben Jahre und zwar, wie einige Schriftsteller angeben, an den Folgen einer Geisteszerrüttung. Mit ihm beginnt der Verfall der Macht der fränkischen Könige, und die der Hausmeier fängt an zu steigen. — **Chlodowig III.**, Theodorich's III. Sohn, geb. 681, folgte seinem Vater im J. 690 in der Regierung des gesammten Frankreichs. Doch starb er schon 695. An seiner Statt hatte Pipin von Heristall geherrscht. 2. 22.

Chlopicki (Joseph), königl. poln. Generallieutenant und Dictator zu Anfange des polnischen Aufstandes (Ende 1830), wurde geboren zu Warschau im März 1772. Aus vorherrschender Neigung wählte er den Militairstand und trat 1787 als Cadet in ein poln. Infanterieregiment. Im Kriege für Freiheit und Vaterland seit der Constitution vom 3. Mai 1791 focht er in dem blutigen Treffen bei Raclawice (1792) so ausgezeichnet tapfer, daß ihn der große Naczelnik (s. d. Art.) vor der Fronte des Heeres umarmte. Als er in diesem Jahre eine Denkschrift des poln. Militairs an den Fürsten Poniatowsky (s. d. Art.) mit überreicht hatte, ward sein Name zuerst öffentlich genannt; bald darauf wählte ihn der General Rymkiewicz zu seinem Adjutanten, in dessen Schule der jugendlich rasche Ch. zu der dem Officiere in der Schlacht so nöthigen Ruhe und Sicherheit gelangte, die ihn, verbunden mit Rechtlichkeit und Einsicht im Organisiren, später zur höchsten Stelle im Staate verhalf. Nach der verhängnißvollen Schlacht bei Praga (5. Nov. 1794) focht er (1797) als Major bei der 1. poln. Legion in Diensten der cisalpinischen Republik in Italien; 1799 zum Bataillonschef befördert in den Schlachten an der Trebbia, zu Pontremoli und bei Croce; in dem Treffen bei Busano (4. Juni 1799), in dem Sturme auf Casa Bianca (15. Jan. 1800), in dem Gefechte bei Ponti ꝛc. Kurz vor dem tilsiter Frieden (7. und 9. Juli 1807) folgte er dem auf Napoleon's Veranlassung von Dombrowsky (1806) erlassenen Aufrufe an die Polen nach Warschau, befehligte das 1. der von Napoleon errichteten 4 Regimenter der Weichsel und schlug sich mit vieler Auszeichnung bei Eilau (7. und 8. Febr. 1807) und Friedland (14. Juni). Von Napoleon (1808) nach Spanien berufen befehligte er unter Marschall Suchet die Weichselbrigade und zeichnete sich durch Umsicht und Tapferkeit bei den Feldzügen in Aragonien, Catalonien und Valencia aus. Bei den Stürmen auf Saragossa that er Wunder der Tapferkeit (Anf. August) und ward zur Anerkennung seiner Verdienste nach den Gefechten bei Santa Maria und Belchite (15. u. 18. Juni 1809) zum Brigadegenerale ernannt und, nachdem er Palafox geschlagen, mit dem Kreuze der Ehrenlegion decorirt, half die Schlacht bei Sagonta gewinnen, schlug die Spanier unter dem Generale Villacampa am Ebro aufs Haupt (10. Febr. 1810) und beobachtete dann in dieser Stellung, von Suchet zurückgelassen (1811), den Parteigänger Mina. Von Napoleon aus Spanien (Ende 1811) wieder abberufen machte er den Feldzug gegen Rußland mit und kämpfte in den Vorreihen bei Smolensk (17. Aug. 1812) und Mosaisk (7. Sept.), ward aber hier schwer verwundet vom Schlachtfelde getragen. Mitten im Kriege nahm er dann, übergangen im Avancement, den Abschied, lebte bis zum Eintreffen der Alliirten in Paris (1814) daselbst als inactiver General und nahm, erst nachdem der Kaiser Ale-

xander ihm die Wiederherstellung Polens versichert hatte, die Ernennung als Generallieutenant in der poln. Armee an; eine Beleidigung vom Großfürsten Constantin Paulowitsch (s. d. Art.) bei einer Heerschau in Warschau bewog ihn jedoch bald wieder um seine Entlassung beim Kaiser Alexander zu bitten und er erhielt sie. Ch. lebte nun allgemein beliebt in der Zurückgezogenheit nur seiner Familie. Mit Unrecht ist hier und da behauptet worden, als habe Ch. eine gewaltsame Staatsumwälzung erwarten wollen; er hielt vielmehr die materiellen Mittel des Reichs bei einem Aufstande Rußland gegenüber auf die Dauer für unzulänglich, und bezeichnete den Gang einer solchen Begebenheit so: „zu Anfange Enthusiasmus, hier und da vielleicht nicht unbedeutende Vortheile, dann Erschlaffung, am Ende Unterjochtwerden". — Als am 29. Nov. 1830 endlich der Polen Aufstand gegen Rußland ausbrach, ward ihm in der großen Woche von Polen der Oberbefehl der polnischen Nationaltruppen angetragen; er behielt sich jedoch bei der (seit 4. Dec.) constituirten provisorischen Regierung die ausdrückliche Bedingung vor, ihn nur im Namen des Kaisers und Königs führen zu dürfen, widerstand dem heftigen Andrängen einiger Clubbisten dem Cesarewitsch nachzusetzen und den energischen Rüstungen, um die Unterhandlungen der Vermittler beim Kaiser, welche er zu gütlicher Ausgleichung nach St. Petersburg absenden wollte, gehörig zu unterstützen und hielt deßhalb vor den versammelten Mitgliedern der provisorischen Regierung eine Rede voll Zorn und Unwillen, wobei er so in Eifer gerieth, daß er von einem apoplektischen Zufalle ergriffen aus der Versammlung fortgetragen werden mußte. Er erholte sich jedoch bald wieder, übernahm endlich die ihm wegen dringlicher Umstände von der Regierung angetragene Dictatur, und hielt auf dem Marsfelde über die ganze in und um Warschau versammelte Macht eine Heerschau, wobei er erklärte, daß keineswegs Ehrgeiz oder Herrschbegier, sondern nur Liebe zum Vaterlande ihn zur Annahme jenes wichtigen Postens bewogen habe. Dieß geschah am 5. Dec. Er stellte nun die Ruhe wieder her und ließ (10. Dec.) eine Deputation nach St. Petersburg abgehen (den ehemaligen Finanzminister Lubecki und den Landboten Graf Johann Jezierski), was unverkennbar den Wunsch, eine Versöhnung mit Rußlands Selbstherrscher zu Stande zu bringen, andeutete. Nachdem aber am 18. Dec. die beiden Kammern des Reichstags zusammengetreten waren, zeigte Ch. in einer Proclamation vom 19. Dec. der Nation an, daß er treu seinem Versprechen die ihm übertragene Dictaturgewalt in die Hände der Landesvertreter niedergelegt habe, worauf die Kammern den Aufstand anerkannten und Ch. am 23. die Dictatur, jedoch mit der Beschränkung aufs Neue übertrugen, daß eine dieselbe beaufsichtigende Reichstagsdeputation, an deren Spitze Czartoryski und Ostrowski standen, den Dictator absetzen könnte. Nach Bekanntmachung eines Aufrufs an die Polen, worin er die Gründe aus einander setzte, die ihn zur Wiederübernahme der Dictatur bewogen hätten, schritt er zur Errichtung eines höchsten Nationalconseils, um die allgemeine Verwaltung des Landes unter seiner Leitung zu führen. Mit Jubel ward er wieder von Heer und Volk begrüßt und mißbilligte ein den Aufstand rechtfertigendes Manifest seinen Versöhnungsgrundsätzen gemäß aufs Höchste. Während ihn jetzt eine zügellose Presse bitter kränkte, trugen die Nachrichten aus Petersburg nur noch mehr dazu bei, die Nation gegen den Dictator aufzuregen und Ch. legte daher die Dictatur nieder und lehnte auch den Antrag: wenigstens den uneingeschränkten Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, ab (18. Jan.). Die fanatische Revolutionswuth ward immer drohender und schon war auch das Haus des von mehrern Landboten heftig angegriffenen Ch.'s mit Wachen umstellt worden, weil der Tapfere auf das Verlangen, sein Ehrenwort zu verpfänden, daß er nicht entfliehen wolle, geantwortet hatte: „Ich werde

bleiben oder gehen, wie ich es angemessen finde.“ Bald nachher begab er sich in der Uniform eines gemeinen Soldaten zum Heere und ward dort wieder mit allgemeinem Jubel empfangen. In der Stellung unweit Wawer, wornach die Polen die beiden blutigen Tage des 19. und 20. Febr. benennen, trug Ch. zur Behauptung des Schlachtfeldes sehr viel bei und als am 25. der Angriff der Russen unter Diebitsch erneuert wurde, zeigte sich Ch. den rechten Flügel befehligend, vor jedem Bataillone, welches ins Feuer ging. 2 Pferde waren bereits unter ihm gefallen, da ordnete er einen Angriff auf das Erlengehölz bei Wawer und bald darauf tödtete eine Granatenkugel des Helden 3. Pferd und warf ihn selbst, an beiden Füßen verwundet, zu Boden. Am 10. März vertauschte er seinen Aufenthalt in Warschau mit Krakau. Forwährend leidet der Held an seinen Wunden. 25.

Chlor (lat. chlorum, chlorina; franz. chlore; engl. chlorine), auch unter dem Namen oxydirte Salzsäure, dephlogistisirter Salzgeist bekannt, wird wegen seiner grünen Farbe (von χλωρὸς, grün, oder ins Grüne fallend) so genannt. Es ist ein einfacher Stoff, welchen Scheele (1774), als er das Grau-Manganerz untersuchte, entdeckte, für eine entbrennstoffte Säure hielt und ihn daher den Namen dephlogistisirte Salzsäure gab. Das Ch. kommt in der Natur nur als Chloruret und als Hydrochlorat (d. h. als saure Verbindung des Chlors mit einem einfachen Körper und als ein salzsaures Salz) vor. Gay-Lussac und Thenard (1809), besonders aber Davy haben es klar bewiesen, daß das Ch. ein einfacher, selbstständiger Körper, hingegen die Salzsäure, die durch ihn gebildet wird, eine Verbindung von Ch. und Wasserstoff sei. Reines Ch. offenbart sich in Form eines grünlich-gelben Gases, hat einen unangenehmen und zusammenziehenden Geschmack, einen starken und so erstickenden Geruch, daß man es, selbst mit Luft vermengt, nicht einathmen kann, ohne nicht sogleich ein Gefühl von Zusammenschnürung in der Luftröhre zu empfinden. Es ist fast 2½ Mal schwerer als die atmosphärische Luft. Es ist aber unverbrennlich und im Wasser sehr auflöslich, so daß dieses, bei gewöhnlicher Temperatur, 2½ Mal seines Volumens Ch. in sich aufnehmen kann, was dann eine Chlorauflösung gibt, die ganz die Farbe, den Geruch, den Geschmack und fast alle chemische Eigenschaften des Chlorgases besitzt und daher auch flüssiges Chlor genannt wird. Das Ch. verbindet sich sehr leicht mit Wasserstoffgas und das Resultat dieser Verbindung ist die Hydrochlor- oder Salzsäure. Ferner stellt es in Verbindung mit Natrum das Kochsalz dar, aus welchem es gewonnen wird, indem man nämlich 5 Theile abgeknistertes Kochsalz mit 1 Theile Braunsteinpulver (Mangan-Hyperoxyd) genau mit einander vermischt und darüber 5 Theile Schwefelsäure gießt, die vorher mit 2½ Theilen Wassers verdünnt worden ist. Das Ch. ist von vielen Chemikern untersucht worden, vorzüglich von Berthollet, welcher die Kunst des Bleichens mittelst dieser Substanz entdeckte. Und in der That äußert das Ch. eine merkwürdige Wirkung auf feuchte organische Materien. So werden durch dasselbe der Indigo, das Lackmus, der Wein, der Caffee, der Tabak, so wie die meisten rothen Farbestoffe entfärbt. Guyton-Morveau wendete es auch zur Reinigung der Luft von schädlichen Stoffen an, und bediente sich hierzu der oben angegebenen Mischung. Indeß hat diese Art von Räucherung das Unbequeme, daß sich bei ihr die Menge des zu entbindenden Gases nicht gut abmessen läßt und sie nur dann in Zimmern angewandt werden kann, wenn alles Lebendige oder Auflösbare daraus entfernt worden ist. Zur Räucherung eines gewöhnlichen Wohnzimmers bedarf man ungefähr gegen 4 Loth der obigen Mischung und 2 Loth Schwefelsäure; die erstere wird auf einer irdenen oder gläsernen Schale ausgebreitet, die Schwefelsäure tropfenweise hinzugethan, das Ganze dann mit einer Glasröhre oder

einem thönernen Pfeifenstiele umgerührt und etwa 24 Stunden lang in dem verschlossenen Zimmer ruhig stehen gelassen, worauf Thür und Fenster wieder geöffnet werden und dieß so lange bleiben, bis der Chlorgeruch ziemlich wieder verschwunden ist. In der neuesten Zeit aber hat man an den Orten und Wohnungen, wo die Cholera herrschte, folgende Räucherungsmethode durch Chlorentwickelung für besser erkannt. Man bedient sich blos des feingepulverten Braunsteins und der Salzsäure, aus denen vermischt sich Ch. nur in geringer Menge entwickelt und womit man mehrere Tage damit fortfahren kann. Doch muß von Zeit zu Zeit die Masse umgerührt werden; auch kann man zuletzt Wärme zur Hülfe nehmen. Aber bei jeder Bereitungsart des Chlors sind die Lungen seiner Einwirkung am unmittelbarsten ausgesetzt; daher man bei deren Anwendung wohlthut, ein mit Lauge von gewöhnlicher Holzasche, oder mit schwachem Seifenwasser oder Branntwein befeuchtetes Schnupftuch oder Schwamm vor den Mund zu binden. Kommt etwas davon in den Hals, so kann das dadurch in demselben entstandene unangenehme Gefühl durch den Genuß von fetten Substanzen, z. B. Butterbrod, gelindert werden. Gegen wirklich schon vorhandene, durch Ch. erzeugte Zufälle wird vorsichtiges Einathmen von Schwefelwasserstoffgas oder auch von Weingeistdämpfen angerathen. — **Chlorkalk** (chlorum calcareum) ist eine Verbindung des Chlors mit Kalk, die sich in Form eines festen, weißen Pulvers von scharfem und urinösem Geschmacke darstellt, und einen dem des flüssigen Chlors nahe kommenden Geruch verbreitet, der jedoch weit weniger stark und minder brustreizend, als der dieses letztern ist. Der freien Luft ausgesetzt saugt er sehr leicht Feuchtigkeit in sich ein und wird klümprig. Um den Ch. im Großen zu bereiten, läßt man Chlorgas durch bleierne Cylinder, worin sich möglichst thon- und eisenfreier Kalk (gelöschter) befindet, streichen, aber auch dieses Gas in ein kleines, von allen Seiten fest verschlossenes Gemach leiten, in welchem auf über einander gestellten Fächern dünne Lagen gelöschten Kalkes gestreut sind. Selbst bereiten kann man ihn, wenn man dergleichen kleine Fächer in einem Kasten oder einem Fasse anbringt, auf die Bretchen, die diese Fächer bilden, die hinlängliche Menge gelöschten Kalkes streut und nun durch eine in den Kasten oder das Faß führende bleierne oder gläserne Röhre das Chlorgas einströmen läßt. Um aus dem Ch. Chlordämpfe zu entwickeln, darf man nur ½ — 1 Loth des erstern in eine Steingutschale schütten und mit Wasser befeuchten, worauf sich die Dämpfe entwickeln; schneller aber erreicht man diesen Zweck durch Hinzutröpfeln von verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure; doch ist in diesem Falle dieselbe Vorsicht wie bei den oben angeführten Räucherungen zu beobachten. Die Benutzung des Chlorkalks und der Chlorkalkauflösung (in Wasser) zur Reinigung von Darmsaitenwerkstätten, der Cadaver bei Sectionen, der anatomischen Theater, der Pferde-, Kuh- und Schafställe, so wie gegen die faule Luft der Säle in Hospitälern und überhaupt zur Desinfection aller Gegenstände und Orte, die einen für Menschen und Thiere widerlichen und Krankheit erzeugenden Geruch verbreiten kann, hat sich bereits in unzähligen Fällen dieser Art als probat erwiesen. In der Heilkunst für die Menschen und Thiere hat man ihn unter den nämlichen Umständen wie das Chlor angewandt. — **Chlornatron** (chloruretum sodii) wird erhalten, indem man einen Strom Chlorgas in eine Auflösung von kohlensaurem Natrum, die aus 1 Theil dieses alkalischen Salzes mit 4 Theilen destillirten Wassers bereitet worden, gehen läßt, bis jene Auflösung vollkommen damit gesättigt worden ist. Oder man bereitet es auch so, daß man zu einer wäßrigen Chlorkalkauflösung so lange von einer einfach kohlensauren Natrumauflösung gießt, als noch kohlensaurer Kalk zu Boden fällt, welchen man ruhig absetzen läßt, die darüber stehende Flüssigkeit in mehrere Flaschen gießt und dieselben,

wohl verwahrt an dunkelkühlen Orten aufbewahrt. Es ist dieß flüssiges Ch., in seinen Eigenschaften denen des Chlorkalis (kali chloratum) gleich, welche letztere Chlorverbindung auch kalihaltige Bleichflüssigkeit, Javellisches Wasser (eau de Javelle) genannt wird, und sich von der vorigen blos dadurch unterscheidet, daß zu ihrer Bereitung nur kohlensaures Kali genommen wird. Beide Chlorverbindungen werden, weil sie die meisten organischen Farben zerstören, zum Bleichen benutzt. Indeß bereitet man auch trocknes Ch., indem man nämlich das Chlorgas aus einer Retorte entwickelt und in eine geräumige Vorlage 19 Theile wasserfreies einfachkohlensaures Natrum bringt, welches vorher mit 1 Theile Wasser befeuchtet worden ist. Man läßt das Gas ganz langsam sich entwickeln und wendet erst gegen das Ende Wärme an; wenn die atmosphärische Luft, die in den Gefäßen enthalten war, durch das Chlor größtentheils verdrängt worden ist, wird die Vorlage zugeklebt und das darin enthaltene Product ist trocknes Ch. Es wird unter den nämlichen Umständen wie der Chlorkalk angewandt, indem es fast die nämlichen medicinischen Eigenschaften besitzt; nur daß es, wegen seiner größeren Auflöslichkeit und wegen der weit reizenderen Eigenschaften seiner Basis (des Natrums) noch viel wirksamer als jener ist. 21.

Chlotar I., mit dem Beinamen der Alte, Sohn Chlodowig's des Großen und der Chlothilde, bekam nach seines Vaters Tode (511) einen Theil Neustriens und das Gebiet von Soissons nebst dieser Stadt selbst zur Residenz. Aus einem mit seinen Brüdern Chlodomer und Childebert gegen Burgund in den Jahren 523 und 524 unternommenen Kriege kehrte er siegreich zurück und vergrößerte sein Gebiet durch einen Theil der Besitzungen Chlodomer's, welcher in einem Treffen geblieben war. Den König Theoderich I. von Austrasien unterstützte er auf einem Zuge gegen den thüringischen König Hermanfrid, und 534 bemächtigte er sich in einem neuen Kriege gegen Burgund des ganzen Landes. Zwar war er gegen Theodebert, den Sohn Theoderich's, im J. 537 unglücklich, er erholte sich aber 542 in Spanien von seinem Verluste, und als Theodebert 555 gestorben war, erhielt er auch dessen Gebiet. Jahrs darauf zog er gegen die Sachsen und focht, von den Franken zu einer Schlacht gezwungen, anfangs unglücklich, unterwarf sie jedoch im J. 557. Nach dem Tode Childebert's I. erhielt er auch noch dessen Reich und beherrschte jetzt die ganze fränkische Monarchie. Er starb 561 zu Compiegne am Fieber. Sein Charakter wird als ehrgeizig und grausam geschildert. — **Chlotar II.**, der Große, auch der Junge genannt, Sohn Chilperich's I. und Fredegunden's, war bei seines Vaters Tode im J. 584 erst 4 Monate alt, wurde jedoch als König anerkannt und unter die Vormundschaft seiner Mutter gestellt. Bereits im J. 596 zeigte er seinen muthigen Sinn gegen Theodebert II. und Theoderich II., die Söhne des in genanntem Jahre verstorbenen Königs Childebert II., indem er durch eine siegreiche Schlacht seine Ansprüche auf Paris und dessen Gebiet behauptete. Desto unglücklicher war er gegen dieselben im J. 599, wo er einen nachtheiligen Theilungsvertrag eingehen mußte, und 604 gegen Theoderich allein. Bald darauf brach auf Brunehild's Anstiften zwischen ihren Enkeln Theoderich und Theodebert ein Kampf aus, in welchem Ch. anfangs Letztern unterstützte, später jedoch durch seine Vereinigung mit Theoderich seinen Sturz herbeiführte. Theoderich starb 613; Ch. drang in Austrasien ein, welches Brunehild ihren Urenkeln, Theoderich's Söhnen, bewahren wollte. Allein sie war allen fränkischen Großen verhaßt und fiel in Ch.'s Hände. Ihren schimpflichen Tod s. in d. Art. Brunehild. So wurde Ch. Beherrscher des ganzen Frankreichs. Er starb im J. 628, nach Andern 631, und hinterließ die Herrschaft seinem Sohne Dagobert I. Ch. wird als gelehrt, fromm und mild gerühmt. — **Chlotar III.**, Sohn

Chlodowig's II. und der Bothildis, erhielt die Herrschaft über das ganze Frankenreich im J. 660, starb aber schon 6 Jahre darauf, nachdem er in demselben Jahre seinen Bruder Childerich II. Austrasien überlassen hatte. — **Chlotar IV.** war nur kurze Zeit ein von Karl Martell dem Chilperich II. entgegengestellter Schattenkönig. Er starb 719. 22.

Choc (spr. Schok), Anrennen, in der Kriegssprache der geschlossene Angriff mit blanker Waffe. Man gebraucht diesen Ausdruck in der Regel nur von der Cavallerie, während man das ähnliche Verfahren bei der Infanterie als Bajonettangriff bezeichnet. Beim Ch. wird weniger auf den Gebrauch der Waffen, als vielmehr auf die Kraft des Stoßes, wodurch die angegriffene Linie in Unordnung gebracht werden soll, Anspruch gemacht. Man pflegt oft den Satz, daß die Kraft des Stoßes aus der Schnelligkeit der Bewegung und der Masse des bewegten Körpers bestehe, auch hierbei anzuwenden; will man indeß diesen Satz unbedingt aufstellen, so ist er unrichtig, da er nur bei todten Massen Anwendung finden kann. Indeß ist es nicht zu läugnen, daß die Wirkung bei demselben, aus der Wirkung der beiden lebenden Wesen, Mann und Pferd, zusammengesetzt ist, und daß derselbe Mann mit einem und demselben Pferde nicht das leisten wird, wenn er sich im Schritte gegen eine Linie bewegt, als wenn er in der Carriere auf dieselbe zureitet. Der Ch. wird auf verschiedene Weise ausgeführt; der eigentliche jedoch nur in geschlossener Masse, wobei die Cavallerie entweder in Linie oder Colonne stehen kann. Streng genommen geschieht derselbe stets in Linie, denn wenn er auch aus der Colonne ausgeführt wird, so bleibt dieß immer nur ein öfters wiederholter Ch. in Linie. Die Carriere soll erst auf der Entfernung von 80 Schritten vom Feinde angenommen werden, damit die Pferde nicht zu sehr ermüdet ankommen. Da das Pferd aber nur mit Mühe aus einer langsamen in eine schnellere Gangart überzusetzen ist, so geht der Carriere 220 bis 300 Schritte der Gallop und das Fanfaro voran. Nicht gern fällt man, besonders bei enggeschlossener Masse, aus dem Schritte in den Gallop, sondern läßt letzterem noch den Trab vorangehen. Wo dieser nun beginnen soll, läßt sich mit Bestimmtheit angeben, indeß auf 600 bis 800 Schritte wird er immer schon anfangen müssen, um der Wirkung des feindlichen Kartätschenfeuers schneller zu entgehen. Der Ch. geschieht entweder parallel mit der feindlichen Stellung oder schräg gegen dieselbe mit Überflügelung der einen Flanke. Die letzte Art ist die zweckmäßigste, weil dadurch die feindliche Spitze schon geworfen ist, ehe die Linie ins Feuer kommt und die Überflügelnden den Feind in den Rücken fallen. Die verschiedenen Arten des Ch. sind: 1) in geschlossener Stellung (choc en muraille); 2) mit Ausfallen der vierten Züge; 3) in aufgelöster Ordnung, die sogenannte Schwärmattaque. Das Commando zum Ch. ist: „Marsch! Marsch!" worauf die Reiter sich mit dem Seitengewehre nach vorne decken, das erste Glied der Uhlanen die Lanze fällt, das zweite Glied der letztern aber die Lanze an den linken Arm nimmt und den Säbel zieht. Bei der Attaque in Linie darf dieselbe nie kürzer als eine Escadronfront sein, bei der Attaque en échelon, welche vorzugsweise gewählt wird, wenn das Überflügeln des Feindes beabsichtigt wird oder Besorgnisse für die eigene Flanke entstehen, bleiben die einzelnen Schwadronen gewöhnlich 50 Schritte von einander. Beim Ch. aus der Colonne setzt sich auf 300 Schritte die vorderste Linie in Gallop, die übrigen bleiben im Trabe, bis sie nach einander die erforderliche Distance haben und folgen dann ebenfalls in der stärkern Gangart. Diese letzte Art des Angriffs wird vornehmlich gegen Infanterie angewendet. 61.

Chocolade, Chocolate, lat. cacao tabulata od. chocolatum; fr. chocolat; engl. chocolate, ist eine aus gerösteten und in einem eisernen Mörser zerstoßenen, dann auf einem Steine oder in einer eigenen Maschine zu einem ganz fei-

nen Breie zerriebenen Cacaobohnen zubereitete, dunkelbraune Masse, welche theils mit, theils ohne Zusatz von Zucker und Gewürzen in blecherne Formen gegossen hier erkaltet und verhärtet, und sodann zum Handel versendet wird. Das daraus bereitete Getränk war bei den Ureinwohnern Südamerikas (des Vaterlandes des Cacao) seit undenklichen Zeiten gebräuchlich und von diesen verpflanzten die Spanier den Gebrauch der Ch. im J. 1520 nach Europa. Aber erst nach 1606, nachdem der Florentiner Carletti viel zur Verbreitung dieses Getränks durch Italien und Spanien beigetragen hatte, ward die Ch. ein Lieblingsgetränk in Europa, überall entstanden Chocoladefabriken und man versuchte verschiedene Bereitungsarten. Daher gibt es jetzt außer der gewöhnlichen Tafelchocolade, der Gesundheitschocolade und der gewürzten Tafelchocolade auch Osmazom- oder Fleischchocolade, Caffeechocolade, Moos-, Reis-, Gersten-, Erdmandel-, Zittwerchocolade. Die gute, feine, mit Zimmt, Gewürznelken, Cardamomen, Vanille, Perubalsam u. dgl. gewürzte Tafelchocolade, wie die ächte wiener, turiner, mailändische, römische, französische, holländische ꝛc. ist dunkelbraunroth, durchaus gleichförmig glatt und zart, trocken, lieblich riechend, auf der Zunge leicht und ganz schmelzend, in Wasser oder Milch oder Wein ohne Bodensatz auflöslich. Davon unterscheidet sich die schlechte Tafelchocolade durch ihre dunklere Farbe, ihr grießliches, grobes Korn, ihren bittern Geschmack, ihr klebriges und wässriges Getränk und ihren fettigen, ungleichartigen Bodensaft. Die Gesundheitschocolade oder die ungewürzte Cacaomasse leistet gute Dienste bei noch nicht zu tief gesunkenen Verdauungskräften, in Abzehrungen, bei großer Entkräftung, nach Blutflüssen, bei Hämorrhoidalbeschwerden, in Hypochondrie ꝛc. Je gewürzreicher die Ch. ist, desto weniger taugt sie für Gesunde zum Alltagsgetränke. Blut- und gallenreiche, fette, viel sitzende Personen sollen sie nicht trinken, weil sie die Neigung zu Blutstürzen und Schlagflüssen vermehrt; für Kinder ist sie zu erhitzend. Die jetzt weit verbreitete Osmazom- oder Fleischchocolade ward zuerst von Bantigny aus Cacao und Osmazom, dem Kraft- und Riechstoffe der Fleischbrühe, angefertigt, ist sehr stärkend und nährend. Gersten-, Salep-, isländische Moos-, Reischocolade dient als ein gutes Nahrungsmittel für Abgezehrte, Brustkranke und Lungenkranke. Die Zittwerchocolade dient als treffliches Wurmmittel für Kinder. Außerdem, daß man Wasser-, Milch- und Weinchocolade macht, benutzt man sie auch zu mancherlei Confituren in verschiedenen Formen, zu Torten, Crèmes, Suppen, Liqueuren ꝛc. 43.

Chodowiecki (Daniel Nicolas), einer der trefflichsten Maler und Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts, geb. den 16. Octbr. 1726 zu Danzig, zeigte schon frühzeitig Talent und Neigung zur Malerei, so daß ihm sein Vater das Wenige, was er von der Miniaturmalerei verstand, mittheilte. Er mußte aber nach dem frühzeitigen Tode desselben zu einem Gewürzhändler in die Lehre gehen, setzte jedoch auch hier während der Nacht seine Lieblingsbeschäftigung fort, und als er nach Berlin zu seinem Onkel gebracht wurde, um bei diesem die angefangenen Lehrjahre zu vollenden, fand er Gelegenheit, sich durch Verkauf einiger von ihm gemalten Dosen bekannt zu machen. Sein Onkel zog davon Nutzen und ließ den jungen Künstler gewähren. Allein dieser bekam durch mehrere ihm zu Gesichte gekommene gute Zeichnungen eine höhere Richtung; er gab das Dosenmalen auf und trat zuerst 1756 mit einem kleinen Kupferstiche, das Würfelspiel, hervor, welcher allgemeines Aufsehen erregte. Er ward bald der Schöpfer einer neuen Kunstgattung, in sofern nämlich, als er der erste war, welcher in Deutschland Scenen aus dem Leben mit unnachahmlicher Treue und komischer Laune darstellte. Er starb den 7. Febr. 1801 als Director der Akademie der Künste zu Berlin. — Unter seinen zahlreichen Werken zeichnen sich besonders aus mehrere die Anwesenheit der russischen Gefangenen in Berlin dar-

stellende Blätter; das Lebewohl des Jean Calas; das Leiden Christi und eine Menge anderer in verschiedenen Werken befindliche Blätter. 22.

Choerilus. Unter diesem Namen werden 4 griech. Dichter genannt, von denen aber so wenig bekannt ist, daß sie gewöhnlich mit einander verwechselt werden. Sie sind: 1) Ch. aus Athen (geb. um 544, gest. um 480 v. Chr.), heißt auch der Tragiker, war Schüler des Thespis, hatte Ruf als Tragödiendichter und soll im Wettstreite mit Phrynichus 13 Mal den Preis gewonnen haben. 2) Ch. aus Samos, Zeitgenosse Herodot's, besang den Sieg der Athener über Xerxes, lebte dann bei Lysander und später beim Könige Archelaos in Macedonien. Sein Epos ward von den Athenern sehr gepriesen und dem homerischen an die Seite gesetzt. Seine Fragmente hat Näke (Choerili Samii quae supersunt. Leipz. 1817.) gesammelt. 3) Ch. aus Jasos, soll Alexander den Großen auf seinen Zügen begleitet haben. Die Alten gedenken seiner nur als eines schlechten Dichters. 4) Ch., Schüler und Mitarbeiter des Tragikers Ekphantidas, ist fast nicht bekannt. 16.

Choiseul (spr. Schoasél) und **Amboise** (Etienne François, Herzog von), Staatsminister Ludwig's XV., war geboren den 18. Juni 1719. Er nahm frühzeitig Militairdienste, focht rühmlichst im östreichischen Erbfolgekriege, stieg schnell von Stufe zu Stufe und erhielt 1743 ein Regiment, lebte darauf in Paris glanzvoll an dem üppigen Hofe Ludwig's XV. und vergeudete sein Vermögen, verbesserte aber seine Umstände durch die Vermählung mit der Tochter eines reichen Bankiers, Fräulein Crozat. Durch Vermittelung der Marquise von Pompadour wurde er 1748 zum Generaladjutanten, später zum Gesandten in Rom und dann zu Wien ernannt, wo er eine Allianz zwischen Östreich und Frankreich zu Stande brachte. Von dort nach Paris zurückberufen folgte er dem freiwillig zurückgetretenen Cardinale Bernis im Departement des Auswärtigen, später ward ihm das Kriegsministerium übertragen und er zum Herzoge und Pair von Frankreich erhoben (1758). Er regierte unter dem schwachen Könige Ludwig XV. nach den Launen der Pompadour und theilte seine Macht mit dem Grafen Choiseul, nachmaligem Herzoge von Praslin, dem er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Im Interesse der Pompadour, die Friedrich der Große persönlich haßte, neigte sich Ch.'s Ministerium immer mehr gegen die Volksstimme zu Östreich und es begann der 7jährige Krieg, welcher trotz Frankreichs Aufopferungen verderblich genug für dasselbe geführt und geschlossen ward (1763). Zugleich waren in Asien, Afrika und Amerika bedeutende Besitzungen verloren gegangen. Dennoch stieg Ch. in der Gunst des Königs, der ihn zum Generaloberſten der Schweizer ernannte; dagegen suchte er den König auf andere Art zu schmeicheln, z. B. durch den Familienvertrag der bourbon'schen Höfe, wodurch Ludwig XV. an ihre Spitze gestellt ward. Doch die Partei des Dauphin und die Jesuiten arbeiteten unaufhörlich an dem Sturze des Herzogs. Indessen war es ihm gelungen die Aufhebung des Jesuitenordens im ganzen Reiche zu bewirken (Nov. 1764). Auch hatte er bereits eine zweckmäßigere Verwaltung der Colonien eingeführt, als er nach dem Frieden das franz. Heer völlig neu nach preuß. Fuße organisirte, was aber, indem man auch das Fehlerhafte des preuß. Kriegssystems nachahmte, sehr ungünstig ausfiel. Auch stellte er eine neue Flotte von 64 Linienschiffen und 50 Fregatten her. Mitten unter den Unruhen, die hierauf in Folge einer Verordnung der Regierung, welche die Abgaben fortdauern ließ, die nach dem Kriege aufhören sollten, entstanden, starb die Pompadour (April 1765), bald darauf der Dauphin und endlich dessen Gemahlin, worauf die Cabalen des Herzogs von Aiguillon, des Canzlers Maupeou u. A. gegen Ch. begannen. In sein Ministerium fällt die Vereinigung der Grafschaften Avignon und Venaissin mit Frankreich (1768),

der Clemens XIII. nichts als seinen Bannstrahl entgegenzusetzen hatte, und die Eroberung Corsicas (1769), die aber den gemachten Anstrengungen Frankreichs beim fernern Besitze nicht entsprach. Während dadurch der öffentliche Schatz erschöpft wurde, traf den Staat durch den Banquerout der ostindischen Compagnie ein anderer Unfall, der durch den Machtspruch des Ministers Ch., durch welchen die Interessen der öffentlichen Gelder herabgesetzt wurden, noch vergrößert ward und dadurch der Nationalcredit bedeutend sank. Durch seine Vermittelung ward der Dauphin mit Maria Antoinette (s. d. Art.) von Östreich vermählt (1770). Inzwischen hatten es seine Gegner dahin gebracht, daß die Gräfin Du Barry, des Königs Maitresse, bei Hofe eingeführt ward, deren Absehen es war, die Stelle der Pompadour ganz einzunehmen. Sie kam dem Minister anfänglich entgegen, da ihr dieser aber mit Stolz begegnete, nahm sie sich vor, diesen gefürchteten Mann zu stürzen, ehe sie selbst das Opfer seines Ehrgeizes würde. Das Feuer der Zwietracht schürte die Herzogin von Grammont, des Ministers Schwester, eifersüchtig auf das Glück der Du Barry, und aufgemuntert durch das Mißvergnügen des Volks, das damals für die Parliamente Partei nahm, noch mehr an und endlich ward er in den Streit des Kanzlers und Begünstigten der Du Barry, Maupeau, mit den Parliamenten verwickelt. Doch alles dieses war zu gering den Mächtigen zu stürzen; als er aber dem span. Hofe, der einen Krieg mit England unternehmen wollte, den Beistand Frankreichs, ohne den König darüber befragt zu haben, vermöge des Familienvertrags der Bourbons zusicherte, da beschloß der furchtsame König aus Mißtrauen, daß Ch. auch die Parliamentsunruhen begünstigen könne, ihn zu verabschieden (Nov. 1770) und verwies ihn auf sein Landgut Chanteloup. Der Herzog wurde über die Ungnade des Hofes durch den Beifall des Volks entschädigt; auf seinem Gute lebte er glänzend und in angenehmer Gesellschaft. Sein Nachfolger, der allgemein verhaßte Herzog von Aiguillon, erhöhte nur seinen Ruhm und sogar Ludwig äußerte bei der Theilung Polens: „wäre Ch. noch Minister, so wäre dieß nicht geschehen." Ch. hatte stets die ehrgeizigen Pläne Rußlands vereitelt und dieses sogar in einen Krieg mit der Türkei verwickelt. Zwar ward er nach des Königs Tode (10. Mai 1774) zurückberufen, aber außer Thätigkeit gelassen. Er schrieb **Mémoires de M. le Duc de Choiseul, écrits par lui-même**, die sich größtentheils auf seine Ministerialverwaltung und nachherige Verbannung beziehen. Er starb an einem bösartigen Nervenfieber zu Paris am 8. Mai 1785 kinderlos. 25.

Choiseul-Stainville (Claude Antoine Gabriel, Herzog von), geb. 1762, Neffe und Erbe des Vorigen, Pair von Frankreich schon vor der Revolution und Oberst vom Regimente König Dragoner. Als der König Ludwig XVI. am 20. auf den 21. Juni 1791 nach Montmedy flüchten wollte, hatte er die Ordre, ihn zu begleiten, ward nebst dem Grafen Carl von Damas zu Varennes arretirt, nach Verdun und von da nach Orleans in Verhaft gebracht, und erhielt nur durch die Amnestie, welche bei der Annahme der Constitution bekannt gemacht wurde, seine Freiheit wieder. Er theilte in der Folge alle Gefahren des Königs, bis dieser in den Tempel gebracht wurde, verließ darauf Frankreich, errichtete ein Husarenregiment für England und diente gegen Frankreich. Als er hierauf von Deutschland nach England übergehen wollte, fiel er nebst dem Grafen Damas den Republikanern abermals in die Hände, entkam aber durch Hülfe der Engländer. Allein einige Zeit darauf scheiterte er an der Küste der Normandie, ward nebst mehrern Emigrirten zu Calais eingezogen und saß, während man untersuchte, ob die Gesetze Frankreichs gegen gefangene Emigrirte anwendbar seien, 4 Jahre im Gefängnisse. Endlich ließ Buonaparte als erster Consul ihn nebst seinen Gefährten über die

holländiſche Grenze bringen (1. Jan. 1800); im folgenden Jahre erhielt er die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, ward nach der Reſtauration Generallieutenant und hielt ſich in der Pairskammer zur conſtitutionellen Partei. Man hat von ihm: „Relation du départ de Louis XVI., le 20 juin 1791“ und „Hist. de procès des naufragés de Calais“ (beides in den „Mém. des contemporains“). 25.

Cholera, Brechdurchfall, lat., franz. u. engl. cholera, cholera morbus, iſt eine Krankheit, die mit der levantiſchen Peſt und dem weſtindiſchen gelben Fieber das gemein hat, daß ſie ſich über eine große Menge Menſchen gleichzeitig verbreitet, häufig ohne Vorläufer und plötzlich eintritt, ſehr ſchnell und mit vieler Bösartigkeit verläuft, und dann meiſtentheils den Tod nach ſich zieht, der weder durch eintretende günſtige innere Verhältniſſe, noch durch Heilmittel verhütet werden kann. Daß eine derartige Krankheit, auch wenn ſie für den Augenblick nicht mehr mit unmittelbarer Gefahr droht, eine Krankheit, die in der Geſchichte der Epidemien eine neue Periode eröffnet und ſelbſt für die politiſche Geſchichte der neuern Zeit nicht ohne Bedeutung iſt, eine Krankheit, die für die Medicin noch die beſondere Wichtigkeit hat, daß ſie durch mehrere ihrer Eigenthümlichkeiten nicht ohne Einfluß auf einige wichtige Lehren der Pathologie bleiben kann, die Aufmerkſamkeit eines jeden Gebildeten verdient, bedarf keiner Erinnerung. Die Ch. iſt keine neue Krankheit; doch ſchreibt ſich ihre allgemeine Verbreitung, ſo wie ihre große Tödtlichkeit erſt vom J. 1817 her. Nach gewiſſen Formen gekannt war ſie ſchon in den hippokratiſchen Schriften, ſo wie von Celſus und Galen; Aretäus und Cälius Aurelianus beſchreiben ſchon die höhern Grade derſelben; Choleraepidemie, doch unter leichtem Verlaufe, beſchreiben Amatus Luſitanus und Sydenham; dagegen ſoll die Ch. in China in der gefährlichſten Form ſchon ſeit Jahrtauſenden geherrſcht haben, in Oſtindien iſt ſie ſeit Jahrhunderten unter dem Namen Mordexim (von den Franzoſen in mort de chien umgewandelt) vorgekommen, zuweilen auch epidemiſch, aber nicht ſehr verbreitet und weniger heftig. In ſolcher gutartigen Form wurde ſie noch in den Jahren 1815 und 16 geſehen, allein bereits im Mai 1817 kamen zu Ratna ſehr bösartige Fälle der Ch. vor, deren eigentlicher Urſprung ſich von der Stadt Jeſſore, am Ufer des Ganges, 100 engl. Meilen nördlich von Calcutta gelegen, herſchreibt. Hier wurde ſie am 19. Aug. 1817 von Robert Tytler, einem engl. Arzte, als eine eigenthümliche, ſehr gefährliche Krankheit erkannt, die Urſache ihres Entſtehens aber der feuchten Lage des Orts, anhaltendem Regen und dem dadurch herbeigeführten Mißwachſe des Reißes (letzteres indeſſen nur muthmaßlich) zugeſchrieben. Von hier aus, wo ſie in Kurzem 6000 Menſchen getödtet hatte, verbreitete ſich die Epidemie nach allen Himmelsgegenden. Noch in demſelben Sommer gelangte ſie nach Calcutta und ein Jahr ſpäter hatte ſie die Halbinſel bis nach Bombay durchzogen, wüthete in Madras und drang in anderer Richtung über den Indus; 5 Jahre verweilte ſie in Vorderindien und war gleichzeitig nach Ceylon, Java, den Molukken und den philippiniſchen Inſeln vorgedrungen; durch Siam und Anam nach China gelangt, war im J. 1822 in Peking ſehr mörderiſch, überſchritt von da die chineſiſche Mauer und drang bis in die Mogolei ein. Weſtlich von Oſtindien aus war ſie während dieſer Zeit nach Isle de France und Bourbon, und in die Hafenplätze am perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen gelangt, überzog von da Perſien und zeigte ſich 1823 bereits in Ägypten, Syrien und Cypern, ſo wie im Marinehospitale von Aſtrachan. Damals faßte ſie in letztern Gegenden noch keinen feſten Fuß, verheerte aber deſto mehr Perſien während mehrerer Jahre und in allen Richtungen, bis ſie ſich endlich 1829 in Orenburg und 1830 ſelbſt in Moskau zeigte. Von hier aus iſt die weitere Verbreitung der Ch. über Europa und Nordamerika bekannt genug, wir

erwähnen nur, daß sie sich im J. 1831 über einen großen Theil Rußlands mit der Hauptstadt, Lief- und Esthland, Königreich Polen, über die preuß. Staaten mit Einschluß Berlins bis an die Elbe, wo sie Magdeburg und Hamburg erfaßte, ausdehnte, andererseits aber von den östreich. Staaten Galizien, Ungarn, Mähren und das Erzherzogthum mit der Hauptstadt einnahm. 1832 ergriff sie Böhmen, dehnte sich dagegen von der Elbe aus nicht weiter ins innere Deutschland als bis an die Saale, nach Thüringen und Cassel aus, erschien dagegen wieder in Wien, Schlesien, Berlin und Hamburg. Bereits Ende 1831 brach sie in England aus, später (26. März 1832) in der Hauptstadt Frankreichs, verbreitete sich von da aus über mehrere Departements, ging nach Belgien und Holland und zeigte sich endlich auch jenseits des Rheins in mehreren deutschen Städten, verlosch aber da, so wie anderwärts überall in Deutschland zu Ende dieses Jahres, in welchem sie ferner noch in den nordamerikanischen Vereinigten Staaten und in Mexiko große Verheerungen anrichtete. Im J. 1833 zeigte sie sich nur mit Intensität in Portugal und in einigen Städten Spaniens, namentlich in Sevilla ꝛc., außerdem auch an der Küste Norwegens, wo sie im Frühjahre 1834 noch nicht ganz verloschen schien. Das Schweigen der Zeitungen über die Ausbrüche der Verheerungen der Ch. in neuester Zeit läßt vermuthen, daß die Epidemie ihrem Ende nahe sei. Die Zahl der Todesfälle während derselben nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu geben, dürfte wohl nie möglich sein (nach einigen Schätzungen soll die Zahl der an der Ch. Gestorbenen 60 Mill. betragen), um aber einigermaßen die dadurch herbeigeführte Sterblichkeit in Zahlen bemerklich zu machen, theilen wir Folgendes mit, was leicht noch durch weitere Angaben vermehrt werden könnte. In Indien sollen in den ersten 4 Jahren ihres Ausbruchs nach Chapman 3½ Mill. Menschen an der Ch. gestorben sein, welche Angabe indessen jedenfalls zu hoch ist; in Rußland erreichte die Zahl der Gestorbenen Ende Januar 1831 75000, in Moskau sind 5000 gestorben; in dem preuß. Staate im J. 1831 und 32 gegen 42000 (darunter in Berlin im J. 1831 1420); in Frankreich im J. 1832 95000 (darunter in Paris 21000); in Holland starben 6600 (darunter in Amsterdam 800). — Die Cholerakrankheit selbst ist aber nicht bei jedem Kranken die nämliche, sondern höchst verschieden nach der Gefahr, die sie mit sich führt, nach der Zeit ihres Verlaufs, nach ihren Erscheinungen, nach der Individualität des Erkrankten, endlich nach der Besonderheit der Einflüsse, die den Erkrankungen zu Grunde liegen ꝛc. Auf den Grund dieser Verschiedenheiten sind von den Ärzten mehrere Arten der Ch.: Cholerine, entzündlich-gastrische, spasmodische, erethische, ekkritische, asphyktische Ch. ꝛc. aufgestellt worden. Unserm Zwecke entsprechend scheint folgende Eintheilung zu sein, wobei wir den Verlauf der Krankheit schildern, wie sie häufige Beobachtung uns kennen gelehrt hat. Die einfache Ch., Cholerine. Nach kurzem Übelsein und Appetitlosigkeit tritt Durchfall ein, den mehr oder weniger heftige Kolikschmerzen begleiten; diesem folgt bald Erbrechen eines gallichten Stoffs, welches Erbrechen gleichzeitig mit dem Durchfalle, wobei ebenfalls nur gefärbte Stoffe ausgeleert werden, längere Zeit fortdauert; dabei wird die Haut kühl, der Puls klein, in den Füßen treten ziehende Schmerzen ein, der Durst ist sehr heftig und seine Befriedigung trägt nur um so mehr zu den heftigsten, unaufhaltsamsten Ausleerungen bei. Hat dieser Zustand längere Zeit (12—24—36 Stunden) gedauert, sind passende diätetische oder arzneiliche Mittel angewendet worden, so tritt in den Ausleerungen ein Stillstand ein. Zuerst vermindert sich das Brechen, der Durchfall wird seltner, dagegen zeigt sich in der Haut größere Wärme, allmählig tritt ein allgemeiner, warmer Schweiß ein, der Durst vermindert sich, ein wohlthätiger Schlaf endlich führt die Besserung schnell herbei, die nun ohne zurückbleibende Beschwerden in wenigen Tagen in völlige Genesung übergeht. Spas-

modiſche Ch. Dieſe gefährliche Form tritt bald plötzlich, bald unter kurze Zeit dauernden Vorläufern ein. Dieſe ſind Appetitloſigkeit, allgemeine Schwäche, Verfallen der Geſichtszüge, Poltern im Leibe, durchfällige Stuhlgänge. Haben dieſe Vorläufer mehr oder weniger kurze Zeit, zuweilen nur einige Stunden gedauert, ſo kommt Erbrechen hinzu, das, nachdem die Speiſen ausgeleert ſind, in einer dünnen, weißlichen Flüſſigkeit beſteht, die in großer Menge und mit Heftigkeit ausgeworfen wird. Mit dem erſten Erbrechen ändert ſich nun die Scene; denn außer dem, daß nun die Stühle ganz farb- und geruchlos werden, ſo daß die Abgänge öfters nur wie Waſſer ausſehen, in dem einige Schleimflocken ſchwimmen, oder wie eine ganz dünne, weiße, ſchleimige Flüſſigkeit, die in großer Menge abgeht, tritt nunmehr ein plötzliches Zuſammenſinken der Geſichtszüge ein, die Augen liegen tief in ihren Höhlen, ſo daß man jetzt den Cholerakranken auf den erſten Blick erkennt, die Haut wird bleich, verliert mehr und mehr ihre Wärme, der Puls iſt nur mit Mühe zu fühlen und obgleich der Kranke völlig bei Bewußtſein bleibt, ſo erfaßt ihn dagegen eine große Angſt, die mit der Krankheit zunimmt; der Unterleib fühlt ſich weich an und werden in demſelben keine Schmerzen geklagt, nur in der Magengegend iſt ein unangenehmes, drückendes oder brennendes Gefühl vorhanden; die Stimme wird bei allen Kranken klanglos und heiſer, das Athemholen erſchwert, der Urinabgang hört völlig auf, ohne deßwegen eine Beſchwerde zu verurſachen, der Durſt, vorzüglich nach kaltem Getränke, iſt kaum zu bewältigen. Das ſchmerzhafteſte und das am meiſten Schrecken erregende Symptom ſind aber die Krämpfe. Dieſe ſind nicht in allen Kranken dieſer Art gleichmäßig vorhanden, fehlen aber gleichwohl ſelten ganz und entſtehen in den Waden, gehen von da in die Oberſchenkel, in die Arme und Hände, Bruſt und Rücken und kommen in den Unterleib; in dieſen Stellen treten ſie abwechſelnd auf und verurſachen bei ihrem Eintritte ſolche heftige Schmerzen, daß manche Kranke laut aufſchreien müſſen; dabei ſind die Muskeln zuſammengezogen, fühlen ſich hart an, Finger und Fußzehen ſind krumm gebogen und der Kranke muß ſich im Bette herumwälzen. Hat dieſer hier beſchriebene Zuſtand 6—8 Stunden gedauert, iſt keine Beſſerung eingetreten, ſind vorzüglich die Krämpfe ſehr heftig geweſen, ſo nimmt die Krankheit ein ſehr bedenkliches Anſehn an; denn wenn gleich die Ausleerungen in ihrer Heftigkeit nachlaſſen und eben ſo auch die Krämpfe ſeltner eintreten, ſo wird dagegen die Haut eiskalt und iſt mit kaltem Schweiße bedeckt; drückt man in ihr eine Falte, ſo bleibt dieſelbe ſtehen und überhaupt werden die Fingerſpitzen ſo faltig, wie die der Wäſcherinnen, die Zunge fühlt ſich ebenfalls krank an, die tief liegenden Augen ſind halb geſchloſſen, die Augäpfel nach oben gekehrt, der Kranke empfindet die höchſte Angſt, holt nur unter Stöhnen Luft, Puls- und Herzſchlag haben ſchon mehrere Stunden vor dem Tode völlig zu ſchlagen aufgehört; endlich verliert der Kranke ſein Bewußtſein, liegt unbeweglich da und ſtirbt ruhig. Wenn dagegen die Krankheit zur Geneſung übergeht, ſo vermindert ſich das Erbrechen, die Krämpfe verlieren ſich, die Stuhlausleerungen werden grün von Farbe, die Haut bedeckt ſich mit warmem Schweiße; der Puls wird voller und endlich geht wieder Urin ab. Im günſtigen Falle erholt ſich nun der Kranke zwar langſam, ohne jedoch beſondere Zufälle weiter zu erleiden; häufiger dagegen tritt eine Reaction des Blutgefäßſyſtems ein, der Puls wird übermäßig voll und ſchnell, die Haut heiß, das Geſicht geröthet, die Augen glänzend, das Gehirn wird mit Blut überfüllt, es tritt Bewußtloſigkeit und anhaltender Schlaf ein; hierzu kommt hartnäckige Leibesverſtopfung. Dieſer Zuſtand, den wir das Choleratyphoid nennen, dauert mehrere Tage, ja Wochen, und iſt an manchen Orten ſo häufig vorgekommen und ſo lebensgefährlich geweſen, daß in ihm faſt mehr Kranke geſtorben ſind, als an der Ch. ſelbſt; wer dagegen denſelben glücklich überſtand, brachte Monate bis

zu seiner völligen Genesung zu und hatte noch lange Zeit mit einer Menge gefährlicher Zufälle zu kämpfen. Diese hier beschriebene spasmodische oder erethische Ch. war während der herrschenden Choleraepidemie diejenige Form, die den Ärzten am häufigsten vorkam und die meisten Opfer verlangte. Die asphyktische Ch. ist der höchste, fast absolut tödtliche Grad der Krankheit. Als solche zeigt sie sich ohne alle sie begleitende Ausleerungen unter der Gestalt eines schnell tödtlichen Schlagflusses. Fand man in einem solchen den Kranken noch lebend, so schloß man auf den Zusammenhang mit der Ch. daraus, daß die Haut völlig kalt war und kein Puls gefühlt wurde. In Ostindien ist diese Form häufiger vorgekommen, als in Europa. Minder heftig verlaufend, aber allemal tödtlich kam die asphyktische Ch. häufig bei alten Leuten vor. Bei diesen verschwand der Puls schon nach 1—2 Ausleerungen, die, wenn sie ja wieder vorkamen, öfters in blutigen Stuhlgängen bestanden; dabei wurden die Kranken eiskalt, die Haut und die Nägel blau, die Stimme verschwand völlig und der Tod erfolgte innerhalb 12—18 Stunden. Als einer ganz besondern Eigenthümlichkeit der epidemischen Ch. verdient der Zustand des Bluts einer Erwähnung. Dasselbe floß, wenn eine Ader geöffnet war, nur langsam und spärlich aus derselben, mußte häufig herausgedrückt werden, sahe dunkel, wie Kirschmuß, aus und setzte keine seröse Flüssigkeit ab; wurde die Ader im letzten Zeitraume der Krankheit geöffnet, so floß gar kein Blut und Alles bewies, daß der Blutumlauf völlig aufgehört hatte. Eigenthümlich war auch der Zustand der Leichen der an der Ch. Verstorbenen. Richtig ist in dieser Beziehung die Bemerkung, daß die Kranken wegen ihrer Pulslosigkeit und Hautkälte lebenden Leichen, dagegen die Verstorbenen schlafenden Lebenden glichen, so ruhig waren ihre Gesichtszüge, so hell die Augen, so wenig bemerklich die Veränderungen, die der Tod in ihnen bewirkte. Nehmen wir nun noch hinzu, daß krampfhafte Muskelzusammenziehungen, die mehr oder weniger große Partien einnahmen, noch mehrere Stunden nach dem Tode nicht selten bemerkt wurden, so mußte der Gedanke an den Scheintod bei keiner Krankheit mehr als bei dieser erregt werden. Rühmlich bekannt ist der Eifer vieler Ärzte, Choleraleichen einer anatomischen Section zu unterwerfen, die als die Wirkung der Ch. in der organischen Substanz kennen gelehrt hat: Anfüllung der Blutgefäße des Hirns und seiner Häute mit Blut; das Herz und seine großen Gefäße theils mit dickflüssigem Blute, theils mit Pseudopolypen erfüllt; in der Unterleibshöhle alle Organe, vorzüglich die Därme, sich fettig anfühlend, dieselben an einzelnen Stellen zusammengezogen, ihre Gefäße mit Blut angefüllt, die Drüsen auf ihrer innern Fläche entwickelt und hervorragend, und endlich in ihnen eine dünnflüssige, schleimige Flüssigkeit befindlich; die Blase klein und zusammengezogen. Hiermit können wir die Schilderung der Ch. als geschlossen ansehen, nachdem wir nur noch der Choleradiarrhöe, so wie der Choleraangst, Congestion und Fieber Erwähnung gethan, jener, einer während einer Choleraepidemie eben so häufigen, als bedenklichen Erscheinung, die stets die sorgfältigste Beachtung verdient, dieser, die ebenfalls gleichzeitig mit einer solchen Epidemie sehr häufig auftreten und in der Mehrheit der Fälle dem unmittelbaren Einflusse derselben zugeschrieben werden müssen, statt sie, wie Andere thun, als den somatischen Reflex eines von Angst ergriffenen Gemüths anzusehn. — Wir sind nunmehr an einen schwierigen Punkt der Untersuchung angelangt, nämlich zu der Frage: „was ist die Ch.? wo hat sie ihren Sitz? welche sind ihre Ursachen? was ist von ihrer Ansteckbarkeit zu halten?“ Keinem unserer Leser kann entgangen sein, daß die Beantwortung dieser Fragen vor einigen Jahren die ärztliche Schriftstellerwelt fast ausschließlich beschäftigte, indessen fehlt bis diesen Augenblick noch Viel, daß dieselben ihrem Dunkel entrissen seien; um uns aber nicht zu weit zu verlieren, dürfen wir nicht einmal die hauptsächlichsten Meinungen, die hierüber ausgesprochen,

mittheilen, sondern müssen uns begnügen, diejenige Ansicht in aller Kürze vorzulegen, die nach unserem Dafürhalten das Meiste für sich zu haben scheint. Also zur Sache. Die Ch. besteht in einem eigenthümlichen Leiden des Ganglien- (Unterleibsnerven-) Systems, das sich in abnormer Thätigkeit der Blutgefäße, des Darmcanals und consensuell des der Bewegung vorstehenden Nervensystems ausspricht. Hiernach zeigen sich die ersten Spuren der Krankheit im Magen- und Darmcanale, die zu krampfhafter Zusammenziehung und ihre Schleimhäute zu übermäßiger Absonderung flüssiger Stoffe, die die Natur stets von sich zu werfen bemüht ist, vermogt werden; durch die Häufigkeit dieser Absonderungen aber werden dem Blute seine serösen Bestandtheile entzogen, dieses wird dadurch entmischt, verliert die Fähigkeit auf die Gefäße normal einzuwirken, die durch das Blut vermittelte Wärmeerzeugung wird unterbrochen und endlich hört dasselbe auch in den Gefäßen zu circuliren auf; durch den Consens des Ganglienssystems mit den bewegenden Nerven aber entstehen Muskelkrämpfe und durch seinen Consens mit dem herumschweifenden Nerven Heiserkeit der Stimme; endlich erfolgt der Tod sehr schnell in Folge der Lähmung des Ganglienssystems und der ununterbrochenen Blutcirculation. Als das, was diese Krankheit hervorruft, können wir wegen des zu gewissen Perioden seltenen Vorkommens derselben nicht die gewöhnlichen, auf den Menschen fortdauernd einwirkenden Krankheitseinflüsse ansehn, sondern sind genöthigt, einen eigenthümlichen Stoff — ein Miasma (s. d. Art.) — anzuerkennen. Dieser muß auch in der sporadischen Ch. wirksam sein, indem auch diese nur zu gewissen Zeiten, namentlich im Herbste, sich zeigt; viel verbreiteter und im höchsten Maße verderblich war aber dieser Stoff während der Herrschaft der epidemischen Ch. vorhanden, äußerte auf die meisten Einwohner eines Orts, wo dieselbe herrschte, seinen Einfluß und machte sie zur Ch. oder wenigstens zu den mit ihr in Verbindung stehenden Krankheiten empfänglich, so daß es nur eines kleinen Anstoßes, einer geringen Erkältung, einer Beängstigung, eines kleinen Diätfehlers bedurfte, um das Gleichgewicht der organischen Verrichtungen zu stören und die Krankheit zum Ausbruche zu bringen. Woraus dieser Stoff bestehe und wo er erzeugt werde, ob er Product der Atmosphäre, ob er siderischen oder terrestrischen Ursprungs sei? darüber hat man sich nur in unhaltbaren Vermuthungen ausgelassen; daß er sich gern mit den Ausdünstungen der Gewässer, feuchten Bodens, faulender und verdorbener Substanzen, unreinlicher Wohnungen verbinde, dieß lehrte die tägliche Erfahrung; ob er aber auch aus dem Körper Cholerakranker ausgeschieden werde, dieß ist immer noch ein trotz aller Untersuchungen unausgemachter Streitpunkt, in Betreff dessen wir uns aus eigner Erfahrung dahin entscheiden, daß wir die Möglichkeit einer Übertragung eines Choleracontagiums von Organismus zu Organismus nicht ganz läugnen können; indessen ist die Ch. unter allen ansteckenden Krankheiten gewiß diejenige, deren Contagium am allermeisten eines zu seiner Aufnahme prädisponirten Bodens bedarf, so daß also, wie auch die Erfahrung erwies, anzunehmen ist, daß dieselbe viel öfter durch allgemeine, miasmatische Einflüsse, als durch Ansteckung hervorgerufen wird. So weit die Naturgeschichte einer Krankheit, die gleichzeitig mit politischen Revolutionen in Europa auftretend, und sogar hier und da denselben Schauplatz mit ihnen einnehmend, den größten Schreck in unserm Welttheile verbreitete und daher in mehr als einer Hinsicht einer genauern Betrachtung werth war; noch bleibt uns übrig, die Resultate anzudeuten, die die Heilkunde in der Bekämpfung der Ch. sowohl als Epidemie als als Krankheit des Einzelnen davon getragen. In dem, was namentlich zur Bekämpfung der Ch. als Epidemie geschah, ging man, vornehmlich in Deutschland, von der Ansicht aus, daß die Ch. in Hinsicht ihrer Ansteckbarkeit die höchste Ähnlichkeit mit der Pest habe und befolgte in der Errichtung von militairischen Sanitätscordons

und Quarantaineanstalten dasselbe Verfahren, das sich als das einzig nützliche gegen die Pest so unzählige Male erwiesen hat; allein Viel fehlte, auch dort denselben Erfolg wie hier eintreten zu sehen, die Ch. übersprang aller Orten die ihr vorgezeichneten Linien und brach öfters unerwartet, gleichsam allen Gefahren Hohn sprechend, an den geschütztesten Punkten des innern Landes aus. Glücklicher dagegen war man in denjenigen Vorbauungsmaßregeln, die zur Tilgung des Choleramiasma für nöthig erachtet waren, nämlich möglichste Reinhaltung der Städte und Dörfer im Ganzen, und der einzelnen Wohnungen, Ableitung stehender Gewässer und Trockenlegung sumpfigter Stellen in der Nähe der Wohnungen, Auseinanderlegung der zu enge beisammenwohnenden Armen, Vertheilung von warmen Kleidungsstücken und Speisen an dieselben, Errichtung von Heilanstalten, Zuweisung von schneller ärztlicher Hülfe u. dgl. m.; dieß waren diejenigen Einrichtungen, die, wenn sie in von der Ch. heimgesuchten Ortschaften ernstlich durchgeführt wurden, ihren Nutzen unverkennbar darlegten und gewiß Viel dazu beitrugen, daß in unserm Vaterlande viele Gegenden ganz verschont blieben und andere, wo dieses nicht der Fall, einen unerwartet mäßigen Verlust an Todten erlitten. Wie aber in dieser Beziehung die Vorsorge der Behörden, auch wenn sie sich in ihren Mitteln zuweilen vergriffen, nicht minder verdienstlich war, so ist auch das Bestreben der Ärzte, hülfreiche Heilverfahren und einzelne Heilmittel gegen die gangetische Pest aufzufinden, des höchsten Lobens werth; es ging dieses Streben so weit, daß die Choleraliteratur in sehr kurzer Zeit zu einem außerordentlichen Umfange stieg, was nicht Wunder nehmen darf, da selbst diejenigen Kunstverständigen, die die Ch. noch nie gesehen hatten, öfters am lautesten ihre Stimme erhoben. Obgleich aber diese Bemühungen, wie dieß in der Natur der Sache lag, als auch die Forschungen der Ärzte am Krankenbette selbst noch nicht zu einem solchen Resultate geführt haben, daß dadurch ein wesentlich günstiges Verhältniß der Todes- zu den Cholerafällen gewonnen wäre, so ist doch so viel erreicht, daß man die Nutzlosigkeit, ja wohl die Schädlichkeit mancher gerühmter Methoden und Mittel erkannt hat, z. B. den Gebrauch der Dampfbetten, so wie überhaupt der erhitzenden, schweißtreibenden Methode, daß man die Anwendung anderer, z. B. des Aderlasses, der sonst so allgemein gepriesen wurde, richtiger bestimmt, daß man — vielleicht eins der größten Verdienste der europäischen Ärzte um die Bekämpfung der Ch. — die ersten Anfänge des Übels durch die Anwendung des Brechmittels mit vorzüglichem Glücke besiegen gelernt; daß man sich nach dem Vorgange der Perser mit dem Verfahren, die Ch. und das Choleratyphoid mittelst Kälte, d. h. durch das Trinken kalten Wassers, Darreichung von Eispillen, kalte Waschungen des ganzen Körpers und kalte Sturzbäder, zu behandeln vertrauter gemacht hat, Alles erfreuliche Erfahrungen der letzten Jahre, denen wir indessen die kühnen Versuche der Engländer noch nicht zuzählen dürfen, durch Einspritzung lauwarmen Wassers in die Venen die Krankheit zu überwältigen, da diese nur in wenigen Fällen einen allerdings überraschenden Erfolg gehabt haben, in den meisten aber den Tod nicht aufhalten konnten. 39.

Chondemir, eigentlich Gajateddîn, ist nächst seinem Vater Mirchond der berühmteste persische Geschichtschreiber und Hauptquelle für die morgenländische Geschichte. Er ward um die Mitte des XV. Jahrh. zu Herat in Chorassan geboren, trat in freundschaftliche Verhältnisse mit dem gelehrten Wesir der Timuriden, Mir Ali Schir, und ward Bibliothekar der von diesem neu angelegten Bibliothek, welche er zur Abfassung seines großen Geschichtswerks („Kern der Geschichten") benutzte. Dieses Werk besteht aus 12 Büchern nebst Vorrede und Schluß und geht von der Erschaffung der Welt bis zur Regierung des Behâderchan um 1480. Den meisten Ruhm im Oriente verdankt er aber seinem zweiten Werke („Freund der Biographien und ausgezeichneter Menschen") in welchem

er die Lebensbeschreibungen von Fürsten und ausgezeichneten Männern bis zum J. 1523 erzählt mit vielen eingeflochtenen geographischen und naturgeschichtlichen Bemerkungen. Er starb kurze Zeit nachher. 16.

Chopin (spr. Schoping) Fréderic, ein gegenwärtig zu Paris lebender junger Künstler, welcher durch seine Compositionen wie durch sein Pianofortespiel bereits einen hohen Grad von Berühmtheit erhalten hat. In Warschau, seinem Geburtsorte, wo sein Vater als französischer Sprachlehrer lebte, besuchte er einige Zeit ein Lyceum und erhielt frühzeitig Unterricht im Clavierspielen. Doch war sein Lehrer ein ungebildeter bereits vor Alter schwacher Mann, so daß Ch. durch sich selbst das werden mußte, was er geworden ist. Durch unermüdlichen Fleiß erwarb er sich bald eine so bedeutende Fertigkeit, daß von Wien aus, wo er später die ersten Proben seines Talents ablegte, sein Name mit Achtung genannt wurde. Und wenn wir jetzt, wo Ch. noch nicht das III. Jahrzehend zurückgelegt hat, seine Leistungen berücksichtigen, so dringt sich die Überzeugung auf, daß, wenn nicht Umstände den strebenden Genius aufhalten, mit Ch. ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Clavierspiels und der Composition für Clavier beginnen wird. Unverkennbar ist der Einfluß Paganini's. Wie dieser für die Violine, so hat Ch. für das Clavierspiel eine neue Bahn gebrochen. Seine Compositionen wie sein Vortrag haben jene eigenthümliche Großartigkeit, welche, indem sie die größten Schwierigkeiten überwindend, dieselben nicht zum Zweck, sondern Mittel macht, zugleich Phantasie und Gemüth beschäftigt. Dadurch unterscheidet er sich von allen übrigen, besonders von der nur auf mechanischer Fertigkeit beruhenden Schule Kalkbrenner's. Wir nennen von seinen Werken folgende: Variationen über das Thema aus Don Juan: „La ci darem la mano" mit Orchesterbegleitung und höchst schwierig; ferner: 4 Mazurkas Liv. 1 und 2; ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncello; 3 Nocturnes; 12 große Etuden; ein großes Concert für Pianoforte mit Orchesterbegleitung und eine große Phantasie über polnische Melodien. 22.

Chor (χορὸς) hieß bei den Griechen ein Verein von Tänzern und Sängern, welche bei öffentlichen, besonders religiösen, Festen durch Tanz und Gesang zur Erhöhung der Feierlichkeit beitragen mußten. Zuerst geschah dieß bei den Festen des Dionysos, wo anfangs wohl nur das versammelte Volk den Ch. bildete, daraus aber entwickelte sich nach und nach die dramatische Poesie zu der vollendeten Gestalt, in welcher sie noch jetzt unsere Bewunderung erregt. Der Ch. blieb lange der wesentliche Bestandtheil der Tragödie, endlich aber trat er immer mehr und mehr gegen den Dialog zurück und mußte natürlich auch seine ursprüngliche Bestimmung, Loblieder auf den Dionysos zu singen, bei der umfassendern Ausbildung des Drama verlieren; allein desto größern Umfang gewann er dadurch, daß er von dem Dichter dem Inhalte des Drama, welches gewöhnlich einen der zahlreichen Stoffe aus dem griechischen Heldenleben behandelte, angepaßt wurde. Selten war aber der Ch. unmittelbar in die Handlung verflochten, vielmehr beschäftigte er sich nur damit, irgend ein bei dem Zuschauer durch den Dialog erregtes Gefühl durch allgemeine darauf Bezug habende Reflexionen zu erhalten oder zu erhöhen. Sophokles und Euripides weichen selten davon ab, nur Euripides hat sich erlaubt, dem Ch. Worte in den Mund zu legen, welche auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug haben. Der Ch. bestand gewöhnlich aus 15, nach Andern aus 14, bei Sophokles nur aus 12 Personen. Die Bedeutung des Chors in Lust- und Satyrspielen, wo er auch angewendet wurde, ist natürlich eine andere. In unserer Tragödie ist der Ch. nicht eingeführt worden; Versuche dazu haben Racine in der Athalia und Esther, und Schiller in der Braut von Messina gemacht, aber keine Nachahmung gefunden. Der Ch. der Oper hingegen hat große Ähnlichkeit mit dem griechischen, nur daß

er oft selbst als handelnd mit auftritt, und größtentheils enger mit dem Gange des Stückes verwebt ist, als der griechische. Bei dem Ch. unserer Oper ist die Aufgabe des Dichters besonders die, daß ihm weder zu viel noch zu wenig Antheil an der Handlung gegeben wird, und daß der Text passend sei, da außerdem die Einheit in der Aussprache und somit der Eindruck gestört werden würde. Der Ch. kommt auch in kirchlichen und andern Musiken vor, hat denselben Zweck, wie der Ch. überhaupt. Übrigens hat das Wort Ch. bei uns noch manche andere Bedeutung. So wird in Kirchen der zum Singen bestimmte Ort am Hochaltare, wo die Chorherren sitzen, Ch. genannt. Von den Saiteninstrumenten sagt man, sie seien ein-, zwei- oder dreichörig, je nachdem die Tasten an 1, 2 oder 3 Saiten schlagen; in den Orgeln hat man 2-, 3-, 4chörige Mixturen, und in den Orchestern nennt man die Gesammtheit der Blas- und Geigeninstrumente Ch. Der Ausdruck Chorist bedarf wohl keiner Erklärung. 29.

Choral (franz. plein-chant; engl. choral song oder plain-song) ist der einfache, feierlich und langsam sich bewegende Gesang, welcher allgemein in der christlichen Kirche bei der gottesdienstlichen Feier eingeführt ist. Die Melodie des Gesanges muß seiner Bestimmung nach einfach und gleichförmig sein, damit das Singen derselben der Gemeinde keine Schwierigkeiten verursache. Man hat nun diese einfachen Choralmelodien 2-, 3- und 4stimmig gesetzt; da es aber nicht gut möglich ist, daß sie in dieser Gestalt von der Gemeinde gesungen werden können, so liegt es besonders dem Organisten ob, durch mehrstimmige würdig gehaltene Begleitung den Gesang schön und wirkungsvoll zu machen. — Wahrscheinlich fanden die ersten Christen dergleichen kirchliche Melodien bereits vor, und legten ihnen entsprechende lateinische Texte unter; wenigstens geht dieß aus vielen derselben hervor, welche in antiken griechischen Tonarten gesetzt sind. Für die abendländische Kirche soll zuerst Hilarius, Bischof von Poitiers, eigene Hymnen gedichtet und entsprechende Melodien dazu gesetzt haben. Durch Luther wurde der Kirchengesang zuerst wesentlich verbessert; er selbst dichtete und componirte mehrere sehr schöne Lieder. In neuerer Zeit haben für den vierstimmigen Kirchengesang besonders gewirkt Hiller (einfach erhaben), Schicht, Werner, Rink u. A. m. 29.

Chorassân (nach persischen Erklärern, Sonnenwohnung, Ostland) hieß im Mittelalter eine große Landstrecke Mittelasiens, östlich vom kaspischen Meere, südlich vom Oxus, westlich von Baktrien, nördlich vom eigentlichen Persien (72 — 81° L. 33 — 38° N. Br.), jetzt den nordöstlichen Theil Persiens und den nordwestlichen von Afghanistan bildend. Als eigener Staat erschien es in der Geschichte, als die Taheriden sich von dem Chalifate unabhängig machten, nach welchen es Hauptsitz der Samaniden, dann der Gasnewiden, hierauf nach einander der Buwaihiden, Seldschuken, Chowaresmier und Gauriden war, worauf es Dschingischan eroberte, dann Timur wegnahm und endlich die Usbeken eroberten, welche den Persern und Afghanen wieder weichen mußten. Hier lagen die vier bedeutendsten Städte der mittlern Zeit, Balch (s. Baktrien), Merv, Nischabur und Herat, nach einander Residenzen der verschiedenen Dynastien. 37.

Choregraphie ist die Kunst, die Tänze durch Zeichen zu versinnlichen; indem die einzelnen Bestandtheile des Tanzes, die Touren, die Schritte, die verschiedenen Bewegungen, Stellung der Arme und Füße des Tänzers, der Takt der Musik und bei diesem die zu ihm gehörige Bewegung genau angegeben sind. Der Erfinder dieser Kunst soll ein Franzose, Thoinet Arbeau, sein; weiter ausgebildet wurde sie durch Feuillet, welcher ein eigenes Buch darüber schrieb, unter dem Titel: **Choregraphie, ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs.** 29.

Chorherr, s. Dom.

Choriambe, s. Rythmus.

Choris (Ludwig), ein Maler, bekannt als Begleiter des Weltumseglers Otto von Kotzebue, wurde am 22. März 1795 zu Yekaterinoslaw in Kleinrußland von deutschen Eltern geboren und verrieth schon frühzeitig eine große Neigung zur Kunst, die er bereits auf dem Gymnasio zu Charkow mit vieler Vorliebe trieb. Im Portrait- und Landschaftsmalen hatte er es bald so weit gebracht, daß ihn Marschall von Biberstein 1813 auf seiner Reise nach dem Kaukasus als Begleiter mitnahm und zum Zeichnen der Pflanzen gebrauchte. Das Jahr darauf begab sich Ch. nach Petersburg auf die Kunstakademie, erregte die Aufmerksamkeit des Reichskanzlers Grafen Rumjänzoff und ward von diesem zum Maler bei der Expedition des Lieutenants Otto von Kotzebue bestimmt. Auf dieser für Natur und Erdkunde sehr ersprießlichen Reise fand Ch. Gelegenheit, sich als denkenden Künstler zu bewähren. Alle Zeichnungen merkwürdiger Gegenstände und verschiedener Völkerstämme tragen das Gepräge strenger Wahrheit und Naturtreue, ein Vorzug, auf welchen nur wenige der auf frühern Reisen gefertigten Zeichnungen Anspruch machen können. Nach Beendigung der Expedition begab sich Ch. nach Paris (1819) und beschäftigte sich mit dem Ordnen und der Herausgabe seiner zahlreichen Materialien. Das Werk erschien in den Jahren 1821 — 23 in 22 Lieferungen Fol. unter dem Titel: „Voyage pittoresque autour du monde, offrant des portraits de sauvages d'Amérique, d'Asie, d'Afrique, et des îles du grand océan etc. etc. — accompagnés de déscriptions par le baron de Cuvier et Mr. Adalb. de Chamisso, et de crânes humains, accompagnés d'observations par le Dr. Gall". 1826 erschien: „Vues et paysages des régions équinoxiales, recueillis dans un voyage autour du monde". 1827 unternahm Ch. eine Reise nach Südamerika; wurde aber leider hier nebst seinem Begleiter, dem Engländer Henderson, am 22. März 1828 auf dem Wege nach Veracruz von Räubern ermordet. Er hinterließ im Manuscripte ein Werk über Rußland: „Recueil de têtes et de costumes des habitans de la Russie, avec des vues du mont Caucase et de ses environs". Während seines Aufenthaltes zu Paris hatte Ch. auch Historienmalerei getrieben und entwarf unter andern eine sehr gelungene Zeichnung von der Krönung Karl's X. zu Rheims. 22.

Chorographie, von χώρος, die Gegend, ist die Beschreibung eines einzelnen Landstriches; daher enthalten chorographische Charten nur einzelne Abtheilungen, Provinzen oder Kreise eines Staats nach einem großen Maßstabe mit Angabe der merkwürdigsten Einzelnheiten. 26.

Chorton nennt man die bis in das vorige Jahrhundert gebräuchliche höhere Stimmung in der Kirchenmusik, welche einen ganzen, oft auch anderthalben Ton höher war, als die der außerkirchlichen (Kammerton). Ohne Zweifel waren die Orgelbauer Ursache dieses Umstandes, indem sie durch diese höhere Stimmung bei jedem Register die zwei größten Pfeifen ersparten. In neuerer Zeit sucht man bei dem Baue neuer Orgeln diesen Übelstand möglichst zu vermeiden. 29.

Chosru oder Chosrew, der Name zweier persischen Könige aus der Dynastie der Arsakiden, eben so bekannt in der Geschichte der Byzantiner, die sie Chosroes nennen, als gepriesen von den Persern. — Ch. I., mit dem Beinamen den Große, auch Nuschirwan genannt, folgte seinem Vater Kabad 531 n. Chr. und erbte zugleich den Krieg gegen die Byzantiner, den er durch einen für ihn vortheilhaften Frieden endigte (533), während er die innere Organisation seines Reichs ordnete und die gefährliche Secte der Sendiks unterdrückte. Um die Einfälle der Hunnen abzuhalten, ließ er hierauf in den kaukasischen Provinzen eine feste Mauer durch Albanien und Derbend ziehen, baute Schirwan,

unterwarf die Bergbewohner von Gilan und Dilem, erwarb Omân in Arabien und Kabulistan, schlug die Türken jenseits des Oxus und erhielt im Frieden die Tochter des türkischen Fürsten zur Gemahlin. Von allen Seiten beruhigt schickte er nun auf Antrag seines Wesirs Busurdschemir den Barsuje nach Indien, welcher die Fabeln des Bidpai (s. d. Art.) und das Schachspiel mitbrachte. Aber Ch. suchte Händel mit den Griechen und eine Aufforderung des Gothenkönigs Witiges, so wie eine Gesandtschaft der Armenier, welche gegen die Griechen sich empörten, veranlaßten ihn 540 mit einer starken Armee ins griechische Gebiet vorzudringen. Palmyra, Sura, Balbeck, Aleppo und Antiochia fielen und wurden verheert, er machte den Gesandten des Kaisers Justinian die Bedingung eines jährlichen Tributs, brachte die Lasier am Kaukasus unter seine Herrschaft und verband sich mit den Hunnen gegen die Griechen, während jedoch der griechische Feldherr Belisar bedeutende Fortschritte machte. So kam eine Art Frieden zu Stande und Ch. gelangte noch zur rechten Zeit nach seiner Hauptstadt Ktesiphon, um einen Aufstand eines seiner Söhne zu unterdrücken. Diese Empörung benutzend schickte Justinian eine neue Armee in das persische Armenien, die jedoch gänzlich geschlagen wurde, worauf ein wirklicher Friede zu Edessa geschlossen ward. Die Vergewisserung des Landes der christlichen Lasier war nun Ch.'s eifrigste Sorge; aber da Justinian auch eine Armee hinschickte, entwickelte sich daraus ein neuer Krieg in dieser Gegend, während eine persische Gesandtschaft zu Constantinopel einen dauernden Frieden bewirken sollte, bis endlich 555 ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit geschlossen ward, dem 562 ein für die Griechen sehr schimpflicher Friede auf 50 Jahre folgte, indem sie sich verpflichteten, den Persern jährlich 30000 Goldstücke zu zahlen. Diesen Zustand der Ruhe benutzte Ch. zu Eroberungen in Arabien und seine Truppen eroberten die ganzen Ost- und Südküsten dieses Landes. Der griechische Kaiser Justinian schloß aber aus Furcht vor diesen Vergrößerungen mit den Türken ein Bündniß; da diese jedoch aufs Neue von den Persern geschlagen wurden und die christlichen Armenier, welche zur Religion des Zoroaster gezwungen werden sollten, sich empörten und von Justinian unterstützt wurden, brach der Krieg abermals aus (571), in welchem zwar die Perser zuerst durch die Armenier eine gänzliche Niederlage erlitten, aber hierauf siegreich vordrangen, bis 574 die Kaiserin Sophie mit 45000 Goldstücken einen einjährigen Waffenstillstand erkaufte. Nach Ablauf desselben und neuen vergeblichen Unterhandlungen wurden endlich die Perser in den Ebenen von Melitene gänzlich geschlagen und Ch. mußte um Frieden bitten, als plötzlich ein Sieg des persischen Generals Tenchosru die Verhältnisse änderte. Doch ein glücklicher Feldzug der Griechen und der Wunsch des neuen Kaisers Tiberius führten Friedensunterhandlungen herbei, während welchen Ch. 579 starb. Ihm folgte sein Sohn Hormisdas IV., und dessen Sohn Chosru II., mit dem Beinamen Parwis, mußte nach Ermordung seines Vaters durch Behram Tschubîn (592) sich in den Schutz des griechischen Mauritius begeben, von dem unterstützt er in Armenien eindrang und nachdem sich hier eine Menge ihm ergebener Truppen an ihn angeschlossen hatten, nach Mesopotamien ging, wo er bald großen Anhang fand und mit einer griechischen Armee unter Narses vereinigt, Behram vor sich hertrieb und ihn endlich gänzlich schlug, so daß er bei den Türken einen Zufluchtsort suchen mußte. Ch. belohnte die griech. Heerführer, behielt 1000 Mann griech. Truppen als Leibgarde im Solde und trat dem Kaiser Nisibis, Dara, Martyropolis, einen großen Theil Armeniens und mehrere Städte Mesopotamiens ab. Kurz darauf heirathete er eine griech. Christin, Schirîn, durch welche er wegen seiner treuen Liebe zu ihr ein Gegenstand der persischen Dichtung geworden ist, indem „Chosru und Schirin" als eines der sieben treuen Liebespaare des Morgenlandes von

allen namhaften Dichtern romantisch behandelt und ihm selbst in Firdusis Schah Naméh eine schöne Episode gewidmet ist. Bald ward er auch des Behram gänzlich ledig. Denn obwohl die Türken seine Auslieferung verweigerten und sogar eine bedeutende Armee nach Persien schickten, so ward doch Behram ermordet und dessen kriegerische Schwester Gurdiah, dem Ch. geneigt, schlug die Türken über den Oxus zurück. Nun suchte Ch. die andern Mörder seines Vaters, seine Oheime zu strafen, aber einer von ihnen, Kestehem entfloh, verband sich mit Gurdiah, der er Verdacht gegen Ch. einflößte und behauptete sich in Chorassan, doch Ch. ließ die Gurdiah von seiner wahren Absicht benachrichtigen; diese vergiftete den Kestehem, kam nach Ktesiphon, ward unter die Zahl der Weiber des Ch. mit dem Titel Königin aufgenommen, erhielt das Obercommando der sämmtlichen persischen Truppen und die Statthalterschaft von Medien, welche Würden sie bis an ihrem Tod verwaltete. Die tiefe Ruhe, die das Reich nun hatte, verwandte darauf Ch. zur Vergrößerung der königlichen Pracht und Aufführung der unzähligen Prachtgebäude, welche die Gegenden Mediens erfüllten und welche größtentheils Ferhad, wegen seiner Liebe zu Schirin von Ch. verbannt, erbaute. Aber die Ruhe ward durch die Ermordung des Kaisers Mauritius durch Phokas gestört. Ch. hielt es für seine Pflicht, seinen Freund und Wohlthäter zu rächen und nahm Armenien und Mesopotamien weg, rückte nach Narses unglücklichem Ende immer weiter vor und seine Truppen drangen selbst bis Chalcedon vor (609), eroberte, da der Mörder und Nachfolger des Phokas, Heraklius, eben so große Schwäche zeigte, 611 Syrien, nahm 615 Jerusalem und führte die Einwohner mit sich fort, drang 616 durch Ägypten bis Nubien vor, während eine zweite Armee von Chalcedon aus Constantinopel bedrohte, wies die Friedensvorschläge des Heraklius schnöd zurück und die persischen Armeen durchschweiften Kleinasien. Doch endlich brach Heraklius 621 mit einem Heere barbarischer Truppen gegen die Perser auf und schlug sie an den Grenzen Kleinarmeniens und nochmals in Großarmenien gänzlich (622), Ch. zog sich in die medischen Berge zurück (623), zwei persische Armeen wurden 626 und von drei neuen Armeen zwei (627) gänzlich geschlagen und die herrlichen Werke der Baukunst in Medien verwüstet. Ch. floh mit Schirin und seinen Kindern nach Susa, erhielt dort einen Brief von Muhammed, der ihn einlud zum Islam überzutreten, zerriß ihn mit Unwillen und ließ den Boten in Ketten legen. Aber sein Bote, um den Commandanten der dritten Armee, die vor Chalcedon lag, zu Hülfe zu rufen, ward von den Griechen aufgefangen, ein zweiter, der die Absetzung desselben wegen des vermeinten Ungehorsams überbringen sollte, von diesen an den General selbst geschickt; dieser empörte sich mit seiner Armee und machte Frieden mit den Griechen; eine Krankheit warf den Ch. aufs Lager, sein älterer Sohn Schiruá (Siroes) empörte sich, das Volk unzufrieden mit der bisherigen Verschwendung des Königs, schloß sich an, eine Anzahl Klagen wurden laut, seine ganze Familie ward ermordet und Ch. empfing mit Ergebung in sein Oberkleid gehüllt den Todesstoß. Schirin ward vor Schiruá geschleppt, der durch ihre Schönheit entwaffnet ihr seine Hand bot. Sie nahm sie an, ging aber nach erhaltener Erlaubniß noch einmal zum Grabe Ch.'s und vergiftete sich auf demselben (628). — Außerdem führen den Namen Ch. noch 3 Könige von Armenien aus dem Geschlechte der Arsakiden, Ch. I., der Große von 198 — 232; Ch. II., der Kleine von 314 — 323; Ch. III. von 387 — 415; zwei Sultane aus der Dynastie der Gasnewiden: Chosru-Schah von 1152 — 1160 und dessen Sohn Chosru-Melin von 1153 — 1180, mit dem die Dynastie zu Ende ging. — Ferner ist zu erwähnen Chosru-Emir aus Delhi, einer der berühmtesten persischen Dichter, von dem wir unter andern auch ein Buch „Chosru und Schirin" und eine Abhandlung über die Musik besitzen. Er lebte im

XIV. Jahrh. n. Ch. Weniger merkwürdig als Dichter ist Chosru, der Wesir des Mahmud von Gasna. Er starb 1039 n. Ch. 16.

Chotek (Karl Graf von), seit 1832 k. k. Conferenzminister zu Wien und Präsident der vereinigten böhmisch-mährisch-schlesischen Hofkammer, Herr auf Chotkowa und Woynin, Sohn des ehemaligen Staatsministers Grafen Joh. Rud. von Ch., erhielt eine sorgfältige Erziehung unter des Vaters eigner Leitung, studirte dann die Rechte in Wien und Prag (1803); trat noch in diesem Jahre in den Staatsdienst Böhmens, ward (1806) in die Hofkammer zu Wien berufen und arbeitete 1807 als Hofsecretair. Für das Finanzwesen bestimmt studirte er mit Eifer die Staatswirthschaft und bereiste zu diesem Zwecke Östreich und andere Länder (1807 — 1810). Als unter dem Minister dem Grafen Wallis das östreich. Finanzwesen eine Änderung erlitt, erhielt auch Ch.'s Laufbahn eine andere Richtung, er ward zum Gubernialrath in Brünn ernannt (1811) und um mehr thätig sein zu können, als Kreishauptman zu Prerau in Mähren angestellt (1812), wo er sich in dem Kriegsjahre 1813 unter den 8 Kreishauptleuten durch Umsicht und Thätigkeit, ja für das allgemeine Wohl aufopfernd so auszeichnete, daß er das für jene Epoche gestiftete silberne Civilehrenzeichen allein erhielt; ward nach Wiedereroberung der illyrischen Provinzen als Organisationscommissair nach Triest berufen, stellte das Kreisamt daselbst her, richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den Schulunterricht und Straßenbau, beugte der dort häufig eintretenden Hungersnoth durch Einführung des Kartoffelbaues vor und sorgte für Ausgrabung und Erhaltung römischer Denkmäler in Pola und Aquileja. Nachdem Bianchi (s. d. Art.) mit einer östreich. Expeditionsarmee in Neapel eingerückt war, ward er mit ausgedehnten Vollmachten zum Generalgouverneur dieses Königreichs ernannt, ging aber, als Ferdinand IV. nach Bianchi's kurzem Siegeszuge zurückkehrte, ohne hier thätig gewesen zu sein, nach Südfrankreich und ward, nach Triest zurückgekehrt, 1816 zum Hofrathe bei der dortigen Regierung ernannt. Er führte nach dem bald erfolgten Tode des Gouverneurs, Freiherrn von Rosetti, deren Gesammtleitung bis zum Juli 1818. Mit gewohnter Thätigkeit nahm er sich des hier so drükkenden städtischen Armen- und Schuldenwesens an, ihm verdankt Triest ein Frei- und Zwangsarbeitshaus, die Einrichtung eines Dampfbotes zwischen da und Venedig (die erste in Östreichs Staaten), einen großen Leuchthurm an Istriens Küsten; eine der Stadt so nöthige Wasserleitung u. m. a. Bei einer zweiten Anwesenheit des Kaisers ward Ch. in diesem Jahre zum Geheimenrath und Vicepräsidenten in Tyrol, wo seine Voreltern noch in so rühmlichem Andenken standen, ernannt, bald darauf zum Gouverneur von Tyrol und Vorarlberg und er war es, der hier das Kriegs- und Finanzwesen wieder ordnete und auf eine hier nie gesehene Stufe hob. Außerdem errichtete er das tyroler Nationalmuseum, bildete aus dem Lyceum zu Innsbruck eine Universität, errichtete daselbst eine Sparcasse, eine Irrenheilanstalt in Hall, führte eine Feuerschädenassecuranz ein, auch waren Straßenbau, Landescultur, Veredlung der Viehzucht Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. 1825 berief ihn der Kaiser nach Wien, stellte ihn als Hofkanzler an die Spitze der Studienhofcommission und im Octbr. 1826 übertrug er ihm die oberste Verwaltung des Königreichs Böhmen als Oberstburggraf. Wir gedenken aus dieser Epoche nur der pilsener Eisenbahn, der Organisirung der Armenanstalt, so wie der Gründung des Arbeitshauses in Prag, wodurch seine Landesverwaltung ausgezeichnet war. Auch traf er zu Prag die zweckmäßigsten Anstalten gegen die Cholera. 25.

Chouans (spr. Schuang), ein Ausdruck, welcher während der französischen Revolution entstand und zuerst zur Bezeichnung der den Bourbons treu gebliebenen Bewohner des rechten Loireufers gebraucht wurde. Der Ursprung

des Wortes ist zweifelhaft. Einige leiten ihn von Jean Chouan oder Cottereau, einem Schmiede ab, dessen Söhne zuerst den Aufstand an der Loire organisirt haben sollen, Andere, und zwar wahrscheinlicher, von chat huant, d. i. Nachteule, ein Wort, welches scherzweise den Contrebandiers, welche in dortiger Gegend ihr Wesen trieben, gegeben wurde. Als diese Schleichhändler in Folge der Revolution ihr Gewerbe nicht mehr treiben konnten, vereinigten sie sich mit den Vendéern und wurden mehr wie einmal der bestehenden Regierung furchtbar. Auch seit 1830 waren sie wieder thätig und konnten nur dann gänzlich unterdrückt werden, als die Herzogin von Berry endlich in die Hände der Regierung gefallen war. (Man sehe d. Art. Vendée.) 1.

Chowaresm oder **Charesm**, eine ehemalige persische Provinz und später ein unabhängiges Reich im Osten des kaspischen Meeres, nördlich von Chorassan, jetzt in die beiden Dschagataistaaten Truchmenien und Chiwa zertheilt, gab einer Herrscherfamilie den Namen, welche unter der Herrschaft der Seldschuken sich unabhängig machte (1098 n. Chr.), unter ihren 9 Sultanen bis 1220 ihre Herrschaft weit ausbreitete und um das J. 1200 ein mächtiges Reich beherrschte. Doch mußten sie dem Weltstürmer Dschingischan unterliegen. 37.

Chrestiens de Troyes (spr. Kretjeng de Troā), war der berühmteste französische Dichter des XII. Jahrh. und lebte am Hofe des Grafen von Flandern, wo er 1191 starb. Seine vielfach gepriesenen Dichtungen, romantische Heldengedichte, welche den Sagenkreis der Tafelrunde mit morgenländischen Mährchen verschlungen behandelten, sind die erhabensten Geistesproducte der damaligen Zeit und bald darauf auf deutschen Boden übergepflanzt worden. Noch 6 seiner Werke haben sich im Manuscripte erhalten und befinden sich auf der königl. Bibliothek zu Paris, unter welchen Perceval le Gallois als Original des deutschen Parzival besondere Erwähnung verdient. 16.

Chric, s. Aphthonius.

Chrisma, auch **Chrisam** genannt, ist das geweihete Öl (Salböl), welches in der katholischen Kirche bei der Taufe, der Firmelung, der Priesterweihe, bei Krönungen, bei der letzten Ölung so wie bei der Einweihung der Kirchen und Altäre angewendet wird. Es bestehet aus einer Mischung von Olivenöl und Balsam und wurde bis zu dem Ende des IV. Jahrh. von den Kirchenältesten verfertigt. Auf der Kirchenversammlung zu Toledo im J. 400 wurde dagegen (im XX. Canon) bestimmt, daß nur der Bischof das Recht haben solle, das Ch. zu bereiten. — **Chrismon** dagegen, oder **Chrismos**, lat. **chrismum, chrismus**, kommt in der Urkundenwissenschaft vor und ist ein Zeichen, welches in den meisten Fällen vor dem Anfange der Schrift, seltener vor der Unterschrift und dem Datum steht. Vielfältig verziert läßt sich doch in demselben fast überall ein C erkennen, welches von Forschern für den Anfangsbuchstaben des Wortes Crux genommen wird, so daß derselbe statt eines wirklichen Kreuzes gesetzt worden sei, wodurch entweder die Verfertiger der Urkunden und anderer solcher Schriften sich als Bekenner des gekreuzigten Christus darstellen oder vor dem Einflusse böser Mächte hätten sicher stellen wollen. 60.

Christ (Johann Friedrich), ein höchst verdienstvoller Geschichts- und Alterthumsforscher des vorigen Jahrhunderts. Er wurde im April des Jahres 1700 zu Coburg geboren, erhielt von seinem Vater eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung, studirte zu Jena und wurde dann Lehrer im Hause des Barons von Wolzogen. Der Kanzler von Bünau war durch mehrere seiner Schriften auf ihn aufmerksam geworden und berief ihn als Erzieher seines Sohnes in sein Haus. Ch. begab sich mit seinem Zöglinge nach Leipzig, wurde hier Professor der Geschichte und erhielt nach seiner Rückkehr von einer Reise durch Holland, Frankreich, England und Italien im J. 1740 die Professur der Dichtkunst.

Er starb zu Leipzig den 3. Aug. 1756. — Ch. war ein gründlicher Gelehrter, scharfsinniger Forscher und tiefer Denker. Er hat unstreitig durch seine zahlreichen Schriften zuerst allgemeineres Interesse für das Studium der Archäologie in Deutschland hervorgerufen, und noch jetzt verdienen seine Werke wohl mehr Berücksichtigung, als es gewöhnlich geschieht. Wir nennen nur folgende derselben: Commentatio de consensu artium; noctes academicae; Origines longobardicae; de Nic. Machiavello libri III; eine Abhandlung über die murrhinischen Gefäße der Alten, in welcher sich sehr viel neue, scharfsinnige Ideen befinden, und seine „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum berühmter Maler, Kupferstecher und anderer Künstler", ein Werk, welches neben manchen Fehlern doch sehr viel Schätzbares enthält. 22.

Christenthum, lat. christianismus; franz. christianisme; engl. christianism, heißt die Gesammtheit der Lehren, wie sie Jesus Christus gelehrt und diese zu einem Ganzen als Religion gestaltet im Laufe der Zeit sich entwickelt und umgestaltet haben. Als eine gesteigerte und reinere Gotteserkenntniß, verbunden mit den daraus hervorgehenden Folgerungen und Einwirkungen auf das Leben, gegründet auf die Persönlichkeit des Stifters als göttlichen Gesandten und ein innigeres Anschließen der Menschen als Kinder an den himmlischen Vater bezweckend trat es auf und trug somit die Elemente der zu steigernden menschlichen Cultur, die es auch so schön entwickelt hat, von allem Anfange an in sich. Sein Wesen beruht in den Wahrheiten der Vernunft, die Summe seiner Grundlehren ist enthalten in dem einfach erhabenen Gedanken einer gegenseitigen Liebe zwischen Gott und Menschen, von menschlicher Seite mit ewigem Glauben an den allwaltenden Vater und beseligender Hoffnung auf seine Gnade verbunden; es will, daß die Menschen eins seien im Geiste mit Gott. Wiewohl es nun aber dadurch zwei Seiten des menschlichen Geistes, die Vernunft und das Gefühl, berührt, so geht ihm doch etwas ab, das die frühern Religionen und selbst den spätern Muhammedanismus begleitet, die Fähigkeit nämlich der Phantasie Nahrung zu verschaffen. Diese will aber befriedigt sein, eben so wie der Verstand Stoff zu seinen Grübeleien sucht und daher war es ganz natürliche Folge, daß bei der Verschiedenheit der menschlichen Geistesrichtungen einzelne Lehren sich umgestalteten, neue hinzutraten, andere sich erweiterten, verschiedene Ansichten über einzelne entstanden und aus den mannichfaltigen Secten die stärkste Partei als die rechtgläubige Kirche hervortrat, aber auch diese in immerwährender Gährung der Meinungen fortbestand und die neueste Zeit vorzüglich die mancherlei Secten und theologischen Meinungen hervorgebracht hat, die unter den Namen Orthodoxie, Supranaturalismus, Rationalismus, Naturalismus, Deismus, Mysticismus die verschiedene Auffassung des Christenthums bezeichnen und Stoff zu beständigen Streitigkeiten geben, die auch muthmaßlich in alle Zeit fortbestehen werden, da die Urkunden des Christenthums die verschiedenartigsten Deutungen erfahren müssen. Doch liegt der Hauptgrund dieser Verschiedenheit immer allein darin, daß der einzelne Mensch persönlich seine subjective Auffassung der christlichen Urgeschichte und seine individuellen religiösen Ansichten mit der objectiven Darlegung des Christenthums in den Urkunden selbst verwechselt und vermengt. — Ausbreitung und Verfolgung des Christenthums. Die Apostel Jesu Christi fühlten sich bald nach der Bekehrung des Paulus bewogen, auch außerhalb Palästina die christliche Religion zu predigen, vornehmlich als gerade hier sie und ihre Anhänger feindseligen Bedrückungen ausgesetzt waren (Stephanus gesteinigt, Jacobus der Ältere enthauptet im J. 44, Jacobus der Jüngere gesteinigt im J. 63) und der jüdische Krieg bis zu Jerusalems Zerstörung (im J. 70) einem segensreichen Gedeihen des Christenthums unter den entarteten Juden entgegenwirkte.

Aber vor Allen ward Paulus (s. d. Art.) der eifrigste Apostel unter Juden und Heiden in Antiochien, wo schon der Name Christianer oder Christen üblich wurde, und von hier aus in Cypern, Kleinasien, Macedonien, Griechenland und Rom. Anfangs wurden die Christen für eine bloße jüdische Secte gehalten und als solche von den Römern geduldet. Doch bald sah man ihre Anzahl bedeutend wachsen, von ihnen die Juden sich trennen und ihre Lehre und ihren Cultus im offenen Kampfe gegen das Heidenthum, dessen Vertheidigung selbst angesehene Philosophen (Celsus, Crescens, M. Cornelius Fronto, Porphyrius, Jamblichus, Hierokles) übernahmen. Mit Nachdruck und großentheils wilder Grausamkeit wurden die Christen verfolgt, besonders von den römischen Kaisern Nero (64), Domitian (95), Trajan (104), M. Aurelius Antonius (177), Septimius Severus (192 — 211), Maximinus Thrax (235 — 238), Decius (249 — 251), Valerianus (257 — 260), Diocletian (303 — 305) und Galerius (bis 310). Es sind dieß die von den Kirchenhistorikern vor allen hervorgehobenen Christenverfolgungen der ersten vier Jahrhunderte. Dessenungeachtet vermehrte sich die Anzahl der Christen in allen Theilen des römischen Reichs, und von Constantin dem Großen († 337) an, — mit kurzer Unterbrechung der Regierungszeit Julian's (361), der als Wiederhersteller des Heidenthums zu glänzen trachtete, — bis zu Justinian I. († 565) feierte das Christenthum den endlichen Sieg über den alternden Götzendienst, der schon unter Theodosius dem Gr. (379 — 395) für hochverrätherisches Verbrechen erklärt worden war. Im IV. Jahrh. zeigten sich reichliche Früchte der Bekehrungsversuche unter den Gothen und einigen germanischen Stämmen und im V. unter den Vandalen in Afrika, wiewohl sie das arianische Glaubensbekenntniß mit Härte gegen die Katholiken geltend zu machen strebten (bis ins VI. Jahrh.) Wohin in jenem Zeitraume die römische Herrschaft reichte, bis zu den entlegensten Ländern des Orients ging auch die Predigt des Evangeliums, die erst im VII. Jahrh. dem Muhammedanismus, der sich mit reißender Schnelle über das Morgenland und Afrika bis nach Spanien (hier bis zu Ende des XV. Jahrh.) ausbreitete, weichen mußte und den beträchtlichsten Theil ihrer Bekenner im byzantinischen Reiche nach Constantinopels Eroberung durch die Türken (1453) verlor. — Dauernd aber blieb die Ausbreitung des Christenthums in den europäischen Ländern. Chlodowig († 511) ward der erste katholische König der Franken im Gegensatze zu den Burgundionen und Gothen, die dem Arianismus anhingen. In Britannien sollen schon im IV. Jahrh. einige Versuche für die Veränderung des Heidenthums durch christlichen Cultus gemacht worden sein; aber glücklicher waren sie erst von Patricius († 460) in Irland und Schottland und im VI. Jahrh. durch Gildas unter den südlichen und Columba unter den nördlichen Picten, wobei auch der nachherige röm. Bischof Gregor I. sich thätig zeigte. Zu Ende dieses Jahrhunderts erhielten auch von Rom die Angelsachsen im Süden Britanniens die ersten Anpflanzer ihres Religionswesens. Columban († 615), ein Irländer, begab sich von hier aus mit mehrern Mönchen nach dem nördlichen Frankreich und dann zu den Alemannen in der Gegend von Bregenz. Mit ihm zugleich und nach ihm folgten andere Glaubensboten. Gallus († um 646) und sein Schüler Johannes, Bischof von Kostnitz, verkündigten das Christenthum am Bodensee und in der Gegend des Schwarzwaldes. Eustasius († 625) und Emmermann († 652) durchreisten Baiern, und der Herzog Theodo ließ sich 696 von Rupert, Bischof zu Worms und zu Salzburg († 718), taufen, der darauf der Hauptstifter der baierschen Kirche wurde. In Ostfranken und besonders um Würzburg pflanzte das Ch. der Irländer Kilian († 689) und Athanasius († um 660) wird als der erste zuverlässige Bischof von Speier genannt. Zu Ende des VII. Jahrh. wanderte zu den Friesen, unter denen 679

schon Wilfried, Erzbischof von York, einige Zeit sich aufgehalten hatte, eine Gesellschaft englischer Mönche, und Willebrod ward 696 Bischof von Utrecht. Aber Deutschland erhielt seinen Apostel erst in Bonifacius († 755 — s. d. Art.), der vornehmlich Hessen, Sachsen, Thüringen und das Land zwischen der Werra und Saale bereiste, durch seine Predigten die rohen Gemüther der germanischen Stämme für die Annahme des Christenthums empfänglich machte und durch Gründung mehrerer Bisthümer und Klöster Pflanzschulen für neue Verkündiger des Evangeliums hinterließ. Was ihm bei aller Unterstützung von Rom aus nicht gelungen war, vollendete der Kaiser Karl der Große (s. d. Art.), durch den namentlich Wittekind, König der Sachsen, zur Taufe genöthigt wurde (785). Beinahe ein Jahrhundert später wurden durch die Bemühungen der griechischen Mönche Cyrillus und Methodius (830 — 860) die Bulgaren, Böhmen und Mähren nach und nach Christen. Später erst drang die Bekehrung nach Ungarn, wohin der Herrscher Geysa deutsche Geistliche berief, wo aber erst der König Stephan der Heilige mit seiner Gemahlin Gisela aus Baiern das Werk vollendete (1000). Von Deutschland aus verbreitete sich auch im X. Jahrh. durch Otto den Großen unter den Wenden der christliche Glaube. Polen verdankte seinem Herzoge Miecislav († 977) und dessen böhmischer Gemahlin Dambrowka, so wie dem Nachfolger Boleslaw die Einführung des Christenthums. In Rußland hatte die Verbindung mit dem griechischen Kaiserthume auch zu Versuchen mit der Verkündigung des Evangeliums geführt, aber erst der Großfürst Wlademir, um sich mit der griech. Prinzessin Anna zu vermählen, ließ sich 988 in Constantinopel taufen und nahm dann den Namen Basilius (der Heilige) an; sein Sohn Jaroslaw († 1054) gab darauf den Religionsanstalten dauernde Festigkeit. Frühzeitiger erfreute sich Dänemark der Verdrängung des heidnischen Cultus. Im J. 822 hatte Ebbo, Erzbischof von Rheims († 855) mit Erfolge eine Sendung nach Jütland übernommen, und nachdem der König Harald, um der Gunst des deutschen Kaisers bei seinen Kämpfen gesichert zu sein, sich hatte taufen lassen, unternahm mit ihm der Apostel des Nordens, Ansgarius (nachheriger Metropolitan von Bremen und Hamburg † 865) die Bekehrungsreisen in Dänemark (827) und Schweden (829), bei denen ihn Rembert (Nachfolger Ansgar's in der Metropolitanwürde † 888) wesentliche Dienste leistete. Eine bleibende Verfassung erhielt aber hier die Kirche erst durch die dänischen Könige Knut den Gr. († 1036) und Suend Estritson († 1076). Dänische, deutsche und englische Glaubensboten zogen während der Zeit nach Schweden, wo Olof († 1022) erster christlicher König wurde, und nach Norwegen, dessen Könige Olav der Heilige († 1000) und Olav der Dicke († 1033) für die Verbreitung des angenommenen Christenthums thätig wirkten. Von hier aus ging dieses auch nach Island und Grönland. Ein Jahrhundert später drang es (um 1157) durch die Bemühungen und das Machtgebot des schwedischen Königs Erich IX. und des Erzbischofs von Upsal, Heinrich, auch nach Finnland. Die Rugier mußten am Ausgange des XII. Jahrh. unter der Regierung der dänischen Könige Waldemar I. und Knut VI. dem zum Theile gewaltsamen Bekehrungseifer Absalon's, Erzbischofs von Lund und Bischofs von Röskilde († 1201), erliegen. — Längst schon von christlichen Ländern umgrenzt, widerstand Preußen der Annahme des Christenthums. Adelbert, Bischof zu Prag, predigte in der Gegend von Danzig ohne bedeutenden Erfolg und ward ermordet (997). Gleiches Schicksal erfuhren Bruno, Herr von Querfurth, und der Mönch Bonifacius (1007). Williger bewiesen sich indessen die Pommern gegen ihren polnischen König Boleslaw III., der den Bischof Otto von Bamberg die Taufe derselben und die Anordnung der Religionsgebräuche vollziehen ließ (1124). Der Schärfe des Schwertes erlagen am Ende des XII. und

am Anfange des XIII. Jahrh. die Liefländer, Letten und Esthen, zu denen zwar zuerst Kaufleute aus Bremen und Hamburg, aber dann sächsische, dänische und schwedische Kreuzfahrer, die darauf den Orden der Schwertbrüder bildeten, mit ihren Aposteln, dem Mönche Meinhard, dem Abte Berthold zu Loccum in Sachsen und dem Domherrn Albrecht aus Bremen, kamen. Im J. 1230 berief der Herzog Conrad von Masovien ein Heer deutscher Kreuzfahrer, die aus Palästina vertrieben worden waren, in sein Land und gab ihnen das culmische Gebiet zum Eigenthume. Diese Ritter unterwarfen sich mit Waffengewalt die preußischen und brandenburgischen Ländereien, und erdrückten binnen einem halben Jahrhunderte das Heidenthum mit seinen letzten Überresten. So viele Jahrhunderte vergingen, bevor Europa christlich wurde, und wie das Ch. an vielen Orten mehr gewaltsam aufgedrungen (oft mit gleicher Grausamkeit, wie vom Ende des XV. Jahrh. an in den neu entdeckten Ländern Amerikas) als freiwillig angenommen wurde, so blieb es auch noch lange Zeit nicht unverfälscht von heidnischen Gebräuchen und Aberglauben. Über die Bemühungen, die christliche Religion in nichteuropäischen Ländern auszubreiten, siehe Missionswesen. 9. 2.

Christian, Apostel und erster Bischof der Preußen, aus Freienwalde in Pommern gebürtig, faßte als Mönch des Klosters Oliva bei Danzig den Entschluß, die heidnischen Preußen zu bekehren. Die ersten Versuche (1209) waren nicht günstig; doch fand Ch., nachdem er 1211 in Rom gewesen war, durch die auf Antrieb des Papstes Innocenz III. ihm gewordene Unterstützung der benachbarten christlichen Fürsten und Bischöfe mehr Gedeihen seines Werks, zwei preuß. Fürsten ließen sich taufen (1214), und der Papst, dem er sie vorstellte, ernannte ihn zum Bischofe von Preußen. Auf der Rückreise von Rom warb er ein Kreuzheer, das 1219 in Preußen einzog und unter dessen Schutze das Christenthum sich immer mehr verbreitete und auch die wirkliche Macht Ch.'s durch Ankauf und Schenkungen von Gütern sich vergrößerte. Nach Abzug des Heeres stiftete er zum Schutze seiner Besitzungen die „Ritter Christi" oder die „Brüder von Dobrin" (1224), aber da fast alle Ritter in einer Schlacht gegen die Preußen fielen, rufte er die deutschen Ritter zu Hülfe (1226) und trat ihnen ansehnliche Besitzungen ab, gerieth aber bald mit ihnen in Zwist, der erst 1243 beigelegt wurde, in welchem Jahre auch Ch. starb. Er soll in seiner Residenz Culmsee begraben liegen. Seine Chronik, betitelt „Liber filiorum Belial cum suis superstitionibus Pruticae factionis", ist bis auf wenige Blätter verloren gegangen. 16.

Christian, Könige von Dänemark. Ch. I., geborner Graf von Oldenburg und Delmenhorst, ward geboren 1426 und nach dem Tode (4. Jan. 1448) Christoph's von Baiern, Königs von Dänemark, Norwegen und Schweden, vom Reichstage auf den Thron Dänemarks berufen und so kam das noch jetzt blühende Haus Oldenburg in Dänemark zur Regierung. Schweden aber wählte, dem calmarischen Bunde entgegen, den Marschall Karl Knudsen zum Könige. Der 22jährige Ch., dem zu Wiborg (28. Sept.) von den Dänen und zu Marstrand (Anf. 1449) von den Norwegern gehuldigt worden war, unternahm besonnen genug anfangs nichts gegen Schweden; aber bald fand sich Gelegenheit. Karl gerieth mit Herzog Erich I. von Pommern, welcher Gothland besetzt hielt, in Krieg; dieser wandte sich des Beistandes wegen an Ch. und versprach ihm die Insel zu überlassen; Ch. eroberte Gothland und schloß mit Schweden einen vorläufigen Frieden, nach welchem das Besitzrecht durch beiderseitige Abgesandte zu Halmstadt entschieden werden sollte. Ch. ward 1449 zu Kopenhagen und 1450 zu Drontheim gekrönt, und stieg in der Volksgunst immer höher. Der Halmstadter Congreß hatte zu Gunsten Ch.'s entschieden und

es kam daher bei dem störrigen Charakter Karl's zum Kriege (1451), in welchem die Dänen in den Scheeren von Stockholm eingelaufen große Beute machten und mit dieser nach Gothland zurückkehrten, während Karl (Anf. 1452) mit einem großen Heere (70000 M.) sengend und brennend die Provinz Schonen durchzog. Doch nöthigte ihn Ch. zu einem Waffenstillstande, binnen welchem (von 1453—56) vergeblich an einem Frieden gearbeitet wurde. Inzwischen verlor Ch. nicht die innere Verwaltung des Reichs aus den Augen, löste die von seinen Vorfahren verpfändeten Krongüter ein, schlug aber dem Kaiser Friedrich III. die verlangte Waffenhülfe zum Kreuzzuge gegen die Türken ab (1454) und gab mehrere Verordnungen, die auf das Emporblühen Kopenhagens und des Reiches abzweckten. Seine Unterthanen suchte er vor Bedrückungen des päpstlichen Stuhles frei zu erhalten und bewies die größte Mäßigung gegen Nicolaus V. in den Streitigkeiten mit diesem und dessen Nachfolger Calixtus III. wegen des zum Erzbischofe in Norwegen gewählten Marcellus (1456). Seiner Schlauheit war es indessen gelungen, Karln und seinen schwachen Anhang durch Hin- und Hermärsche zu ermüden. Nachdem der Erzbischof von Stockholm, Johann Bengtsón, König Karl von Schweden glücklich bekriegt und von dem Throne gestürzt hatte (Pfingsten 1457), ward Ch. nach Schweden berufen, vom Erzbischofe eingeführt und zu Upsala gekrönt (1458). Ihm unterwarf sich auch Schleswig und Holstein, nachdem der bisherige Herzog Adolph (1459) ohne Leibeserben gestorben war. So erhob er sich zum mächtigsten Könige von Dänemark bis 1463, wo in Folge der ungewöhnlichen Steuerauflagen, die er wegen Schleswig und Holstein auszuschreiben sich genöthigt sah, ein Aufruhr ausbrach, in welchem der Erzbischof Bengtsón die Hauptrolle gegen ihn spielte, Karl wieder nach Schweden gerufen, aber auch wieder verdrängt wurde, endlich seine Gegner den gewandten und schlauen Steen Sture den ältern (s. d. Art.) zum Reichsvorsteher erwählten (1470), mit dem es am Brunkberge bei Stockholm (9. Oct. 1471) zur blutigen Schlacht kam, wobei Ch. verwundet ward, das Schlachtfeld verlassen mußte und die Dänen geschlagen wurden. Er kehrte nach Dänemark zurück und gab Schweden ganz auf. Hierauf unternahm er mit großem Gefolge eine Reise nach Rom und ward in Italien mit der höchsten Auszeichnung vom Kaiser und Papste empfangen; von diesem erhielt er auch die Bewilligung eine Universität in Kopenhagen zu errichten, die 1478 ins Leben trat. In welchem Ansehn er beim Kaiser und bei den deutschen Fürsten stand, beweist die Berufung der streitenden Parteien auf seinen Ausspruch in den Irrungen zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Karl von Burgund. Mit Energie verfuhr er gegen den aufrührerischen holsteinischen Adel; zum Vorwurfe gereicht ihm aber, daß er Holstein und Schleswig an die Königin Dorothea, so wie die orkadischen Inseln als Ersatz für die Mitgift an seinen Schwiegersohn, Jacob III. von Schottland, verpfändete und vom Reiche trennte. Er starb zu Kopenhagen am 22. Mai 1481. Ihm wird die Stiftung des Elephantenordens zugeschrieben. — Ch. II., Enkel des Vorigen, ward geboren zu Nyburg in Fünen den 2. Juli 1481 und nachlässig erzogen; dann bei einem Bürger in Kopenhagen eingemiethet erhielt er nur von einem Privatlehrer Unterricht; doch zeigte er neben einem störrigen Charakter viele Gewandtheit und große geistige Anlagen. 1487 ward ihm schon von Dänemark, 1489 von Norwegen und 1499 von Schweden als künftigem Könige gehuldigt und 1502 ward er zur Dämpfung eines Aufstandes nach Norwegen gesandt. Schnell führte er seinen Auftrag aus, schlug den Anführer des Aufruhrs, Herluf Hyttefad, nahm ihn gefangen und ließ ihn rädern; verfuhr aber grausam gegen den norwegischen Adel und selbst gegen den ihm von seinem Vater empfohlenen und diesem treugebliebenen Bischof Karl Hammer; bekrieyte dann Schweden, nahm in Westgothland die Plätze Elsburg und Öresteen, während

sein Unterfeldherr, Otto Rud, die Schweden unter Aage Johannsen schlug. Von seinem Vater zum Statthalter in Norwegen ernannt zog er sich durch seine Härte der Norweger Haß und den Bannfluch des Papstes zu; 1507 unterdrückte er aber die Unruhe in Bergen, wohin er sich dann selbst begab und die erste und unglückselige Bekanntschaft mit einer amsterdamer Hökenfrau, Sigbrit, welche jetzt einen Gasthof in Bergen besaß, und deren sehr schönen Tochter, Dyveke, machte. Jene ward seine Rathgeberin in Staatsangelegenheiten und diese seine Beischläferin. Noch vor seines Vaters Tode von diesem nach Kopenhagen gerufen folgte er ihm (1513) in der Regierung. Er fand das Reich im blühenden Zustande; die Finanzen waren in Folge der Mäßigkeit beim Aufwande des verstorbenen Königs, so wie des Hofes aufs Beste geordnet, die hohen Reichsämter in den Händen rechtschaffener Eingebornen; aber der Adel war mächtig und der Staatsrath in großem Ansehn. Doch gerade dieser Reichszustand ward für den jähzornigen, ehrgeizigen und im hohen Grade mißtrauischen Ch. eine Ursache des Sturzes. Nach Holberg's „dänischer Reichsgeschichten-Historie" Thl. 2. S. 10. ward „die alte Vertraulichkeit nun in Mißtrauen, die Eingezogenheit in Pracht und das bürgerliche Wesen in Hoheit verwandelt", was große Gährung und Mißvergnügen verursachte. Die Schweden unter Steen Sture's des jüngern Reichsverwaltung zeigten wie gewöhnlich Unschlüssigkeit ihn anzuerkennen; auch schien es Ch. nicht rathsam, schon jetzt Gewalt anzuwenden, er behielt aber Schweden scharf im Auge, verband sich mit den wendischen Städten, ward im Mai 1514 in Dänemark und bald darauf in Norwegen gekrönt und schloß hierauf Bündnisse mit England, Frankreich und Rußland. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg waren ihm verwandt und so glaubte er seinen Thron hinlänglich gesichert. Doch bald erbitterte er den dänischen Adel durch die Hinrichtung des Schloßhauptmanns Torben Oxe (1517), wegen Verdachts heimlich gepflogenen Umgangs mit der Dyveke, und die Geistlichkeit durch ein strenges Proceßurtheil gegen den Bischof Jens Beldenak, während das Regiment der Sigbrit immer unerträglicher ward. Da Schweden fortwährend an innern Zerwürfnissen litt, so suchte er sich nach dem Beispiele seiner Vorfahren eine Partei daselbst durch den Erzbischof Gustav Trolle von Upsala gegen Steen Sture zu verschaffen, ward von diesem nach Schweden gerufen und belagerte Stockholm, jedoch ohne Erfolg (Juni 1518), ward (22. Juli) bei Brendekirke von den Schweden unter Steen Sture geschlagen und genöthigt, sich einzuschiffen, heuchelte aber friedliche Gesinnung und entführte treulos 6 schwedische Edelleute als Geißeln nach Dänemark, unter andern den Gustav Erichson Wasa (s. d. Art. Gustav Wasa), und ließ sie einkerkern. Durch seine schlaue Politik behauptete er sich, obgleich er den nach Dänemark und Schweden abgeschickten Ablaßkrämer hart begegnet hatte, dennoch fortwährend in der Gunst des Papstes Leo X. und bewirkte, daß dieser den Bannstrahl wiederholt gegen Steen Sture, ja endlich gegen ganz Schweden, wo schon Luther's Lehre gepredigt ward, schleuderte und die Vollziehung desselben Ch. übertrug. Ch. setzte nun unter gutem Vorwande den Krieg mit Schweden fort. Er hatte dazu große Zurüstungen gemacht (1519) und fiel mit Deutschen, Franken, Schotten und dem Kerne seiner eigenen Truppen im Febr. 1520 in Westgothland ein. Es kam nun bei Bogesund mit den Schweden unter Sture zur blutigen Schlacht, wobei dieser verwundet, die Schweden geschlagen, und während ihr Anführer starb, das von dessen Wittwe hartnäckig vertheidigte Stockholm erobert (Anf. Sept.) und Ch. in der Hauptstadt Schwedens zum Könige gekrönt ward (Anf. Nov.). Aber 8 Tage nach dieser Krönung verübte er das schreckliche Blutbad, indem er bei Gelegenheit eines Gastmahls zu Stockholm dem Erzbischofe Gustav Trolle Gelegenheit gab, seine Klagen über Steen Sture und dessen Partei

vorzubringen und hierauf 94 Individuen aus der Stadt ohne Unterschied des Alters und ohne Untersuchung aus dem geistlichen, adeligen und bürgerlichen Stande hinrichten, zuletzt auf 3 Haufen bringen und verbrennen ließ, auch in den Provinzen das Morden fortsetzte; 600 Opfer fielen damals, worunter die Bischöfe von Scara, Vincent, und Stregnees, Matthias, deren Bisthümer er mit seinen vornehmsten Rathgebern besetzte. Schweden erwachte jedoch bald nach diesem Blutbade aus seiner Betäubung. Gustav Wasa, seiner strengen Haft glücklich entgangen, wagte es (Ende 1520) mit seinen Anhängern dem mächtigen Ch. die Spitze zu bieten und ihm völlig Schwedens Gehorsam aufzukündigen und die Dänen wurden überall geschlagen. Aber auch in Dänemark sank sein Ansehen durch unzeitige, wenn auch treffliche Verordnungen; denn diese waren dem Bürger- und Bauernstande günstiger, als dem Adel und der Geistlichkeit und durch seine Gesetze zu Gunsten des Handelsstandes erbitterte er nicht allein den Adel, die Geistlichen und die Beamteten, da diese Stände in der Zeit große Handelsgeschäfte machten, sondern brachte auch zugleich die Hansestädte gegen sich auf. Unerwartet schien er bei dieser innern Verwaltung Dänemarks Schweden zu vergessen und suchte nur durch den tapfern Admiral Norby das eine oder das andere belagerte Schloß zu entsetzen. Nie war seine Lage mißlicher als im J. 1523; die Hansestädte waren Meister zur See und droheten überall mit einer Landung; Kaiser Karl V. war selbst mit Frankreich in einen Krieg verwickelt und nachdem er vergeblich Landtage zu Callundborg und Aarhuus ausgeschrieben hatte, versammelte sich der jütländische Adel zu Wiborg, kündigte auf gemeinschaftliche Berathung Ch. den Gehorsam auf (20. Jan.) und wählte den Herzog Friedrich von Holstein zum Könige, und als Ch. in Kopenhagen von den Lübeckern zu Wasser und zu Lande belagert zu werden befürchten mußte, schiffte er sich mit seiner Familie und allen Kostbarkeiten nach Zeeland ein, wo er nach einem glücklich überstandenen Seesturme ankam. Während der Kaiser Karl V. Drohbriefe nach Schweden ergehen ließ, bekam Ch. bei Heinrich VIII. von England, wohin er sich begeben, ausweichende Antworten auf seine gemachten Vorstellungen, ihn wieder auf den Thron Dänemarks zu verhelfen. Zu Wiborg war inzwischen (Aug. 1524) Herzog Friedrich zum Könige von Dänemark gekrönt worden. Ch. behielt fortwährend im Volke seines verlassenen Reichs eine Partei und an dem Kaiser lange einen Fürsprecher für seine Interessen bei den deutschen Fürsten, daher er die Religionsstreitigkeiten in Dänemark benutzend einen Angriff auf Dänemark mit 10000 Mann und 15 Kriegsschiffen unternahm, im Oct. 1531 in Norwegen landete, von Neuem gehuldigt ward, jedoch nur schwach seinen Vortheil verfolgte, sich mit König Friedrich's I. Bevollmächtigten in Unterhandlungen einließ, von diesen nach Kopenhagen gelockt, daselbst gefangen genommen und in Sonderburg eingekerkert ward. Unter Christian III. erhielt er nach dem speierschen Vertrage (von 1544) gegen Abtretung aller zu machenden Ansprüche auf Dänemark, Norwegen und Schweden das Amt Callundborg mit der Insel Samsoe (1546) auf Lebenszeit zum Eigenthume, wohin er am 17. Febr. 1549 gebracht wurde. Hier lebte er, sich mit Jagen und Fischen beschäftigend, in Gesellschaft von mehrern Edelleuten und unter Aufsicht bis zum J. 1559, wo er am 24. Jan. starb. — Hatte Ch. II. auch viel Böses gethan, so hat er unstreitig auch viel Gutes gestiftet. Damit das Land nicht mit „lateinischen Bettlern" angefüllt würde, verordnete er, daß nur diejenigen studiren sollten, die die Mittel dazu hätten. Seine Grausamkeit mag mehr aus falschen Staatsansichten als aus Rachgierde hervorgegangen sein; wie es seine politische Lage erheischen mochte, war er bald der katholischen, bald der evangelischen Lehre zugethan. Von ihm veranlaßt hatte sein Mutterbruder, der Churfürst von Sachsen, den Martin von Wittenberg nach Kopenhagen gesandt, der daselbst Luther's Lehre predigte.

Ch. lebte und starb zuletzt dem evangelischen Glaubensbekenntnisse getreu. — Ch. III., Sohn Friedrich's I., geb. im J. 1503, ward von seinem Vater schon 1522 zu diplomatischen Verhandlungen gebraucht und nachdem dieser den Thron Dänemarks bestiegen hatte, mit einer Armee nach Holstein geschickt, um dieses Land gegen einen Einfall Christian's II. zu decken (1523). Er beförderte die Reformation in den Herzogthümern, weßhalb ihm auch die katholischen Bischöfe Dänemarks die Thronfolge erschwerten. Während des sogenannten Grafenkrieges eroberte er Travemünde, belagerte Lübeck und ward von dem jütländischen Adel zu Skanderborg zum Könige von Dänemark erwählt (4. Juli 1534). Nach seiner Huldigung verband er sich mit Schweden gegen Lübeck, unterdrückte die auf Fünen zwischen den Bauern und dem Adel entstandenen Unruhen und drängte hierauf den Feind aus Jütland, eroberte Halmstadt (Anf. 1535) und berennte Kopenhagen. Anfang des J. 1536 drohete ihm aber ein gefährlicher Sturm von Deutschland her. Der Kaiser Karl V. beabsichtigte nämlich den Churfürsten von der Pfalz, Christian's II. Schwiegersohn, auf den Thron Dänemarks zu erheben. Dieser Gefahr entging Ch. durch ein rasches Zuvorkommen, indem er die Stadt Dam wegnahm und von Holstein aus in des Kaisers Land einfiel, worauf sich der Churfürst von der Pfalz, der an die Spitze der Unternehmung gegen Ch. getreten war, wieder zurückzog. Am 29. Juli ergab sich Kopenhagen nach einer Belagerung von einem Jahre. Bewegungen in Norwegen vom Erzbischofe Olaf von Drontheim angeregt wurden bald zum Stillstande gebracht und darauf (14. Febr. 1536) der Friede mit Lübeck geschlossen. Nach wieder hergestellter Ruhe ward die Reformation eingeführt und nach Berathung mit dem weltlichen Reichsrathe ließ er an einem Tage alle Bischöfe in Verhaft bringen und ihre Güter einziehen und zu weltlichen Zwecken verwenden, gab aber den Bischöfen, als sie versprachen, sich ruhig zu verhalten, ihre Freiheit, ließ Johann Bugenhagen (s. d. Art.) nach Kopenhagen kommen und sich und seine Gemahlin am 12. Aug. 1537 daselbst krönen. Dänemark erhielt in diesem Jahre eine Kirchenordnung, es wurden statt der Bischöfe 7 Superintendenten eingesetzt; mildthätig sorgte Ch. für Kirchen, Schulen, Hospitäler und Priester und setzte im ganzen Reiche 7 Stiftslehnsmänner oder Amtleute ein, denen die Vollziehung dieser kirchlichen Anordnungen übertragen ward. Eine gänzliche Umänderung erfuhr auch die Universität zu Kopenhagen, so daß er als deren zweiter Begründer angesehen werden kann. Gleich thätig war er im weltlichen Regimente. Er vereinigte Norwegen, wo er ebenfalls die Kirchenreform vornahm, mit Dänemark. Um dem Reformationwerke mehr Festigkeit zu geben und weil Kaiser Karl V. noch immer feindliche Gesinnungen verrieth, trat er 1538 dem schmalkaldischen Bunde bei. Einige Irrungen mit Schweden machte Ch. in eigner Person mit Gustav Wasa (1541) zu Bremsebroe ab, wo zugleich ein engeres Bündniß auf 50 Jahre zwischen Beiden geschlossen ward, schloß ein Bündniß mit Frankreich und durch den speierschen Vertrag (3. Juni 1544) mit dem Kaiser, wodurch er das Reich von der drückenden Last, stets ein Kriegsheer auf den Beinen zu erhalten, befreite. Die Befestigung seiner Einrichtungen behielt er stets vor Augen und nahm an den Religionsangelegenheiten in Deutschland stets den lebhaftesten Antheil. 1550 erschien eine von ihm veranstaltete Bibelausgabe, die erste vollständige in Dänemark. Bei der beabsichtigten Aufhebung der Leibeigenschaft mag er aber unübersteigliche Hindernisse gefunden haben. Er starb am Neujahrstage 1559. — Von seinem Gesetzgebertalente zeigen nicht nur die auf kirchliche, Universitäts- und Schulanstalten sich beziehenden Verordnungen, sondern auch der norwegische Receß und die schleswigsche Deichordnung. Von seiner Menschenfreundlichkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit gab er sprechende Beweise. —

Ch. IV., Sohn Friedrich's II., geb. zu Friedrichsborg d. 12. Apr. 1577, gehört, wenn auch nicht zu den glücklichsten, doch zu den ruhmwürdigsten Beherrschern Dänemarks. Schon in seinem 3. Lebensjahre ward er von den Ständen zum künftigen Könige von Dänemark und Norwegen erwählt und ihm gehuldigt. Sein Vater hatte gewissenhaft für seine Erziehung gesorgt, doch starb er schon (4. April 1588), als der Prinz noch nicht 11 Jahre alt war. Der hierauf versammelte Reichsrath wählte 4 der würdigsten Mitglieder, welche als Regierungsräthe während seiner Minderjährigkeit das Reich nach erhaltenen Instructionen verwalten sollten und Ch. mit glücklichen Geistesgaben ausgestattet machte in der Kriegskunde, den freien Künsten, der latein. Sprache, der Seefahrtswissenschaft überraschende Fortschritte. Zu den größten und schönsten Schiffen, die er besaß, hatte er selbst die Abrisse gefertigt; daher war unter seiner Regierung der Dänen Seemacht in größerem Flore als früher. Seines Scharfblicks und seiner Rechtlichkeit halber belehnte ihn der Kaiser Rudolph II. schon 1593 mit den Fürstenthümern Holstein, Stormarn und Ditmarsen und bestätigte die Anwartschaft auf Oldenburg und Delmenhorst. Am 7. Aug. 1596 unterzeichnete er die von ihm und dem Reichsrathe entworfene Capitulation und reiste dann nach Deutschland. Während dieser Reise gelang es den Feinden des berühmten Astronomen Tycho de Brahe (s. d. Art.), diesen, den Ch. persönlich hochschätzte, aus Dänemark zu verdrängen. Erst 22 Jahre alt erhielt er die Alleinregierung und ward nebst seiner Gemahlin am 12. Juli gekrönt. 1599 unternahm er eine Seereise um ganz Norwegen, bei welcher er alle norwegische Häfen in Augenschein nahm. Aus Liebe zum Frieden legte er die Streitigkeiten mit der Königin Elisabeth von England wegen der Schifffahrt um den Norden auf Archangel gütlich bei. Um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben bereiste er seine Länder und als er hier bald nach der Krönung hinter die Nachlässigkeit der Amtleute kam, so ließ er sie beinahe alle von ihren Ämtern entfernen, und unternahm eine durchgreifende Verbesserung der weltlichen und kirchlichen Gesetze Dänemarks. In den Jahren 1605 und 1606 ließ er das vormals den norwegischen Königen zinsbar gewesene, aber seit 1350 nach und nach vergessene Grönland wieder aufsuchen. So glücklich aber Ch. wiederholt die Irrungen mit England unter Jacob's, seines Schwagers, Regierung wegen der Fischereien in den dänischen Gewässern beilegte, so gelang ihm dieß doch nicht mit den Grenzstreitigkeiten zwischen Dänemark und Schweden; deßhalb sahe er sich genöthigt, Schweden am 10. Oct. 1610 für kommendes Frühjahr den Krieg zu erklären und eröffnete diesen Feldzug mit 14000 M.; sandte ein Corps nach Elsburg, während er selbst Calmar bis auf das Castell eroberte (Mai 1611), berennte dieses, verlor zwar unterdessen Christianopel an den jungen Reiteroberst Gustav Adolph (s. d. Art.), Sohn Karl's IX., schlug aber die Schweden, geführt von Karl IX., der zum Entsatze des Castells von Calmar herbeigezogen war, mit großem Verluste in die Flucht. Eben so glücklich waren seine Waffen zur See. Der Tod Karl's IX. führte den Frieden herbei, der zum größten Vortheile für Ch. am 13. Jan. 1613 zu Siöröd unterzeichnet ward. Nicht so glücklich war der Ausgang seiner Theilnahme am 30jährigen Kriege (s. d. Art.). 1629 begannen von Neuem die hamburger Streitigkeiten wegen des sogenannten jus restringendi (Stapelrechts). Ch. faßte den Entschluß, dieses vermeintliche Recht mit Gewalt aufzuheben. Deßhalb ging er am 28. Aug. 1630 mit einer bedeutenden Flotte unter Segel, warf an den Elbmündungen Anker und schlug die Hamburger zur See; erst 1645 nahm dieser Streit durch Vergleich ein Ende. Schlimme Folgen für ihn und das Reich hatte sein letzter Krieg mit Schweden unter Christine (s. d. Art.). Dänemark ward 1643 widerrechtlich angegriffen. General Torstenson (s. d. Art.) eroberte mit leichter Mühe in kurzer Zeit ganz Holstein, Schleswig und Jütland, worauf die Schweden erst ihre Ursachen an-

gaben, z. B. den Sundzoll, die den Kaiserlichen gegen die Schweden vorgeblich geleistete Hülfe, den Frieden mit dem Kaiser zum Nachtheile der Interessen Schwedens ꝛc. Doch waren die Dänen zur See glücklich, besonders da, wo Ch. persönlich befehligte. Merkwürdig bleibt vorzüglich die Schlacht bei der Insel Femern (1. Juli 1644), wo die dänische aus 39 Schiffen bestehende Flotte die schwedische, 46 Schiffe stark, in die Flucht schlug, wobei aber Ch. das rechte Auge verlor. Da aber eines Theils Schweden von Holland unterstützt ward, andern Theils der dänische Adel Ch.'s Sache gar nicht unterstützte und seine Landtruppen in schlechtem Zustande sich befanden, auch die besten Generale in Deutschland gefallen waren, so verbesserte jener Sieg seine Lage nicht; er schloß auf Vermittelung Frankreichs zu Brömsebroe Frieden (13. Aug. 1645), vermöge dessen Dänemark an Schweden Jemteland, Herdalen, Ösel und Gothland auf ewig und Halland auf 30 Jahre abtrat, auch die Schweden die Zollfreiheit im Sunde bekamen. Aber obgleich dadurch das Reich mehrere Provinzen verlor, so hatte er dasselbe doch wieder durch die Gründung der ostindischen Compagnie auf der Küste von Koromandel (1618) erweitert; dabei war er rastlos darauf bedacht, daß das Reich durch eine verbesserte Gesetzgebung und wohlthätige Institute an innerer Festigkeit gewann, das bezeugten sein nordisches Gesetzbuch, die Posteinrichtung, die erste in Dänemark, und seine ununterbrochenen Reisen im Reiche. Er war 50 Mal in Norwegen, wo er zugleich den Provinziallandtagen beiwohnte. Es wurden unter ihm die Silberbergwerke zu Kongsberg entdeckt, so wie mehrere Kupfer- und Eisenbergwerke, er führte Manufacturen und Fabriken ein. Kopenhagen verdankt ihm eine Sternwarte, ein Zeughaus und eine Börse; er erbaute viele andere Gebäude, ja ganze Straßen; die Stadt Christianopel (1600), das Schloß Rosenburg (1601), Christianstadt (1614), Christianshaven (1618), die Festung Glücksstadt (1620) ꝛc. Von seiner Liebe zu den Wissenschaften zeigen die vielen angelegten Schulen zu Christiania, Röskilde, Lund u. a. m., so wie seine stete Fürsorge für die Universität. Einen schönen Beweis von Gerechtigkeitsliebe, Geistesgegenwart und Strenge gab er in dem Processe Christoph Rosenkranze's von Skanderborg gegen die Wittwe eines gewissen Juul's, die in die Bezahlung der Forderung verurtheilt, von dem vermeintlichen Gläubiger hart gedrängt ihre Zuflucht endlich zum Könige nahm, der sich bewegen ließ, die Sache selbst zu untersuchen; er ließ den Schuldner rufen und befahl zugleich die Schuldverschreibung mitzubringen. Was zuvor Niemand gesehen, das bemerkte Ch.: ein viel neueres Wasserzeichen des Papieres. Rosenkranz, der selbst gegen den König bei seiner Forderung stehen geblieben war, ward zu Kopenhagen (25. März 1610) enthauptet. Übrigens war Ch. nicht ganz ohne Fehler; so konnte er z. B. leicht zum Jähzorne gebracht werden, der in Züchtigungen der Umgebung ausartete, worauf aber gewöhnlich eine Gnadenerweisung folgte. Inzwischen ist er zu den berühmtesten und größesten Königen Dänemarks zu rechnen. Er starb zu Kopenhagen den 28. Febr. 1648. — Ch. V., der erste König von Dänemark aus dem oldenburgischen Hause, dem die Krone ohne Wahl nach dem 1660 festgesetzten Successionsrechte zukam, war der Sohn König Friedrich's III. und ward geboren zu Flensburg den 15. April 1646 und ihm in Dänemark und Norwegen 1655 gehuldigt. Er genoß eine sehr zweckmäßige Erziehung, zeichnete sich bei der Belagerung Kopenhagens durch die Schweden (1658) durch Tapferkeit aus und durchreiste, um die Kriegskunst fremder Länder kennen zu lernen, die Niederlande, England, Frankreich, Italien, Deutschland (1667). Er folgte seinem Vater 1670 in der Regierung und ward den 7. Juni 1671 zu Friedrichsborg zum Könige gesalbt. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Beendigung des langen Successionsstreites wegen Oldenburg, indem er sich mit dem Herzoge von Plön verglich. Jetzt wandte er

alle Sorgfalt auf eine dem Auslande Achtung gebietende Reichsverfassung; insbesondere brachte er das Kriegswesen zum Schutze des Landes auf eine hohe Stufe. Als Ludwig XIV. von Frankreich, verbündet mit England und Schweden 1672 Holland mit Krieg bedrohete, schloß auch Ch. mit dem Kaiser, so wie mit Churbrandenburg, Braunschweig-Lüneburg und Hessen-Cassel zu Braunschweig einen Defensivvertrag (12. Sept. 1672). Hierauf griff Schweden Brandenburg an und suchte Dänemark vergeblich zu sich herüberzuziehen; dagegen rüstete sich Ch. und erklärte Schweden den Krieg und ließ die Provinz Schonen besetzen. Die Schweden wurden im Dec. 1676 bei Lunden in einer blutigen Schlacht geschlagen, so wie 1677 in der Kiöger Bucht, dann bei Landskron und Oddewald, obgleich Ch. von seinen Alliirten zuletzt sich ganz verlassen sah (1678 u. 79); schloß aber unter französischer und churſächsischer Vermittelung zu Fontainebleau (10. Aug. 1679) mit Schweden Friede, nach welchem er diesem alle Eroberungen und auch Schonen zurückgab. Jedoch verdankte er diesem Kriege die kaiserliche Bestätigung des vom Herzoge von Plön käuflich an sich gebrachten Theils von Oldenburg und Delmenhorst. Er verbündete sich mit Frankreich und forderte die Huldigung von Hamburg, das sich mit 220000 Thlr. von ihm loskaufte (30. Oct.). Hiernächst wandte Ch. seine ganze Aufmerksamkeit auf den Handel, erbaute die Stadt und Festung Christiansburg (1681) und gab verschiedene Polizei- und Civilgesetze, unter andern das „neue dänische Gesetz" (15. April 1683); nahm die in Frankreich verfolgten und nach Dänemark geflüchteten Hugenotten in seinem Reiche auf und versprach ihnen eine 20jährige Abgabenfreiheit. Die Streitigkeiten mit Lüneburg wegen der Stadt Ratzeburg entschied er rasch mit gezücktem Schwerdte (29. Aug. 1693). Er starb den 5. Aug. 1699. — Er war ein großer Feldherr (unter seiner Regierung hat nie ein Feind seine Länder betreten), stand selbst bei orientalischen Völkern in Ansehn, indem persische und tatarische Gesandten an seinem Hofe erschienen, erneuerte den Danebrog- und Elephantenorden, stiftete das Hof- und Stadtgericht in Kopenhagen, so wie das Oberhofgericht in Norwegen, gab Dänemark die neuen Kriegs- und Seeartikel, ein neues Altar- und Gesangbuch, und ließ ganz Dänemark vermessen. Dagegen soll er wenig Achtung für Wissenschaft und Kunst gezeigt haben und übertriebener Aufwand zerrüttete die Finanzen. — **Ch. VI.**, der Fromme genannt, Enkel des Vorigen, Sohn Friedrich's IV., geb. den 30. Nov. 1699. folgte seinem Vater in der Regierung 1730, schaffte sogleich die Landmiliz ab, führte sie aber später, so wie die aufgehobene Leibeigenschaft wieder ein. Kriege wurden unter seiner Regierung nicht geführt; die Mißhelligkeiten mit Hamburg, Holstein, Schweden und England wurden theils in Güte beigelegt, theils durch Geldsummen, die Ch. erhielt, beendigt, und seine Flotten waren in der besten Verfassung. Er errichtete zu Kopenhagen eine Brandversicherungsanstalt, wozu die Feuersbrunst der Stadt 1728 Veranlassung gab, die er schön wieder aufbauen ließ und verwandte auf Christiansburg allein 21 Mill. Thlr. Der Handel erhielt unter ihm einen neuen Schwung durch die neue königl. ostindische Compagnie und Erkaufung der Insel St. Croix von Frankreich; er schloß und unterhielt Bündnisse mit England, Rußland, Östreich, Frankreich und Schweden, errichtete Schulen, z. B. ein akademisches Gymnasium und eine Vorbereitungsschule zu Altona und viele Landschulen, führte die öffentliche Confirmation der Kinder ein, ließ die Bibeln in der Landessprache drucken und verbreiten und errichtete ein General-Kirchen-Inspectionscollegium, die Rückkehr der Reinheit der ersten christlichen Gemeinden bezweckend, das aber leider nur Intoleranz und Kopfhängerei erzeugte. Er starb den 6. Aug. 1746. — **Ch. VII.**, Sohn Friedrich's V., ward geboren den 29. Jan. 1749, folgte seinem Vater am 13. Jan. 1766, machte nach seiner Krönung eine Reise durch Deutschland,

Holland, England und Frankreich (1767—69), wobei er die berühmtesten Gelehrten, z. B. Voltaire, welcher ihm später die innigste Verehrung zollte, Akademien, gelehrte Gesellschaften ꝛc. besuchte. Überall hinterließ er den Ruf eines leutseligen und unterrichteten Fürsten, und nahm von der Universität Cambridge die juristische Doctorwürde an. Inzwischen waren zum Besten des Reichs durch seinen Minister J. H. E. Bernstorff (s. d. Art.) viele weise Maßregeln getroffen und glücklich ausgeführt worden, so die Wiederaufhebung der Leibeigenschaft, ein Vertrag mit Rußland wegen der Erbfolge in Holstein, ein Vergleich mit Hamburg, wonach diese Stadt gegen den Nachlaß von 4 Mill. Schuldforderungen an Dänemark und anderen geringern Summen an Holstein als freie Reichsstadt anerkannt wurde. Mit Mäßigkeit unterdrückte er einen Aufstand auf der Insel Bornholm und verminderte die drückenden Abgaben ꝛc. Aber die Erhebung Struensee's (s. d. Art.) in den Grafenstand und zum geheimen Cabinetsminister eröffnete die Quelle zu vielem Unheile. Durch den Ehrgeiz des neuen Ministers wurden die beiden verdienstvollen Bernstorffe und die Grafen Danneskiold-Laurwig und Holk entfernt, das geheime Staatsconseil hörte ganz auf und andere Collegien erfuhren große Veränderungen. Dieß erregte Mißvergnügen, Neid und Feindschaft; der König fing an geistesschwach zu werden und der Minister ward gestürzt, womit zugleich das Verderben der Königin, wegen eines gegen diesen zum Verbrechen gestempelten Betragens, bezweckt wurde. Struensee starb (1772) als Majestätsverbrecher auf dem Blutgerüste und die Ehe des Königs ward getrennt. Bei der Geisteszerrüttung des Königs führten nun die verwittwete Königin Juliane Marie und ihr Sohn Friedrich, jetziger König, das Ruder und das Guldberg'sche Ministerium trat in Wirksamkeit, von welchem das vom Könige als Grundgesetz in der Staatsverfassung erklärte „Indödsret" (Recht der Eingebornen) ausging, nach welchem nur Eingeborene und diesen an Kenntnissen gleich zu achtende Verdienstvolle zu Ämtern im Staate gelangen sollen. Am 14. April 1784 ward der Kronprinz als Mitregent an die Spitze der Regierung gestellt, von wo an Ch. nur den Namen des Regenten übrig behielt und beinahe gar keinen Theil mehr an der Regierung nahm. Bei der Zerstörung Kopenhagens durch die Engländer (vom 2—7. Sept. 1807) war Ch. nach Holstein geflüchtet und nahm seinen Aufenthalt zu Rendsburg, wo er, nachdem das Reich noch große Veränderungen erlitten hatte, am 13. März 1808 starb. 22.

Christiania, Hauptstadt des mit Schweden vereinigten Königreichs Norwegen unter 59° 55° N. B. und 28° 29' Ö. L. Sie liegt in einer angenehmen Gegend am Fuße des Egeberges in dem Stifte Christiania oder Aggerhuus am Ende des Meerbusens Christianiafjord, ist ziemlich regelmäßig gebaut und besteht aus der eigentlichen Stadt und 5 Vorstädten, Opslo, Fejrdingen, Pipervigen, Gränsen und Vaterland. Opslo war die alte vom Könige Harald Haandrade 1060 gegründete Hauptstadt; als sie aber 1614 abbrannte, baute König Christian IV. das heutige Ch. und machte Opslo zur Vorstadt. Hier wohnt der Bischof. Durch die Stadt fließt der Fluß Agger, und an der Stelle, wo er in den Meerbusen Christianiafjord mündet, liegt das alte feste Schloß Aggerhuus, welches sonst der Sitz der dänischen Vicekönige war, jetzt aber als Arsenal benutzt wird. Ch. hat ungefähr 1600 Häus. und 21000 Einw., welche größtentheils vom Holzwaarenhandel leben. Unter die wenigen Merkwürdigkeiten gehören die Kirche in der eigentlichen Stadt (Vaar Frelsers Kirke), das Schauspielhaus, das königl. Schloß, die Börse und das Landcadettenhaus. Seit 1813 befindet sich hier eine von Friedrich XVI. gestiftete Universität, welche eine Bibliothek von 70000 Bänden, eine Münzsammlung, einen botanischen Garten, physikalische Sammlungen, ein Observatorium, ein anatomisches Cabinet und andere Anstalten besitzt. Die seit 1809 bestehende Gesellschaft für Norwe-

gens Wohl und die 1816 gegründete Bibelgesellschaft sind noch in voller Wirksamkeit. Für wissenschaftliche Vorbildung sorgt die Cathedralschule, welche eine Bibliothek von 6000 Bänden besitzt und gegen 80 Schüler zählt. Auch gibt es mehrere Buchhandlungen und Buchdruckereien, aus welchen Zeitungen und Zeitschriften hervorgehen. — Ch. ist der Sitz des Reichsstatthalters von Norwegen und der Versammlungsort des Storthings. 15.

Christina, Königin von Schweden, Tochter Gustav Adolph's und der Maria Eleonore von Brandenburg, wurde am 8. Dec. 1626 geboren und war also kaum 6 Jahre alt, als ihr heldenmüthiger Vater im J. 1632 bei Lützen im Kampfe für Glaubensfreiheit seinen Tod fand. Noch bevor dieser nach Deutschland abgereist war, hatte er den Ständen des Reichs seine Tochter als Nachfolgerin anempfohlen und das feierliche Versprechen, ihr, wenn er fallen sollte, zu huldigen, mit sich genommen. So wurde sie denn 1633 allgemein als Königin anerkannt und bis zu ihrer Volljährigkeit unter die Vormundschaft von fünf Reichsräthen, unter ihnen Oxenstjerna, gestellt. Anfangs überließ man die Erziehung Ch.'s ihrer Mutter, da aber die schwermüthige Stimmung derselben einen nachtheiligen Einfluß zu äußern begann, so wurde die weitere Ausbildung der jungen Königin dem Hofprediger Johann Matthiä anvertraut. In kurzer Zeit machte Ch. die bewundernswürdigsten Fortschritte in alten und neuen Sprachen, Geschichte, Geographie, Politik und andern Wissenschaften; ihr lebhafter, äußerst empfänglicher Geist, und eine frühzeitig sich äußernde Seelenstärke berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Auf der andern Seite aber führte der Mangel mütterlicher Leitung und Ausbildung Nachtheile herbei, die später nur zu sehr sichtbar wurden. Am 7. Dec. 1644 mit Eintritt ihrer Volljährigkeit ergriff sie die Zügel der Regierung selbst, zu einer Zeit, wo Schweden in mehrere schwierige Kriege verwickelt einer festen Hand bedurfte, um die Krisis glücklich zu überstehen. Unterstützt von dem Rathe Oxenstjerna's, ohne sich jedoch unbedingt seiner Leitung zu überlassen, zeigte sie einen so sichern Takt und solche Umsicht in den Regierungsgeschäften, und verstand so wohl den Ehrgeiz der Großen zu zügeln, daß man die kräftige Manneshand durchaus nicht vermißte. Mit berechnender Klugheit schloß sie mit Dänemark den vortheilhaften Frieden zu Brömsebroe (13. Aug. 1645) ab, wodurch sie eines, wenn nicht gefährlichen, doch hemmenden Feindes entledigt wurde und nun den Krieg in Deutschland desto nachdrücklicher führen konnte. Endlich durch den Frieden von Münster und Osnabrück im J. 1648 trat Schweden, wenn auch im Verhältnisse zu seinen Aufopferungen nicht hinlänglich entschädigt, doch mit manchem Vortheile siegreich und rühmlich aus dem anstrengenden Kampfe zurück. Man macht jedoch, und wohl mit Recht, Ch. den Vorwurf, daß sie gerade während dieser Friedensverhandlungen ihren gewöhnlichen scharfen Überblick der Verhältnisse nicht gezeigt, und manchen wichtigen Vortheil aus den Händen gelassen habe. — Wenn wir Ch. in ihrem Privatleben betrachten, so können wir nicht umhin zu gestehen, daß sie eine der merkwürdigsten weiblichen Erscheinungen war, die nur je unser Interesse erregt haben. Gelehrt, scharfsinnig, zärtlich und abstoßend zu gleicher Zeit, oft zu männlich, oft als Königin zu wenig die Schwäche ihres Geschlechts verläugnend, erschien sie, ihre Vertrauten ausgenommen, der Welt und ihren entfernteren Umgebungen als ein unauflösbares, doch stets anziehendes Räthsel. Ihre Abneigung gegen den Ehestand, den sie als die drückendste der Fesseln haßte, schloß doch keineswegs die Liebe zu geistreichen Männern aus. Der Graf Magnus de la Gardie, Pimentelli, der spanische Gesandte, der Graf Thott erhielten die entschiedensten Beweise ihrer Gunst. Nichts aber, selbst nicht die wiederholten Bitten der Stände konnte sie bewegen, sich zu vermählen. Der wirklich liebenswürdige Prinz von Pfalz-Zweibrücken, ihr Vet-

ter, that deßhalb vergebliche Schritte, obgleich er bei ihr in Gunst stand, und selbst nach ihrem Wunsche im J. 1649 von dem versammelten Reichstage zu ihrem Nachfolger erklärt worden war. Als Freundin der schönen Künste und Wissenschaften zog sie eine Menge ausgezeichneter Gelehrte in ihre nächste Umgebung, und suchte mit seltner Wißbegierde in ihrer Unterhaltung ihre Kenntnisse zu vermehren. Dahin gehören Cartesius, Meibom, Bayle, Böcler, Hugo Grotius, Johannes Freinsheim, Gerdes u. A. Zur Erholung von den Regierungsgeschäften begab sie sich oft in Begleitung ihrer Vertrauten, die selten aus weiblichen Personen (mit Ausnahme der gebildeten Gräfin Ebba Sparre) bestanden, nach Ulrichsdal, einem Besitzthume des Grafen de la Gardie, wo sinnreiche, freilich auch höchst kostspielige Festlichkeiten ihr die angenehmste Zerstreuung gewährten. Unter allen ihren Günstlingen hatte sich unstreitig Pimentelli den dauerndsten und erfolgreichsten Einfluß zu verschaffen gewußt. Wir berühren hier nicht die mancherlei Schwächen Ch.'s, derer sich Pimentelli wohl mit Recht rühmen konnte, sondern ungleich wichtiger ist es, daß es diesem schlauen Manne gelang, Ch. der Liebe zu dem Einheimischen immer mehr zu entfremden, und endlich sogar, mochte er nun entweder den Hang der Königin zum Außerordentlichen genährt oder wirklich eine mystisch-religiöse Stimmung in ihr erregt haben, im geheimen Einverständnisse mit dem franz. Gesandten Chanut und ihrem Leibarzte Bourdelot, einem höchst verschlagenen Katholiken, sie zum Übertritte zum Katholicismus zu bewegen. Auffallend aber ist es, daß die Königin durchaus nicht zu bewegen war, ihren schon 1649 geäußerten Vorsatz, die Regierung in die Hände Karl Gustav's niederzulegen, aufzugeben. Die Stände des Reichs und Pimentelli suchten ihren Entschluß vergebens zu hintertreiben, letzterer natürlich aus ganz verschiedenem Grunde. Die feierliche Entsagung geschah in Mitten der Reichsversammlung am 1. Juni 1654. Sie verließ hierauf Schweden und begab sich nach Brüssel, wo sie am 24. Dec. insgeheim in die katholische Kirche übertrat. Jahrs darauf that sie dieß öffentlich zu Innspruck und reiste dann nach Rom, wo sie vom Papste Alexander mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Hier und während eines zweimaligen Aufenthaltes in Frankreich verwickelte sie sich durch ihre Sonderbarkeiten oft in große Unannehmlichkeiten; am meisten Aufsehen aber erregte die auf ihren Befehl erfolgte Ermordung ihres angeblich verrätherischen Stallmeisters Monaldeschi zu Fontainebleau, eine Handlung, welche von ihren scharfsinnigsten Vertheidigern, z. B. Leibnitz, nicht hat entschuldigt werden können. Eine eigne Erscheinung ist es, daß Ch. im J. 1660 nach Schweden reiste und zwar in der Absicht, den durch den Tod Karl Gustav's erledigten Thron wieder zu besteigen; allein ohne Erfolg; denn wie sehr ihr die öffentliche Meinung abhold geworden war, erfuhr sie bei einer zweiten Anwesenheit in Schweden im J. 1667. Man ging sogar so weit, ihr die öffentliche Ausübung des katholischen Cultus zu verbieten. Sie kehrte hierauf nach Deutschland und 1668 nach Rom zurück. Hier lebte sie, nach dem Ausbleiben ihrer Gelder aus Schweden, von einem Jahrgehalte des Papstes unterstützt, nur der Beschäftigung mit den Wissenschaften und stillen Betrachtungen. Ihr Tod erfolgte am 19. April 1689. — Man vergleiche besonders: Archenholz historische Merkwürdigkeiten der Königin Christina von Schweden. Leipz. u. Amsterdam 1750 — 1752. 4. 22.

Christoph, St., oder der Große, gehört unter die Heiligen, von welchen die beglaubte Geschichte nur wenig, die Sage desto mehr erzählt. Einige lassen ihn aus Palästina, Andere aus Syrien oder Cilicien abstammen. Der Bischof von Antiochien, Babylas, soll ihn im Christenthume unterrichtet, dann getauft, ihm aber auch mehrere Büßungen aufgelegt haben, unter welchen die letzte die war, Pilger durch einen Fluß ohne Brücke auf seinen Schultern zu tra-

gen. Hier sei einst Christus in Gestalt eines Kindes zu ihm gekommen und habe verlangt übergesetzt zu werden, sei aber dem gutwilligen Träger so schwer geworden, daß dieser sich beklagt, aber vom Herrn die Antwort bekommen habe: „Schwerer als ich jetzt dir, wurde es mir, deine Sünden zu tragen". Hierauf habe Christus ihn befohlen einen Stab in die Erde zu stecken, an welchem am folgenden Morgen Laub und Datteln gehangen hätten. Nach vielfachen Bekehrungen soll Ch. unter dem Kaiser Decius im III. Jahrh. den Märtyrertod erduldet haben. In der kathol. Kirche ist ihm der 25. Juli, in der griech. der 9. Mai geweiht. Er wird als ein Mann von außerordentlicher Größe mit dem Christuskinde auf den Schultern abgebildet. 60.

Christoph I., König von Dänemark, Waldemar's II. Sohn, regierte von 1252— 1259 und ist besonders durch sein kühnes, damals höchst gefährliches Auftreten gegen die Geistlichkeit bekannt geworden. Der Erzbischof von Lund, Jacob Erlandsöe, hatte willkürlich das schonensche Kirchenrecht abgeändert und offen geäußert, daß nicht der König, sondern der Papst in geistlichen Angelegenheiten zu entscheiden habe. Ch. ließ ihn nebst andern Geistlichen gefänglich einziehen und suchte, ohne den über das ganze Land verhängten Bann zu berücksichtigen, den ausgebrochenen Aufstand durch Waffengewalt zu unterdrücken. Doch ehe er damit zu Stande kam, fand er seinen Tod in einer von dem Bischofe Arnefaß zu Aarhuus vergifteten Hostie. — Ihm folgte sein Sohn Erich. — Ch. II., Sohn Erich's VI., bestieg den Thron Dänemarks nach dem Tode seines Bruders, Erich VII., im J. 1320. Die Regierung dieses Fürsten ist eine fortlaufende Kette von Unruhen und Mißgeschick. In einem höchst nachtheiligen Vertrage hatte er beim Antritte der Regierung die wichtigsten Kronrechte dem Adel und der Geistlichkeit abtreten müssen, und als er später von der Nothwendigkeit gedrungen Willkühr zu üben anfing, brach ein Aufstand aus, der seiner Herrschaft im J. 1326 ein Ende machte und ihn zur Flucht nöthigte. König wurde an seiner Statt Waldemar, der Herzog von Schleswig. Zwar gelangte er 1330 von Neuem auf den Thron, allein der Graf Gerhard von Holstein erregte abermals Unruhen und Ch. starb an den Folgen der Mißhandlungen, die er im Gefängnisse hatte erdulden müssen, im J. 1333. — Ch. III., Sohn Johann's, Herzogs von Baiern, Neffe des Königs Erich X. von Dänemark und Schweden, wurde nach dessen Absetzung von Dänemark im J. 1438 und von Schweden im J. 1441 als König anerkannt. Der in Jütland durch Erich angefachte Aufstand wurde nach vielem Blutvergießen gestillt und die Ruhe des Reichs blieb ferner ungestört. Nach dem Tode Ch.'s im J. 1448 bestieg das Haus Oldenburg den dänischen Thron. 22.

Christoph, Herzog von Baiern, genannt der Starke oder der Kämpfer, geb. den 5. Jan. 1450, war der vierte Sohn Herzog Albert's III. des Frommen. Von Natur mit außerordentlicher Leibesstärke begabt beschäftigte er sich von früher Jugend an fast ausschließlich mit ritterlichen Übungen, so daß er bald allgemein gefürchtet und für den tapfersten Kämpfer seiner Zeit gehalten wurde. Besonders war ihm der Adel sehr gewogen und unterstützte ihn auch, obwohl vergebens, gegen seinen Bruder Albert IV., welcher ihm entschieden die verlangte Theilnahme an der Regierung abgeschlagen hatte. Seinem Ungestüme zu entgehen, ließ ihn endlich Albert in seiner Badestube zu München aufheben (1470) und nur der Verwendung der Stände und Kaiser Friedrich's III. hatte er nach 20monatlicher Gefangenschaft seine Befreiung zu verdanken. Eine Probe seiner Stärke und ritterlichen Muthes legte er während der Hochzeit Herzogs Georg des Reichen zu Landshut ab, wo er die Ausforderung des Grafen von Lublin, eines Polen, annahm, und durch einen glänzenden Sieg die Ehre der deutschen Ritterschaft rettete. Später zeichnete er sich im Heere des Königs Matthias von

Ungarn gegen die Türken, und 1488 in dem Feldzuge Maximilian's I. gegen die Niederlande durch glänzende Waffenthaten aus. Zuletzt wandte sich sein unruhiger Geist nach dem Morgenlande. In Begleitung mehrerer deutschen Großen, unter welchen auch der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen, war, trat er im J. 1493 eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe an. Doch er sah sein Vaterland nicht wieder. Er starb auf der Rückreise in demselben Jahre zu Rhodus. Noch jetzt zeigt man zu München Gegenstände, an denen er seine ungeheure Körperkraft zu üben gewohnt war, z. B. einen mehrere Centner schweren Stein, welchen er mit dem Fuße fortschleuderte, und in der Höhe einer Wand einige Nägel zum Zeichen, wie weit er es im Springen gebracht hatte. — Er hinterließ keine Erben. 22.

Christoph, Herzog von Würtemberg, Sohn des unglücklichen Herzogs Ulrich und der Sabina von Baiern, ein Fürst, auf welchen nicht allein Würtemberg, sondern ganz Deutschland stolz sein kann, wurde am 12. Mai 1515 geboren und zwar unter Umständen, die ihm eine eben nicht erfreuliche Zukunft verhießen. Sein Vater Ulrich, ein ehrenwerther, aber äußerst ungestümer Mann, hatte durch einige Gewaltthätigkeiten den mächtigen schwäbischen Städtebund gegen sich aufgereizt. Er mußte sein Land verlassen und übergab seine Kinder, Christoph und dessen Schwester Anna, dem Schutze der tübingischen Besatzung. Als sich diese treulos ergeben hatte, kamen die fürstlichen Kinder in die Gewalt der Feinde; jegliche Verwendung der Mutter Christoph's, welche sich am baierschen Hofe aufhielt, ihrem Sohne sein Erbtheil zu erhalten, war vergebens; nur einige unbedeutende Ämter sollten ihm verbleiben, und das Land selbst wurde nach einem zweiten vergeblichen Einfalle Ulrich's gegen Erstattung der Kriegskosten dem Kaiser Karl V. überlassen. Ch., noch nicht 5 Jahre alt, wurde an den kaiserl. Hof zu Innspruck gebracht und erhielt hier eine ganz gewöhnliche, seinem Stande nicht angemessene Erziehung. Der Kaiser aber war ihm persönlich gewogen und nahm ihn auf allen seinen Reisen, so auch zum Reichstage in Augsburg im J. 1530 als Begleiter mit sich. Hier erhielt der 15jährige Ch. von seinen Oheimen, den Herzögen von Baiern und andern Fürsten, nähere Aufklärung über seine Verhältnisse und Ansprüche, und als sein Erbe auf demselben Reichstage dem Bruder des Kaisers, Ferdinand, feierlich zu Lehn gegeben, ihm aber jegliche Entschädigung verweigert wurde, so gab er den Vorschlägen seines Lehrers, Tiffernus, der ihn früher schon einmal in Wienerisch-Neustadt aus den Händen der Türken befreit hatte, Gehör und entfloh mit ihm zur günstigen Zeit, denn Karl wollte ihn mit sich nach Spanien nehmen und wahrscheinlich dort in einem Kloster auf immer zum Schweigen bringen. Offen trat nun Ch. mit Bewilligung seines Vaters, und von den meisten Fürsten unterstützt, mit seinen Forderungen hervor. Vergebens weigerte sich der Kaiser; denn unterdessen (1534) fiel Ulrich zum dritten Male in Würtemberg ein, eroberte es und behauptete sich auch im Vertrage zu Kaden, obgleich als Afterlehnsträger Östreichs. Jetzt begab sich Ch. zu seinem Vater; allein Mißhelligkeiten mit diesem, der ungerechten Argwohn gegen ihn im Herzen trug, veranlaßten ihn, nach Frankreich zu gehen. Nach 8jährigem Aufenthalte daselbst, während dessen er durch kriegerische Tapferkeit und andere vorzügliche Eigenschaften sich großes Ansehen erworben hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück, vermählte sich 1544 mit der Prinzessin Anna Maria von Anspach, und nahm seinen Sitz zu Mömpelgard. Das unglückliche Ende des schmalkaldischen Krieges drohte seinem Vater neues Unheil; Ferdinand drang auf Einziehung Würtembergs als Afterlehn und Ch. war abermals nahe daran, sein Erbe zu verlieren, als sein Vater plötzlich starb, im J. 1550. Augenblicklich ergriff er die Zügel der Regierung und bewirkte, zumal da ihm selbst Karl V. geneigt war, durch klug betriebene Unter-

handlungen und unterstützt durch Moritz von Sachsen endlich doch, daß ihm 1552 sein Herzogthum mit Milderung des kadenschen Vertrags ungestört überlassen wurde. Nicht ohne aufrichtige Bewunderung verfolgt man von jetzt an den Lauf seiner Regierung. Zuerst rief er die Stände zusammen, erneuerte den tübingischen Vertrag und ordnete das Schuldenwesen. Hierauf suchte er die bereits von seinem Vater begonnene Kirchenreformation durchzuführen. Überzeugt, daß nur durch Gleichstellung aller deutschen Länder künftiger Verwirrung vorgebeugt werden könne, drang er auf Abschließung eines allgemeinen Friedens, und protestirte vorzüglich gegen den vom Könige Ferdinand diesem Frieden beigefügten geistlichen Vorbehalt. Zugleich suchte er den innern Streitigkeiten der protestantischen Theologen ein Ziel zu setzen und schlug deßhalb, obwohl vergebens, eine allgemeine Synode aller Confessionsverwandten vor. Auch die Evangelischen in Östreich, Graubünden und Friaul, so wie die Waldenser in Frankreich, fanden an ihm einen eifrigen Vertreter, selbst unter den Slawoniern, Serviern ꝛc. suchte er durch Verbreitung von Bibeln der gereinigten Lehre Eingang zu verschaffen. Um die neue Errichtung des Reichskammergerichts und der Kreisverfassung erwarb er sich ebenfalls wesentliche Verdienste. So kam es, daß er selbst bei katholischen Fürsten ungeheuchelter Achtung genoß; der Bischof Otto von Augsburg und Maximilian II. waren seine Freunde. Während seiner 18jährigen Regierung hatte sein Land das vorige Unglück fast verschmerzt. Durch ihn wurde die Universität neu eingerichtet, die Seminarien und der Volksunterricht verbessert, die Justizpflege durch sein „Würtembergisches Landrecht" geordnet und die Verwaltung durch treffliche Maßregeln gehoben. Noch zu früh für Würtemberg starb der edle Ch. am 28. Dec. 1568. Von 12 Kindern überlebten ihn 10, 8 Töchter und 2 Söhne, von denen ihm der jüngere, Ludwig, in der Regierung folgte. Eberhard, der ältere, war im 24. Lebensjahre in Folge seiner Ausschweifungen gestorben. 22.

Christoph, Kaiser von Haiti, s. Haiti.

Christus, s. Jesus.

Christusorden, ein portugiesischer Ritterorden, ist eigentlich nichts Anderes als der Orden der Tempelherrn; denn als dieser 1312 aufgelöst wurde, erhielt er sich in Portugal, wo man keine Klagen gegen die Ritter hatte, unter dem Schutze des Königs Dionysius fort und der Papst Johann XXII. legte ihm nur 1317 den Namen Christusorden bei und bestätigte ihn 1319 durch eine besondere Bulle mit dem Vorbehalte, auch Ritter desselben erwählen zu dürfen, so daß auch ein päpstlicher Ch. entstand, während der portugiesische an Macht sehr wuchs, die ersten überseeischen Entdeckungen machte, endlich aber 1550 das Großmeisterthum an die Krone abtreten mußte. Dieser Orden besteht jetzt aus 6 Großkreuzen, 454 Comthuren und einer unbestimmten Anzahl Ritter, und die Würde ist für den gebornen Portugiesen von altem unbeflecktem Adel mit großen Einkünften verbunden. Das Ordenszeichen ist ein längliches rothes Kreuz an einem rothen Bande. Der päpstliche Orden ist jenem ganz gleich, hat aber nur eine Classe und wird auch an Nichtadlige, die sich Verdienste um die katholische Kirche erworben haben, vergeben. 30.

Chrom, lat. chromium, ein Erzmetall, das von Vauquelin und Klaproth gleichzeitig (1797) entdeckt und von Vauquelin Chromium (von χρῶμα, die Farbe) genannt wurde, weil das Oxyd nicht nur selbst farbig ist, sondern auch die Kalien und andere Metalloxyde verschiedentlich färbt. Es kommt in der Natur oxydirt vor, mit und ohne Brom im Bleispath, im chromsauren Eisenoxyd, im Chromeisen, im Smaragd, Strahlstein, Rubin, Spinell, Serpentin, nach Laugier in Meteorsteinen, nach Sementini in einer calabrischen rothen Erde, die mit Regen herabfiel. Vauquelin glühte das Oxyd mit Kohle und fand ein weiß-

graues, sprödes, zerbrechliches, faserbrüchiges, strengflüssiges und feuerbeständiges Metallkorn. Beim Erhitzen überzieht es sich mit einer pfirsichblüthrothen Rinde, die in der Kälte grün wird. Wasser und die meisten Säuren wirken nicht darauf, ausgenommen die Salpeter- und Salpetersalzsäure. Durch Salpetersäure wird es nämlich erst in grünes Oxyd, dann in unreine Chromsäure verwandelt. Moser erhielt ein stahlgraues Metall mit vierseitigen, verschiedenartig in einander geflochtenen Säulen. Mit Quecksilber gibt das Chromoxyd ein schön zinnoberrothes, mit Blei ein orangegelbes, mit Silber ein karmoisinrothes Pigment zu Öl- und Wasserfarben. Das grüne Chromoxyd findet sich in der Natur auf der schottländischen Insel Unst und besteht nach Berzelius aus 70,24 Chrom und 29,76 Sauerstoff. Dieses schöne chromatische Grün läßt sich mit Bleiweiß, noch besser aber mit einer Erde zu Öl- und Wasserfarben, mit Fluß unmittelbar auf Metall, Porzellan oder zur Glas- und Schmelzmalerei, auch auf jede Art von Thonwaaren anwenden. Chromoxydulhydrat, Chromoxydulsalze, Chromoxydhydrat, braunes Chromoxyd, Chromoxydsalze, werden seiner dadurch dargestellt. Die Chromsäure, welche ganz rein eine dunkelrothbraune oder rubinrothe Farbe, einen stechendsauren, hinterdrein herbmetallischen Geruch und beim langsamen Verdunsten eine säulenförmige oder die Gestalt von vierseitigen Tafelkrystallen hat, nach Berzelius aus 54,13 Ch. und 45,87 Sauerstoff besteht, löst sich sehr leicht im Wasser nach dem Grade der Verdünnung zu einer gelbbraunen Flüssigkeit auf, welche das Lackmuspapier bleibend röthet. Diese Chromsäure bildet sich nach Vauquelin beim lebhaften Glühen des grünen Chromoxyds oder Chromeisens mit Kali an der Luft oder mit Salpeter, oder auch bei fortgesetzter Behandlung des Metalls oder seines grünen oder braunen Oxyds mit Salpetersäure. Die chromsauren Salze sind mit Ausnahme der chromsauren Kieselerde gelb und werden durch Schwefel-, Salpeter- oder Salzsäure zersetzt. Zu ihnen gehören chromsaures Kali, Natron, Ammonium, Borax, Glycina, Yttererde, Strontian, Kalk, Baryum, Bittererde, Kieselerde, Uran, Chromoxyd, Bleioxyd und chromsaures Eisen. Dieß letztere ist entweder natürliches (fossiles) oder künstliches. Das natürliche Chromeisen, welches bisher aus Amerika eingeführt wurde, fand man im Chromeisensteine auf Unst, außerdem in Sibirien unweit Katharinenburg am Miasflusse, in Norwegen, zu Baltimore, und neuerlich auch in Frankreich, in Steiermark ꝛc. Künstliches Chromeisen erhält man nach Berthier aus gleich viel Eisen- und Chromoxyd, und dieß ist weißer als Platin. Der Chromstahl daraus ist schmiedbarer und härter als der chromfreie Gußstahl und bringt durch Behandlung mit Schwefelsäure eine sehr schöne Damascirung von silberweißen Rändern hervor, die mit dunkleren abwechseln. Die chromsauren Verbindungen werden in neuester Zeit mit lebhaftem Beifalle in der Malerei, in der Schafwollen-, Seiden-, Leinen- und Baumwollendruckerei und Färberei angewendet, wobei Deutschland vorzüglich dem Dr. Geitner, Frankreich hingegen Lassaigne viel verdankt. 47.

Chromatisch, s. Tonarten.

Chroniken, der griechische Name für Annalen (s. d. Art.), sind von diesen durchaus nicht verschieden, und bestehen wie diese in der Aufzählung der Begebenheiten nach der Zeitfolge ohne weitern Pragmatismus. Alle ältern Geschichtsschreiber aller Nationen können unter diesem Namen begriffen werden; daher man sie auch gewöhnlich damit bezeichnet; doch hat man in neuerer Zeit angefangen, den Begriff der Ch. specieller aufzufassen und ihn auf die geschichtliche Erzählung der Begebenheiten einzelner Länder und Städte zu beschränken. In beiden Beziehungen tragen die biblischen Bücher der Chronik mit Recht ihren Namen, so wie auch die Menge Geschichtswerke des deutschen Mittelalters

(zum Theil in Reimen), in ersterer spricht man von einem Chronikenstyle oder chronikenartiger Erzählung, wenn die Thatsachen in gedrängter Kürze nach einander aufgezählt werden. 9.

Chronisch, chronicus, von χρόνος, Zeit; franz. chronique; engl. chronic, nennt man im Allgemeinen die Krankheiten, die lange dauern oder langsam verlaufen, im Gegensatze zu den acuten, welche eine kürzere Dauer haben. Doch ist der Begriff der chronischen Krankheiten ziemlich willkührlich und scheint mehr auf dem Redegebrauche, als auf logischen Gründen zu beruhen. 7.

Chronogramme, Zeitinschriften, nennt man die lateinischen Inschriften und Verse, in denen die gesammten einen Zahlwerth habenden Buchstaben zusammenaddirt eine bestimmte Jahreszahl bezeichnen. Da nämlich nur 7 lateinische Buchstaben zugleich Zahlwerth haben, nämlich: **I**, 1; **V**, 5; **X**, 10; **L**, 50; **C**, 100; **D**, 500; **M**, 1000; so läßt sich durch geschickte Zusammenstellung der Wörter leicht eine gewisse Zahl ausdrücken, wobei jedoch kein Buchstabe von Bedeutung zu viel stehen oder leicht verwechselt werden darf; auch muß der Gedanke so kurz als möglich sein. Z. B. das Ch. auf die Bartholomäusnacht:

LVtetIa Mater natos sVos DeVoraVIt (Mutter Paris hat ihre Kinder verschlungen)

enthält **M, I D, I L, 4 V, 2 I = 1572.** Ist der Gedanke in einen Vers gefaßt, so heißt er **Chronostichon**, besteht er aus einem Distichon, **Chronodistichon.** 9.

Chronologie, Zeitkunde, die Lehre von der Eintheilung der Zeit in ihre größern oder geringern Abschnitte, zerfällt in die astronomische oder mathematische, in sofern die Zeiteintheilung von der regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper abhängt und nach dieser bestimmt wird, und in die technische oder historische, in soweit sie lehrt, wie diese Eintheilung bei verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten stattgefunden hat. Obgleich aber die erste Zeiteintheilung sich rein auf Beobachtung der Tages- und Jahreszeiten gründete, so kam doch bald die Astronomie und Astrologie zu Hülfe und die Eintheilung der Sonnen- und Mondbahn in 12 Zeichen brachte die Eintheilung des Tages wie der Nacht in 12 Stunden und des Jahres in 12 Monate wie die Zerfällung des Kreises in 360 Grade und diese jedes in 60 Minuten, die Annahme des Jahres zu 360 Tagen und der Stunde zu 60 Minuten zu Stande, so wie die 5 Planeten nebst Sonne und Mond, welche man je einzelnen Stunden des Tages vorsetzte, den Tagen den Namen gaben, in sofern der die erste Stunde des Tages benennende Himmelskörper auch dem Tage den Namen gab. Das Genauere siehe unter dem Art. Kalender. Die Ch. beschäftigt sich im Allgemeinen mehr mit der Bestimmung des Jahres, und diese ist entweder nach dem Mondslaufe oder nach dem Sonnenlaufe bestimmt worden. Hierauf kommt aber bei der Bestimmung der Jahre sehr viel an, um sie auf eine bestimmte Zeitrechnung zurückzuführen. Die Rechnung nach Sonnenjahren ist von den Ägyptiern ausgegangen, welche aus den angegebenen Gründen das Jahr in 360 Tage theilten und weil dieß mit dem Sonnenlaufe nicht ganz zusammentraf, jedem Jahre 5 Tage anhängten und um auch die noch bestehenden Fehler zu verbessern, alle 30 Jahre eine Woche einschalteten, welcher Zeitraum für eine Generation oder ein Menschenalter galt; doch war dieß in 28 × 30 Jahren eine Woche zu wenig und darum ward wieder eine Woche eingeschaltet. Eine solche Periode hieß die Phönixperiode. Noch mehr halfen sie sich mit der Siriusperiode, einem Cyclus von 1460 Jahren, nach welchem der Sirius, welcher nach ihrer Rechnung alle Jahre etwas zurückging, genau wieder auf dem frühern Punkte stand, was aber nach unserm Kalender 1461 Jahre macht. Auch die

Griechen rechneten zu 360 Tagen und halfen sich durch einen Schaltmonat; doch da dieß noch sehr unrichtig war, nahm man eine 8jährige Periode an, rechnete das Jahr als Mondjahr zu 354 Tagen und machte die $8 \times 11\frac{1}{4} = 90$ Tage, welche an 8 Sonnenjahren fehlten, zu 3 Schaltmonaten, welche im 3., 5. und 8. Jahre eingeschaltet wurden. Demokrit verbesserte diese Zeitrechnung auf eine 82jährige Periode mit 28 Schaltmonaten, aber da man sich auch hier um einen Tag verrechnet hatte, bildete Philippus aus Meton die 19jährige Periode zu 6940 Tagen (1 Jahr $= 365\frac{5}{19}$ Tag), wodurch er zugleich den Mondeslauf damit in Einklang brachte. Später fand Kalippus das Jahr um $\frac{1}{76}$ Tag zu lang, nahm also die 6940 Tage 4mal und zog einen Tag ab. Hipparches fand dieß immer noch zu viel, nahm daher diese Zahl wieder 4mal und zog einen Tag ab. Endlich brachte Julius Cäsar mehr Genauigkeit in die Zeitrechnung, indem er das alte römische von Numa zu 355 Tagen bestimmte Jahr mit einem Schaltmonate alle 2 Jahre, auf $365\frac{1}{4}$ Tag setzte und alle 4 Jahre einen Schalttag anordnete. Dieß geschah im J. 45 v. Chr. und dieser Kalender ward in der ganzen römischen Welt und später von den Christen angenommen, bis 1582 Papst Gregor XIII. durch Aloysius Lili das Jahr genauer berechnen ließ, wobei man es um 11′ 14″ 30‴ zu groß fand, was seit Cäsar bis dahin 10 Tage betrug. Diese wurden darum weggelassen, so daß man nach dem 4. Oct. sogleich den 15. zählte; aber die Protestanten nahmen diesen gregorianischen Kalender erst 1730, England 1752 und Schweden 1753 an; die griechische Kirche gar nicht und darum besteht jetzt ein Unterschied von 12 Tagen, welche der Kalender alten Styls zu wenig zählt. Diese neue Zeitrechnung ist zwar im Allgemeinen der julianischen ähnlich, nur sucht man dem Zuviel dadurch abzuhelfen, daß alle 400 Jahre 3 Schalttage weggelassen werden. — Die Rechnung nach Mondjahren findet sich bei sämmtlichen muhammedanischen Völkern und zwar so, daß gar keine Rücksicht auf den Sonnenlauf genommen wird, wodurch also, da das Mondjahr nur 354 Tage zählt, ungefähr 32 gregorianische Jahre 33 Mondenjahre geben. Die Juden hatten ebenfalls Mondenjahre, wenn aber der Unterschied so groß geworden war, daß im Monat Abib die Ähren noch nicht reif sein konnten, welche in ihm geopfert werden mußten, so schaltete man einen zweiten Monat Adar (Weadar) ein. Noch ist der Anfang des Jahres zu bemerken, welcher bei den Muhammedanern jedesmal anders ist, bei den Juden zwischen dem 5. Sept. und 5. Oct. fällt, bei den Alten größtentheils mit Eintritt des Winters begann. Das beste Werk über Ch. ist das von Ideler. Berl. 1825 — 26. 2 Bde. 49.

Chronometer, s. Uhr.

Chrysippus, griechischer Philosoph, geb. um 280 v. Chr. zu Soli in Cilicien, kam in seinem 20. Jahre nach Athen, hörte Zeno und Kleanthes, aber auch Arcesilaus und Lakydes, welche er bekämpfte, errichtete eine eigne Schule und ward Kleanthes Nachfolger in der Stoa, der er 40 Jahre vorstand. Er starb um 209. Ausgerüstet mit einer ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und tiefem Scharfsinne, bekannt mit allen bisherigen philosophischen Systemen und der verhandnen Literatur mußte er bald einen großen Ruhm erlangen, die Athener zollten ihm Anerkennung durch Ertheilung des Bürgerrechts, und aller Orten her strömten ihm unzählige Schüler zu. Aber es fehlte ihm auch nicht an Feinden und Tadlern, obgleich sein Leben so rein und streng, wie seine Lehre war. Sein System zerfiel in drei Theile: Logik, Physik und Ethik. Die Logik handelte das ganze System der menschlichen Erkenntnisse und die formalen Wissenschaften überhaupt, also Grammatik, Dialektik und Rhetorik ab, und hier zeigte er sich als reinen Empiriker, indem er die menschliche Seele als eine ursprünglich leere Tafel betrachtete, die nur mit den Fähigkeiten des Empfangens, Sonderns

und Ordnens begabt sei und aus dem gegebenen Stoffe alles Übrige im geistigen Leben erschaffe. Die Physik ist die Wissenschaft von den Verhältnissen zwischen Gott und Welt; ersteren nennt er das thätige und belebende Prinzip, letztere das leidende. Theologie, Kosmologie, Anthropologie mit allen ihren Unterabtheilungen sind der Inhalt derselben. In der Ethik endlich oder dem praktischen Theile geht er von dem Grundsatze der höchsten Vernunftmäßigkeit aus und Tugend ist ihm die Ausübung der Weisheit, oder das Handeln nach dem als wahr Erkannten. Seine Schriften, deren er 705 geschrieben haben soll, sind nur in dürftigen Bruchstücken übrig, welche **Baguet de Chrysippi vita, doctrina et reliquiis** (Löwen 1822.) gesammelt hat. 16.

Chrysolith, ein gelbgrünes Fossil von prismatischer Krystallisation, muschligem Bruche mit Glasglanze, durchsichtig, hart wie Quarz, wird in zwei Arten abgetheilt: 1) in edlen Ch., der aus Ägypten kommt, als Edelstein von niederem Werthe benutzt wird, durchsichtig, pistaciengrün, in eckigen Stücken und krystallisirt ist; 2) in körnigen Ch. (Olivin). Dieser hat verschiedene gelblichgrüne Farben, ist halbdurchsichtig und in Körnern, kommt im Basalt eingewachsen vor, oft in mehreren Pfunden Schwere, wie in den rheinländischen und böhmischen Basalten, ferner in den Auswürfen des Vesuvs und in dem gediegenen Eisen von Krasnojark in Sibirien und verwittert zu einer ockergelben Erde. Nach Klaproth und Stromeyer besteht der Ch. zumeist aus Kiesel-, Talkerde und Eisenoxydul, außerdem fand der Letztere noch Nickeloxyd, Manganoxyd und Alaunerde. Der Ch. wird vor dem Löthrohre dunkler, schmilzt aber nicht. Nicht sehr verschieden vom Ch. dürfte der Chondrodit sein, der von gelblichbrauner Farbe in kleinen Krystallen oder Körnern in körnigem Kalksteine und Kalkspathe eingewachsen bei Newton in der Grafschaft Sussex in New-Yersey, bei Pargas in Finnland und bei Akre in Südermannland vorkommt. 47.

Chrysolōras (Manuel), einer der ersten Griechen, welche griech. Wissenschaft auf italien. Boden verpflanzten, war zu Constantinopel um 1360 geboren, widmete sich den Wissenschaften und ward 1390 vom Kaiser Johannes Paläogus nach dem Occidente geschickt, um Hülfe gegen Bajasid zu erbitten und brachte Geld und 4 franz. Schiffe zurück. Doch bald erhielt er eine Einladung, eine Schule der griech. Literatur in Florenz zu errichten und langte dort nach einer Reise über Venedig, wo er einige Zeit Unterricht ertheilt haben soll, 1396 an, verließ es aber nach 3 Jahren wieder, kam mit dem griech. Kaiser in Mailand zusammen und ward von dem Herzoge Johann Galeazzo für Pavia gewonnen, ging 1402 nach Venedig und ward um 1407 nach Rom eingeladen, wo er einige Zeit lehrte und zur röm. Kirche übertrat. Im J. 1409 schickte ihn der Papst in Sachen der beabsichtigten Vereinigung der röm. und griech. Kirche an den griech. Kaiser, und 1413 mit zwei Cardinälen nach Deutschland, um mit dem Kaiser über den Ort des zu haltenden Concils zu verhandeln; darauf ging er mit nach Kostnitz, wo er 1415 starb. Seinen Verdiensten um die Wissenschaften wird allgemein das größte Lob gespendet und die ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit verdanken ihm ihre Bildung; doch sind seine Schriften ohne Bedeutung. Mit ihm sind aber zwei andere Chrysoloras, Johannes zu Constantinopel, Lehrer des Guarinus, gest. um 1427, und Demetrius, Astronom zu Constantinopel unter dem Kaiser Manuel Paläologus, nicht zu verwechseln. 16.

Chrysopras, ein durch Nickeloxyd apfelgrün gefärbter Chalcedon, der bei Kosemütz in Schlesien vorkommt und als Schmuckstein benutzt wird. Der Ch. der Alten war vielleicht Chrysolith. 47.

Chrysostomus, einer der ausgezeichnetsten Kirchenlehrer, nicht nur durch die Reinheit seiner Lehre, die er mit der glänzendsten Beredtsamkeit vortrug, son-

dern auch durch ſeine ächt chriſtliche Frömmigkeit und durch den ſegensreichen Einfluß, den er auf alle folgende Jahrhunderte hatte, wurde um die Mitte des IV. Jahrh. (wahrſcheinlich im J. 347) zu Antiochia in Syrien geboren. Libanius, der berühmteſte Rhetor jener Zeit, ward der Lehrer des jungen Ch. Nachdem er ſich eine Zeitlang der Rechtswiſſenſchaft gewidmet hatte, gab er dieſe, die ſeinem Geiſte nicht zuſagte, auf, ſtudirte unter dem, als Kämpfer gegen die Irrgläubigen berühmten Diodorus und dann unter Meletius, Biſchof von Antiochien, die Religionswiſſenſchaft und ließ ſich von dem Letztern um das J. 370 taufen. Bald nachher wurde er bei der Gemeinde der genannten Stadt Anagneſt oder Vorleſer. Einer ſeiner jungen Freunde, Baſilius, ſuchte ihn zum Mönchsleben zu bereden, ſeine Mutter hielt ihn jedoch davon zurück und da ſie ſelbſt die Verwaltung ihres Vermögens beſorgte, ſo konnte Ch. um ſo eher auch in ſeiner Häuslichkeit von der Welt zurückgezogen, wie ein Mönch leben. Er legte ſich harte Bußübungen auf. Unterdeſſen beſtimmte eine Anzahl zu Antiochien verſammelter Biſchöfe ihn und Baſilius zur biſchöflichen Würde. Ch. floh aus Beſcheidenheit; Baſilius wurde geweiht, aber im höchſten Grade traurig und niedergeſchlagen darüber, daß er es ohne Ch. geworden ſei, wurde er die Veranlaſſung, daß dieſer ſein berühmtes Werk „über das Prieſterthum" (περὶ ἱερωσύνης) ſchrieb. Auf den Gebirgen bei Antiochien lebten Einſiedler, die Ch. mit Bewunderung betrachtete und die wir aus ſeinen Predigten kennen, in welchen er ihre Tugenden begeiſtert ſchildert. Zu dieſen begab er ſich im J. 314, blieb ungefähr 4 Jahre bei ihnen und brachte dann noch 2 Jahre in einer Höhle zu, das ſtrengſte aſcetiſche Leben führend. Einer ziemlich ſichern Berechnung nach ſchrieb er in dieſer Zeit ſeine 2 Bücher „von der Zerknirſchung des Herzens"; 3 Bücher „wider die Feinde derer, die die Chriſten zum Mönchsleben aufmuntern" und die „Vergleichung eines Königs mit einem Mönche." Die Schwächlichkeit ſeines gemißhandelten Körpers nöthigte ihn gegen das Ende 380 nach Antiochien zurückzukehren, wo er von Meletius als Diaconus angeſtellt wurde. Hier veranlaßte ihn die merkwürdige Krankheit eines Mönchs, Namens Stagirius, die nach einer damals allgemein verbreiteten Anſicht für eine Anfechtung des Teufels gehalten wurde, die „Ermahnungsſchrift an den vom Teufel geplagten Aſceten Stagirius" zu ſchreiben, welche auch den Titel führt: „Drei Bücher von der Vorſehung", ſo wie er überhaupt in dieſer Periode noch mehrere werthvolle Abhandlungen verfaßte. Im J. 386 zum Presbyter geweiht ſtieg er nun ſo ſehr im Anſehen, daß ihm bei ſeinen Predigten oft die lauteſten Zeichen des Beifalls gegeben wurden, worüber er jedoch mehrmals ſein Mißfallen deutlich zu erkennen gab. Dieſe ganze Zeit hindurch bewies er die rühmlichſte Aufmerkſamkeit auf die Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde, zeichnete ſich durch eine geſunde Bibelerklärung aus, trat mit Wahrheitsliebe und Muth den Irrlehrern entgegen und verbreitete großen Segen. Von dieſem Bemühen zeugen noch 21 zur Zeit der Empörung in Antiochia gehaltenene Homilien, die immer als Meiſterſtücke bewundert worden ſind. Im J. 397 endlich ward er vom Kaiſer Arkadius zum Biſchofe von Conſtantinopel ernannt. Da man jedoch befürchtete, Ch. würde ſeine geliebte Gemeinde nicht verlaſſen wollen oder es möchte ein Aufruhr in Antiochien deßhalb entſtehen, ſo erhielt er eine Einladung, ſich an einem gewiſſen Orte außerhalb der Stadt einzufinden und wurde von hier förmlich nach Conſtantinopel entführt und daſelbſt von dem alexandriniſchen Biſchofe Theophilus geweiht (im Febr. des J. 398). In Conſtantinopel machte ihn ſein Kampf gegen den habſüchtigen, der Unzucht und andern Laſtern ergebenen Clerus dieſem bald verhaßt, aber dafür ſprach ſich die Liebe der niedern Stände unverkennbar und allgemein für ihn aus. So vorſichtig Ch. aber auch gegen die Arianer gehandelt

und so sehr er sein Ansehn als ein treuer Meletianer (s. d. Art.) behauptet hatte, so unglücklich war der Ausgang, den seine Verwickelung in die origenianischen Streitigkeiten nahm. Durch seine Sittenreinheit und die Freimüthigkeit, mit welcher er gegen die Laster seiner Zeit sprach, hatte er das Mißfallen einiger Großen des Hofes und selbst der Kaiserin Eudoxia erregt. Mehrere Bischöfe verbanden sich gegen ihn und Theophilus, Patriarch von Alexandrien, klagte ihn der origenistischen Ketzerei an und erschien 403 in Constantinopel, um als Richter in dieser Sache aufzutreten. Indeß war die Gemeinde zu Constantinopel zu fürchten; man versammelte daher in der Nähe von Chalcedon auf einem Landgute, zur Eiche genannt, eine Synode. Hier wurde Ch. seines Amtes entsetzt und auf einem Schiffe nach Bithynien gebracht. Eudoxia, deren Gewissen aufgeschreckt worden war, indem sie ein plötzliches Erdbeben für ein Zeichen des göttlichen Zornes ansahe, berief ihn jedoch bald wieder zurück; aber durch die Freimüthigkeit des Mannes sich aufs Neue für beleidigt haltend, ward sie wiederum seine Feindin. Eine Kirchenversammlung sprach am 9. Juni des J. 404 das Verbannungsurtheil über ihn aus und weder der an diesem Tage zu Constantinopel ausbrechende Brand, in welchem die Kathedralkirche, das Rathhaus und andere Gebäude in Asche verwandelt wurden, noch die Menge der Anhänger des Ch., die wegen jenes Unglücks eine heftige Verfolgung erleiden mußten, konnten den starren Sinn der Eudoxia beugen. Ch. wurde nach Kukusus in Armenien abgeführt. Unterwegs von einer Krankheit befallen, hatte er viel zu dulden, bis endlich die Ankunft in seinem Verbannungsorte und die freundliche Aufnahme daselbst ihm frischen Muth gab. Auch wirkte er in seinem Exile für die Ausbreitung des Christenthums unter Persern und Gothen. Die Verwendung seiner Freunde und namentlich des Bischofs von Rom, Innocenz, für ihn, verschlimmerten indeß seine Lage. Der Hof wollte, er sollte vergessen werden. Einem kaiserlichen Befehle zu Folge, sollte er nach Pityus am schwarzen Meere abgeführt werden, starb aber auf der Reise den 14. Sept. 407 zu Komana in Pontus. So endete ein Mann, der von Seiten seines Herzens wie seines Geistes gleich ausgezeichnet, eine Zierde seiner Zeit war, dessen Lehre und Beispiel selbst auf die Folgezeit nicht ohne Einfluß blieb und dessen Fehler selbst nur aus einer zu hohen Steigerung seiner Tugend hervorgingen. Nach und nach sahen, wiewohl zu spät, seine Feinde das diesem großen Manne angethane Unrecht ein. Im J. 438 wurden seine Gebeine nach Constantinopel gebracht und in der Kirche der Apostel beigesetzt. Kaiser Theodosius der jüngere bog sich auf den Sarg herab und bat dem Entschlafenen das Unrecht ab, das ihm seine Eltern — aus Unwissenheit — zugefügt hatten. Das Leben des Ch. ist von Vielen beschrieben worden. Außer den ältesten Lebensbeschreibungen von Sokrates, Sozomenus und Theodoret erwähnen wir vorzüglich: **Palladius Dialogus cum Theodoro Eccl. Rom. Diacono, de vita et conversatione Joannis Chrysostomi**, griech. und latein. mit einer Vorrede von Bigot, **Paris 1680. 4.** Sehr vollständig und gut abgefaßt ist: **La vie de Chrysostome par Geoffroi Hermant, Paris 1669** und **Lyon 1683.** Kritischer aber ist: **Dupin Vie de Chrysostome in der Nouvelle Biblioth. des Auteurs Ecclésiastiques, T. III. p. 7—78.** Ch. hat außer den oben angeführten Schriften noch eine große Menge anderer, vorzüglich Predigten und Homilien hinterlassen, welche theils ganze Bücher der Bibel, theils einzelne Stellen derselben erklären, und da er durch seine griech. Sprachkenntniß im Stande war, ein glücklicher Ausleger des N. T. zu werden, hat ihn hauptsächlich die griech. Kirche immer als ihr Orakel bei der Schrifterklärung betrachtet. Unter den vielen Ausgaben seiner Werke verdienen erwähnt zu werden, die von Heinrich Savile veranstaltete, **Eton 1612. 8 Bde. Fol.** Die Hauptausgabe aber ist die von Bernhard von Montfaucon, **Paris 1718—38 in 13 Foliobänden.**

Auch an Ausgaben einzelner Werke des Ch. fehlt es nicht. Man sehe Ebert's allgemeines bibliographisches Lexicon I. S. 325 ff. 60.

Chrzanowski (Adalbert von), nach einigen Nachrichten um das Jahr 1788 geboren, hat sich einen obwohl nicht unbefleckten Namen in der letzten polnischen Revolution erworben. Seine Erziehung, die er zu Krakau erhielt, war militairisch, und 1809, wo Krakau mit Warschau vereinigt wurde, finden wir ihn im Ingenieurcorps angestellt. Im Kriege gegen Rußland 1812 und im Feldzuge von 1813 wird seiner rühmlichst gedacht; später trat er erst im J. 1828 im Kriege gegen die Türken wieder auf und war besonders bei der Eroberung von Varna thätig. Der polnischen Revolution schloß er sich gleich anfangs an, wurde 1831 zweiter Gouverneur der Festung Modlin und bald nachher Chef des Generalstabs. Trotz des wohlgegründeten Vorwurfs, er habe die Bedürfnisse der Armee sichtlich vernachlässigt, wurde er dennoch zum Brigadegenerale ernannt und mit seiner Abtheilung dem Corps des Generals Rüdiger einverleibt. Durch den Sieg bei Minsk verschaffte er der polnischen Armee bedeutende Vortheile, auch gelang es ihm, eine nicht geringe Anzahl von Geschützen aus der Festung Zamosc mitten durch die Feinde hindurch nach Warschau zu bringen. Jetzt wurde er zum Divisionsgenerale ernannt. Allein fast einstimmig wird ihm ein großer Theil der Schuld an dem Mißlingen der Operationen des Obergenerals Skrzynecki beigemessen, und wenn er auch in einer mit dem russischen Generale Thiemann stattgehabten Unterredung nicht, wie man behauptet, die Sache des Vaterlandes verrathen haben sollte, so war er doch nicht ohne Mitwirkung bei den gewiß unklugen Operationen Skrzynecki's, wodurch eine passende Gelegenheit, den Feind während eines Flankenmarsches mit Erfolge anzugreifen, verloren ging. Auch macht man ihm den Vorwurf, auf den Geist der Truppen entmuthigend eingewirkt zu haben. Nach dem Sturze Skrzynecki's erhielt er durch Kruckowiecki, den er in seinen Plänen unterstützte, das Gouvernement von Warschau, bewies während des Sturmes der Stadt durch seine Maßregeln, daß allerdings das oft gegen ihn geäußerte Mißtrauen nicht ungegründet sei. Im Einverständnisse mit Kruckowiecki verweigerte er die Herausgabe von Waffen und hintertrieb alle Bemühungen der Patrioten, durch eine allgemeine Bewaffnung der warschauer Bevölkerung die Stadt zu retten. Übrigens wendete er alles Mögliche an, um das Volk zu entmuthigen und ihm unbedingte Unterwerfung als einziges Rettungsmittel annehmlich zu machen; ja er trieb es so weit, daß er zuletzt die pragaer Brücke besetzte und Jedem, der zum Kampfe eilen wollte, den Übergang durch Waffengewalt verwehrte. Daß er unter diesen Umständen nach der Übergabe der Stadt zurückblieb und von den Siegern sehr wohl aufgenommen wurde, darf nicht befremden. 22.

Chur, s. Graubündten.

Church (spr. Tschörtsch), Sir Richard, ein warmer Griechenfreund und thätiger Theilnehmer an dem Kampfe derselben gegen ihre Unterdrücker, wird stets mit Achtung neben seinen Landsleuten Cochrane und Byron genannt werden. Bereits 1813 und 1814 hatte er eine aus Armatolen gebildete griechische Truppenabtheilung, welche als Besatzung der ionischen Inseln gebraucht wurde, commandirt und man hatte Ursache, mit seiner militairischen Umsicht zufrieden zu sein. In jener Zeit entstand seine Neigung für das unterdrückte schon damals auf Freiheit hoffende griech. Volk, und es ist wahrscheinlich, daß er mit mehreren Armatolenhäuptlingen freundschaftliche Verbindungen einging. Doch erschien er erst im 7. Jahre auf dem Schauplatze des Kampfes. Die Lage Griechenlands war nicht die beste; Missolunghi war 1826 gefallen und obgleich Ibrahim Pascha vergeblich den Sieg in Morea zu benutzen suchte, so war doch Raschid Pascha im östlichen Griechenlande glücklicher und beschränkte den Aufstand bis auf Athen.

Gefährlicher noch waren die Spaltungen im Innern. Die Zwistigkeiten der zwei Parteien, der oligarchisch-englischen, an ihrer Spitze Maurokordatos und Zaimis, und der antienglischen machten ein entschiedenes Auftreten unmöglich. Zwei verschiedene Congresse, der der englischen Partei zu Ägina und der antienglischen zu Kastri (Erimone), lähmten die Kräfte des Volks. So fand Ch. die Angelegenheiten, als er im März 1827 in Griechenland ankam. Er sahe die Nothwendigkeit einer Vereinigung beider Congresse ein, und es gelang seiner und Cochrane's Vermittlung, dieselbe zu Trözene (Damale) zu bewerkstelligen. Überhaupt wurde sein Einfluß auf die innern Angelegenheiten Griechenlands in einem regern, kräftigern Leben sichtbar. Zu Anfange des Monats April ernannte ihn der Congreß zum Oberbefehlshaber der gesammten griech. Landmacht mit der Weisung, zuvörderst das hart bedrängte Athen zu entsetzen. Cochrane, zum obersten Befehlshaber der Seemacht ernannt, sollte die Operationen von der Seeseite unterstützen. Das Unternehmen hätte gelingen können, da die Streitkräfte der Griechen die der Belagerer überstiegen, allein die Uneinigkeit und Eifersucht der griech. Chefs hemmten die Operationen. Karaiskakis hatte schon bei der Ernennung Ch.'s zum Oberbefehlshaber laut seine Unzufriedenheit geäußert und trat auch jetzt seinen Bestrebungen hindernd entgegen. So kam es, daß trotz aller Tapferkeit die Griechen unterliegen mußten; kämpfend fiel Karaiskakis und die Akropolis mußte capituliren. Obgleich Ch. nichts versäumt hatte, einen glücklichen Erfolg herbeizuführen, so verlor er doch durch das Mißlingen seines ersten Unternehmens sehr viel in der Meinung des Volks, ja Maurokordatos suchte sogar seine Gesinnungen verdächtig zu machen. Ruhig hörte Ch. diese verläumderischen Beschuldigungen an und ließ sich in seinen Bemühungen für das Wohl Griechenlands nicht irre machen. Mit dem Reste der Truppen und einigen herbeigezogenen Verstärkungen besetzte er den Isthmus und unternahm von da aus im Oct. (1827) einen Zug in das westliche Griechenland. Schon die ersten Erfolge waren glücklich; überall wurde der Feind vertrieben und nur die Seestädte hielten sich, da ihnen die Zufuhr nicht abgeschnitten werden konnte. Unterdessen war der Graf Capodistrias von der Nationalversammlung zu Trözen zum Präsidenten Griechenlands ernannt worden und am 2. Febr. 1828 auf Ägina gelandet. Durch seine Unterstützung konnte Ch. die errungenen Vortheile weiter verfolgen und Raschid Pascha mußte sich von Dragomestre schon im April (1828) zurückziehen. Im Laufe des Jahres gelang es Ch. mit wenig Ausnahme sich zum Herrn vom ganzen westlichen Griechenlande zu machen, zumal da auch die drei Mächte wirksam eingeschritten waren. Im J. 1829 fielen die letzten Plätze in Ch.'s Hände. Dennoch war die Stellung desselben keineswegs eine günstige. Seine Verhältnisse zu Capodistrias hatten schon im J. 1828 einen unerfreulichen Charakter angenommen; der Präsident schien ihn nicht als ersten Befehlshaber anerkennen zu wollen, indem er seinem Bruder, Viaro Capodistrias, die oberste Leitung der Kriegsangelegenheiten übertrug und Ch. eine Commission an die Seite setzte, deren Bestimmungen er sich unterwerfen sollte; auch war bereits Augustin zum Commandanten in Ost- und Westgriechenland ernannt worden. Ch. gab im August 1829 seine Entlassung ein und erhielt sie. Er zog sich hierauf nach Argos zurück, ohne jedoch die Angelegenheiten Griechenlands aus den Augen zu verlieren. Capodistrias wurde durch seine Willkühr immer verhaßter und seine zahlreichen Gegner bereiteten sich zu einem entscheidenden Schlage vor. Ch. theilte ihre Ansicht und erhielt daher von Capodistrias die obgleich vergebliche Weisung, Griechenland zu verlassen. Plötzlich fiel Capodistrias durch Meuchelmord und nun erklärte sich Ch. offen gegen die neue unter Augustin Capodistrias zusammengesetzte Regierung. Die fernern Ereignisse gehören in die Geschichte Griechenlands. Wir erwähnen nur so viel, daß, als dem

provisorischen Zustande Griechenlands durch die Ankunft des Königs Otto I. ein Ende gemacht worden war, Ch. in eine seiner Verdienste würdige Stellung versetzt wurde. Seit Kurzem ist er zum Staatsrathe ernannt. 22.

Churchill (spr. Tschörtschill), Charles, berühmter englischer satyrischer Dichter, geb. 1731 zu Westminster, war der Sohn des Predigers an der Kirche St. John, studirte erst zu Westminster, machte aber so wenig Fortschritte, daß ihn die Universität Oxford nicht aufnahm. Er blieb daher noch einige Zeit in Westminster, verheirathete sich aber schon in seinem 18. Jahre und erhielt endlich eine geringe Pfarrerstelle und zuletzt 1758 die seines Vaters. Seine geringen Einkünfte veranlaßten ihn zu Handelsspeculationen, aber bald machte er banquerout und nur ein Freund rettete ihn vom Verderben. Da fühlte er sich zum Satyriker berufen und geißelte in seiner anonymen „Rosciade“ (1761) die Schauspieler, Garrick ausgenommen. Die allgemeine geistige Aufregung deßhalb veranlaßte ihn hierauf, sich in seiner „Apology“, in welcher er selbst Garrick's nicht mehr schonte, als Verfasser zu nennen und sein Ruhm war begründet. Aber auch eine Menge Gegner traten auf, welchen er übermüthig antwortete, die dafür aber seine lockern Sitten zur Schau stellten und ihn nöthigten, seine geistliche Stelle niederzulegen. In seiner trotzigen Weise schrieb er einen Brief an seinen Freund Robert Lloyd betitelt: „The night“ (die Nacht), worin er sich zu rechtfertigen suchte; kurz darauf erschien der Anfang seiner Satyre: „The Ghost“ (das Gespenst), gegen den Aberglauben und bald nachher: „The Prophecy of Famine, a scotch pastoral“ (Hungersnothverkündigung, ein schottisches Hirtengedicht), eine feurige Satyre gegen die Schotten, welche seinen Ruhm am höchsten steigerte und ihm den unverdienten Namen des englischen Juvenal erwarb. Aber er vergaß sich immer mehr und schloß sich an den wilden Demagogen Wilkes an, und als Hogarth, ebenfalls sein Freund, auf diesen eine Caricatur gefertigt hatte, zog er gegen diesen in der „Epistle to Hogarth“ so heftig zu Felde, daß dieser aus Gram darüber gestorben sein soll. Unterdessen trennte sich Ch. von seiner Frau, entführte ein junges Mädchen und lebte mit ihr zum öffentlichen Ärgernisse, bis er endlich wegen politischer Verbrechen verhaftet werden sollte und nach Boulogne in Frankreich zu seinem geächteten Freunde Wilkes floh, wo er 1764 starb. In der letzten Zeit hatte er noch mehrere Gedichte herausgegeben, wie: „The Conference (die Zusammenkunft); The Author (der Schriftsteller), eins seiner besten Werke; The Duellist; Gotham, worin er ein ideelles Königthum behandelt; The Candidate; The Farewell (der Abschied); The Times (die Zeit); Indepedence (Unabhängigkeit) etc.“ Trotz des großen Namens, den Ch. sich erworben hat, und seines trefflichen Dichtertalents ist er aber immer mehr Pasquillant als Satyriker und seine Werke tragen in ihrer Ungleichheit das Gepräge seines liederlichen Wandels. Johnson nennt ihn geradezu einen Narren. Seine Werke erschienen London 1774. 3 Bde. 4. 16.

Churfürst, lat. elector; fr. electeur; engl. elector, hieß jeder der vornehmsten deutschen Fürsten, welchen das Recht, einen deutschen Kaiser zu wählen, ausschließend gehörte. Das Wort selbst wird von dem altdeutschen Kuren: empfinden, erwägen, erwählen, woraus Kur oder besser die durch den Reichskanzleistyl geheiligte Schreibart Chur: Wahl, abgeleitet; bald wurde dieß Wort vorzugsweise von der deutschen Kaiserwahl gebraucht. Diese letztere nun bildete sich allmählig aus. Unter den Karolingern war die Kaiserwürde für die regierende Familie erblich. Da aber keineswegs die Primogenitur, sondern nur das Recht der kaiserl. Familie auf die Krone galt, so bildete sich schon jetzt neben der Erblichkeit das Wahlrecht aus, das von den Herzögen und dem versammelten Volke ausgeübt wird. Nach den Karolingern, seit Ludwig dem Kinde und Konrad I., wird Deutschland ein förmliches Wahlreich, die Wahl geschieht von den 4

deutschen Hauptnationen, den Sachsen, Baiern, Franken und Schwaben durch die Herzöge und Stände. Die getroffene Wahl wird dem Volke bekannt gemacht und der neue Kaiser im Namen der Kirche von den Erzbischöfen zu Mainz, Trier und Köln feierlich gesalbt und gekrönt, bei welchem Acte die 4 Herzöge gleichsam als Zeugen gegenwärtig sein müssen. Unter den sächs. Kaisern und zwar seit Otto dem Großen gelangten auch die bis dahin von der Wahl ausgeschlossenen drei deutschen Erzbischöfe zu dem Rechte, den Kaiser mit zu wählen, die 4 Nationalherzöge erhielten sich aber das Recht, einen oder mehrere zu wählende Fürsten vorzuschlagen. Im Wahlconvente bekam der Erzbischof von Mainz die erste Stimme; stimmten ihm die übrigen Wählenden bei und wurde der Ernannte laut genannt, so erhob das versammelte Volk ein lautes Bestätigungsgeschrei. Zwar machte unter den schwäbischen Kaisern Heinrich VI. auf dem Reichstage zu Worms den Versuch, die Erblichkeit der Kaiserwürde einzuführen, und schon hatten mehr als 50 Stände darein gewilligt, aber die sächs. Fürsten und der Erzbischof von Mainz vereitelten den Versuch. Bei den mannichfaltigen Kämpfen des XIII. Jahrh. hatten sich endlich die Bischöfe von Mainz, Trier und Köln und die Fürsten von der Pfalz, von Brandenburg, Sachsen, Böhmen den größten Einfluß bei der Kaiserwahl zu verschaffen gewußt, und da sie sämmtlich Erzämter verwalteten, so ward unter Rudolph I. der Grundsatz allgemein, daß das Wahlrecht nicht mehr auf den Herzogthümern, sondern auf den Erzämtern ruhe. Trotz der Widersprüche der übrigen Stände suchten diese Churfürsten nun ihr Vorrecht zu behaupten, begründeten die Churvereine, vereinigten sich zum Schutze ihrer Rechte, ermittelten 1338 unter Kaiser Ludwig dem Baier die Anerkennung derselben von den gesammten Reichsständen, und wurden endlich von Karl IV. durch die goldne Bulle von 1356 darin bestätigt, worin festgestellt wurde, daß die Wahl von dem Churfürsten von Mainz binnen 3 Monaten nach Erledigung des Thrones nach Frankfurt a. M. ausgeschrieben, daß von den Versammelten der Wahleid geschworen werden, die Majorität der Stimmen gelten, die Krönung zu Aachen geschehen und das Wahlrecht nebst dem Erzamte auch auf dem untheilbaren Churlande haften solle. Die Zahl der Churfürsten blieb bis zum westphälischen Frieden unverändert, hier aber wurde, da Churfürst Friedrich V. von der Pfalz in die Reichsacht erklärt und seine Churwürde an Baiern übertragen worden war, um das pfälzische Haus zu entschädigen, eine neue und achte Churwürde für die Pfalz eingeführt, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn die baiersche Chur wieder an Pfalz fiele, jene achte Churwürde aufhören solle. Im J. 1692 kam sogar noch eine neunte Churwürde hinzu, als Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg eigenmächtig zum Churfürstenthume erhob, das auch, trotz der vielen und langwierigen, von den Ständen und Churfürsten erhobenen Widersprüche, nach endlich im J. 1708 erfolgter Einwilligung 1710 in das Churcollegium eingeführt wurde. Von jetzt an blieben neun Churfürsten, bis im J. 1777 das Haus Baiern mit dem Churfürsten Maximilian Joseph ausstarb und die bairischen Lande an Churpfalz fielen, wodurch die bairische und pfälzische Churwürde vereinigt wurde und nur noch 8 Churfürsten bestanden. Die Churfürsten hatten nach der goldenen Bulle und sonstigem Herkommen vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinschaftlich oder für einzelne eigenthümlich. Die gemeinschaftlichen Vorrechte waren 1) ausschließliches Wahlrecht, 2) das Recht die Wahlcapitulation abzuschaffen, 3) die Erzämter zu bekleiden, 4) ein besonderes Collegium auf dem Reichstage zu bilden, 5) Churfürstenversammlungen, Wahltage und Churtage zu halten und auf solchen Churvereine, d. h. Abstimmungen und gemeinschaftliche Beschlüsse über die verhandelten Angelegenheiten zu fassen, 6) Territorien, welche für die

kaiserl. Gerichte geschlossen sind oder das privilegium de non appellando, 7) königl. Rang und Würde, mit Ausschluß des Titels Majestät, 8) das Recht, mehrere Churfürstenthümer zugleich zu besitzen und 9) Reichslehne oder Allodialländer des deutschen Reichs ohne kaiserl. Bewilligung an sich zu bringen. Die besondern Vorrechte einzelner Churfürsten waren: 1) von Mainz: das Directorium in dem Churcollegium, der Vorrang vor den übrigen Churfürsten, das Directorium auf dem Reichstage und in dem Corpore catholicorum, das Recht der Kaiserkrönung, welches es jedoch nach einem mit Trier 1656 abgeschlossenen Vergleiche mit diesem abwechselnd ausübte; 2) von Trier: die zweite Stelle im Churcollegium, das Recht, in einigen Fällen gewisse Gerechtigkeiten des Churfürsten von Mainz auszuüben; 3) von Köln: Erzkanzleramt in Italien und Legat des päpstlichen Stuhls; 4) von Böhmen: Vorrang vor den weltlichen Churfürsten, Befreiung von den Reichskreisen; er brauchte nicht auf den Reichstagen zu erscheinen, wenn sie nicht in Bamberg, Nürnberg oder Merseburg gehalten wurden; war den Reichsvicarien nicht unterworfen; Erzschenkenamt; 5) von der Pfalz: Erztruchseßamt, Reichsvicariat in den Rheingegenden, hatte in den Reichscollegien mehr als eine Stimme, Wildfangsrecht, Schutzherrschaft über die Reichsstädte Aachen, Worms und Speier; 6) von Sachsen: Erzmarschallamt, Reichsvicariat in den Landen des sächs. Rechts, Directorium des Corporis evangelicorum, Vicedirectorium auf dem Reichstage für Mainz, Kreisoberstamt im obersächsischen Kreise; 7) von Brandenburg: Erzkämmereramt; führte abwechselnd das Condirectorium im westphälischen Kreise mit dem Churfürsten von der Pfalz und im niedersächsischen Kreise mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg, mehrere Stimmen in den Reichscollegien, Schutzherrschaft über den Johanniterorden in den brandenburgischen Landen; 8) von Braunschweig-Lüneburg: Erzschatzmeisteramt, Condirectorium des niedersächsischen Kreises; abwechselnd Bischof zu Osnabrück, mehrere Stimmen in den Reichscollegien, Schutzherrschaft über einige Reichsstädte. — Diese alte Verfassung der Churfürsten ward durch den Frieden zu Lüneville im J. 1801, nach welchem das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten wurde, einigermaßen zerrüttet, denn nur die erblichen oder weltlichen Churfürsten sollten für die Abtretung vom deutschen Reiche Entschädigung erhalten, der geistlichen Churfürsten ward gar nicht gedacht. Zwar wählten die Domcapitel zu Köln und Münster, nach Absterben Maximilian's, Churfürsten von Köln (26. Juli 1801), den Erzherzog von Östreich, Anton Victor, am 7. Oct zum neuen Churfürsten von Köln, dessen Wahl auch von Östreich am 14. Oct. für constitutionsmäßig erklärt wurde, obgleich von Frankreich und Preußen schon vorher wider dieselbe protestirt worden war, allein es hatte die Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiserl. Rescript vom 14. Juli 1802 wurde zuerst eine zur Bestimmung der Entschädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zusammenberufen, und dieser am 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur ein geistlicher Ch., nämlich Mainz, unter dem Titel: Ch. Reichserzkanzler, bestehen sollte, hingegen 3 neue weltliche Churfürsten: Baden, Würtemberg und Hessen-Cassel erwählt wurden. Außerdem bewirkte Östreich, daß dem Großherzoge von Toscana nebst andern Besitzungen auch die Churwürde zugestanden wurde, und so wurden am 22. Aug. 1803 die 4 neuen Churfürsten Baden, Würtemberg, Hessen-Cassel und Salzburg, so wie der neue Ch. Erzkanzler in das churfürstliche Collegium eingeführt. Mithin waren jetzt 10 Churfürsten, nämlich: 1) der Erzkanzler, 2) Böhmen, 3) Pfalzbaiern, 4) Salzburg, 5) Sachsen, 6) Brandenburg, 7) Braunschweig, 8) Würtemberg, 9) Baden, 10) Hessen. Aber auch diese neuzusammengesetzte

churfürstliche Verfassung sollte nicht mehr lange Zeit bestehen. Schon durch den preßburger Frieden am 27. Dec. 1803 wurde die salzburgische Churwürde wieder aufgehoben, indem Östreich durch diesen Frieden Salzburg und Berchtesgaden erhielt, dagegen der Ch. von Salzburg mit dem neuen Churfürstenthume Würzburg entschädigt wurde; noch traten jedoch die neugeschaffenen Könige von Baiern und Würtemberg nicht aus dem Reichsverbande. Schon aber am 12. Jul. 1806 erfolgte der Abschluß der rheinischen Conföderationsakte zu Paris; Baiern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden entsagten der deutschen Reichsverbindung, der französ. Minister Bacher erklärte auf dem Reichstage zu Regensburg, daß der Kaiser von Frankreich kein deutsches Reich mehr anerkenne, und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Nun legte der deutsche Kaiser am 6. August 1806 seine Kaiserwürde nieder. Würzburg, Sachsen und Hessen führten zwar noch den churfürstlichen Titel, jedoch nur auf kurze Zeit. Am 30. Sept. trat Würzburg dem rheinischen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an, ihm folgte Sachsen am 11. Dec., das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen die Königswürde erhielt. Also blieb nur noch das Churfürstenthum Hessen übrig, das aber bei dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen 1806 von Napoleon dem neutralen Churfürsten genommen ward; doch behielt der Ch. nach seiner Rückkehr in sein Land den Titel bei. 51.

Chylus, Speisesaft; franz. und engl. chyle, wird der milchige Saft genannt, welchen die aufsaugenden Gefäße, die zur Führung desselben bestimmt sind und an der innern Fläche des Dünndarmes sich öffnen, aus den in Chymus (s. d. Art.) verwandelten Nahrungsmitteln aufnehmen, und durch welchen das Blut (s. d. Art. und Blutbereitung) erneuert wird. Er stellt sich als eine Flüssigkeit dar, die milchweiß, klar, nicht klebrig, bei den grasfressenden Thieren durchsichtig, bei den fleischfressenden hingegen undurchsichtig ist. Seine Consistenz ist verschieden und richtet sich nach der Beschaffenheit der Nahrungsmittel und besonders nach der Menge der Getränke. Er hat einen samenartigen Geruch, einen milden Geschmack, der dem der Nahrungsmittel auch nicht im geringsten ähnlich, weder sauer noch alkalisch und endlich specifisch schwerer als destillirtes Wasser, aber leichter als Blut ist. Er besteht übrigens aus Serum (s. Blut) und aus durchsichtigen Kügelchen, die viel kleiner als die Blutkörnchen sind; denn sie sind ungefähr nur von der Größe der Körnchen des geronnenen Blutes: diesen verdankt er auch seine weiße Farbe. Er kommt in den meisten Punkten mit dem Blute überein, enthält aber mehr Wasser und nur halb so viel feste Substanz; sein Kuchen enthält weniger Färbestoff, sein Faserstoff aber steht zwischen dem Faserstoffe des Bluts, dem Eiweiß- und Käsestoffe in der Mitte, und es findet sich in ihm mehr Fett als im Blute. — (Vergl. Ernährung und Verdauung.) 14.

Chymus, Speisebrei; franz. und engl. chyme. Wenn die Speisen aus dem Magen in den Dünndarm, und zwar zuerst in den sogenannten Zwölffingerdarm (duodenum) übergehen, werden sie hier einer zweiten Verdauung (s. d. Art.) unterworfen, die durch Hinzutreten der Galle und des Bauchspeicheldrüsensafts bewirkt wird und einen wahren chemischen Proceß begründet, in dessen Folge die Speisen sich mit diesen Säften zu einer Masse mischen, welche nun Chymus heißt. Dieser hat eine breiartige, mehr oder weniger feste oder halbflüssige Consistenz, je nachdem die Speisen beschaffen waren und die Verdauungssäfte sparsamer oder reichlicher zugekommen sind. Seine Farbe ist aus der der Galle und der Nahrungsmittel zusammengesetzt. Durch besondere Wirkung der Galle scheidet dann aus ihm der Chylus (s. d. Art.) sich ab, welcher den zur Ernäh-

rung (ſ. d. Art.) tauglichen Stoff des Ch. mit dem Eiweißſtoffe der Galle enthält. Er iſt ſpecifiſch ſchwerer als das Waſſer. Aus Marcet's Unterſuchungen geht hervor, daß der Ch. aus vegetabiliſchen Nahrungsmitteln mehr thieriſche Materie gibt, als jede andere Flüſſigkeit des Organismus, aber weniger ſalzige Theile enthält; daß er ferner Eiweißſtoff darbietet und daß er endlich, mit dem von einer vegetabiliſchen Nahrung hinreichenden Chylus verglichen, 4 Mal mehr Kohlenſtoff enthält, als dieſer letztere. Doch ſcheint er nicht mehr Gallerte zu enthalten, als der Chylus ſelbſt. 7.

Cibeben, ſ. Roſinen.

Ciborium heißt eigentlich eine ägyptiſche Bohne. Bei den Römern wurden gewiſſe Trinkgeſchirre, die entweder mit der Kapſel dieſer Bohne eine Ähnlichkeit hatten, oder, wie Andere behauptet haben, aus ägyptiſchen Pflanzenſtoffen künſtlich bereitet worden waren, Ciboria genannt. Man ſehe Horaz Oden 2. Buch Ode 7. — In der katholiſchen Kirche iſt C. das Gefäß, in welchem die geweiheten Hoſtien (das Venerabile) aufbewahrt werden. 60.

Cicero (Marcus Tullius), ward geboren zu Arpinum im ſamniſchen Gebiete Italiens den 3. Jan. 647 n. Roms Erb. So alt auch und angeſehen ſein Geſchlecht war, ſo hatte er doch keinen glänzenden Namen unter den Ahnen aufzuweiſen und er trat daher zuerſt auf als homo novus. Um die Bildung ſeiner ausgezeichneten Talente erwarb ſich der von ihm ſpäter vertheidigte Dichter Archias weſentliche Verdienſte, indem er in dem Knaben die eifrige Liebe für griech. Kunſt und Weisheit erweckte, ſo daß, auf gutem Boden fortbauend, ſeine ſpätern Lehrer, der Akademiker Philo aus Athen, der Dialektiker und Stoiker Diodorus, der Rhetor Apollonius Molo von Rhodus und in ſeinem 28. und 29. Lebensjahre Athens berühmte Philoſophen und Redner, namentlich auch Poſidonius in Rhodus nicht minder, als der Augur Q. Mucius Scävola und der Pontifex Scävola den jungen Mann mit einer Fülle von Gelehrſamkeit und feiner wiſſenſchaftlicher Bildung heranreifen ſahen, die ſchon große Bewunderung erregte und Größeres zu ahnen berechtigte. In der Dichtkunſt ließ er es bei einigen Verſuchen bewenden; dem Kriegsweſen, welches er 18 Jahre alt unter Sulla im marſiſchen Kriege kennen lernte, entſagte er bald und ſtrebte allein nach dem hohen Ziele, als kenntnißreicher und gewandter Sachwalter, als hinreißender Redner (der ſich ſelbſt von den Schauſpielern Roscius und Äſopus unterrichten ließ) und als kluger Mann des Staats in der Republik zu glänzen. Im 26. Lebensjahre ſchon hatte er in einem Rechtsfalle des P. Quinctius gegen den beredten Anwald Q. Hortenſius obgeſiegt und im folgenden Jahre bewirkte er durch ſeine Rede, daß der des Vatermords angeklagte Sextius Roscius von Ameria freigeſprochen wurde. Im J. 677 gelangte C. zur Quäſtur und ward in dieſer Eigenſchaft nach Lilybäum in Sicilien entſendet, wo er ſeine Würde durch perſönliches Anſehn erhob und von hier aus dem Getreidemangel in Rom Abhülfe gewährte. Nach ſeiner Rückkehr trat er in den Senat ein und fuhr fort fünf Jahre hindurch ſich emſig in Führung von Proceſſen auszuzeichnen, ſo daß er mit allgemeinem Beifalle zum Aedilis curulis erwählt ward. Noch bevor er ſein neues Amt antrat, klagte er öffentlich den bisherigen Proprätor in Sicilien, C. Verres, der gewaltſamen Erpreſſungen in dieſem Lande an, den zwar die Beredtſamkeit eines Hortenſius rettete, aber er ſiegreich wenigſtens zum freiwilligen Exile zwang. Zwei Jahre darauf ward er Prätor, beſtrafte als ſolcher den wegen Gelderpreſſungen den Strafgeſetzen verfallenen Prätor Licinius Macer, und wie bisher ſiegte ſeine Beredtſamkeit bei der Vertheidigung des Ritters Q. Cluentius, der wegen Vergiftung, und des Volkstribunen C. Manilius, der wegen Raubes und Erpreſſungen angeklagt worden war. Nach zweijähriger Friſt bewarb ſich C. um das Conſulat, das er im folgenden Jahre antrat. Es war

dieß das denkwürdigſte Jahr (das 44.) ſeines Lebens, in welchem er die Verſchwörung des Catilina (ſ. d. Art.) niederkämpfte, wodurch er ſich den Namen eines „Vater des Vaterlandes" erwarb. Außerdem trat er noch als glücklicher Gegner des vom Tribun P. Servilius Rullus vorgeſchlagenen Ackergeſetzes auf, das eine unbeſchränkte Macht in die Hände von zehn Perſonen legen und dem Volke durch Landvertheilungen ſchmeicheln ſollte, wobei er ſeinen Collegen, C. Antonius, durch die Abtretung der macedoniſchen Conſularprovinz aus einem Gegner ſich zum Freunde machte. (Die Provinz Gallien, die ihm nun als Conſular blieb, gab er aus Vorliebe zu Rom öffentlich auf.) Mit gleicher Gewandtheit ſeiner Rede vertheidigte er die Ritter, die das bewegte Volk ihrer Ehrenſitze im Theater berauben wollte, wies die Söhne der unter Sulla Proſcribirten zurück, als ſie ererbte Vorrechte in Anſpruch nahmen, vertrat die Rechte des greiſen Senators C. Rabirius, der 40 Jahre vorher durch Mißbrauch ſeines Amtes an einem Volkstribunen einen Mord begangen haben ſollte, vernichtete die Anklage gegen L. Licinius Murena, den Cato der Beſtechung beſchuldigte, ſetzte ein Geſetz durch, welches den Senatoren verbot auf Unkoſten der Provinzen zu reiſen, errang für L. Lucullus die Bewilligung des Triumphes nach beendigtem mithridatiſchen Kriege und verpflichtete ſich den ſiegreichen Kämpfer Pompejus im Piraten- und mithridatiſchen Kriege durch Anordnung öffentlicher Dankfeſte. Bei Niederlegung des Conſulats verhinderte ihn der Tribun Q. Metellus Nepos zum Volke zu reden, bis er üblicher Maßen die beobachtete Aufrechthaltung der Geſetze beſchworen hatte; er that es mit den Worten, daß die Republik und die Stadt Rom durch ihn allein errettet und erhalten worden ſei. Aber das Geſchehene ward ihm ſchmachvoll vergolten. Nicht nur daß er ſich von dem erſten Triumvirate (Pompejus, Craſſus und Cäſar) zurückzog, ſondern ganz beſonders ſein Zeugniß gegen P. Clodius (ſ. d. Art.) erregte in vielen Gemüthern der mächtigſten Römer gegen ihn den wüthendſten Haß, wozu noch die ſchnöde Behandlung des Pompejus kam, und nöthigte ihn endlich zur freiwilligen Verbannung. Er wendete ſich nach Sicilien, aber hier nicht aufgenommen, da man öffentlich nach ſeiner Entweichung ihn geächtet hatte, floh er nach Griechenland, wo er auf der Villa des Cn. Plancius bei Theſſalonich endlich gaſtliche Aufnahme fand. In dieſem und dem folgenden Jahre, während deſſen Cicero im Exile unmännlich ſeufzte, kämpfte Clodius für die Aufrechthaltung des Verbannungsedictes. Dennoch gelang es (696) ihn zurückzurufen. Seine Heimkehr glich einem Triumphzuge. Er erhielt die verlorenen Grundbeſitzungen zurück und ſo ſehr ihn auch P. Clodius an dem Wiederaufbaue ſeines niedergeriſſenen Hauſes, deſſen Platz zu einem Tempel der Dea Libertas geweiht worden war, durch Gewaltſchritte zu hindern ſuchte, ſo erwirkte er doch nach ſeiner Rede pro domo den erwünſchten Erſatz. Schwieriger jedoch geſtalteten ſich für C. die Verhältniſſe, als Spannung in jenem Triumvirate immer ſichtbarer hervortrat. Eine Ausſöhnung zwiſchen Pompejus und Craſſus hatte er (698) noch vermittelt, aber nachdem dieſer im parthiſchen Kriege (699) den Untergang gefunden hatte, mußte das Duumvirat (Pompejus in Rom und Cäſar in Gallien) zu den gerechteſten Bedenklichkeiten auch in C.'s Seele berechtigen. Noch zog ihn von Rom eine Zeit lang die Verwaltung der Conſularprovinz Cilicien in Kleinaſien ab. Wohin er kam, war ihm der ehrenvollſte Ruf vorausgegangen und freudevoll ward er aufgenommen, da er ſich den gewöhnlichen habſüchtigen Verwaltern ſo unähnlich zeigte. Außer den Sorgen für die bürgerlichen Einrichtungen beſchäftigte ihn noch das ungewohnte Kriegsleben, wobei ihm ſein Legat C. Pontinius die Bedrängniß erleichterte und wohl an den Siegen über parthiſche Horden, die in ſeine Provinz einbrachen, das meiſte Verdienſt hatte. Kleinlicher Weiſe ſuchte C. dennoch in Rom um die Ehre eines Dankfeſtes nach, das ihm bewilligt wurde, und ſtrebte

sogar nach der größeren eines Triumphzuges. Nach Verlauf des bestimmten Jahres legte er in dieser Hoffnung die Verwaltung der Provinz nieder und kam vor Rom (den 3. Jan. 703) an, das in hellen Flammen des Bürgerkrieges stand. Die allgemeine Bestürzung ergriff auch ihn, er verließ mit dem Senate Rom, lehnte aus Mangel an den nöthigen Mitteln das Commando über Capua ab und begab sich auf sein Landgut Formianum in Latium. Bald sah er sich von Brundusium, wohin Pompejus, dessen Partei er ergriffen hatte, geflohen war, durch die Truppen des M. Antonius getrennt. Er verhüllte hierauf seine politische Gesinnung in ein zweideutiges Dunkel und nahm den Besuch Cäsar's, der ihn absichtlich mit Schonung behandelte, auf seiner Villa an, ohne jedoch in sein Verlangen, nach Rom zurückzukehren, zu willigen. Vielmehr nahm er die Gelegenheit wahr, mit seinem Bruder, Quintus Cicero, nach Dyrrachium in das pompejische Lager zu entweichen. Die Schlacht bei Pharsalus (706 n. R. E.) entschied über die pompejanische Partei und C., das Auge nach Italien gewendet, lehnte den ihm, dem Consular, von Cato angetragenen Oberbefehl über Dyrrachium ab, wobei er sich selbst der größten Lebensgefahr aussetzte. Er reiste zurück nach Brundusium und erwartete in langem Schweigen die Aussöhnung mit Cäsar, die ihm freundlich zu Theil ward und ihn vermochte, in Rom wieder zu erscheinen. Hier lebte er in philosophischer Zurückgezogenheit, schrieb eine Lobschrift auf den in Utica gefallenen Cato, die er mit dem Namen des Gefeierten überschrieb und der Cäsar seinen Anti-Cato entgegensetzte. In einer schönen Rede dankte er dem Letzteren für die Begnadigung des M. Claudius Marcellus, vertheidigte mit siegreicher Begeisterung den feindselig angeklagten Q. Ligarius, über den Cäsar schon im Begriffe stand, das Todesurtheil auszusprechen und nahm später den König von Kappadocien, Dejotarus, der des Mordanschlags gegen Cäsar beschuldigt worden war, in Schutz. So sehr er sich auch, wenigstens äußerlich, der Gunst des allgewaltigen Dictators zu erfreuen schien, so wenig begünstigte er ihn im Herzen, und, wiewohl er nicht selbst berathend und mitwissend an der Verschwörung Theil genommen hatte, verläugnete er doch nicht gegen die Häupter der Verschworenen, Cassius und Brutus, den Beifall über Cäsar's Ermordung (den 15. März 710 n. R. E.). Aber bei der Planlosigkeit ihres Unternehmens und der Schwäche von dessen Führern, bei der kühnen Verschlagenheit des M. Antonius, der Allen schmeichelte, um desto sicherer die Alleinherrschaft zu erlangen und bei der Annäherung der Truppen Cäsar's unter Marcus Ämilius Lepidus scheiterte Alles, so thätig sich auch C. für die Erhaltung der jungen Freiheit auf dem Forum und Capitolium wie insgeheim erwies. Sobald Cassius und Brutus durch das aufgeregte Volk zur Flucht aus Rom genöthigt worden waren, verließ auch C. die Stadt, eine Reise nach Griechenland vorschützend, blieb aber in Unteritalien und Sicilien, in zweideutiger Stellung den Ausgang der Dinge abwartend. Schon hatte er sich wirklich auf die Reise begeben, als er vom ungünstigen Winde nach Italien zurückgeworfen, auf die Nachricht, daß Antonius die Auctorität des Senats achte, nach Rom zurückeilte, zumal da Octavianus hier erschienen und sein Interesse, die Güter und die Würden des ermordeten Oheims (Cäsar's) zu erben, es erforderte, die Freundschaft des Consularen nachzusuchen. Wie im Triumphzuge ward C. von der herzugeströmten Menge eingeholt, die in ihm ihrem Retter von der neuen Tyrannengewalt huldigte. M. Antonius sah mit bitterm Argwohn auf den gefeierten Redner und, da er in der ersten Senatssitzung auf seine Einladung nicht erschien, ließ er in derselben gegen ihn unzweideutige Drohungen fallen. Am folgenden Tage aber hielt C. im Senate, dem Antonius gerade nicht beiwohnte, die erste jener 14 Reden, die er den Demosthenes nachahmend die philippischen genannt hat, in der er sein jüngstes Verhalten zu rechtfertigen suchte,

die Handlungsweise seines Gegners tadelte und die Consuln (Antonius und Dolabella) von der begonnenen Schreckensregierung abmahnte. Da ergrimmte Antonius heftiger und bewog durch seine Rede in einer Senatssitzung, der C. sich persönlich entzog, den gefährlichsten Feind zur Entweichung aus Rom. Auf einem Landgute bei Neapel antwortete C. durch die zweite philippische Rede. Indessen war die Spaltung zwischen Octavianus und Antonius immer weiter geworden und der Letztere ging in die von ihm eigenmächtig erwählte Consularprovinz, das cisalpinische Gallien. Das Feld war frei und der röm. Demosthenes konnte nun ungehindert gegen den Feind des Vaterlands im Senate und zu dem Volke sprechen. Aber das bei Bononia geschlossene Triumvirat (Octavianus, Antonius und Lepidus) entschied über C.'s Schicksal. Er stand an der Spitze der Proscribirten und bald ereilte der Tribun Popilius Lánas, den C. früher von der Anschuldigung des Vatermordes gereinigt, den Flüchtigen unweit der cajetanischen Villa in Latium. Bei der Annäherung der Verfolger ließ C. die Sänfte niedersetzen und reichte selbst das Haupt dem Mordstahle. Sein Kopf und seine Hände wurden auf der Rednerbühne des Forum zur Schau ausgestellt. C. starb den 7. Dec. 711 n. R. E. in noch nicht vollendetem 64. Lebensjahre. Er hatte sich zweimal vermählt und von beiden Gemahlinnen, Terentia und Publilia, trennte ihn die Scheidung. Seine Tochter Tullia, die er zärtlich liebte, verlor er frühzeitig und sein Sohn, gleiches Namens, der in moralischer Hinsicht den Vater mannichfach gekränkt hatte, meinte als Consul 723 diesen durch ein Edict zu ehren, welches mit den Statuen auch das Andenken des Antonius vernichten sollte. — Die reichhaltigen, zum größten Theil noch erhaltenen Werke des C., in denen er als unerreichtes Muster des latein. Rednerstyls glänzte, zerfallen in rhetorische, oratorische, epistolarische und philosophische Schriften, an die sich noch einige unbedeutende Gedichte anschließen. Die erste Ausgabe seiner Werke besorgte Alex. Minucianus zu Mailand 1498—99. in 4 Foliobänden, der dann im Ganzen und Einzelnen eine so bedeutende Anzahl anderer folgten, daß die Menge derselben und der über ihn geschriebenen Bücher selbst die übertrifft, in denen die gefeiertsten Dichter, Horaz und Virgil, veröffentlicht worden sind und eine nicht unbedeutende Bibliothek bilden. Die neueste und beste ist von Orelli (Zürich 1826 — 33. 5 Bde. 8.). 2.

Cicerone (spr. Tschitscherōne) hieß sonst in Italien jeder Erklärer von Alterthümern und Sehenswürdigkeiten mit einer Anspielung auf Cicero wegen der gewöhnlichen Redseligkeit; jetzt ist der Name herabgekommen und bedeutet überhaupt jeden, der einen Fremden herumführt. 9.

Cichorie, franz. chicorée; engl. cichory, succory, eine Pflanzengattung mit doppeltem vielblättrigem Kelche und spreublättrigem Fruchtboden, wächst in ihren zwei vorzüglichsten Arten, der Endivie (cich. endivia) und der gemeinen C. oder Wegwarte, Hundeläufte (cich. intybus) durch ganz Deutschland auf Wegen, Äckern und Ackerrändern, blüht himmelblau vom Juni bis Sept. und bekommt durch die Gartencultur stärkere Wurzeln. Die zarten Blätter der Gartencichorie sind als Salat und Gemüse benutzbar, vorzüglich aber benutzt man die wilde Cichorienwurzel von bitterem Geschmacke als Heilmittel und zu Wurzelgetränken. Ehedem bereitete man daraus auch Cichorienextrakt, Cichoriensyrup in den Apotheken, überzuckerte Cichorienwurzel, Cichorienwasser aus dem Kraute, Cichorienconserve aus den Blüthen. Durch die Cultur verliert die Wurzel ihre Bitterkeit und wird sogar zu Brod verbacken, am verbreitetsten ist aber ihr Geruch als Caffeesurrogat unter dem Namen Cichoriencaffee, wozu im Westphälischen, in Braunschweig, Hanover, Bremen, Hamburg, Dresden eigene Cichorienfabriken angelegt worden sind. Die Wurzel wird hier zerschnitten, getrocknet, gelinde geröstet, gepulvert und mit Caffee

oder wie dieser gekocht. Sie ist zwar unschädlich, ersetzt aber jenen nur unvollkommen. Scharf gebrannte, in große Haufen aufgeschichtete oder in Fässer eingestampfte Cichorienwurzeln entzünden sich leicht von selbst. 43.

Cicisbeo (spr. Tschitschisbeo), von cicisbeare, flüstern, war nach italien. Sitte der Hausfreund und beständige Begleiter einer vornehmen verheiratheten Dame, welcher in Ähnlichkeit des ehemaligen ritterlichen Frauendienstes ganz ihrem Dienste sich widmete. Bei der höchsten Blüthe des Handels zu Genua im XVI. Jahrh. sollen wegen der häufigen Abwesenheit der Gemahle die vornehmen Genueserinnen einen armen Verwandten oder einen galanten Abbé sich gewissermaßen zum Schutze erwählt haben, um ohne Anfechtung durch die von Fremden aller Nationen belebten Straßen der blühenden Handelsstadt gehen zu können; aber bald war diese Sitte so allgemein mit dem Leben der höhern Stände verwachsen, daß jede anständige Dame einen C. haben **mußte**, ohne daß der Gemahl es hindern durfte. Aber wenn gleich der C. zu jeder Stunde, selbst an dem Putztische bei seiner Dame Zutritt hatte und unangemeldet eintreten durfte, so darf man sich das Cicisbeat doch keineswegs als ein **System** eheliche **Untreue** denken, wenn auch Beispiele derselben bisweilen natürliche Folgen waren. 9.

Cicognara (spr. Tschiconjara), Leopold, Graf, ein ausgezeichneter Kunstkenner und Schriftsteller, geb. 1780 zu Ferrara, verwaltete in der cisalpinischen Republik ein hohes Staatsamt und nahm, nachdem diese in ein Königreich umgewandelt worden war, obgleich mit innerem Widerstreben, die Stelle eines Präsidenten der Akademie der Künste zu Venedig zu an. Seine großen Verdienste bewirkten, daß er diese Stelle auch nach Napoleon's Sturze behielt. Während einer Reise durch Deutschland und Frankreich wurde er mit einem andern C., welcher in die Umtriebe der Carbonari verwickelt und deßhalb verhaftet worden war, verwechselt, und obgleich seine Unschuld offenkundig war, so hatte er doch durch ein von Paris datirtes veröffentlichtes Schreiben, angestoßen und fand deßhalb für gut, sich nach seiner Rückkehr von Venedig weg und nach Rom zu begeben. Hier mußte er, da er sein Vermögen der Kunst aufgeopfert hatte, seine herrlichen Sammlungen dem Vaticane überlassen und erhielt die Stelle eines Direktors der vaticanischen Sammlungen. Später trat er jedoch sein Amt als Präsident der Kunstakademie zu Venedig wieder an und starb daselbst am 5. März 1834. Was er in Venedig für das Gedeihen der Akademie gewirkt hat, darüber wird ihm einstimmig das größte Lob ertheilt; viele arme Künstler verdanken ihm Unterstützung, andere Rath und Belehrung, und durch zahlreiche Schriften über verschiedene Kunstgegenstände hat er sich einen dauernden Ruhm erworben. Wir nennen nur außer vielen kleinern größtentheils unbekannt gebliebenen Schriften folgende: „Memorie storiche dei letterati ed artisti ferraresi"; „Catalogo ragionato dei libri d'arti e d'antichità posseduti dal Conte C."; „Le Fabbriche più cospicue di Venezia, misurate, illustrate ed intagliate dei membri della Veneta accademia di belle arti"; und sein vorzüglichstes: „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al secolo di Napoleone". Mit Kupfern (1813 — 18). 22.

Cid, Don Rodrigo (in vertrauter Sprache Ruy) **Diaz von Vivar**, genannt **Cid** (Herr) und **Campeador** (Kampfheld), aus hochverehrtem Stamme der ersten Volksrichter und Grafen des alten Castiliens, die Zierde des spanischen Ritterthums, ward um das J. 1026 geboren. Sein Geburtsort ist unbekannt; Vivar, von dem er genannt wird, eroberte erst sein tapferer Vater Ruy Diaz in dem navarrischen Kriege (1054). Die Jugend des Helden ist mit zum Theil übelerfundenen, aber gut besungenen Abenteuern ausgeschmückt; gewiß ists, daß ihm, dem schon erprobten Krieger, König Sancho II. von Ca-

stilien die Leitung seines ganzen Heeres anvertraute, woher ihm auch vielleicht der Name Campeador geworden sein mag. In dem Kampfe Sancho's gegen Ramiro I., König von Aragon, und gegen seinen Bruder Alphons, König von Leon, erfocht der Feldherr glänzende Siege. Nachdem Alphons VI. den Thron bestiegen hatte, belohnte dieser (1074) den gewaltigen Kriegsmann durch die Hand seiner Nichte, Donna Ximena. Als Gesandter zu dem unter castilianischer Oberherrschaft stehenden Fürsten El Motamed von Cordova und Sevilla geschickt, schlug er dessen Feind, den Fürsten Abdallah von Granada, in dreistündiger Schlacht in der Feldmark von Monturque an der Stelle, welche bis auf den heutigen Tag der Stein des Cid genannt wird. Großmüthig gab er den Gefangenen frei, weßwegen ihn seine Feinde heimlich bei dem Könige anschwärzten; offen wagte dem Helden Keiner entgegenzutreten. Als er im J. 1077 während des Kriegszuges des Königs wider die Ungläubigen ohne dessen Befehl in das Land des Fürsten von Toledo einfiel und viele Gefangene machte, um sich an den Arabern, welche die Burg Gormaz angegriffen hatten, zu rächen, ward er auf einige Zeit aus Castilien verbannt. Bei Ahmed el Muktadir, dem Fürsten von Saragossa, fand er freundliche Aufnahme und leistete diesem treffliche Dienste im Felde wie im Rathe. Als aber Alphons bei Zalaka (23. Oct. 1087) geschlagen worden war, rief er den C. zurück und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Gnade. Die Feinde wurden überall zurückgeschlagen. Kaum aber war die Gefahr vorüber, als der König den von Neuem angeschwärzten und des Ungehorsams beschuldigten Helden seine Ungnade noch ärger fühlen ließ. Er nahm ihm seine Würden, seine Güter, sein Weib, welches letztere er aber aus Furcht, Rodrigo möge es mit Waffengewalt zurückfordern, wieder freiließ. Der C. sammelte nun auf eigene Hand ein Heer und zog siegreich durch das Land, den Übermuth der Ungläubigen und seine Feinde züchtigend und dadurch seinem Könige bessere Dienste leistend, als die Schmeichler am Hofe, welche stets den Helden zu verdächtigen suchten. Reiche Beute sandte Don Rodrigo nach jedem Siege und als er den zum zweiten Male mit großer Macht landenden König Joseph schlug und fast vernichtete, ließ sich Alphons nicht mehr zurückhalten und besuchte den tapfern Feldherrn. Keine Verläumdung war fernerhin mehr vermögend, des Königs Herz dem Ritter zu entfremden. Doch noch ein herbes Leid war ihm vorbehalten. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, nach C.'s Reichthümern lüstern, warben um seine beiden Töchter Elvira und Sol; nur auf des Königs Zureden willigte der mit Recht mißtrauische Vater ein; auf der Heimreise verließen die Grafen im Gebirge nach abscheulichen Mißhandlungen ihre Frauen und zogen mit den Schätzen nach Hause. Ein Getreuer, welchen Don Rodrigo vorsichtig nachgesandt hatte, rettete sie von dem Tode und von der Schande. Der König, strenges Recht übend, rief die Buben vor Gericht und in die Schranken. Schmählich überwunden blieb ihnen nur ein ehrloses Leben. Die letzte Waffenthat des C. war die Eroberung von Murviedro; vier Jahre darauf (im Juli 1099) starb „der zu guter Stunde geborene, zu guter Stunde umgürtete Ritter", zu Valencia, welches er nach dem Tode des Königs von Toledo, Almamun Jahja, erobert hatte. Seine Gemahlin vermochte nicht die eroberten Besitzthümer gegen die Übermacht der Feinde zu vertheidigen und zog mit ihren Schätzen und mit dem Leichname des C. nach Castilien. Don Rodrigo und Ximena sind beide in dem Kloster des heil. Peter von Cardena begraben und unter den Bäumen vor dem Kloster liegt sein treues Schlachtroß Babieca. Was Ehre, Gott und Liebe im Ritterthume erzeugen mochten, offenbart sich an dem C. Seine Geschichte ist jedoch so sehr durch Fabeln entstellt, daß die Wahrheit kaum herausgefunden werden mag; selbst der Zweikampf mit dem Grafen Lozano von Gormaz, dem Vater der schönen Ximena, welcher Corneille den

Stoff zu einem seiner besten Stücke geliefert hat, läßt sich nicht historisch erweisen; die Ximena, welche Ferdinand ihm später zum Weibe gab, ist eine andere. Die Vermuthung Johannes von Müller's, C. habe zwei Gemahlinnen gehabt, welche den Namen Ximena trugen, ist unhaltbar. Den Namen C. soll er deßwegen erhalten haben, weil ihn fünf maurische Fürsten, welche er im Felde besiegt hatte, mit dem Titel „Herr" (in ihrer Sprache „Said") begrüßten. Die besten Quellen zur Geschichte des C. sind in M. Risco's „Historia del Cid" (Madr. 1792. 4.) gesammelt. Nach ihnen arbeitete Joh. von Müller das Leben des Helden (sämmtl. Werke, Bd. 8. S. 133). Rob. Southey's „Chronicle of the Cid Rodrigo Diaz de Bivar" (Lond. 1808. 4.) ist eine zu freie und willkührliche Umschmelzung der alten „Cronica del famoso cavallero Cid Ruy Diaz Campeador" (Sevilla 1498. 4.). Der Romanzen, welche die Waffenthaten des Ritters besingen, sind mehr denn hundert; sie sind mehrmals gesammelt (z. B. in G. H. Schubert's „Bibliotheca Castellana, Portugues y Provencal", Altenb. 1804. Vol I.) und größtentheils (70) von Herder („der Cid", Tüb. 1806. 8. Sämmtliche Werke, Bd. 3.) trefflich übersetzt. Die neue vollständige Übersetzung im Versmaße der Urschrift von F. M. Duttenhofer (Stuttg. 1833. 8.) ist nicht sehr gelungen. 66.

Cider, s. Obstwein.

Cigarros, Segarres, Cigäles, sind allgemein bekannte, künstlich zusammengedrehte dünne Röllchen Tabaks, die ohne Rohr und Pfeife geraucht werden können. Schon längst rauchte man in Amerika den Tabak fein geschnitten und in Papier gerollt, wodurch der aus Havanna kommende aufgerollte Tabak den Namen Cigarro erhielt. Deutschland lernte sie vor einigen Jahrzehnten durch den Handel mit Spanien kennen und zwar von Hamburg aus. Jetzt verfertigt man sie ebenfalls sehr gut in Hamburg, Bremen, Frankfurt und Leipzig, und sie bilden einen bedeutenden Handelszweig; doch bleiben die in Havanna selbst fabricirten, von gelblicher Farbe, die besten. Die kleinen spanischen C. bestehen aus einem Strohhalme, der mit feinem Tabake gefüllt ist. 43.

Cignani, s. Zigeuner.

Cignani (spr. Tschinjani) Carlo, ein bolognesischer Maler, geb. zu Bologna 1628, erhielt seinen ersten Unterricht bei Giambattista Cairo, einem nicht sehr berühmten Künstler und begab sich dann in Albano's Schule, wo er bald so bedeutende Fortschritte machte, daß er seinen Lehrer in gewissen Beziehungen übertraf. Sein Ruf verbreitete sich im In- und Auslande; mit Arbeiten stets überhäuft genoß er die Gunst des Cardinals Farnese, Kaiser Joseph's I. und des Papstes Clemens XI., von welchem er zum Director der Maleräkademie zu Bologna ernannt wurde. Er starb zu Forli den 6. Sept. 1719. Der Styl C.'s ist von Nachahmung frei; man bewundert an seinen Werken die Vorzüge Carracci's, Tizian's, Guido's und anderer großen Meister, ohne ihm Selbstständigkeit absprechen zu können. Sein Colorit ist vortrefflich, mehr kräftig als sanft, die Figuren sind richtig gezeichnet und besonders die weiblichen und Kinderfiguren sehr anziehend. Schatten und Licht sind gut vertheilt und die Composition höchst geistreich. Unter seine ausgezeichnetsten Werke gehören: der heilige Andreas in der Kirche della Valla zu Rom, vier Frescogemälde in der Kirche St. Michele in Bosco, die Empfängniß der Maria zu Placenza und das Kuppelgemälde in der Kirche der Madonna del Fuoco zu Forli, die Himmelfahrt der Maria darstellend. Die Gemäldegallerie zu Wien besitzt ein Stück von C., die sogenannte griechische Charitas. 22.

Cignaroli (spr. Tschinjaröli) Giambettino, ein italien. Maler, geb. 1706 zu Verona, war ein Schüler Prunate's und Balestra's und bildete sich später zu Venedig durch das Studium der Werke Cagliari's und Tizian's weiter aus.

Obgleich man ihn, besonders bei seinen Lebzeiten, offenbar überschätzte, da die Ausführung seiner Gemälde vieles zu wünschen übrig läßt, so hat er sich dennoch um die Kunst sehr große Verdienste erworben, theils durch Schriften, theils durch Gründung der noch jetzt bestehenden Accademia di pittura zu Verona. Seine zahlreichen Werke, theils Fresco-, theils Ölgemälde, finden sich zerstreut in vielen Städten Italiens, z. B. Parma, Verona, Venedig ꝛc. Er starb im J. 1770. Über sein künstlerisches Wirken vergleiche man: „Ippolito Bevilacqua Memorie della vita di Gio. Bettino Cignaroli pittore". Verona 1771. 8. 22.

Cilicien (jetzt Itschil), eine Landschaft Kleinasiens und zwar die südöstlichste, westlich von Pamphylien, nördlich von Lykaonien, Isaurien und Kappadocien, östlich von Syrien, südlich vom Meere begrenzt, ein fruchtbarer Küstenstrich im Norden von den Vorsprüngen des Taurus durchzogen. Sie enthielt ungefähr 600 □ Meil. Die Einwohner standen im Rufe der Aufschneiderei und der Lüge und waren als Seeräuber gefürchtet. Die vorzüglichsten Städte waren: Tarsus, der Geburtsort des Apostel Paulus, berühmte Handelsstadt, Mopsuesta, Issus, wo Alexander den Darius schlug, Soli, von wo der Sprachfehler des Solöcismus stammt, und Seleucia in der Nähe des Vorgebirges Sarpedon. 37.

Cilicium, ursprünglich ein in Cilicien aus groben Faden oder Ziegenhaaren verfertigtes rauhes Tuch, die gewöhnliche Bekleidung der Soldaten, Schiffer und Bauern, und nach Cilicien so benannt. Später nannte man das härene Gewand, welches Einsiedler und Büßende auf dem bloßen Leibe trugen, ebenfalls C. Endlich bedeutet es einen von Draht geflochtenen Bußgürtel, dessen Spitzen nach innen an den Leib gebogen sind und der vornehmlich in Klöstern gefunden wird. 53.

Cimabue (spr. Tschimabue), Giovanni, der größte Maler des XIII. Jahrh., geb. 1240 zu Florenz, wird mit Recht für den Begründer einer neuen Kunstperiode gehalten, da durch ihn zuerst der trockene steife byzantinische Styl verdrängt wurde. Sein Talent entwickelte sich in dem Dominicanerkloster S. Maria Novella, wo er von griechischen Malern die ersten Anfänge der Kunst erlernte. Obgleich er sich nicht ganz von dem herrschenden Geschmacke befreien konnte, daher seine Werke alle ein steifes, überladenes und trocknes Einerlei haben, so wußte er doch seinen Figuren ein Leben zu geben, welches dem seelenlosen byzantinischen Style ganz fremd war. Er steht gleichsam in der Mitte zwischen der alten und der neuern, durch Kunstheroen wie Tizian, Correggio, Raphael ꝛc. zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Schule. Für seine besten Arbeiten gelten die Gemälde in S. Francesco zu Assisi. Er starb zu Florenz im J. 1300. 22.

Cimarosa (spr. Tschimarosa), Domenico, ein berühmter italien. Tonsetzer, geb. zu Neapel im J. 1755, erhielt seine Ausbildung durch Sacchini und den als Theoretiker ausgezeichneten Durante. Sein glückliches Talent überwand in kurzer Zeit alle Schwierigkeiten; seine reiche Phantasie, verbunden mit warmer Empfindung und reicher Productionskraft, versprach einen großen Künstler; und er wurde es. Am größten erschien er im komischen Opernstyle. In seinem 22. Jahre setzte er die Oper l'Italiana in Londra, welche zuerst seinen Ruf begründete und auch im Auslande, z. B. zu Dresden im J. 1780, aufgeführt wurde Unter den auf diese unmittelbar folgenden zeichnet sich besonders il pittore parigino (1783) und il convito („der Schmauß") aus. 1785 erschien i due supposti conti, welche in Italien auf 8 Theatern zugleich zur Aufführung kam und während eines 3jährigen Aufenthaltes zu Petersburg (von 1788 — 91) l'impresario in angustia; il fanatico burlato etc. Nach seiner Rückkehr aus Petersburg ernannte ihn Leopold II. zum Director der italien. Oper zu Wien und hier war es, wo er die Oper il matrimonio segreto (die geheime Ehe) schrieb.

welche für sein vorzüglichstes Werk gilt und auf Verlangen des Kaisers an einem Abende zwei Mal gegeben wurde. 1793 kehrte C. nach Neapel zurück, wurde aber unglücklicherweise in die politischen Umtriebe verflochten und 1799 eingezogen. Zwar gelang es ihm 1800 mit Hülfe seiner Freunde nach Venedig zu entkommen; allein seine Lebenskraft war dahin; er starb hier am 5. April 1801 im Gefängnisse. Das Gerücht einer Vergiftung wurde von den Behörden öffentlich widerlegt. — Man schätzt die Zahl der Opern C.'s auf 120, von denen außer den oben genannten noch viele andere besonders in Italien gern gehört werden. Einige seiner ernsten Opern, deren er mehrere geschrieben hat, erhielten ebenfalls großen Ruf, z. B **Artaserse** und **Valdimiro**. Von seinen kirchlichen Sachen sind außer einer Cantate, zur Geburt des Dauphin angefertigt, einem Requiem, welches bei seiner Todtenfeier in der Kirche S. Carlo a Catinari zu Rom aufgeführt wurde, wenige bekannt geworden. C. selbst erkannte die höhere Meisterschaft Mozart's an, über den ihn Einige wohl mit Unrecht gestellt haben. 22.

Cimbern und Teutonen. Im J. 113 v. Ch. erschien plötzlich über die Donau überdringend in Noricum ein großer Volksschwarm deutschen Ursprungs, wahrscheinlich auf einer Heerfahrt und nach Besiegung celtischer Völker zu weit vorgehend. Bestürzt besetzten die Römer die Engpässe der Alpen und verlangten den Rückzug derselben; die Deutschen schickten Gesandte an den Consul Papirius Carbo, aber dieser überfiel sie hinterlistig bei Noreja (im jetzigen Steiermark) und ward gänzlich geschlagen. Die Deutschen zogen hierauf nach Westen und drangen, verbunden mit helvetischen Völkerschaften, in Gallien ein und unterwarfen es mit Ausnahme der Belgier. Hier griff sie der röm. Consul Silanus von Neuem an und ward geschlagen (109), eben so der Consul Cassius (107), dessen Heer durch das Joch gehen mußte. Als hierauf die Römer das den Deutschen befreundete Tolosa zerstört hatten, griffen sie den Legaten Scaurus an und vernichteten sein Heer; da aber die Römer den angebotenen Frieden nicht annahmen, entstand die mörderische Schlacht an der Rhone (105), in der 60000 Römer blieben. Rom zitterte und nur Marius schien helfen zu können. Dieser ging mit einer Armee bis nach Gallien, ohne die Deutschen zu finden, da sie nach Spanien gegangen sein sollen. Endlich nach 3 Jahren erschienen sie wieder und zwar in drei Heerhaufen, deren westlicher Teutonen und der östliche Cimbern genannt werden, während die Helvetier in der Mitte standen. Auf drei verschiedenen Wegen wollten sie in Italien einbrechen und sich jenseits der Alpen vereinigen. Die Teutonen stießen auf das befestigte Lager des Marius, spottend zogen sie vorüber; aber Marius eilte ihnen nach und vernichtete sie bei **Aquae Sextiae** (Aix) gänzlich. Die C. waren indessen glücklich über die Alpen gekommen und erwarteten unthätig ihre Brüder. Da überfiel sie Marius plötzlich auf den campis raudiis (bei Vercelli) und vernichtete sie ebenfalls in einer mörderischen Schlacht (102). Kleine Reste von ihnen sollen sich nach Gallien geflüchtet haben und als Aduatiker aufgetreten sein. Die Helvetier blieben in ihren Bergen. Die spätern Geographen sprechen noch von C., ohne ihre Wohnsitze genau anzugeben, die meisten setzen sie auf die Halbinsel Jütland, welche deßwegen der cimbrische Chersonnesus genannt wurde. Ob nun aber diese C. und Teutonen zwei vereinte Völker sind, wie schon Pytheas 320 v. Ch. Teuten fand, oder ob das Mißverständniß der Römer eine Benennung, die nach unserer jetzigen Sprache „deutsche Kämpfer" bedeuten würde, zu zwei Volksnamen gemacht hat, muß unentschieden bleiben; jedenfalls scheint es ein einziges Volk gewesen zu sein, dessen Namen Teutonen und König Teutoboch den allgemeinen deutschen Volksnamen enthält. Daß aber die C. einerlei seien mit den schon von Homer gekannten Cimmeriern, welche die heutige Krimm und Um-

gegend bewohnten und dann nordwestwärts zogen, ist nicht zu bestimmen, da die Heerfahrten der C. und Teutonen vor ihrem Zusammentreffen mit den Römern unbekannt sind und nur so viel gewiß ist, daß sie aus Ungarn gekommen zu sein scheinen. 37.

Cimon (Kimon), Sohn des Miltiades, einer der ausgezeichnetsten athenischen Staatsmänner, geb. um 510 v. Chr., zeichnete sich zuerst in der Schlacht bei Salamis aus und ward Freund des Aristides, worauf er mit diesem zugleich den Oberbefehl über die an die kleinasiatischen Küsten abgesandte Flotte und nach Aristides Rückkehr nach Athen allein erhielt. Nun schlug er die Perser an dem Ufer des Strymon, eroberte einige Landstrecken in Thracien, nahm die Insel Scyros weg, gründete daselbst eine athenische Colonie und nahm die daselbst gefundenen Gebeine des Theseus mit nach Athen. Hierauf eroberte er eine Menge Städte an der Küste Kleinasiens, vernichtete an einem Tage die persische Flotte in der Mündung des Flusses Eurymĕdon in Pamphilien und darauf das Landheer am Ufer desselben und schloß darauf Frieden. In Athen zeigte er sich darauf als der freigebigste Wohlthäter, öffnete Jedem seine Besitzthümer zu freiem Gebrauche und verschönerte die Stadt durch herrliche Anlagen; widersetzte sich aber kräftig den Umtrieben des Themistokles und Perikles und suchte Athen und Lacedämon in Freundschaft zu erhalten. Doch als er kaum von einer Expedition gegen die rebellischen Thasier zurückgekehrt war, wurde er von Perikles und Andern angeklagt, vom Volke zwar freigesprochen, diese benutzten aber seine Abwesenheit, indem er die Lacedämonier mit Hülfstruppen gegen die empörten Heloten unterstützte, die Macht der Volkspartei zu vergrößern und als C. nach seiner Rückkehr die alten Verhältnisse wieder einführen wollte, ward er verbannt. Er ging nach Böotien, von wo er aber zurückgerufen wurde, als ein Krieg mit Lacedämon bedenklich zu werden anfing (456). Er stellte den Frieden wieder her und unternahm einen Zug nach Cypern und Ägypten (450), starb aber bei der Belagerung von Citium (499). Sein Leichnam ward nach Athen gebracht. Die Erzählung, daß er noch kurz vor seinem Tode die Perser zwei Mal geschlagen und einen vortheilhaften Frieden geschlossen habe, ist in der neuern Zeit für ein Märchen erklärt worden. — Die alten Schriftsteller erwähnen auch eines Malers Cimon von Kleona, Schüler des Eumarus, welcher die Malerei zu einer höhern Stufe geführt und zuerst die Muskeln und Adern der Körper anzugeben versucht, so wie die Perspective angewendet haben soll. 16.

Cincinnatus (Lucius Quinctius), röm. Patrizier, war in Folge des Kampfes zwischen Volk und Adel dadurch, daß sein Sohn Quinctius Cäso wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die vom Volkstribun Terentillus beantragte Reform der Staatsverfassung durch die Volksversammlung zu Verbannung und großer Geldstrafe verurtheilt worden war, so arm geworden, daß ihm nur ein Feldgrundstück von 4 Ackern, welches er selbst bebaute, und eine Hütte übriggeblieben war; aber der Senat kannte seine Kraft und erzwang seine Wahl zum Consul (460 v. Chr.). Man fand ihn hinter dem Pfluge, zu welchem er auch zurückkehrte, nachdem er die Neuerungssucht der Volkstribunen gedämpft, das Ansehn des Senats gehoben, eine geordnete Rechtspflege hergestellt und mit der größten Unparteilichkeit sein Amt verwaltet hatte, ohne die ihm angebotene verfassungswidrige Verlängerung desselben für das nächste Jahr anzunehmen. Doch nach 2 Jahren (458) holte man ihn wieder, um das von den Äquern eingeschlossene röm. Heer unter dem Consul Minucius zu befreien. Mit der Würde eines Dictators bekleidet sammelte er die waffenfähigen röm. Bürger, erreichte in der Nacht die Feinde, schloß sie ein, zwang sie zur Ergebung und ließ sie durchs Joch gehen. Eine unermeßliche Beute, von dem aber das Heer des

Minucius Nichts bekam und der glänzendste Triumph war sein Lohn; nach 16 Tagen, in welchen er noch seinen verbannten Sohn für unschuldig erklärt erhielt, legte er seine Würde wieder nieder und kehrte zu seinem Felde zurück, ohne nur die geringste Belohnung anzunehmen. Im nächsten Jahre (457) bezähmte seine Energie nochmals die Volkstribunen, welche sich den Maßregeln der neuen Consuln widersetzten und 14 Jahre später (443) ward der 80jährige Greis trotz seiner Weigerung noch einmal von seinem Acker geholt und zum Dictator ernannt und seiner Weisheit gelang es, den Aufruhr, den Spurius Mölius zur Wiedereinsetzung der königlichen Gewalt veranlaßt hatte, zu beschwichtigen. Er starb kurz darauf arm in seiner Hütte. 16.

Cinna (Lucius Cornelius), s. d. Artt. Marius u. Sulla.

Cino (spr. Tschino), da Pistoja, eigentlich Guittoncino Sinibaldi, gleich berühmt als Jurist wie als Dichter, ward 1270 zu Pistoja geboren, studirte zu Bologna die Rechte und ward in Pistoja angestellt, bis 1307 der Kampf der Parteien ihn vertrieb. Während er mit seiner Partei in Sambuca lebte, entspann sich ein Liebesverständniß zwischen ihm und der Selvaggia, der Tochter des Parteihauptes; doch das Mädchen starb bald und er feierte ihr Andenken in seinen Liedern. Nach kurzem Aufenthalte in Frankreich kehrte er nach Pistoja zurück, besuchte das Grab seiner Geliebten und ward 1310 in Rom angestellt. Hier schrieb er seinen Commentar über die Pandekten, welcher ihm die juristische Doctorwürde von Bologna und den Ruf an mehrere Universitäten verschaffte. Er lehrte darauf zu Treviso, später zu Siena und Perugia Civilrecht, ward 1336 Gonfaloniere zu Pistoja, starb aber noch vor Antritt des Amtes. Sein Commentar ist öfter herausgegeben worden; die Hauptausgaben sind Pavia 1483. Fol. Lugduni 1526. Fol. Frankf. a. M. 1578. Fol. Als Dichter steht er Dante und Petrarca zur Seite und ward von beiden sehr geschätzt. Die beste Ausgabe seiner Gedichte ist von Sebast. Ciampi. Pisa 1813. 8. 16.

Cinque Ports (spr. Sink ports), die fünf Häfen. Mit diesem Namen bezeichnet man in England die Häfen Dover, Hithe, Romney, Sandwich, Winchelsea, Rye, Seaford und Hastings auf den Küsten von Kent und Sussex. Anfangs waren deren nur fünf, daher der Name, den man beibehielt, als 3 neue, nämlich Rye, Seaford und Winchelsea hinzugefügt wurden. Die Bürger dieser Hafenstädte hatten viele Privilegien; unter andern schickten sie 2 Abgeordnete in das Parliament, wurden Barone genannt, und hatten zur Beschützung ihrer Rechte einen Lord-Warden mit einem Gehalte von 3000 Pf. St. In neuerer Zeit, wo der größte Theil der Häfen nicht mehr brauchbar ist, haben Romney und Winchelsea das Wahlrecht ganz, und Hithe und Rye zum Theil verloren. Nur Dover und Sandwich haben als Häfen noch einige Wichtigkeit. 15.

Cintra, ein Flecken in der portugies. Provinz Estremadura, bekannt durch die nach ihm benannte im Jahre 1808 zwischen dem engl. General Dalrymple und dem französ. Oberbefehlshaber Junot abgeschlossene Convention. Zu Ende des Jahres 1807 hatte der Marschall Junot Portugal eingenommen und die zeitherige Regierung aufgelöst. Allein schon im Febr. 1808 begannen überall Unruhen auszubrechen, und die Lage des Marschalls wurde bedenklich, zumal da die in seinem Heere befindlichen Spanier (gegen 20000 M.) die Insurgenten offen unterstützten. Zwar wurden sie entwaffnet und der Aufruhr ziemlich glücklich bekämpft, allein im Juli landeten die Engländer unter Wellington, und schlugen am 21. August einen übel berechneten Angriff Junot's, welcher überdieß der 19000 starken feindlichen Armee kaum 13000 entgegenstellen konnte, bei dem Dorfe Vinciera zurück. Der General Dalrymple, welcher als der älteste den Oberbefehl übernommen hatte, bewilligte dem Marschall Junot Tags

nach der Affaire vorläufig einen Waffenstillestand, und am 30. August wurde die Convention abgeschlossen, nach welcher die franzöſ. Armee mit Waffen und Gepäck auf englische Kosten in einen franzöſ. Hafen übergeführt werden sollte. Am 7. Octbr. war die Einschiffung beendigt. 1.

Cipriani (spr. Tschipriāni), Giovanni Battista, ein ital. Maler, geb. 1732 zu Pistoja, hatte bereits in Rom großen Ruhm erlangt, als ihn einige Engländer kennen lernten und mit sich nach London nahmen, wo er Mitglied der im Jahre 1769 gestifteten königl. Akademie wurde. Seine Gemälde werden sehr geschätzt, indem sie mit eigenthümlicher Grazie und geistreich gearbeitet sind. Der Künstler starb zu London im Jahre 1785. Unter seine schönsten Werke zählt man die Deckengemälde in Queenshouse, Landsdown und Yorkhouse, so wie seine Zeichnungen zum Orlando Furioso. Auch zeichnete er viel für Kupferstecher. Viele seiner Blätter sind durch Bartolozzi bekannt geworden. 22.

Circe, Tochter des Hyperion und der Asterŏpe, Schwester des Äētes und der Pasiphăe, war außerordentlich schön und durch die Kenntniß der Kräuter eine Zauberin. Früher war sie mit einem Könige von Sarmatien verheirathet, ward aber vertrieben und ließ sich auf der Insel Äa nieder, wo sie einen prächtigen Palast erbaute. Die sie besuchenden Fremden verwandelte sie, nachdem sie von dem Zaubertranke genossen hatten, durch Berührung mit ihrem Zauberstabe in Thiere; doch entging Ulysses (s. d. Art.) dem Schicksale. Auf gleiche Weise verwandelte sie die Scylla in ein Meerungeheuer, den Picus in einen Specht. Sie soll zuletzt vom Telemach hingerichtet worden sein. 23.

Circensische Spiele, s. Kampfspiele.

Circipaner, ein slavischer Volksstamm, wohnten in Westpommern und Meklenburg, wurden im XII. Jahrh. zum Christenthume bekehrt und kamen dann unter die Herrschaft der Rugier, seit welcher Zeit ihr Name aus der Geschichte verschwindet. 37.

Circulation des Geldes. Der Nutzen der edlern Metalle, als Gold und Silber, besteht darin, daß sie A) als Stoffe zu allerhand werthvollen Arbeiten dienen, und B) als Geld, die doppelte Eigenschaft besitzen, zum allgemeinen Tauschmittel gebraucht zu werden, und dadurch zugleich das Maß des Werthes der Dinge abzugeben. Diese doppelte Eigenschaft des Geldes bringt es zu Wege, daß solches zu gleicher Zeit als cursirendes Mittel dienen und auch das Capital Vieler ausmachen, also für etwas Feststehendes angesehen werden kann. Dasselbe Geld, welches das Capital eines Kaufmanns ausmacht, kann in kurzer Zeit zum Capitale mehrerer hundert Personen geworden sein, durch deren Hände es gegangen ist, und kann so wechselsweise die Capitale Aller bilden, ohne selbst sich in diese Capitale zu verwandeln. Dieses Wechseln des Besitzers, dieses Kommen und Gehen aus einer Hand in die andere, welches wir beim baaren Gelde bemerken, vergleicht man mit der C. oder Kreisbewegung; indem dasselbe sogar oft, nach einem langen Umwege, in die Hand des ersten Besitzers zurückgelangen, und von diesem nochmals weiter gegeben werden kann. Je schneller und sicherer diese C. von statten geht, mit desto weniger baarem Gelde können die nöthigen Zwecke der C. in dem bezüglichen Kreise erreicht werden. Daher die strengen Gesetze und die schnelle Vollstreckung derselben in Handels- und Wechselsachen, um die Hindernisse der schnellern C. schleunigst zu entfernen. Da jedoch das Geld, als Werthmaß, für die Producte dient, so gelangt dasselbe nicht blos für sich aus einer Hand in die andere, sondern es wird auch als Werth für die Producte gegeben; daher der Unterschied zwischen Geldzahlungen und dem Geldhandel. Außer dem baaren Gelde gibt es noch andere Gegenstände der C. in den dem baaren Gelde gleich gerechneten Wechseln und Staatspapieren, welche dann beim ausgebrei-

teten Verkehre die Stelle des baaren Geldes ersetzen. Producte gehen zwar auch, beim Tausche und Verkaufe, durch mehrere Hände, da dieselben jedoch nicht zugleich die Eigenschaft der Bestimmung des Werthmaßes für andere Dinge haben, so können sie zu den eigentlichen Gegenständen der C. nicht gerechnet werden. — Circulations- oder Zettelbank, s. Bank.

Circumcellionen, s. Donatisten.

Circumflex, s. Accent.

Circumvallationslinien sind eine Reihe zusammenhängender Verschanzungen, welche in dem äußern Umkreise einer Festung von einem Heere, das zu ihrer Blokade oder Belagerung bestimmt ist, angelegt werden, um den Feind zu verhindern, daß er einer in diesem Zustande sich befindenden Festung Unterstützung — wäre es sogar mit gewaffneter Hand — kann zukommen lassen, wodurch sie in Stand gesetzt würde, ihre Vertheidigung zu verlängern. Da es sehr schwer ist, solche Verschanzungen gleichmäßig stark zu besetzen, durch die Erfahrung auch erwiesen worden, daß eine Reihe zusammenhängender Feldverschanzungen sehr schwer gegen einen gut angelegten Angriff zu vertheidigen sind, und gegenwärtig nicht eher zur Belagerung einer Festung vorgeschritten wird, bis man überzeugt ist, daß die militairische Desorganisation des Gegners keine Störung der vorhabenden Belagerung gestattet, oder deren Deckung durch das weiter vorgeschobene Hauptheer bewerkstelliget wird; so sind diese Linien, wie man zu sagen pflegt, bei der gegenwärtigen Methode des Kriegführens nicht mehr in der Mode. Weil ihre Erbauung nur in der Hypothese eines Angriffs von Außen geschieht, so ist bei ihrer Anlage vorzüglich darauf zu sehen, daß sie nicht der Wirksamkeit des feindlichen Geschützes von der Festung unterworfen sind. 70.

Circus (Kreis), hieß bei den alten Römern jedes Gebäude, dessen innerer Raum zu Kampfspielen (s. d. Art.), vorzüglich zu Wettrennen bestimmt war. Diese Gebäude waren sämmtlich ohne Dach, gewöhnlich 3 Mal so lang als breit, an der einen schmalen Seite von einer geraden, auf der andern von einer bogenförmigen Mauer begrenzt. Die innere Fläche war mit Sand bestreut (arena) und mitten durch dieselbe zog sich eine breite Mauer (spina) nach der Länge des C., an deren beiden Enden 3 kegelförmige Säulen (metae) standen, welche der Wagenrenner 7 Mal umfahren mußte; der Platz selbst war mit Bildsäulen und Altären geschmückt. Die gerade Mauer der einen Seite bildete die Schranken (carceres) mit einem großen Thore in der Mitte und 6 kleinern an jeder Seite, wo die Wagen standen. Sie waren durch Klappthüren verschlossen, welche auf das gegebene Zeichen auf einmal zugleich sich öffneten. Über diesen Schranken waren die Sitze derjenigen, welche die Spiele gaben, der Prätoren und Ädilen und zu beiden Seiten zogen sich treppenförmig die Sitze der übrigen Zuschauer hin nach den Ständen geschieden. Solcher C. waren in Rom 9, unter denen der Circus maximus im 11. Bezirke der Stadt von Tarquinius Priscus angelegt, von Cäsar und Augustus erweitert, nach Dionysius von Halikarnaß $3\frac{1}{2}$ Stadien (2187 Fuß) lang und 4 Plethra (400 Fuß) breit, gegen 380000 Menschen faßte. Die Arena umzog ein zehn Fuß breiter und eben so tiefer Graben (euripus) und die 3 Stockwerke hohen Gallerien von Säulen gestützt und außerhalb des C. waren Hallen mit Buden und Werkstätten; in der Mitte hatte Augustus 2 prächtige Obelisken aufrichten lassen. Diese schönen Gebäude brannten unter Tiberius zum Theil ab, und von Claudius wieder hergestellt zum zweiten Male unter Domitian. Dieser, Trajan und Antoninus Pius stellten ihn wieder schöner her. Jetzt sieht man nur noch einige Spuren davon. Seine Abbildung findet sich auf Münzen, die Trajan zum Andenken seiner Wiederherstellung schlagen ließ. Die übrigen C. waren: der **C. Flaminius**, um 220 v. Chr. gebaut; der **C. Agonalis** v. Alexander Pius erbaut, jetzt **Piazza novana**; der

C. Sallustii in den sallustischen Gärten; der C. Florae, jetzt Piazza Barberini; der C. Vaticanus, wo jetzt die Peterskirche steht; der C. Neronis neben der Engelsburg; der C. Caracallae, der am besten erhaltene am Thore des h. Sebastian; der C. castrensis außerhalb des Thores nach Präneste. Auch in andern ital. Städten werden C. erwähnt. 9.

Cirkassien, s. Tscherkassien.

Cirkel, lat. circulus; franz. cercle; engl. circle, ist der Name eines sehr bekannten Instruments, um Entfernungen auf dem Papiere zu messen und Bogen und Kreislinien zu beschreiben. Es besteht aus zwei gleich langen in sehr feine Spitzen zulaufenden Schenkeln, die sich um einen gemeinschaftlichen Scheitelpunkt mehr oder weniger öffnen lassen und, wenn der C. geschlossen ist, nur eine einzige Spitze bilden. Damit der Cirkel in jeder gegebenen Stellung unverrückbar stehen bleibe, ist dem Scheitelpunkte (Kopf des Cirkels) ein Gewinde gegeben. Ein geübter Zeichner muß diesen C. mit einer Hand nach Belieben öffnen, umschlagen und zusammenlegen können. Um ganze Dreiecke auf einmal abnehmen zu können, bedient man sich des dreifüßigen oder dreischenkligen Cirkels, der in seiner Zusammensetzung dem vorhergehenden gleich ist, nur daß am hintern Theile des Kopfs sich noch ein dritter Schenkel rückwärts ausstreckt. Außer diesem C. gebraucht man noch Haar-, Proportional-, Reductions-, Stangen- und Stellcirkel. Die C. werden entweder von Silber oder Messing gemacht, jedoch haben alle stählerne Spitzen, sollte auch das Charnier aus zweierlei Metallen bestehen, um dadurch eine größere Gleichförmigkeit in der Bewegung zu erhalten. — Cirkel in der Logik, s. Diallele. 26.

Cis ist der mittelst Vorsetzung eines Kreuzes um ein chromatische halbe Stufe erhöhete Ton c. Zu bemerken ist, daß man statt cis dur lieber des dur schreibt, indem sich jenes, da es 7 Kreuze zur Vorzeichnung haben müßte, nicht so leicht singen und spielen läßt, wie dieses. Cis moll hat dieselbe Vorzeichnung wie e dur, d. i. 4 Kreuze. 29.

Cisalpinische Republik. Nach dem glücklichen Feldzuge Buonaparte's in Italien im J. 1796, durch welchen Oberitalien und der Kirchenstaat in die Hände des Siegers gefallen waren, erklärte er die eroberten Länder für frei und gab ihnen eine republikanische Verfassung. Das Land diesseits des Po, aus Modena, Reggio, Ferrara, Bologna und der päpstlichen Delegation Romagna nebst Mesola bestehend, bildeten die cispadanische Republik und erhielten ihre Constitution den 27. Jan. 1797. Zu gleicher Zeit war aus jenseits des Po gelegenen Ländern die transpadanische Republik gebildet worden. Beide Republiken wurden aber in demselben Jahre vereinigt und erhielten den Namen cisalpinische Republik (9. Juli); diese zählte nun $3\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner, da ihr am 22. Oct. noch Veltlin, Worms und Cläven einverleibt wurden. Im Frieden von Campo Formio wurde sie anerkannt, 1799 zwar von den verbündeten Östreichern und Russen aufgelöst, jedoch schon 1800 von Buonaparte wieder hergestellt. 1802 erhielt sie den Namen italienische Republik und von 1805—14 bildete sie das Königreich Italien. 15.

Ciseliren gebraucht man bei den Gold- und Silberarbeitern von der Kunst, in dem Silber- oder Goldbleche erhabene Figuren (reliefs) mit dem Punzen und Hammer zu schlagen, und ihnen mit dem Grabstichel nachzuhelfen; daher ciselirte Arbeit s. v. a. getriebene Arbeit. 43.

Cisio, s. Kalender.

Cisrhenanische Republik oder **Cisrhenanische Conföderation** bildete sich aus mehreren am Rheine gelegenen Städten, als Köln, Aachen u. a. und der umliegenden Gegend. Die Proclamation derselben erfolgte am 17. Septbr. 1797; doch der Friede von Campo Formio machte ihr einen Monat

darauf ein Ende. Nach den Beſtimmungen deſſelben wurde ſie an Frankreich überlaſſen. 15.

Ciſſoide, ſ. Curve.

Ciſterne, franz. citerne; engl. cistern, iſt ein gemauerter Waſſerbehälter, in welchem man an Orten, wo es an Brunnenwaſſer mangelt, den Regen und Schnee aufzufangen pflegt und denſelben läutert, um auf dieſe Weiſe dem Waſſermangel abzuhelfen und trinkbares Waſſer zu erhalten. In Feſtungen richtet ſich ihre Größe nach der Größe der Feſtung oder der Stärke der Garniſon. Man rechnet die Quantität des jährlichen Niederſchlags auf 12 pariſer Quadratfuß Fläche ungefähr auf 10 par. Cubikfuß. Die koſtbarſte C. befindet ſich zu Conſtantinopel, deren Gewölbdecke auf 212 Säulen ruht. Je tiefer die Ciſternen ſind, deſto friſcher erhält ſich das Waſſer darin. 26.

Ciſtercienſer, urſprünglich ein verbeſſerter Zweig des Benedictinerordens, geſtiftet gegen das Ende des XI. Jahrh. von Robert oder Rotbert, einem Edelmanne aus Champagne. Dieſer, ſchon in ſeinem 15. Lebensjahre Mönch in dem Benedictinerkloſter Montier la Celle und wegen ſeines muſterhaften Lebens bald zum Prior deſſelben, nicht lange nachher aber zum Abte des Kloſters St. Michael zu Tonnère erhoben, nahm indeß an der freien und ungebundenen Lebensart, die, eine Folge großer Reichthümer, im Orden zu herrſchen angefangen hatte, Anſtoß. Er verſuchte vergebens die gefallene Zucht wieder herzuſtellen und ging aus Verdruß über die Erfolgloſigkeit ſeines Strebens in ſein erſtes Kloſter zurück, ward nicht lange nachher nach Colan verſetzt, führte von da ſeine Untergebenen in den Wald zu Molesme; verließ ſelbſt dieſen Ort wieder, als reichlich zuſtrömende Gaben auch hier zur Üppigkeit verleiteten, ward aber durch die Reuigen zurückberufen und wanderte mit 20 der Eifrigſten nach Citeaux (welcher Ort von den vielen dort aufgefundenen Ciſternen ſeinen Namen haben ſoll), 5 Stunden von Dijon, und bauete hier vom 2. März des J. 1098 an kleine Cellen. Dieß iſt der erſte Urſprung des nachmals ſo berühmt gewordenen Ciſtercienſerordens, welcher hauptſächlich durch Bernhard d. Heil. (ſ. d. Art.) ſo ſehr an Ausbreitung gewann. Die Farbe ihrer Kleidung war anfänglich ſchwarz oder bräunlich-grau, wurde aber ſchon von Alberich, Robert's Nachfolger, im J. 1109 in weiß mit ſchwarzem Scapuliere verwandelt. Die erſte Beſtätigung erhielt das Neue Kloſter von Citeaux ſchon im J. 1100 vom Papſte Paſchalis II. Faſt in allen Ländern erhoben ſich Ciſtercienſerklöſter und das große Anſehen, in welchem dieſelben ſtanden, war die Urſache, daß es ihnen gelang, ſich Befreiung von der biſchöflichen Aufſicht zu verſchaffen. Im J. 1125 begann der heftige und lange Streit der Ciſtercienſer mit den Cluniacenſern. Zur Erweckung dieſes Streites mochte wohl die gegenſeitige Eiferſucht zwiſchen beiden ſo angeſehenen Orden das Meiſte beigetragen haben. Allein völlig gewiß iſt es, daß er im Laufe der Zeiten um viel weltlicherer Dinge wegen fortgeſetzt wurde; indem die Ciſtercienſer viele Güter beſaßen, welche ehemals den Zehnten an Clugny entrichten mußten, ein Streitpunkt, der erſt im J. 1155 ziemlich gütlich ausgeglichen wurde, nachdem die Cluniacenſer im J. 1150 das Ciſtercienſerkloſter le Miroir aus Erbitterung von Grund aus zerſtört hatten. Im J. 1265 wurde bei Gelegenheit eines Streites, der unter den Mitgliedern des Ordens ſelbſt entſtand, die Haupturkunde, auf welche ſich ſeine Verfaſſung gründete, vom Papſte Clemens IV. in Etwas abgeändert. Doch bezogen ſich dieſe Abänderungen weniger auf die Obſervanzen, als vielmehr auf die Regierungsverhältniſſe und führen von ihrem Urheber den Namen Clementina. Im J. 1289 wurden alle frühern Verordnungen geſammelt und theilweiſe geſchärft. Da man aber allmählig wieder von der Strenge abging, unternahm es Papſt Benedict XII. im J. 1334 die alte Zucht wieder einzuführen. Seine Regel, Benedictina ge-

nannt, wurde 1350 angenommen. Aber schon im J. 1390 waren wieder so viel neue Mißbräuche eingerissen, daß man in diesem Jahre ein Generalcapitel hielt und auf Abstellung derselben dachte; doch erhielten jetzt Abteien, Klöster und sogar einzelne Mönche Eigenthum. Seit dem Anfange des XV. Jahrh. ging auch die streng verbundene Einheit der gesammten Cistercienserklöster in allen Ländern verloren. Bis dahin war Citeaux das Haupt der gesammten Verbrüderung gewesen und dort waren auch alle Generalcapitel gehalten worden. Damals war der Abt von Citeaux das allgemeine Oberhaupt; ihm zunächst standen die Äbte von Clairvaux, la Ferte, Pontigni und Morimand. Außer diesen wählte der Abt von Citeaux noch 4 Definitores und jeder derselben abermals 4 andere, so daß das Generalcapitel oder Gerichtscollegium stets aus 25 Personen bestand. Es dauerte gewöhnlich 5 Tage. Zunächst aber riß sich die spanische Congregation von ihrem Oberhaupte los, als der Cistercienser mönch Martin von Vargas oder Vargas über die Vernachlässigung der alten Regel entrüstet nach Rom wanderte und sich die Erlaubniß auswirkte, in Castilien und Leon 2 Klöster zu stiften. Dieß geschah 1425. Neun Jahre später erhielt er sogar die Erlaubniß, noch 6 Klöster zu gründen. Zwar versuchten die Päpste Eugen IV. und Nicolaus V. die Einigung mit Citeaux wieder herzustellen, aber vergebens. Innocenz VIII. und der König von Frankreich thaten 1487 und 1493 auch das Ihre, die alte Ordnung wieder geltend zu machen; allein jetzt machte Citeaux selbst den Riß größer, indem es alle an andern Orten gehaltene Versammlungen für ungültig erklärte, worauf mehrere Klöster sich durch ihre Fürsten für unabhängig von dem Ordensgenerale erklären ließen. So entstand 1497 unter Protection des Herzogs von Mailand, Ludwig Maria Sforza, die Congregation der Verbrüderung des heil. Bernhard von Toscana und der Lombardei, und mehrere andere besondere Congregationen traten auf, ihre Unabhängigkeit von Citeaux mit Beharrlichkeit durchsetzend. So die römische Congregation durch Gregor XV. bestätigt; die des heil. Bernhard von Calabrien von Urban VIII. gebildet; die Feuillanten, von einer Stadt in der Nähe von Toulouse, Namens Feuillans genannt, welche bald zu einem sehr ansehnlichen Zweige der Cistercienser wurden und der Orden de la Trappe (s. d. Art.). Auch mehrere Ritterorden waren Citeaux unterwürfig als der R. O. von Calatrava, von Alcantara, Montesa, Alfama, von St. Moritz und Lazarus, die Hospitalbrüder von Burgos, vom Flügel des heil. Michael's, der R. O. Christi und der von Aviz. Die Reformation bereitete dem größten Theile der Cisterciensерklöster, die sich bis dahin erhalten hatten, den Untergang und während der franz. Revolution konnten sich nur die in Spanien, Polen, Östreich und in der sächs. Oberlausitz behaupten, wo die Nonnenklöster Marienstern und Marienthal bis jetzt in Ansehen und Blüthe stehen. Die

Cistercienserinnen nämlich sollen nach Chrysostomus Henriquez von der Schwester Bernhard's des Heil., Humbeline, nach Andern von Bernhard selbst gestiftet sein. Welches das erste Frauenkloster gewesen sein mag, läßt sich nicht ermitteln. Trotz der großen Strenge, die in diesen Klöstern herrschte, soll ihre Zahl sich doch bis auf 6000 belaufen haben. Aber im XV. Jahrh. schlich auch in diese mit dem Reichthume Üppigkeit und zügelloses Leben ein. Vorzüglich war dieß in den spanischen der Fall. Eins der reichsten Klöster war das in der Vorstadt St. Antoine zu Paris, dem nebst andern Besitzungen die Vorstadt selbst gehörte. In Italien führte die Äbtissin des Klosters Conversano den Bischofsstab. Im J. 1620 mußten wegen Vernachlässigung aller Sittsamkeit große Verbesserungen vorgenommen werden (s. d. Art. Recollectinnen). Man vgl. Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden, Leipz. 1774. 60.

Citadelle, s. Festung.

Citation (juridisch), die Vorladung des Beklagten oder dessen, der etwas vor Gericht vernehmen soll, zum Unterschiede von der bloßen Benachrichtigung (notification) von dem, was daselbst vorgenommen werden wird oder bereits geschehen ist. Die Vorladungen bestehen entweder in bloßen Erinnerungen und Bestellungen, oder sie sind mit gewissen Androhungen für den Fall des Ausbleibens verbunden. Dergleichen sind 1) Geldstrafen, 2) Ergreifung der Person und endlich 3) der Verlust der Sache; indem man zur Strafe des Ungehorsams entweder die von dem ohne Entschuldigung Ausgebliebenen zu ertheilen gewesene Antwort für bejahend, die vorzubringenden Einreden und Beweise für verloren, oder den zu leisten gewesenen Eid für versäumt ꝛc. ansehen und dem gemäß verurtheilen werde. 3.

Citronat heißt die Frucht des Citronatbaumes, einer Spielart des Citronenbaumes, die walzenförmig, von ansehnlicher Größe und süßem, aromatischem Geschmacke der Schale und des Fleisches ist. Solcher Citronate gibt es mehrere, die große, die glatte Bondolocitronate, die große genuesische, die florentiner, die Judencitronate ꝛc. Die Früchte mit dickerem Fleische werden, nachdem sie erst einige Zeit in Salzwasser, dann in süßem Wasser eingeweicht und in diesem bis zum Aufwallen an das Feuer gebracht worden sind, mit geschmolzenem Zucker oder Syrup übergossen und mit unterschiedlicher Abänderung der Verfahrungsweise, zum Verpacken oder Verschicken vorbereitet. Man hat feuchten und trockenen C., ißt ihn theils als Leckerei, theils gebraucht man ihn als Gewürz und Zuthat zu Pfefferkuchen und anderem Backwerke, oder in den Apotheken zu Magenmorselle. In neuerer Zeit sendet man C. auch eingesalzen von Sicilien aus. 43.

Citronenbaum, Orangen- oder Pomeranzenbaum, lat. citrus, polyandria monogynia L.; franz. citronier. Dieser wichtige aus Asien stammende Obstbaum wird sehr alt (man hat ihn in den Orangerien bis zu 500 Jahre alt) und gedeiht nur in warmen und trockenen Ländern, daher im Freien nur bis zum 45—46° N. B. Man hat an 200 Arten, welche man auf mehrfache Weise classificirt hat. Nach des Citrologen Risso Nomenclatur und System werden sie folgendermaßen eingetheilt: 1) Orangenbaum, lat. citrus aurantium; franz. oranger. Die Früchte dieser Classe, welche an 50 Unterarten zählt, sind fast alle rund, selten eirund, haben ein süßes sehr saftiges Mark und meistens eine rothe oder dunkelgelbe, selten hellgelbe Farbe; hierher gehört auch die Apfelsine. 2) Bigarradenbaum, Pomeranzenbaum lat. c. bigarradia; franz. bigaradier, mit 30 Unterabtheilungen. Die Bäume dieser Classe werden nicht so groß, wie die der vorigen; die Blüthen sind aber größer und wohlriechender. Die Früchte sind rund, zuweilen sphärisch, roth und gelb und haben fast alle saures oder bitteres Mark. 3) Bergamottenbaum, c. bergamia, franz. bergamottier. Diese Classe mit 5 Unterarten hat kleinere, birnförmige oder plattgedrückte, blaßgelbe Früchte mit einem säuerlichen angenehm riechenden Marke. 4) Limettenbaum, lat. c. limetta; engl. limettier, mit eiförmigen oder rundlichen, blaßgelben Früchten und zitzenförmigen Enden mit 8 Unterarten, welche sich zum Theil durch ihre Größe, durch die Dicke der Schale und durch ihr süßliches, schwach saures oder sehr saures Mark unterscheiden. Hierher gehört auch der Adamsapfel. 5) Pompelmusbaum, lat. c. pompelmos; franz. pompelmouse, mit 6 Unterabtheilungen; diese zeichnen sich durch ihre großen Blätter, sehr großen Blüthen und sehr großen rundlichen oder birnförmigen Früchte aus. Das Mark ist bei den meisten nicht sehr saftig, süßlich und wenig schmackhaft. 6) Lumienbaum, lat. c. lumia; franz. lumier, mit 12 Arten; birn- und eiförmige Früchte mit Zitzen, das Fleisch ist süß oder sauer, die Schale oft sehr dick

7) **Limonenbaum**, lat. c. limonus; franz. limonier, 50 Unterarten, kräftiger Baum; Früchte von schöner gelber Farbe, eiförmig, länglich, selten rundlich, glatt oder runzlich und mit Zitzen. Die Schale ist mehr oder minder dünn; das Mark saftig, sehr sauer und schmackhaft. Diese Classe liefert die bekannten Citronen. 8) **Cedratbaum**, lat. c. medica; franz. cedratier oder citronnier, mit 18 Unterarten; schwacher Baum, große warzige gefurchte Früchte, welche viel Fleisch, aber wenig und säuerliches Mark haben. Die Form derselben ist birnförmig, länglich, eiförmig, umgekehrteiförmig, rundlich und kegelförmig, oft gehörnt und zitzenförmig; sie liefern den Cedrat oder Citronat. Hierher gehört auch der von den Israeliten oft Meerapfel genannte Cedrat, den sie bei dem Laubhüttenfeste gebrauchen, cedro degli Ebrei, vulgo pitima. (Vgl. Agrumen.) 19.

Ciudad Rodrigo, Hauptstadt der span. Provinz Salamanca und Grenzfestung gegen Portugal, liegt auf einer Höhe an der Agueda, hat 11000 Einw., welche von Seifen-, Leinen- und Wollenwaarenfabrication leben, hat 8 Kirchen, 9 Klöster und ist der Sitz eines Bischofs. Als Merkwürdigkeit sind 3 mit röm. Inschriften versehene Säulen auf dem schönen Plaza Mayor anzuführen. 1810 fiel die Stadt nach tapferer Vertheidigung durch den General Zerrasti in die Gewalt der Franzosen, welche sie aber am 20. Jan. 1812 an Wellington überlassen mußten. Letzterer erhielt von den Cortes den Titel eines Herzogs von Ciudad Rodrigo und wurde Grand von Spanien. 15.

Civiale (Jean), Doctor der Medicin zu Paris, geb. zu Thiezac im Cantaldepartement im Juni 1792, hat sich durch seine Erfindung, den Blasenstein (s. d. Art.) in der Harnblase zu zerbröckeln und ihn auf dem natürlichen Wege durch die Harnröhre, also mit Vermeidung einer blutigen Operation, aus derselben zu entfernen, eine große Berühmtheit erworben. Bereits im J. 1813 machte ein Deutscher, Professor Gruithuisen in München, auf die Möglichkeit dieses Verfahrens aufmerksam, ohne jedoch seine Idee zu realisiren; ob C. diese Idee vorher gekannt hat oder nicht, ist nicht erwiesen und wird wenigstens von ihm bestritten, genug, im J. 1817 beschäftigte er sich mit Versuchen, den Stein durch Einspritzung auflösender Mittel zu zerstören, da diese aber keinen Erfolg haben konnten, so sann er auf Instrumente, um den Stein in der Blase zu zerstückeln. An dieser Aufgabe arbeitete er mit solchem Ernste und solcher Ausdauer, daß er sich weder durch die Verweigerung einer Unterstützung, um die er beim Minister nachgesucht hatte, die aber durch ein Gutachten der medicinischen Facultät nicht für nöthig erachtet wurde, noch durch die Nothwendigkeit, mit seinen Instrumenten zahlreiche Veränderungen vornehmen zu müssen, so wie durch die vielen Versuche mit denselben an Leichen und Thieren von seinem Vorhaben abhalten ließ, bis ihm endlich im J. 1824 der erste Versuch an Menschen, die sich selbst dazu anboten, gelang. Nun endlich hörte man auf, sein Streben so thöricht zu finden, als es früherhin ausgeschrien war, und schon am 22. März 1824 erkannte eine Commission der Akademie an, „daß diese Entdeckung ruhmvoll für die französische Chirurgie, ehrenvoll für ihren Urheber und trostreich für die Menschheit sei!" — Was die Beschreibung der Erfindung, so wie ihre Anwendbarkeit betrifft, so verweisen wir auf den Art. **Lithotritie**. Als Belohnung für seine Erfindung erhielt C. im J. 1826 6000 Fr. von der Akademie, 1827 den Monthyon'schen Preis von 10000 Fr., 1828 das Kreuz der Ehrenlegion, außerdem erfreut er sich einer sehr einträglichen Praxis, indem reiche Steinkranke, selbst aus entfernten Gegenden, nach Paris reisen, um sich seiner Behandlung unterwerfen zu können. Der König von Schweden hat neulich seine Verdienste durch die Ertheilung des Polarsternordens anerkannt. C. hat seine Erfindung in einer Schrift bekannt gemacht, die 1826 zu Paris unter dem Titel er-

schien: De la Lithotritie, ou du broiement de la pierre dans la vessie. Deutsch ist dieselbe von F. A. Gräfe und von Remer übersetzt erschienen. 39.

Civilis (Claudius), Anführer der Bataver in dem großen Aufstande derselben gegen die Römer in den Jahren 70 und 71 n. Chr. Seine Abstammung, die er, wie Tacitus berichtet, aus königlichem Geschlechte herleitete, und seine Geistesüberlegenheit verschafften ihm bei seinem Volke großen Einfluß, und er wußte diesen zu seinen Zwecken mit vieler Klugheit zu benutzen. Julius Paulus Civilis nämlich, sein Bruder, wurde der Theilnahme an den den Sturz Nero's herbeiführenden Unruhen fälschlich angeklagt, und durch Fontejus Capito hingerichtet. Er selbst aber büßte in Ketten zu Rom den angeblichen Verrath, und erhielt erst von Galba im Jahre 68 n. Chr. seine Freiheit zurück. Dieß, und die Bedrückungen, die sein Volk, Bundesgenossen der Römer, zu erdulden hatte, erzeugte in ihm den Plan zum Abfalle. Die Gelegenheit war günstig, als Vitellius und Vespasianus um die Herrschaft zu kämpfen begannen. Ersterer verordnete bei den Batavern eine Truppenaushebung, bei welcher mancherlei Ungerechtigkeiten vorfielen. C., mit Freuden das allgemeine Murren bemerkend, versicherte sich bei einem Gastmale, welches er in einem heiligen Haine veranstaltet hatte, der Mitwirkung der Edelsten seines Volks, und gewann die stammverwandten Canninefaten durch Gesandte. Brinno, der Anführer derselben, verband sich mit den Friesen, und führte schnell einige glückliche Unternehmungen gegen die Römer aus. Noch stellte sich C. als Freund, als er aber die Maske nicht länger behalten konnte, trat er offen an die Spitze des Unternehmens. Sein erstes Zusammentreffen mit den Römern war ein Sieg, der um so wichtiger war, da durch ihn die deutschen Völker und selbst Gallier aufmerksam wurden. Zwar suchte Flaccus Hordeonius, welcher in Deutschland commandirte, seine Fortschritte aufzuhalten, allein seine 2 Legionen wurden geschlagen; die zu ihnen gehörigen batavischen Cohorten gingen über, und bald darauf erhielt C. neue Verstärkung durch 8 batavische und canninefatische Cohorten, welche bis jetzt die Besatzung von Mainz gebildet hatten, und mehrere deutsche Völker, als Brukterer, Tenchterer u. a. Aus Vorsicht ließ er seine Truppen dem Vespasianus Treue schwören, um nicht als Anführer zu erscheinen; als er aber nach dem Siege des Vespasian bei Cremona den Aufforderungen zur Beendigung des Kriegs nicht Gehör gab, sondern fortfuhr, die Römer in Vetera zu belagern, und bald nachher das Lager bei Gelcuba eroberte, so rückte Vocula mit gallischen Truppen gegen ihn an. Allein diese gingen unter Tutor und Classicus zu C. über; die Legionen am Oberrheine mußten Treue schwören und die in Vetera sich ergeben, die kaiserlichen Insignien wurden von den Feldzeichen abgerissen und ein unabhängiges gallisches Reich proclamirt. C. verstärkte sich fortwährend, und die Macht der Römer schien vernichtet. Allein von allen Seiten her, aus Spanien, Britannien und Italien eilten neue Legionen herbei; Tutor wich zurück; einzelne Bundesgenossen fielen ab, und Cerealis, dem Vespasianus die Herrschaft verdankte, erschien zu Mainz, nahm bald darauf Trier, und schlug den C. in einer hartnäckigen Schlacht zurück. Doch eine römische Flotte wurde durch die Canninefaten vernichtet, eine von Cerealis abgeschickte Reiterabtheilung geschlagen, und C., von Neuem ermuthigt und verstärkt sammelte seine Truppen bei Vetera zu einem entscheidenden Schlage. Aber Cerealis siegte in einer zweitägigen Schlacht, und C. vermochte nicht die Folgen dieses Sieges aufzuhalten; er floh mit Lebensgefahr, und mußte den größten Theil des batavischen Gebiets den Römern überlassen. Zwar wollte er nochmals zur See sein Glück versuchen, gab aber endlich den Vorschlägen des Cerealis Gehör, und schloß einen ehrenvollen Frieden, dessen Bedingungen uns aber nicht bekannt sind. Weitere Nachrichten über die fernern Schicksale des C. mangeln. 22.

Civilisation, Gesittung, ist ein Zweig der Bildung (s. d. Art.) und bedeutet das Fortschreiten eines Volks zu einem geregelten Staatsleben. 9.

Civilliste. Man bezeichnete ursprünglich in England mit diesem Ausdrucke diejenigen Einkünfte, welche dem jedesmaligen Könige beim Regierungsantritte zur Bestreitung des Aufwandes der bürgerlichen Regierung vom Parliamente bewilligt wurden. Es gehörten dazu die Kosten seines Haushaltes und Hofstaates, dann die Unterhaltung der höchsten Beamten, ingleichen die der Gesandten. In neuern Zeiten rechnet man jedoch in den übrigen europäischen Staaten zur Civilliste blos die, von einem Rechnungsjahre zum andern, oder von einem Landtage zum andern im Voraus zu bewilligenden, oder ein für allemal festgesetzten Summen für den persönlichen Unterhalt des Fürsten und seines Hofstaates, mit Ausschluß der eigentlichsten Staatsausgaben. In Staaten, welche keine Stände haben, oder in solchen, wo der Fürst auf hinlängliche Domainen angewiesen ist, gibt es keinen besondern Ansatz für die Civilliste. 17.

Civilrecht, s. Recht.

Civilverdienstorden gibt es gegenwärtig 5 in Europa: 1) der portugiesische, welcher 1170 als Orden de St. Jago da espada zur Beschützung der Pilger nach St. Jago di Compostella gestiftet, 1175 vom Papste bestätigt und im Anfange des XVI. Jahrh. zwischen Spanien und Portugal getheilt wurde. Der spanische blieb geistlich, aber der portugies. wurde 1789 von der Königin Maria in einen C. verwandelt und in 3 Classen getheilt. Das Zeichen beider ist ein roth emaillirtes Christuskreuz, das die Gestalt eines Schwertes (espada) hat und an einem violetten Bande getragen wird. 2) Der würtembergische, gestiftet den 6. Nov. 1806, in 3 Classen. Sein Zeichen ist ein weißes Kreuz mit den Worten: bene merentibus und dem Namenszuge FR in der Mitte und wird an einem schwarzen Bande getragen. Er ertheilt persönlichen Adel. 3) Der C. der baierschen Krone, gestiftet den 27. Mai 1808, in 4 Classen. Das Zeichen ist ein achteckiges weißes Kreuz mit einem Eichenkranze umgeben und in der Mitte dem königl. baierschen Wappen und der Umschrift: virtus et honos. Es wird an einem blauen Bande mit weißer Einfassung getragen und die ersten 3 Classen verleihen persönlichen Adel. 4) Der sächsische, gestiftet d. 7. Juni 1815, in 4 Classen. Das Zeichen ist ein goldnes weiß emaillirtes achteckiges Kreuz mit dem sächs. Wappen, auf der Rückseite mit der Aufschrift: Für Verdienst und Treue. Es wird an einem weißen Bande mit grüner Einfassung getragen. 5) der C. des niederländischen Löwen, gestiftet den 29. Sept. 1815, in 4 Classen. Das Zeichen ist ein weiß emaillirtes Kreuz mit 8 goldnen Spitzen, in der Mitte der Buchstabe W. mit der Umschrift: Virtus nobilitat, und auf der Rückseite der niederl. Löwe. 30.

Register.

	Seite
Beglaubigung	1
Beglaubigungsschreiben	—
Begleitung	—
Begnadigungsrecht	—
Begräbniß	—
Begriff	4
Begrüßung	6
Beguinen	—
Behaim, Martin,	7
Behörden	—
Behr, W. J.,	8
Beichte	—
Beil, J. D.,	—
Beilbrief	9
Beilegen	—
Beiram	—
Beireis, G. Ch.,	—
Beisitzer	10
Beitöne	—
Beiwerk	—
Beiwort	—
Beizen	—
Bekenner	11
Bekker, Balth.,	—
Bel, Dr. A.,	—
Bela	12
Belagerung	13
Belehnung	—
Beleidigung	—
Belemnit	14
Beleuchtung	—
Belgien	—
Belgrad	16
Belliard, A. D.,	17
Belial	—
Belidor	—
Belisar	18
Belladonna	19
Bellarmin, F. R. R.,	20
Belle-Alliance	—
Belleisle, Herzog v.,	21
Bellerophon	—
Belli, Valerio de,	22
Belling, W. S. von,	—
Bellini	—
Bellona	—
Bellovaci	23
Belloy, P. L. B. de,	—
Bell-Rock	—
Belon, Pierre,	—
Belt	—
Belur	—
Belus	—
Beludschistan	—
Belvedere	24
Belzoni, G.,	—
Bem, Joseph,	25
Bembo, Pietro	26
Bemmel	27
Ben	—
Benares	—
Benda	28
Bender	—
Benedict der Heilige	29
Benedict, Päpste,	—
Benedictbeurn	33
Benedictiner Mönche	—
Benedictinerinnen	35
Benedictio	—
Bengalen	—
Bengel, J. A.,	—
Benguela	36
Benin	—
Benjamin v. Tudela	—
Benjowsky, M. A. Graf v.,	—
Benno	37
Benserade, Isaak de,	—
Bentivoglio, Cornelio,	38
Bentley, Richard,	—
Bentzel-Sternau, Graf,	39
Benzenberg, J. Fr.,	40
Benzoë	41
Beobachtung	—
Beranger, P. J. de,	—
Berberei	42
Berbice	—
Berchtesgaden	43
Berchtold, L. Graf v.,	—
Beredtsamkeit	—
Berengar, Herzog,	—
Berengar von Tours	44
Berenger	45
Berenhorst, G. H. v.,	46
Berenice	—
Berennen	—
Beresina	—
Berettini	47
Berg	—
Bergamottöl	49
Bergasse, Nicolas,	—
Bergbau	50
Bergdarstellungskunde	52
Bergen, Kloster,	54
Bergen	—
Berger, Daniel,	—
Berger, Ludwig,	—
Bergerac	55
Berg-Gericht	—
Berghem, Nicol.	—
Bergisches Buch	—
Bergmann, Torbern,	—
Bergprofile	56
Bergrecht	—
Bergregale	—
Bergstraße	—
Bergwerke	—
Bericht	58
Bering	59
Beringsstraße	—
Berkeley, Georg,	—
Berlichingen, Götz v.,	60
Berlin	—
Berliner Münzen	62
Berlinerblau	—
Bermudas	63
Bern	—
Berner Münzen	65
Bernadotte, J. B. J.,	—
Bernard, P. J.,	70
Bernardin de St. Pierre	71
Bernauer, Agnes,	—
Bernburg	—
Berners, Juliane,	72
Bernhard der Heilige	—
Bernhard v. Weimar	73
Bernhard, Berg,	76
Bernhardiner	—
Berni, Francesco,	—
Bernier, François,	77
Bernini, G. L.,	—
Bernis, Cardinal	78
Bernouilli	—
Bernstein	—
Bernstorf	79
Berosus	80
Berquin	81
Berry, Herzog v.,	—
Berry, Herzogin v.,	82
Berserker	84
Berthier, Alexander,	—
Berthollet, Cl. L. Graf,	85
Berthoud, Ferd.,	—
Berton, H. M.,	86
Bertrand, Graf v.,	—
Bertuch, Fr. J.,	—
Beruf	87
Bervic, C. C.,	—
Berwick, Herzog v.,	—
Beryll	88
Berzelius, J. v.,	—
Besatzung	—
Beschaffenheitswort	89
Beschauung	—
Bescheid	—
Bescheinigung	—
Beschicken	90
Beschlag	—
Beschlecht	—
Beschluß	—
Beschneidung	—
Beschreibung	—
Beschreien	91
Beschreitung d. Ehebettes	—
Beschützer d. Glaubens	91
Beschwerde	—
Beschwörung	—
Besessene	—
Besetzung	93
Besichtigung	—
Besitz	—
Besoldung	94
Bespopowzy	—
Bessarabien	95
Bessarion	—
Bessel, Fr. W.,	—
Besser, J. von,	96
Besserungsanstalten	—
Bessières, J. B.	—
Bestandtheile	97
Bestätigung	—
Bestechung	—
Besteuerung	98
Besthaupt	—
Bestimmung d. M.,	—
Bestreichen	100

	Seite
Bestuschew, Graf v.	100
Betel	—
Beten	—
Bethesda	101
Bethlehem	—
Bethlehemiten	—
Bethlen Gabriel	—
Bethmann, Fr. A. C.,	102
Betonung	—
Betrug	103
Bettelmönche	104
Bettelwesen	—
Bettung	105
Beutel	—
Beutelthier	—
Beuteltuch	—
Bevölkerung	—
Bevölkerungspolizei	106
Bewässerung	107
Bewahrungsanstalten	108
Bewegliche Feste	109
Bewegliche Güter	—
Bewegung	—
Bewegung der Erde	111
Beweis	113
Bewußtsein	115
Beza	—
Bezauberung	117
Bezifferung	—
Bezoar	—
Bianchi	—
Bianchini, Fr.	—
Bias	118
Bibbiena, Fern.,	—
Bibel	119
Bibelgesellschaft	—
Bibelübersetzungen	121
Bibelverbot	123
Biber	125
Bibergeil	—
Bibliographie	126
Bibliomanie	127
Bibliothek	—
Bibliothekar	128
Bibra	129
Bicêtre	—
Bidassoa	—
Bidpai	—
Biddle, Joh.,	—
Biebrich	130
Bielshöhle	—
Bienen	—
Bienenrecht	132
Bier	—
Bierbrauerei	134
Biergilden	136
Bièvre, Marquis,	—
Bifang	—
Bigamie	—
Bignon, L. E.	—
Bigott	137
Bijouterie	—
Bilanze	—
Bilboket	—
Bild	—
Bildende Künste	138
Bilderdyk, Wilh.,	139
Bilderschrift	—
Bilderstreit	—
Bildgießer	141
Bildhauerkunst	—
Bildhauerkunst, Gesch. d.	143
Bildhauerstyl	147
Bildniß	149
Bildung	149
Bildungstrieb	151
Biledulgerid	—
Biliner Sauerbrunnen	—
Bill	—
Billard	—
Billington	152
Bilsenkraut	—
Bimsstein	153
Bindewort	—
Bindung	—
Bingen, Bingerloch,	154
Bingham, Jos.,	—
Binnenland	—
Binion	155
Binomisch	—
Biörnståhl, J. J.,	—
Biographie	—
Biologie	156
Bion	—
Biot, J. B.,	—
Birjussen	157
Birken, Siegm. v.,	—
Birkensaft	—
Birma	158
Birmingham	159
Birne, Birnbaum,	—
Biron, Ch. Herzog v.,	161
Biron, E. J. Herz. v. Kurland	—
Bisam	162
Biscaisches Meer	163
Biscaya	—
Bischof	—
Bischofswerder, J. R. v.,	165
Bischöfliche Kirche	166
Bischop, Joh.,	—
Biscuit	—
Bister	—
Bisturi	—
Bithynien	167
Biton und Kleobis	—
Bittererde	—
Bitterkalk	168
Bitterklee	—
Bittersalz	—
Bitterstoff	169
Bittersüß	—
Bitterwasser	—
Bittschrift	—
Bivouak	170
Blak, Joseph,	—
Blackfischbein	171
Blackstone, Will.,	—
Blaffert	172
Blake, Robert,	—
Blanchard, Fr.,	—
Blanchet, Th.,	173
Blanco	—
Blangini, G. M. M. F.,	—
Blankenburg, C. F. v.,	174
Blankhof, J. T.,	—
Blasebalg	—
Blasenstein	175
Blasinstrumente	176
Blasonniren	—
Blasphemie	—
Blatt	—
Blattern	178
Blattgold	179
Blattsilber	180
Blaue Berge	—
Blauer Montag	—
Blaufarbenwerke	—
Blausäure	182
Blech	184
Blechhammer	—
Blei	185
Bleichen	188
Bleichsucht	189
Bleichwasser	190
Bleikolik	—
Bleistift	—
Blende	191
Blendungen	—
Blenheim	—
Bles, Heinrich de,	—
Blick	—
Blindheit	192
Blindheit der Pferde	194
Blindschleiche	195
Blitz	—
Blitzableiter	—
Blitzröhren	196
Blitztafel	—
Blockhaus	—
Blocksberg	197
Blödsinn	—
Bloemaert, Abr.,	—
Blokade	198
Bloomfield, Robert,	199
Blondel	199
Blonden	—
Blücher, G. L. v.,	200
Blum, J. Ch.,	203
Blumauer, Aloys,	—
Blume	—
Blumen, künstliche	205
Blumenbach, J. Fr.,	—
Blumenhagen, P. W. G. A.,	—
Blumenhandel	206
Blumenorden	—
Blumensprache	—
Blut	207
Blutegel	209
Blutfarbestoff	210
Blutgefäße	—
Blutgericht	211
Bluthochzeit	—
Blutkrankheit	—
Blutrache	—
Blutregen	212
Blutschande	—
Blutsfreundschaft	213
Bluttaufe	—
Blutung	—
Blutzehend	214
Boa	—
Bobbinet	—
Boccaccio	215
Boccage, M. A. du,	216
Boccherini, Luigi,	—
Bochart, Samuel,	217
Bocklet	—
Bocksbeutelei	—
Bode, J. E.,	—
Boden	218
Bodensee	—
Bodenzins	219
Bodley, Thomas,	—
Bodmer, Joh. Jac.,	—
Bodmerei	220
Bodoni, Giamb.,	—
Boegsprit	221
Böhm, Jacob,	222
Böhmen	223
Böhmer, Just H.,	225
Böhmische Sprache	226

	Seite
Bönhasen	226
Böotien	—
Börhaave, Hermann,	—
Börne, Ludw.,	227
Börse	228
Böschung	—
Boëthius, A. M. T. S.,	—
Böttger	229
Böttiger, K. A.,	230
Bog	231
Bogdanówitsch	—
Bogdo	—
Bogen	—
Bogeninstrumente	232
Bogenstellung	—
Bogenstrich	—
Bogomilen	233
Bogota, Santa Fé de,	—
Bohemund	—
Bohnen	235
Bohnenberger, J. G. F.,	—
Bohse, August,	—
Bojardo, M. M.,	236
Bojaren	—
Boje	—
Boji	—
Boileau, Nicol.,	237
Boisserée'sche Gemäldesammlung	238
Bolero	239
Boleyn, Anna,	—
Bolingbroke	241
Bolivar, Simon,	242
Bolivia	244
Bollandisten	245
Bollmann, Erich,	—
Bollwerk	246
Bologneserfläschchen	—
Bolus	—
Bombai	—
Bombardement	—
Bombardier	248
Bombassin	—
Bombast	—
Bombe	—
Bomberg, Daniel,	250
Bonaventura	—
Bonbon	251
Bonchamp, A. de,	—
Bondu	252
Boner, Ulrich,	—
Bonifacius, Apostel d. D.	—
Bonifacius, Päpste,	253
Bonitiren	255
Bonnet	—
Bonneval, C. A. von,	256
Bonpland, Aimé,	257
Bonstetten, K. V. v.,	—
Bontekoe, Cornel.,	258
Bonzen	—
Boot	—
Bootes	—
Bora, Kathar. v.,	259
Borax	—
Bord	—
Borda, J. Ch.,	260
Borda'scher Kreis	—
Bordeu, Th. de,	261
Bordone	—
Boreas	262
Borelli, J. A.,	—
Borghese	—
Borghesischer Fechter	—
Borgia	263
Born, J. Edler von,	264
Borneo	265
Borodino	—
Borowski, L. E. v.,	—
Borromäische Inseln	266
Borromeo, Karl,	—
Borstell, L. G. L. v.,	—
Borzone, Luc.,	267
Boscan-Almogaver	—
Boscowich, R. J.,	268
Bosnien	—
Bosporus	269
Bosquet	—
Bosse, Abraham,	—
Bossi, Giuseppe,	—
Bossiren	270
Bossuet, J. B.,	—
Bostandschi	271
Bostellen	272
Botanik	—
Botanische Gärten	278
Botanybai	—
Bote	—
Both	279
Bothnischer Meerbusen	—
Botocudos	—
Botschafter	—
Bouchardon, Edmé,	—
Boucher, Jean,	280
Boucher, Alexander,	—
Boudewyns, A. F.,	—
Boudoir	281
Boufflers, Duc de,	—
Bougainville, L. A. v.,	—
Bouguer, Pierre,	282
Bouillé, F. C. A. v.,	—
Bouillon, Gottfr. v.,	283
Boulevards	—
Boulton, Matthew,	284
Bourbon, Familie,	—
Bourbon, Herzog v.,	285
Bourbon, Insel,	286
Bourbon, Städte,	—
Bourdaloue, Louis,	—
Bourdon, Seb.,	287
Bourgelat, Claude,	—
Bourignon, Ant.,	—
Bournont, Graf v.,	288
Bourrienne, L. A. F. de,	289
Bourrit, M. Th.,	290
Boussole	291
Bouterwek, Frdr.,	—
Bouvet, Joachim,	—
Boxen	—
Boydell, John,	292
Boyeldieu, Adrian,	—
Boyer	—
Boyle, Robert,	293
Braake, Brake,	294
Brabant	—
Brache	—
Brachmann, K. Louise,	—
Bracteaten	295
Bradley, James,	—
Bräune	296
Braga	—
Braganza	—
Brahe, Tycho de,	—
Brahma	298
Brahmanen	299
Brahus	—
Brakenburg	—
Bramante, F. L.,	—
Bramaputra	300
Bramer, Leonhard,	300
Brand	—
Brandenburg	302
Brander	—
Brander, G. Fr.,	—
Brandes, J. Chr.,	—
Brandmal	303
Brandröhren	—
Brandsalbe	—
Brandschatzung	—
Brandstiftung	304
Brandt, Sebastian,	305
Brandung	—
Brandversicherungen	306
Brantome	—
Branntwein	—
Brasilien	308
Brasilianische Münzen	313
Brasilienholz	—
Brassen	—
Bratsche	—
Braun	—
Braunkohle	314
Braunschweig	315
Braunschweig, Stadt,	319
Braunschweiger Münzen	320
Braunstein	321
Braut	321
Brauwer, Adrian,	322
Bravo	—
Brawe, J. W. von,	—
Brechbarkeit	323
Brechmittel	—
Brechung, in der Musik,	—
Brechung der Lichtstrahlen	324
Brechwein	325
Bredow, G. G.,	—
Bree, van,	—
Breenberg, Barthol.,	326
Breguet, A. L.,	—
Breislak, Scipio,	—
Breite, geogr.,	—
Breitenfeld	—
Breitinger, Joh. Jac.,	—
Breitkopf, J. G. J.,	327
Bremen	328
Bremer Münzen	329
Bremse	—
Bremswerk	—
Brennglas	—
Brennpunkt	330
Brennspiegel	331
Brennstoff	332
Brennus	—
Brennweite	333
Brenta	—
Brentano, Cl.,	—
Bresche	334
Bretagne	—
Bretschneider, H. G. von,	—
Bretschneider, K. Gottl.,	335
Breßner, Chr. Fr.,	336
Breughel	—
Breve	—
Brevier	337
Breyhan	—
Briareus	—
Brief	—
Briefstaube	340
Brigade	—
Brigantine	—
Briggs, Henry,	—
Brighella	341
Brigitte u. Brigittenorden	—

	Seite
Brillant	342
Brillen	—
Brinkmann, K. G. von,	343
Briseis	—
Brissot, Peter,	—
Brissot, J. P.,	—
Britannicus, Cl. Tib.	344
Britannien	—
Brizzi, Francesco,	—
Brocardica	345
Brocken	—
Brockes, B. H.,	—
Brockmann, J. F. H.,	346
Brockmannen	—
Brod	—
Brodbaum	348
Brodbrechen	—
Broeder, Chr. G.,	—
Broek	—
Broglio	—
Brokat	350
Bromatologie	—
Bronckhorst	—
Bronner, Fr. X.,	351
Bronze	—
Bronziren	—
Broschiren	352
Brosses, Ch. de,	—
Brouckeres, Ch. de,	353
Brougham, Henry,	—
Brouillon	354
Broussais, F. J. V.,	—
Broussonnet, P. M. A.,	—
Brown, John,	355
Browne, Robert,	—
Browne, U. M. Graf v.,	356
Bruce, James,	—
Bruch	357
Bruch, medicin.,	358
Bruchsal	360
Brucker, Jakob,	—
Bructerer	361
Brücke	—
Brückenau	364
Brüder, böhmische,	—
Brüder und Schwestern des freien Geistes	369
Brüderschaften	—
Brüggler Secte	370
Brühl	371
Brühl, H. Graf v.,	—
Brühl, Fr. Al. Graf v.,	372
Brühl, K. F. M. Graf v.,	—
Brüssel	373
Brüstung	—
Brüten	374
Brugmans, S. J.,	—
Brumaire	375
Brun, Heinrich,	—
Brun, Friederike,	—
Brunck, R. F. Ph.,	—
Brune, G. M. A.,	376
Brunehild	377
Brunellesco, Filippo,	—
Bruniren	378
Brunnen	—
Brunnen, Dorf,	380
Brunner, Joh. C.,	—
Bruno	—
Bruno, Giordano	381
Bruns, Paul Jacob,	—
Brust	382
Brustwehr	—
Brustwerk	—
Bruttii	383
Brutto	—
Brutus, L. J.,	—
Brutus, Marc. J.,	—
Bruyn, C. de,	384
Bruys, Peter von,	—
Bubastis	—
Bubna, Ferd. Graf v.,	385
Bucanier	386
Bucentoro	—
Bucer, Martin,	—
Buch	388
Buch, Leop. von,	—
Buchanan, Georg,	—
Bucharei	390
Buchbinder	391
Buchdruckerkunst	392
Buchhalten	396
Buchhandel	397
Buchner, August,	398
Bucholz, A. H.,	—
Bucholz, Chr. Frdr.,	399
Buchschulden	—
Buchstaben	400
Buchstabenrechnung	401
Bucht	402
Buckingham, G. V. v.,	403
Buckink, Arnold,	—
Budde, Joh. Fr.,	—
Buddha	—
Budget	404
Budjatingerland	—
Bücherverbot	—
Büchse	405
Bückeburg	—
Bückler, Johann,	—
Bührlen, Fr. Ludw.,	406
Bülow, Fr. W. Graf v.,	—
Bülow, A. H. D. Frhr. v.,	408
Bülow, G. Ph. von,	409
Bülow, H. Freiherr von,	410
Buenos Ayres	—
Buen Retiro	411
Bürg, J. Tob.,	412
Bürge	—
Bürger	—
Bürger, G. Aug.,	413
Bürgi, Justus,	415
Bürgschaft	416
Büsch, Joh. G.,	—
Büsching, A. Fr.,	417
Büste	418
Buffon, G. L. L. Graf v.,	—
Buffone	419
Bug	420
Bugenhagen, Joh.,	—
Bugge, Thomas,	422
Buggisen	—
Bugsiren	—
Bujukdere	—
Bukarest	—
Bukowina	423
Bularchos	—
Bulgaren	—
Bulgarin, Thadd.,	423
Bull	—
Bulle	424
Bulletin	425
Bullinger	—
Bullion	—
Bulwer, E. E. L.,	426
Bund	—
Bundeslade	427
Bundschuh	428
Bunik, Joh.,	—
Buonaparte, Familie,	—
Buonaparte, Napoleon,	429
Buonaparte, Joseph,	457
Buonaparte, Lucian,	458
Buonaparte, Ludwig,	459
Buonaparte, Hieronymus,	460
Buonarotti	461
Buquoy, G. L. Graf v.,	—
Buräten	462
Burchiello	—
Burckhardt, J. L.,	—
Burdet, Sir Francis,	463
Bureau	464
Burg	465
Burgbann	—
Burgfriede	—
Burggraf	466
Burglehn	—
Burgmair, Hans,	—
Burgund	—
Buridan, Joh.,	468
Burke, Edmund,	—
Burken	470
Burlesk	—
Burmann	—
Burmann, G. W.,	471
Burney, Dr. Ch.,	—
Burns, Robert,	—
Burnu	472
Burschе	—
Burschenschaft	—
Burtscheid	474
Busaco	—
Busbec, A. G. von,	—
Buschetto	—
Buschmänner	475
Busembaum, Herrm.,	—
Busiris	—
Buße	—
Bußtag	476
Bustrophedon	477
Butan	—
Bute J. St. Graf,	—
Butler, Samuel,	478
Butter	—
Buttlerische Rotte	480
Buttmann, K. Ph.,	—
Buwaihiden	—
Burhöwden, F. W. Graf v.,	481
Burtorf	—
Buzot, F. L. N.,	482
Byng	483
Byron, John,	—
Byron, G. G.,	484
Byssus	485
Byzantinische Literatur	486
Byzantinisches Reich	487
Byzanz	496

C.

	Seite
C	496
Cabale	497
Cabane	—
Cabanis, P. J. G.,	—
Cabaletta	498
Cabeſtan, W. von,	—
Cabeza-Velloza	—
Cabinet	—
Cabinetsbefehle	499
Cabinetsjuſtiz	—
Cabochon	—
Cabot, Sebaſtiano,	—
Cabotage	500
Cabral, P. A.,	—
Cacadu	—
Cacao	—
Cachet, lettres de,	501
Cactus	—
Cacus	—
Cadamoſto, Luigi da,	502
Cadaval, Herzog von,	—
Cadenz	503
Cadet	504
Cadiz	—
Cadmium	505
Cadoudal, George,	—
Caduc	506
Caduceus	—
Caducrecht	—
Caducci	—
Cadus	507
Cäcilie	—
Cälius, Aurelianus,	—
Cämentation	—
Cäſalpinus	508
Cäſar, Caj. Jul.,	—
Cäſarianer	513
Caesaropapia	—
Caestus	—
Cäſur	—
Caffee	—
Cagliari, Paolo,	514
Caglioſtro, A. Graf v.,	515
Cagots	516
Caille, N. L. de la,	—
Cailliaud, Fréderic,	517
Caillié, René,	518
Cairo	—
Cajaputöl	—
Cajetanus	519
Cajus, Titius,	—
Calabria	520
Calande	—
Calas, Jean,	—
Calatrava	521
Calau, Benjamin,	—
Calciniren	—
Calcio	522
Calculator	—
Calcutta	—
Caldara	523
Calderari	—
Calderon, Don Pedro,	—
Caldiero	534
Caledonier	525
Calembourg	—
Caliari	—
Caliber	—
Californien	—
Caligula, C. J. C. G.,	526
Calixtiner	527
Calixtus, Päpſte,	—
Calixtus, Georg,	529
Calkar, Joh. von,	531
Calkoen	—
Call, Jan van,	—
Callaeci	—
Callenberg, J. H.,	—
Callico	532
Calliſen, Heinr.,	—
Callot, Jacob,	—
Callus	533
Calmar	—
Calmet, Dom Aug.,	534
Calmoucks	—
Calmus	—
Calomarde, Fr. X.,	—
Calomel	535
Calonne, Ch. A. de,	—
Calorimeter	536
Calottiſten	—
Calovius, Abr.,	—
Calpe	537
Calprenede	—
Calpurnius Siculus	—
Calquiren	—
Calumnie	—
Calvarienberg	538
Calvarienorden	—
Calvart, Denis,	—
Calvinus, Johann,	—
Calviniſten	540
Calviſius, Seth,	—
Camaldulenſer	—
Camarilla	542
Camayeu	—
Cambaceres, J. J. R.,	—
Cambert	543
Cambiaſo, Luca,	—
Cambium	—
Cambon, Joſeph,	544
Cambrai	—
Cambronne, P. J. E. von,	—
Camee	545
Camelot	—
Camera	—
Cameraliſtik	546
Camerarius, Joach.,	547
Camerarius, Rud. J.,	548
Cameronianer	—
Camillus, M. F.,	549
Camiſarden	—
Camönen	550
Camoens, L. de,	—
Campan, J. L. H.,	552
Campanella, Thom.,	—
Campanerthal	553
Campanien	—
Campbell	—
Campbell, Thomas,	554
Camp de Jales	—
Campe, Joachim H.,	—
Campecheholz	555
Campegius, Laur.,	—
Campen, Kloſter-,	556
Camper, Peter,	—
Camperduin	557
Campher	—
Campio	558
Campo-Formio	—
Campomanes, P. R. v.,	559
Campo-ſanto	—
Camuccini, Vinc.,	—
Camus, Armand Gaſton,	560
Canada	—
Canal	561
Canal, der,	563
Canarienſect	565
Canarienvogel	—
Canariſche Inſeln	—
Canaſter	566
Cancellen	—
Cancrin, Graf v.,	—
Candelaber	567
Candelberg	—
Candidat	—
Candil	—
Candis	—
Canevas	—
Caniſius, Petrus,	568
Canitz, F. R. L. von,	—
Cannabich, J. G. F.,	—
Cannae	569
Canneliren	—
Cannibalen	—
Canning, George,	—
Cano, Alonſo,	571
Canoſſa	—
Canot, Pierre Cl.,	—
Canots	—
Canova, Antonio,	—
Canſtein, K. H. von,	573
Cantabile	—
Cantabri	—
Cantarini, Simon,	—
Cantaro	—
Cantate	—
Cantilena	—
Canto	—
Canton	—
Canton, John,	574
Cantonniren	—
Canzone	—
Cap	575
Capacität	—
Capella, M. M. F.,	—
Capella, Stern,	—
Capelle, G. A. B. Baron,	—
Caper	576
Capet, Hugo,	—
Capetinger	577
Capillarität	—
Capiſtrano, J. von,	—
Capitain	578
Capital	—
Capitalrente	—
Capitalverbrechen	579
Capitel	—
Capitolium	—
Capitulation	—
Capland	580
Capo d'Iſtrias, J. A. v.,	581
Capo d'Iſtrias, J. M. Aug.,	584
Capo d'Iſtrias, Viaro,	585
Capommière	—
Cappel	—
Caprara, Joh. B.,	586
Capriccio	—
Caprification	—
Capturbefehl	—

	Seite
Capuziner	586
Caput mortuum	587
Carabiner	—
Carabiniers	—
Caracalla, M. A. A. B.,	—
Caracole	589
Caraiben	—
Caravaggio, Pol.,	—
Caravaggio, M. A. A.,	—
Carbonari	590
Carbunkel	591
Carcaſſen	—
Cardamom	592
Cardano, Geronimo,	—
Carden- oder Walkerdiſtel	593
Cardinal	—
Cardinoide	594
Carfunkel	—
Cargo	—
Caricatur	—
Carignan	595
Carillon	—
Cariſſimi, Giac.,	—
Carlone	—
Carlos, Don,	—
Carlos, Don Maria Iſidoro,	596
Carlowitz, Stadt,	597
Cargmagnole	598
Carmeliter	—
Carmer, J. H. C. von,	—
Carmin	599
Carminativa	—
Carmontelle	600
Carmoſiren	—
Carn	—
Carnation	—
Carneol	—
Carneval	—
Carnies	601
Carnot, L. N. M.,	—
Carnutes	602
Carolina	603
Caroſſelli, Angelo,	—
Carotten	—
Carové, Fr. Wilh.,	—
Carpi	604
Carpi, Hugo da,	—
Carpzov, Benedict,	—
Carpzov, Joh. Gottl.,	—
Carracci	—
Carrara	605
Carrier, J. B.,	—
Carro, Jean de,	606
Carrouſſel	—
Carronaden	607
Carſtens, A. Jac.,	—
Cartel	—
Carteret, Philipp,	—
Carteſianiſche Teufelchen	608
Carteſius, Renatus,	—
Carthäuſer	610
Carthago	611
Cartier, Jacques,	612
Carton	613
Cartouche	—
Cartouche, L. D.,	—
Cartwright, Edm.,	614
Carus, M. Aur.,	—
Caſanova, Giov.,	—
Caſanova de Seingalt	—
Caſaubon, Iſaak,	615
Caſcade	616
Casco	—
Caſematten	616
Caſerne	—
Caſino	617
Caſſano	—
Caſſation	618
Caſſationsgericht	—
Caſſel	619
Caſſia	620
Caſſianus, Joh.,	621
Caſſini	—
Caſſinoide	624
Caſſiodorus, M. A.,	—
Caſſius Longinus	—
Caſtagnetten	—
Caſtagno, Andr. del,	625
Caſtaldi, Pamfilo,	—
Caſtanos, Fr. X. de,	—
Caſtel, L. B.,	—
Caſtellan	626
Caſtelli, Bened.,	—
Caſtelli, Joh. Frdr.,	—
Caſtellio, Sebaſtian,	—
Caſtello	—
Caſtellus, Edmund,	627
Caſti, Giamb.,	—
Caſtiglione	—
Caſtiglione, B. Graf,	628
Caſtilien	—
Caſtlereagh, H. R. S.,	—
Caſtrametation	629
Caſtration	630
Castrum doloris	—
Caſualreden	631
Caſuar	—
Caſuiſtik	—
Caſus	632
Cat, Cl. Nic. de,	—
Catalani, Angelica,	—
Cataläuniſche Ebene	633
Catalonien	—
Cataſter	—
Catel, Ch. Simon,	—
Catenen	—
Catilina, L. S.,	—
Catinat, Nic. von,	636
Cato, Marcus Portius sen.,	637
Cato, M. P. jun.,	638
Cato, Dionyſius,	640
Cato, Valerius,	—
Cato, Jacob,	—
Catullus, C. V.,	—
Caudiniſche Päſſe	—
Caulaincourt	641
Cauſalität	—
Cautel	642
Cauterium	—
Caution	—
Cavaceppi, Barthol.,	643
Cavalcanti, Guido,	—
Cavalier	644
Cavalier, Jean,	—
Cavallerie	—
Cavallieri, Fr. B.,	—
Cavata	—
Cave, William,	—
Cavendiſch, Th.,	645
Cavendiſh, Henry,	—
Caviar	—
Caxton	646
Cayenne	—
Caylus, Graf von,	—
Cazette, Jacques,	647
Cebes	—
Cecco d'Aſcoli	—
Cecil, William,	648
Ceder	—
Cedille	649
Cediren	—
Cekrops	650
Celebes	—
Cellarius, Chr.,	—
Cellini, Benven.,	651
Celſius	652
Celſus, A. C.,	—
Celſus	653
Celten	—
Celtes Protucius, C.,	654
Celtiberier	655
Cement	—
Cenci	—
Cenomanen	—
Cenotaphium	—
Cenſor	—
Cenſorinus	656
Cenſur	—
Cenſus	657
Centauren	—
Centgerichte	658
Centimanen	—
Centime	—
Centner	—
Cento	659
Centralbewegung	—
Centralfeuer	660
Centralunterſuchungscommiſſion	—
Centralverwaltung	661
Centrum	—
Centumviri	—
Centurien	662
Centurien, Magdeburger,	—
Cephalonien	—
Cephalus	—
Cepheus	663
Cerachi, Joſeph,	—
Cerberus	—
Cerdo	—
Cerebralſyſtem	—
Ceremonie	—
Ceremoniel	—
Ceres, Göttin,	664
Ceres, Stern,	665
Cerigo	666
Cerinthus	—
Cerquozzi, M. A.,	—
Certe-Partie	—
Certioration	—
Cerutti, J. A. J.,	—
Cervantes Saavedra	—
Ceſalpini, Andr.,	668
Ceſarotti, Melchior	—
Ceſſion	669
Ceſtus	—
Cevallos, Don Pedro,	—
Ceylon	—
Chabert, J. B. von,	670
Chabot, Franc.,	—
Chabrias	671
Chactaws	—
Chadidſcha	672
Chäronea	—
Chagrin	—
Chalcedon	—
Chalcedon, Stein,	—
Chaldäa	—
Chaldäiſche Chriſten	673
Chalif	—
Chalkographie	676

	Seite
Chalkokondylas, L.,	677
Chalkondylas, Dem.,	—
Chalotais, L. R. de la,	—
Chalouppe	—
Chalumeau	—
Chamade	—
Chamäleon	678
Chamaven	—
Chambers, Ephr.,	—
Chambre ardente	—
Chambre introuvable	—
Chamfort	679
Chamisso, L. A. von,	—
Chamomille	680
Chamounithal	—
Champagne	681
Champagne, Philippe de	—
Champ d'Asile	—
Champeaux, W. von,	—
Champignon	—
Champion	—
Champlain, S.,	—
Champollion, J. Fr.,	682
Chamsin	—
Chan	—
Chancellor, Rich.,	683
Chantelauze	—
Chantrey, Fr.,	684
Chaos	—
Chapelain, Jean,	—
Chapelier, J. R. G. le,	—
Chapelle, Cl. Em.,	685
Chappe d'Auteroche	—
Chappe, Claude	686
Chaptal, J. A. C.	—
Charade	687
Charadsch	—
Charakter	—
Chardin, Jean,	689
Chardin, J. B. S.,	—
Chares	—
Charette de la Contrie	—
Charfreitag	690
Chargé d'affaires	—
Charité	—
Charitinnen	691
Chariton	—
Charivari	—
Charlatan	—
Charles, J. A. C.,	—
Charlier, Ch.,	—
Charlotte Auguste	692
Charlottenbrunn	693
Charnier	—
Charon	—
Charondas	694
Charost, Herzog von	—
Charpentier, M. A.,	—
Charpie	695
Charta magna	—
Charte	—
Charte constitutionelle	—
Charybdis	696
Chassé, D. H. von,	697
Chassidäer	698
Chasteler, J. G. von,	—
Chatam	699
Chateaubriand, Fr. A.,	—
Chatel, Jean,	703
Chatelet, G. E. von,	—
Chatoulle	—
Chatterton, Thomas,	—
Chaucer, Geoffroy,	704
Chauci	705
Chaudet, A. D.,	706
Chauliac, Guy von	—
Chaulieu, G. A. de	—
Chaumette, P. G.,	—
Chaussee	707
Chauveau-Lagarde	—
Chaux-de-Fonds	—
Chaves, Em. von,	—
Chazaren	710
Checks	—
Chelius, M. J.,	—
Chemiatrie	711
Chemie	—
Chemnitz	718
Chemniz, Martin,	—
Chenier, M. J. de,	719
Chenille	720
Cherburg, E. H.,	—
Cherokesen	721
Chersonesus	—
Cherub	—
Cherubini	—
Cherusker	722
Cheselden, William	—
Chesterfield, Graf von,	—
Cheveaux legers	723
Chezy, Wilhelmine von,	—
Chiabrera	—
Chiaramonti	724
Chiaroscuro	—
Chickasaws	—
Chiffre	—
Childebert	—
Childerich	—
Chile	725
Chiliarch	726
Chiliasmus	—
Chilperich	727
Chimäre	728
Chimborazo	—
China	—
China, Chinarinde	733
Chinesische Sprache	735
Chios	737
Chipewyer	738
Chiragra	—
Chirographarisch	—
Chiromantie	—
Chiron	739
Chironomie	740
Chirurgie	—
Chisr	742
Chladni, E. F. F.,	—
Chlodomir	743
Chlodowig	744
Chlopicki, Joseph,	745
Chlor	747
Chlotar	749
Choc	750
Chocolade	—
Chodowiecki, D. N.,	751
Choerilus	752
Choiseul, Herzog von,	—
Choiseul-Stainville	753
Cholera	754
Chondemir	759
Chopin, Fr.,	760
Chor	—
Choral	761
Choraffan	—
Choregraphie	—
Chorherr	762
Choriambe	—
Choris, Ludwig,	—
Chorographie	762
Chorton	—
Chosru	—
Chotek, K. Graf von	765
Chouans	—
Chowaresm	766
Chrestiens de Troyes	—
Chrie	—
Chrisma	—
Christ, Joh. Frdr.,	—
Christenthum	767
Christian, Apostel,	770
Christian, Könige,	—
Christiania	778
Christina	779
Christoph der Große	780
Christoph, Könige,	781
Christoph, Herzog von B.,	—
Christoph, Herzog von W.,	782
Christoph, Kaiser,	783
Christus	—
Christusorden	—
Chrom	—
Chromatisch	784
Chroniken	—
Chronisch	785
Chronogramme	—
Chronologie	—
Chronometer	786
Chrysippus	—
Chrysolith	787
Chrysoloras, Man.,	—
Chrysopras	—
Chrysostomus	—
Chrzanowski, A. von,	790
Chur	—
Church, Richard	—
Churchill, Ch.	791
Churfürst	—
Chylus	795
Chymus	—
Cibeben	796
Cibolium	—
Cicero, Marc. Tull.,	—
Cicerone	799
Cichorie	—
Cicisbeo	800
Cicognara	—
Cid, Don Rodrigo	—
Cider	802
Cigarros	—
Cignani	—
Cignani, Carlo,	—
Cignaroli, Giamb.,	—
Cilicien	803
Cilicium	—
Cimabue, Giov.,	—
Cimarosa, Dom.,	—
Cimbern und Teutonen	804
Cimon	805
Cincinnatus, L. Q.,	—
Cinna, L. C.,	806
Cino da Pistoja	—
Cinque Ports	—
Cintra	—
Cipriani, G. B.,	807
Circe	—
Circensische Spiele	—
Circipaner	—
Circulation	—
Circumcellionen	808
Circumflex	—
Circumvallationslinien	—
Circus	808

	Seite
Circaſſien	809
Cirkel	—
Cis	—
Ciſalpiniſche Republik	—
Ciſeliren	—
Ciſio	—
Ciſrhenaniſche Republik	—
Ciſſoide	810
Ciſterne	810
Ciſtercienſer	—
Ciſtercienſerinnen	811
Citadelle	—
Citation	812
Citronat	—
Citronenbaum	—
Ciudad Rodrigo	813
Civiale, Jean,	813
Civilis, Claudius	814
Civiliſation	815
Civilliſte	—
Civilrecht	—
Civilverdienſtorden	—

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064064288

Digitized by Google

Digitized by Google